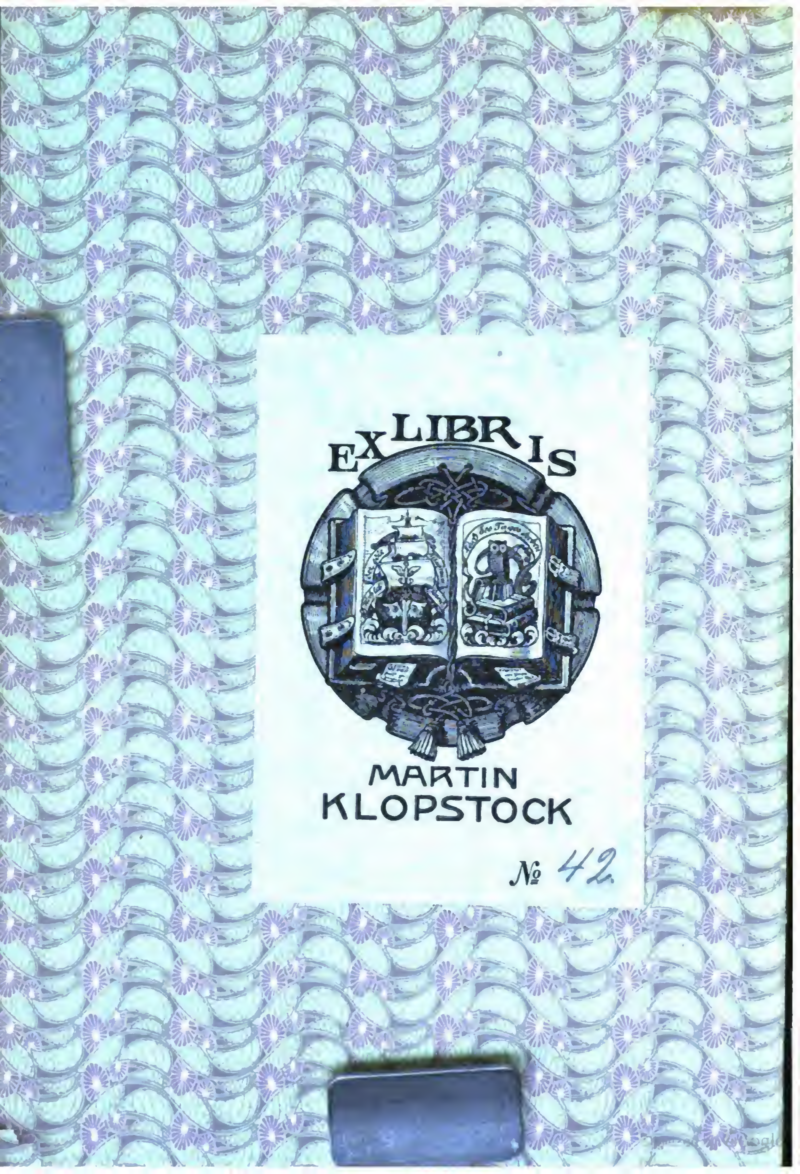


Sozialistische Monatshefte

FV



EX LIBRIS
MARTIN
KLOPSTOCK
№ 42.





SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE

HERAUSGEGEBEN VON J. BLOCH

1905 · I' BAND · JANUAR BIS JUNI

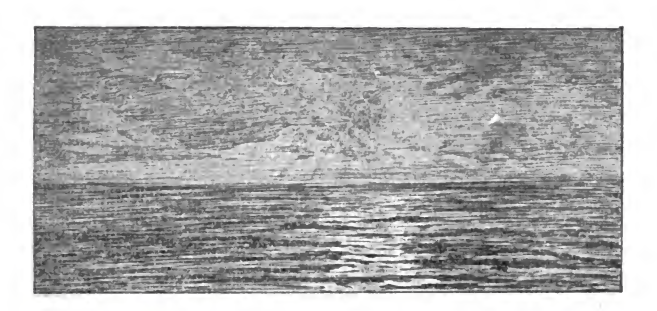




VERLAG DER SO-
ZIALISTISCHEN
MONATSHEFTE
G·M·B·H· IN
BERLIN SW. 19



DIE *Sozialistischen Monatshefte* sind, ihrem Programm entsprechend, ein freies Diskussionsorgan für alle Anschauungen auf dem gemeinsamen Boden des Sozialismus. Die Redaktion kann sich mithin nicht mit dem Inhalt aller Ausführungen einverstanden erklären, denen sie Raum gewährt; sie verzichtet darauf, ihre gegenteilige Stellungnahme in einem besondern Falle durch Anmerkung zu dokumentieren.



IX. JAHRGANG / DES SOZIALISTISCHEN AKADEMIKERS XI. JAHRGANG / I. BAND

INHALTSVERZEICHNIS

Jean Allemane · Louise Michel 58
Max Baginski · Gerhart Hauptmann unter den schlesischen Webern 150
Eduard Bernstein · Ist der politische Streik in Deutschland möglich? 29
— Nach dem Preussentag 122
— Über Bernard Shaw 210
— Revolutionen und Russland 289
— Gewerkschaftswesen und soziale Auslese 401
— Von einem Totgesagten 495
Julius Bruhns · Zur Neuorganisation der Partei 481
Richard Calwer · Russland 111
Eduard David · Der Reichskanzler und die Sozialdemokratie . . . 11
Ernst Deinhardt · Gewerkschaftliche Unterrichtskurse 438
Gabriel Deville · *Revolutionärer* und *reformistischer* Sozialismus in Frankreich 17
Adolph von Elm · Der Boykott als Waffe im wirtschaftlichen Kampf 37
— Gewerkschaften und Genossenschaften 379
August Erdmann · Sozialdemokratie und Religion 511
Anton Fendrich · Zur Frage der Jugendliteratur 321
Konrad Fink · Vom Bäckergewerbe 335
Edmund Fischer · Die Frauenfrage 258
— Die Familie 532
Ladislaus Gumplowicz · Das russische Kaisertum und die Revolution 225
Friedrich Hertz · Die *schwarze Gefahr* in Amerika 139

Otto Hue · Über den Generalstreik im Ruhrgebiet 201
— Zur Geschichte der christlichen Gewerkvereine 388
Emma Ihrer · Die proletarische Frau und die Berufstätigkeit . . . 443
Paul Kampffmeyer · Abolitionismus und Sozialdemokratie 49
— Zur Kritik der philosophischen Grundlagen des Marxismus . . 218
— Vom Stufenbau der Weltgeschichte 503
James Keir Hardie · Unterschiede zwischen der englischen und der kontinentalen Arbeiterbewegung 527
Ernst Keller · Soldatenmisshandlungen 130
Henri van Kol · Die russische Kolonialpolitik 54
Alwin Körsten · Ist Akkordarbeit Dienst- oder Werkvertrag? . . . 429
Olav Kringen · Der Sozialismus in Norwegen 295
Paul Landau · Der Dichter Baudelaire 315
Carl Legien · In Cöln am Rhein 371
Johann Leimpeters · Die Taktik des Bergarbeiterverbandes 485
Theodor Leipart · Die Gewerkschaften und die Maifeier 407
Hugo Lindemann · Die städtische Grundrente und ihre Bekämpfung 248
Gustav Link · Die Aufgaben der Gewerkschaftskartelle und ihre Begrenzung 434
Michal Lusnia · Die Lage in Polen und Litauen 234
Oda Olberg · Polemisches über Frauenfrage und Sozialismus . . . 301
Edward Reynolds Pease · Henry Broadhurst · Das Leben eines Gewerkschaftsführers 453
Adelheid Popp · Die christlichsoziale Partei in Österreich 521
Bernhard Schildbach · Der korporative Arbeitsvertrag 242
Max Schippel · Die alte und die neue Handelsvertragsperiode . . 3
— Bergarbeiterstreiks und Politik 114
— Handelspolitische Kometenjahre 191
— Bergarbeiter und preussischer Landtag 397
Johannes Schlaf · Die Feldarbeiter 450
Conrad Schmidt · Zola über die Rolle des Geldes in der Literatur . 66
Robert Schmidt · Interessenvertretung der Arbeiter 43
— Der Streit um die Rente 419
Franz Staudinger · Ein Streit um Erkenntnis 310
Jakob Stern · Geschichtsmaterialismus und Philosophie 147
Albert Südekum · Reichsfinanznöte und Erbschaftssteuerfragen . . 61
Johannes Timm · Zur Konferenz der Arbeitersekretäre 412
Willem Hubert Vliegen · Die soziale Gliederung und Entwickelung der Niederlande 325

× × ×

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Anleihen 456
Banknoten zu 50 und 20 M. . . . 541
Baumwolle 74
Branntweinkonsum 342
Diskont 340
Edelmetall 158
Erntestatistik 74, 341
Fleischkonsum 342
Gründungen 1904 159
Kohlenstatistik 1904 268
Kohlenstreik 539
Kohlensyndikat 266
Kohle und Eisen 457
Kupfer 73
Kurssturz in New York 72
Leihkapitalsmarkt 266
Reichsbank 157, 341
Russenanleihen 160
Schiffahrt 158, 268, 457, 541
Wolle 74
Kurze Chronik . 75, 160, 268, 342, 541
Literatur 75, 160, 343, 457

Politik

Akademische Freiheit 270
Combes demissioniert 161
Königsberger Prozess 77
Marokko 458
Mukden 344
Port Arthur 160
Reichsfinanzreform 541
Reichstag 76
Russisch Polen 458
Russland 269
Zentrum und Flotte 269
Zentrum und Landheer 345
Kurze Chronik 78, 161, 270, 345, 460, 542
Literatur 542

Sozialpolitik

Alkoholfrage 82
Arbeitersekretariate . . 164, 348, 461
Arbeiterverhältnisse 78, 161
Arbeitslosigkeit 162
Bauarbeiterschutz 543
Dienstmädchenwesen 78
Fürsorgeerziehung 80, 461, 544
Gewerbegerichte 163
Gewinnbeteiligung 348
Hygiene 165, 272
Invalidenversicherung 81, 164, 272, 347, 545
Kaufmannsgerichte 163
Kinderarbeit 80, 162
Kinderschutz 544
Krankenversicherung . . . 81, 164, 346
Prostitution 78, 346, 460
Schlafgängerwesen 80
Soziale Zustände . . 271, 345, 460, 543
Uneheliche Kinder 271
Unfallversicherung . . . 164, 272, 347
Ungarn: Gewerbeinspektion . . . 544
Vormundschaft 79
Wanderarbeiter 163
Wohlfahrtseinrichtungen 165
Kurze Chronik 82, 166, 272, 349, 461, 545
Literatur 82, 166, 273, 545

Soziale Kommunalpolitik

Altersversorgung städtischer Arbeiter 350
Arbeitslosenversicherung 464
Arbeitslosigkeit in München . . . 274
Armenverwaltung und Streikbrechertum 86
Fleischsteuer 349
Hessisches Gemeindeumlagengesetz . 167
Preussischer Städtetag 82
Säuglingssterblichkeit 169
Schulrecht 546
Sozialdemokratische Landeskonferenz 547
Steuerprojekte 462
Submissionswesen 549
Wertzuwachssteuer 273
Württembergische Gemeindeordnung 84
Kurze Chronik 87, 171, 275, 351, 465, 549
Literatur 352, 550

Sozialistische Bewegung

Belgien 467, 552
England 276
Frankreich: Einigungskongress . . 553
Frankreich: Parteitag des *P. S. F.* . 466
Gemeindewahlen 87, 171, 275
Holland 89
Internationales sozialistisches Bureau 277, 468, 553
Italien 88, 172
Norwegen 467
Organisation 354, 466
Österreich 172
Parteitag für Baden 354

Parteitag für Preussen 171
Parteitag für Sachsen 550
Parteitag für Württemberg 551
Presse 90, 172, 355
Provinzialparteitage, Konferenzen etc. 551
Russisch Polen 467
Russland 89, 276
Russland: Verständigungskonferenz . 553
Schweden 354
Schweiz 87
Spanien 172
Totenliste 277, 468, 554
Ungarn 551
Vereinigte Staaten von Amerika . . 89
Kurze Chronik 90, 173, 277, 355, 468, 554
Literatur 91, 278, 356, 555

Gewerkschaftsbewegung

Behörden und Justiz 92
Belgien 174
Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet . 357
Bilanz des Jahres 1904 . . . . 91, 555
Christliche Gewerkschaften . . . 174
England 176
Frankreich 176
Gelbmetallindustrie 358
Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands 356
Gewerkschaftskongress in Cöln . . 356
Holland 175, 359
Internationale Organisation . 469, 557
Italien 281
Italien: Eisenbahnerstreik 557
Kongresse und Verbandstage . 469, 556
Lohnkämpfe 91
Rückblicke 173
Russisch Polen 358, 470
Streikversicherung der Unternehmer 280
Tarifbewegung 92, 279
Tischlerstreik in Berlin 173
Ungarn 174
Unternehmertum 93, 174, 470
Unterstützungswesen 93, 470
Vereinigte Staaten von Amerika . . 93
Kurze Chronik 93, 176, 282, 360, 471, 558
Literatur 93

Genossenschaftsbewegung

Arbeiterdruckerei in Dessau . . . 473
Arbeitsbedingungen 361
Ausbildung der Beamten 176
Belgien 560
Berlin 282
Connewitz 94, 177, 360
England 177
Gartenstädte 471
Grosseinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine 558
Ländliches Genossenschaftswesen in Skandinavien 96
Landwirtschaftliche Genossenschaften 282
Mainz 559
Tabakarbeitergenossenschaft . . . 361
Versicherung 472
Wien 472
Kurze Chronik 97, 178, 283, 361, 473, 560
Literatur 97, 284, 361

Sozialpädagogische Bewegung

Neue freie Volksbühne in Berlin . . 99
Öffentliche Bibliothek und Lesehalle in Berlin 98
Populäre Literatur 97, 362
Kurze Chronik 99, 363

Frauenbewegung

Arbeiterinnenbewegung . . . 474, 562
Arbeiterinnenverhältnisse 561
Berufstätigkeit 474
Eheproblem 474
Ehrenamtliche Beschäftigung . . . 178
Fabrikarbeit 364
Geschlechtsprobleme 561
Internationaler Frauenkongress . . 560
Katholischer Frauenbund 100
Louise Michel † 179
Mutterpflicht und Menschenrecht . 100
Mutterschutz 363, 473
Österreich 179
Prostitution 475
Russische Frauen 364
Schulwesen 100
Sozialdemokratischer Preussentag . 179
Kurze Chronik 100, 180, 365, 475, 562
Literatur 101, 180, 562

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften

Entwickelungstendenzen 181
Katholisches Staatswörterbuch. . . 101
Schweizerisches Staatswörterbuch . 103
Soziale Ethik 182
Statistik 180
Kurze Chronik 183
Literatur 183

KUNST

Bildende Kunst

Ausstellungen in Berlin 284
Canonica 477

Französische Plastik 365
Graphik 183
Karikatur 106
Klingers *Drama* 105
Ländliche Bauten 366
Manet und van Gogh 105
Menzel-Ausstellung 475
Monets *Themsezyklus*. 104
Trübner und andere 105
Kurze Chronik 106, 185, 286, 367, 477
Literatur 478

Dichtkunst

Dramen 106, 478
Lyrisches 185, 367
Neuausgaben. 368, 480, 564
Ricarda Huchs Menschen 562
Romane 185
Kurze Chronik . 108, 186, 368, 480, 564
Literatur 187, 368, 564

DIVERSA

Bücher

Bode: *Über den Luxus* 188
Bölsche: *Weltblick*. 109
Kalthoff: *Zarathustra-Predigten* . . 286
Schmitt: *Der Idealstaat*. 187
Sterne: *Werden und Vergehen* . . 108

Revuen

Kind und Kunst 109

× × ×

PORTRÄTS

Charles Baudelaire · Gezeichnet von Félix Vallotton 288
Henry Broadhurst · Gezeichnet von Otto Dely 370
Louise Michel · Nach einer Photographie aus den achtziger Jahren . 2
Bernard Shaw · Nach einer Photographie 190

××

VERZEICHNIS DER IN DER RUNDSCHAU GEBRAUCHTEN ABKÜRZUNGEN

A. N. D. B. bedeutet *Algemeene Nederlandsche Diamantbewerkersbond* (den niederländischen Diamantarbeiterbund)
C. I. S. „ *Commission Interparlementaire Socialiste* (die auf dem Amsterdamer Kongress beschlossene internationale parlamentarische Kommission)
C. W. S. „ *Cooperative Wholesale Society* (die englische Grosseinkaufsgesellschaft)
F. S. „ die *Fabian Society*
G. E. G. „ die *Grosseinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine*
I. L. P. „ *Independent Labour Party* (die englische Arbeiterpartei, Richtung Keir Hardie)
I. T. F. „ die *Internationale Transportarbeiterföderation*
L. R. C. „ *Labour Representation Committee* (das Komitee für Aufstellung von Arbeiterkandidaturen zum englischen Parlament)
N. A. S. „ *Nationaal Arbeidssecretariaat* (die frühere Zentralorganisation der holländischen Gewerkschaften, Richtung Nieuwenhuis)
P. P. S. „ *Polska Partya Socyalistyczna* (die polnische sozialistische Partei)
P. S. F. „ *Parti Socialiste Français* (die bisherige französische sozialistische Partei, Richtung Jaurès)
S. D. F. „ *Social Democratic Federation* (die englische sozialdemokratische Föderation, Richtung Hyndman)
S. P. „ die *Socialist Party* in den Vereinigten Staaten von Amerika

××

VERZEICHNIS SINNENTSTELLENDER DRUCKFEHLER

BEI den Druckfehlern der Rundschau ist die Spalte durch eine der Seitenzahl angefügte römische Zahl bezeichnet.

Seite	Zeile		statt:	lies:
55	5 v. o.	statt:	Timosejer	lies: Timosejew
„ 56	„ 4 v. u.	„	1,5 %	„ 1,6 %
„ 87I	„ 5 v. u.	„	12 000	„ 1200
„ 91II	„ 6 v. o.	„	205 000	„ 204 200
„ 92I	„ 19 v. u.	„	5	„ 17
„ 92I	„ 18 v. u.	„	20	„ 83
„ 488	„ 7 v. u.	„	Krabbeler	„ Krabeler
„ 492	„ 9-8 v. u.	„	der *alte* Verband bei seiner Gründung /1894/	„ bei seiner Gründung /1894/ der *alte* Verband
„ 494	„ 18 v. o.	„	den	„ der
„ 524	„ 24-23v.u.	„	rückt der oben genannte Herr Bielohlawek:	„ sollte Herr Steiner rücken, und an dessen Stelle der oben genannte Herr Bielohlawek:
„ 524	„ 21 v. u.	„	wird	„ sollte
„ 524	„ 20 v. u.	„	betraut!	„ betraut werden!

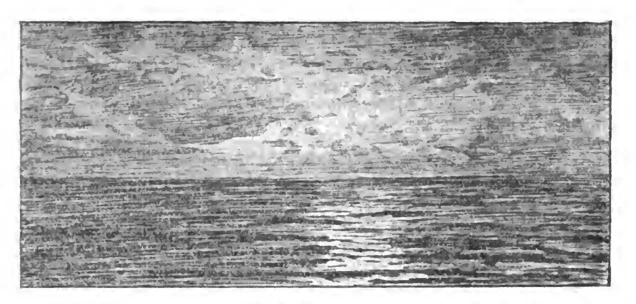
„ 533 muss Zeile 16 v. o. auf Zeile 13 v. o. folgen

„ 539 Zeile 16 v. o. statt: 3- bis 40 000 lies: 3- oder 4000

DRUCK VON MÖLLER & BOREL G · M · B · H · IN BERLIN



Louise Michel · Nach einer Photographie aus den achtziger Jahren



1. HEFT / JANUAR 1905

MAX SCHIPPEL · DIE ALTE UND DIE NEUE HANDELSVERTRAGSPERIODE

DIE Hoffnung, heute an dieser Stelle bereits die fertigen Handelsverträge besprechen zu können, hat sich nicht erfüllt. Aus triftigen Gründen hat die deutsche Regierung es abgelehnt, die älteren Abkommen (mit Italien, Belgien, Rumänien, der Schweiz, Russland, Serbien) zu veröffentlichen, ehe über die Verständigung mit Österreich-Ungarn endgültig entschieden ist. Immerhin scheint es, gerade im Augenblick, lohnend, einige hervorstechende Merkmale der handelspolitischen Entwickelung der letzten Jahre, einige charakteristische Gegensätze zwischen den heutigen und den früheren Entwickelungstendenzen hervorzuheben. Manche Bestandteile der kommenden Verträge werden dadurch verständlicher werden.

× × ×

EINER der kennzeichnendsten Unterschiede zwischen der Gegenwart und dem Ende der achtziger oder dem Anfang der neunziger Jahre ist die wesentlich verminderte und verblasste Bedeutung der Brotkornzölle bei den handelspolitischen Auseinandersetzungen, deren fester Niederschlag die neuen zwölfjährigen Konventionaltarife sein werden. Heute streiten sich die Regierungen, was den Agrarschutz anlangt, in erster Linie um Vieh- und Fleischzölle und noch viel mehr um die Willkür oder die ertragsmäsige Regelung der Viehsperren, ferner um Weinzölle, Holzzölle, um Gersten- und Hopfeneinfuhr, um die Behandlung der Gärtnereierzeugnisse.

ZUM Teil liegt dies daran, dass auf dem Gebiete der eigentlichen Kornzölle verschiedene Staaten nunmehr schon lange die Sättigungsgrenze erreicht und widerspruchslos festgehalten haben, die ihnen bei ihrer internationalen Stellung und ihrem innerpolitischen Leben, ihrer Parteigestaltung realisierbar schien. Ganz anders in der entsprechenden Vorperiode. So befand sich damals Frankreichs Getreidezollpolitik noch in vollster jugendlicher Gärung. 1887 hatte man den Weizenzoll — den für Frankreich mass-

gebenden Brotkornzoll — von 3 auf 5 Francs pro Doppelzentner gesteigert. Mit dem Gesetze vom 27. Februar 1894 schritt man zum 7 Francs- (5,60 Mark-) Zoll weiter. Damit war dann erklärlicherweise ein gewisser Stillstand gekommen; man richtete von agrarischer und agrarfreundlicher Seite späterhin seine Bemühungen vorwiegend darauf, den Zoll noch preiswirksamer zu machen, als das in einem Lande mit zeitweiser Überschussproduktion von Getreide, ohne neue staatliche Eingriffe, der Fall sein kann[1]). Ein ähnliches Bild bietet Italien. Auch Italien befand sich damals noch im vollen Werden seines Ackerbauschutzes. Der Generalzolltarif vom 14. Juli 1887 hatte den 5 Francs-Weizenzoll gebracht; seit dem Dezember 1894 gilt der 7½ Francs- (6 Mark-) Zoll, der gleichfalls auf lange Zeit die Obergrenze gezogen hat. Ähnliches liesse sich noch von anderen Staaten ausführen.

DAS schärfste Gegenstück hierzu, zu allen seinen Nachbarn, stellt allerdings das damalige Deutschland dar, dessen Regierungs- und Parlamentsmehrheit zwar 1887 die allgemeine Strömung mitmachten und dabei sogar führend und anfeuernd auftraten, dann aber an der Wende des Jahrzehnts — die Regierung mehr die Initiative ergreifend, das Parlament mehr vor die fertige, unabänderliche Tatsache gestellt — die Zeit zur Abbröckelung des Kornzolls für gekommen hielten, und die sich sogar durch internationale Verträge auf mehr als ein Jahrzehnt auf diese Entscheidung festlegten. Dass hier, nach vorangegangener Zollherabsetzung für eines der Hauptnahrungsmittel des Volkes und eine der Haupteinfuhren, die neuerliche Wiederheraufsetzung des Zolles zu ganz anderen inneren Krisen und internationalen Schwierigkeiten führen musste, als sie die vorerwähnten Länder mit ihrer konstanteren, weniger im Zickzack laufenden, obwohl mitunter noch viel ausgeprägteren Agrarschutzpolitik jemals erfahren haben — das wird keinen Kenner des politischen Lebens wundernehmen. Über die Empörung des doppelt enttäuschten Konsumenten ist man bei uns nur mit noch empörenderen parlamentarischen Gewaltstreichen hinweggekommen. Die Beziehungen zum Auslande sind selbstverständlich beim Wiedereinlenken in das alte Geleis einer abnorm starken Spannung ausgesetzt gewesen. Doch das sind spezifisch deutsche Schmerzen.

ANDERNTEILS, wenn selbst speziell für die deutschen Beziehungen zum Auslande der Brotkornzoll schon seit längerer Zeit nicht mehr von so durchschlagender Wichtigkeit wie früher war, so kommen dabei auch grosse wirtschaftliche Umwandlungen in den Ländern der ehemaligen Getreidezufuhr Deutschlands zum sichtbaren Ausdruck.

GERADE für Österreich-Ungarn, das beim Abschluss der letzten Verträge tonangebend für den deutschen Konventionaltarif war, ist die Bedeutung unserer Brotkornzölle immer mehr zusammengeschrumpft. Vielleicht darf man sogar behaupten, dass bereits 1890-1891 der deutsche Zoll nicht den Wert hatte, den man ihm, besonders in Budapest, beimass, oder dass die Wien-Budapester Unterhändler keine Ausdehnung der deutschen Ermässigungen auf die Hauptkonkurrenten (Russland, Amerika) erwarteten — was allerdings geeignet gewesen wäre, eine ausserordentliche Steigerung der österreichisch-

[1]) Die vielgehörte Behauptung, dass wegen der zollfreien Kolonialeinfuhren der französische Kornzoll überhaupt nicht preiswirksam werde, ist vollkommen irrig, wie schon der flüchtigste Blick auf die Bewegung der Weizenpreise in England und Frankreich lehrt.

ungarischen Getreideexporte nach Deutschland hervorzurufen.[2]) Auf jeden Fall ist das Interesse der Gesamtmonarchie, und vollends erst der österreichischen Hälfte, an der Offenhaltung der Auslandsmärkte für Getreide mit der Zeit fast unter den Nullpunkt gesunken.

DIE Sonderziffern des Aussenhandels, für die österreichische Hälfte sowohl wie für Ungarn, aus den Statistiken der Gesamtmonarchie, des österreichisch-ungarischen Zwischenverkehrs und des Auslandsverkehrs der ungarischen Statistik herauszuschälen, ist leider eine Aufgabe, die nicht mit vollständiger Sicherheit zu lösen ist. Doch sind die umsichtigen Berechnungen, die Professor von Philippovich anstellt[3]), geradezu verblüffend. Danach bleibt die österreichische Hälfte in der Produktion von Brotgetreide weit hinter dem eigenen Bedarf zurück. Noch mehr: das durch Einfuhr zu deckende Defizit ist sogar grösser, als unser eigenes, als das Brotkornmanko des Deutschen Reiches!

»Die für Deutschland vorgenommenen Schätzungen über den Bedarf an Weizen und Roggen pro Kopf der Bevölkerung schwanken zwischen 160 und 200 Kilogramm. Selbst wenn wir für Österreich nur einen Konsum von 150 Kilogramm pro Kopf annehmen, würden wir nach den Ziffern der Erntestatistik — nach den notwendigen Abzügen — kaum die Hälfte des eigenen Bedarfs produzieren. Die Einfuhr aus Ungarn wird auf zirka 15 Millionen Kilogramm jährlich geschätzt, das sind zirka 57 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung. Unter Hinzurechnung der Ergebnisse der heimischen Ernte kommen wir noch nicht auf die Durchschnittsziffer von 150 Kilogramm. Die Differenz mag durch Fehler der Erntestatistik erklärt werden; vielleicht ist auch wirklich unser Brotbedarf ein bescheidenerer, weil grosse Teile der Bevölkerung noch von geringwertigeren Nahrungsstoffen, Kartoffeln, Buchweizen, Mais und dergleichen, leben. Wie dem auch sei, wir dürfen annehmen, dass wir nicht mehr, als drei Fünftel unseres eigenen Bedarfs an Brotgetreide produzieren. Dies Verhältnis muss sich natürlich bei wachsendem Wohlstand und wachsender Bevölkerung immer mehr zu unseren Ungunsten verschieben; und wie es schon heute auf die Getreidehandelsbilanz der Gesamtmonarchie einwirkt, so wird es in Zukunft noch mehr für diese entscheidend werden. Der geringe Überschuss an Weizen, der heute noch exportiert wird, wird in wenigen Jahren, durch das Wachstum der österreichischen Bevölkerung allein, im Inlande benötigt werden. . . . Wenn wir von dem Ertrag der österreichischen Ernte an Brotgetreide in Abzug bringen, was von den Landwirten selbst verzehrt

[2]) Die Frage, ob Österreich-Ungarn damals mit einem gewissen Recht die differentielle Begünstigung seiner Getreideausfuhr nach Deutschland in Aussicht nehmen durfte, ist bekanntlich noch *ungeklärt*. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, so wurde in Budapest die Annahme des Handelsvertrags von der Regierung ganz unumwunden durch den Hinweis auf die bevorstehende Sondervergünstigung in Deutschland befürwortet. Der Kommissionsbericht des österreichischen Abgeordnetenhauses war vorsichtiger; er erkannte zwar die Wichtigkeit der Frage für die Interessenten der Getreideausfuhr an, liess jedoch unentschieden, »ob die uns vom Deutschen Reiche zugestandene Ermässigung in näherer oder fernerer Folge auch der Einfuhr aus Russland zu gute kommen werde, welches letztere Reich bekanntlich in keinerlei zollpolitischem Vertragsverhältnisse zu Deutschland steht — eine Vorfrage, für deren definitive Beantwortung verlässliche Elemente heute allerdings kaum noch vorhanden sind.« Bei von Bazant, der dem österreichischen Handelsministerium angehörte, liest man: »Von differentiellen Begünstigungen des österreichisch-ungarischen Getreideexportes nach Deutschland war wohl viel die Rede und musste dieses Trugbild lange nach der Genehmigung der Verträge noch zur Beschönigung das mageren Ergebnisses der Vertragsverhandlungen herhalten; die ausdrückliche Stipulation einer solchen Begünstigung wurde deutscherseits nie zugegeben.« Wahrscheinlich liefen die Dinge so: Deutschland machte kein Hehl daraus — und hat später entsprechend gehandelt —, dass es die Vertragszölle nicht auf Russland anwenden werde, falls Russland einfach die Meistbegünstigungsstellung verlange, einen Tarifvertrag jedoch verweigere. Diese Weigerung schien den Wien-Budapester Handelspolitikern nach alter Erfahrung so gut wie sicher, Deutschland musste ja in der Tat durch einen Zollkrieg das Widerstreben Russlands später erst brechen. Daher anfänglich die Hoffnungen, dann die Enttäuschung Österreich-Ungarns, ohne dass man sich beiderseitig etwas vorzuwerfen hatte.

[3]) Vergl. Eugen von Philippovich: *Die österreichisch-ungarische Handelspolitik und die Interessen Österreichs* in der *Zeitschrift für Volkswirtschaft*, 1902, pag. 441 ff.

wird, dann kommen wir zu dem Ergebnis, dass Ungarn heute schon mehr Brotgetreide (oder Mehl) auf dem österreichischen Markt verkauft, als die österreichischen Landwirte.«[4])

Die österreichische Reichshälfte brauchte sich also, wenn sie nicht mit Ungarn zu einer einheitlichen Handelspolitik zusammengekettet wäre, um die deutschen Brotkornzölle überhaupt nicht zu kümmern. Doch auch der Gesamtstaat braucht um dieses agrarischen Exportes willen keine Händel mehr zu suchen. Es war einmal, dass Weizen als einer der wichtigsten Ausfuhrartikel angesehen werden konnte; selbst 1881 bis 1890 betrug die Einfuhr durchschnittlich jährlich nur 949,313 Doppelzentner, gegenüber einer Ausfuhr von 2 536 287 Doppelzentnern. Dagegen verzeichnen wir Jahr auf Jahr zwischen 1891 und 1900 in 1000 Doppelzentnern:

die Einfuhr mit	95	130	207	278	188	132	1274	2025	730	368,
die Ausfuhr mit	1548	750	761	640	678	561	281	29	7	81.

Die Ausfuhr erlosch also langsam; die Einfuhr zeigt zwar heftige Schwankungen, im allgemeinen jedoch ein beträchtliches Wachstum, so dass ihr Übergewicht seit dem Ende der neunziger Jahre besiegelt scheint. Beim Roggen ist die Doppelmonarchie schon sehr lange ein Einfuhrland. Selbst die Mehlausfuhr — die 1881 bis 1890 durchschnittlich mit 1 587 100 Doppelzentnern gegenüber gestanden hatte einer Einfuhr von 96 420 Doppelzentnern — war kurz vor und nach der Mitte der neunziger Jahre ganz verschwindend gering geworden, und selbst nach abermaliger Zunahme blieb sie tief unter den alten Mengen. 1891 bis 1900 belief sich nämlich in 1000 Doppelzentnern:

die Einfuhr auf	1	1	2	4	8	8	27	34	10	4	3.
die Ausfuhr auf	994	455	418	262	114	110	105	35	38	503	589.

Das Mehl auf Weizen umgerechnet, ergibt sich nach Philippovich für das Gesamtreich ein Überschuss (+) respektive ein Defizit (—) der Gesamtausfuhr:

1891	+	2 694 000	Doppelzentner,
1892	+	1 186 000	„
1893	+	1 075 000	„
1894	+	961 000	„
1895	+	622 000	„
1896	+	557 000	„
1897	—	895 000	„
1898	—	1 995 000	„
1899	—	690 000	„
1900	+	347 000	„

[4]) Die Permanenzkommission für die Handelswerte der Zwischenverkehrsstatistik kommt zu ganz ähnlichen Feststellungen. Sie urteilt für das Jahr 1900 fast noch drastischer: »Österreich importierte aus Ungarn im Jahre 1900 an Weizen 5 204 269 Meterzentner, an Roggen 3 421 075 Doppelzentner, an Mehl (auf Getreide umgerechnet) 7 093 813 Doppelzentner, zusammen 15 809 157 Doppelzentner, während die österreichische Produktion im Vorjahre in Weizen mit 11,1 Millionen Doppelzentner, Roggen mit 13,9 Millionen Doppelzentner, zusammen mit 25 Millionen Doppelzentner beziffert wurde. Von dem in Österreich verbrauchten Quantum wurden sonach zirka 38% aus Ungarn gedeckt.« Bei einem Vergleich mit Deutschland falle auf, »dass Deutschland nur 16,37 Millionen Doppelzentner [Brotgetreide] zu beziehen genötigt war, während Österreich bei einer nicht halb so grossen Bevölkerungsziffer aus Ungarn allein von diesen Artikeln 15,8 Millionen Doppelzentner beziehen musste . . . Unser engeres Vaterland, welches noch vor einigen Jahrzehnten von allen Getreidesorten über den eigenen Bedarf produzierte, gehört jetzt nicht nur zu den Importstaaten überhaupt, sondern steht an einer der ersten Stellen. Zur Illustrierung dieses Zustandes soll nur darauf hingewiesen werden, dass selbst die normale jährliche Weizen- und Mehleinfuhr Englands, bekanntlich des grössten Importstaates, nur rund 45 Millionen Meterzentner beträgt« — bei 41 Millionen Einwohnern, gegen Österreichs 26 Millionen! (Vergl. von Philippovich, loc. cit., pag. 469).

Nur Gerste und Malz nehmen noch einen ziemlich hohen Rang im österreichisch-ungarischen agrarischen Export ein. Hier wird sogar der Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1890 (bei Gerste etwas über 3 Millionen Doppelzentner, bei Malz 1 Million Doppelzentner) in dem folgenden Jahrzehnt fast ausnahmslos, bei Gerste immer, übertroffen: die Ausfuhr steigt bei Gerste auf 4,2 Millionen Doppelzentner im Jahre 1899 und 3 Millionen Doppelzentner im Jahre 1900, bei Malz auf 1,8 Millionen Doppelzentner sowohl im Jahre 1899 wie 1900.

KURZUM, auch für den Gesamtstaat — wenn es nun einmal beim vielbefehdeten Ausgleich bleiben soll — ist an die Stelle des Interesses: der Brotkornausfuhr die Tore der importbedürftigen Nachbarstaaten offen zu halten, nunmehr das viel dringendere Interesse getreten: auf dem heimischen Markt nicht die eigene Produktion und den eigenen Absatz durch die fremde Kolonial- und Hungerkonkurrenz verdrängen und niederdrücken zu lassen. Mit anderen Worten: Der Kampf gegen die deutschen Getreidezölle ist hier längst ersetzt durch den Kampf für die Erhöhung der eigenen Kornzölle. Und unsere Leser wissen, wie dies alles geendet hat und nach der ganzen wirtschaftlichen und politischen Struktur des unseligen Sammelstaates enden musste: Die Regierung schlägt in ihrem Entwurfe vom Januar 1903 eine Verdoppelung der österreichisch-ungarischen Brotkornzölle vor, und wenn die beiderseitigen Parlamentsstruwwelpeter noch etwas anderes könnten, als obstruieren, so würden sie sicherlich diese Zölle noch höher schrauben. So muss man denn, auf Grund des Regierungsabsolutismus, in Zukunft mit folgenden Zöllen Österreich-Ungarns rechnen (1 Krone = 85 Pfennig):

Bisheriger Zoll (auch durch Verträge nicht ermässigt[5])		In Zukunft autonom	nach Artikel III (Minimaltarif)
Weizen	3,57 Kronen	7,50 Kronen	6,30 Kronen
Roggen	3,57 „	7,00 „	5,80 „
Gerste	1,79 „	4,00 „	2,80 „
Hafer	1,79 „	6,00 „	4,80 „
Mais	1,19 „	4,00 „	2,80 „

VON der, seinerzeit ausschlaggebenden, Seite drohte also den deutschen Brotkornzöllen schon lange kein besonderer Widerstand mehr. Für diesen kam beim Anbruch der neuen Vertragsperiode höchstens Russland in Betracht. Aber auch mit Russland ist man dieses Mal, im Gegensatz zur ablaufenden Caprivischen Vertragsära, ohne Zollkrieg zu einem Einvernehmen gelangt. Das starke wirtschaftliche Friedens- und Anlehnungsbedürfnis, die Finanzmisère Russlands mag dabei den deutschen Bestrebungen zu Hilfe gekommen sein. Vielleicht war es diesmal Russland, das durch die erweckte Hoffnung

[5]) Lediglich im Grenzverkehr mit Serbien durchbrochen. — Die Begründung des Zolltarifentwurfes bemerkt zu der Festsetzung von Minimalzöllen nur: »Bei der grossen Bedeutung der Zölle für die Hauptgetreidearten und in Berücksichtigung der diesfällig vorgebrachten Wünsche weiter Bevölkerungsschichten hat sich die Regierung entschlossen, auch für die etwa sich ergebenden Vertragsverhandlungen ausnahmsweise eine Untergrenze im Artikel III des Zolltarifgesetzes zu fixieren, die eine Differenz von 1 Krone 20 Heller per 100 Kilogramm für Negotiationen zur Verfügung stellt. Es sind dies nicht etwa bereits autonom zur Verfügung stehende Minimalzölle, sondern lediglich Ansätze für die unterste Grenze, unter die auch bei Vertragsverhandlungen nicht gegangen werden soll.« Für die Verträge mit Ermässigung der autonomen Getreidezollsätze kämen zunächst wohl Russland und die Balkanstaaten in Frage.

auf differentielle Begünstigungen nachgiebiger gestimmt wurde — das würde in der jetzigen Situation heissen: durch die erwartete Nichtanwendung der neuvereinbarten Vertragssätze gegenüber Amerika, seitens Deutschlands, und vielleicht sogar seitens aller Hauptteilnehmer an der mitteleuropäischen Tarifvertragspolitik.

DARÜBER wird man bald klarer sehen können.

× × ×

JE mehr mit der Zeit die Getreidezölle für die internationalen Auseinandersetzungen in den Hintergrund gerückt sind, desto ernster und vielseitiger ist bei den animalischen Produkten der Kampf um den heimischen und internationalen Markt geworden.

SELBST die Caprivische Vertragsperiode hat hier für den deutschen Konsumenten nicht nur nichts gebessert, sie ist sogar — was ihre Urheber ursprünglich allerdings nicht wollten und zunächst nicht einmal voraussehen konnten — in eine masslos einseitige Überspannung dieses Zweiges des Agrarschutzes ausgelaufen.

LEIDER urteilen hier viele Parteigenossen meines Erachtens viel zu optimistisch. Unsere Zustimmung zu den alten Handelsverträgen, unser Kampf für die möglichste Erhaltung des 1892 Erreichten hat dazu verführt, allzuwenig auf die bitteren agrarischen Rückschläge zu achten, die, gerade nach der Festlegung des niedrigeren Brotkornzolles, mit verdoppelter Wucht auf den deutschen Konsumenten von Fleisch und Fleischwaren und tierischen Produkten aller Art hageldicht niederfielen. Schon der Freiherr von Marschall, der als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes die Reichskanzlerschaft Caprivis überlebte und der die eigentliche Arbeits- und Triebkraft beim Abschluss der damaligen Verträge bildete, gefiel sich sehr bald darin, seine ehemaligen konservativen Fraktionsfreunde damit zu beschwichtigen, dass der Agrarschutz für die animalischen Produkte durch Tarifbindungen kaum wesentlich beschränkt sei, und dass die forterhaltene vollkommene Freiheit auf veterinärpolizeilichem Gebiete — von dem einzigen, lückenhaften Viehseuchenübereinkommen mit Österreich-Ungarn abgesehen — jederzeit gestatte, den autonomen oder vertragsmässigen Zoll durch die vollständige Prohibition, durch die *sanitäre* Grenzsperre gegen Lebendvieh, nach Belieben zu überbieten und illusorisch zu machen. Das haben wir gleich im Anfang der neunziger Jahre in den Reichstagskommissionen zunächst als vertrauliche Beruhigung der rasch bedenklich gewordenen Mehrheitsparteien zu hören bekommen: bei der Beratung der Abkommen mit Rumänien, mit Serbien, vor allem mit Russland. Dann haben wir sehr bald die entsprechenden Taten folgen sehen. Je missvergnügter die Agrarier über die Abbröckelung des Kornzolles wurden, die sie nicht mehr rückgängig machen konnten, desto rücksichtsloser und übertreibender bildete die Regierung den Agrarschutz auf dem Gebiete aus, auf dem sie ihre Hände noch frei fühlte: durch systematische, zuletzt fast lückenlose Grenzsperren gegen den Import von lebendem Vieh, durch rigorose Fleischbeschaubestimmungen gegen die Konkurrenz des fremden Fleisches und der ausländischen Fleischwaren, durch vollständiges gesetzliches Einfuhrverbot gegen bestimmte Fleischfabrikate (Büchsenfleisch, Wurst, Pökelfleisch in Stücken unter 8 Pfund). Auf diesem agrarischen Auswege sind wir denn glücklich dahin

gelangt, dass über Fleischverteuerung und Fleischnot in Deutschland niemals vorher so viel und so laut geklagt worden ist, wie seit der Mitte der neunziger Jahre, trotz der Handelsverträge — und dass wir selbst in der Periode vor den Verträgen durchschnittlich keine so hohen Preise für Fleisch und Fleischwaren und noch viele andere animalische Produkte kannten, wie etwa seit einem Jahrzehnt. Die Füchse sind nur zu einem anderen Loche hinaus, aber nicht etwa unschädlich gemacht. Der Sitz des Übels hat sich mit der Zeit lediglich nach einem anderen agrarischen Produktionsgebiet verschoben, zur Enttäuschung sowohl für das importierende Ausland, wie für den grössten Teil der einheimischen Konsumenten — denn schon jeder nicht ganz schlecht gestellte Arbeiter gibt jährlich weit mehr für tierische Nährmittel (für Fleisch, Wurst, Fett, Milch, Käse) aus, als für pflanzliche Produkte, in erster Linie für Brot und Mehl.[6])

MAN hat auf diese Weise allerdings eine stattliche Vermehrung und Aufbesserung der heimischen Viehproduktion erzielt; unsere Viehzählungen erweisen das schlagend. Man hat ferner eine ansehnliche Menge von ländlichen Wählern — die Viehproduktion vollzieht sich stark in Kleinwirtschaften —. beschwichtigt, wenn auch noch lange nicht zufriedengestellt, da der zöllnerische Appetit beim Essen wächst. Aber auf die Dauer dürfte sich eine solche Einseitigkeit des Schutzes, eine solche Überspannung fast bis zur vollen Prohibition, an den Geschützten selber rächen . . .

DOCH hier steht nur die Rückwirkung auf die neuen Vertragsfestsetzungen zur Erörterung. Hat es diesmal Russland vorgezogen, lieber in höhere Viehzölle zu willigen, dafür aber der Willkür der Grenzsperren Ziel und Mass zu setzen durch ein bestimmt umschriebenes Viehseuchenübereinkommen, besser, als das alte deutsch-österreichische? Die grössten Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn sind, wie niemandem ein Geheimnis ist, gleichfalls auf dem Veterinärgebiete entstanden. Für viele österreichische Landwirte ist der deutsche, besonders der süddeutsche Vieh- und Fleischmarkt wichtiger, als der einheimische, den sie schon von Ungarn besetzt finden. Die zisleithanische Regierung urteilt in ihrer Begründung des Zolltarifentwurfs:

[6]) Die Reichsstatistik verzeichnet zum Beispiel pro Doppelzentner folgende Berliner Schlachtviehpreise — erst in der fünfjährigen Periode 1887 (wo die letzten Agrarzollerhöhungen erfolgten) bis 1891 (am darauf folgenden 1. Februar traten die neuen Verträge in Kraft), dann abermals für die fünf letzten Jahre 1899 bis 1903 (in Mark):

Jahr	Schweine (Lebendgewicht)	Rinder (Schlachtgewicht)	Kälber (Schlachtgewicht)	Hammel (Schlachtgewicht)
1887	87,2	99,7	90,7	96,0
1888	85,8	97,8	92,8	95,3
1889	110,6	104,1	103,3	99,8
1890	115,7	119,2	112,0	115,7
1891	102,2	120,3	110,6	109,7

Jahr	Schweine (Lebendgewicht)	Rinder (Schlachtgewicht)	Kälber (Schlachtgewicht)	Hammel (Schlachtgewicht)
1899	94,8	115,9	132,5	110,0
1900	95,5	119,1	128,5	112,3
1901	112,0	117,3	123,0	112,9
1902	118,8	121,4	130,2	120,8
1903	99,7	129,0	139,0	132,9

Die Verteilung der Ausgaben eines Arbeiterhaushaltes auf vegetabilische und animalische Nährmittel ist natürlich, je nach der Höhe des Einkommens, nach der Kinderzahl, nach örtlichen Gewohnheiten, nach beruflichen Ansprüchen und nach vielen anderen mitwirkenden Faktoren sehr verschieden. Brauns verdienstliche Nürnberger Haushaltungsbudgets ergeben den Anteil des Brotes an den Ausgaben mit 9,24 %, ferner allein schon für Rind- und Schweinefleisch 10,14 %, dazu für Wurst 4,48 %, Butter und Fett noch gar nicht gerechnet. Im einzelnen stuft sich das sehr mannigfaltig ab. Doch wird man ohne Bedenken sagen dürfen, dass für die Mehrheit der konsumierenden Bevölkerung die Fleischfrage (im weitesten Sinne des Wortes) heute schon viel wichtiger ist, als die Brotfrage.

»Die relativ günstige Lage unserer Viehzucht ist ernstlich bedroht. Sie beruht zum grossen Teile auf dem Viehexport, der neben dem Wachsen des inländischen Konsums bisher die Vergrösserung des Viehbestandes und das Festhalten an den Preisen beziehungsweise auch eine Besserung derselben ermöglichte. . . Die Lage unserer Viehzucht ist vor allem bedingt durch unsere geographische Situation. Die hiermit innig verbundenen Veterinärfragen haben ganz Europa in der Richtung von Nordwesten gegen Südosten und in der Richtung von Westen gegen Osten mit einer Reihe von Wällen versehen, die dem Viehverkehre grosse Schwierigkeiten bereiten. Die Monarchie hat infolge ihrer binnenländischen Konfiguration mit diesen Hindernissen sowohl gegen Norden als gegen Westen zu kämpfen, wiewohl unsere Veterinärzustände seit vielen Jahren sowohl vom Standpunkte der Wissenschaft, als von jenem des praktischen Vollzuges anerkanntermassen, und zwar auch vom Auslande anerkanntermassen, zu gerechtfertigten Klagen keinen Anlass bieten. Nichtsdestoweniger leidet unsere Viehzucht, die mit unvermuteten Zufälligkeiten und mit fast täglich wechselnden Beschränkungen da und dort zu rechnen hat, darunter empfindlich, ebenso unsere Zoll- und Handelspolitik, die, notgedrungen dem Prinzipe von Stoss und Gegenstoss folgend, sehr zu ihrem eigenen Nachteile gegenüber den östlichen Nachbarn die ihr vom Westen aufgezwungene Rigorosität zu handhaben hat.«

DIESELBEN Interessenkonflikte wiederholen sich in der Tat zwischen Österreich-Ungarn einerseits und den Balkanländern und Russland andererseits. Sie führen ferner zu Zusammenstössen in dem österreichisch-schweizerisch-italienisch-französischen Grenzwinkel. Die neuen schweizerischen Agrarzollerhöhungen, zum Teil von ganz durchschlagender Kraft, verfolgen unter anderem gerade das Ziel, die einseitige Pflege der Produktion von Milch- und Rassenvieh, angesichts der steigenden Schwierigkeiten der Käse- und Zuchtviehausfuhr, möglichst zu verlassen und durch Ausdehnung der Mästerei den heimischen Schlachtviehmarkt in wachsendem Masse selber zu versorgen. Frankreich hat im Vorjahre vor allem seinen Viehschutz und seine Fleischzölle verschärft, allerdings offenbar mit der Absicht, tarifarische Gegenleistungen von Ländern wie Italien und der Schweiz einzutauschen — manches deutet darauf hin, dass Frankreich nicht mehr so stark an seiner autonomen, tarifvertragsfeindlichen Zollpolitik festhalten wird, und vielleicht sind die neuen mitteleuropäischen Tarifverträge ein Ansporn mehr, Frankreichs Anschluss an das Tarifvertragssystem zu bewirken. Jedenfalls ist auch hier der Getreidezoll überall mehr in den Hintergrund der handelspolitischen Aktionen getreten.

× × ×

DAS Tarifvertragssystem von 1892 hat nur sehr geringe werbende Kraft bewiesen; es hatte mit den ersten Verträgen im wesentlichen sein ganzes Können erschöpft. Diesmal liegen von vornherein fast alle damaligen deutschen Tarifverträge in ihrer Neuregelung fertig vor. Es bleibt nunmehr noch ein volles Jahr bis zu ihrem Inkrafttreten Zeit, um neue Teilnehmer zu gewinnen und anzugliedern.[7]) Auch für die handelspolitische Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten, und gegebenen Falles mit England, ist heute der Boden viel besser vorbereitet, als früher. Das ist wenigstens eine tröstliche Seite an dem europäischen Krieg aller gegen alle, den die deutsche Sozialdemokratie vergeblich zu verhindern gesucht hat.

[7]) Die deutschen Tarifverträge vom Dezember 1891 (mit Österreich-Ungarn, Italien, der Schweiz, Belgien) traten alsbald am 1. Februar 1892 in Kraft. 1892 kam der Vertrag mit Serbien zu stande, 1893 der mit Rumänien, endlich 1894, nach dem Zollkrieg, der mit Russland. Mit Spanien erzielten wir, trotz des Zollkrieges, nur einen Meistbegünstigungsvertrag.

××

EDUARD DAVID · DER REICHSKANZLER UND DIE SOZIALDEMOKRATIE

GRAF Bülow hat wieder einmal den Degen mit der Sozialdemokratie gekreuzt. Er ist ein gewandter, parlamentarischer Fechter, der die kleinen Blössen des Gegners wohl auszunutzen weiss. Auch über Witz verfügt er, eigenen und entlehnten, und er versteht zu pointieren. So hat er die Lacher auf seiner Seite. Aber er erzielt mehr, als parlamentarische Heiterkeit. Kein Zweifel, dass seine rhetorische Leistung die Stimmung unserer Gegner festigt und hebt. Von den Konservativen bis zu den Freisinnigen fühlt man sich solidarisch und mit neuer Zuversicht erfüllt, wenn der Reichskanzler die wuchtigen Angriffe auf die herrschende Gesellschaft mit so geschickten Paraden und Ausfällen zurückweist. Die Sozialdemokratie erscheint dabei vollkommen isoliert im Hause. Kein Wort, kein Argument entschlüpft den Lippen des Kanzlers, das an die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des bürgerlichen Lagers erinnern, das die dort vorhandenen tiefgehenden Gegensätze ins Bewusstsein rufen könnte. Die Parole *Sammlung gegen die Sozialdemokratie!* ist die nicht offen ausgesprochene, aber stets mitschwebende Grundnote seiner Polemik, und mehr als eine fein berechnete Wendung zeigt, wie innig verwandte Künste Diplomatie und Demagogie sind.

MAG nun der gleichbereite, enthusiastische Beifall der grossen Mehrheit den glücklichen Redner zu weit in die Stimmung des Triumphators hineintreiben, oder mag es taktische Absicht sein, den zu besiegenden Gegner von vornherein schon als Besiegten zu behandeln, der oberste Beamte des Reiches glaubt zuweilen der Sozialdemokratie *von oben herunter* kommen zu können. Eine derartige Behandlung entspricht aber weder der Stellung und Bedeutung der Dreimillionenpartei im Lande, noch findet sie in durchdringender oder überschauender Sachkenntnis auf seiten des Reichskanzlers innere Rechtfertigung. Das war es, was der zweite Etatsredner der Partei, der Abgeordnete von Vollmar, auszusprechen für nötig fand. Er schloss den entsprechenden Passus seiner Rede mit den Worten:

»Ich meine, wenn der verantwortliche Leiter eines grossen Reiches mit einer der stärksten Triebkräfte der Nation und einer Bewegung von so universellem Charakter, wie es die Sozialdemokratie ist, sich zu beschäftigen hat, so müsste er doch suchen, weniger an Äusserlichkeiten und Kleinlichkeiten haften zu bleiben, sondern mehr nach dem Kern durchzudringen. [*Sehr gut!* links.] Denn, wie verschieden man auch sonst den Gang der Dinge beurteilen mag, darüber sollte man doch einig sein: wer in einer Zeit, wie die unsrige, wo tiefe Umgestaltungen im Körper der Gesellschaft sich vollziehen und gewaltige Erneuerungen sich vorbereiten, das Wesen des Sozialismus nicht zu erkennen und ihm gerecht zu werden vermag, der mag ein pflichtgetreuer Beamter, ein formgewandter Diplomat sein, — Staatsmann ist er keiner. [*Sehr richtig!* links.]«

WAS hatte Graf Bülow darauf zu erwidern? Über seinen Ton, meinte er zunächst, dürfe die Sozialdemokratie sich nicht beschwert fühlen, solange sie selbst alles rücksichtslos angreife, was der heutigen Gesellschaft heilig sei: Vaterland, Krone, Altar, Gesellschaftsordnung. Ausserdem ergehe sich die Sozialdemokratie in so gemeinen persönlichen Beschimpfungen ihrer

Gegner, dass sie keinen Anspruch darauf erheben dürfe, als *Pflänzchen Rührmichnichtan* zu gelten. Zur Illustration dieser Kampfesweise verlas der Reichskanzler die folgende Auslassung der *Leipziger Volkszeitung*:

»Die konservativen Wegelagerer, die Zentrumsgauner, die nationalliberalen Jesuiten und, als oberster der Philister, Eugen Richter fielen wie eine Horde Krippenreiter über die ahnungslose Minderheit her; der Hauptmann der Bande, der parlamentarische Strolch von Kardorff machte den Regisseur, der Reichsgerichtsrat Spahn illustrierte die deutsche Klassenjustiz in Permanenz durch einen niederträchtigen Staatsstreich, und der beschäftigungslose Advokat und Streber Bassermann gab zum erstenmal in seinem Leben einen juristischen Kommentar. Es ist heute überflüssig, an die schamlosen Bubenstücke, an die infame Affenbosheit dieses parlamentarischen Gesindels zu erinnern, das damals wie eine Sauherde über Geschäftsordnung und Verfassung hineinbrach und niedertrampelte, was ihr im Wege war.«

EIN derartiger *Ton* ist nun freilich ebensowenig geeignet, den Gegnern Achtung vor der Sozialdemokratie einzuflössen, wie er geeignet ist, unsere Selbstachtung zu erhöhen. Er widerspricht auch schnurstracks der prinzipiellen Auffassung unserer Bewegung als eines Kampfes gegen ein System, dessen Ursachen und Folgeerscheinungen nicht in einzelnen Personen, sondern in objektiven Verhältnissen wurzeln. Diese Auffassung sollte unsere Propaganda mehr, als die anderer Parteien, freihalten von der persönlichen Beschimpfung politischer Gegner. Der Abgeordnete Bebel sprach darum allen, die ein gesundes Gefühl für die Ehre der sozialdemokratischen Sache haben, aus der Seele, als er dem Bedauern über die zitierte Auslassung Ausdruck gab und jede Verantwortung der Fraktion dafür ablehnte.

IM übrigen aber fällt es uns gar nicht ein, in Abrede zu stellen, dass wir Angreifer sind, dass wir das herrschende System und seine Idole der allerschärfsten Kritik unterziehen und dabei auch ein starkes Wort nicht scheuen. Wir finden es auch ganz selbstverständlich, dass unsere Gegner sich wehren und, wie und wo sie können, ebenso scharfe Kritik an der Sozialdemokratie üben. Das meinte natürlich Vollmar auch gar nicht, als er den *Ton* des Reichskanzlers der Situation unangemessen fand, sondern er meinte die übelangebrachte Brüskierung einer grossen Bevölkerungsmasse, deren ernste, gewaltige Sache der oberste Reichsbeamte durch spöttische Scherze über kleine Fehler und Nebensächlichkeiten glaubt abtun zu können. Das kann nur jemand, dem das tiefere Verständnis für die sozialistische Bewegung fehlt. Was Graf Bülow vorbrachte, um diesen Vorwurf abzuwehren, bekräftigt ihn nur. Er führte dazu aus:

»Der Herr Abgeordnete von Vollmar hat weiter gemeint, ich hätte kein Verständnis für die Sozialdemokratie. Ich verfolge im Gegenteil mit Aufmerksamkeit die Vorgänge in der sozialdemokratischen Partei und mit ganz besonderer Aufmerksamkeit die Haltung eines so gewiegten Politikers und Parlamentariers, wie es der Herr Abgeordnete von Vollmar ist, und seiner näheren Freunde. Vor zwei Jahren, meine Herren, wurden ja in manchen Kreisen Erwartungen an den *Revisionismus* geknüpft. Wie der edle Posa in Schillers *Don Carlos* vor den bösen König Philipp, so trat damals der *Revisionismus* vor den Führer der sozialdemokratischen Partei: »Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!« [Grosse Heiterkeit.] Der dachte aber: »Sonderbarer Schwärmer!« [Erneute grosse Heiterkeit.] Er gab keine Gedankenfreiheit, er liess durch seinen Freund, Herrn Kautsky, erklären, in der sozialdemokratischen Partei sei sogar das Anzweifeln der gerade herrschenden Meinung gefährlich und nicht erlaubt. [Zuruf bei den Sozialdemokraten.] — Ich werde Ihnen, Herr Bebel, wenn Sie gestatten, den Artikel übersenden, ich habe ihn nicht mehr wörtlich im Gedächtnis. Jedenfalls war damals die Haltung des Herrn Abgeordneten Bebel eine solche,

dass selbst ein angesehenes französisches sozialdemokratisches Blatt, die *Humanité* oder *Aurore*, von dem »dogmatisme intolérant«, dem unduldsamen Dogmatismus der deutschen Sozialdemokratie sprach. Da duckte sich der *Revisionismus* [Heiterkeit], da überliess er die Führung den utopistischen Politikern, da wich er zurück vor denjenigen, die das mit seltenem Scharfsinn und seltener Denkkraft, mit ungewöhnlichen Kenntnissen und mit noch ungewöhnlicherer Dialektik konstruierte, aber durch die geschichtliche Entwickelung der Dinge in seinem Fundament erschütterte System von Marx für ein Dogma halten, so starr und so unanfechtbar, wie nur irgend ein asiatisches Dogma. Und als der *Revisionismus* sich zurückzog, sich so duckte, da schaltete er sich eben aus aus der Zahl derjenigen Faktoren, die Realpolitik treiben. [*Sehr richtig!* links.] Gewiss, die Behandlung, die ihm damals zu teil wurde, konnte Mitgefühl erregen, wenn, wie Herr von Vollmar treffend sagte, die Politik nicht bis zu einem gewissen Grade das Mitleid ausschlösse. [Heiterkeit.] Aber auch die Art und Weise, wie damals der *Revisionismus* reagierte, oder vielmehr, wie er nicht reagierte, auch die konnte ein gewisses Mitgefühl hervorrufen. Deshalb hat es keinen Wert, wenn die Herren von jener Richtung sich mit einer — ich gebrauche wiederum einen Ausdruck, dessen sich Herr von Vollmar soeben bediente — mit einer relativen Mässigung aussprechen, solange sie nicht im stande sind, sich von demjenigen Herrn zu emanzipieren, den ich nicht beim Namen nennen will, den aber vor zwei Jahren mit feinem Witz der Herr Abgeordnete von Vollmar verglich mit dem Lordprotektor Cromwell. Solange sie sich nicht auf eigene Füsse stellen, so lange haben ihre relativ gemässigteren Anschauungen auch nur einen akademischen Wert, — und dass in der sozialdemokratischen Partei das Akademische nicht allzu hoch bewertet wird, das wissen wir seit dem Dresdener Parteitag. [Heiterkeit.]«

DIESE Antwort trifft vollkommen daneben. Graf Bülow hat Vollmars Vorwurf gar nicht verstanden, sonst hätte er so gar nicht erwidern können. Die »Vorgänge in der sozialdemokratischen Partei« zu verfolgen, ist ja gewiss eine sehr nützliche und unentbehrliche Arbeit für einen Politiker, der ernsthaft mit uns kämpfen will, aber das tiefere Verständnis für das wissenschaftliche Wesen des Sozialismus und für das welthistorische Wesen der Sozialdemokratie gewinnt man daraus noch nicht. Dass sich der Reichskanzler weder um das eine, noch um das andere ernsthaft bemüht hat, zeigen seine nahezu naiven Auslassungen über den *Revisionismus*. »Vor zwei Jahren« hat er erwartet, der *Revisionismus* werde sich »emanzipieren« und »Realpolitik treiben«. Aus dem Diplomatischen ins Deutsche übersetzt: Vor Dresden hat Graf Bülow erwartet, die *revisionistische* Bewegung werde die Partei in zwei Teile spalten, mit deren einem die Reichsregierung dann auf gutem Fusse leben könne.

VERFÜGTE Graf Bülow über ein etwas weiter ausholendes und tiefer dringendes Wissen von den Vorgängen in der Sozialdemokratie, so hätte er erkannt, dass unter dem Begriff *Revisionismus* zwei Dinge zusammengeworfen werden, die zwar in innerer Beziehung zu einander stehen, aber keineswegs identisch sind: eine wissenschaftlich-theoretische Strömung, die gewisse Sätze und Prognosen der marxistischen Theorie einer Kritik unterzogen hat, und eine praktisch-politische Strömung, die der positiven Gegenwartsarbeit, der Reformarbeit auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet eine viel höhere, prinzipielle Wertung für die Emanzipationsbewegung des Proletariats zuspricht, als dies die sich *sozialrevolutionär* nennende Richtung tut.

DIE ersterwähnte theoretisch-kritische Strömung, die jüngeren Datums ist, als die praktisch-opportunistische, und für die der Name *Revisionismus* eigentlich geprägt wurde, hat ihre kritische Aufgabe nach Dresden

unbeirrt und mit gleichem Erfolg weiter geführt, wie vorher. Es ist ihr gar nicht eingefallen, sich zu *ducken* oder sich *zurückzuziehen*. Sie würde es als eine Pflichtvergessenheit gegenüber der Partei angesehen haben, hätte sie auch nur eine Stunde die Anschauung aufkommen lassen, dass die kritische Läuterung und Fortbildung der theoretischen Grund- und Leitsätze der sozialistischen Bewegung eingestellt sei. Nach den krampfhaft wiederholten Behauptungen *marxistisch*-orthodoxer Theoretiker ist der Erfolg dieser kritischen Arbeit zwar gleich null. Allein, man muss keine Beziehungen zu den breiteren Schichten der Partei haben, man muss geflissentlich die Augen und Ohren zumachen vor dem raschen Dahinschwinden gewisser Sätze und Prognosen aus dem propagandistischen Leben der Partei, um sich und anderen einreden zu können, die *revisionistische* Arbeit sei vergebens gewesen.

EBENSOWENIG, wie dem theoretischen, kann man dem praktisch-politischen *Revisionismus* den Vorwurf machen, er habe sich *geduckt* oder *zurückgezogen*. In gesetzgebenden oder kommunalen Körperschaften, in Gewerkschaften und Genossenschaften haben die Parteigenossen, die die positive Reformarbeit höher werten, als blosse Flickarbeit am Gegenwartsstaat, die darin das Werden der neuen Gesellschaft, das *Hineinwachsen in den Zukunftsstaat* sehen, mit unverminderter Energie weitergearbeitet. Nirgends haben sie rein negierender Kritik oder *radikaler* Intransigenz das Feld geräumt.

WENN aber die Zuversicht, auf dem Wege friedlicher Reform tiefgreifende Umgestaltungen der wirtschaftlichen und politischen Zustände im Interesse der breiten Volksmasse erreichen zu können, nicht allgemeiner und stärker geworden ist, wenn die entgegengesetzte Auffassung, dass die heutige Gesellschaft einer unentrinnbaren Katastrophe zutreibt und nur auf diesem Wege tiefergreifende Umgestaltungen realisierbar sind, die Mehrheit der Parteigenossen beherrscht, woran liegt das? — Diese Frage hätte sich der Reichskanzler einmal vorlegen sollen.

DIE reformistische Auffassung vom Gang der Entwickelung ist Jahrzehnte alt. Die angesehensten Führer der Partei haben ihr zeitweilig gehuldigt und von der Reichstribüne herab, selbst unter dem Sozialistengesetz, Ausdruck gegeben. Von den früher beigebrachten Zitaten[1]) will ich hier nur die Worte aus der Reichstagsrede Bebels vom 31. März 1881 wiederholen:

»Wir haben stets erklärt, wir wollten den Weg der sogenannten *Reform*, wir werden den Versuch machen, auf dem Wege der Gesetzgebung und der organischen Entwickelung allmählich unsere Ziele zu erreichen, und Sie können uns nicht bestreiten, dass wir im Laufe der Jahre eine ganze Zahl von uns ausgehender Anträge eingebracht haben — die allerdings bisher stets das Schicksal hatten, von einer Majorität des Hauses als unannehmbar betrachtet zu werden —, die alle darauf hinzielen, die Lösung wichtiger sozialer Fragen auf friedlichem Wege zu versuchen.«

Und als weiterer Beleg für das Vorhandensein der gleichen Auffassung bei Liebknecht sei hier noch eine Stelle aus dessen Reichstagsrede vom 17. März 1879 hinzugefügt, wo er erklärte, dass die Sozialdemokratie

»eine Reformpartei im strengsten Sinne des Wortes ist und nicht eine Partei, die gewaltsame Revolution machen will, was überhaupt ein Unsinn ist«.

[1]) Vergl. meine Aufsätze *Die Eroberung der politischen Macht* in den *Sozialistischen Monatsheften*. 1904. I. Bd., pag. 9 ff., 114 ff., 199 ff.

DIE Bismarcksche Gewaltpolitik hat dafür gesorgt, dass dieser Glaube an die reformistische Methode der Umgestaltung zeitweise völlig dahinschwand. Als Vollmar zu Beginn des *neuen Kurses* ihn wieder betonte, stiess er auf heftigen Widerstand. Das Vertrauen auf irgend welchen ernsthaften Willen zu tiefergreifenden sozialen und politischen Reformen von oben herunter war gründlich zerstört. Und die leitenden Männer des *neuen Kurses* haben dann in immer steigendem Masse dafür Sorge getragen, dass diejenigen recht behielten, die nichts und weniger, als nichts, von ihnen erwarten. Der verfassungsmässige Träger der Krone schwang sich alsbald auf das Piedestal des Königtums *von Gottes Gnaden* zurück; die Staatsbürger wurden in die Rolle der *Untertanen* zurückverwiesen; sie wurden von neuem in *Edelste* und *Unfreie* eingeteilt; der einzige moderne Zug in dem Bild war die Verleihung der intimsten Hofgesellschaftsfähigkeit an den neuen Adel von Gnaden des goldenen Kalbes, an die Ballin, Vanderbilt und Genossen. Von der tatsächlichen Anerkennung der Volksvertretung als eines gleichwertigen, souveränen Faktors der Reichsregierung war keine Rede; die Etablierung eines persönlich-absolutistischen Regiments in der Führung der Reichsgeschäfte nach innen und aussen trat immer schärfer als leitende Idee des ganzen Systems heraus.

PREUSSEN regiert das Reich, und in Preussen herrscht der Absolutismus, gestützt auf eine feudal-klerikal-kapitalistische Privilegiertenkaste, die die Verwaltung und Gesetzgebung in Händen hat und ihren Sonderinteressen unterwirft. Die gewaltige Mehrheit des Volkes, die gesamte werktätige Volksmasse, ohne deren tagtägliche Arbeitsleistung die ganze Herrlichkeit der preussisch-deutschen Kultur elend ins Nichts versinken würde, bleibt ausgeschlossen von der gesetzgebenden Körperschaft. Sie ist nur *Objekt der Gesetzgebung*, Besteuerungs- und Bevormundungsobjekt. Hat der *neue Kurs* den leisesten Ansatz gemacht, dieser entwürdigenden Rechtslosigkeit des preussischen Volkes ein Ende zu machen? — Nein! Im Gegenteil, man will diesen Zustand noch festigen, indem man die Volksschule systematisch zu einer Dressuranstalt für *beschränkten Untertanenverstand* macht, in dem Glauben, dass die Massendummheit der Fels sei, auf dem alles, *was uns heilig*, sicher ruhe.

WAS aber speziell das Arbeiterrecht und die Arbeiterwohlfahrt angeht, so wird die Sozialpolitik in homöopathischen Dosen verabreicht und dazwischen, damit die Geschichte nicht langweilig wird und man stets weiss, woran man ist: Umsturzvorlage — Zuchthausvorlage — Verbot des Streikpostenstehens — Kontraktbruchgesetz und dergleichen. Dazu ungeheuerliche Sprüche einer Justiz, die den Glauben an die Gleichheit vor dem Gesetz im Herzen des Arbeiters auslöschen müssen.

ALLES aber, was vielleicht an kleinen Fortschritten durch Lohnkampf, durch wirtschaftliche und politische Organisation errungen ist, macht der *neue Kurs* wett durch den immer weiteren Ausbau des indirekten Besteuerungssystems und durch eine Wirtschaftspolitik, deren Leitstern die Begehrlichkeit der grossagrarischen Interessentenklique ist, die das preussische Ministerium in seiner Hand hat. Die wirtschaftspolitische Diktatur des Junkertums hat ihren Höhepunkt erreicht unter der Ministerpräsidentschaft des Grafen Bülow. Eine verschärfte Politik zu gunsten der Reichen und Mächtigen auf Kosten der Armen und Gedrückten — das ist der spezielle *Bülowkurs*!

MÖGLICH, dass dem Grafen Bülow diese Entwickelung seines speziellen *Kurses* sehr unsympathisch ist. Möglich, dass es dem obersten Reichsbeamten persönlich hart angekommen ist, sich vor denen, die stärker sind, als er, derart zu ducken und zurückzuziehen, dass sich der *moderne Mensch* in ihm aus der Zahl derjenigen Faktoren, die Realpolitik treiben, völlig ausschaltete. Möglich, dass ihm der neuliche Witz des *Simplicissimus*: »Sie müssen selbständiger werden, Jean, Reichskanzler können wir nicht alle sein« weher tat, als die anderen gegen ihn abgeschnellten Pfeile des Witzes. Aber für die Sozialdemokratie kann der innere Mensch im Grafen Bülow nicht in Betracht kommen. Die Taten, die er als Reichskanzler und preussischer Ministerpräsident mit seiner Verantwortung deckt, diese allein sind es, nach denen wir ihn einzuschätzen haben. Angesichts dieser Taten sollte es dem Reichskanzler wahrhaftig nicht allzu wunderbar erscheinen, dass der Glaube an die reformistische Möglichkeit der politisch-sozialen Umgestaltung unter dem *Bülowkurs* keine Siegesfeste feiert. Wundern könnte er sich höchstens darüber, dass es überhaupt so etwas wie *Revisionismus* in der Sozialdemokratie gibt.

FREILICH ist das kein *Revisionismus*, der sich mit dem Gedanken trägt, sich zu *emanzipieren*, das heisst loszusagen von der Partei und ihrer grossen gemeinsamen Aufgabe, die Durchsetzung der vollen wirtschaftlichen und politischen Gleichberechtigung der werktätigen Volksmasse zu erzwingen. Der *Revisionismus* steht im Dienst dieser Aufgabe, indem er dafür Sorge trägt, dass die geistige Rüstkammer der sozialistischen Bewegung auf der Höhe der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis bleibt, und indem er des weitern dafür Sorge trägt, dass über den Zukunftshoffnungen die Wertung des schon jetzt Erreichbaren nicht zu kurz kommt, dass die Sozialdemokratie trotzdem und trotzalledem sich die tagtägliche positive Arbeit an der Sozialisierung und Demokratisierung der gegenwärtigen Gesellschaft nicht verleiden lässt.

DIE Sozialdemokratie ist der bewusste Ausdruck des durch die Jahrtausende heraufgekommenen Entwickelungsziels: materielle und geistige Wohlfahrt aller Menschen! Dieses Ziel ist dank den gewaltigen technischen und wissenschaftlichen Fortschritten der Neuzeit aus der Sphäre frommer Wünsche in den Bereich sichtbarer Möglichkeit gerückt. Darum hat es in unserer Zeit die Tiefen des Volkes ergriffen und Millionen ehemals sklavisch gebeugter Stirnen emporgerichtet. Die menschliche Persönlichkeit ist in ihnen erwacht; sie fordern ihr Kulturrecht, eine Ordnung der Dinge, die die volle Menschwerdung aller Volksglieder ermöglicht.

DIE Politik des Grafen Bülow, oder vielmehr die Politik der Herren, denen er dienen zu müssen glaubt, verfolgt schnurstracks die entgegengesetzte Richtung. Darum macht sie die reformistische Auffassung von einer friedlichen Entwickelungsmöglichkeit immer schwerer, reisst sie die Kluft im Innern des Volkskörpers immer weiter auf, macht sie den Hass zwischen den kämpfenden Heerlagern immer unversöhnlicher. Graf Bülow aber sieht das nicht. Er glaubt, mit witziger Redekunst im Kampf mit den Vertretern der sozialdemokratischen Volksmasse obsiegen zu können, und wundert sich bass, dass in der Sozialdemokratie die »relativ gemässigteren Anschauungen« nicht vorherrschen. Ein hochgradig utopistisch veranlagter *Realpolitiker*, dieser Reichskanzler!

GRAF Bülow ist ein mit der ganzen Salonbildung unseres Jahrhunderts ausgestatteter Mann. Literatur und Kunst, selbst die Philosophie ist ihm nicht fremd. Aber von der grössten Idee seiner Zeit, der Idee des Sozialismus, ist er unberührt geblieben. Nicht als ob sie nicht an sein Ohr gedrungen sei; gewiss hat er oft und viel davon gehört und gelesen. Aber er hat sie nicht erfasst; sie ist in seinem rein gedanklichen Oberbewusstsein hängen geblieben; ihre Grösse, ihre welthistorische Bedeutung war ihm kein inneres Erlebnis. Er weiss nicht, dass diese in der Tiefe der Volksmasse lebendig gewordene Idee die geschichtsbildende Kraft ist, der ihn das Schicksal als verantwortlichen Leiter des Deutschen Reiches gegenübergestellt hat. An seinem Verhältnis zu dieser Idee aber wird der künftige Geschichtsschreiber sein Urteil über ihn fällen. Und das wird dann allerdings das Vollmarsche sein: er mag ein pflichtgetreuer Beamter, ein formgewandter Diplomat gewesen sein, aber ein Staatsmann war er nicht.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

GABRIEL DEVILLE · *REVOLUTIONÄRER* UND *REFORMISTISCHER* SOZIALISMUS IN FRANKREICH

MAN kann die gegenwärtige Situation des Sozialismus in Frankreich einfach folgendermassen zusammenfassen: In der Praxis sind alle Sozialisten heute ministeriell, in der Theorie setzen die einen ihre Worte in Einklang mit ihren Taten, während die anderen es vorziehen, anders zu reden, als zu handeln. Die letztere Praxis wird, wie mir scheint, von den *revolutionären* Theoretikern neuerdings als Richtschnur des Verhaltens aufgestellt. In einer Besprechung der Intervention Jaurès' in der Kammersitzung vom 4. November 1904 sagt Kautsky:

›Er [Jaurès] hat dadurch das Kabinett Combes gerettet, aber den Sozialismus kompromittiert. Und das ist es, was ich ihm und dem *Vorwärts*, der seine Argumentation annahm, vorwerfe. Nicht seine Abstimmung — auch die revolutionären Sozialisten stimmten für das Ministerium, und ich hätte es auch getan —, sondern die Begründung seiner Abstimmung. Möglich, dass das Ministerium nur durch diese Begründung zu retten war. Dann aber wäre sein Fall das kleinere Übel für uns gewesen . . .‹[1])

Nach Kautsky, der nicht das Votum, sondern die Worte tadelt, hätte also Jaurès im Sinne einer Stürzung des Ministerium sprechen, zugleich aber im Sinne seiner Erhaltung stimmen müssen.

DASS alle französischen Sozialisten, wie sie auch sonst gesinnt sein mögen, heute ministeriell sind, das kann für niemand dem geringsten Zweifel unterliegen: die *revolutionären* Sozialisten haben stets für die Tagesordnungen, die dem Ministerium Combes implicite oder explicite ihr Vertrauen ausdrücken, gestimmt, sobald das Ministerium in Gefahr war, das heisst, sie haben es gehalten, und sie legten Wert darauf, es zu halten. Die *revolutionären* Sozialisten im allgemeinen und Kautsky — dessen einer so überaus *revolutionären* Auffassung des Klassenkampfes entsprechende Artikel, vornehmlich der soeben zitierte, das Vergnügen der reaktionären Kapitalisten des *Journal des Débats* bilden — im besonderen, können, wenn sie bei irgend einer wichtigen Gelegenheit einer

[1]) Vergl. den *Vorwärts* vom 13. November 1904.

Kammersitzung beiwohnen, das Schauspiel erleben, dass Abgeordnete ihrer Richtung einen viel demonstrativeren Ministerialismus zum Ausdruck bringen, als es der des Schreibers dieser Zeilen ist, der doch wahrhaftig kaum etwas zu wünschen übrig lässt.

MAN glaube nicht, dass ich übertreibe. Hören wir, wie sich kürzlich der *revolutionäre* Abgeordnete Sembat ausliess:

»Wir vom sozialistisch-revolutionären Flügel haben uns befleissigt, immer und immer wieder zu betonen, dass wir nicht von Partei wegen Ministerielle sind und dass wir unsere Stimmen nur dann der Regierung geben, wenn sie es verdient. Aber es ist in der Tat unleugbar, dass wir, besonders seit dem russisch-japanischen Kriege, das Ministerium systematisch unterstützen. Wenn wir wirklich so unparteiisch wären, wie wir uns einbilden, würden wir dann nicht bei Angriffen auf das Ministerium, bevor wir uns auf seine Seite stellen, zunächst einmal abwarten, ob es im Rechte ist? Nun, in solchen Fällen kann man uns in der vordersten Reihe sehen, und unser Geschrei übertönt sogar die Stimmen der verhärtetsten Ministeriellen vom parlamentarischen sozialistischen Flügel.«[2])

WIR werden sehen, dass der Ministerialismus der *Revolutionäre* viel regulärer gewesen ist, als es Sembat zugibt, und dass weniger die Tatsache, dass das Ministerium ihre Stimmen v e r d i e n t e, als vielmehr die, dass es sie bei dieser oder jener Gelegenheit b r a u c h t e, die Vertrauensvoten der *revolutionären* Abgeordneten bestimmt hat. Der beste Beweis dafür ist die Abstimmung vom 30. März 1904, damals, als der angegriffene Marineminister Pelleton sich verteidigte, indem er ausdrücklich feststellte, dass er m e h r für die Bewaffnung, für Schiffskonstruktionen, Stützpunkte, Torpedos, Unterseeboote u. s. w. ausgegeben hätte, als seine Vorgänger, Ausgaben, die doch von den *Revolutionären* prinzipiell abgelehnt werden. Ich habe weder die Absicht, noch die Zeit, alle die Vertrauens- und Billigungsresolutionen, denen die *Revolutionären* zugestimmt haben, hier aufzuführen. Aber ich möchte doch das Datum einiger dieser Abstimmungen festnageln, indem ich dabei Sorge tragen werde, um eben das Alter und die Kontinuität dieser Methode nachzuweisen, dass keine Session oder kein Sessionsabschnitt der ganzen Zeit ausfällt, seit das Ministerium Combes am Ruder ist. Diese Daten sind: 4. Juli 1902, 17. Oktober 1902, 15. Januar 1903, 28. Mai 1903, 22. Oktober 1903, 5. Februar 1904, 17. März 1904, 12. Juli 1904, 22. und 28. Oktober 1904, 4. November 1904. Man sieht, die Serie ist vollständig. Warum also will man denen, die man die *reformistischen Sozialisten* nennt und die diese Benennung auch sehr gern akzeptieren, einen Ministerialismus vorwerfen, den man selbst ausübt?

INFOLGE der historischen Entwickelung Frankreichs gibt es bei uns gewissermassen eine r e v o l u t i o n ä r e R o u t i n e; unter gänzlich veränderten Zeitumständen ist doch der Glaube an die Wirksamkeit der ehemals angewandten Methode bestehen geblieben: er ist zu einem Vorurteil geworden. Dieses Vorurteil hat, man kann wohl sagen, auf allen Anhängern der fortgeschrittenen Parteien gelastet, und es lastet noch auf vielen unter ihnen. Die Leute dagegen, die vernünftig überlegen und bei denen keine falsche Eigenliebe oder kein sonstiges Interesse die Erkenntnis des Irrtums verhindert, sind früher oder später zu der Überzeugung gekommen, dass das revolutionäre Vorgehen als Fundamentalregel nicht mehr den Wert in Frankreich hat, den man ihm auf Grund der Tradition zugebilligt hatte. Unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts kann sich eine Minorität nicht mehr in der Illusion

[2]) Vergl. die *Petite République* vom 2. November 1904.

wiegen, dass sie das Volk hinter sich habe, und es ist nicht gut für die von einer Minderheit verfochtenen Ideen, sie dem Volke a u f z w i n g e n zu wollen. Durch derartige unbesonnene Versuche leistet man nur der Reaktion Vorschub. Die souveräne Autorität kann weder einem einzelnen Menschen, noch einer Minorität gehören, wie hoch auch die Meinung sein mag, die sie von sich selbst hat und von ihrer Fähigkeit, die anderen zu leiten. Die Majorität eines Landes ist es, der die Souveränität zukommt. Die Emanzipation der Arbeiterklasse — so lautet die berühmte Formel der *Internationalen* — kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein, und nicht das irgend einer Minderheit, die den Ehrgeiz hat, die anderen mehr oder weniger gewaltsam nach ihrem Bilde umzumodeln. Auf der anderen Seite hat man schliesslich doch anerkennen müssen, dass der Revolutionarismus allmählich auf einem toten Punkt angelangt ist. Im Gegensatz zu dem, was normalerweise das Wesen jeder Taktik zu sein hat, wird der Revolutionarismus nur ausgestellt, aber, was ich übrigens sehr begrüsse, nicht angewandt. Seit dem Sturz der Kommune, das heisst seit mehr als einem Drittel Jahrhundert, ist nicht ein einziger Versuch gemacht worden, die revolutionäre Taktik anzuwenden. Dennoch wird sie im Reiche der Phrase ängstlch gehütet und hochgehalten.

VIELE von den Jüngeren, die sie anwenden — mit dem Munde natürlich —, werden sich dieses Widerspruchs bewusst und suchen, ihn unter mehr oder weniger unehrlichen Entschuldigungen zu verstecken. Unter denen, die anderen Leuten, mir im speziellen, vorwerfen, sie seien nicht revolutionär genug, versteht der eine unter *Revolution* die *Revolutionierung der Geister*. Einem anderen bedeutet das Wort *revolutionär* nur den Gegensatz zu halben Massregeln. Ein dritter ist *revolutionär* wie jenes bekannte Tier, das so ruchlos ist, sich zu verteidigen, wenn man es angreift, das heisst, er beschränkt die Zuflucht zur Gewalt auf den Fall, wo diese zuerst gegen ihn angewandt wird. Ein anderer ist *revolutionär* wie der Gendarm, der gegen jene Gewalt anwendet, die der Gesetzlichkeit nicht gehorchen, und er meint damit, dass die sozialistische Gesetzgebung die Widerspenstigen mit allen Mitteln unter ihr Gebot beugen soll. Ersparen wir uns all die mehr oder minder verwirrten Deutungen, die von diesen *Revolutionären* vorgebracht werden, wenn man sie einmal in einer Wahlversammlung zwingt, öffentlich zu erklären, was sie eigentlich unter dem Wort *revolutionär* verstehen. Sie haben dann nur das eine Bemühen, diesem Wort seine wahre Bedeutung zu nehmen; derselbe Begriff, den sie andererseits zum Stempel der Reinheit der Lehre machen, gewinnt dann in ihrem Munde einen ebenso banalen, wie ungenauen Sinn, und das unterscheidende charakteristische Kennzeichen, dessen Nichthochhaltung ein Verbrechen ist, wird schliesslich zu einer Allerweltsphrase, die, auf alle anwendbar, keinen mehr von dem andern unterscheiden kann. Nur klein ist die Zahl derer, die offen zugeben, dass der Revolutionarismus die Zuflucht zur Gewalt, zum bewaffneten Aufstand ist. Aber vielleicht ersetzen sie die Quantität durch die Qualität. So zum Beispiel Paul Lafargue, der der Erwartung Ausdruck gibt, dass die nächste revolutionäre Erhebung nicht, wie die von 1848 und 1871, scheitern werde[3]), und damit jede missverständliche Auffassung ausschliesst; ebenso der gegenwärtige Vorsitzende des Generalrats des Seinedepartements, Landrin[4]). Wie die *Revolutionäre* aber

[3]) Vergl. den *Petit Sou* vom 10. Februar 1902.
[4]) Vergl. den *Petit Sou* vom 12. März 1902.

auch immer den *Revolutionarismus* definieren und interpretieren: darüber herrscht unter ihnen volle Übereinstimmung, dass er nicht über die mündliche Propaganda hinausgehen darf, dank welcher er dazu dient, die Taktik zu diskreditieren, die alle, wie wir am Anfang sahen, anwenden, die sogenannten *Revolutionäre* ebenso, wie die *Reformisten*. So dass also, während der Ministerialismus von allen praktiziert und von einigen mit dem Munde verdammt wird, der von so vielen theoretisch verherrlichte Revolutionarismus von niemandem praktisch ausgeübt wird.

KURZ und gut: Die *unentwegten Revolutionäre*, wie sie sich zu nennen lieben, sind die, die das tun, was sie verwerfen, und das preisen, was sie nicht tun. Ein *unentwegter Revolutionär* beweist seine Mannhaftigkeit durch die Strenge seiner Prinzipien; er behauptet in allem und gegenüber allem, ein Mann von Grundsätzen zu sein. Wir werden sehen, dass die Strenge der Prinzipien von derselben Qualität ist, wie der *Revolutionarismus* selbst.

WENN es heute ein unantastbares *Prinzip* gibt, so ist es das vom Klassenkampf, der »Basis nicht nur jeder sozialistischen Theorie, sondern auch jeder sozialistischen Taktik«[5]). Der Klassenkampf ist also das Prinzip der Prinzipien. Nun, in einer vom *Socialiste* herausgegebenen Broschüre, die unter dem Titel *Les deux méthodes* eine Diskussion zwischen Jaurès und Guesde wiedergibt, heisst es an einer Stelle der Rede des letzteren: »das, was er [Jaurès] ein Prinzip nennt, und was ich eine Tatsache nenne: der Klassenkampf«. Damals war also nach Guesde — und er hatte meines Erachtens darin recht — der Klassenkampf kein Prinzip, sondern eine Tatsache. Mit dieser Tatsache, die wir konstatieren, müssen wir rechnen, aber sie ist nicht die einzige Tatsache, der wir uns anzupassen haben. $2+2=4$, das ist auch eine Tatsache; trotzdem glauben wir uns nicht verpflichtet, aus 2 und 2, jedesmal, wenn wir sie zusammen antreffen, 4 werden zu lassen: wir können auch andere Operationen mit den beiden Zahlen vornehmen. Ebenso haben beim Klassenkampf, der eine Tatsache und kein Prinzip ist, angesichts dessen, dass der Sozialismus die Aufhebung der Klassen bedeutet, die Umstände zu entscheiden, ob er angewandt oder bei seite gelassen werden soll.

IN seiner Nummer vom 15. Januar 1899 brachte der *Socialiste* aus eigenem Antrieb einen Auszug aus einem Artikel, den ich anderswo veröffentlicht hatte, und den er mit folgenden Worten einleitete:

›Genosse Gabriel Deville hat soeben in der letzten Nummer des *Devenir Social* eine interessante Studie veröffentlicht, deren Schluss wir hier wiedergeben.‹

Nun, in jenem Artikel finden sich Stellen, wie folgende:

›Neben dem Klassenkampf kommen noch andere ebenso wichtige Fragen in Betracht, wie beispielsweise die der dauernden Anwendung der gesetzlichen Garantieen . . . [Der Klassenkampf] ist weder die einzige Tatsache, der wir uns anzupassen haben, noch dasjenige Kampfesmittel, das uns unter allen Umständen aufgenötigt wird.‹

Das *revolutionäre* Blatt hat damals mit keinem Wort gegen diese Auffassung protestiert; es brachte im Gegenteil in der folgenden Nummer noch ein Zitat »unseres Freundes Gabriel Deville«. Wie man weiss, ist die Partei der *revolutionären* Orthodoxie, der *Parti socialiste de France* hervorgegangen aus der prinzipiellen Einigung der Blanquisten und der Guesdisten. Nun, es ist lange

[5]) Vergl. den *Socialiste* vom 2.-9. Oktober 1904.

Zeit unter den ersteren Mode gewesen, sich über den Klassenkampf lustig zu machen; ich kann als Beweis dafür alte Artikel, namentlich von zweien ihrer Hauptführer, Eudes und Chauvière, anführen. Das *revolutionäre* Mitglied des *Parti socialiste français* Hervé liess sich auf dem Parteitag in Tours /1902/ folgendermassen aus:

»Zunächst der Ausdruck *Klassenkampf*, der mir gar nichts sagt. Auf die Gefahr hin, einmal in meinem Leben als Gemässigter zu gelten, muss ich es aussprechen, dass nach meiner Ansicht dieses Wort *Klasenkampf* ungenau ist, keiner vorhandenen Wirklichkeit entspricht. Diejenigen, die es gewöhnlich anwenden, stellen sich die Gesellschaft vor als zusammengesetzt auf der einen Seite aus der proletarischen Klasse, auf der anderen aus den verschiedenen bürgerlichen Parteien, die man alle in einen Topf wirft. Nun wohl, ich kann mich nicht entschliessen, dies zu tun. Ich sehe in der Bourgeoisklasse blinde Reaktionäre, starrköpfige Verteidiger des Bestehenden, aber ich sehe auch eine demokratische Fraktion, die als Maximalprogramm beinahe unser Minimalprogramm hat. Das ist die Brücke, über die hinweg ein Teil der Bourgeoisie, die Partei der Radikalen, an deren Spitze ein Mann wie Pelletan steht, im Begriff ist, sich dem Sozialismus zu nähern. Ich für mein Teil kann nicht zugeben, dass man gar keinen Unterschied zwischen Méline und Pelletan macht. Ich bitte Sie daher, das Wort *Klassenkampf* weniger häufig anzuwenden, es wenigstens genauer zu präzisieren und zu erklären, dass Sie nicht alle bürgerlichen Parteien in einen Topf werfen.«[6])

Heute erleben wir das Schauspiel, dass Leute uns vorwerfen, ein *Prinzip* nicht genügend hochzuhalten, das sie sielbst oft genug negiert haben. Dazu kommt, dass diese *prinzipiellen* Klassenkämpfer Gegner des Generalstreiks sind und diesen auf dem Amsterdamer Kongress verurteilt haben. Ich glaube, dass sie recht daran tun, die Taktik des Generalstreiks zu verwerfen, aber dann steht es ihnen schlecht an, sich als intransigente Apostel des *Prinzips* des Klassenkampfes aufzuspielen, dessen ausgesprochenste Anwendung unzweifelhaft der Generalstreik ist.

ÜBERHAUPT: Man beruft sich stets auf irgend ein *Prinzip*, wenn man auf jemand losschlagen will, der in einer Frage anderer Meinung ist! Haben Engels und Kautsky nicht 1894 in der *Neuen Zeit* Guesde, Lafargue und die ganze guesdistische Partei wegen ihres Agrarprogramms des Kompromisses mit der Gedankenwelt der bürgerlichen Gesellschaft beschuldigt? Dafür musste Kautsky seinen Vorschlag auf dem internationalen Kongress von 1900 als *millerandistisch* qualifizieren lassen.[7]) Also, die Reinheit der *Prinzipien* bleibt nicht einmal bei den Reinsten der Reinen unbefleckt. In der Kammersitzung vom 3. November 1903 bekämpfte ein *revolutionärer* Abgeordneter bei Gelegenheit der Vorlage, betreffend die Aufhebung der Stellenvermittelungsbureaus, den Artikel 11, der den seitherigen Profit der betreffenden Pächter ablösen wollte. »Dieser Artikel«, erklärte er, »ist die Sanktionierung einer Methode, die wir niemals akzeptieren werden.« Das ist klar und deutlich gesprochen. Man kommt zur Abstimmung, und was tut dieser selbe *revolutionäre* Abgeordnete mitsamt seinen Fraktionskollegen? Sie enthalten sich *revolutionär* der Abstimmung über eine Methode, die sie »niemals akzeptieren« wollten: nicht einer hat gegen den betreffenden Artikel oder gegen die ganze Vorlage gestimmt. Wie kann man dann es wagen, anderen eine Politik der Konzessionen vorzuwerfen, die man selbst macht? Der Unterschied ist doch nur der, dass die einen die notwendigen Kon-

[6]) Vergl. das Protokoll des Parteitags in Tours, pag. 129.
[7]) Vergl. besonders das Schreiben der amerikanischen Delegation im *Petit Sou* vom 28. September 1900.

zessionen offen und ehrlich eingehen, während die anderen geräuschvoll in dem einen Sinne sprechen, im anderen aber handeln.

ABER weiter: Diese *Methode* (die der Entschädigung bei der Expropriation), die man pathetisch für unannehmbar erklärt, ist von Sozialisten, wie Karl Marx selber, akzeptiert worden. Engels hat ausdrücklich darauf hingewiesen.[8]) Es liegt übrigens auf der Hand, dass, wenn die Sozialisierung der kapitalistischen Produktionsmittel nicht auf einen Schlag vollzogen werden kann, das Prinzip einer solchen Ablösung uns aufgenötigt wird. Nun, niemand wagt zu behaupten, dass die Sozialisierung einmal *en bloc* dekretiert werden könne. Es wird Produktionsmittel geben, die reif zur Sozialisierung sind, und solche, die es nicht sind. Das hat auch die guesdistische Partei seinerzeit in ihrem Agrarprogramm anerkannt; das hat der Amsterdamer Kongress zugegeben, indem er in der Resolution über die Trusts erklärte:

»dass die Bestrebungen der sozialistischen Parteien auf Sozialisierung der Produktionsmittel und deren Anwendung auf allgemeinen Nutzen, und nicht auf Profit, gerichtet sein müssen. Die Weise, in der diese Sozialisation zu stande kommt, sowie die Reihenfolge dieser Sozialisation wird von der Macht, über die wir verfügen, bestimmt.«[9])

EINER der Vorwürfe, die man am häufigsten gegen die französischen *reformistischen* Sozialisten erhoben hat, ist ihre Allianz mit den Radikalen. Aber die Guesdisten waren ein solches Bündnis schon häufig eingegangen — und sogar für den ersten Wahlgang, so bei den allgemeinen Gemeindewahlen in Lille —, bevor sie es anderen zum Vorwurf machen konnten. Ein Beispiel aus meiner eigenen Praxis: Nachdem ich im Jahre 1889 aus der guesdistischen Partei ausgetreten war, bot mir Lafargue im Jahre 1893 unter der Bedingung, dass ich in die *revolutionäre* Partei zurückkehre, eine parlamentarische Kandidatur an, für deren Erfolg er mir die Gewinnung der »Unterstützung der Radikalen« zum ersten Wahlgang zusagte. Ich nahm seine Bedingung nicht an und kandidierte nicht. Jetzt, wo ich ausserhalb der *revolutionären* Partei stehe, bin ich schuldig, wenn ich eine Unterstützung und eine Allianz annehme, die mein Ansehen nicht im geringsten befleckt hätten, wenn ich in jene Partei zurückgekehrt wäre. Noch nach dem internationalen Kongress von Paris /1900/, nämlich am 27. Januar 1901, wurde in Lille für die Gemeindeersatzwahlen vor dem ersten Wahlgang ein Wahlbündnis zu gunsten einer Liste geschlossen, auf der zwei Guesdisten und ein Radikaler standen. Und bei den Kammerwahlen von 1902 wurde, diesmal nach dem ersten Wahlgang, die Hilfe des Radikalen Pelletan zu gunsten des *Revolutionärs* Delory angerufen. Der *revolutionäre* Abgeordnete Sembat ist jetzt mit Unterstützung der Radikalen zum Mitglied der Budgetkommission und zum Berichterstatter für den Post- und Telegraphenetat gewählt worden. Infolge eines meines Erachtens sehr glücklich abgeschlossenen Kompromisses zwischen den sozialistischen und den radikalen Gemeinderäten von Paris ist ferner der Vorsitz des Pariser Gemeinderats und der des Generalrats des Seinedepartements abwechselnd einem Radikalen und einem Sozialisten zuerteilt. Kraft dieses Abkommens, das schon für die erste Abstimmung gilt, ist gegenwärtig der *Revolutionär* Landrin Vorsitzender des Generalrats. Gross ist die Zahl der *Revolutionäre*, die, Abgeordnete oder nicht, Seite an Seite mit

[8]) Vergl. Friedrich Engels: *Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland* in der *Neuen Zeit*, 1894-1895, I. Bd., pag. 305.

[9]) Vergl. das deutsche Protokoll des Amsterdamer Kongresses, pag. 55.

den Radikalen in der Freidenkerliga sich jener antiklerikalen Propaganda widmen, über die man nicht genug spotten kann, wenn sie von anderen betrieben wird. Der *revolutionäre* Abgeordnete Meslier sitzt mitten unter Radikalen in der Grossloge der Freimaurer und wirkt in Gemeinschaft mit ihnen. Also: wenn man sich nur *revolutionär* nennt, so darf man ungestraft alles das tun, was bei denjenigen scharf gemissbilligt wird, die nicht offizell als *Revolutionäre* abgestempelt sind.

EIN Hauptmerkmal für die Reinheit der *revolutionären* Gesinnung eines Abgeordneten ist es, wenn er bei der Gesamtabstimmung gegen das Budget stimmt. Dieses oder jenes Kapitel kann angenommen werden; die Hauptsache ist, dass es zurückgewiesen wird, wenn es mit anderen gemeinsam kommt. Die Kredite für gewisse Kategorieen von Pensionen, zum Beispiel der alten Lehrer, finden Gnade vor der *revolutionären* Budgetophobie unter der Bedingung, dass sie sich jedesmal in der Form von Nachtragskrediten vorstellen. Beim regulären Etat dagegen verhindern die von den *Revolutionären* als schlecht betrachteten Ausgaben sie, die in ihren Augen guten anzunehmen, selbst wenn diese von einem der ihrigen vorgeschlagen, verteidigt und durchgesetzt waren — wie ich bereits sagte, ist der *Revolutionär* Sembat seit vier Jahren einer der Budgetberichterstatter — sie alle werden *en bloc* zurückgewiesen. In der weniger regulären Form der Nachtragskredite lassen die für gut befundenen sie über die schlechten hinwegsehen. Das war der Fall am 3. Juli 1903. Es handelte sich damals um die Pensionen der Beamten des öffentlichen Unterrichts, der richterlichen und der Zollbeamten. Am 8. November 1904 bewilligten alle *Revolutionäre* in der Kammer einen ausserordentlichen Kredit »als Nachtrag zu den durch das Finanzgesetz vom 30. Dezember 1903 ausgeworfenen Krediten«. An dem letztgenannten Tage hatten sie gegen das ganze Budget, auch gegen jene ursprünglichen Forderungen, gestimmt; dieses Jahr stimmen sie für die ihnen besonders präsentierten Nachträge zu eben jenen von ihnen abgelehnten Forderungen. Darf man angesichts dieser Widersprüche, deren Beispiele ich, wenn es der Raum erlaubte, vervielfältigen könnte, nicht den Schluss ziehen, dass die Abstimmung gegen das Budget nur ein Paradeakt ist? In der Kammersitzung vom 25. März 1904 verhandelte man die Kredite für die Reise des Präsidenten der Republik nach Rom. Der *revolutionäre* Abgeordnete Sembat führte aus:

»Wir erwarten von dieser Reise die glücklichsten Folgen sowohl nach aussen, als auch nach innen hin. Wir erachten diese Manifestation als von höchster Bedeutung, und wir begrüssen deshalb dieses neue Freundschaftspfand zwischen der französischen Republik und dem italienischen Volke.«

Das ist klar gesprochen. Man kommt zur Abstimmung: Und Sembat und seine *revolutionären* Freunde enthalten sich der Stimmabgabe. So dass, wenn es viele Abgeordnete gegeben hätte, die die *revolutionäre* Taktik in ihrer ganzen Reinheit befolgt hätten, die Reise »von höchster Bedeutung« nicht hätte stattfinden können. Es ist, wie man sieht, ein Glück, selbst vom Standpunkt der *Revolutionären* aus, dass es Abgeordnete gibt, die genügend *reformistisch* verseucht sind, um die praktischen Arbeiten zu verrichten, die dem Zartgefühl der Reinen widerstehen. Da haben wir also den *Revolutionarismus*: Worte, Worte, nichts als Worte! Ohne diejenigen, deren Verhalten er so bitter kritisiert, würde er schliesslich das Gegenteil von dem erzielen, was er zu wollen vorgibt, sogar von dem, was er wünscht.

ICH glaube, mehr als genügend dargetan zu haben, dass die sogenannten *Revolutionäre* sich in der Praxis in nichts von den *Reformisten* unterscheiden; sie unterscheiden sich von ihnen nur durch die Sprache und durch den Mangel an Logik zwischen ihren Worten und ihren Taten. Das ist übrigens von ihnen selbst zugegeben worden. So sagt der *revolutionäre* Schriftsteller Lagardelle:

»Die Tätigkeit der beiden Fraktionen ist in erster Linie eine parlamentarische, und die Haltung ihrer beiderseitigen Abgeordneten weicht nicht viel von einander ab.«[10])

Vorher hatte er schon geschrieben:

»Es herrscht völlige Übereinstimmung in der Erkenntnis, dass die sozialistische Krise der Trennung von Theorie und Praxis zuzuschreiben ist.«[11])

ABER haben unsere *Revolutionäre* vielleicht den Umstand für sich, dass sie mit ihren puristischen Anfällen den Wünschen der proletarischen Masse entsprechen, der Arbeitermasse, die sie vertreten? Das Gegenteil ist richtig. Am 22. Januar 1904 interpellierte die Rechte der Kammer den Ministerpräsidenten über die Ausweisung des Abbé Delsor. Herr Combes akzeptierte die einfache und klare Tagesordnung, die mit 295 gegen 243 Stimmen angenommen worden war; unter den letzteren figurierten auch die Stimmen der 10 *Revolutionäre*: Allard, Constans, Dejeante, Delory, Meslier, Piger, Sembat, Thivrier, Vaillant, Walter. Die vier anderen: Bouveri, Chauvière, Coutant, Dufour, enthielten sich der Abstimmung. Die durch das Resultat der Abstimmung geärgerte nationalistische Partei glaubte dadurch eine Brandmarkungsliste herauszugeben, dass sie die Namen der 295 Abgeordneten der Mehrheit veröffentlichte. Die Folge war, dass den *revolutionären* Abgeordneten von zahlreichen treuen Wählern vorgeworfen wurde, dass ihr Name nicht auf dieser Liste stände. Und der *revolutionäre* Abgeordnete Dejeante klagte dann im *Socialiste* darüber, dass eine Anzahl guter Genossen zu viel Sympathieen für eine Politik des Entgegenkommens hätten und eine allzu heftige Opposition nicht wünschten. Wo bleibt da der Kontakt mit der *Volksseele*? Die Billigung der Masse findet bei uns vielmehr die Haltung der *Reformisten*. Und weil die *Revolutionäre* das sehr wohl selber fühlen, deshalb sind sie in der Praxis ministeriell, und deshalb interpretieren sie in ihren Wahlversammlungen das Wort *revolutionär* auf so wundersame Weise. Was man bei ihnen tadeln muss, das ist ihr Mangel an Freimütigkeit. Denn die erste Pflicht der sozialistischen Abgeordneten ist die, sich mit den Gefühlen des Volkes zu beschäftigen, für sie ist die Aufgabe, die Fühlung mit der Masse zu behalten, nur ein Teil der allgemeinen Verpflichtung, stets die genaueste Kenntnis der Wirklichkeit zu haben. Das Streben nach dieser Erkenntnis ist die Grundlage des Marxismus. Der Sinn für die realen Faktoren, das ist es, was der Sozialismus stets Marx zu verdanken haben wird — wie man auch über die einzelnen realen Tatsachen, die er feststellte, denken mag —, und dieser Sinn fehlt in hohem Masse jenen, die den Marxismus mit ihrem engen Fassungsvermögen zu begreifen versuchen.

FÜR diejenigen, die die Ideen des Volkes im Volke suchen und nicht in ihrem eigenen Köpfen, unteriegt es keinem Zweifel, dass die Volksmasse, die Arbeitermasse, die sozialistische Masse in ihrer grossen Mehrheit die Politik des Ministeriums und der es unterstützenden Abgeordneten billigten. Gewiss, es mag eine intransigente Minderheit geben, die nur von *revolutionären* Deklamationen

[10]) Vergl. Hubert Lagardelle: *Chronique politique et sociale* im *Mouvement Socialiste*, 1904, II. Bd., pag. 119.

[11]) Vergl. Hubert Lagardelle: *Le socialisme ouvrier* im *Mouvement Socialiste*, 1904, II. Bd., pag. 1.

befriedigt wird, das ist unbestreitbar; sie hat immer existiert. Aber das ist eben eine Minderheit, die sich gegenwärtig überdies noch in einem neuen Lichte zeigt. Auch der Anarchismus hat sich umgewandelt; nachdem er lange Zeit die Gewerkschaften bekämpft hatte, sucht er sich jetzt ihrer zu bedienen, er ist der Vertreter des *revolutionären Gewerkschaftswesens* geworden. Um eine genaue Idee davon zu geben, was er eigentlich ist, ohne mich dem Vorwurf auszusetzen, ihn entstellt zu haben, werde ich trotz ihrer Länge die ganze charakteristische Stelle aus einem Artikel anführen, den einer seiner Haupttheoretiker, Pouget, kürzlich im *Mouvement Socialiste* veröffentlicht hat:

»Die gewerkschaftlichen Aktionsmethoden sind nicht der Ausdruck des gemeinsamen Willens einer durch die Fortschritte des allgemeinen Wahlrechts befreiten Majorität. Dem könnte in der Mehrheit der Fälle auch gar nicht so sein, denn nur sehr selten umfasst die Gewerkschaft nahezu die Gesamtheit der in Frage kommenden Arbeiter; viel zu häufig repräsentiert sie nur eine Minderheit. Wenn also das demokratische System in den Arbeiterorganisationen zur Anwendung käme, würde das Widerstreben der unverantwortlichen und nicht organisierten Majorität jede Aktion lähmen. Aber die Minderheit kann nicht auf ihre Forderungen und Ziele verzichten aus Rücksicht auf die Trägheit und den Stumpfsinn einer Masse, die sich in der ökonomischen Sklaverei wohl fühlt. Folglich ist es für sie eine unerbittliche Pflicht, zu handeln ohne Rücksicht auf die rückständige Masse — bei Strafe der Nötigung, ihr Rückgrat ebenso tief beugen zu müssen, wie jene Unaufgeklärten. Überdies würde es dieser amorphen Masse sehr übel anstehen, sich zu beklagen. Sie geniesst als erste die Vorteile der Tätigkeit der Minorität; sie ist es, der die Früchte der Siege über das Unternehmertum in den Schoss fallen. Die Kämpfer dagegen sind haufig die Schlachtopfer; die Unternehmer jagen sie fort, setzen sie auf die schwarze Liste und hungern sie aus. Sie müssen noch froh sein, wenn die Behörden, die treuen Schergen des Kapitals, nicht Jagd auf sie machen und sie einkerkern. Die gewerkschaftliche Tätigkeit, wie schwach auch die kämpfende Minderheit sein mag, hat also niemals ein individuelles oder partikularistisches Ziel vor Augen; sie ist stets eine Manifestierung der Solidarität, und die Gesamtheit der Arbeiter, die an dieser Tätigkeit interessiert ist, auch wenn sie sich nicht selbst daran beteiligt, ist berufen, die errungenen Vorteile mit zu geniessen. Und niemand hat einen Grund, gegen eine solche Methode zu protestieren, nicht einmal die Unaufgeklärten, die von den Kämpfenden kaum als etwas anderes, denn als menschliche Nullen, betrachtet werden, die keinen anderen Wert haben, als eben den von Nullen, die man hinter eine ganze Zahl schreibt. Warum sollten sie protestieren? Die Gewerkschaft ist keine geschlossene Gesellschaft, und weit davon entfernt, auf die Hilfe der anderen zu verzichten, geben sich die Kämpfenden die grösste Mühe, jene noch Fernstehenden heranzuziehen. So zeigt sich uns der gewaltige Unterscihed zwischen dem Gewerkschaftswesen und der Demokratie: Diese gibt durch den Mechanismus des allgemeinen Stimmrechts die Herrschaft den Unaufgeklärten, den Rückständigen (oder vielmehr deren Vertretern) und unterdrückt die Minderheit, die in sich die Zukunft trägt. Die gewerkschaftliche Kampfweise erzeugt ein ganz entgegengesetztes Resultat: sie nimmt keine Rücksicht auf die Masse, die nicht wollen will, und nur die Aufgeklärten sind berufen, zu entscheiden und zu handeln.«[12])

MAN lese diese Stelle aufmerksam, und man wird finden, dass sie das direkte Gegenstück zu der Formel *Emanzipation der Arbeiter durch die Arbeiterklasse selbst!* ist. Was Pouget will, ist, die *Masse* — in ihrem Interesse natürlich — gängeln; man erwartet nicht, dass sie sich selbst befreit, man »nimmt keine Rücksicht« auf sie; eine Minderheit setzt sich die Aufgabe, ihr ein Glück nach ihrer (der Minderheit) Façon aufzudrängen. Die Theorie vom *revolutionären Gewerkschaftswesen* ist dieselbe, wie die vom *aufgeklärten*

[12]) Vergl. Emile Pouget: *Les débats et les résolutions du congrès* [*de Bourges*] im *Mouvement Socialiste*, 1904, II. Bd., pag. 44 ff.

Absolutismus. Die *Kämpfer* betrachten sich als der Masse überlegen, und unbewusst kommen sie so dahin, eine Aristokratie zu konstituieren mit allen Fehlern, die dem aristokratischen System anhaften. Natürlich wünschen sie — das ist eine Vorbedingung ihres Erfolges — eine Zunahme der Zahl derjenigen, die so denken, wie sie; aber sie legen keinen Wert darauf, dass diejenigen Arbeiter den gewerkschaftlichen Organisationen beitreten und darin verbleiben, die nicht ihre Ideen teilen. Sie tun also nichts für die wirkliche Entwickelung der Gewerkschaften, sie tun im Gegenteil alles, um von derselben eine *Mehrheit* fernzuhalten, die ihre Tätigkeit *lähmen* würde. Mit einem Wort: sie schrecken mehr von den Gewerkschaften zurück, als sie ihnen zuführen.

DIE meisten Gewerkschaften umfassen ja auch nur eine kleine Minderheit der betreffenden Arbeiterkategorie; und sie wollen, wie es Genosse Niel auf dem Gewerkschaftskongress von Bourges zugestand, »aus mannigfachen Gründen die Zahl ihrer Mitglieder nicht wissen lassen«[13]). Mit einigen, sehr wichtigen Ausnahmen umfassen die Gewerkschaften heute bedauerlicherweise nur eine sehr kleine Minderheit der Arbeiterschaft. Ist es nicht natürlich, dass diese Minderheit allerhand Einflüssen ausgesetzt ist?

IN einem Rundschreiben der Arbeitsbörse von Reims konnte man gelegentlich eines Protestes der Arbeitsbörse von Lyon lesen:

»Es klingt in der Tat aus diesem Protest heraus, es klingt ebenso aus einem Artikel des Schatzmeisters der Föderation der Arbeitsbörsen, der in der Oktobernummer der *Action Directe* veröffentlicht wurde, heraus, dass die Vertretung der Börsen im Zentralkomitee nicht mit allen wünschenswerten Garantieen umgeben ist; dass ein tatsächliches Wettrennen nach den Mandaten unter den verschiedenen Fraktionen entstanden ist, die die Gewerkschaftsbewegung zu regieren wünschen, und dass es Zeit wird, dass man diesen Praktiken ein Ende bereite. Man kann dazu noch bemerken, dass bei dem jetzigen System der Mandatvergebung die Delegierten, häufig vollkommen unbekannt mit den Arbeitsbörsen, die sie vertreten, ihre eigenen Wünsche, ihren eigenen Willen den Wünschen und dem Willen ihrer Auftraggeber unterschieben. Die Wahlen zum Obersten Arbeitsrat haben dafür charakteristische Belege geliefert.«[14])

Man weiss, dass auf ihrem letzten Kongress /September 1904/, auf dem jede Gewerkschaft eine Stimme hat, die *Confédération générale du travail,* die sich aus den gewerblichen Verbänden und den vereinigten Arbeitsbörsen zusammensetzt, das Prinzip der Proportionalvertretung verworfen hat; so dass also, entsprechend der Theorie des Genossen Pouget, die Minorität es ist, die die Arbeiterbewegung leitet. Eine Masse winziger Organisatiönchen, von denen jedes einzelne ebensoviel wiegt, wie der grösste Verband, das ist der Zustand, den der Kongress geschaffen hat. Und da die moralische Einschüchterung, die von den ganz *Radikalen* gegenüber den anderen, die Furcht haben, nicht ebenso fortgeschritten zu erscheinen, ausgeübt wird, um so stärker zu wirken pflegt, je minderwertiger die Zusammensetzung ist, so unterstreichen die Kommissionen oder die Komiteevorstände die Kongressbeschlüsse meistens noch ausdrücklich. Es ist also ein Irrtum, zu glauben, dass wir hier einen getreuen Ausdruck der Denkweise der Arbeitermasse vor uns haben. Diese hat, nach dem Geständnis der Leiter der *revolutionären Gewerkschaften,* weiter nichts zu tun, als dem Willen einer Minderheit zu folgen. Hier liegt übrigens

[13]) Vergl. die *Humanité* vom 17. September 1904.
[14]) Vergl. die *Petite République* vom 29. Oktober 1903.

auch die Ursache der Niederlage der letzten Generalstreikversuche in Paris, wo man dieser Minderheit eben einfach nicht gefolgt hatte.

UM einen Einfluss vorzuspiegeln, den sie keineswegs besitzen, schrecken die Leiter der *direkten Aktion* vor allerhand Vorspiegelungen keineswegs zurück. Sie brüsten sich mit *Erfolgen*, die ausschliesslich der glücklichen Taktik der sozialistischen Parlamentsfraktion zu danken sind, der selben parlamentarischen Tätigkeit, die in ihren Augen absolut nichts wert ist, und dies auch dann, wenn sie die selben Dinge vorher als *Verbrechen* gebrandmarkt haben — die Geschichte des oben erwähnten Gesetzes, betreffend Aufhebung der privaten Stellenvermittelungsbureaus, bietet hierfür dokumentarische Beweise —, und was dergleichen Tricks mehr sind. Trotzdem will ich nicht behaupten, dass es nicht auch ehrliche Geister unter den Anhängern der *direkten Aktion* gäbe; die Ehrlichkeit ist nur eine persönliche Eigenschaft, die eine schlechte Taktik nicht gut machen kann. Ich glaube vielmehr an die Ehrlichkeit von vielen; ich glaube daran um so eher, als nach meiner Meinung sie gerade infolge ihrer Ehrlichkeit die Reihen der *revolutionären Sozialisten* verlassen haben und Anarchisten geworden sind. Ich werfe ausdrücklich den *revolutionären Sozialisten* vor, dass sie durch ihre Widersprüche dieses Resultat herbeiführen.

ICH habe es ihnen schon vor langer Zeit in einem Artikel vorgeworfen, und zwar damals mit Zustimmung von Kautsky, der in einem Brief an mich jenen Artikel billigte und ihn in der *Neuen Zeit* abdruckte. Dort sagte ich, nachdem ich die *revolutionäre* Phraseologie getadelt hatte:

»Diejenigen, deren Temperament diese Phraseologie entspricht, sind stets geneigt, in der Tat oder in der Idee zu Anarchisten zu werden. Es dauert nicht lange, so fangen sie an, unter der Flagge der sozialistischen Propaganda sich den leichten Deklamationen der revolutionären Rhetorik zu überlassen. Sie bilden sich ein, dass die gesamte Theorie des Sozialismus in Kraftausdrücken bestehe, die durchaus nichts mit ihr zu tun haben, die ihnen aber allein in der Erinnerung geblieben sind. Unvermeidlich werden sie dazu geführt, diese Kraftausdrücke noch zu verstärken, und von da bis zu den Aufreizungen, die jeder Sozialist verwirft, ist nur ein Schritt. Diesen Schritt machen die Betreffenden um so schneller, als sie finden, dass die Revolution doch sehr langsam herbeikommt, von der sie anfangs wähnten, dass sie sehr leicht zu bewerkstelligen sei, weil sich ihre Worte und Wünsche unausgesetzt mit ihr beschäftigten.«[15])

Von der Revolution sprechen, ohne sie zu machen, ohne sie zu versuchen, das ist es, was Anarchisten erzeugt. Man kann in der Tat leicht feststellen, dass der Anarchismus sich heute viel mehr mit der Revolution, dem Antiparlamentarismus deckt, als mit der individualistischen Theorie, wie dies in seinen Anfängen der Fall war.

WIR haben also in der sozialistischen und der Arbeiterbewegung zwei Tendenzen: die *revolutionäre* Tendenz, vertreten durch die Anarchisten, die sich *revolutionäre Gewerkschafter* nennen, und die *reformistische* Tendenz der Sozialisten, die man seit 4½ Jahren die *Ministeriellen* nennt. Zwischen beiden stehen die *revolutionären Sozialisten*, die da h a n d e l n , wie die zweiten, und r e d e n , wie die ersten.

KANN es nun unter denen, die, tatsächlich, abgesehen von untergeordneten Fällen, ein und dieselbe Taktik verfolgen, zu einer Einigung, zu einer einheitlichen Organisation kommen? Das ist die Frage, um die es sich in diesem Augenblicke dreht. Ich weiss nicht, welches die Lösung sein wird, aber dessen

[15]) Vergl. meinen Artikel *Zur Frage der Taktik* in der *Neuen Zeit*, 1890-1891, I. Bd., pag. 481.

bin ich sicher, dass, wie sie auch ausfallen möge, die beiden Rechtungen fortfahren werden, sich frei auszuleben. Wenn die Verständigung nicht zu stande kommt, versteht sich das von selbst; aber selbst wenn sie verwirklicht würde, dann würde entweder die vereinigte Partei eine Verschiedenheit der taktischen Anschauungen oder unter Umständen sogar der Handlungen zulassen, sobald nur das Endziel ein gemeinsames ist, und dann könnte diese Partei leben. Oder sie würde es riskieren, eine gezwungene Gleichförmigkeit herzustellen, indem sie allen eine einzige und dadurch eben tyrannische Regel aufzwänge, dann könnte die Einigkeit schön hergestellt sein, — sie würde alsobald wieder zerbrechen.

AUF der Seite der erklärten *Reformisten* hat man nicht den jakobinischen Puristenwahn; die *Revolutionäre* aber vergelten nicht gleiches mit gleichem. Solange sie noch entschlossen sein werden, allen ihre Art, die Dinge anzusehen, aufzuzwingen, ist es verlorene Zeit, von einer einheitlichen Organisation zu sprechen und sich mit ihr zu beschäftigen, man würde mit allem Fleiss nur neue Spaltungen vorbereiten. Eine Allianz zwischen zwei sich nahestehenden Organisationen mit zwei Tendenzen würde dann besser sein, als eine Einheit, die notwendigerweise von Anbeginn an eine nahe Spaltung in sich trüge.

DIE grosse Arbeitermasse, mit ihrem bewunderungswürdig gesunden Sinn, hat heute begriffen, dass die bestmögliche Politik in diesem Augenblick darin besteht, den Ministerpräsidenten Combes zu unterstützen; und eben weil die *Revolutionäre* das wissen, sind sie mit der Tat ministeriell, während sie zugleich mit den Worten — und zwar in viel höherem Grade auf ihren Kongressen, als in ihren Wahlaufrufen — vorgeben, es nicht zu sein. Wenn manchmal ein Teil dieser Masse schlecht unterrichtet ist, so kommt das von dem *revolutionären* Widerspruch zwischen Worten und Taten, von der systematischen Verächtlichmachung der gesetzgeberischen Aktion, deren sich die *Revolutionäre* in der Tat seit mehr als 33 Jahren ausschliesslich bedienen, es kommt von dem albernen Wiederkäuen der Behauptung, dass die Erlangung der Reformen, die sie anzustreben vorgeben, zu gar keinem nützlichen Resultat innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft führen werde, ja diese nur befestigen helfe. Sie tun, als ob sie vergässen, dass r e f o r m i e r e n , verbessern, vom sozialen Standpunkt aus gesehen, nicht konservieren, sondern v e r ä n d e r n bedeutet. Nur für diejenigen, die den sozialen Organismus willkürlich in Vergleich setzen mit dem menschlichen Organsmus, kann *verbessern* gleichbedeutend mit *erhalten* sein. Auf jeden Fall sollte man so klug sein, nicht geräuschvoll nach Reformen zu rufen, wenn man, mit Recht oder Unrecht, der Meinung ist, dass diese Reformen in letzter Linie unnötig oder gar schädlich sind.

WENN doch alle die, die es lieben, das Volk von ihrem Schreibtisch aus sprechen zu lassen, und die ihre Ideen *Ideen des Volkes* taufen, in so enger Fühlung mit dem Volke ständen, wie wir dies tun! Sie würden dann sehr bald sehen, sofern sie nur im geringsten das Streben nach Genauigkeit, die Erkenntnis der Wirklichkeit und die Achtung vor dem, was wir soeben mit einem neuen Wort als *Demokratismus* haben bezeichnen hören, besässen, sie würden dann sehr bald sehen, sage ich, dass die gegenwärtig von den *reformistischen Sozialisten* befolgte Taktik, weit entfernt, als unfruchtbarer Parlamentarismus und abgetane Sache betrachtet zu werden, gerade den Wünschen der Arbeitermajorität entspricht und ihre Billigung hat. Die Fortsetzung

dieser Politik bedingt nicht im geringsten ene Abschwächung der sozialistischen Propaganda. Diese Propaganda hat niemals eine Abschwächung erfahren, sie ist fortgesetzt worden, sie wird forgesetzt werden, und sie wird um so fruchtbarer sein, je mehr ihre Verkündiger sich befleissigen, nicht anders zu denken, wenn sie sprechen, und anders, wenn sie handeln.

DASS es besser wäre, wenn die Reformpolitik noch wirksamer wäre, als sie es ist, das gebe ich ohne weiteres zu. Aber wenn man nicht sich selbst und andere täuschen will, kann man einer Politik nicht vorwerfen, dass sie nicht genug leistet, ehe man nicht nachgewiesen hat, dass die gegebenen Verhältnisse eine grössere Leistung gestatten. Solange dieser Nachweis nicht erbracht ist, kann es sich dabei nur um Anschuldigungen handeln, die das Vergnügen der Reaktionäre bilden, die mit Eifer die *Reinheit* der Lehre jener Anschuldiger preisen, in der stillen Hoffnung, dass die selbe eines Tages zu einer Niederlage jenes Ministeriums führen werde, an dessen Sturz ihnen vor allem gelegen ist.

DIE Menschen machen ihre Geschichte, hat Marx geschrieben, aber sie machen sie nicht unter freiwillig gemachten Bedingungen, sie machen sie unter gegebenen, ihnen auferlegten Bedingungen. Dass die parlamentarische Majorität noch nicht weiter vorgeschritten ist, das bedauere ich so sehr, wie nur irgend einer. Nachdem ich dies Bedauern aber ausgesprochen habe, bin ich gezwungen, mich dem anzupassen, was ist, wenn ich überhaupt etwas leisten will. Zu viel wollen, läuft praktisch auf dasselbe hinaus, wie nichts wollen. Mag man sich vornehmen, jene Majorität umzuwandeln — das ist mehr, als unser Recht, das ist unsere Pflicht —, aber solange diese Majorität so bleibt, wie sie jetzt ist, kann man loyalerweise die *reformistische* Politik nicht dafür verantwortlich machen, dass sie nicht mehr leistet, als ihr die Umstände erlauben.

ICH schliesse. Bei einem Gegenstand, wo die Redensarten an der Tagesordnung sind, wo viele sich bemühen, anders zu erscheinen, als sie sind, und wo sie nur zu häufig den Erfolg haben, diejenigen irrezuführen, die sich nicht die Mühe machen, ihre Behauptungen richtigzustellen, habe ich Tatsachen und die Mittel, sie zu kontrollieren, gebracht; an der Hand von Dokumenten habe ich versucht, zu zeigen, was in Wirklichkeit die Unterschiede der französischen sozialistischen Fraktionen sind. Der Leser mag seine Schlüsse selber ziehen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · IST DER POLITISCHE STREIK IN DEUTSCHLAND MÖGLICH?



DIE ausserordentlich pessimistischen Äusserungen über die Möglichkeit eines politischen Streiks in Deutschland, wie sie in verschiedenen Reden und Aufsätzen von Parteigenossen und insbesondere in dem Artikel des Genossen Leimpeters in dieser Zeitschrift[1]) niedergelegt sind, veranlassen mich, noch einmal zu diesem Thema hier das Wort zu nehmen.

VORAN ein Wort über die Opportunität der Erörterung des Gegenstandes. Wiederholt ist in Aufsätzen und Versammlungsreden der Gedanke ausge-

[1]) Johann Leimpeters: *Zum Generalstreik* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1904, II. Bd., pag. 98 ff

sprochen worden, sich heute schon eingehender über den politischen Streik zu äussern, sei nicht nur wertlos, sondern direkt schädlich, weil man dadurch geradezu vor den Gegnern seine Karten aufdecke. Kommen Situationen, wo die sozialistische Arbeiterschaft zu anderen Mitteln und Methoden der Aktion, als die jetzigen, sich genötigt sehe, so werde sie diese schon zu finden wissen. Es sei aber schlechte Kriegskunst, dem Feinde vorher anzukündigen, w a s man tun werde.

WER so argumentiert, verkennt vollständig, worum es sich bei der Diskussion handelt. Nicht einen Feldzugs p l a n gilt es zu entwickeln, sondern sich darüber klar zu werden, ob ein Feldzug ü b e r h a u p t möglich und ratsam ist. Das aber ist eine Frage, die nicht nur eine Anzahl Führer und Offiziere, sondern nicht zum mindesten gerade die Masse der Parteigenossen, die *Gemeinen*, angeht. Ihr Verhalten ist es, auf das es im entscheidenden Moment vor allem ankommt. Und dies Verhalten lässt sich nicht nach Belieben kommandieren. Eines der stärksten Argumente der Gegner der Idee des politischen Streiks besteht in dem Hinweis darauf, dass der Deutsche — der deutsche Arbeiter nicht ausgenommen — für einen solchen Kampf ausserordentlich schlecht veranlagt sei, dass sein Temperament, seine aus der jahrhundertelangen Geschichte Deutschlands ererbten Gewohnheiten sich bei einem politischen Streik grösseren Stils sehr unvorteilhaft geltend machen würden. Angenommen, dem sei so — und nach allem, was wir aus dem Verhalten der sächsischen Arbeiter beim Wahlrechtsraub von 1896 wissen, wird man diesem Einwand einen Kern von Berechtigung nicht versagen können —, wie will man darauf rechnen, dass sich all das an einem schönen Tage plötzlich mit einem Schlage ändern werde, nachdem man vorher jahraus, jahrein jede Erörterung einer anderen, als der traditionell überkommenen Kampfesweise abgewiesen, den blossen G e d a n k e n an einen politischen Streik von den Arbeitern ferngehalten hat? »Überlassen wir den Generalstreik dem hohen Rat der Götter! Bescheren diese ihn uns, so werden wir hoffentlich auch ohne Parteitagsbeschluss gerüstet und der Situation gewachsen sein.« So schliesst der Genosse Leimpeters seinen Artikel, nachdem er vorher eingehend die absolute Unmöglichkeit des Erfolgs eines politischen Streiks darzutun gesucht hat. Fast genau dasselbe ist in Versammlungen von Genossen geschehen, die sich zum *radikalen* Flügel der Partei rechnen. Es schliesst das aber einen politischen Wunderglauben in sich, zu dem ich mich nicht aufschwingen kann.

ENTWEDER — oder. Sind die Aussichten eines politischen Streiks in Deutschland wirklich so ungünstig, dass man am besten tut, ihn ausserhalb aller politischen Berechnung zu lassen — gut, dann muss man mindestens den Mut haben, die Konsequenzen dieser Erkenntnis zu ziehen, und jede Politik, jedes politische Auftreten in der Presse und auf der Tribüne verwerfen, die einer katastrophenmässigen Entwickelung entsprechen. Es wäre doch unverantwortlich gehandelt, bloss um einer überkommenen Doktrin willen durch eine den Tatsachen nicht entsprechende Phraseologie Ereignisse heraufzubeschwören, von denen man im voraus weiss, dass man ihnen nicht gewachsen ist. Hält man es aber für wahrscheinlich oder — wie dies vielfach in Parteikreisen der Fall — für die unausbleibliche Folge unserer praktischen Tätigkeit, dass die Partei eines Tages sich vor die Wahl gestellt sehen wird, entweder die Verstümmelung des allgemeinen Wahlrechts gottergeben über sich ergehen zu

lassen oder ihr mehr als papierne Beschlüsse entgegenzuhalten, nun, so ist es wiederum unverantwortlich, alles auf die Zufälligkeiten des Augenblicks ankommen zu lassen, den man doch nicht selbst wählt und wo im gegebenen Fall das kleinste Versäumnis von entscheidendem Gewicht sein, eine Niederlage zur Folge haben kann, die Jahrzehnte der Entwickelung, eine Unsumme von Kämpfen und Opfern kosten würde. Der bei solchem Anlass zu leistende Widerstand kann nur durch Massenaufgebot, Masseneingreifen zu stande kommen. Die Massen werden ihn aber schwerlich in der erforderlichen Kraft und Grösse leisten, wenn er sie geistig unvorbereitet trifft.

ES ist also keineswegs überflüssig, die Frage des politischen Streiks heute schon zu erörtern. Es ist vielmehr eine Aufgabe von fundamentaler Wichtigkeit für die Partei. Sie muss sich darüber klar werden, über welche Reservemittel des politischen Widerstands sie verfügt, wenn sie ihre Taktik — das Wort im weitesten Sinne genommen — vernunftgemäss einrichten will.

DASS der Barrikadenkampf als politische Waffe der Volksparteien durch die Veränderungen in der Waffentechnik und die veränderte Struktur der Städte vollständig ausgeschaltet ist, wird allseitig zugegeben. Dem Trefflichen, was darüber von Friedrich Engels gesagt worden ist, möchte ich noch eine Bemerkung hinzufügen, weil sie auch für die Frage anderer Aktionen von Bedeutung ist. Ein Faktor, der oft den Ausgang von Barrikaden- respektive Strassenkämpfen entschied, war, dass Volk und Truppen sich bis auf volle Hörweite nahe rückten, und so auch Appelle des Volks an die Truppen von diesen vernommen und durch Überlaufen oder Waffensenken beantwortet werden konnten. In den engen, gewundenen Strassen war das Kommando der Offiziere über die Truppen ungemein schwer aufrechtzuerhalten. Die breiten, langgestreckten, geraden Strassen der Gegenwart ermöglichen es, die Barrikaden aus Entfernungen zu bestreichen, wo jede persönliche Berührung von Truppen und Volk ausgeschlossen ist, und die Truppen, wie sie gebraucht werden, vollständig zu übersehen und in geschlossenen Cadres zu halten sind. Das verringert die Wahrscheinlichkeit von Übertritten zum Volk auf ein sehr geringes Mass. An eine Aufnahme des Kampfes mit der bewaffneten Macht ist nicht zu denken.

DAMIT sehen sich die Arbeiter für extreme Situationen mit Notwendigkeit auf die gleiche Waffe angewiesen, die sie im wirtschaftlichen Kampf mit ihren Unternehmern anwenden: Versagen der Arbeitsleistung, allgemeiner Ausstand. Können sie sie nicht führen, so bliebe ihnen nur noch das allerextremste Mittel, die Zuflucht, die der Dichter als die *Rückkehr zum alten Urstand der Natur* bezeichnet: Racheakte an Personen und Sachen. Damit können sie aber zwar ihren Feinden mehr oder minder grossen Schaden zufügen, eine sonst verlorene Sache jedoch nicht retten.

WIE steht es nun mit dem Massenausstand?

AUS der Geschichte der gewerblichen Streiks wissen wir, dass heute ganze Industrieen wochen-, ja monatelang still stehen können, ohne dass sich die bürgerliche Gesellschaft in irgendwie erheblicher Weise dadurch betroffen fühlt. Da unsere Produktion namentlich in den Fertigindustrieen Vorausproduktion ist, würde sich Mangel an Industrieprodukten in ernsthafter Weise nicht fühlbar machen, und am allerwenigsten in jenen Klassen, die über reich möblierte Wohnungen und wohlausgerüstete Garderobenschränke verfügen. Es

sind nur ganz bestimmte Kategorieen von Arbeitern, die durch blosses Versagen ihrer Arbeit das Räderwerk des sozialen Getriebes so in Unordnung bringen können, dass die herrschenden Gewalten dadurch vor ernsthafte Unbequemlichkeiten gestellt werden. Bei den anderen hat der Ausstand als politisches Mittel nur dann Zweck, wenn und insofern er die Einleitung zu direkter wirkendem Vorgehen ist.

WELCHER Arbeiter Ausstand sich am stärksten fühlbar machen würde, ist bekannt. Es sind die Arbeiten derjenigen Dienste, die man mit den Zirkulationsorganen des menschlichen Körpers verglichen hat: des Verkehrswesens einschliesslich des Nachrichtendienstes, des Beleuchtungswesens, der Nahrungsmittelbetriebe.

BEI letzteren ist die Sache schon zweifelhaft, weil hier der Ausstand auch Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Konsumenten und obendrein bald härter treffen würde, als die besitzenden Klassen — sofern man nicht in der Lage ist, eine Art Kordon für die Lebensmittelzufuhr zu ziehen. Was aber wieder nicht möglich ist, solange es bei der blossen Arbeitseinstellung bleibt.

DIE Angestellten im Verkehrsdienst sind aber in Deutschland und vor allem in Preussen die unter dem Gesichtspunkt der Gewerkschaftsbewegung schlechtestorganisierten Elemente. Sie stehen mit der Arbeiterbewegung am wenigsten in Fühlung, in ihren Reihen spielt der pensionierte Unteroffizier und mit ihm der militärische Subordinationsgeist die grösste Rolle, sie sind durch Betriebsunterstützungskassen in stärkster Abhängigkeit — sie werden daher auch am schwersten dazu zu bewegen sein, zu politischen Zwecken in einen Ausstand zu treten.

DAS ist den Gegnern der Idee des politischen Ausstands ohne weiteres zuzugeben. Es wäre ein frevelhaftes Spiel sondergleichen, hier die Augen vor dem Licht der Tatsachen zu verschliessen. Ins Blaue hinein vom politischen Massenstreik sprechen und ihn gar in den Vordergrund der zu betreibenden Aktionen stellen, ohne sich genau Rechenschaft darüber abzulegen, unter welchen Umständen allein er gewonnen werden kann und welches die geistige Verfassung derjenigen Arbeitergruppen ist, auf die es dabei in erster Linie ankommt, heisst dem Heerführer gleich handeln, der seine Truppen zum Feldzug in ein Land führt, dessen Topographie er ganz und gar nicht kennt.

NUN hat allerdings Turati unter denjenigen Diensten und Produktionszweigen, die bei einem politischen Streik zu schonen seien, weil es sich dabei um Gegenstände des allgemeinen Bedarfs handle, auch Beleuchtung und Brotversorgung, Post und Telegraphenverbindungen aufgeführt.[2]) Es kommt aber doch sehr auf die Umstände an, unter denen ein politischer Streik stattfindet, inwieweit solche Rücksichten genommen werden können, ohne den Zweck des Streiks zu vereiteln.

WELCHEM Zweck kann der politische Streik dienen?

ZWEI Grundgedanken kommen da wesentlich in Betracht.

Der eine ist die von Anarchisten und ihren Geistesverwandten genährte Vorstellung, wonach der politische Streik (Generalstreik) die Einleitung der sozialen Revolution im Sinne des Umsturzes der heutigen Gesellschaft sein, die Diktatur des Proletariats oder die Besitzergreifung der Produktions-, Zirkulations- etc.

[2]) Vergl. Filippo Turati: *Lehren und Folgen des Generalstreiks in Italien* in der *Sozialistischen Monatshefte*n, 1904, II. Bd., pag. 867.

Mittel durch das Proletariat bringen werde. Warum diese Vorstellung durchaus utopisch ist, braucht hier nicht des längeren ausgeführt zu werden. Sie unterschätzt durchaus die Widerstandsfähigkeit der heutigen Gesellschaft, insbesondere die Widerstands k r a f t der sie vertretenden organisierten Macht und der sich ihr eventuell zur Verfügung stellenden bürgerlichen Elemente[3]); sie verkennt das Wesen der bürgerlichen Wirtschaft und die starken Wurzeln, die sie in den Sitten und Empfindungen der Bevölkerung hat. Ein etwa durch Gunst der Umstände herbeigeführter zeitweiliger Sieg würde bei der gegebenen Struktur der Gesellschaft voraussichtlich nicht den Sozialismus, sondern die Ausbildung eines neuen korporativen Eigentums herbeiführen, das dem Sozialismus die grössten Schwierigkeiten in den Weg stellen würde. Der politische Streik gegen die bürgerliche Gesellschaft als solche ist unter allen Gesichtspunkten zu verwerfen.

Bleibt der politische Streik als Mittel verstärkten Drucks auf Regierung und öffentliche Meinung — sei es, dass es sich um die Abwehr bestimmter Reaktionsmassnahmen oder die Durchsetzung bestimmter Forderungen handelt. Es liegt auf der Hand, dass hier je nach der Natur der in Betracht kommenden Faktoren eine grosse Reihe von Variationen möglich sind. Geschichtliche Überlieferungen, die Organisationshöhe der Regierungsgewalt und ihrer Organe, die Natur, Spaltungen und Dispositionen der bürgerlichen Parteien, ihr Interesse an den in Frage kommenden Massnahmen und die Tragweite dieser — dies und mehr sind Momente, welche so viele Verschiedenheiten der Konstellation zulassen, dass der Ausgang, den ein politischer Streik hier genommen hat, schlechthin noch ganz und gar nicht massgebend sein kann für die Aussichten anderwärts. Und das bezieht sich nicht nur auf die Unterschiede von Land zu Land, sondern auch auf die Unterschiede in einem und demselben Land zu verschiedenen Zeiten.

BEI sehr bedeutend gewachsenem eigenem Anhang ward die belgische Sozialdemokratie, nachdem sie 1893 einen politischen Streik erfolgreich geführt hatte, 1902 in einem zweiten Streik geschlagen. Die Situation hatte sich eben mittlerweile erheblich geändert. 1893 hatte es sich darum gehandelt, eine Wahlreform zu beschleunigen, an der das ganze liberale Bürgertum ebenso interessiert war, wie die Sozialdemokratie, und der die an der Herrschaft befindliche klerikale Regierung nur einen schwachen Widerstand entgegensetzte, ohne die Notwendigkeit einer Reform zu bestreiten. Es galt im Grunde nur, den Baum zu schütteln, um das Herabfallen der reifgewordenen Frucht herbeizuführen. 1902 aber betrieb die Sozialdemokratie eine Wahlreform, an der der Liberalismus nur sehr lau interessiert war, während die klerikale Regierung überhaupt nichts von ihr wissen wollte. Man sieht, der Gleichlaut der Parole *Wahlreform* war von keinem Einfluss auf den Verlauf der Bewegung. Das eine Mal übt das Wort fast auf alle Welt eine elektrisierende Wirkung aus, das andere Mal lässt es die nichtsozialistische Masse der Bevölkerung kalt. Warum? 1893 galt es, einen Wahlzensus wegzuräumen, der mehr als drei Viertel der bel-

[3]) Gegen den von den Chartisten im April 1848 geplanten Marsch auf das Parlament liessen sich über 200000 Bürger als Spezialkonstabler einschwören. Wer die Geschichte des Pariser Junikampfes von 1848 studiert, wird auf die Tatsache stossen, dass vor den Barrikaden, das heisst von den Bourgeois der Nationalgarde, fast noch mehr Mut entfaltet wurde, als hinter den Barrikaden. Der Bürger in gewöhnlichen Zeitläuften und der Bürger in Momenten, wo die Existenz seiner Klasse auf dem Spiel steht, sind zwei sehr verschiedene Spezies.

gischen Nation politisch entmündigte, 1902 sollte ein Pluralwahlrecht beseitigt werden, an dem sogar ein nennenswerter Prozentsatz der Arbeiterschaft Anteil hatte. Kein Wunder, dass die Gemüter nur mässig entflammt waren.

ÄHNLICH ging es in Holland bei den grossen Bewegungen des Jahres 1903 zu. Der im Februar jenes Jahres fast spontan ins Leben getretene Generalstreik der Eisenbahner verlief erfolgreich, der etliche Wochen darauf ins Werk gesetzte Generalstreik der Sozialisten und Gewerkschafter gegen den Entwurf eines Gesetzes, das eine Wiederholung jenes ersten Streiks unmöglich machen sollte, brach ohne jeglichen Erfolg zusammen.

IN Österreich hat man gleichfalls die Erfahrung gemacht, dass Massendemonstrationen, die dem politischen Streik gleichwertig waren, das eine Mal eine bedeutende politische Wirkung erzielten, bei einer anderen Gelegenheit aber völlig wirkungslos blieben.

KURZ, man könnte vom politischen Streik beinahe mit demselben Recht, wie von der Revolution, sagen, dass er sich nicht *machen* lässt. Aber ebenso kann man, wie von der Revolution, so auch von ihm sagen, dass es im Völkerleben Momente gibt, wo der Verzicht auf ihn die Preisgabe des Rechts und den Verrat der Pflicht der Selbstbehauptung bedeutet. Tritt ein solcher Moment ein, dann sind aber auch die Aussichten eines politischen Streiks keine ungünstigen.

WORAN ihn jedoch erkennen?

EIN unfehlbares Rezept dafür gibt es nicht, wohl aber Merkmale, die mit ziemlicher Sicherheit den Weg zeigen. Hat ein politischer Gegensatz sich so zugespitzt und die öffentliche Meinung der sonst Indifferenten so stark erfasst, dass Vorenthaltung eines Rechtes oder Verhängung einer hemmenden Massregel von ihr als m o r a l i s c h e Vergehen empfunden werden, und ist diese Strömung des öffentlichen Empfindens so stark, dass in den Reihen der Machthaber Unsicherheit einreisst — und das verrät sich bald an der Inkonsequenz oder je nachdem sinnlosen Brutalität ihres Verhaltens —, dann steigen in entsprechendem Masse die Aussichten derjenigen Erhebungen, zu denen der politische Streik zählt. Betrachtet man die Geschichte der politischen Streiks näher, so wird man finden, dass jedesmal, wo ein solcher Streik nur einigermassen erfolgreich war, ein auf die grosse öffentliche Meinung wirkender m o r a l i s c h e r Faktor (Entrüstung oder Mitleid) eine grosse Rolle gespielt hat.

NUN kommen aber moralische Erregungen auch nicht von ungefähr. Die Menschen erregen sich in der Politik nur über solche Dinge stark, die in der einen oder anderen Weise in ihre Interessensphäre eingreifen — wobei das Interesse, wie die Religionskämpfe zeigen, auch ein ideologisches sein kann. Wo aber die moralische Aufwallung mit dem Interesse kollidiert, da wird sie nie zu einer kräftigen Aktion führen.

DIES ist einer der Gründe, weshalb in Deutschland, und speziell in Preussen, die Aussichten eines politischen Streiks für die Sozialdemokratie so geringe sind. Das grosse kleinbürgerliche und mittelbürgerliche Publikum ist auch bei uns nicht gefühllos, obgleich es freilich viel matter empfindet, als dasselbe Publikum in romanischen und angelsächsischen Ländern, und sich sein moralisches Gefühl schnell in Moralisiererei verflüchtigt; aber in fast allen Fragen, welche heute die Sozialdemokratie zum politischen Streik treiben könnten, stellt sich

sein Interesse, das bei den einen grob materiell wirtschaftlich, bei den andern mit ideologischen Interessen verquickt ist, der Kooperation mit der Sozialdemokratie in den Weg. Unsere eigenartige politische Entwickelung hat es dahin gebracht, dass diejenigen Parteien, die neben der Sozialdemokratie noch für demokratische Volksbewegungen in Betracht kämen, in der Sozialdemokratie ihren gefährlichsten Feind erblicken. So paradox es dem Fernstehenden scheinen muss, so ist es für den Kenner der Dinge doch eine Binsenwahrheit: gerade weil die Sozialdemokratie in Deutschland als Partei numerisch so viel stärker ist, als in den meisten anderen Ländern, sind die Aussichten des politischen Streiks für sie um so viel geringer. Es fehlt bei uns jene Atmosphäre, wie sie zu einer Volkserhebung erforderlich ist, welche nicht bloss einen ausschliesslich sozialdemokratischen Parteicharakter trägt.

DAS ist das grosse Problem des politischen Streiks bei uns. Will man ein Beispiel dafür, so haben es die Vorgänge beim Kampf um den neuen Zolltarif von 1902-1903 geliefert. Dem Objekt nach war dieser Kampf gewiss kein exklusiv sozialdemokratischer, weite Kreise des Bürgertums waren an ihm ebenso interessiert, wie die Sozialdemokratie. Aber kaum nahm er einen über das gewöhnliche Parlamentsspiel hinausgehenden Charakter, eine etwas revolutionäre Färbung an, so erlahmte die Kampflust der bürgerlichen Elemente und schlug in den Richterschen *Verrat* um. Trotz aller Verwüstung, die das *System Plötzlich* schon im Regierungslager angerichtet hat, haben wir in Preussen-Deutschland doch immer noch die stärkste Zentralregierung der Welt. Und wie sehr auch die verschiedenen bürgerlichen Parteien mit ihr jeweilig im Hader leben mögen, so erblicken sie doch allesamt in der Sozialdemokratie den grösseren Feind.

ES ist das zum Teil eine Folge des Umstandes, dass wir keinen wahren Parlamentarismus haben. Hätten wir ihn, so müssten Fraktionen der bürgerlichen Parteien sich mit der Sozialdemokratie zu stellen suchen. Möglich, dass das für uns manche Unbequemlichkeiten mit sich bringen, uns manche Wahlstimme entziehen würde, die heute der Sozialdemokratie bloss deshalb zufällt, weil diese faktisch die einzige Oppositionspartei ist. Indes, im letzten Grunde würden auch für die Sozialdemokratie die Vorteile die Nachteile überwiegen.

EIN anderer Umstand, der für uns die politische Atmosphäre für grosse Volkserhebungen so ungünstig gestaltet, besteht in der weiten Verbreitung falscher Anschauungen über die Absichten der Sozialdemokratie hinsichtlich der Ausübung der ihnen etwa zufallenden politischen Macht. Bei der heutigen Stärke der Sozialdemokratie muss mit der Eventualität gerechnet werden, dass eine erfolgreiche Volksbewegung ihr den entscheidenden Einfluss auf die politische Gewalt ausspielte. Welchen Gebrauch würde sie alsdann von ihm machen? Wie würden ihre Massnahmen das Wirtschaftsleben treffen? Welche Sicherheit würden für Handel und Wandel bestehen? Das sind Fragen, die mehr Leute beschäftigen, als man meint, und hinsichtlich deren die abenteuerlichsten Anschauungen verbreitet sind. Es ist ja in neuerer Zeit von autoritativer Seite viel geschehen, den übertriebenen Befürchtungen, die in dieser Hinsicht obwalten, entgegenzuwirken, aber gehoben sind sie noch lange nicht.

SO stehen wir vor der eigentümlichen Tatsache, dass, während wir in Deutschland ersichtlich einer Situation zusteuern, welche die Sozialdemokratie vor die

Feuerprobe stellen wird, in weiten Parteikreisen die Ansicht immer stärker Boden fasst, dass wir diese Probe nicht aufnehmen dürfen. Man gibt sich da einem merkwürdigen Fatalismus hin. So bald werde dem Wahlrecht nicht an den Kragen gegangen werden, also könnten wir es abwarten.

NUN ist unzweifelhaft der Sturm wider das Reichstagswahlrecht, der nach den Juniwahlen von 1903 einsetzte, in der letzten Zeit wieder etwas abgeflaut. Die paar Misserfolge der Sozialdemokratie bei den Nachwahlen haben, wie es scheint, auf die Gemüter verschiedener Leute besänftigend gewirkt. Aber wenn die Gegner sich mit solchen kleinen Unterbrechungen des Aufsteigens der sozialdemokratischen Hochflut trösten, so ist das kein Faktor, auf den die Sozialdemokratie ihre Rechnungen basieren darf. Sie muss mit der wachsenden Zunahme ihrer Stimmen rechnen. Und da darf sie sicher sein, dass neue Wahlerfolge neues Anrennen wider das Wahlrecht zur Folge haben.

SO bleibt die Frage aktuell: Wie wird sich die Sozialdemokratie, wie soll sich die deutsche Arbeiterklasse im Falle des Versuchs einer Verkürzung des Reichstagswahlrechts verhalten? Kann, *darf* sie es bei platonischen Versammlungsprotesten bewenden lassen?

DIE Frage stellen heisst sie sich beantworten. In voller Erkenntnis der Schwierigkeiten, auf welche ein politischer Streik in Deutschland, und speziell in Preussen, stossen würde, stehe ich nicht an, zu erklären: es geht nicht anders, es *muss* sein, der Widerstand *muss* versucht werden. Und wenn er auch schwer ist, so ist er darum doch nicht hoffnungslos. Eine Bewegung, so stark, wie die Welt sie noch nie zuvor gesehen hat, die hat noch manche Trümpfe in der Hand, welche sie gegebenenfalls ausspielen kann. Nur ein Moment sei hier betont. Es ist ganz selbstverständlich, dass ein politischer Streik die Massen auf die Strassen bringen würde. Ein politischer Streik, bei dem die Massen zu Hause blieben, wäre ein Unding, ist von vornherein geschlagen. Aber die Massen auf der Strasse heisst noch nicht Strassenkampf. Gegen Barrikadenkämpfer schiessen, ist eine sehr einfache Sache. Nicht so einfach aber ist es, auf wehrlose Massen des eigenen Volkes schiessen. Man kann sie durch Dreinhauen auseinanderzutreiben suchen, aber wenn der Massenstrom immer wieder von neuem andrängt, unaufhörlich, unaufhaltsam, dann erhält die Sache doch ein anderes Gesicht. Vor dem Ernst der Situation wird dann auf der anderen Seite das Verständnis für die Bedenklichkeit des Schrittes auftauchen und dürfte eine Verwirrung einreissen lassen, die sonst auf der Volksseite unfehlbar herrschen würde, wenn sie in dem Gefühl genährt worden ist: es hilft ja doch nichts, wir können nicht.

NEIN, wir werden *können*, weil wir *müssen* werden. Ohne jedes Opfer wird es freilich nicht abgehen, etwas Schrammen mag die Sache wohl kosten. Aber dieselben Arbeiter, die heute so grosse Opfer für die Bewegung bringen, die so oft ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Glieder für die Erfordernisse der Industrie aufs Spiel setzen, die werden wohl noch etwas übrig haben, wenn es sich um ihr politisches Erstgeburtsrecht handelt. Hält man das jedoch für einen Traum, ist man wirklich von Grund aus überzeugt, dass — vom Kampf um die Erringung vorenthaltener Rechte ganz abgesehen — sogar der Kampf wider die Verstümmelung bestehender Rechte bei uns unmöglich ist, dass er nicht die geringsten Aussichten hat, dann — — — — — — — — — — —
— —

DAS allgemeine Wahlrecht ist nicht der einzige Hort der Arbeiterklasse, nicht der einzige Hebel der Arbeiterbewegung. Aber es ist der wirksamste Faktor eines stetigen, organischen Fortschritts auf dem Wege ihrer Emanzipation. Kann sie es der Arbeiterklasse nicht auf anderem Wege sichern, dann hat die Sozialdemokratie um so mehr zu betonen, energisch und beharrlich hervorzuheben, dass sie für die grosse soziale Umwälzung, die sie erstrebt, nur einen Weg als gangbar erkannt hat: den der schrittweise durchzuführenden organischen Reform.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ADOLPH VON ELM · DER BOYKOTT ALS WAFFE IM WIRTSCHAFTLICHEN KAMPF

NUR in vereinzelten Fällen ist bisher von den organisierten Arbeitern Deutschlands der Boykott im wirtschaftlichen Kampf zur Anwendung gekommen. Die Wirkung hat in keinem Fall die Arbeiter befriedigt. Der Boykott über die Schuhwaren der Firma Tack & Co. hat diese nicht veranlasst, den Arbeitern irgendwelche Konzessionen zu machen. Einen etwas besseren Erfolg hatte seinerzeit der Boykott über Mohr Margarine, doch entsprach das Resultat keineswegs den Erwartungen der Arbeiter. Auch der grosse Berliner Bierboykott im Jahre 1894 wurde durch einen Kompromiss beendet, der die kämpfenden Arbeiter keineswegs völlig befriedigte. Das gleiche Resultat hatte der von den organisierten Arbeitern Hamburgs im Jahre 1904 über die Bierbrauereien von Hamburg und Umgegend verhängte Boykott. Er wurde durch eine Vereinbarung zwischen der Kommission des Hamburger Gewerkschaftskartells und der Verhandlungskommission des *Versicherungsverbandes der Brauereien von Hamburg und Umgegend* beendet, mit der die ausständigen Brauereiarbeiter so wenig zufrieden waren, dass sie in einer nahezu einstimmig von ihnen angenommenen Resolution ihre schärfste Missbilligung der Kartellkommission wegen ihrer Zustimmung zu den Einigungsbedingungen glaubten aussprechen zu müssen. Trotz dieses Beschlusses kann bei ruhiger Beurteilung der Situation behauptet werden, dass, was erreicht werden konnte, erreicht worden ist, und dass durch eine weitere Fortsetzung des Boykotts lediglich die ausständigen Arbeiter selbst aufs schwerste geschädigt worden wären. Die Zugeständnisse der Brauereien bestanden in der Herabsetzung der Arbeitszeit von 10 auf 9½ Stunden und in einer Erhöhung des Lohnes um 1 Mark pro Woche. Auch bequemten sich die Arbeitgeber dazu, die Forderung der bedingungslosen Anerkennung ihres Arbeitsnachweises fallen zu lassen und nach einem von dem Einigungsamt des Gewerbegerichts ausgearbeiteten Reglement einen paritätischen Arbeitsnachweis mit den Arbeitern zu bilden.

DIE Hauptschwierigkeit für die Einigung bestand in der Frage, welche Zahl von den ausständigen Arbeitern innerhalb einer bestimmten Frist wieder einzustellen sei. Die Arbeit eingestellt hatten am 9. Mai 1904 1372 Arbeiter; in Arbeit geblieben waren 136 Brauer, Angehörige eines der Gewerkschaft der Brauer bei allen Lohn- und Arbeitsdifferenzen entgegen arbeitenden Ver-

eins. In Stellung verblieben ferner eine grosse Zahl von Bierkutschern und Mitfahrern, die bei sofortiger Arbeitsniederlegung der von ihnen gestellten hohen Kautionen ohne Zweifel verlustig gegangen wären. Den Brauereien gelang es, in wenigen Tagen die nötige Zahl Streikbrecher anzuwerben, um ihre Betriebe aufrecht erhalten zu können. Der eigentliche Streik der Arbeiter war im Verlauf von kaum acht Tagen verloren. Bereits am Tage nach Beginn des Streiks beantragten die an dem Streik beteiligten Gewerkschaften bei der Kommission des Hamburger Gewerkschaftskartells die Verhängung des Boykotts; von ihm erwarteten sie, dass er die ihnen zur Zeit noch mangelnde Macht im wirtschaftlichen Kampfe ersetzen sollte. Das war nicht der Fall; nach langem Verhandeln, nachdem der Boykott schon einmal aufgehoben, dann bald wieder verhängt worden war, weil die Brauereien den von ihren Vertretern mündlich gegebenen Zusicherungen der Einstellung von Arbeitern nicht nachgekommen, verpflichteten diese sich endlich schriftlich, am 12. September 1904, von den noch am Orte befindlichen Streikenden — der grössere Teil lediger Leute war inzwischen abgereist — 354 Leute, davon 240 innerhalb 8 Tagen nach Aufhebung des Boykotts, die restlichen 114 Mann bis zum 1. Dezember wieder einzustellen und dieselben, falls nicht durch eigenes Verschulden ein Anlass dazu gegeben werde, nicht vor dem 1. Oktober 1905 wieder zu entlassen. ES ist erklärlich, dass die streikenden Arbeiter von diesem Vergleich wenig erbaut waren, namentlich deshalb nicht, weil die Brauereien es strikte abgelehnt hatten, Entlassungen von Streikbrechern zu gunsten der wiedereinzustellenden Streikenden vorzunehmen. Die Frage ist nur die, ob unter den gegebenen Verhältnissen mehr zu gunsten der Ausständigen erreicht werden konnte.

DASS der Boykott den Brauereien unangenehm war, beweist die Tatsache, dass sie sich überhaupt zu Zugeständnissen herbeiliessen; denn dass diese lediglich um des lieben Friedens willen gemacht wurden, wird den Brauereidirektoren kein Mensch glauben. Im übrigen zeigen auch die in letzter Zeit veröffentlichten Geschäftsergebnisse mehrerer Brauereien, dass der Boykott eine wesentliche Verminderung des Reingewinns zur Folge hatte und sich die Herren Aktionäre mit einer geringeren Dividende bescheiden mussten. Wie stark die Wirkung des Boykotts gewesen, liesse sich absolut sicher nur nachweisen, wenn in den Geschäftsberichten auch der verminderte Absatz an Bier angegeben worden wäre. Doch haben dies die Herren klüglich unterlassen. Es ist sicher, dass je nach der Kundschaft der einzelnen Brauereien die Verminderung des Umsatzes eine mehr oder weniger starke gewesen ist und dass einige Brauereien ganz erheblich geschädigt wurden, so dass schliesslich die Gefahr nahe lag, dass der festgeschlossene Ring der Brauereien durch einige zur Kapitulation gezwungene Brauereien gesprengt worden wäre. Dieser Umstand mag wesentlich mit dazu beigetragen haben, dass die Unternehmer sich zu Zugeständnissen herbeiliessen.

IM allgemeinen darf wohl behauptet werden, dass von den Ausständigen die Wirkung des Boykotts erheblich überschätzt worden ist. Die Arbeiter verfallen sehr leicht in den Fehler, ihre wirtschaftliche Machtposition bei einem Boykott nach der Zahl der bei der Reichstagswahl für die sozialdemokratische Partei abgegebenen

Stimmenzahl einzuschätzen. Wenn dies zutreffend wäre, hätte der Boykott eine geradezu vernichtende Wirkung auf die Brauereien ausüben müssen. FÜR das Absatzgebiet der betreffenden Brauereien kommen hauptsächlich in Betracht die drei Hamburger Wahlkreise und der VIII., zum Teil auch noch der VI. schleswig-holsteinische Wahlkreis. In den drei Hamburger Wahlkreisen waren von der Gesamtzahl der bei der Reichstagswahl 1903 abgegebenen Stimmen (161 320) sozialdemokratische 100 112; im VIII. schleswig-holsteinischen Wahlkreis von 36 828 Stimmen 25 565; im VI. Kreis von 36 542 Stimmen 19 144. Im ganzen wurde in diesen Kreisen mithin von 234 690 Stimmen die grosse Zahl von 144 881 für die Sozialdemokratie abgegeben; das sind 62 % aller abgegebenen Stimmen. Zieht man ferner in Betracht, dass ein Teil der Gegner für den Bierkonsum aus den boykottierten Brauereien überhaupt nicht mitzurechnen ist, da in den Restaurants und Cafés, in welchen die Angehörigen der besitzenden Klasse verkehren, fast ausschliesslich auswärtige Biere zum Ausschank gelangen, so wäre zweifellos, wenn alle sozialdemokratischen Wähler dem Boykottbeschluss des Gewerkschaftskartells nachgekommen wären, die Zauberwirkung eingetreten, die einige sich versprochen hatten: die Brauereien hätten in kurzer Zeit Frieden schliessen müssen.

BEI geheimer Wahl einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgeben und einen Boykottbeschluss der organisierten Arbeiter tatsächlich durchführen sind jedoch zwei ganz verschiedene Dinge. Zu letzterem gehört zweifellos ein stärkerer Wille, sowie die Erkenntnis der Berechtigung und Notwendigkeit des wirtschaftlichen Kampfes der Arbeiter im Interesse der Gesamtheit und endlich — wenn diese beiden Voraussetzungen gegeben sind — eine wirtschaftlich unabhängige Stellung. Der Kampf wurde mit grosser Erbitterung von beiden Seiten geführt; die Arbeiter kontrollierten die Wirtschaften, auf welche sie einen Einfluss hatten, die Arbeitgeberorganisationen nahmen sich ihrer bedrängten Kollegen an und proklamierten in den kapitalistischen Blättern für jeden Bürgerlichen es als eine Ehrenpflicht, n u r boykottiertes Bier zu trinken. Wie dies fast immer bei wirtschaftlichen Kämpfen und besonders in Hamburg geschieht, wurde auf kapitalistischer Seite mit den unlautersten Mitteln gekämpft. Bei Ausbruch der Differenzen hatten die Unternehmer, nachdem sie die Arbeiter monatelang durch rein akademische Verhandlungen genarrt hatten, schliesslich, als sie den Moment zum Abbruch der Verhandlungen für sich für günstig hielten, den Arbeitern ein Ultimatum gestellt; die Arbeiter antworteten darauf mit sofortiger Einstellung der Arbeit. Natürlich wurde sofort von seiten der kapitalistischen Soldschreiber mit den üblichen Schlagworten gegen die Arbeiter, wie *Pistole auf die Brust setzen, terroristischer Zwang*, und dergleichen operiert. Was wusste die grosse Masse des Publikums von den geradezu lächerlichen und kleinlichen Schachzügen, mit welchen die Arbeitgeber die Verhandlungen monatelang hingeschleppt hatten! Die Arbeiter hatten sich durch die plötzliche Einstellung der Arbeit scheinbar ins Unrecht gesetzt; für alle lauen *Freunde der Arbeiter* genügte dies, gegen sie Partei zu ergreifen. DANN wurden die Wirte aufgehetzt, indem man täglich in den bürgerlichen Blättern verkündete, das Gewerkschaftskartell mache bei dem Boykott ein Bombengeschäft. Um den Bierbezug von auswärtigen Brauereien zu organisieren, hatte der für die Zeit des Boykotts von seinem Amt zurückgetretene

Kassierer des Gewerkschaftskartells einen Bierverlag errichtet. Der hohen Frachtkosten wegen konnte natürlich das von auswärts bezogene Bier nicht zu gleichem Preise, wie das einheimische, verkauft werden; infolgedessen das Geschrei von der wucherischen Ausbeutung der Wirte und Händler durch das Gewerkschaftskartell. Die Abrechnung des Kassierers zeigt, dass, statt eines Gewinnes, bei dem Bierverlag ein Verlust von 8620,88 Mark entstanden ist. WEITER wurde ständig dem Publikum in den kapitalistischen Zeitungen eingeredet, das von auswärts bezogene Bier sei gesundheitsschädlich, die Choleragefahr wurde an die Wand gemalt und die Polizei aufgefordert, dem *ganz Hamburg gefährdenden Treiben* ein Ende zu machen. Wenn dem Bierphilister zu seinem Morgenkaffee fortgesetzt solch *geistige* Speise serviert wird, dann braucht man sich gerade nicht darüber zu wundern, dass auf bürgerlicher Seite für den Bierboykott keine Sympathieen vorhanden waren, und dass die Arbeiter bei diesem Kampfe sich lediglich auf sich selbst stützen konnten. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes verändert sich das Machtverhältnis aber ganz erheblich zu ungunsten der Arbeiter.

FREILICH, wenn auf alle Arbeiter in einem solchen Kampfe Verlass wäre, dann wäre dies nicht der Fall. In der Stadt Hamburg wurden bei der letzten Gewerbezählung am 2. Dezember 1895 ermittelt: 83 376 selbständige Erwerbstätige und deren Beamte, 13 041 im häuslichen Dienst tätige Personen und 20 714 im öffentlichen Dienst Angestellte, also insgesamt 117 131 Personen. Auf diese Schichten dürfte bei einem Boykott wenig zu rechnen sein. Dagegen betrug die Zahl der Arbeiter 139 535. In der Stadt Altona zählte man damals 30 265 Personen der ersten Kategorie, dagegen 30 574 Arbeiter. Von dieser Arbeiterzahl sind jedoch, soweit der Bierkonsum in Betracht kommt, wesentliche Abstriche zu machen. Im Staate Hamburg, in welchem an Erwerbstätigen in der Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr im ganzen 230 135 Personen, wovon 144 415 Arbeiter, gezählt wurden, waren von den letzteren Minderjährige 22 718, weibliche Personen 23 061, Beschäftigungslose 18 288, zusammen 6 4 0 6 7. Wenn auch diese Zahl von Personen für den Bierkonsum nicht völlig ausscheidet, so sind sie doch ihrer geringen Einnahmequellen wegen nicht als Vollkonsumenten mitzurechnen. Nehmen wir für die Stadt Hamburg für diese Kategorie rund 60 000 Personen an und bringen wir dieselbe von der Gesamtzahl der Arbeiter in Abzug, so bleiben uns rund 80 000 Personen, denen zirka 120 000 bürgerliche Elemente und von ihnen abhängige Personen gegenüberstehen. Die von uns anfänglich nach dem Stimmenverhältnis der sozialdemokratischen Partei ermittelten 62 % wären somit schon auf 40 % der Erwerbstätigen, welche ihrer Klassenzugehörigkeit zufolge direkt bei einem Bierboykott inceressiert sind, zusammengeschmolzen.

LEIDER muss jedoch konstatiert werden, dass diese 40 % der Erwerbstätigen noch lange nicht alle die Notwendigkeit einheitlichen Handelns der Arbeiter als Klasse begriffen haben. Wäre dies der Fall, so würden dieselben ihrer gewerkschaftlichen Organisation als Mitglied angehören. Die grosse Zahl der Streikbrecher, welche sofort bei Ausbruch des Brauereistreiks sich den Kapitalisten zur Verfügung stellten, beweist, dass die nichtorganisierten Arbeiter zu einem grossen Teil noch nicht einmal so weit von wahrer Klassensolidarität durchdrungen sind, dass sie es als ihre Pflicht betrachten, bei einem Kampf um die Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter in einem Ge-

werbe ihren kämpfenden Klassengenossen nicht in den Rücken zu fallen. Noch viel weniger werden dieselben einen Begriff von dem Wert eines Boykotts als Waffe im wirtschaftlichen Kampf haben.

ALS absolut zuverlässig — allerdings auch noch unter Abrechnung derjenigen, welche die Beschlüsse der Gewerkschaftsleitungen wenig oder gar nicht respektieren — können für die Gewinnung eines Boykotts also nur die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter in Betracht kommen. Dem Gewerkschaftskartell angeschlossen waren im Jahre 1903 zirka 35 000 organisierte Arbeiter; erhöhen wir diese Zahl für die nicht angeschlossenen Gewerkschaften um 5000, so erhalten wir die Zahl von 40 000 Personen, von denen anzunehmen ist, dass sie nach dem Beschluss eines Bierboykotts sich in der Tat richten werden. Die Stärke der Boykottierenden ist durch Anerkennung dieser Tatsache um 40 000 Personen vermindert, die der Nichtboykottierenden aber um die gleiche Zahl vermehrt worden. Den 40 000 Boykottierenden ständen somit 160 000 Nichtboykottierende gegenüber.

GESTÜTZT auf unsere eigene Kraft könnten wir mithin den Bierkonsum durch einen Boykott nur um 20 % schwächen. Ob ein günstigeres Verhältnis bei dem Boykott, soweit die gesamte Bierproduktion in Betracht kommt, vorhanden gewesen ist, wissen wir nicht. Der Absatz an auswärtigem Bier durch den Bierverlag, verglichen mit der Gesamtproduktion an Bier, spricht nicht dafür. Nach dem *Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich* wurden in Hamburg im Jahre 1902 666 000 Hektoliter untergärigen Bieres — die Produktion von 115 000 Hektolitern obergärigen Bieres kommt für unsere Berechnung nicht in Betracht — produziert, pro Monat also 55 500 Hektoliter. Für die Dauer des Boykotts von über drei Monaten würde die Produktion also 166 500 Hektoliter betragen. Durch den Bierverlag wurden umgesetzt zirka 8000 Hektoliter, also noch keine 5 % der Gesamtproduktion. Es würde natürlich falsch sein, anzunehmen, dass die Produktion während des Boykotts nur um 5 % geschwächt worden wäre. Ein grosser Teil der Arbeiter hat während der Dauer des Boykotts sogenannte *echte Biere* (Pilsener, Münchener) getrunken, ein anderer Teil hat sich des Biergenusses ganz enthalten, ein Teil der Wirte hat sich boykottfreies Bier selbst besorgt. Dies geschah auch durch den Konsum-, Bau- und Sparverein *Produktion* für seine 18 000 Mitglieder. Aber — alles in allem genommen — neige ich der Ansicht zu, dass durch den Boykott, günstig gerechnet, die Produktion einheimischen Bieres um höchstens 25 % geschwächt worden ist. Dass diese Annahme wahrscheinlich noch eine optimistische ist, ergibt sich aus folgender Berechnung: Pro Kopf der Bevölkerung wird in Hamburg an Bier hergestellt 100 Liter; nehmen wir an, dass Ein- und Ausfuhr an Bier sich ausgleichen, und rechnen wir für die 40 000 Gewerkschaftsmitglieder und ihre Angehörigen einen Personenkreis von 120 000, so würde für denselben pro Jahr ein Bierkonsum von 120 000 Hektolitern in Betracht kommen; für drei Monate 30 000 Hektoliter. Die gesamte Bierproduktion für drei Monate beträgt, wie schon erwähnt, 166 500 Hektoliter. Die Verminderung der Produktion durch den Boykott der Gewerkschaftsmitglieder und ihrer Angehörigen hätte mithin 18 % betragen. Eine Verminderung des Absatzes um 25 % oder auch nur um 18 % macht sich nun für die Brauereien zweifellos auch schon unangenehm fühlbar, genügt jedoch nicht, dieselben zur Kapitulation zu zwingen; daher auch die lange Dauer des Kampfes.

ZU Nutz und Frommen der Arbeiter für spätere Fälle halte ich solch' nüchterne Erwägungen geradezu für eine Pflicht. Die Arbeiter der grossen Städte bilden wohl die Mehrheit der Bevölkerung, aber diese Mehrheit ist einesteils infolge wirtschaftlicher Abhängigkeit, anderenteils wegen mangelnder Erkenntnis von wahrer Klassensolidarität noch so wenig durchdrungen, dass an eine fortgesetzte konsequente Betätigung der selben in solchen Fällen nicht zu denken ist. Deshalb ist es auch irrig, anzunehmen, dass man durch einen Boykott einen von vornherein verlorenen Streik gewinnen kann. Nur als Hilfswaffe, zur Rückenstärkung der Streikenden, kann der Boykott als Waffe in Betracht kommen; das Hauptgewicht werden diejenigen Arbeiter, welche bei der Herstellung von Lebens- und Genussmitteln beschäftigt sind, immer auf die Macht ihrer eigenen Organisation legen müssen. Rechnen dieselben jedoch damit, dass die übrigen organisierten Arbeiter ihnen eventuell durch einen Boykott zu Hilfe kommen, so empfiehlt es sich jedenfalls, die Gesamtvertretung der Arbeiter vor Proklamierung eines Streiks zu Rate zu ziehen, dieselbe auch an den Verhandlungen mit den Arbeitgebern teilnehmen zu lassen. Soll ein Boykott wirken, muss derselbe von der Sympathie des grössten Teiles der Bevölkerung getragen sein; nur dann, wenn man dieser Sympathie einigermassen sicher zu sein glaubt, soll man einen Boykott verhängen. Wenn auch eine allgemeine Volksabstimmung über einen Boykott ein Unding ist, so muss doch mindestens verlangt werden, dass die Vertretung der organisierten Arbeiterschaft gehört werde, bevor ein Streik begonnen wird, den man glaubt ohne einen Boykott nicht zum siegreichen Ende führen zu können.

DIE Masse betet den Erfolg an; an die Wirkung des Boykotts wird dieselbe erst dann glauben, wenn wir im stande sind, mit dieser Waffe wirksam in einen Kampf eingreifen zu können. Deshalb kann nicht vorsichtig genug mit dem Gebrauch dieser Waffe verfahren werden.

MIT der Sympathie der Mehrheit der Bevölkerung allein ist es auch nicht getan. Mit den streikenden Schlachtergesellen in Hamburg haben zweifellos die organisierten Arbeiter volle Sympathie gehabt; ihnen im Handumdrehen durch einen Boykott zu Hilfe zu kommen, war deshalb unmöglich, weil die Grossschlächter allen Schlächtermeistern, welche die Forderungen der Gesellen bewilligen wollten, die Fleischzufuhr sperrten und Fleisch aus anderen Bezugsquellen so plötzlich in genügender Menge nicht zu beschaffen war. Von der Masse der Bevölkerung erwarten, dass dieselbe aus Sympathie für die Schlächtergesellen dem Fleischgenuss entsage, hiesse an deren Idealismus zu hohe Anforderungen stellen. Bei dem Bierboykott lagen die Dinge beim Beginn fast ebenso. Das einheimische Bier war boykottiert, die auswärtigen Brauereien weigerten sich, auf eigenes Risiko hin Bier nach Hamburg zu liefern. Mitten im Kampfe musste der Bezug von Bier erst mühsam organisiert werden. Tatsache ist aber, dass mancher glaubt, ohne sein gewohntes Quantum Bier garnicht existieren zu können; die Hitze des Sommers tut dann noch ein übriges, gewohnheitsmässige Biertrinker von der Betätigung solidarischer Grundsätze abzuhalten. Ein Boykott ohne Organisation zur Herbeischaffung eines Ersatzes für das boykottierte Genussmittel wird deshalb immer nur geringe Bedeutung haben; diese Organisation muss vorhanden sein, ehe der Boykott erklärt wird, nur dann ist auf eine sofortige und nachhaltige Wir-

kung desselben zu rechnen. Die Führung eines Boykotts darf deshalb auch nicht einzelnen Gewerkschaftsbeamten im Nebenamt aufgenötigt werden. Ebenso, wie zur Leitung grösserer Streiks die volle Arbeitskraft der leitenden Personen erforderlich ist, müssen auch bei einem grösseren Boykott die Kosten für eine verantwortungsvolle Leitung derselben von vornherein in Rechnung gestellt werden. Das Hauptgewicht ist selbstverständlich darauf zu legen, die Massen für die Sache der Arbeiter zu interessieren; dies allein erfordert einen kolossalen Aufwand von Arbeitskraft.

AUS all den angeführten Gründen ist es notwendig, bei Verhängung von Boykotts nicht das Gefühl, sondern die Vernunft entscheiden zu lassen. Nur kühle Erwägungen, die richtige Abschätzung unseres Einflusses auf die beabsichtigte Herabminderung des Konsums des zu boykottierenden Genuss- oder Nahrungsmittels respektive Badarfartikels kann uns einen Erfolg garantieren. Der Boykott ist kein Zaubermittel, durch welches bestehende Machtverhältnisse in ihr Gegenteil verkehrt werden können. Nach Rechtsgrundsätzen allein werden die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit heute noch nicht entschieden: hinter unserem guten Recht muss auch die Macht stehen, demselben Geltung zu verschaffen. Diese zu schaffen — das zeigt uns wiederum der Verlauf des Hamburger Bierboykotts — wird noch eine Riesenarbeit erfordern. Nur durch eine nie erlahmende Agitations- und Organisationsarbeit wird dies Ziel erreicht werden, wird auch der Boykott zu einer wirksamen Waffe in der Hand des um seine Existenz ringenden Proletariats werden.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ROBERT SCHMIDT · INTERESSENVERTRETUNG DER ARBEITER

ZWEI Interessenkreise lässt die wirtschaftliche Entwickelung immer deutlicher hervortreten: auf der einen Seite den des Kapitals, auf der anderen den der Arbeit. Die kapitalistischen Interessen gliedern sich wiederum in einzelne Gruppen, die Sonderinteressen geltend machen und zu vertreten suchen. Die Interessen des mobilen Kapitals stimmen nicht überein mit den Interessen des immobilen, und dazwischen regt sich der Mittelstand, regen sich die kleinen Kapitalisten, die durch die wirtschaftliche Entwickelung immer mehr entkräftet werden. Die neuere Gesetzgebung hat sich diesen drei kapitalistischen Interessengruppen anpassen müssen; die Regierung hat bald vor der einen, bald vor der anderen eine höfliche Verbeugung getan, die Gesetzgebung ist diesen Interessengruppen dienstbar gemacht worden. Im besonderen sind für sie Korporationen geschaffen, die mehr oder weniger der Propaganda und Förderung dieser Interessenvertretung dienen. Die Interessen des Handelskapitals sind seit langem den Handelskammern überwiesen, die in Preussen in dem letzten Jahrzehnt fortgesetzt an Bedeutung gewonnen haben; in Süddeutschland treten an ihre Stelle Gewerbekammern und Gewerbevereine. Für die Landwirtschaft bestehen Landwirtschaftskammern, die mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet sind, um wirtschaftliche Interessen des Agrariertums zu vertreten. Sie gestalten sich immer mehr zu einem Resonanzboden für agrarische Agitation und Or-

ganisation. Für den Handwerkerstand hat die Regierung durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 26. Juli 1897 die rechtlichen Befugnisse der Innungen bedeutend erweitert, und zwar in einer Ausdehnung, wie sie den Befugnissen keiner der bisher genannten Korporationen eigen ist. Die Novelle stärkte die schon vorhandenen Sonderrechte der Innungen und führte ein Prinzip durch, das nur noch in der Anwalts- und Ärztekammer ein Analogon findet. Das Gesetz schuf unter bestimmten Voraussetzungen einen Zwang für sämtliche in einem Beruf tätigen Handwerksmeister, der Innung anzugehören und sich den Beschlüssen und Anordnungen der selben unterzuordnen, gleichviel ob der Betreffende dieser Korporation beitreten will und mit den Beschlüssen einverstanden ist. Daneben gelangte man zu einer neuen Schöpfung für den Handwerkerstand, die Handwerkskammer, die in gleicher Bedeutung mit den Handels- und Landwirtschaftskammern rangiert.

ALLE diese Organisationen sind Spielarten der verschiedenen kapitalistischen Interessengruppen, ohne irgend eine nennenswerte Mitwirkung der Arbeiter. Von den Landwirtschafts- und Handelskammern sind die Arbeiter überhaupt ausgeschlossen. Bei den Innungen und Handwerkskammern bilden sie nur ein Beiwerk. Von einer Interessenvertretung der Arbeiter kann nicht die Rede sein. Erwähnt man noch die Anwalts- und Ärztekammern, die für zwei sehr umfangreiche liberale Berufe sich immer mehr zu einer wirtschaftlichen Interessenvertretung auswachsen, so haben wir insgesamt die Tatsache zu verzeichnen, dass fortgesetzt die Bedeutung staatlich anerkannter, mit besonderen rechtlichen Befugnissen ausgestatteter Interessenvertretungen zugenommen hat, dass aber eine, und zwar die grösste Interessengruppe im Staat, die Arbeiterschaft, einer korporativen Vertretung mit besonderen rechtlichen Befugnissen entbehrt. Es könnte vielleicht eingewendet werden, dass die Arbeiter einer jenen Korporationen ähnlichen Interessenvertretung nicht bedürfen, da sie schliesslich eine solche bereits in den Gewerkschaften haben. Das trifft bis zu einem gewissen Grade zu. Es darf aber nicht unberücksichtigt bleiben, dass die vorgenannten Korporationen Befugnisse überwiesen erhielten, die einer freien Organisation nicht innewohnen; zudem verzichten die Unternehmer ja auch durchaus nicht auf eine freie Organisation in Berufsverbänden.

DAS Gewerberecht ist heute ein so vielgestaltiges, und die Forderung nach sozialer Fürsorge eine so dringende, dass auf diesem Gebiet nicht nur das Wohlwollen oder das Missbehagen der Unternehmer die Entscheidung geben sollte. Die Arbeiter haben ein grosses Interesse daran, mit Einfluss auszuüben auf die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen, die zu ihrem Schutze vorgesehen sind. Es ist ein für die Dauer unhaltbarer Zustand, die Überwachung solcher Vorschriften rein dem Gutdünken behördlicher Organe, die in vielen Fällen nicht einmal die nötige technische oder praktische Vorbildung besitzen, zu überlassen. Unsere ganze Gewerbeaufsicht ist viel zu sehr zersplittert, es fehlt das einheitliche Gepräge. Vor allen Dingen wäre es notwendig, dass die Beaufsichtigung gewerblicher Betriebe von der Landespolizeibehörde losgelöst und eine eigene für das Gewerbewesen besonders vorbereitete und ausgebildete Behörde geschaffen würde, wie es der sozialdemokratische Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung von einem Reichsarbeitsamt, Arbeitsämtern und Arbeitskammern in den Arbeitsämtern, vorsieht.

AN die Spitze eines solchen Arbeitsamtes gehörte der Fabrikinspektor, der die

Leitung der ganzen Kontrolle übernimmt; dem Amt muss auch die strafrechtliche Vollmacht der Landespolizei übertragen werden. Diese Behörde hat in ständiger Fühlung mit den Arbeitern zu bleiben, sie darf ihre Studien nicht beschränken auf gelegentliche Beobachtungen bei Revisionen, sie muss enge Beziehungen zu den Arbeitern aufrecht erhalten, um alle die Mängel und Beschwerden von denen zu hören, die sie allein empfinden und zu ertragen haben. ZU diesem Behuf sind dem Arbeitsamt Hilfskontrolleure beizugeben, die, von den Arbeitskammern gewählt, im besonderen bei der Beaufsichtigung der Unfallverhütungsvorschriften, der baupolizeilichen und bergpolizeilichen Vorschriften, der Dampfkesselrevision, sowie überhaupt der gesamten Fabrikinspektion mitwirken. Die Befugnisse, die die Gewerbeordnung den Landespolizeibehörden überträgt, sowie die bergpolizeilichen Anordnungen sollten dem Arbeitsamt übertragen werden. Der Erlass von Arbeiterschutzvorschriften, sowie beispielsweise auch die Genehmigung gewisser Ausnahmen hinsichtlich der Sonntagsruhe, der Nachtarbeit, der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter sollte man nicht den von der Regierung ernannten Beamten überlassen, sondern unter Mitwirkung der Arbeiter und Unternehmer durch gemeinsame Beratung und Beschlussfassung herbeiführen. Eine dem ähnliche Bestimmung enthält bereits das Gewerbeunfallversicherungsgesetz in § 113 für den Erlass von Unfallverhütungsvorschriften. Das Arbeitsamt dürfte mithin nur allgemeine Verordnungen erlassen und gewisse Ausnahmen gestatten unter Zustimmung eines Beirats, der aus Unternehmern und Arbeitern besteht und unter Leitung des ersten Beamten des Arbeitsamtes tagt.

DAMIT kann nun die Tätigkeit einer Arbeitervertretung nicht erschöpft sein, es gibt eine Reihe von Aufgaben, die nur die Arbeiter angehen und ohne Mitbeteiligung der Unternehmer zu entscheiden sind. Diese Vertretung muss in der Arbeiterkammer gefunden werden. Allerdings, in dem sozialdemokratischen Programm wird die Forderung der Arbeiterkammern nicht erhoben; es wird dort eine Vertretung verlangt, die auf paritätischer Grundlage beruht, das heisst aus gleichen Teilen von Vertretern der Arbeiter und Unternehmer gebildet wird und die Bezeichnung *Arbeitskammer* führt.

EINE Verletzung sozialdemokratischer Grundsätze wird natürlich niemand in der Abweichung von unserer Programmforderung finden; denn schliesslich kann die Frage unter allen Umständen nur vom reinen Zweckmässigkeitsstandpunkt entschieden werden. Bemerkt sei, dass unser grosser Theoretiker Engels seinerzeit eine scharfe Kritik an dieser Forderung übte und die paritätische Grundlage verwarf.

IN bürgerlichen Kreisen sind die Meinungen über diesen Punkt bisher sehr geteilt. Auf der Generalversammlung der *Gesellschaft für soziale Reform* plädierte Dr. Harms für selbständige Arbeitskammern auf paritätischer Grundlage, während Herr von Schulz, der Vorsitzende des Berliner Gewerbegerichts, einen Ausbau der Gewerbegerichte zu den Funktionen der Arbeitskammern empfahl. Diese Auffassung scheint auch bei dem Staatssekretär Grafen Posadowsky Anklang gefunden zu haben, der in der Reichstagssession 1903-1904 bei Gelegenheit einer Interpellation des Zentrums sich für die Verwirklichung dieser Idee aussprach. Der Vorschlag erscheint aber für die Arbeiter wenig akzeptabel, weil die Aufgaben einer Arbeitskammer sicherlich sehr eng begrenzt werden würden, damit sie nicht die Tätigkeit des

Gewerbegericht hemmten. Man würde sich wahrscheinlich damit begnügen, die dem Ausschuss des Gewerbegerichts schon heute verliehene Befugnis, gutachtlich sich über sozialpolitische Forderungen und Gesetze zu äussern, mehr zu betonen und damit für dieselbe Sache einen anderen Namen setzen. Einen der Errichtung von Arbeiterkammern symphatischen Standpunkt nimmt der Fabrikinspektor Dr. Fuchs ein, der im *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* die Errichtung von Arbeiterkammern befürwortet. Er will den Arbeiterkammern ebenso, wie den Interessenvertretungen von Handel und Industrie, Handwerk und Landwirtschaft, das Recht geben, aus eigener Initiative Wünsche an Arbeitgeber, Gemeinde, Staat und Korporationen zu richten. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben sich auf ihrer letzten Generalversammlung mit grosser Majorität für die Errichtung von Arbeiterkammern ausgesprochen, während die christlichen Gewerkschaften wohl den Standpunkt der Zentrumssozialpolitiker vertreten und die paritätische Grundlage verlangen.

DIE freien Gewerkschaften haben zu dieser Frage auf ihren Kongressen bisher noch nicht Stellung genommen. Je mehr aber die Forderung an Bedeutung gewinnt und schliesslich auch in irgend einer Form der Verwirklichung näher rückt, wird auch von dieser Seite in die Erörterung der Frage eingetreten werden müssen. Die *Generalkommission* hat sich vor kurzem nach längerer eingehender Debatte für die Forderung der Arbeiterkammern entschieden.

GEGEN die Errichtung von Arbeitskammern auf paritätischer Grundlage mag noch folgendes eingewandt werden: Der von der sozialdemokratischen Partei vorgeschlagene Gesetzentwurf überweist den Arbeitskammern folgende Aufgaben:

»Die Arbeitskammer unterstützt das Arbeitsamt in seiner amtlichen Tätigkeit, insbesondere bei seinen statistischen Erhebungen. Die Arbeitskammer kann Untersuchungen anstellen über die Gehälter, die Löhne, die Arbeitsart und Arbeitsdauer, die Lebensmittel- und Mietpreise, die Wirkung von Verordnungen und Gesetzen, insbesondere von Handelsverträgen, Zöllen, Steuern und Abgaben in ihrem Bezirk. Sie hat das Recht, Beschwerden und Missstände im gewerblichen Leben ihres Bezirks zur Kenntnis des Reichsarbeitsamts, der Landeszentralbehörden und der gesetzgebenden Körperschaften zu bringen und Anträge an dieselben zu stellen, sowie Gutachten über Massregeln und Gesetzentwürfe abzugeben, die das wirtschaftliche Leben ihres Bezirks berühren.

Auf Ersuchen des Reichskanzlers, des Bundesrats, des Reichsarbeitsamts, des Arbeitsamts oder der Landeszentralbehörde ist die Arbeitskammer verpflichtet, Gutachten über wirtschaftliche und soziale Fragen abzugeben. Sie kann aus ihrer Mitte Ausschüsse bilden, welche das ihrer Beratung unterbreitete Material vorberaten. Sobald es sich hierbei um Fragen handelt, welche die Interessen beider Teile berühren, müssen die Ausschüsse zu gleichen Teilen aus Vertretern der Betriebsleiter und der von ihnen gegen Entgelt beschäftigten Personen zusammengesetzt sein. Den Vorsitz in diesen Ausschüssen führt ein Mitglied des Arbeitsamts.«

Es unterliegt keinem Zweifel, dass alle diese Aufgaben mehr im Interesse der Arbeiter liegen, als in dem der Unternehmer. Es werden sich mithin bei der Verwirklichung in der Regel beide Ansichten schroff gegenüberstehen, und der Vorsitzende wird in solchem Fall den Entscheid geben müssen. Wenn der Vorsitzende ein sozialpolitisch verständiger Mann ist, kann die Arbeitskammer eine fruchtbare Tätigkeit entfalten; im anderen Falle ist sie zur Untätigkeit verdammt und kann sehr leicht Gutachten in einseitiger, den Arbeitern nachteiliger Weise abgeben, die dann mit dem schönen Namen *Gutachten einer Arbeitskammer* geziert werden.

DIE in den Aufgaben der Arbeitskammer niedergelegten Fragen berühren in erster Linie die Arbeiter, und es ist nicht einzusehen, weshalb die Arbeiter nicht auch die Entscheidung darüber haben sollen, wie und in welcher Form Ermittelungen vor sich gehen und Gutachten gestaltet sein sollen. Die nötigen Fähigkeiten werden wir ihnen doch wohl zutrauen können.

DAMIT sollte aber die Aufgabe einer Arbeiterkammer gar nicht erschöpft sein. Es käme in Betracht, ob man nicht der Arbeiterkammer die Wahl von Hilfskontrolleuren bei Überwachung der berg- und baupolizeilichen Vorschriften der Fabrikinspektion und der Revision der Kesselanlagen übertragen sollte. Es ist auch nicht ersichtlich, warum nicht in Anlehnung an § 94c der Gewerbeordnung den Arbeiterkammern ähnliche Befugnisse gegeben werden sollten, wie den Innungen und Handwerkskammern, das heisst die Einsichtnahme in die Innehaltung der gesetzlichen Vorschriften in den Betrieben, sowie in den Wohn- und Schlafräumen der Lehrlinge und in weiterer Ausdehnung auch der Arbeiter und Dienstboten. Das sind Forderungen, die zu erfüllen die Unternehmer sich von jeher gesträubt haben. Wir haben sicherlich keinen Anlass, uns auf das alte patriarchalische Verhältnis zu berufen, dass der Unternehmer zu bestimmen hat, wie und in welcher Form sich der Arbeitsvertrag und die Arbeitsverhältnisse zu gestalten haben. Die Gewerbeordnung hat selbst mit diesen Dingen schon aufgeräumt und gewisse Vorschriften in Bezug auf Arbeitsvertrag und Arbeitsregelung vorgesehen. Von den sanitären Zuständen der Wohn- und Schlafräume durch Beauftragte der Arbeitskammer Kenntnis zu nehmen, muss als ein durchaus berechtigtes und billiges Verlangen der Arbeiter anerkannt werden. Es mag dabei besonders hervorgehoben werden, dass natürlich diesen Beauftragten weder die Befugnis einer Strafverfügung, noch einer Strafandrohung erteilt werden soll, vielmehr soll der Beauftragte Unregelmässigkeiten nur zur Kenntnis der Behörde bringen, eventuell sollen auch derartige Ermittelungen im Jahresbericht der Arbeiterkammern niedergelegt werden. Es wird hier nicht mehr verlangt, als was heute schon den Innungen und Handwerkskammern als rechtliche Befugnis zusteht. Allerdings, ohne dass diese Korporation von dieser Befugnis Gebrauch machte. Die jetzt in Vorbereitung befindlichen Erhebungen über die Tätigkeit der Innungen und der Handwerkskammern werden diese Auffassung sicherlich bestätigen. Die Unternehmer haben gar kein Interesse an der Ermittelung solcher Dinge, die ihnen hier die Gewerbeordnung zuerteilt; um die Gewährung solcher Rechte hätten die Handwerksmeister nie die Forderung einer Handwerkskammer gestellt.

AUCH in Sachen des Lehrlingswesens hat die Arbeiterkammer ein grösseres Interesse an der Herbeiführung geordneter Verhältnisse. Auf diesem Gebiet hat die Handwerkskammer vollkommen versagt. An einer tüchtigen Ausbildung und Überwachung der Lehrlingsausbildung hat der rückständige und nur auf seinen Vorteil bedachte kleine Handwerksmeister gar kein Interesse; wohl aber haben die Arbeiter ein Recht, zu verlangen, dass die Befugnis zum Anleiten und Ausbilden der Lehrlinge nicht an Leute erteilt wird, die überhaupt ein Handwerk nicht ausüben, sondern irgend einen Spezialartikel anfertigen, der zur Ausbildung eines Lehrlings nicht die genügende Einführung in den Beruf bietet. Damit im Zusammenhang steht sehr oft die massenhafte Ausbildung von Lehrlingen, bei der es an einer genügenden Aufsicht mangelt. Dass

aus dem jungen Lehrling ein tüchtiger Geselle wird, liegt mehr im Interesse der Arbeiter, als in dem der Unternehmer, von denen mancher doch die Lehrlingsausbildung auch als Lehrlingsausbeutung betreibt.

NACHDEM die Gewerbeordnung der Handwerkskammer die Wahl eines Sekretärs zur Erledigung ihrer Geschäfte gestattet hat, wäre es unerfindlich, warum nicht auch die Arbeiterkammer einen solchen Beamten, den übrigens auch die Landwirtschafts- und Handelskammer hat, anstellen sollte. Dieser Sekretär könnte zu gleicher Zeit die Stellung eines Arbeitersekretärs übernehmen und damit die Funktionen, die heute unsere Arbeitersekretariate ausüben. Da die sozialdemokratische Partei in ihrem Programm Unentgeltlichkeit der Rechtspflege verlangt, würden wir nach dieser Richtung hin damit wenigstens einen kleinen Schritt vorwärts tun und die Unentgeltlichkeit des Rechtsbeistandes und der Rechtsbelehrung eingeführt haben. Die Schweiz gewährt seit langem für derartige Einrichtungen Subventionen, und auch in Deutschland hat sich eine Regierung, die von Koburg-Gotha, herbeigelassen, an die Sekretariate in Gotha und Koburg Unterstützungen zu zahlen. Warum sollen wir nicht allgemein diese Forderung erheben? Sicherlich wird die Tätigkeit der Arbeitersekretäre sozialpolitisch eine viel wertvollere sein, als die eines Sekretärs der Handwerkskammer.

NATÜRLICH könnte für eine solche Ausdehnung der Aufgaben der Arbeiterkammern nur die Organisation auf der Grundlage der reinen Arbeitervertretung gedacht werden, da im anderen Falle den Arbeitern das Vertrauen zu der Institution verloren ginge. Es müsste überhaupt der innige Zusammenhang zwischen Gewerkschaft und Arbeitervertretung beibehalten werden. Sollte die Befürchtung auftauchen, dass bei so weitgehenden Befugnissen der Arbeiterkammern den Gewerkschaften der Boden für eine wirksame und anregende Tätigkeit entzogen werden könnte, so ist ihr entgegenzuhalten, dass der Zusammenhang jener Korporationen mit den Gewerkschaften diesen nur neue und wichtige Aufgaben zuerteilt. Man könnte auch auf die Unternehmerorganisationen hinweisen, die trotz der Handels-, Gewerbe- und Landwirtschaftskammern nicht zurück, sondern vorwärts gegangen sind.

DIE Forderung der paritätischen Grundlage der Arbeiterkammern mag seinerzeit, als die Unternehmerorganisationen noch nicht die Bedeutung und Machtentfaltung hatten, wie heute, berechtigt gewesen sein. Heute erscheint der Verzicht auf die Forderung nach Errichtung von Arbeiterkammern als ein Verzicht auf eine Rechtsgleichheit. Die Arbeiter müssen Gelegenheit haben, unbeeinflusst von der Gegenwart ihres Arbeitgebers, ohne Rücksicht auf ihre Abhängigkeitsstellung, ihr Urteil in den für sie so wichtigen Fragen fällen zu können. Es wird zur Regelung mancher Fragen eine paritätische Grundlage notwendig sein, so bei der Verwaltung des Arbeitsnachweises, bei dem Erlass von Arbeiterschutzvorschriften, bei der Zusammensetzung von Einigungsämtern, obwohl das Einigungsamt ruhig den Gewerbegerichten überlassen werden könnte. Aber auf jede selbständige Regelung der Arbeiterangelegenheiten zu verzichten, wie es die sozialdemokratische Fraktion in ihrem Entwurf bisher will, das heisst die Enthaltsamkeit zu weit treiben.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

PAUL KAMPFFMEYER · ABOLITIONISMUS UND SOZIALDEMOKRATIE

IN der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika leuchtet der Name der Abolitionisten mit unvergänglichem Glanze. In leidenschaftlicher Empörung über den Fortbestand der schmachvollen, die Kulturmenschheit beschimpfenden schwarzen Sklaverei vereinigten grossherzige Männer und Frauen in Amerika ihre Anstrengungen, um das Institut der Negersklaverei aus dem Leben des amerikanischen Volkes auszumerzen. Sie sahen, indem sie sich zur Verwirklichung eines grossen humanen Zieles zusammenfanden, völlig von ihrer sonstigen Parteifarbe ab und wirkten in schöner Harmonie zum Sturze des verhassten Herrschaftssystems zusammen. Sie nannten sich stolz *Abolitionisten.*

SEIT den siebziger Jahren des XIX. Jahrhunderts eilt nun der Name der Abolitionisten wieder über die Weltkugel dahin. In Europa und Amerika erklingt die Kreuzzugspredigt der neuen Abolitionisten, um abermals ein Sklavenbrandmal aus dem Antlitz der modernen Kulturmenschheit zu beseitigen. Humane Männer und Frauen beider Welten erheben sich gegen eine Einrichtung, die eine Klasse von unglücklichen Frauen und Mädchen zu staatlich anerkannten und staatlich überwachten Lustsklavinnen der zahlungsfähigen Männerwelt stempelt. Josephine Butler, eine tief religiöse, mit dem Opfermut einer Märtyrerin ausgerüstete Frau, tritt in England unter dem tierischen Wutgeheul und unter den brutalen Stein- und Kotwürfen interessierter Zuhälter- und Bordellwirtsbanden gegen die reglementierte Prostitution Englands auf.

IN den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts setzte in England die Gesetzgebung zur Vorbeugung anstreckender Krankheiten ein, die einer Reihe von Häfen und Garnisonplätzen die Skandale der Reglementierung der Prostitution brachte. Alles, was an elementarer Kraft in der heroischen Persönlichkeit Josephine Butlers lag, brauste gegen diese Gesetzgebung auf. Von ihr ging eine so orkangewaltige Flutwelle aus, dass das ganze englische Volk in wenigen Jahren in seinen Grundtiefen aufgewühlt wurde. In der Menschheitsgeschichte hat sich selten eine so urplötzlich kommende und so schnell siegende Umsturzbewegung gegen ein menschliches Vorurteil abgespielt. Im Jahre 1869 werden erst die Gesetze zur Vorbeugung ansteckender Krankheiten vervollständigt. Im gleichen Jahre erschallt der Schlachtruf der Josephine Butler gegen diese Gesetze. 1875 bedeckt sich England mit einem ganzen Netz von abolitionistischen Komitees. In etwa fünf Jahren wird ein wahrer Berg von 18 086 abolitionistischen Petitionen mit 2 657 348 Unterschriften zusammengetragen. Im Jahre 1879 sieht sich die englische Regierung bereits zu dem wichtigen Zugeständnis der Ernennung einer parlamentarischen Untersuchungskommission gedrängt. 1883 werden bereits die verhassten Gesetze vorläufig eingestellt und 1886 völlig aufgehoben.

WELCHE schöpferkräftigen, in Millionen von englischen Herzen und Köpfen arbeitenden Gedanken trugen die englische abolitionistische Bewegung auf so schnellen Schwingen zu ihrem Ziele? Nun, die tatenweckenden Ideen, die in

England schon im gewöhnlichen Leben eine Grossmacht sind: die Gedanken von der Heiligkeit der persönlichen Freiheit, von der Menschenwürde, die hoch über der staatlichen Gesetzgebung thront, von dem Recht des Menschen, jederzeit frei über sich selbst zu bestimmen. Noch in den heutigen Statuten der *Internationalen abolitionistischen Föderation* rauscht uns der eigenartige englische individualistische Geist entgegen. Wir lesen in diesen Statuten die folgenden Sätze:

»Die Föderation beansprucht, speziell auf dem Gebiete der die Sittlichkeit behandelnden Gesetzgebung, das Selbstbestimmungsrecht des Individuums, welches die Basis der persönlichen Verantwortlichkeit ist. . . In Anbetracht dessen, dass die einfache Tatsache der Prostitution eine Gewissenssache ist und kein gesetzliches Vergehen in sich schliesst, erklärt die Föderation, dass die Einmischung des Staates auf sittlichem Gebiete sich auf folgende Punkte zu beschränken hat . . .«

In dem berühmten Buche der Josephine Butler *Zur Geschichte eines Kreuzzuges* wird einmal in einem Briefe die abolitionistische Bewegung als eine Phase in dem welterschütternden Ringkampfe zwischen den beiden Prinzipien Zwang und Freiheit bezeichnet. Durch die Verteidigung der individuellen Rechte und Freiheiten wachse die Bewegung über sich selbst empor und werde von einem weit höheren Gesichtspunkte betrachtet. Da heisst es:

»Die Kraft eines Prinzips zeigt sich darin, dass es sich allmählich allen ernst und ehrlich Denkenden aufdrängt und unter seine logischen und unvermeidlichen Konsequenzen zwingt. Ich sage es ohne Zögern: Das wesentlichste Moment in der Lütticher Versammlung war, dass alle Teilnehmer sich eins fühlten in Bezug auf den heiligen Charakter der persönlichen Freiheit und individuellen Rechte.«

DEM inbrünstig angebetenen Gott der persönlichen Freiheit weihte vor allem der grosse, in der Geschichte der abolitionistischen Bewegung so entscheidende Genfer Kongress vom Jahre 1877 seine Beschlüsse. Unter den *Fragen und Antworten*, die die Sektion für Volkswirtschaft des abolitionistischen Genfer Kongresses aufstellte, lesen wir:

»6. Ist es wünschenswert, dass die Regierung oder das Gesetz zu gunsten der Frauen in die Einrichtung der grossen Industrie eingreife (zum Beispiel in Bezug auf die Dauer der Arbeit, Bestimmung der Löhne etc.)? Antwort (gegen zwei Stimmen Minorität): Nein.«

Die Sektion für Gesetzgebung stellte fest:

»Der Staat hat nicht das Recht, die Prostitution zu regeln, denn er darf sich niemals mit dem Unrecht vertragen, noch verfassungsmässige Garantien gegen zweifelhafte Interessen aufopfern. . . Aus allem diesem geht hervor, dass der Staat darauf verzichten muss, den hygienischen Zweck zu verfolgen, um so mehr, als es sich nicht um eine Gefahr handelt, welche die öffentliche Gesundheit im allgemeinen bedroht, wie zum Beispiel eine Epidemie, sondern um eine Gefahr, welcher sich das Individuum mit Wissen und Willen aussetzt.«

DIE individualistische Bewegung hat dann und wann einen wahren Götzendienst mit dem abstrakten Begriffe *Freiheit* getrieben. Sie tat einen tiefen Fussfall vor diesem Begriff und konnte und wollte nicht fassen, weshalb nicht der moderne Lohnarbeiter ohne weiteres vor der *Freiheit* in den Staub sank. Dieser liess sich durch das Wort *Freiheit* keineswegs niederdrücken, sondern richtete die Augen hoch empor und sah sich seine Freiheit, seine Möglichkeit, sich in der heutigen Gesellschaft auszuleben, sehr scharf an.

INDIVIDUALISTISCHE Glaubenssätze über die Freiheit, über die Selbstbestimmung der Persönlichkeit werden auch heute noch vielfach im abolitionistischen Lager nachgebetet. Wie heftig deklamierte man zum Beispiel in

Dresden noch auf dem letzten abolitionistischen Kongresse im Namen der Freiheit gegen den ärztlichen Behandlungszwang! Die internationale Seuchengesetzgebung kennt die Zwangsuntersuchung und Zwangsbehandlung der Reisenden, die aus verseuchten Gegenden kommen. Eine Reihe europäischer Kulturstaaten hat den Impfzwang eingeführt. Die dänische Gesetzgebung legte den ärztlichen Behandlungszwang für alle Venerischen fest. Der moderne Schularzt untersucht und behandelt unter Umständen die seiner Aufsicht unterstellten Schulkinder zwangsweise. Im Interesse einer planmässigen Bekämpfung der Volksseuchen befürworten hervorragende Hygieniker eine alljährlich erfolgende Zwangsuntersuchung der Lohnarbeiterschaft. Und trotz der Fortschritte, die der Gedanke der ärztlichen Zwangsuntersuchung in der Gesetzgebung und in den Programm der Hygieniker gemacht hat, mussten wir auf dem letzten Kongress der Abolitionisten noch folgenden individualistischen Hymnus auf die Autonomie der Persönlichkeit vernehmen:

»Die Föderation wird nicht müde werden, zu proklamieren: Wer immer das Opfer sein möge, die Zwangsuntersuchung ist ein Missbrauch der Macht. Darin liegt nicht, wie mitunter geurteilt wird, eine übertriebene Verherrlichung der Schamhaftigkeit, noch irgend eine Art von Fanatismus. Es ist die einfache Bejahung der Autonomie der menschlichen Persönlichkeit und der Rücksicht, welche ihr zukommt. Wir anerkennen die Anstrengungen zur Belehrung und Überredung, die jemanden dazu bringen, sich freiwillig einer zu seiner Heilung notwendig gewordenen Untersuchung zu unterziehen. Aber wir werden nicht aufhören, jedes zwangsweise Aufdringen dieser Untersuchung als Angriff auf die Freiheit und als Überschreitung eines unverjährbaren Gesetzes anzuklagen. Dieses Prinzip ist unser *habeas corpus*, der erste Artikel unserer *magna charta* der Rechte der Persönlichkeit.«

DIE Rechte der Persönlichkeit! Diese schöne Wendung bringt sicherlich nicht einen Sozialdemokraten in ein gelindes enthusiastisches Rasen, obwohl er sicher nicht achselzuckend an diesen Rechten vorübergehen wird. Nur ein grosser Entrüstungsschrei über den zur blossen Ware entmenschten Arbeiter geht durch die ganze sozialdemokratische Literatur. Es liegt aber so etwas wie Hohn und Spott auf die jämmerliche unpersönliche Existenz des proletarischen Klassenmenschen darin, wenn wir heute schon dem Arbeiter so viel und so laut von dem Recht seiner Persönlichkeit vorpredigen. Das Lied von den Rechten der Persönlichkeit, von der Selbstbestimmung des Menschen, ist ein hohes Lied, das mit den heutigen Gesangesweisen nicht recht zusammenstimmen will, und in das bereits Zukunftsmusik, sozialistische Zukunftsmusik hineinrauscht. Ein erhabenes, neue Wege und neue Ziele weisendes Zukunftsideal kündet das grosse Wort von den Rechten der menschlichen Persönlichkeit. Indem der Sozialdemokrat die Rechte der Persönlichkeit proklamiert, enthüllt er ein ganzes soziales, wirtschaftliches und politisches Programm. Da, wo der Hymnus auf das Selbstbestimmungsrecht der englischen Abolitionisten schon beendet ist, nimmt der Sozialdemokrat ihn erst auf und gestaltet ihn zu einem erschütternden, die Menschen aus ihrer Ruhe reissenden Revolutionsgesang. Gerade die Dürftigkeit des positiven Programms der englischen Abolitionisten — die deutschen Abolitionisten, das muss billig anerkannt werden, beschreiten bereits soziale Bahnen — erfüllt und muss den deutschen Sozialdemokraten mit einer gewissen Herzensfrostigkeit gegenüber der abolitionistischen Bewegung erfüllen. In den Statuten der *Internationalen abolitionistischen Föderation* enthalten nur folgende magere Sätze so etwas wie ein Programm der Föderation:

Bestrafung der Unzucht, begangen oder versucht mit Minderjährigen oder Personen des einen oder anderen Geschlechts, die als Minderjährige zu betrachten sind, Bestrafung der Unzucht, vollzogen oder versucht durch Gewalt oder List, Bestrafung der Verletzung des öffentlichen Anstandes, Bestrafung der öffentlichen Anreizung zur Ausschweifung und der Kuppelei. Dieses abolitionistische Programm beschränkt sich eigentlich auf das Gebiet der Sittlichkeit oder richtiger nur auf eine Reihe von Sittlichkeitsverbrechen und Sittlichkeitsvergehen des Strafgesetzbuches. Die übrigen Seiten des Prostitutionsproblems sinken in den Statuten zu blossen akademischen Diskussionsfragen herab. Wir lesen da:

»Ausser den Fragen, die mit ihrem besonderen Zweck in Verbindung stehen, studiert die Föderation in wissenschaftlicher Weise die Prostitution. Sie strebt eine beständige, eingehende Untersuchung der sittlichen, ökonomischen und anderen Ursachen dieses sozialen Übels, sowie seiner Wirkungen an und sucht sie zu beseitigen. Die Fragen dieser Art, welche bei den Kongressen zur Verhandlung kommen, werden, so weit als möglich, ein Jahr zum voraus angezeigt. Selbstverständlich handelt es sich hier jedoch ausschliesslich um gemeinsam gemachte Studien, ohne dass auf diesem Gebiete ein Beschluss gefasst werden darf, welcher die Föderation als solche verbindlich machen würde.«

Eine derartige statutarische Bestimmung raubt der Föderation jede sozial schöpferische Manneskraft.

DAS Gefühl der Unbefriedigung über die soziale Unfruchtbarkeit der bisherigen abolitionistischen Prinzipien steigt bereits in den begeisterten Anhängern und Anhängerinnen der abolitionistischen Bewegung auf. Die Engländerin B. Leppington öffnet in ihrem streitbaren Referat gegen den *Neoregulationismus* die Bahn für eine positive soziale Arbeit der Abolitionisten. Sie schreibt:

»Was uns Abolitionisten betrifft, so denke ich, dass wir unserer Arbeit und unseren Zielen eine breitere Basis der Auslegung einräumen müssen. Das Objekt, das uns zusammenhält, ist seiner Natur nach vernichtend, nicht aufbauend. Es mag sein, dass die Ära unserer vollkommenen Übereinstimmung dort endet; auf der positiven Seite der Frage sind viele Meinungsverschiedenheiten unter uns in einzelnen Punkten im kleinen und auch in einigen Prinzipien . . . Wie dem auch sein mag, wir müssen einsehen, dass die Abschaffung der Reglementierung nicht genügt.«

UND gerade die Sozialdemokratie sieht mit geschärften Augen auf die klaffende Lücke im bisherigen sozialen Programm der *Internationalen abolitionistischen Föderation*. Ihr erscheint der blosse Fortfall der staatlichen Reglementierung der Prostitution als eine ganz ärmliche und nichtige Sache, und sie ruft soziale Taten heischend der Föderation zu: Ihr hebt die Prostituierte als Nummer in der langen Kontrollliste der grossstädtischen Dirnen auf, aber ihr lasst sie in ihrer ganzen sozialen Jammerexistenz in der bürgerlichen Gesellschaft fortbestehen. Was tut ihr da Grosses? Werden denn Schande und Elend überhaupt von der Prostituierten genommen, wenn sie nicht mehr als staatlich anerkannte Dirne umherläuft? Ruft sie fort von der Gasse und verwandelt sie in eine schaffende, kämpfende Arbeiterin!

MAN darf sagen: Es war vielfach die vertiefte Auffassung von der Lösung des Prostitutionsproblems, die viele Sozialdemokraten von der Teilnahme an der abolitionistischen Bewegung abhielt. Die Prostitution ist in den Augen der Sozialdemokratie nicht ein lediglich individuell-sittliches Problem, das jede Person für sich in freier Selbstbestimmung praktisch zu lösen hat, sondern ein Komplex sozialer Probleme, deren Lösung in einer Reihe von wirtschaftlichen

und sozialen Umgestaltungen der menschlichen Lebensbedingungen eingebettet ist. Greifen wir hier nur einmal die sozialethische und sozialhygienische Seite der Prostitutionsfrage heraus.

DIE Sozialdemokratie setzt sich das grosse sozialethische Ziel der Begründung einer freien, auf gleichen Rechten und Pflichten der Individuen beruhenden Gesellschaft. Sie bekämpft deshalb jede Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich nun gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht, eine Rasse. Nach der sozialdemokratischen, auf einem Riesenmaterial von Erfahrungstatsachen gestützten Auffassung ist die Prostituierte ein von der Not zur Feilbietung ihres Leibes gedrängtes weibliches Wesen. Ihr Notzustand wird direkt zum schmählichen Kauf von Genüssen ausgebeutet, die sonst nur durch die gegenseitige selbstvergessene Hingabe von Mann und Frau zu erwerben sind. Dem Staate genügt nun nicht allein die private Entwürdigung der Frau durch den Verkauf ihres Leibes, nein, er bemüht sich sogar noch, diesem Verkauf ein amtliches Siegel aufzuprägen und die Privatschande der ausgebeuteten Frau in eine öffentliche Schande zu verwandeln. Das arme Mädchen wird vom Staate angehalten, ihm schwarz auf weiss zu bescheinigen, dass sie eine Lohndirne sei und das Prostitutionsgewerbe treiben wolle. Schon ihr scharfer Gegensatz zu jeder Form der Ausbeutung und ihr tatenfreudiges Bekenntnis zum Grundsatz der Gleichberechtigung der Frau macht die Sozialdemokratie in sozialethischer Hinsicht zur unversöhnlichen Feindin der Reglementierung der Prostitution. Die Sozialdemokratie sieht den Willen, das Selbstbestimmungsrecht der Prostituierten in einem Zustande festester und härtester Gebundenheit. Brauchen wir denn noch weitläufig über das Selbstbestimmungsrecht der gewöhnlichen, durch sexuelle und alkoholische Exzesse verkommenen und mitunter total entarteten Prostituierten zu reden? In der Prostituierten muss erst ein neues *Selbst*, das sich behaupten und bestimmen kann, geschaffen werden. Und die Schöpfung dieses *Selbst* steht in engster Abhängigkeit von ökonomischen und sozialen Einrichtungen, die der Prostituierten erst eine andere soziale Existenz und die Entwickelung der noch in ihr steckenden moralischen Anlagen ermöglichen. Die Prostitution ist zum Teil auch ein sozialethisches Problem — und seine Lösung ebenfalls. Gerade weil die Sozialdemokratie treu an dem ethischen Zukunftsideal des freien, nicht durch äussere Umstände, durch ökonomische und soziale Klassenverhältnisse unterdrückten Menschen festhält, sucht sie durch Gestaltung der äusseren Verhältnisse und durch sozialpädagogische innermenschliche Umwälzungen jeden Menschen zu befähigen, ein freier, sich selbst bestimmender Mensch zu werden.

DIE Sozialdemokratie ist durchaus nicht blind gegenüber den bedenklichen, bitterernsten sozialhygienischen Schäden des heutigen Prostitutionswesens. Sie sieht die schreckliche Gefahr der wachsenden venerischen Verseuchung der Gesellschaft durch dieses Prostitutionswesen. Wie gebietet sie nun dieser drohenden Verseuchung Einhalt? Sie sucht sozialhygienische Einrichtungen zur unentgeltlichen Behandlung der Venerischen beiderlei Geschlechts zu schaffen, humane soziale Einrichtungen, die in jedem Venerischen einen natürlichen Anreiz zu einer gründlichen Heilbehandlung wecken. Die einzige Richtschnur bei der Begründung derartiger Einrichtungen ist der Sozialdemokratie nur die Gesundheit der Gesellschaft, das heisst die Gesundheit der grösstmöglichen Zahl von Individuen des sozialen Verbandes. Die Sozialdemokratie

empört sich gegen die heutige sogenannte *sanitätspolizeiliche Kontrolle* der sich prostituierenden Frauen und Mädchen, weil diese Kontrolle selbst nach dem Urteil von reglementaristisch gesinnten Männern, wie Geheimrat Neisser, eher die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten begünstigt, als eindämmt. Sie ist als sozialhygienische Massnahme eben völlig verfehlt. Sie treibt die venerischen Prostituierten nicht einer Heilbehandlung zu, sondern direkt von dieser fort. Alle wirksamen sozialhygienischen Massnahmen gegen die venerischen Leiden dürfen keinen Ausnahmecharakter gegen ein Geschlecht an sich tragen, sie müssen alle venerischen Krankheiten zu erfassen suchen und nicht die Leiden eines verschwindend kleinen Bruchteils der Gesellschaft. Prinzipiell darf sich die Sozialdemokratie nicht gegen eine allgemeine Zwangsuntersuchung und Zwangsbehandlung kehren, wenn durch diese Zwangseinrichtungen das Selbst der erdrückenden Masse der Individuen eines Gesellschaftsverbandes wirksam geschützt wird.

DIE abolitionistische Bewegung Deutschlands — das bewiesen die sozial gestimmten Reden der deutschen Vertreterinnen des Abolitionismus auf dem Dresdener Kongresse /1904/ — ist nun auf dem besten Wege, dem bisher inhaltsleeren abolitionistischen Programm eine neue soziale Füllung zu geben; und diese Füllung wird sie zumeist der sozial schöpferischen Tätigkeit des Sozialismus entnehmen müssen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

HENRI VAN KOL · DIE RUSSISCHE KOLONIALPOLITIK

EINE fortwährende Verlängerung und Ausdehnung des Mutterlandes ohne Unterbrechung der Einheit des Territoriums unterscheidet die Kolonialpolitik Russlands von der aller anderen Kolonialmächte. Mehr noch, als Frankreich, das in Algerien dicht in der eigenen Nähe liegende Kolonieen erwerben konnte, fand Russland in Asien ein Kolonisationsgebiet, das es von allen Seiten begrenzte. Und dieses Ziel fest im Auge behaltend, arbeitete es seit Jahrhunderten unausgesetzt in der einen Richtung: an der Gründung eines bis ins Riesenhafte sich ausdehnenden russischen Kaiserreichs. Schon besitzt das Zarenreich in Asien Domänen, grösser, als das ganze Europa, oder mehr als 16 550 000 Quadratkilometer, während Europa deren nur 9 906 000 zählt. Davon kommen etwa ½ Million auf Kaukasien, 9,5 Millionen auf Sibirien, 3,0 auf den weiten Osten und 3,5 auf Zentralasien nebst den Vasallenstaaten in China und Bochara mit 0,3 Millionen Quadratkilometer.

LÄNGER, als 320 Jahre, dauert bereits die Expansion der Russen und ihres Regierungssystems. Während England in den überseeischen Besitztümern sich ansiedelte, indem es Kauffahrer und Handelsleute an die Küsten entsandte, drang Russland mit Hilfe seiner Soldaten, Bauern und Kosaken in das Innere eines Festlandes zur landwirtschaftlichen Kolonisation. Immer begann man mit der Gründung von Militärkolonieen, und dann schenkte man den Bauern, welche die Kosaken ernähren sollten, ein Stück Landes, während die Kosaken ihrerseits den Bauern bei der Arbeit helfen sollten[1]). Von seiner Ostgrenze weit östlich bis an den Stillen Ozean und von seiner Südgrenze bis an das Arabische Meer

[1]) Siehe die Ukase Alexanders I. vom April 1818.

war Russland umgeben von schwachbevölkerten Ländern, wo es einen Zufluchtsort finden konnte für seinen Bevölkerungsüberschuss und wo es seiner Anexionssucht die Zügel schiessen lassen durfte.

IM Jahre 1580, unter der Herrschaft Iwans des Schrecklichen, zog der Kosakenhauptmann Jermak Timosejer über das Uralgebirge und legte den Grund zu Russlands Ausdehnung in Asien; Tobolsk wurde gegründet und blieb längere Zeit das Administrationszentrum Sibiriens, und 70 Jahre später wurde das erzreiche Transbaikalien genommen. Immer weiter ging es nach Osten, und nur im Jahre 1644 stiess Russland auf einen bedeutenden Widerstand von seiten der mandschurischen Dynastie. Wenn man Kamtschatka mitrechnet, so betrug unter der Regierung Peters des Grossen allein der Zuwachs des russischen Reiches über 470000 Quadratkilometer; es hatte bereits einen Umfang von 15,5 Millionen Quadratkilometer. Aber besonders in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts wurde die koloniale Arbeit mit Fleiss betrieben: Russland gewann die Herrschaft in den eis- und schneebedeckten Ländern Nordasiens ebenso, wie südlich des Kaukasus in Turkestan und den heissen transkaspischen Gegenden. Unbeirrt schritt der Koloss weiter in der Richtung der Türkei und Persiens, Chinas und Afghanistans. Innerhalb 40 Jahre schob Russland seine Südgrenze um 1200 Kilometer weiter vor: Persien kam tatsächlich unter russische Suprematie, und nach einem diplomatischen Kampf mit England wusste Russland seinen Einfluss bei dem Emir von Afghanistan zu gründen. Im weiten Osten wurde die Mandschurei (grösser, als Österreich-Ungarn) unter russischen Einfluss gebracht. Auch gewannen die Russen festen Fuss in Korea und erlisteten den eisfreien Hafen von Port Arthur /1898/; dadurch aber geriet Russland in Kollision mit einem unerwarteten Gegner, nämlich mit Japan. Auf seine Schlauheit und Macht sich stützend, war es schon auf dem besten Wege, das *Reich der Mitte* zu annektieren, als andere Mächte sich in die Sache mischten.

DIE M a n d s c h u r e i ist, wie die Mongolei, Tibet usw., zwar keine Kolonie Chinas, sondern nur eine der Dependenzen, welche zusammen $^{2}/_{3}$ von der Bodenfläche des Reiches einnehmen, kaum aber $^{1}/_{22}$ von seiner Einwohnerzahl umfassen; sie werden verwaltet von chinesischen Beamten, die in enger Berührung bleiben mit den einheimischen Gewalthabern, während die innere Verwaltung den Eingeborenen überlassen wird. England von der einen, Russland und Japan von der anderen Seite fielen diese Dependenzen an. Russland wird schliesslich wohl den Sieg davontragen.

WAS Russland wünscht und was es braucht, das ist ein gehöriges Küstengebiet in Mittel-, wie in Ostasien, damit es mit z w e i Augen ausspähen könne, am Indischen und am Grossen Ozean; denn Russland m u s s an das Meer, wenn es leben und gedeihen soll. Dieses ungeheuere Innere ist nichts ohne die Küste.

VON dem V e r w a l t u n g s s y s t e m der russischen Kolonialpolitik lässt sich nur wenig sagen. Die Willkür des Zaren ist das einzige Gesetz, und die Gouverneure und die anderen Beamten der einzelnen Teile des Reiches sind seiner unumschränkten Herrschermacht unterworfen. Die meisten Verwaltungsmassregeln bleiben geheim. Man hat, und nicht mit Unrecht, die russische Regierung einmal einen *Despotismus, gemildert durch Meuchelmord,* genannt. Sie ist launisch, wie eben die wechselnden Meinungen eines Alleinherrschers. Finnland besass einige alte konstitutionelle Rechte; ungeachtet aller Eide und aller

Versprechungen wurden die selben eingezogen; in Bochara und Chiwa hingegen wurde den Fürsten, den rohen Chans, die Verwaltung unter der Suzeränität Russlands gelassen. Wenn nicht nach Verschmelzung, für welche die Verschiedenheit der Religionen ein Hindernis bildet[2]), so strebt die russische Regierung doch möglichst viel nach einer gegenseitigen Annäherung seiner Provinzen. Diese sind in Gouvernements eingeteilt: Kaukasien zählt deren 5, Sibirien gleichfalls 5 und die Statthalterschaft im weiten Osten 9. Weiter hat man noch Zentralasien und die Vasallenstaaten. Weil die neugewonnenen Länder grosse Ähnlichkeit hatten mit den primitiven, zum Teil noch mittelalterlichen Zuständen in Russland, war Anpassung, auch wohl Assimilation mit den Eingeborenen leicht zu erreichen. Das einfache, wenngleich veraltete Regierungssystem schlägt besser ein bei diesen primitiven Rassen; die Regierung befördert diese Verschmelzung durch ihre Toleranz den Mohamedanern in Asien gegenüber — wie intolerant und grausam sie in Europa auch gegen die Christensekten und gegen die Juden verfahren mag —, und während der Engländer in Indien nur kampiert, schlägt der Russe in Asien feste Wurzeln. Das Streben der russischen Regierung, schon durch den Zaren Nikolaus I. ausgesprochen, war die vollkommene Vereinigung aller Provinzen mit dem Kaiserreiche, obgleich die russische Gesetzgebung stets erst nach der vollständigen Zusammenschmelzung mit dem Herrscherreiche durchgeführt wurde. In Turkestan wurde der Grundbesitz der Eingeborenen in Übereinstimmung mit ihren Sitten und Gewohnheiten behandelt. Nur die öden Terrains und Urwälder wurden Reichsdomänen; die Wiesen blieben im Besitz der Nomaden. Von der Bevölkerung der Städte wird eine Grundsteuer erhoben, die sich auf 10 % des Ertrages beläuft; die Nomaden bezahlen eine Kopfsteuer (*Kibitka*) pro Hütte; ein Teil der Steuer wird *in natura* oder durch Arbeit geliefert. Bis heute brachten diese Provinzen dem kaiserlichen Budget keinen Gewinn, sondern nur Verluste ein.

MEHR, als überall sonst, trug in Russland die Staatsgewalt unmittelbar bei zur kolonialen Expansion: Kaufleute bahnten den Weg, Soldaten beschützten ihn, den Bauern wurden Terrains geschenkt, und beträchtliche Summen wurden verwendet für öffentliche Werke, welche den Wohlstand beförderten und die Sicherheit der Kolonisten verbürgten. Eisenbahnen und Emigranten drangen vor nach den Häfen am Persischen Meerbusen und am Gelben Meere; Verbrecher und Verbannte wurden in die noch ödeliegenden Gegenden geschickt, und die befestigten militärischen Lager wandelten sich allmählich in Städte um. Der Einwanderung von Ausländern suchen die Russen sich möglichst viel zu erwehren; diese dürfen sich in Sibirien nicht ankaufen, die Schiffahrt ist ihnen untersagt, in ihrem Namen darf kein Bergbau betrieben werden; *Sibirien den Russen!* ist offenbar die Losung der Regierung.

UND Russen gibt es genug; denn die Zunahme der Bevölkerung des Zarenreiches ist eine merkwürdig schnelle: Seit Peter dem Grossen, mithin innerhalb 170 Jahre, wuchs die Bevölkerung des eigentlichen Russlands (ohne Polen und Finnland) von 13 auf 93 Millionen, und heute beträgt die Zunahme der Bevölkerung 1,5 % oder 880 000 Einwohner jährlich. Von 1800 bis 1850 stieg die Bevölkerungszahl um 23,4 Millionen oder 60 %, von 1850 bis 1900 um nicht weniger als 50 Millionen oder 81 %. Und während die Dichtigkeit der Bevölkerung in Sibirien nicht mehr beträgt, als 0,5 Bewohner pro Quadratkilometer,

[2]) In Russisch Asien bilden die Mohammedaner 45 % der Bevölkerung.

ist die selbe in Russland 38mal so gross und seigt in Kiew und Podolien zu 70 und 72 Einwohnern auf einer Bodenfläche gleicher Gösse. Die Auswanderung ist sonach gross. Besonders nach der Aufhebung der Leibeigenschaft verliessen viele Bauern das Mutterland trotz des Widerstandes der Grossgrundbesitzer. Die Verarmung des Bauernstandes, die schweren Steuern und die wachsende Arbeitslosigkeit zwangen viele Russen, ihre Zuflucht zur Kolonisation zu nehmen, und die Gelegenheit dazu bot sich vor der Tür. Seit 1895 nahm die Regierung die Regelung der Auswanderung in eigene Hand durch Gewährung von Vorschüssen an die ackerbauenden Familien und grösseren Erleichterungen bei der Übersiedelung. Die transsibirische Eisenbahn wurde gebaut /1891 bis 1900/ und durchmass die einförmigen, aber fruchtbaren Ebenen, wo der Mushik seinen Boden, seine Pflanzenwelt, seine Wälder, ja sogar sein Himmelsgewölbe und seine Winde wiederfand: kein anderes, nur ein besseres Vaterland. Eine Zweigbahn nach Wladiwostok, der *Beherrscherin des Ostens*, führte durch die Mandschurei, und so wurde diese fast ganz unter russische Verwaltung gebracht; die transkaspische Bahn vereinigte Russland mit Zentralasien und rief daselbst eine Baumwollenkultur ins Leben. Von 1892 bis 1900 siedelten in dieser Weise mehr als eine Million Russen nach den Ebenen Sibiriens um. Die Industrie nahm unter dem Schutze der Regierung dort einen mächtigen Aufschwung, die Zahl der Fabriken stieg innerhalb 48 Jahre, von 1840 bis 1890, von 10 auf 38 Tausend, die der Fabrikarbeiter von 460 auf 1740 Tausend und deren Produktionswert von 0,2 auf 2,7 Millionen Rubel. Gegen die Übervölkerung freilich konnte dies keine hinreichende Hilfe bringen. Ebensowenig können das die reichen Minen Sibiriens, die, zum Teil zum Nutzen des Staates und mittels Zwangsarbeiter kultiviert, vielen Emigranten Arbeit und Brot schaffen, das sie in der Heimat immer schwieriger finden können.

EINEN mächtigen Aufschwung von Russlands Handel, Schiffahrt und Industrie haben die asiatischen Kolonieen noch nicht veranlassen können; der einheimischen Landwirtschaft machen sie manchmal sogar eine schwere, wenn auch nicht tötliche, Konkurrenz. Im Jahre 1903 belief sich die Einfuhr von Handelswaren auf 1250 Millionen Mark und die Ausfuhr auf 2035 Millionen oder resepktive auf 12 und 20 Mark pro Einwohner; Russland nimmt denn auch für die Einfuhr nur den 8., für die Ausfuhr den 7. Rang unter den Handelsmächten ein; für die Schiffahrt ebenso den 7., trotz seiner zahlreichen Bevölkerung und seines riesigen Gebietes. Das um 15mal kleinere Finnland hat eine Handelsflotte von 334 000 Tonnen, und das eigentliche Russland eine von 652 000 Tonnen. Die Staatseinnahmen des russischen Kaiserreichs beliefen sich, soweit den Angaben der in allem geheimtuenden Bureaukratie zu trauen ist, im Jahre 1903 auf 4,3 Milliarden, die Ausgaben auf 4,7 Milliarden, was ein Defizit von 400 Millionen Mark ergab; die Staatsschulden betrugen in selbigen Jahre gegen 14,4 Milliarden, sind jedoch in den letzteren Monaten durch den Krieg gegen Japan wieder bedeutend gestiegen.

DIE grossen Eroberer Asiens sind England und Russland; letzteres verschlang mehr Länder, Albion unterwarf mehr Einwohner; von je 1000 Einwohnern leben 368 unter britischer Fahne, 37,7 % der Bodenfläche gehört Russland. Fünf Achtel von ganz Asien waren schon von Europäern mit Beschlag belegt, als ein neuer Mitbewerber auftrat: Japan. Während ein Riesenduell zwischen England und Russland zu befürchten war, mit Hindostan als Einsatz, warf

Japan dem Koloss den Handschuh hin, und seitdem fällt es wie ein Hagelregen von heftigen Schlägen auf ihn nieder. Aber Russland verfügt über eine unbeschränkte Masse gefügiger Soldaten; und muss die moskowitische Schildkröte auch langsam vorwärtskommen, bis die empfangenen Wunden geheilt sind, so scheint es doch, als ob sie immer weiter kriechen wird, bis sie mit ihren Füssen die beiden Weltmeere erreicht hat.

NUR wenige in Europa haben einen richtigen Begriff von der Grausamkeit, mit der Russland die zu unterwerfenden asiatischen Stämme behandelt hat, wie es ganze Stämme aus ihren Gehöften und Besitztümern vertrieb oder sogar ausrottete und wie es überall seine Versprechungen brach, wie sein Siegeszug nach dem weiten Osten eine Spur von verheerten Städten und Feldern zurückliess, schrecklicher, als je die eines Dshingis Chan oder Tamerlan. Es waren nur wenige, die es wiedererzählten; und Europa gewahrt fast nichts von der grossen stummen Gruft, dort im Herzen Asiens, gegraben im Namen der abendländischen Bildung.

RUSSLAND fand nirgends seinesgleichen beim Erfolg seiner ruhelos durchgeführten Expansionspolitik. Jedoch das Ende ist auch hier vorauszusehen. Sobald endlich im Zarenreiche das politische Erwachen stattfindet — und der Krieg mit Japan wird es beschleunigen —, hat die Todesstunde dieser Art von Eroberungspolitik geschlagen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JEAN ALLEMANE · LOUISE MICHEL

SEIT der letzten Krise vor dreiviertel Jahren, der sie ja beinahe erlegen wäre — viele Blätter sagten sie bereits tot — ist die allgemeine Aufmerksamkeit wieder einmal auf die *rote Jungfrau* gelenkt worden. So wurde sie von den französischen Revolutionären genannt, die ihr ganzes langes Leben dem Kampf für die Enterbten hingegeben hat.

LOUISE Michel ist in der Tat bereits unter dem Kaiserreich und dann auch weiter jeder bestehenden Regierung entgegengetreten und hat dadurch natürlich sehr bald ihre bescheidene Stellung als Volksschullehrerin untergraben. Ihre Briefe, die sie an die hervorragenden Demokraten gerichtet, wurden von den oppositionellen Zeitungen zusammen mit einigen ebenso revolutionären, wie originellen Gedichten veröffentlicht; dadurch wurde sie zum Zielpunkt der Gewaltstreiche der Polizei, wie der Tendenzprozesse der kaiserlichen Staatsanwaltschaft. Indes, Louise Michel liess sich dadurch nicht beirren. Mit unerschütterlichem Gleichmut setzte sie ihren Kampf für die Bedrängten gegen die Mächtigen des Tages fort. Es folgten die öffentlichen Versammlungen unter dem Ministerium Emile Ollivier. Überall ertönt ihre etwas schleppende, an sich vielleicht farblose Stimme. Aber das, was sie sagt, ist so kühn, ist so hinreissend, dass sie sogar ihre Freunde, selber lauter feurige Revolutionäre, ein wenig beunruhigt.

DANN bricht der Krieg aus. Nach den ersten Niederlagen stürzt das Kaiserreich zusammen. Die nominelle Republik tritt an dessen Stelle. Jetzt kann die *rote Jungfrau* nicht mehr Napoléon III. und seinen Hof angreifen; mit der-

selben ruhigen Festigkeit wendet sie sich gegen die neuen Männer — *Wortkrämer* nennt sie sie —, die nun die Macht in Händen haben und keine andere Sorge kennen, als die, die Vorrechte des Besitzes vor der drohend herannahenden Empörung des Volkes zu schützen. Bald sehen sich die Jules Simon, Jules Favre, Ernest Picard derart in die Enge getrieben, dass ihr Klassenegoismus unverhüllt zu Tage tritt, wie auch ihre Abneigung gegen das arbeitende Volk, dem sie zwar ihre Stellung verdanken, das sie aber nun durch seine unbequemen Gegenforderungen zu heller Wut reizt.

LOUISE Michel ist immer mitten unter den Feurigsten: Während der Belagerung von Paris sieht man sie von den Vorposten, wo sie Verwundete pflegt, zu den Klubs eilen, um dort den Mut zu entflammen, die Schwäche oder Verräterei der Mitglieder der *Nationalen Verteidigung* zu brandmarken. Sie ist unermüdlich und schont weder ihre Gesundheit, noch ihr Leben. Ihr ganzes Vorgehen trägt den Stempel höchster Kühnheit. Sie kann nicht begreifen, dass es in einer belagerten Stadt noch Leute gibt, die im Überfluss leben, wo Tausende Hunger leiden und die Lebensmittel, wie die Munition an die Soldaten, gleichmässig verteilt werden sollten. Höheren Ortes hätte man sie gerne verhaftet und verhindert, die Empörung in den Reihen des Volkes anzufachen. Aber die wehrhaften Bürger stehen in Waffen, und es dürfte nicht gefahrlos sein, eine Frau anzugreifen, und dazu eine Frau, wie diese Louise Michel. Man schont sie ungern und nur aus Furcht, dass Tausende von Männern sich erheben könnten, um sie zu verteidigen.

PARIS hatte sein Geschick in die Hände von Leuten gelegt, die keine besondere Befähigung zum Heldentum hatten; es muss seine Forts öffnen. Auf diesen Augenblick hat die Reaktion nur gewartet, um aufs neue ihr Haupt zu erheben und die Hauptstadt zu schmähen. Die Empörung schwillt an, und bald vernimmt man, dank den freiheitsmörderischen Verfügungen der Nationalversammlung und den gegen Paris gerichteten Drohungen, das dumpfe Grollen des revolutionären Vulkans. Man hört die Entrüstung durchglühte Stimme von Louise Michel, ihren Fluch gegen die Verräter, die Feinde des Volkes!

DIE Kommune ist da!

BEGEISTERT glaubt unsere Heldin, dass die Revolution diesmal die Bevorrechteten niederzwingen werde, dass das letzte Stündlein des Elends angebrochen sei. Bald sieht man sie auf dem Schlachtfeld die Toten und Verwundeten auflesen, bald trifft man sie als Kämpferin oder Rednerin; sie verzehnfacht sich und gibt ihren ganzen Menschen hinein. Die letzten Stunden finden sie auf der Place Moncey, das Gewehr in der Hand mit etwa sechzig Bürgerinnen, die ebenso wahnsinnig heldenhaft sind, wie sie, und die ihrem Vorbilde folgen, für die Idee sterben wollen. Stundenlang dauert der Kampf, unerbittlich, erbarmungslos. Die Munition geht aus, jeder Widerstand ist nunmehr vergeblich. Die überlebenden Frauen müssen die Barrikaden verlassen, dienstunfähig gemacht durch die Granaten.

LOUISE Michel ist unter denjenigen, welche der Tod eigensinnig verschont. Sie wird in das Haus von Freunden geschleppt. Da vernimmt sie durch die Zeitung, dass man ihre Mutter verhaftet hat, und dass man sie so lange gefangen halten wolle, als die Tochter sich noch auf freiem Fuss befinde. Ohne Zögern verlässt sie ihren Zufluchtsort und liefert sich den Siegern von Paris aus. In den *Chantiers*, dem Gefängnis von Versailles, wo der feige Henker Marcerou

herrscht, stellt sich Louise Michel diesem Elenden entgegen und zwingt ihn, ihre Mitgefangenen, Frauen Mädchen, mit der gebührenden Achtung zu behandeln. Vor das Kriegsgericht gestellt, begnügt sie sich nicht damit, zu erklären, dass sie für die Kommune gekämpft habe; sie verlangt, nachdem sie die Richter als Mörder bezeichnet hat, das Los der Ermordeten zu teilen. Aber die Richter scheuen sich, ein Urteil zu fällen, das das öffentliche Gewissen gegen ihre Missetaten aufrütteln könnte, und sie verhängen über Louise Michel die Strafe der Deportation; man sendet sie nach Neukaledonien.

KAUM ist Louise Michel auf der Halbinsel Ducos, wohin sie verbannt worden, angelangt, so findet sie Mittel und Wege, ihren Leidensgenossinnen ihr Los zu erleichtern, sie gibt Unterricht und flösst den Traurigen neuen Mut ein. Sechs Jahre verfliessen auf diese Weise. Dann wird sie auf Veranlassung von Dufaure begnadigt, obschon sie sich jede Intervention zu ihren Gunsten verbeten hatte. Bis sie nach Frankreich zurückkehren kann, leitet sie in Nouméa eine Schule, wo die Kinder nicht nur eine konfessionslose Ausbildung erhalten, sondern auch in den Ideen der Solidarität und Menschenliebe, die das Herz dieser grosszügigen Frau ausfüllen, unterwiesen werden.

IHRE Rückkehr nach Paris wurde durch eine grossartige Demonstration gefeiert. Aber trotz dieses durch seine Spontaneität unvergesslichen Empfanges, kehrte sie nach England zurück, wo sie von Neukaledonien zuerst gelandet war.

IN der Folge bemächtigte sich die anarchistische Gruppe der Louise Michel, was um so leichter möglich war, als ihre Propaganda ja stets vorwiegend Gefühlssache war. 1884 nahm Louise Michel an einer Versammlung auf der Esplanade des Invalides teil. Bäckerläden wurden gestürmt, an verschiedenen Punkten von Paris kam es zu Konflikten mit der Polizei, die Anarchisten glaubten an die Möglichkeit, eine Revolution hervorrufen zu können. Sie erlitten eine grosse Enttäuschung. Es fanden zahlreiche Verhaftungen statt; auch der Schreiber dieser Zeilen war, obgleich er an der Manifestation gar nicht teilgenommen, unter den Verdächtigten. Das ganze unbesonnene Unternehmen endigte auf dem Boulevard Saint-Germain mit der Verhaftung der Führer. Louise Michel wurde wegen *Plünderung* und *Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates* zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Eine Amnestie verkürzte ihre Gefangenschaft.

NACHDEM sie das Gefängnis verlassen, kehrte sie nach London zurück. Von Zeit zu Zeit hält sie Reden in Verasmmlungen, welche von Anarchisten einberufen werden. Die letzte Tournée hat sie beinahe das Leben gekostet.

TROTZ ihres hohen Alters — sie ist nun bald 74 Jahre alt — weicht sie vor keiner Anstrengung zurück, folgt sie jedem Ruf ihrer Freunde. Der Kampf für die Unterdrückten ist ihr Herzenssache. Daher verschlägt es nicht viel, dass sie sich zu den Anarchisten hielt. Mit dem Anarchismus als politischer Richtung hat sie wenig zu schaffen. Sie gehört der Sache der leidenden Menschheit schlechthin.

ZWEIMAL schon wurde sie durch Krankheit verhindert, ihrer Aufgabe, zu agitieren, nachzukommen. Aber unverbesserlich, wie immer, ist sie schon wieder bereit, sich auf den Weg zu machen. Hoffen wir, dass die tapfere und opferfreudige Verkünderin der Menschlichkeit noch oft dem Tode ein Schnippchen schlagen wird!

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ALBERT SÜDEKUM · REICHSFINANZNÖTE UND ERBSCHAFTSSTEUERFRAGEN

DIE Finanzen des Deutschen Reiches befinden sich im Zustande arger Zerrüttung. Für das abgeschlossene Etatsjahr 1903 war eine *Zuschussanleihe* von 72 Millionen Mark in Ansatz gebracht worden; durch Mehreinnahmen bei den Überweisungssteuern und einen Mehrertragsrest aus dem Jahre 1902 ist sie schliesslich auf 41 Millionen Mark herabgemindert worden. Durch diese Herabminderung wird aber natürlich gar nichts an der Tatsache geändert, dass solche *Zuschussanleihen* verfassungswidrig sind: ihr Betrag hätte aus ordentlichen Einnahmen, das heisst Matrikularbeiträgen, bestritten werden müssen. Die Reichsregierung hatte auch für das laufende Etatsjahr 1904 eine *Zuschussanleihe* im Betrage von 59½ Milionen Mark ins Auge gefasst; der Reichstag folgte ihr aber nicht auf diesem Wege, sondern veranschlagte die Einnahmen um 32 Millionen höher und steigerte die Matrikularbeiträge um 17 Millionen, von 24 auf 41 Millionen Mark, von denen allerdings 16¾ Millionen den Einzelstaaten gemäss der lex Stengel einstweilen gestundet wurden. »Alles in allem genommen wird sich immerhin mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, dass das laufende Rechnungsjahr im ganzen ohne Fehlbetrag abschliessen wird«, so sagte der Reichsschatzsekretär am 3. Dezember. Aber das Extraordinarium! Die ursprüngliche Anleihesumme von 152 Millionen Mark wird durch neue Nachtragsforderungen für den Herero- und Witboikrieg in Südwestafrika um mindestens 76,7 Millionen Mark erhöht; vielleicht ist es aber sogar damit noch nicht abgetan. Und nun erst der jetzt vorgelegte Etat für 1905: die geforderte Schuldenvermehrung beläuft sich auf nicht weniger als 363½ Millionen Mark, wovon wiederum 51 Millionen Mark *Zuschussanleihe*. Gegen einen (gemäss der lex Stengel reduzierten) vorjährigen Etat von 2 039 692 000 Mark heischt der für 1905 2 241 560 000 Mark, also fast 202 Millionen Mark mehr, davon 75 Millionen im ordentlichen Etat als dauernde Mehrausgaben, 126¾ Millionen im ausserordentlichen Etat. Die Reichsschuld müsste, wenn der Voranschlag unverändert angenommen würde, auf 3 613 400 000 Mark ansteigen, der Zinsendienst allein 112¾ Millionen beanspruchen. Das ist in der Tat ein niederschmetterndes Ergebnis; und der Schatzsekretär meinte, auf die Zukunft einen ahnungsvollen Blick werfend: »Ich kann nicht bergen, dass sich eine recht trübe Perspektive eröffnet .... Ich stehe nicht an, hier offen zu erklären, dass es mit der Bewirtschaftung unseres Haushaltes in der bisherigen Weise unmöglich weiter gehen kann.« Eines der Mittel zur Besteuerung sieht er, mit Recht, in der Sparsamkeit bei den Ausgaben; 100 Millionen Mark im Reichsbudget jährlich auch unter den heutigen Zuständen einzusparen und damit wenigstens die Verzinsung der bisherigen Reichsschuld zu decken, wäre für die mit brauchbaren Rotstiften bewaffnete Opposition ein leichtes. Aber jede Ersparnis kollidiert mit den Interessen etwelcher starken Gruppen der Herrschenden; daher dürfen wir auf diese Exklamationen des Schatzsekretärs leider gar keinen Wert legen. Er wies denn auch sofort auf die Notwendigkeit der Verbesserung der Reichseinnahmen hin, zugleich vor einer Überschätzung der

aus den neuen Zöllen zu erwartenden Mehreinahmen warnend. Diese Warnung mag ganz angebracht sein; ich glaube aber Grund zu der Annahme zu haben, dass man in den Kreisen des Bundesrats die pessimistische Auffassung des Schatzsekretärs nicht allenthalben teilt, sondern in der Tat auf ein sehr erhebliches Plus rechnet. Positive Vorschläge für die Verbesserung der Reichseinnahmen machte Freiherr von Stengel nicht, sondern er beschränkte sich auf die nichtssagende Bemerkung, er werde »unentwegt festhalten«, dass die schonende Rücksichtnahme auf die wirtschaftlich Schwachen nicht ausser acht gelassen werde. Immerhin widersprach er aber auch in seinen beiden Reden nicht den mehrfach in der Debatte wiederkehrenden Anspielungen auf die Einführung von direkten Reichssteuern.

DER Abgeordnete Dr. Spahn verwies in seiner Etatsrede am 5. Dezember auf die Möglichkeit einer Ausgestaltung erhöhter Matrikularbeiträge in der Richtung, dass die Verteilung nicht nach der Kopfzahl der Einwohner, sondern nach der Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten vorgenommen werde. Sein Fraktionskollege Dr. Heim ging später schon weiter und machte kunterbunte Vorschläge, wie Umsatzsteuer und dergleichen. Der Fraktionsredner der Konservativen, Freiherr von Richthofen, beschränkte sich auf eine Aufmunterung an die Regierung, neue Steuervorlagen vorzubereiten, ohne sich im übrigen irgendwie festzulegen; ebenso meinte Dr. Sattler namens der Nationalliberalen, dass es ausschliesslich Sache der Regierung sei, neue Steuern vorzuschlagen. Dr. Müller-Sagan von den Freisinnigen begnügte sich mit einem Hinweis darauf, dass man durch Herabsetzung der Steuern auf den Massenkonsum, nach dem Vorbilde der reformierten Zuckersteuer, den Konsum steigern und dadurch dem Reiche grosse Mehreinnahmen schaffen könne; eine erspriessliche Finanzreform lasse sich zurzeit nicht instradieren, aber gegen eine Reichsvermögenssteuer hätte seine Partei prinzipiell nichts einzuwenden. Hier sei angemerkt, dass das führende Blatt des rheinischen Zentrums, die *Cölnische Volkszeitung*, nachdrücklich auf die Schaffung einer quotisierbaren Reichsvermögenssteuer auf grosse Vermögen hingewiesen hatte, ohne dass sie — wenigstens öffentlich — *zurückgepfiffen* worden wäre. So energisch, wie Bebel als Fraktionsredner der Sozialdemokratie für die von uns programmatisch geforderten Reichseinkommens-, Reichsvermögens- und Erbschaftssteuer eintrat, ebenso energisch focht und fuchtelte der alte Kämpe des Industriefeudalismus, von Kardorff, dagegen: »Nach meiner Überzeugung können noch Dezennien vergehen, ehe Sie eine Majorität für eine solche Steuer im Reichstage finden können.« Auch der freisinnige Abgeordnete Schrader glaubt nicht an eine nahe bevorstehende Einführung von direkten Reichssteuern, die er im übrigen für unvermeidlich ansieht.

ÜBERBLICKT man diese Darlegungen, so wird man zugestehen müssen, dass unter dem Zwange der Umstände der Gedanke an die Einführung direkter Reichssteuern an Kraft erheblich gewonnen hat. Man vergleiche nur die Debatten aus den achtziger Jahren mit den heutigen, die zornigen Diatriben Bismarcks gegen den Versuch der Einführung direkter Reichssteuern und seine oft geäusserte Ansicht, dass direkte Steuern ermässigt oder erlassen werden müssen, wenn aus den indirekten mehr aufkommt, mit den Worten des Schatzsekretärs Freiherrn von Stengel! Auch in seiner zweiten Rede, am 9. Dezember, brachte dieser eigentlich nur steuer technische Bedenken gegen die

Reichseinkommensteuer vor. Nun ist es natürlich nicht die Sache der Opposition, der Regierung neue Steuerquellen zu eröffnen; für uns Sozialdemokraten kann ein Verhandeln darüber überhaupt erst dann beginnen, wenn wir sicher sind, dass eine Reform von grundlegender Art ist und nicht lediglich auf eine Vermehrung der Volkslasten hinausläuft: die Einführung direkter Reichssteuern, die nur als progressive Steuern zu denken sind, muss Hand in Hand gehen mit einer entsprechenden, auf gänzliche Abschaffung abzielenden, Ermässigung der Belastung notwendiger Lebensmittel.[1])

VON allen vorgeschlagenen und von den in unserem Programme geforderten direkten Reichssteuern scheint mir die Reichserbschaftssteuer aus verschiedenen Gründen noch die besten Aussichten zu haben. Dieselbe Ansicht vertrat Georg von Mayr in Stengels *Wörterbuch des Verwaltungsrechts*; er plädiert für eine ausgiebigere Gestaltung der Erbschaftssteuern als Gegenstück gegen die beständige Erhöhung der Zölle und Verbrauchssteuer, »denn die Erbschaftssteuern bieten die Möglichkeit, den Steuerverlust durch Unterverbrauch besteuerter Artikel beim Tode des Geizigen [oder Allzureichen!] summarisch auszugleichen«. Einmal steht ein (ernsthafter?) Versuch zur Einführung einer Reicherbschaftssteuer sogar schon in der Finanzgeschichte des Deutschen Reiches verzeichnet: im Jahre 1877 gab Preussen durch einen Antrag dem Bundesrate zu erwägen, ob man nicht bei Gelegenheit der Schaffung von verschiedenen anderen Stempelsteuern auch die in den Einzelstaaten bestehenden Erbschaftssteuern durch eine Reichssteuer ersetzen solle; die grossen Verschiedenheiten in der Erbschaftsbesteuerung würden ohnehin als ein erheblicher Übelstand empfunden, und zwar um so mehr, je weiter die Übereinstimmung in der Rechtspflege und im bürgerlichen Rechte durch die gemeinschaftliche Gesetzgebung gefördert werde und je enger und vielseitiger sich die Verkehrsbeziehungen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Bundesstaaten gestalteten. Der Bundesrat berief damals zur Beratung dieses Antrags eine Sachverständigenkommission zusammen, die sich gegen die Reichserbschaftssteuer aussprach — damit war und blieb die Angelegenheit bis zum heutigen Tage erledigt. Nur aus den Reihen der sozialdemokratischen Abgeordneten wurden wieder und wieder gelegentliche Anregungen gegeben, wobei mehrfach auf die relativ leichte Durchführbarkeit gerade dieser Steuer hingewiesen wurde. Auch Miquel sagte in der Reichtagsdebatte vom 11. Dezember 1887 über eine Rickertsche Resolution, die eine Reichseinkommensteuer empfahl, dass es, um überhaupt zur direkten Reichssteuer zu kommen, vielleicht richtiger wäre, eine Steuerreform zu wählen, die nicht in direkten Kontakt mit gleichartigen, bestehenden Steuern in Einzelstaaten komme; er dachte dabei an eine Erbschaftssteuer. Die Erbschaftssteuern sind in der Tat in den deutschen Einzelstaaten — mit wenigen Ausnahmen — nur unvollkommen ausgebildet worden; die relativ geringen Beträge, die die Einzelstaaten bisher aus ihnen gezogen haben, ermöglichen im Notfall eine Art von Abfindung für die schwächeren unter ihnen, wenn diese Steuer ihnen zu gunsten des Reiches ganz oder zum grössten Teile entzogen wird; die technische Handhabung einer Erbschaftssteuer bietet erfahrungsgemäss keine grossen Schwierigkeiten, es bedarf

[1]) Vergl. die Darlegung Singers im Fraktionsbericht für 1900 zu der Abstimmung über die Flottensteuergesetze am 12. Juni 1900 und den Deckungsantrag der Sozialdemokraten in der Session 1897-1898 (Drucksachen des Reichstags, Nr. 212).

dazu keiner erheblichen organisatorischen Vorarbeit; der Gedanke einer Besteuerung der Erbschaften ist, auch in den Kreisen der Besitzenden, immerhin noch weniger unbeliebt, als der einer neuer Einkommens- und Vermögensbesteuerung; und endlich ist der finanzielle Effekt einer rationell ausgebildeten Erbschaftsbesteuerung in fremden Ländern gar zu sehr in die Augen springend, als dass sich nicht auch in Deutschland bei fortschreitender Zerrüttung des Reichsfinanzwesens die Neigung der verbündeten Regierung dieser Form der Einnahmebeschaffung zuwenden sollte. Der latente Bankerott des Reiches rührt von den militaristischen Verschwendungsexzessen her; hier gilt aber, was Jastrow schon 1894 ausführte: »Eine Militärverfassung, wie die des heutigen Deutschen Reiches, welche die Dienstpflicht nicht, wie das alte Vasallenheer, auf den Grundbesitz, sondern im wesentlichen auf die nichtbesitzenden Klassen wälzt, wird geradezu unhaltbar, wenn diese an sich schon schwer zu tragende Last durch dasselbe Experiment auf finanziellem Gebiete noch gar verdoppelt werden soll« oder richtiger gesagt: worden ist.

ALS die vormarxistischen französischen Soziaisten aus der Schule Saint-Simons die Diskussion über die Erbschaftssteuern in dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts in Fluss brachten[2]), leitete sie der Gedanke, — nachdem sie erkannt hatten, dass die radikale Abschaffung des Erbrechts zur damaligen Zeit undurchführbar sei — wenigstens einen erheblichen Teil des Erbgutes des Volkes der Gesamtheit durch das Mittel einer hohen Besteuerung der Erbschaften zu gute kommen zu lassen; sie wollten durch diese Steuerart das Zufällige in der Güterverteilung wenigstens in etwas einschränken. In der an den vierten Kongress der *Internationalen* zu Basel /1869/ gerichteten, offenbar von Marx verfassten Denkschrift wurde ebenfalls die utopistische Forderung der Aufhebung des Erbrechts, solange Privateigentum überhaupt bestehe, für widersinnig erklärt, dagegen die Erhöhung der Erbschaftssteuern und Beschränkung der Testierfreiheit als Übergangsmassregel ausdrücklich empfohlen. Den heute in Kraft stehenden Erbschaftssteuern der verschiedenen Staaten liegt natürlich eine solche *ratio* nicht zu Grunde; sie dienen ausschliesslich fiskalischen Zwecken, ob sie nun, nach dem Vorbilde der französischen Gesetzgebung der Revolutionszeit, als Gebühren oder als eigentliche Steuern erhoben werden. Man begründet sie mit dem Zuwachs an Leistungsfähigkeit, den die Bereicherung durch das Erbgut für den Erben darstellt, und fasst sie als ein begrifflich notwendiges Korrelat zu den Ertrags- und Einkommensteuern. »Besteuert man den selbsterwirtschafteten Erwerb, so wird man vernünftigerweise den zufälligen nicht freilassen dürfen« (G. Schanz). Ferner soll sie mancherorts die Funktionen der Besteuerung des fundierten Einkommens erfüllen und endlich als allgemeines Kontrollmittel für andere direkte Steuern dienen. Freilich muss man dann, um zu der Konstruktion einer Abstufung der Erbschaftssteuer nach Verwandtschaftsgraden zu gelangen, wie sie bisher allgemein üblich ist, doch wieder auf die herrschende Auffassung und Begründung des Erbrechts selbst zurückgreifen. In Deutschland haben wir im Bürgerlichen Gesetzbuch, entgegen vernünftigeren Vorschlägen, das Intestaterbrecht so ausgebildet erhalten, dass praktisch die Erbfolge *in infinitum* besteht. Daraus ergibt sich die Zweckmässigkeit und Rechtfertigung der höheren Besteuerung, je weitäufiger der Erbe dem Erblasser verwandt war. Diese Abstufung muss aber noch durch eine

[2]) Vergl. Enfantins Abhandlungen im *Globe* von 1830–1831.

Progression des jeweiligen Steuersatzes nach der Grösse des Erbgutes ergänzt werden; und der lediglich fiskalische Zweck einer Reichserbschaftssteuer verbietet die Freilassung der Erbschaften in der Deszendenz und Aszendenz. Grundsätzlich soll jeder Vermögensverkehr von Todes wegen ohne Rücksicht auf den Grad der Verwandtschaft zwischen Erblasser und Erben besteuert werden. Dass man dabei zweckmässig die ganz kleinen Anfälle ganz frei lässt oder nur mit einer Rekognitionsgebühr belegt, braucht kaum erwähnt zu werden. Im übrigen darf man bei einer rationellen Ausgestaltung der Erbschaftssteuer den Vorwurf der *Vermögenskonfiskation* um so weniger scheuen, als sie in der Tat an einem bestimmten Punkte anheben soll. Sogar der gemässigte Schanz kommt in einer von ihm aufgestellten Steuerskala bei Erbschaften von über 400 000 Mark und beim Erbgang in eine Seitenlinie des 10. und 11. Grades zu Steuersätzen von 65 %.

DASS die herrschenden Mächte eine aus dem Zwange der Finanznot herausgeborene Reichserbschaftssteuer heute nicht als einen Ausfluss eines supponierten staatlichen Erbrechts auf öffentlich-rechtlicher Grundlage, sondern als eine Steuer im gewöhnlichen Wortsinne würden angesehen wissen wollen, bedarf selbstverständlich keiner Bemerkung. Minister Harcourt hat zwar bei der englischen Erbschaftssteuerreform im Jahre 1894 behauptet, der Staat nehme bei jedem Vermögensverkehr von Todes wegen seinen Anteil vor jedem anderen Erben vorweg, und erst nach ihm könnten andere Personen ihr Erbrecht ausüben; er sah also in der Tat die Erbschaftssteuer als eine Abart staatlichen Erbrechts an — aber es ist unzweifelhaft, dass die Gegner dieser Meinung annoch in der Mehrheit sind. In Deutschland, wo zurzeit der Ertrag der Erbschaftssteuern aufs Jahr und auf den Kopf der Bevölkerung etwa 40 Pfennig (gegen nahezu 7 Mark in England) beträgt, würde eine solche Begründung auch nicht des komischen Beigeschmacks entbehren. Aber die Frage bleibt für uns Sozialisten doch auch bestehen, ob wir nicht in den Erbschaftssteuern ein Mittel haben, der Akkumulation des Kapitals in relativ immer wenigeren Händen entgegenzuwirken und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel dadurch wenigstens anzubahnen. Das Bedenken, das Menger gegen derartige Versuche ausgesprochen hat — er meint, sie vermehrten nur die Machtmittel des Klassenstaates —, ist nicht durchschlagend, weil sie bei ungebrochener Kraft dieses Klassenstaates eben gar nicht angestellt werden können. Die technische Seite des aufgeworfenen Problems ist neuerdings von Rignano behandelt worden, dessen Darlegungen A. Landry in einer populären Broschüre[3]) propagandistisch verwertet. Er fordert eine fundamentale Umformung des Erbrechts. Eine solche Umformung müsse, so meint er, im wesentlichen abzielen auf eine beschleunigte Vergesellschaftung aller Arbeitsmittel, auf eine Verminderung der Verschiedenheiten in der privaten Akkumulation der Kapitalien, auf Erhaltung des Triebes zur Arbeit, zum Sparen und zur Neubildung von Kapitalien, auf eine Ausgleichung der heute gar zu verschiedenen Vorbedingungen zum Kampf ums Dasein und endlich auf die Erhaltung solcher gesellschaftlichen Lebensbedingungen, die die Wirksamkeit des Darwinschen Gesetzes der Auslese und der Fortpflanzung der Tüchtigsten garantieren. Rignano glaubt ein Erbschaftssteuersystem gefunden zu haben, das alle diese verschiedenen Bedingungen erfüllt. Er legt ihm die Idee der Progression in der Zeit

[3]) Adolphe Landry: *La question de l'héritage* (Paris 1905).

zu grunde und erläutert sie an folgendem Beispiele: ein Individuum A hinterlässt eine Erbschaft, deren Wert a genannt sein mag. Der Staat tritt als Miterbe auf und nimmt, beispielsweise, ein Drittel als seinen Anteil vorweg; die beiden anderen Dritteile gehen an B als den Erben von A über. Wir nehmen nun an, dass B durch seine Arbeit, seine Sparsamkeit oder durch Aufhäufung der Zinsen des erhaltenen Erbgutes oder durch alle diese Mittel das Erbe $^2/_3 a$ um einen Betrag b vermehrt. Bei seinem Tode teilt der Staat seine Gesamthinterlassenschaft $^2/_3 a+b$, deren Elemente beliebig miteinander verschmolzen sein werden, in zwei Teile vom respektiven Werte von $^2/_3\ a$ und von b. Vom Teil b nimmt er wieder ein Drittel vorweg; vom Teil $^2/_3 a$ aber, dem Wert der Erbschaft, die B einst von A erhalten hat, reserviert er sich einen höheren Prozentsatz, beispielsweise zwei Dritteile des Wertes. Der Erbe von B, den wir C nennen, erhält also nur $^1/_3(^2/_3 a)+^2/_3 b$, während der Staat $^2/_3(^2/_3 a)+^1/_3 b$ für sich nimmt. C mag nun auch, ähnlich wie vor ihm B, den Wert der Erbschaft im Laufe seines Lebens vermehren, und zwar um den Betrag c. Bei seinem Tode bildet der Staat aus dem Werte der Hinterlassenschaft $^1/_3(^2/_3 a)+^2/_3 b+c$ drei Teile, im respektiven Werte von $^1/_3(^2/_3 a)$ und $^2/_3 b$ und c. Von diesem letzten Teile c nimmt er ein Drittel für sich, von $^2/_3 b$, nach oben dargestelltem Schema zwei Drittel; von dem Teile $^1/_3(^2/_3 a)$, der den Wert des auf C von A über B gekommenen Erbes ausdrückt, wird sich der Staat wiederum einen höheren Prozentsatz reservieren, beispielsweise $^3/_3$, das Ganze. Auf diese Weise erhält D als Erbe von C nur $^1/_3(^2/_3 b)+^2/_3 c$, während der Staat $^3/_3(^2/_3 a)+^2/_3(^2/_3 b)+^1/_3 c$ einsäckelt. Natürlich kann man die Progression auch beliebig anders gestalten, das Schema 33 ,66, 100% ist hier nur als Beispiel gegeben.

RIGNANO und Landry sind sich natürlich der Schwierigkeiten einer derartigen Besteuerung bewusst, wenngleich sie sie meiner Ansicht nach unterschätzen. Sie setzen eine radikale Änderung des gesamten Güteraustausches voraus; in der Tat würde unter den heutigen Verhältnissen ihr Vorschlag ja schon an der Unmöglichkeit einer genauen Vermögenskontrolle scheitern. Sind aber die Machtverhältnisse in der Gesellschaft erst einmal so sehr geändert, dass eine tiefgehende Umgestaltung des Besitz- und Erbrechts durchführbar ist, dann kann man wohl andere Mittel zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel finden. Immerhin zeigt der Gedanke einer Progression in der Zeit, dass die Erbschaftsbesteuerung *de facto* vielen Möglichkeiten die Wege öffnet.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

CONRAD SCHMIDT · ZOLA ÜBER DIE ROLLE DES GELDES IN DER LITERATUR

DOR rund zwei Jahrzehnten veröffentlichte Emile Zola unter dem Titel *L'argent dans la littérature* eine kleine, ein Halbhundert Seiten starke Schrift. Veranlasst war sie durch die in den Pariser Schriftstellerklubs und Blättern damals besonders laut propagierte Forderung, der Staat solle etwas tun für die Unterstützung der jungen, aufstrebenden Talente in der Literatur. Der Gegenstand der Zolaschen Polemik hatte damals ausserhalb Frankreichs und hat heute überhaupt nicht Aktualität.

Daraus mag es sich zum Teil erklären, dass diese Ausführungen so geringe Beachtung gefunden haben. Und doch gehören sie zu den interessantesten Dokumenten, in denen sich das Wesen, das Temperament und die Denkart des grossen Epikers der bürgerlichen Gesellschaft ausgesprochen. Es überrascht, mit welcher klaren Einsicht der an Taines Milieulehre geschulte Romancier ganz in der Richtung des *historischen Materialismus,* die Umwälzungen in der Literatur zu den ökonomisch-sozialen Umwälzungen, die die materielle Position der Literaten von Grund aus ändern mussten, in Beziehung setzt. Schlagend ist der Nachweis, dass die in der neuen auf dem Prinzip der freien Konkurrenz basierten Gesellschaft vollzogene Umwandlung der Dichter in geistige Warenproduzenten, die von dem Absatz ihrer Erzeugnisse an das kaufende Publikum leben, eine gewaltige Förderung der Schaffensmöglichkeiten darstellt gegenüber den Zuständen des *ancien régime,* in denen die Poeten wesentlich auf Protektion und Unterstützung des Hofes und der reichen Standesherren angewiesen waren. Die Abhängigkeit von einem stetig sich erweiternden Markte ist Freiheit im Vergleiche zur Abhängigkeit von einem Protektorat. Der Markt lässt eine unvergleichlich grössere Zahl zum Wettkampf zu und schafft so die Bedingungen der freiesten Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des geistigen Produzierens. Die Betrachtung läuft aus in einen schrankenlosen Hymnus auf die freie Konkurrenz, in dem ausserordentlich charakteristisch das spezifisch bürgerliche Bewusstsein des (damaligen) Zola und zugleich der *self made man*-Stolz des aus diesem Wettkampf siegreich hervorgegangenen Mannes sich ausspricht. Versunken in die Bewunderung des grossen relativen Fortschritts, zu welchem das Erwerbsprinzip der freien Konkurrenz innerhalb der materiellen, wie der literarischen Produktion einen Anstoss geben kann und sicher auch gegeben hat, schliesst er vor den Mängeln, den negativen, in dem Prinzip mit enthaltenen Tendenzen, die freilich in der literarischen Sphäre unendlich weniger bedeutsam, als in der Sphäre der eigentlichen Gütererzeugung und Verteilung, hervortreten, eigensinnig die Augen. In der Art, wie Zola unbedingt die Konkurrenz auf dem Gebiete des literarischen Schaffens verherrlicht, klingt etwas von jenem bürgerlichen Optimismus an, der in Bastiats ökonomischer Harmonielehre seinen umfassendsten Ausdruck gefunden. Dass Zola die auf die trivialen Instinkte ungebildeter Schichten — unter arm und reich — spekulierende Schundliteratur, die, wenn das literarische Produkt zur Absatz suchenden Ware wird, gewaltig um sich wuchern muss, nicht so sehr tragisch nimmt, lässt sich wohl verstehen. Der wirklichen Literatur kann durch den Unfug, der unter literarischer Maske von wenig skrupulösen Geschäftsleuten betrieben wird, nur ein verhältnismässig geringer Schaden erwachsen. Nichts fadenscheiniger, als etwa die Rechnung, dass der schlechte Geschmack, wenn es keine schlechte Literatur gäbe, darum zur guten greifen würde. Voraussichtlich würde die freie Zeit dann durch andere, noch weniger Bildungsmöglichkeiten und Phantasieanregung bietende Unterhaltungen totgeschlagen werden. Wie hoch steht selbst der ganz vulgäre Zeitungsklatsch noch über dem in kleinsten Kleinigkeiten eingeengten Privatklatsch!

ABER wenn er auch nicht leugnen kann, dass in der marktgängigen Literatur äussere und grosse äussere Erfolge (Geld und Ruhm) massenhaft ganz unabhängig von dem inneren Wert der Leistung eingeheimst werden, hält er mit wunderbarer Zähigkeit an dem Glauben fest, dass dem Systeme der freien Kon-

kurrenz eine gewisse poetische Gerechtigkeit innewohne, kraft deren der Erfolg, der vielen Unwürdigen in den Schoss fällt, doch auch von jedem wirklichen und ernsthaft strebenden Talent erobert werden könne. Schliesslich führe das System trotz allem zur Auslese und zur Bevorzugung der geistig Tüchtigsten. Im Vollgefühl der eigenen glücklichen Robustheit, die allerdings sehr starke Widerstände überwand, will er sogar die Hemmungen, die schwere Armut dem geistigen Konkurrierenden entgegensetzt, als Hemmungen nicht gelten lassen. Wer nur das Zeug zu grossem in sich hat, der »kann am Tage Steine klopfen und am Abend schreiben«. Das erinnert schon ein wenig an die satte Weisheit, die dem begabten Arbeiter, wenn er nur genugsam fleissig ist und spart, das Avancement zum Kapitalisten verspricht.

SO einfach, wie Zola es auf Grund dieser Überzeugung tut, wird sich die Frage staatlicher Subventionen für die Literatur kaum entscheiden lassen. Zola erscheint eine öffentliche Unterstützung von vornherein — ungefähr wie einem prinzipiellen Freihändler der Schutzzoll — als ein dilettantisches, immer überflüssiges, oft schädliches Hineinpfuschen in das Spiel der freien Konkurrenz. Sehr vieles lässt sich ganz gewiss in diesem Sinne anführen. Man denke nur, die deutsche Regierung mit ihrem *Siegesallee*geschmack geriete auf einen solchen Einfall, welch schreckliche Rückständigkeiten würden aufgepäppelt werden! Nicht sowohl durch das Vertrauen, dass die Konkurrenz denen, die des Dichterberufs würdig sind, auch den Erwerb der dazu nötigen materiellen Mittel sichere, vielmehr durch das Misstrauen gegen die Staatsgewalt und ihre reaktionären Tendenzen, die nur zu leicht auf die Subventionierten abfärben könnten, wird in erster Reihe ein ablehnender Standpunkt zu begründen sein — aber auch nur als ein relativer, der mannigfache Einschränkungen zulässt. Ibsen hat gewiss durch das Stipendium, das auf Regierungsantrag das Norweger Bauernparlament ihm bewilligte, nicht Schaden genommen an seiner Seele. Und was wiegt die Förderung auch nur eines einzigen solchen Grossen in unserer geistigen Kultur! Wer wollte da im Namen von Prinzipien Einspruch erheben?

AUS der Fülle des Charakteristischen und Interessanten in Zolas Kampfschrift sei hier nur einiges aus dem Eingang, bezeichnend für Zolas soziale und kulturgeschichtliche Auffassung, und dann der schwungvoll feurige Schlussappell an die literarische Jugend Frankreichs wiedergegeben:

SCHON lange«, sagt Zola, »denke ich, wie interessant es sein müsste, die materielle und gesellschaftliche Lage der Schriftsteller in den letzten Jahrhunderten zu untersuchen. Welches war ihr Rang, welches ihre soziale Stellung? Wie verhielten sie sich zum Adel, wie zu den bürgerlichen Klassen? Wie lebten sie, von wessen Geld und auf welchem Fusse? Um solche Fragen gründlich zu beantworten, wäre eine beträchtliche Vorarbeit, eine eingehende Quellenforschung notwendig. Man müsste möglichst viel Dokumente über die Schriftsteller zusammentragen, eindringen in ihr intimes Leben, feststellen ihr Vermögen, ihre jährlichen Ausgaben und sie bis in alle ihre Tagesgeschäfte hinein verfolgen; vor allem aber müsste man auch die Verhältnisse des zeitgenössischen Buchhandels studieren, wissen, was ein Buch seinem Autor brachte, abwägen, ob die literarische Arbeit ihren Mann nähren konnte. N u r d u r c h s o l c h e s S t u d i u m w ü r d e m a n d i e r e a l e n U r s a c h e n, d i e d e n l i t e r a r i s c h e n G e i s t

jener verschwundenen Gesellschaft bestimmten, feststellen können, denn vom Boden hängt die Pflanze ab. Der Luxusschriftsteller des klassischen Jahrhunderts ist vor allem unter ökonomischen Gesichtspunkten zu fassen . . .«

»DAS Buch«, so resümiert Zola nach einigen Beispielen aus dem sogenannten *klassischen Zeitalter* der französischen Literatur, »konnte einen Autor nicht nähren, der daher ein kostspieliges Spielzeug wird, das sich nur der König und die grossen adeligen Herren anschaffen können. Ein Kontrakt ist geschlossen zwischen dem Protektor und dem Schützling; der Protektor wird den Schützling kleiden, nähren und behausen oder auch nur mit einer Pension ausstatten. Dieser wird als Entgelt sein Lob singen, wird ihm seine Werke widmen, um den Namen und die Wohltaten des hohen Beschützers der Nachwelt zu überliefern. Das entspricht auch der Rolle, die das frühere Königtum dem Adel zuerteilte: er hatte mit seinen Privilegien zugleich die Pflicht, alle die, die ihm dienten, zu beschützen, und die schöne Literatur gehörte, etwa wie der Boden und das Volk selbst, zu seiner Herrschaft. Das Kastenwesen, gestützt auf eine jahrhundertlange Autorität, regierte unumschränkt. Wenn der König oder die hohen Herren sich zu Vertraulichkeiten einem Autor gegenüber herabliessen, war das nur eine flüchtige Laune. Das Genie zählte sozusagen unter die Prunkstücke des Königtums. Und, wie wir gesehen haben, die einem Autor ausgeworfene Pension war nicht nur eine materielle Hilfe, die ihm die Musse zur literarischen Tätigkeit geben sollte; sie war ausserdem auch eine Ehre, welche selbst die reichgeborenen Schriftsteller suchten. Es nahm sich gut aus, wenn man einem mächtigen Herrn zugehörte; das erhöhte das Ansehen in der Gesellschaft. Das ganze geistige Leben war damals auf den engen Kreis der vornehmen Klassen, der Salons und Akademieen beschränkt. Das ist die Quelle dieses Literaturgeschmacks, wie wir ihn zu bestimmen suchten, jenes rethorischen und gemächlichen, die Konventionen höchst respektvoll achtenden, liebenswürdigen und distinguierten Geistes, der, in den Salons der Damen aufwachsend, genährt in akademischen Diskussionen, sich an Regeln und Überlieferungen klammernd, einen instinktiven Hass gegen die Wissenschaft empfindet, als gegen eine Feindin, die eines Tages die Konventionen zerbrechen und überall zu neuen Gesichtspunkten führen wird . . . .

SO liegen die Dinge. Ich wiederhole, unsere Epoche ist gross, und es ist unreif, im Angesicht des kommenden Jahrhunderts zu lamentieren. In ihrem Fortschritt lässt die Menschheit Ruinen hinter sich; warum immer die Augen wenden und um das verlassene, erschöpfte, trümmerbesäte Land weinen? Sicher, die vergangenen Jahrhunderte haben ihre literarische Grösse gehabt, aber es ist ein übel Ding, unter dem Vorwande, dass es keine andere gäbe, uns im Anschauen dieser Grösse festhalten zu wollen. Eine Literatur ist das Produkt einer Gesellschaft. Heute beginnt unsere demokratische Gesellschaft zu der ihr eigenen grossen und umfassenden künstlerischen Ausdrucksform zu gelangen. Man muss diese annehmen, ohne Rückhalt, man muss anerkennen die Macht, das Recht und die Würde des Geldes in der Literatur, man muss sich anvertrauen dem neuen Geiste, der das Gebiet der Poesie durch die Wissenschaft erweitert, die über das Sprachliche und Rhetorische, über Philosophieen und Religionen hinaus zur Schönheit des Wahren vorzudringen sucht . . .«

NACH der beredten Verherrlichung der neuen bürgerlichen Gesellschaft, die

mit der pekuniären zugleich die geistige Emanzipation der Schriftsteller von jenem aristokratischen Gönnertum gebracht hat, wendet er sich gegen jene, die, ohnmächtig, in der freien Konkurrenz zu siegen, die staatliche Unterstützungen, angeblich zum Nutzen der Literatur, verlangen:

»UNSERE Anfänger haben Bedürfnisse, was übrigens ebenso erklärlich, wie verzeihlich ist, denn der Jugend ist der Trieb zum Geniessen eingepflanzt. Ich kenne eine Menge zwanzigjähriger Burschen, die, wenn der Theaterdirektor ihnen zwei Stücke oder der Redakteur ihnen drei Artikel abgelehnt hat, über den Verfall der Literatur Wehklagen erheben und mit grossem Lärm nach Protektion rufen. Was unsere literarische Jugend träumt, das ist ein Verleger, der ganz speziell beauftragt ist, alle Bücher, die der Anfänger ihm zum Verlag geben wird, zu drucken und zu vertreiben; ein Theater, welches, gestützt auf eine starke Subvention, alle Stücke, die der Anfänger dem Direktor einreicht, spielen wird. Und darüber entspinnt sich dann eine grosse Polemik, man weist darauf hin, dass die Regierung sehr viel mehr Geld zur Pflege der Musik verausgabt, als für die Literatur. Man weist hin auf Maler, die mit Orden und Staatsaufträgen überhäuft, wie verzogene Kinder unter der Vormundschaft der Regierung leben. Prüfen wir also die Wünsche der Jungen.

DIE Idee einer allgemeinen *Ermutigung* ist lächerlich. Man wird natürlich immer wählen müssen; ein Komitee oder irgend ein Delegierter würde den Auftrag erhalten, die Manuskripte zu prüfen; und damit ist man wieder bei der Willkür angelangt, die jungen Leute, die man zurückweist, werden wieder mit ihren Anklagen beginnen, der Staat tue nichts für sie, er erdrücke sie absichtlich. Übrigens, sie werden nicht unrecht haben: Die Unterstützungen werden so oder so den Mittelmässigen zu gute kommen, nie den freien und originellen Talenten. Dies System der *Ermutigung* ist nie auf Bücher angewandt; es gibt keinen Verleger, der vom Staate zwei- oder dreimalhunderttausend Francs erhielte gegen die Verpflichtung, im Jahre zehn oder fünfzehn Bände junger Autoren zu publizieren. Aber im Theater ist seit lange schon ein solcher Versuch gemacht; die Bühne des *Odéon* zum Beispiel steht den dramatischen Anfängern offen. Wohlan! Ich möchte, dass man eine Liste der wirklich talentvollen Schriftsteller, die ihr erstes Stück im *Odéon*theater unterbrachten, aufstellte. Ich bin gewiss, dass es verhältnismässig recht wenige sind, während die Zahl der mittelmässigen und schon vergessenen Autoren, die auf dieser Bühne debütierten, enorm sein würde. Es beweist das wieder den Grundsatz: Die Protektion in der Literatur dient nur der Mittelmässigkeit.

OFT haben mir junge Autoren, vor allen Dramatiker, geschrieben: Sie glauben also nicht, dass es unbekannte Talente gäbe? Natürlich, solange ein Talent noch nichts geleistet hat, kann man es nicht kennen; aber was ich glaube, und was in Wahrheit geschieht, das ist, dass jedes stärkere Talent dazu kommt, etwas zu leisten und sich durchzusetzen. Das ist die Hauptsache, und nichts anderes. Man kann ein Talent nicht befruchten; es befruchtet sich und gebiert ohne Staatsunterstützung. Man nehme zum Beispiel die Maler. Jedes Jahr sieht man in dem *Salon*, diesem Ausstellungsbazar des Kunstbetriebs, Gemälde von Schülern, Skizzen von Stipendiaten von absoluter Unbedeutendheit, die hier nur aus Grundsätzen der *Ermutigung* geduldet werden; das hat keinen Nutzen, das zählt nicht und wird nie zählen, das hat nur den einen und sehr schädlichen Effekt, nutzlos den Raum zu füllen. Also, warum sollte man in der Literatur

auf Grund einer Subvention eine solche Ausstellung von Nichtigkeiten herbeiführen wollen? Der Staat ist den jungen Schriftstellern nichts schuldig; es genügt nicht, ein paar Seiten geschrieben zu haben, um sich dann, wenn keiner sie druckt oder aufführt, als Märtyrer aufzuspielen. Ein Schuster, der sein erstes Paar Stiefel gemacht hat, liegt der Regierung nicht in den Ohren, sie solle ihm die Käufer schaffen. Der Arbeiter selbst muss sein Werk beim Publikum unterbringen, und wenn er das nicht kann, dann ist er eben nichts, dann bleibt er, durch seinen eigenen Mangel und nach Recht und Billigkeit unbekannt.

MAN muss es mit aller Klarheit aussprechen: Die Schwachen in der Literatur verdienen kein Interesse. Warum, wenn sie schwach sind, haben sie den Ehrgeiz, stark sein zu wollen Niemals ist der Schrei *Weh den Besiegten!* mehr am Platz gewesen, wie hier. Niemand zwingt einen jungen, netten Mann, zu schreiben; wenn er die Feder ergreift, dann übernimmt er auch die Bedingungen und Konsequenzen des Kampfes, und um so schlimmer für ihn, wenn er beim ersten Stoss zusammenstürzt und die Masse der Mitkämpfenden über ihn wegschreitet. Das Wehklagen in einem solchen Fall ist kindisch und hilft nichts. Die Schwachen unterliegen trotz der Protektion; die Starken kommen trotz aller Hindernisse zum Ziel; das ist die Moral des Kampfes . . .

SO angesehen, ist die Frage einfach genug. Man muss die Sachen gehen lassen, denn niemandem kann man Talent geben, und das Talent trägt in sich die Kraft, deren es zu seiner Entwickelung bedarf. Man nehme nur die Tatsachen. Beobachtet eine Gruppe junger Literaten, zwanzig, dreissig, fünfzig, und verfolgt sie auf ihrer Bahn. Am Anfang marschieren alle sozusagen in gleichem Schritt, mit gleichem Glauben und gleichem Ehrgeiz. Dann plötzlich machen sich Distanzen bemerkbar, die einen scheinen zu laufen, während die anderen hinkend zurückbleiben. Aber noch ist nichts entschieden. Endlich aber stellt sich das Resultat unwiderruflich heraus: Die Mittelmässigen, unterstützt, begünstigt, beklatscht, sind trotzdem die Mittelmässigen geblieben, trotz ihrer ersten Erfolge; die Schwachen sind ganz verschwunden; und die Starken, sie haben zehn, sie haben fünfzehn Jahre, von Neid und Hass belagert, gekämpft, aber nun triumphieren sie, sie steigen zu glanzvoller Höhe empor. Das ist die alte, sich immer wiederholende Geschichte. Und es wäre sehr töricht, wenn man den Starken die schweren Jahre der Anfängerschaft, diese ersten Schlachten ersparen wollte. Um so besser, wenn sie leiden, wenn sie verzweifeln, wenn sie sich empören. In dem Stumpfsinn der Menge und in dem Wutgeheul ihrer Rivalen härtet und vollendet sich ihr Genie. Für mich existiert die Frage der Jungen nicht. Es ist das ein Gemeinplatz, hinter dem sich die falschen Hoffnungen der Schwachen verbergen. Ausserdem, zu keiner Zeit war die Tür der Herausgeber und Theaterdirektoren weiter geöffnet, als heute; man spielt alles, man druckt alles; und es schadet denen nichts, die warten müssen, denn sie reifen. Das Schlimmste für einen Anfänger ist, zu rasch berühmt zu werden. Man darf nicht vergessen, dass hinter jedem soliden Ruhm zwanzig Jahre des Kampfes und der Arbeit stehen. Wenn ein junger Mann, der ein halbes Dutzend Sonette geschrieben, einen berühmten Autor beneidet, vergisst er, dass dieser seinen Ruhm mit dem Leben erkauft hat.

SEIT einiger Zeit gehört es zum guten Ton, sich für die Jungen zu interessieren. Liebenswürdige Redner verbreiten sich darüber, Journalisten verlangen vom

Staat, er solle an die Anfänger denken, und schliesslich wird man von einer idealen Verlagsanstalt träumen. Aber das ist alles Torheit . . . . Ich, der ich gern die harte Wahrheit sage, der ich im Freimut mein Interesse suche, ich rufe den Jungen zu: Arbeitet, das ist alles! Rechnet auf niemanden, als auf euch selbst, sagt euch, dass, wenn ihr Talent habt, euer Talent die festesten Türen öffnen wird und euch so hoch, als ihr es verdient, hinaufführen wird. Und vor allem, weist die Wohltaten der Regierung zurück, verlangt niemals die Protektion des Staates; ihr würdet eure Männlichkeit dabei einbüssen. Das grosse Gesetz des Lebens ist der Kampf. Man schuldet euch nichts, denn eure Niederlage ist gerecht. Dann achtet das Geld und verfallt nicht auf die Kinderei, als Poeten dagegen zu donnern; das Geld gibt uns Mut und Unabhängigkeit, uns Schriftstellern, die wir frei sein müssen, um alles sagen zu dürfen; die Freiheit, die das Geld uns gibt, macht uns zu den intellektuellen Führern des Jahrhunderts, zu der einzig möglichen Aristokratie. Erkennt euer Zeitalter an als eines der grössten in der Geschichte der Menschheit, glaubt fest an die Zukunft und kümmert euch nicht viel um die schlimmen Begleiterscheinungen, das Überhandnehmen des Journalismus, den Handelsgeist in der vulgären Literatur. Endlich wehklagt nicht über das Verschwinden jenes literarischen Geistes, der in einer früheren Gesellschaft entstanden und mit ihr gestorben ist. Ein neuer Geist steigt auf aus der neuen Gesellschaft, ein Geist, der sich tagtäglich in der Erforschung und Gestaltung des Wahren von neuem kräftigt. Lasst die naturalistische Bewegung sich ausleben, die Genies sich entwickeln und ihr Werk tun. Ihr alle, Kinder dieser Tage, kämpft nicht gegen die gesellschaftliche Entwickelung, denn die Genies des XX. Jahrhunderts sind unter euch.«

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Kurssturz in New York DER Frohmut der Börsen erfuhr Anfang Dezember eine heftige, jedoch vorübergehende Störung durch einen scharfen Kurssturz in New York. Etwa seit Juli war die amerikanische Finanzwelt die schweren Sorgen los geworden, die mit der Krediteinschränkung der Banken, mit der Zurückhaltung des spekulierenden Publikums und schliesslich mit dem tatsächlichen Rückgang der Produktion und der Transportmengen entstanden. Im Oktober kehrte allmählich die unentbehrliche Masse der Mitläufer zurück. Die Präsidentenwahl vollzog sich bereits in schönstem Haussewetter. Nach dem republikanischen Siege trieb die spekulative Bewegung ihrem Gipfelpunkte zu; die New Yorker Effektenbörse erlebte wieder Tagesumsätze, wie sie seit dem Frühjahr 1901 nicht wiedergekehrt waren. Sofort setzte auch die Emissionstätigkeit mit voller Wucht ein. Die *Vossische Zeitung* berechnet, dass in den vier Wochen vom 8. November (dem Tag der Präsidentenwahl) ab die Neuemissionen die Gesamtziffer der ganzen ersten Jahreshälfte von 1904 überstiegen. Gegen die unhaltbaren Übertreibungen unternahm jedoch eine, offenbar gut organisierte Baissepartei unter Führung des Bostoner Grossspekulanten Thomas Lawson einen verblüffenden Vorstoss. Am 5. Dezember wiegte sich noch alles in behaglichster Sicherheit. Am 6. Dezember erlebte man eine starke Abbröckelung der Kurse, am 7. Dezember einen förmlichen Kurssturz, der sich am folgenden Tage noch verstärkte. Die Besitzer vor allem von Kupfergruben- und Eisenbahnaktien suchten ihren zusehends

sich entwertenden Besitz in blinder Angst abzustossen, die Katastrophe wurde, wie gewöhnlich, dadurch geradezu heraufbeschworen und verschlimmert; sogar an dem landesüblichen Handgemenge soll es an der New Yorker *Stock Exchange* nicht gefehlt haben. An demselben Donnerstag begannen jedoch auch die Wogen bereits wieder zurückzuebben. Die Vorgänge hielten sich somit im Rahmen einer etwas drastischen *Korrektur* von früheren Überspanntheiten.

× ×

Kupfer EINE Seite dieser Kämpfe verdient dennoch festgehalten zu werden, weil sie im Zusammenhang steht mit einer sehr lehrreichen Produktionsentwickelung. Die tollste Preistreiberei hatten nämlich in Amerika die Kupferwerte erfahren, und gerade gegen diese richtete sich der erste und zunächst erfolgreichste Angriff der Lawsonschen Baissepartei. *Anaconda Copper* notierte Anfang des Jahres 76, am 5. Dezember 115, *Amalgamated Copper* 47⅜ und 80¾ — am 7. Dezember verlor *Anaconda* volle 21%, *Amalgamated Copper* am 6. Dezember 2½%, am 7. Dezember 8¾%, am 8. Dezember abermals 10%. Anlass zu der anfänglichen Wertsteigerung, die durch den Kurssturz durchaus nicht ausgeglichen wird, bot der internationale Kupfermarkt, der seit vielen Jahren durch die erstaunliche Expansion der Kupfer verbrauchenden Industrieen, in erster Linie der Elektrotechnik, fast immer ausserordentlich angespannt ist. Noch im Jahre 1880 schätzte man die gesamte Weltausbeute an Kupfer auf 154000 t; für das Jahr 1904 berechnet man sie auf 595000 t, also fast auf das Vierfache, und dennoch besteht ein wahrer Kupferhunger, der sich in einem fast dauernden Preishochstand und in zeitweiligen förmlichen Notstandspreisen ausspricht. Der Produktionsstätten des Kupfers gibt es nicht allzu viele, obwohl der günstige Preisstand in allen Ländern und Erdteilen (in den Vereinigten Staaten, in Canada, in Mexiko, in Südamerika, in Australasien, in Japan) immer mehr zur Erschliessung neuer Fundstätten angespornt hat und naturgemäss weiter anspornt. Von der Anhäufung grosser Handelsvorräte war selten die Rede. Um so mehr war der Weg für gelegentliche spekulative Ringbildungen geebnet, wie sie besonders 1888 die öffentliche Aufmerksamkeit weckten. Damals stieg der Kupferpreis (pro englische Tonne) plötzlich auf 107 Lstr., während der durchschnittliche Jahrerspreis 1885 noch wenig über 44 Lstr. hinausgegangen war. Anfang 1898 stand der Preis auf 50 Lstr., um bis zur Mitte des Jahres auf 79½ Lstr. emporzusteigen. Im Jahre 1900 finden wir zeitweilig von neuem diesen Preishochstand. 1901, der allgemeinen Wirtschaftsdepression ungefähr parallel, kam der Umschlag, Ende 1901 war der Preis sogar vorübergehend bis auf 45 Lstr. herabgesunken. Dass er dann, trotz des wirtschaftlichen Wiederauflebens in Europa und trotz des abnormen Bedarfs für Kriegszwecke (Munition, Schiffsausrüstung), längere Zeit relativ mässig blieb, verdanken wir einerseits der anhaltenden Produktionssteigerung, die seit langen Jahren niemals eine Unterbrechung erfuhr, und andererseits dem in letzter Zeit gewaltig verringerten Bedarf Amerikas — die Depression wurde jenseits des Ozeans bekanntlich erst vorherrschend, als Europa sich bereits wieder erholte. Der Minderbedarf Amerikas, des Hauptproduktionsgebietes der Welt, wurde naturgemäss für Europa zur Mehrzufuhr und damit zur relativen Preismässigung. Ungefähr Mitte 1903 hatte der Verbrauch der Vereinigten Staaten — bei dem die Elektrotechnik gleichfalls eine hervorragende Rolle spielt — seinen Zenith erreicht, etwa mit 22000 t in einem Monat. Der Stillstand der amerikanischen Industrie brachte im letzten Juli und August diesen Konsum auf etwa 14500 bis 15000 t (im Monat) herunter: die freigesetzten Mengen blieben, mehr als sonst, für das Ausland verfügbar. In der Tat verzeichnet die Statistik in den ersten zehn Monaten des Jahres 1904 eine fast doppelt so grosse Kupferversendung nach Europa, wie im gleichen Zeitraum 1903. Trotzdem nahmen die verbrauchenden Industrieen — neben den althergebrachten Verwendungsweisen hauptsächlich die Elektrotechnik, der Schiffs- und Lokomotivenbau, die Munitionsfabriken — diese Zufuhrmengen glatt auf, von Vorratsbildung war kaum die Rede; man rechnet die für den Handel in Europa verfügbaren Vorräte auf nicht mehr, als etwa 14500 t, das ist nur die Hälfte des gegenwärtigen Monatsbedarfs Europas. Sowie die Vereinigten Staaten ihren Bedarf wieder zu vermehren, das heisst wachsende Kupfer-

mengen wieder zum Eigenverbrauch festzuhalten begannen, fing auch die Sorge um hinreichende Kupferversorgung von neuem an. Der niedrigste Londoner Kupferpreis in diesem Jahre war etwas über 55⅛ Lstr., seitdem sind bereits 66¾ Lstr. erreicht worden. Gerade in den Vereinigten Staaten hat das zur tollsten Hausse in Kupferbergwerksanteilen geführt, gegen die Herr Lawson und seine Verbündeten nunmehr so erfolgreich operierten. Dennoch wird der Kupfermarkt auch weiter mit einem verhältnismässig hohen Niveau des Preises rechnen müssen. Der Expansion des industriellen Weltkonsums entspricht die Ausdehnung der Weltausbeute noch immer nicht, trotz der Vervierfachung seit dem Jahre 1880. Welch ein Schildbürgerstreich wäre es gewesen, wenn man bei der deutschen Tarifreform diesen Industrierohstoff noch mit einem Zoll belegt hätte, wo der Freihandelspreis seit langem eine steigende Tendenz zeigt!

× ×

Baumwolle GENAU die gegenteilige Tendenz ist nunmehr für die Baumwolle zu vollstem Durchbruch gelangt. Nachdem die Ernteschätzungen mehrfach gewechselt, im grossen und ganzen jedoch günstig gelautet hatten, ist man, etwa seit Anfang Dezember, in den weitesten Kreisen von einer *Rekordernte* überzeugt. Damit verloren die längst wesentlich zusammengeschrumpften Haussehoffnungen ihren letzten Halt. Als am 3. Dezember die Washingtoner amtliche Ernteschätzung für 1904-1905 auf 12 162 000 Ballen lautete, (1903-1904 10 011 374 Ballen, 1902-1903 10 727 759 Ballen, 1900-1901 10 383 422 Ballen, im bisherigen Rekordjahr 1898-1899 immerhin nur 11 274 840 Ballen), sank die New Yorker Notierung sofort unter den niedrigsten Stand des vorigen Jahres, ja beinahe bis auf das niedrigste Niveau des Jahres 1902. Liverpool notierte für *American Middling* beim Höchststand des Jahres 1904 8,96 d, am 3. Dezember bereits nur 4,77 d, am 17. Dezember 4,23 d. Die wichtigsten Textilzweige sind damit von einem mehrjährigen Alpdrücken befreit.

× ×

Wolle DAGEGEN erfuhr die Wolle, deren Zufuhr seit Jahren unter der Regenlosigkeit der australischen Weidegebiete litt, fast gleichzeitig eine neue Hausse. Die australische Schafhaltung kann naturgemäss nur langsam die alte Kopfzahl wiedergewinnen — ganz abgesehen davon, dass die zunehmende Farmeransiedlung, ferner die wachsende Zucht von Fleischschafen für exportidustrielle Zwecke die Wollausbeute einzuschränken streben. Zur Minderzufuhr aus Australien ist jedoch ein beträchtliches Schurdefizit in den Laplatastaaten getreten, neben den noch lange nicht erloschenen Wirkungen des südafrikanischen Krieges. Die Wollzufuhren nach Europa und Amerika betrugen infolgedessen (in Ballen):

in den Jahren	aus Australien	vom Kap	vom Laplata	zusammen
1901	1 745 000	217 000	532 000	2 494 000
1902	1 699 000	234 000	512 000	2 445 000
1903	1 451 000	234 000	558 000	2 243 000
1904	1 371 000	201 000	476 000	2 048 000

Da der Krieg auch auf diesem Gebiete einen ausserordentlichen Bedarf für Kleider und Unterkleider, für Decken und Kotzen erzeugt hat, so ist die Verteuerung des Rohstoffes kein Wunder.

× ×

Erntestatistik KURZ vor Mitte Dezember veröffentlichte die *Statistische Korrespondenz* die Hauptergebnisse der diesjährigen Erntestatistik für Preussen. Die Ziffern umgrenzen im allgemeinen das genauer, was man in unbestimmteren Umrissen schon vorher wusste, in einigen Einzelheiten jedoch sind sie überraschend. So war der Ernteertrag der beiden Hauptgetreidearten Weizen und Roggen der grösste, der seit Beginn der jetzigen Erhebungsart, 1893, ermittelt worden ist, während bei der Gerste und dem Hafer das Erträgnis der Ernte hinter dem allerdings sehr grossen der unmittelbar voraufgegangenen Jahre zurückblieb und die Kartoffelernte sogar die geringste war, die seit 1893 stattgefunden hat. Auch die Menge des gewonnenen Heus liess viel zu wünschen übrig. Der Weizen ergab in allen Provinzen Mehrerträge, der Roggen nur in Ostpreussen, Westpreussen, Pommern, Posen und Schlesien, die Gerste nur in Westpreussen und Schleswig-Holstein, der Hafer in denselben Provinzen und in Ostpreussen. Ganz enorm war der Rückgang der Heuernte in Posen und Schlesien. Posen hat nur 784 000 t geerntet gegen 1 515 000 im Vorjahre, Schlesien 1 371 000 gegen 2 296 000. Auch in Ostpreussen ist die Heuernte um

962 000 t, in Westpreussen um 627 000, in Brandenburg um 597 000 und in Pommern um 631 000 t geringer gewesen, als im Jahre 1903. Die westlichen Provinzen hatten zwar auch einen Ausfall, der aber wesentlich geringer war. Die Kartoffelernte hatte den grössten Rückgang in Brandenburg von 4,61 auf 3,05 Mill. t, dann folgen Schlesien mit 3,12 gegen 4,24 im Vorjahre, Posen mit 2,63 gegen 3,60 und Sachsen mit 2,33 gegen 3,16, während in Pommern der Ausfall nur 0,29 Mill. t betrug und Ostpreussen sowie Westpreussen sogar einen Überschuss um 0,25 und 0,31 Mill. t hatten, wie auch die westlichen Provinzen, ausser Rheinland, mehr Kartoffeln ernteten, als im Vorjahr.

× ×

Kurze Chronik AM 21. November war die *Hibernia*vorlage im Abgeordnetenhause eingebracht worden; die Debatte am 29. und 30. November ergab Überweisung an die Budgetkommission, die mit erdrückender Mehrheit (gegen 2 Stimmen) am 6. Dezember der Regierung zustimmte. Am 5. Dezember entschied das Kammergericht für Gültigkeit der Eintragung der Kapitalserhöhung. × Ende November vereinbarte die *Hamburg-Amerika-Linie* mit dem Morgantrust für dieses Jahr die Ausserkraftsetzung der gegenseitigen Gewinnbeteiligung. × Der Reichsbankausweis, der in der letzten Novemberwoche eine steuerfreie Notenreserve von nicht weniger, als 286,26 Mill. M., ergeben hatte, zeigte nach dem Monatswechsel den üblichen Rückgang (auf 209,48 Mill. M.), der jedoch bereits am nächstwöchentlichen Ausweistag wieder in die gegenteilige Bewegung umgeschlagen war (9. Dezember: etwas über 230 Mill. M.) × Am 3. Dezember genehmigten die Generalversammlungen die Interessengemeinschaft zwischen den grossen chemischen Werken: der *Badischen Anilinfabrik*, den *Elberfelder Farbenfabriken*, der Berliner *Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation.* × Die *Kommerz- und Diskontobank* übernahm, wie Mitte des Monats bekannt wurde, die *Berliner Bank.*

× ×

Literatur IN den Brentano-Lotzschen *Münchener Volkswirtschaftlichen Studien* /Stuttgart, Cotta/ fand sich schon früher eine ausgezeichnete Arbeit über das indische Währungswesen von K. Ellstädter. Dr. M. Bothe hat es nunmehr im 67. Stück der Sammlung unternommen, *Die indische Währungreform seit 1893* darzustellen. Das Thema bietet währungs- und wirtschaftsgeschichtlich grosses Interesse: Der tatsächliche Geldumlauf ist in Indien ein geringer, dagegen die Schatzbildung eine enorme. Die Beziehungen Indiens zum (Waren- und Leihkapitals-) Weltmarkt, in Verbindung mit den Regierungsmassnahmen betreffs der *Council Bills* und der Kabelüberweisungen und mit der Handhabung der Bestände bei den Präsidentschaftsbanken, schaffen ganz eigenartige Edelmetallströmungen und Geldbedürfnisse im Innern wie nach aussen hin. In einer solchen Umgebung der entwerteten und im Werte schwankenden Silberrupie eine festere, praktisch haltbare Angliederung an das Gold, das internationale Währungsmetall, zu verschaffen und zu erhalten, war sicherlich keine geringe Aufgabe, die frühere Währungstheoretiker für ganz unlösbar erklärt haben würden. Nach mehrfachen, weniger erfolgreichen Anläufen hat das die englisch-indische Verwaltung in der Tat erreicht: trotz schwachen Goldbestandes und einer ganz minimalen wirklichen Goldzirkulation ist der Goldsovereign die bestimmende Währungsmünze und die Rupie, die den Verkehr beherrschende silberne Landesmünze, zum 15. Teil des Sovereigns, zum Kreditgeld mit fester Goldparität geworden. Auch währungspolitisch bleiben die indischen Erfahrungen durchschlagend: der hinkenden Goldwährung werden alle noch gebliebenen Silberstaaten zustreben — gegenwärtig steht in Mexiko eine ähnliche Reform auf der Tagesordnung. Das umsichtige und sachkundige Werk Dr. Bothes kommt also durchaus zeitgemäss; auch die Vorschläge zur Befestigung des indischen Systems — vor allem die Wiederaufnahme des Planes zur Gründung einer starken Zentralbank — sind beachtenswert. Für unsere Leser am anziehendsten dürften die Schlaglichter sein, die von dem Zentrum des Währungswesens aus nach allen Seiten auf die ganze Struktur des indischen Wirtschaftslebens fallen. × Keine prinzipielle Bekämpfung der französischen Kolonialpolitik, wohl aber eine scharfe Beleuchtung der eingerissenen Missstände und der offiziellen Schönfärbereien und eine lebhafte Mahnung

zu Reformen bietet Gaston Leriche, der 18 Jahre in den Kolonieen zubrachte, in *Nos colonies, telles qu'elles sont* /Paris, Stock/. In demselben Verlag erschien: Jean Darricarrère: *Au pays de la fièvre* — ein sehr trübes Bild der Madagaskarexpedition von 1895, aus der Feder eines Armeearztes, der die Schrecknisse dieses *Fieberkrieges* selber mit durchmachte. × Professor Dr. Ludwig Pohle ist durch sein Referat auf dem Frankfurter Wohnungskongress, meines Erachtens in unberechtigter Weise, in den Ruf eines wirtschaftlichen Rückschrittlers geraten. Das soll uns nicht hindern, seine *Entwickelung des deutschen Wirtschaftslebens im XIX. Jahrhundert* (*Aus Natur und Geisteswelt*, 57. Bändchen) /Leipzig, Teubner/ als eine der besten Leistungen der Popularisierung wirtschaftlicher Fragen anzuerkennen. Die Umgestaltungen der ganzen Volkswirtschaft — durch den Übergang vom Agrar- zum Industriestaat —, der Landwirtschaft, des Handwerks und der Hausindustrie, der Grossindustrie — bis zur Kartellierung — und des Verkehrswesens sind ebenso sachkundig, wie gemeinverständlich und fesselnd dargestellt.

MAX SCHIPPEL

Politik

Reichstag VIEL Neues hat die erste Lesung über den Reichshaltsetat für 1905 nicht gebracht. Der Schatzsekretär Freiherr von Stengel gab in seiner Einleitungsrede ein recht pessimistisch gehaltenes Bild über die Finanzlage des Reiches und forderte damit die sozialdemokratischen Redner heraus, darauf zu verweisen, dass die Sozialdemokratie diese ungünstige Gestaltung der Finanzen schon längst vorhergesagt, dass man aber bisher auf sie nicht gehört habe. Nun darf man freilich die Reden der Schatzsekretäre nicht allzu ernst nehmen. Ihre Auffassungen über die Finanzlage wechseln ganz nach den augenblicklichen Absichten, die sie verfolgen. Der jetzige Schatzsekretär malt so schwarz, um neue Steuern bewilligt zu erhalten. Wir müssen neue Einnahmequellen eröffnen! Das ist sein Ruf. Um den Reichstag hierfür geneigt zu machen, muss er wohl oder übel den Nachweis erbringen, dass das Deutsche Reich sich in einer finanziellen Notlage befinde, dass die Einnahmen nicht mehr hinreichen, um die Ausgaben zu decken, dass wir ohne neue Steuern einer gefährlichen Anleihewirtschaft zutreiben. Trotz dieser Schilderung der augenblicklichen Finanzlage ist aber der Schatzsekretär offenbar durchaus überzeugt, dass aus dem deutschen Volk noch reiche Einnahmen herauszuholen sind, dass wir noch längst nicht an der oberen Grenze unserer Leistungsfähigkeit angelangt sind. Solange aber eine Finanzwirtschaft ihre Einnahmen steigern kann, ohne an eine Einschränkung der Ausgaben denken zu müssen, so lange führen alle Jeremiaden über eine schlechte Finanzlage nicht zur Sparsamkeit. Und in dieser Richtung soll auch gar nicht eingegriffen werden. Das zeigte sofort die zweite Rede, in der der Kriegsminister seine Militärvorlage präsentierte. Im weiteren Verlauf der Debatte erfuhr man denn auch, dass die steigenden Ausgaben für Heer, Marine und Kolonialzwecke ganz und gar im Widerspruche mit der einleitenden Rede des Schatzsekretärs stehen. In der Debatte kamen auch nirgends allzu ernste Sorgen wegen der Finanzlage des Reiches zum Ausdruck. Der Reichstag wendete vielmehr seine Aufmerksamkeit sehr schnell dem üblichen Redeturnier zu, das bei der ersten Lesung des Etats zwischen dem Reichskanzler Grafen Bülow und den sozialdemokratischen Rednern ausgefochten wird. Der Reichskanzler liebt es, mit den Mitteln seiner Beredsamkeit, die sogar mehr als genügen, die gegenwärtige Reichstagsmajorität hinzureissen, sich mit den Führern der Sozialdemokratie im Redekampf zu messen. Graf Bülow hat eine geschickte Manier, Schwächen des Gegners ins Komische zu ziehen, so dass ihm der Heiterkeitserfolg im Reichstage nicht ausbleibt. Aber diese parlamentarischen Erfolge des Reichskanzlers sind doch eigentlich recht billig. Wenn man die Entgegnungen des Grafen Bülow auf die Reden Bebels und Vollmars genau durchliest und besonders die Stellen ins Auge fasst, bei denen der Heiterkeitserfolg für den Herrn Reichskanzler am grössten war, so muss sich auch der erbittertste Sozialistenfresser eingestehen, dass diese parlamentarischen Erfolge im nämlichen Augenblick verflogen sind, in dem sie ihre berechnete Wirkung auf die Lachmuskeln der Hörer und Leser erfüllt haben. Die Vorliebe des Grafen Bülow für so kurzlebige Erfolge gefällt selbst den bürgerlichen Parteien auf die

Dauer nicht. Denn kein Geringerer, als der Vizepräsident Paasche, beschwerte sich in seiner Etatsrede über die geringe Aufmerksamkeit, die der Reichskanzler den Reden der nichtsozialdemokratischen Abgeordneten schenke. Alle Anfragen von dieser Seite blieben unbeachtet und unbeantwortet. Ist's schliesslich ein Wunder? Eine Reichstagsmajorität, an deren Spitze ein *in Ehrfurcht ersterbender* Präsident steht, ist so zufrieden, nach den Winken von oben einschwenken zu dürfen, dass die Regierung wirklich nicht nötig hat, den Wünschen und Anfragen dieser Majorität besondere Beachtung zu schenken. Für sie heisst die Parole: *Parieren!* Dass dies oberster Grundsatz, *suprema lex*, für jedweden Reichsbürger, mag er Minister, Abgeordneter, General oder *Untertan* sein, das hat ja der Kriegsminister von Einem noch besonders dem Reichstag zu Gemüte geführt, indem er die Pflicht des stummen Gehorsams proklamierte — zunächst und ausgesprochen für die *hohen* Generale, unausgesprochen aber sicherlich auch für das *tieferstehende* Zivil. Selbst gut bürgerliche Pressorgane remonstrieren gegen dieses System der Heranzüchtung eines förmlichen Byzantinismus. Mit Unrecht. Sie mögen sich beim Reichstag und ihrem Präsidenten bedanken, wenn solche Grundsätze heutzutage nicht nur geübt, sondern laut und ungeniert vor der deutschen Volksvertretung proklamiert werden dürfen.

× ×

Königsberger Prozess

BEI der Besprechung der freisinnigen Interpellation über den Königsberger Geheimbundsprozess meinte der Justizminister Dr. Schönstedt, die bürgerliche Presse habe durch ihre Kritik an diesem Prozess den Triumph der Sozialdemokratie erhöht. Es ist zwar sehr anzuerkennen, dass der Justizminister einen Triumph der Sozialdemokratie in der Affäre eingesteht, er irrt aber, wenn er meint, dass dieser durch die bürgerliche Presse erhöht worden sei. Wenn der ursprüngliche Triumph noch gesteigert wurde, so ist dies ausschliesslich durch die Antwort des Justizministers selbst auf die freisinnige Interpellation geschehen; sie hat die *Justizblamage* im Königsberger Prozess, wie sich die bürgerliche Presse ausdrückte, vollends besiegelt. In aller Harmlosigkeit gab der Minister die unerhörten Missgriffe zu, die sich die Justiz in diesem Falle geleistet hatte. Dass die Justizbehörde in Königsberg mit den ungenauen und unzureichenden Übersetzungen des russischen Generalkonsuls gearbeitet habe, dass die Staatsanwaltschaft und die Richter den in Frage kommenden Text des russischen Strafgesetzbuches nicht kannten, das zeugt ja von leichten *Versehen*, aber wo in aller Welt kann man von einer Justizbehörde verlangen, dass sie erst gewissenhaft prüfen müsse, ob ein Verdächtigter auch wirklich sich gegen einen Paragraphen des Strafgesetzes vergangen habe! Mit welcher Gemütlichkeit Justizsachen in Preussen überhaupt behandelt werden, dafür zeugt eine Episode, deren Kenntnis wir auch Herrn Schönstedt verdanken. Während die Angeschuldigten schon in Untersuchungshaft sassen, ging dem Justizministerium die Anklageschrift der Königsberger Staatsanwaltschaft zu, auf Grund deren es dem Justizministerium leicht möglich gewesen wäre, noch vor Eröffnung des Hauptverfahrens rektifizierend einzugreifen. Die Anklageschrift wurde auch dem zuständigen Referenten zugewiesen. Aber — nun höre und bewundere man die Gewissenhaftigkeit der preussischen Justiz! — der Referent konnte die Anklageschrift nicht mehr genau durchsehen, weil er seinen Sommerurlaub antreten musste. Das ist eine für den Herrn Minister offenbar so gewichtige Entschuldigung, dass er gar kein Verständnis dafür hat, dass es noch Menschen gibt, die der Ansicht sind, wichtige Dinge, bei denen es sich um Freiheit und Ehre von preussischen Staatsbürgern handelt, müssten unter allen Umständen und mit grösster Beschleunigung erledigt werden. Wenn nach solchen Maximen schon die oberste Justizbehörde arbeitet, wie mag da erst die Geschäftsbehandlung der Prozesse in den unteren Instanzen sein! Nimmt man noch hinzu, dass der Minister zu der noch schwebenden Rechtsfrage zu ungunsten der Angeklagten Stellung nahm, so kann man verstehen, wie erfolgreich für die Sozialdemokraten die Stellungnahme des Justizministers zum Königsberger Prozess war. Der Minister meinte, wir wollten ihn mit Schimpf und Schande davonjagen. Fällt uns gar nicht ein: die Propaganda, die er für uns macht, kann von der Sozialdemokratie gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

× ×

Kurze Chronik AM 21. November erfolgte in Detmold die Vereidigung des lippeschen Truppenkontingents auf den Grafregenten. × Der Reichstag nahm am 29. November seine Sitzungen wieder auf. × Das preussische Herrenhaus feierte am 30. November sein 50jähriges Bestehen. × In der Reichstagsnachwahl im Kreise Schwerin-Wismar am 2. Dezember siegte der nationalliberale Kandidat Büsing über den Sozialdemokraten.

RICHARD CALWER

Sozialpolitik

Arbeiterverhältnisse MIT den Verhältnissen der Uhrenfabrikarbeiter beschäftigt sich Dr. Heinrich Feuerstein in einer peinlich sorgfältigen sozialökonomischen Untersuchung *Lohn und Haushalt der Uhrenfabrikarbeiter des badischen Schwarzwalds* /Karlsruhe, Braunsche Hofbuchdruckerei/. Dr. Feuerstein stellte fest, dass unter Zugrundelegung einer an das Existenzminimum grenzenden Konsumgrösse die Löhne durchweg zu niedrig waren und bei 23 Budgetaufstellern sich im Durchschnitt sogar 40% unter der zu verlangenden Höhe hielten. Es besteht nach Feuerstein eine eigentümliche Lohnverkettung zwischen dem Familienvorstande und seinen in der gleichen Fabrik beschäftigten Angehörigen. Der Fabrikant sieht die gesamte erwerbsfähige Familie als ein einheitliches Ausbeutungsobjekt an. Dr. Feuerstein beweist dieses tatsächlich bestehende Verhältnis zahlenmässig an der Hand der Arbeiterbudgets. Durch den ungeschriebenen Familienvertrag legt der Arbeitgeber bei der Lohnabrechnung für die Familie als solche ein Lohnmaximum zu Grunde und nimmt dann an den Einzellöhnen entsprechende Abstriche vor, »wobei er der Frau gegenüber die Mitarbeit des Mannes, dem Manne gegenüber den Mitverdienst der Frau und der Kinder in Abzug bringt«. Die Arbeiterin — diese Feststellung Dr. Feuersteins ist sozialpolitisch sehr wertvoll — erhält für dieselbe Arbeitsleistung durchgängig gerade die Hälfte des Männerlohnes. Der Arbeitstag eines starken Drittels der Schwarzwälder Uhrenfabrikarbeiter erreicht erst an der physischen Unmöglichkeit seine Grenze. Dr. Feuerstein befehdet das in der Uhrenfabrikation herrschende absolutistische System und legt mutig eine Lanze für ein konstitutionelles Fabriksystem ein. In der Feuersteinschen Arbeit findet sich eine ganze Reihe feiner theoretischer Bemerkungen über das Lohnproblem, über die Methodik der statistischen Lohnerfassung und über die Aufstellung von Arbeiterbudgets.

× ×

Dienstmädchenwesen DIE sozialen Verhältnisse grossstädtischer Dienstmädchen erheischen dringend eine grundstürzende Reform; denn nach der trefflichen Schrift von Martha Marquardt *Der Beruf der weiblichen Hausangestellten und seine Forderungen* waren von den 1689 Mädchen, die in Berlin vom März 1900 bis März 1901 unter sittenpolizeiliche Kontrolle gestellt wurden, 1026, das heisst 60% derselben, aus dem Dienstbotenberufe direkt oder indirekt hervorgegangen. Von den in den preussischen Heilanstalten behandelten 11 522 weiblichen venerischen Personen waren 5489 Prostituierte und 2504 Dienstboten. In der Statistik der geschlechtskranken weiblichen Personen folgen die Dienstmädchen direkt auf die Prostituierten. Ein Drittel aller unehelichen Kinder im Deutschen Reich entfallen im Jahre 1900 auf Dienstboten. Es bildete sich 1899-1900 auf paritätischer Grundlage der *Verein Berliner Dienstherrschaften und Dienstangestellten*. Dieser Verein ging im März 1904 in einen *Verein für die Interessen der Hausangestellten* auf. »Den letzten Schritt«, so schreibt die klar den Interessenkonflikt zwischen Herrschaften und Dienstboten erfassende Frau Marquardt, »muss die junge Organisation noch tun, indem sie sich für rein gewerkschaftlich erklärt. . . .«

× ×

Prostitution DIE Missstände des deutschen Prostitutionswesens enthüllt die Denkschrift über das Bordellwesen in Deutschland, die im Auftrage des *Bundes deutscher Frauenvereine* von Katharina Scheven-Dresden verfasst worden ist. Die Enquête der Frauenvereine über das deutsche Bordellunwesen bringt Mitteilungen über die Prostitutionsverhältnisse von 162 deutschen Städten. Es bestehen Bordelle in Augsburg, Bayreuth, Bamberg, Annaberg, Bremerhaven, Freiburg i. B., Fürth, Hagenau, Meerane, Meissen, Memel, Metz, Reichenbach. Diese Statistik ist lückenhaft. Wir vermissen zum

Beispiel in dieser Statistik Magdeburg unter den Bordellstädten. Die Lokalisation der Prostitution in sogenannten *Bordellstrassen* ist durchgeführt: in Altena, Braunschweig, Cottbus, Crefeld, Dessau, Düsseldorf, Bremen, Mainz, Lübeck, Geestemünde, Halle a. S., Rastatt, Weissenfels, Weimar etc. Unter den Bordellmädchen befinden sich — das sittenlose Frankreich duldet einen derartigen Skandal nicht — zahlreiche Minderjährige. »In Sachsen, wo noch kein Fürsorgeerziehungsgesetz besteht, werden fast überall die Mädchen von 16 Jahren an zwangsweise der Kontrolle unterstellt, und in Leipzig erlaubt die Polizei bekanntlich den Eintritt Minderjähriger in die Bordelle. Eine Ausnahme machen die Städte Döbeln, Meerane und Plauen. In Bayern werden ebenfalls keine Minderjährigen eingeschrieben. In Baden scheint es der Diskretion der Polizei anheimgegeben zu sein, wie sie sich zu dieser Frage stellen will. Mannheim schreibt Minderjährige von 18 Jahren ein, Freiburg und Baden-Baden überhaupt nicht.«

DAS Prostitutionswesen Deutschlands erörtern regelmässig der *Abolitionist* (Redaktion: Katharina Scheven), die *Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* (Redaktion: Dr. Blaschko) und die *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* (Redaktion: Dr. Blaschko). Die rührigen abolitionistischen Frauenkreise Deutschlands veröffentlichten unter anderm folgende Flugschriften: *Die Übel der Reglementierung der Prostitution* von Katharina Scheven; *Die gesundheitlichen Gefahren der Prostitution* von A. Pappritz; *Warum erachtet die Föderation die Prostitution nicht als strafbares Vergehen?* Sehr verdienstlich ist die von abolitionistischen Kreisen ausgehende Herausgabe der epochemachenden Schrift der Frau Josephine Butler *Zur Geschichte eines grossen Kreuzzugs* /Dresden, Böhmert/. Interessante Einblicke in das Leben und Treiben der Berliner Prostitution bringt Hans Ostwald im I. Bändchen der *Grossstadtdokumente* /Berlin, H. Seemann Nachfl./: *Dunkle Winkel in Berlin*.

DER Rettung der Prostituierten lagen bis vor kurzer Zeit die durchweg von der *Inneren Mission* geschaffenen Rettungshäuser ob. Nach der vom Zentralausschuss herausgegebenen *Statistik der Inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche* /1900/ haben »27 127 Personen die Wohltat eines christlichen Hauses erfahren«. Das erste Rettungsasyl wurde 1821 aus den Überschüssen der *Meretrixengelder* der Hamburger Bordelle geschaffen. Seit einigen Jahren betreibt die *Heilsarmee* das Rettungswerk an Prostituierten im grossen Umfange. Nach ihrer Flugschrift *Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage* besass die *Heilsarmee* 115 Rettungshäuser für gefallene Mädchen. »Durch diese Rettungshäuser gingen bis heute 22 500 Mädchen und Frauen. Von dieser Zahl erwiesen sich nach einer Probe von 3 Jahren zirka 70% als zufriedenstellend.«

× ×

Vormundschaft DIE Notwendigkeit der Berufsvormundschaft predigt sehr eindringlich die sozialpolitisch so bedeutsame Arbeit Dr. O. Spanns *Die Stiefvaterfamilie unehelichen Ursprungs* /Berlin, Reimer/. An der Hand der Daten der Militärstammrolle Frankfurt a. M. wies Dr. Spann nach, dass die unehelichen Stiefkinder in Bezug auf ihre körperlichen Verhältnisse (Militärtauglichkeit) und in Bezug auf ihre beruflichen Verhältnisse den ehelichen gleichen Standes im wesentlichen gleichkommen, dass aber jene Unehelichen, welche nur unter Obhut ihrer Mutter heranwachsen, geradezu erschreckende Verhältnisse in Bezug auf ihre körperliche Tüchtigkeit (Tauglichkeit) und ihre berufliche Ausbildung zeigen. An die Untersuchungen Dr. Spanns knüpfte Dr. Chr. Klumker, Direktor der *Zentrale für private Fürsorge*, ein Nachwort, in dem er die wichtige sozialpädagogische Forderung aufstellte: die Generalvormundschaft darf nicht im 4. oder 6. Lebensjahre des Kindes enden, wie dies gegenwärtig meist gefordert wird, sondern muss bis zur Volljährigkeit währen. In Leipzig hatte nach dem städtischen Verwaltungsbericht über das Armenwesen der Stadt Leipzig im Jahre 1902 der Stadtrat Hentschel die Generalvormundschaft über 3441 Kinder des Ziehkinderamtes. Dem Generalvormund glückte vielfach die Heranziehung der unehelichen Väter zum Unterhalt der Kinder. Im Jahre 1901 zahlten die Väter für 1821 von 2960 Kindern. Im Jahre 1902 trugen allein durch Vermittelung des Ziehkinderamtes 569 Väter zum Unterhalt der Kinder bei, und für 88 Kinder wurde der Unterhalt aus den

Zinsen der vom Vater gezahlten Abfindungssumme bestritten.

× ×

Fürsorgeerziehung DIE Mängel der preussischen Fürsorgeerziehung sind wiederholt in den Kreisen der Sozialpolitiker und Verwaltungsbeamten zur Sprache gebracht worden. Die Kriminalität der jugendlichen Personen steigt und steigt. 1899 wurden in Preussen 27 820, 1901 dagegen schon 30 007 jugendliche Personen strafrechtlich verurteilt. Es wurden 1902 auf Grund des preussischen Fürsorgeerziehungsgesetzes 6196 Zöglinge der Fürsorgeerziehung in Preussen überwiesen. Es waren unter den Zöglingen 1885 oder 30,4 % bevormundet, 196 oder 3,2 % in Pflegschaft. Die von der Strafanstaltsverwaltung in Berlin herausgegebene *Statistik über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger und über die Zwangserziehung Jugendlicher* sagt wörtlich, die grosse Zahl der unter Vormundschaft oder Pflegschaft Stehenden weise darauf hin, »dass die Vormundschaft den Kindern nicht den nötigen Schutz gewährt hat«. Gerichtliche Urteile — zum Beispiel das Kammergerichtsurteil vom 8. Juli 1901 — haben die Wirksamkeit des Fürsorgegesetzes noch eingeschränkt. In einem vortrefflichen Aufsatze in dem Werkschen *Ausbildungskurse in der Fürsorgearbeit 1904* /Frankfurt a. M., *Zentrale für private Fürsorge*/ behandelt Referendar W. Polligkeit, Vorstandsmitglied der Zentrale, die Stellung der minderwertigen Kinder in der modernen Gesetzgebung. Er kommt in seiner Abhandlung zu dem Schluss: »In Preussen hat sich das Kammergericht auf den Standpunkt gestellt, dass Fürsorgeerziehung erst dann angeordnet werden dürfe, wenn besondere erziehliche Massnahmen nötig seien und alle anderen Mittel zur Erziehung versagten. So engherzig diese Auffassung jemandem erscheinen mag, so ist sie, rein juristisch genommen, unanfechtbar. Soll hier eine Reform den tatsächlichen Bedürfnissen abhelfen, so muss sie im Wege einer Gesetzesänderung erfolgen.«

× ×

Kinderarbeit DIE gewerbliche Beschäftigung der Kinder hat in Breslau die Kinderschutzkommission der Lehrer durch Ermittelungen vom 18. Dezember 1903 und vom 3. März 1904 festzustellen gesucht. Die Zahl der beschäftigten Kinder betrug nach der Ermittelung vom 18. Dezember 1903 4205. Zur genauen Beleuchtung des nachteiligen Einflusses ungeeigneter und übermässiger Kinderarbeit wurden die Verhältnisse von 4191 Kindern herangezogen. Unter den 4191 Kindern, welche in der Ermittelung als beschäftigt aufgenommen worden waren, war bei 1609 Kindern, das sind zirka 38 %, ein nachteiliger Einfluss erkennbar. Der nachteilige Einfluss war erkennbar: 1. in körperlicher Beziehung bei 593 Kindern, 2. hinsichtlich des Schulbesuchs a) durch Zuspätkommen bei 71 Kindern, b) durch Versäumnis des Unterrichts bei 56 Kindern, 3. hinsichtlich der Anfertigung der Hausaufgaben bei 492 Kindern, 4. hinsichtlich der Leistungen in der Schule bei 760 Kindern, 5. in sittlicher Beziehung bei 41 Kindern. Gegen das Kinderschutzgesetz konnte die Kinderschutzkommission der Lehrer die gröbsten Verstösse konstatieren. Es haben zum Beispiel »mindestens 700 Kinder in Widerspruch zu der gesetzlichen Bestimmung die Lösung der Arbeitskarte unterlassen oder sogar die Tätigkeit ausgeübt, obgleich sie noch nicht 12 Jahre alt waren.« Die Ermittelungen der Breslauer Kinderschutzkommission der Lehrer sind unter dem Titel *Bericht über die Feststellungen, betreffend die gewerblich beschäftigten Breslauer Volksschulkinder,* von Karl Fischer /Breslau, Priebatsch/ erschienen.

× ×

Schlafgängerwesen ÜBER das Schlafgängerwesen in den Rheinlanden trägt der soeben erschienene Jahresbericht des *Rheinischen Vereins zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens* für 1903-1904 zahlreiche Tatsachen zusammen. In Essen hatten nach einer Erhebung Dr. Wiedfeldts 2599 Haushaltungen oder 7,1% sämtlicher Wohnungen 7851 Schlafgänger, im Durchschnitt 3 Schlafgänger auf den Haushalt, während ausserdem noch 1577 Haushaltungen (3%) 2941 Aftermieter hielten, worunter wahrscheinlich auch noch Schlafleute stecken. In Cöln waren im Jahre 1890 3671 Schlafgänger oder 1,30% der Bevölkerung vorhanden, 1900 dagegen 7854 Schlafgänger oder 2,2% der Bevölkerung. Es vermehrten sich also die Schlafgänger um 114,2%. In Elberfeld kommen auf 100 Einwohner im Durchschnitt 2 Schlafgänger und 0,9 Einmieter. Meiderich wies auf die gesamte Bevölke-

rung 2.2% Schlafgänger auf. In zwei Jahren, 1902 und 1903, vermehrten sich die Schlafgänger um 33.7%. Es gewährten 1389 Kost- und Quartiergeber in Düsseldorf 4148 Personen beiderlei Geschlechts Unterkunft. Es kamen durchschnittlich 3 Personen auf 1 Quartier beziehungsweise 2 auf je 100 der Bevölkerung. Oberhausen gar hatte auf je 100 Einwohner schon 7.3 Kost- und Quartiergänger. Bei einer Revision der Kostgängerquartiere Oberhausens im Jahre 1903 wurden allein 22,3% der Quartiere beanstandet und 19,3% der Quartiergeber wegen Übertretung der Polizeiverordnung bestraft. In den Industriezentren des Rheinlands nimmt das Schlafgängerwesen in einem bedenklichen Umfang zu und zeitigt dort die schwersten Missstände in hygienischer und sittlicher Hinsicht.

× ×

Krankenversicherung ZWEI Dezennien Krankenversicherung sind nun über Deutschland dahingegangen. Es war sicher kein sozialpolitischer Schwarmgeist, der an der Wiege der deutschen Krankenversicherung stand. Diese Versicherung war ursprünglich nur als eine Ergänzung der Armenpflege gedacht. Am 1. Januar 1885 waren im Deutschen Reiche 3 727 231 Personen versichert, am 1. Januar 1901 dagegen 9 087 711. In diesen Ziffern sind nicht die versicherten Mitglieder der Knappschaftskassen enthalten. Die Krankenkassenverwaltungen der ersten Zeit hoben ihren Blick kaum über die ärmlichen Mindestleistungen des Krankenversicherungsgesetzes hinweg. Erst nach und nach richteten sie ihre Augen auf höhere, im Rahmen der Versicherung liegende sozialhygienische Ziele. Die Krankenkassen einiger Grossstädte schufen die Familienversicherung, sie förderten die moderne Heilstättenpflege für Schwindsüchtige, sie errichteten Sanatorien und Genesungsheime. Sie schlossen sich begeistert den grossen Volksbewegungen für die Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus an. Sie riefen hygienische Vorlesungskurse für ihre Mitglieder ins Leben. Im Dienste der Krankheitsverhütung spürten sie den Ursachen der Gewerbekrankheiten nach und wirkten in Berlin, namentlich aber in Strassburg i. E., an der Wohnungsreform emsig mit. Wenn wir heute eine Herabminderung der Volkssterblichkeit konstatieren können, so müssen wir für diese erfreuliche Tatsache zum Teil den Einfluss der deutschen Krankenversicherung in Rechnung stellen. Mit Recht schrieb die *Sächsische Arbeiterzeitung* vor kurzem: »Heute kann es sich für die Arbeiterschaft nicht mehr für oder gegen die Krankenversicherung handeln, sondern lediglich um ihre gründliche Verbesserung.«

× ×

Invalidenversicherung DER Einfluss der Versicherten in den Landesversicherungsanstalten ist selten in der Arbeiterpresse zum Gegenstand einer Erörterung gemacht worden. Am 15. November 1904 beriet nun der Ausschuss der Berliner Stadtverordnetenversammlung eine Magistratsvorlage, die ein neues beamtetes Vorstandsmitglied in den Vorstand der Landesversicherungsanstalt Berlin einsetzen wollte. Die Anstalt Berlin würde sich sodann vier beamteter Vorstandsmitglieder erfreuen, während die über 400 000 Berliner Versicherten nur durch 2 Vorstandsmitgliedeer vertreten sind. Die Versicherungsanstalten Bayerns haben bis heute durchweg nur ein beamtetes Mitglied im Vorstande. Der Schwerpunkt der Verwaltung liegt in Bayern also in den Vertretern der Arbeiter und Arbeitgeber. Die preussischen Landesversicherungsanstalten sind in der Zusammensetzung ihrer Vorstände durchweg Beamtenkörperschaften, die bayerischen dagegen Selbstverwaltungskörperschaften. Den Versicherten erwächst nun die Aufgabe, die Verfassungen der Landesversicherungsanstalten zu demokratisieren. Die Vertreter der Arbeiter und Arbeitgeber im Ausschuss der Landesversicherungsanstalten haben nach § 70 des Invalidenversicherungsgesetzes die Zahl der dem Vorstand angehörenden Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten zu bestimmen. Die Regelung der Befugnisse des Vorstandes, namentlich des Vorsitzenden, liegt ebenfalls in der Hand des Ausschusses. Der Ausschuss kann seine Rechte gegenüber dem Vorstand erweitern und sehr wichtige Vorstandsgeschäfte dem Gesamtvorstand und nicht dem beamteten Vorsitzenden übertragen. DAS Heilverfahren der Landesversicherungsanstalten ist ja in den letzten Jahren erheblich erweitert worden. Einige Anstalten gehen allerdings im Schritt der

Krähwinkeler Landwehr vorwärts. Die Landesversicherungsanstalt Schleswig-Holstein erstreckte 1903 das Heilverfahren auf nur 16 Personen mehr, als im Vorjahr, im Jahre 1902 auf 913 Personen, im Jahre 1904 auf 929 Personen. Die Landesversicherungsanstalt Elsass-Lothringen tat in diesem Jahre einen bedeutend tieferen Griff in ihre Kasse zu gunsten der erkrankten Versicherten. Sie verausgabte im Jahre 1903 169 023,26 M., im Jahre 1902 gab sie nur 117 047,98 M. aus. Im Jahre 1903 kam das Heilverfahren 718 Personen, 1902 dagegen nur 493 Personen zu gute.

× ×

Alkoholfrage DER Kampf gegen den Alkoholismus ist nun ebenfalls von der Sozialdemokratie tatkräftig begonnen worden. Der sozialdemokratische Parteitag zu Bremen hielt diesen Kampf im Interesse des Fortschreitens der sozialdemokratischen Bewegung »für unbedingt erforderlich«. Die rührige *Vorwärts*buchhandlung trat sofort mit einer wirksamen Propagandaschrift gegen den Alkoholismus hervor: *Alkoholfrage und Arbeiterklasse* von Dr. med. Fröhlich-Wien (5. Heft der *Arbeitergesundheitsbibliothek*). Die deutsche Sozialdemokratie ist somit in die Fussstapfen der österreichischen und belgischen Sozialdemokratie getreten. Vandervelde räumte schon vor Jahren mit dem Volksvorurteil auf, dass der Alkoholismus eine notwendige Begleiterscheinung des sozialen Elends sei. Er wies für Belgien nach, dass mit dem Steigen der Löhne um das Dreifache der Schnapskonsum um das Fünffache stieg, während sich die Bevölkerung nur verdoppelte. Eine Erhöhung der Löhne hat sich bisher vielfach in eine unverhältnismässig gesteigerte Vermehrung des Alkoholverbrauchs umgesetzt. In England geht die *National Temperence League* sehr erfolgreich vor. Sie veröffentlichte jüngst folgende Flugschriften: Nr. 10: *Drink und trade unionism*, eine Rede Dr. Fröhlichs; Nr. 11: *Drink and young labour*, eine Rede Dr. V. Adlers; Nr. 12: *Drink and socialism*, eine Rede E. Vanderveldes.

× ×

Kurze Chronik AM 29. November erfolgte die Eröffnung des badischen Tuberkulosemuseums in Karlsruhe × Am 30. November kamen die Resolutionen des Zentrums, der Konservativen und Nationalliberalen, die sich mit der Regelung des Ausverkaufswesens befassen, im Reichstag zur Verhandlung.

× ×

Literatur *DIE deutschen Herbergen* von Hans Ostwald (*Sozialer Fortschritt*, 22. Heft) /Leipzig, F. Dietrich/ Auszüge aus dem Werke des Autors *Die Bekämpfung der Landstreicherei.* × In 2., vermehrter Auflage erschien im Verlag der Buchhandlung *Vorwärts* der *Führer durch das Invalidenversicherungsgesetz.* × In einem schwungvollen Weckruf *Von der Grundrentenheimholung* /Darmstadt, E. Roether/ bekämpft Professor Staudinger das Bodenbesitzmonopol. IN Nr. 21 der *Volkswirtschaftlichen Blätter* wirft Reichstagsabgeordneter Dr. Potthoff den Einberufern des Frankfurter Wohnungskongresses vor: »Sie wussten nicht, was sie wollten.« × Professor Lujo Brentano wünscht in der Münchener Wochenschrift *Freistatt* von den Erfahrungen des Wohnungskongresses den Anstoss zu einer kräftigeren Neuorganisation aller wahrhaft national und sozial Denkenden in allen Fragen des öffentlichen Lebens. PAUL KAMPFFMEYER

Soziale Kommunalpolitik

Preussischer Städtetag DER preussische Städtetag tagte am 6. und 7. Dezember zu Berlin. Seinen Verhandlungen sah man diesmal mit grosser Spannung entgegen; war doch ein doppelter Protest gegen die von der staatlichen Bureaukratie unternommenen Angriffe auf die kommunale Selbstverwaltung zu erwarten: der eine gegen die Eingriffe in die Verfügungsrechte der Gemeinden über die von ihnen gebauten Schulanstalten, der andere gegen die Ausdehnung der Rechte der Polizeibehörden, die der neue preussische Wohnungsgesetzentwurf brachte. Man kann nicht gerade behaupten, dass die Anordnung der Vorträge eine glückliche gewesen ist: die Erkrankung eines Referenten tat denn noch das ihre, die beabsichtigte Steigerung in den Verhandlungen abzubrechen. Sicher wäre der Städtetag wirkungsvoller gewesen, wenn er den ersten Beratungsgegenstand *Das Fluchtliniengesetz und die mit ihm in Verbindung stehenden Bestimmungen des Enteignungsgesetzes* von der Tagesordnung abgesetzt und sich auf die beiden anderen

Themata beschränkt hätte. So wichtig und dringend eine Umgestaltung des Fluchtlinien- und des Enteignungsgesetzes ist, so hätten doch die wesentlich technischen Fragen, deren Bedeutung für die Bekämpfung der elenden Wohnungszustände von uns ganz gewiss nicht unterschätzt wird, gegenüber den beiden politischen Gegenständen besser zurückgestanden. Die interessanten Vorträge der Referenten fanden nicht die Würdigung, die sie verdienten. Es war daher das beste, dass der Städtetag sich nach kurzer Debatte dahin einigte, die Reformbedürftigkeit des Fluchtliniengesetzes zu konstatieren, ohne sich in die Diskussion der zahlreichen Einzelheiten zu verlieren. Nach dem Fluchtliniengesetz kamen dann *Die Rechte der Städte in ihren Schulen* zur Verhandlung. Selbst bei mildester Beurteilung lässt sich nicht behaupten, dass die Referate oder die Verhandlungen auf der Höhe gestanden hätten, die der Bedeutung des Gegenstandes angemessen war. Es handelte sich doch nicht allein um das von der Regierung für sich in Anspruch genommene Verfügungsrecht über die städtischen Schulen auch ausserhalb der Schulstunden, sondern um die viel grössere Frage der kommunalen Verwaltung des Schulwesens, und zwar nicht allein der äusseren, sondern ebensosehr der inneren Verwaltung. Es kam doch nicht darauf an, festzustellen, ob der Erlass des Kultusministers vom 17. November 1903 über die Verwendung der Elementarschulräume durch die Gemeinden zu anderen Zwecken, als zu denen des Elementarunterrichts, sich innerhalb der Grenzen veralteter Instruktionen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts gehalten hat oder nicht. Freilich konnte aber nur nebenbei der Nachweis geführt werden, dass sich der Minister in Widerspruch zu den Grundlagen seines Erlasses gesetzt habe, dass ihm nicht einmal auf Grund der veralteten Instruktionen das Recht zu solchen Eingriffen zustehe. Der Kernpunkt war dies aber nicht. Der Referent zitierte das Wort Gneists von der Umkehrung der Gesetze durch die Verwaltung. Man habe heute das Gefühl, als ob dem Staate und der Schulbehörde fast das Gefühl verloren gegangen sei, dass in dem städtischen Schulwesen auch ein Stück Selbstverwaltung stecke. Er stellte dann die Frage: ›Wird der Staat dieses Empfinden bei dem neuen Schulgesetz wiederfinden?‹ Er beantwortete sie voll Resignation: ›Der Schulkompromiss lässt dafür wenig Hoffnung. Auf die konfessionelle Schule will ich nicht eingehen, denn das ist Politik.‹ Von einer Umkehrung der Gesetze durch die Verwaltung kann aber keine Rede sein, da es überhaupt kein Schulgesetz gibt. Dieser Mangel, dieser rechtlose Zustand ermöglicht es der staatlichen Bureaukratie, das ganze Gebiet des Schulwesens für sich in Anspruch zu nehmen, es nach ihrem Ermessen, nach ihrer Laune zu reglementieren. Wollte also der Städtetag die Rechte der Gemeinden schützen, so musste er ein Schulgesetz verlangen und aussprechen, dass den Gemeinden die Verwaltung des Schulwesens, die äussere wie die innere, auf Grund und nach den Bestimmungen des Schulgesetzes in eigener Zuständigkeit zukommen müsse, der staatlichen Bureaukratie aber nur die Kontrolle der kommunalen Schulverwaltungstätigkeit in derselben Weise, wie die Aufsicht über die kommunale Verwaltung überhaupt zustehen dürfe. Das wäre freilich Politik gewesen — aber wollte man denn die Politik von den Verhandlungen des Städtetages ausscheiden? Offenbar — und so brachte man es tatsächlich fertig, die grosse Frage auf das Niveau einer juristischen Interpretationsstreitigkeit herabzudrücken. Diese Tatsache kommt recht deutlich in der saft- und kraftlosen Resolution zum Ausdruck, die der Städtetag gegen eine Stimme, wohl die des Bürgermeisters von Weissenfels, eines ausgemachten Sozialistentöters, annahm. Glaubte man wirklich, mit ihr den staatlichen Aufsichtsbehörden imponieren zu können?

DAS Referat über den preussischen Wohnungsgesetzentwurf erstattete Oberbürgermeister Zweigert, der darin die von ihm schon früher an anderer Stelle geübte Kritik wiederholte. Sein Referat gestaltete sich zu einem scharfen Angriff auf die staatliche Bureaukratie, deren Aufsicht über die Bebauungspläne, wie das Berliner Beispiel zeige, völlig wertlos sein würde. Die Regierung könne sich ja doch nur auf ihre Organe stützen, und diese Organe seien — Schutzleute, Nachtwächter, Polizeiwachtmeister. Von diesen würde es also abhängen, ob das Bedürfnis für Strassenbauten und Bebauungspläne vorliege! Bitter, aber im wesentlichen zutreffend. Und ebenso richtig der weitere allgemeine Satz: ›Die Polizei ist nicht geeignet, organische kom-

munale Einrichtungen zu fördern.« Auch was der Referent gegen die Steuererleichterungen ausführte, durch die der Kleinwohnungsbau begünstigt werden soll, ist unseres Erachtens durchaus zutreffend. Scharf tadelte er es, dass der Entwurf vor dem Lande und dem Gutsbezirke Halt mache, obwohl die Verhältnisse dort ebenso schlecht sind, wie in den Städten. Die kurze Debatte, die keine Erwähnung verdient, endigte mit der Annahme der von dem Referenten vorgeschlagenen Resolution, nach welcher das Eingreifen der Gesetzgebung zur Beseitigung der auf dem Gebiete des Wohnungswesens herrschenden Uebelstände für notwendig erklärt und zugleich anerkannt wird, dass die in den Artikeln 4 und 5 des Gesetzentwurfs über den Erlass von Wohnungsordnungen und über die Einführung einer kommunalen Wohnungsbeaufsichtigung gegebenen Vorschriften als eine geeignete Grundlage für die gesetzliche Regelung gelten können. Den vorgeschlagenen Abänderungen des Fluchtlinien- und des Kommunalabgabengesetzes könne dagegen nicht zugestimmt werden, da die Beschränkung der Selbstverwaltung die grössten Bedenken erwecke und eine gedeihliche Städteerweiterung gefährde.

× ×

Württembergische Gemeindeordnung SEIT Beginn der neuen Session beschäftigt sich der württembergische Landtag mit der Durchberatung des Entwurfes einer neuen Gemeindeordnung, nachdem sich eine Kommission desselben bereits monatelang an demselben abgemüht hatte. In der Kommission waren zahlreiche kleine Änderungen des Regierungsentwurfs vorgenommen worden, an den grundlegenden Bestimmungen hatte dieselbe aber mit sehr wenigen Ausnahmen festgehalten. Die eine dieser Änderungen bezog sich auf die Organisation der Gemeindebehörden in den kleineren Gemeinden. Hier hatte der Entwurf der Regierung einen anerkennenswerten Fortschritt gebracht. Nach bisher geltendem Rechte gibt es zwei Körperschaften bei der Gemeindeverwaltung: den Gemeinderat, der die eigentliche Verwaltungskörperschaft darstellt, und den Bürgerausschuss, der als Kontrollorgan fungiert, zugleich aber bei den wichtigsten finanziellen Akten, der Aufstellung des Etats und der Prüfung der Rechnung mitwirkt. Beide Körperschaften werden von der Bürgerschaft direkt gewählt. Diese Anordnung zweier Organe gleichen Ursprungs bedeutet offenbar, namentlich aber für die kleineren Gemeinden, eine völlig überflüssige Kompliziertheit der Verwaltungsmaschinerie, die den Geschäftsgang unnötig schwerfällig machen und zu Konflikten führen muss. Es war also wohl begründet, wenn die Regierung statt der beiden Organe eins, einen vergrösserten Gemeinderat, vorschlug und das Zweikollegial- durch das Einkollegialsystem ersetzen wollte. Leider fiel dieser Fortschritt den politischen Bedürfnissen der einflussreichen Volkspartei zum Opfer. Schon in den Vorberatungen und dann in der Generaldebatte über den Entwurf gelang es ihr, ihren Standpunkt durchzudrücken und durch eine demagogische Agitation, die die Aufhebung des Bürgerausschusses als den Raub eines grossen Volksrechtes hinstellte, zweifelhafte Gemüter bei den anderen Parteien zu sich herüberzuziehen. Nachdem sich das Plenum für die Beibehaltung der überflüssigen Körperschaft ausgesprochen hatte, wurden dann von der Kommission unter Beihilfe der Regierung die erforderlichen Bestimmungen in den Entwurf hineingearbeitet. Ein Versuch der sozialdemokratischen Fraktion in der zweiten Lesung, das Einkollegialsystem wieder herzustellen, musste infolgedessen erfolglos bleiben.

EBENSO ängstlich bemüht, das Bestehende zu konservieren, war die Volkspartei in der Frage des Wahlrechts. Württemberg gehört zu der Gruppe der Bundesstaaten, die die Bürgergemeinde beibehalten, also die Tatsachen der modernen wirtschaftlichen Entwickelung bisher unberücksichtigt gelassen haben. Dass der Regierungsentwurf keine Neuregelung des Wahlrechtes im Entwurfe vornahm, war deshalb nicht zu verwundern, weil die Ersetzung der Bürgergemeinde durch die Einwohnergemeinde in erster Linie der Sozialdemokratie zu gute kommen muss. Dass aber die Volkspartei, die sich ihrer demokratischen Grundsätze allzeit rühmt, mit der ganzen Rückständigkeit der Philister für die Beibehaltung der veralteten Bürgergemeinde und damit für den Ausschluss grosser Bevölkerungsteile vom Wahlrecht eintreten würde, hätte man selbst nach der neuesten Entwickelung dieser Partei nicht voraussehen können. Es war ein taktisch geschickter Zug der sozialdemokratischen Fraktion, diese Fragen des Wahlrechts

und der Bürgergemeinde, die in der ersten Lesung und in der Kommission nicht genügende Würdigung gefunden hatten, noch einmal bei der zweiten Lesung anzuschneiden und durch bis ins einzelne ausgearbeitete Anträge die bürgerlichen Parteien zur Stellungnahme zu zwingen. Da war es denn höchst bezeichnend, zu sehen, wie bei der Beratung der Anträge alle bürgerlichen Parteien, an der Spitze die Volkspartei, jede Ausdehnung des kommunalen Wahlrechts verwarfen, wie sie aber trotzdem bei einem kurz darauf folgenden Paragraphen das Bedürfnis empfanden, noch einmal — und zwar diesmal in wesentlich entgegenkommender Weise — Stellung zu nehmen. Taktisch klug, wie immer, hatte das Zentrum die Notwendigkeit erkannt, auf die schroffe Ablehnung zu verzichten. Es brachte nicht nur eine Resolution, die die Reformbedürftigkeit des Gemeindeangehörigkeitsgesetzes anerkannte, sondern auch einen Antrag ein, der allen Einwohnern der Gemeinde nach dreijähriger Aufenthaltsdauer das aktive Wahlrecht geben wollte, brach also mit der alten Bürgergemeinde und stellte sich auf den Boden der von der Sozialdemokratie geforderten Einwohnergemeinde. So das reaktionäre Zentrum! Und was tat die *demokratische* Volkspartei? Sie erklärte sich nur bereit, die Bürgerrechtgebühr von 10 auf 2 M. herabzusetzen, hielt aber im übrigen an allen die Arbeiterschaft und die übrigen beweglicheren Elemente des Volkes schwer schädigenden Bestimmungen des Gesetzes von 1885 fest. Bei der Abstimmung sah man sie in trauter Gemeinschaft mit dem Bauernbund, den Privilegierten, den Rückschrittlern der deutschen Partei jeden Fortschritt niederstimmen.

EIN, freilich nur wenig erfreulicheres Resultat ergaben die Debatten über die Paragraphen des Entwurfes, die sich mit der Wahl und Amtsdauer des Ortsvorstehers beschäftigten. Württemberg teilt bisher mit Mecklenburg den *Ruhm*, lebenslängliche Ortsvorsteher zu besitzen. Alle gesetzgeberischen Versuche, diese missbräuchliche Institution abzuschaffen, waren bisher an den grossen reaktionären Widerständen gescheitert. Nun brachte der Regierungsentwurf wiederum die Aufhebung der Lebenslänglichkeit, dehnte sie aber nicht auf die im Amte befindlichen Schultheissen aus. Die Regierung konnte sich für diese Regelung auf frühere Kammerbeschlüsse berufen und fand mit dieser Berufung bei den Parteien das erforderliche Verständnis. Überraschend war nur, dass in der 2. Lesung von der Volkspartei gar kein energischer Vorstoss gemacht wurde, auch die im Amte befindlichen Schultheissen einer Neuwahl zu unterwerfen, obschon gerade sie in früheren Jahren mit grossem Pathos die Rückwirkung gefordert hatte. Auch wenn ein Erfolg ausgeschlossen gewesen wäre, so hätte eine demokratische Partei doch die Pflicht gehabt, mit allen ihren Kräften für die allgemeine Wirksamkeit der Wahl und gegen die Anerkennung erworbener Rechte der Ortsvorsteher auf die Fortzahlung ihres Gehalts einzutreten. Aber die Zeiten, in denen die Volkspartei noch das Bedürfnis empfand, sich radikaldemokratisch zu gebärden, sind längst vorbei. Ihre Führer sind Staatsmänner geworden, die nur von Zeit zu Zeit den Demokraten spielen, und sehen das Ziel ihrer Politik in der Vereinigung mit der deutschen Partei, die seit Jahren vollständig abgewirtschaftet hat und sich in ihren bisher sichersten Wahlkreisen des Ansturmes der Bauernbündler nicht zu erwehren weiss. Die Aufhebung der Lebenslänglichkeit des Ortsvorsteheramts bedeutet ohne Zweifel einen Fortschritt, dessen unmittelbare Bedeutung aber durch eine Beschränkung auf die zukünftig zu wählenden Ortsvorsteher ungeheuer abgeschwächt wird. Ein weiterer Fortschritt — allerdings nur ein recht kleiner — muss darin gefunden werden, dass das bisher fast unbeschränkte Bestätigungsrecht der Regierung weiter eingeengt wurde — trotz des Widerspruches des Ministers des Innern.

ZU allgemein interessanten Debatten kam es wieder bei der Beratung über die Verfassung der grösseren Städte. Für sie hatte der Regierungsentwurf eine Art von Magistratsverfassung vorgesehen, die zwar nach preussischem Bilde geformt war, aber doch wesentlich liberalere Züge aufwies, als dieses. Die Mitglieder des Stadtrats sollten danach von der Stadtverordnetenversammlung, die aus direkten Wahlen nach dem System der Verhältniswahl hervorgeht, aus ihrer Mitte gewählt werden. Der Stadtrat sollte die ausführende Körperschaft sein, die Ziel und Richtung ihrer Tätigkeit von der Stadtverordnetenversammlung erhält. Wie der Minister des Innern

ausführte, war der Stadtrat als Verwaltungsausschuss gedacht; die Regierung hatte aber leider nicht den Mut, das Einkollegialsystem rein durchzuführen und mit der Verwaltungsausschusseigenschaft des Stadtrates Ernst zu machen. So wurde die Stellung der beiden Kollegien zu einander eine durchaus unklare, die notwendigerweise schwere Konflikte mit sich bringen musste. Hier setzten denn auch die Gegner dieser Regelung, wiederum an der Spitze die Volkspartei, nicht ungeschickt ein. Die Haltung dieser Partei war in erster Linie von dem Bestreben diktiert, die herrschende Position auf dem Stuttgarter Rathause, die sie einer eigentümlichen Gestaltung des Stärkeverhältnisses der grossen Parteien, der sozialdemokratischen und der deutschen Partei, verdankt, möglichst ungeschwächt zu erhalten. Dabei lag ihr zugleich daran, die Stellung des Oberbürgermeisters — das Amt wird zurzeit von einem der Volkspartei nahestehenden Herrn bekleidet — gegenüber der des Stadtverordnetenvorstehers zu verstärken. Sie lehnte deshalb die Regierungsvorlage und das Einkollegialsystem, das die Sozialdemokraten vorschlugen, ab und verlangte die Beibehaltung der bisherigen Verfassung, nur mit den Änderungen, die der Landtag bisher bei der Beratung der Verfassung für die kleinen Gemeinden vorgenommen hatte, also: Gemeinderat und Bürgerausschuss, der eine Verwaltungsorgan, der andere Kontrollorgan mit dem Rechte der Initiative. Beide Körperschaften sollten auf gleiche Weise direkt mittels Proportionalwahl gewählt werden. Da die Regierung mit aller Entschiedenheit erklärt hatte, dass sie die Proportionalwahl in dem Fall der unveränderten Beibehaltung der beiden Kollegien nicht konzedieren könne, so hätte die Volkspartei ihre Ziele vollständig erreicht. Es würde bei der Listenwahl bleiben und dieser Partei damit, wie bisher, die Möglichkeit gegeben sein, in Stuttgart das Zünglein an der Wage zu sein. Bisher sind ihre Bestrebungen nicht ohne Erfolg geblieben. Ihr Antrag in der 2. Lesung, den Abschnitt des Entwurfes, der sich mit der Verfassung der grossen Städte beschäftigt, an die Kommission zurückzuverweisen und nach den Bestimmungen über die Verfassung der kleinen Gemeinden umzuarbeiten, fand Stimmengleichheit und wurde durch Stichentscheid des Vorsitzenden angenommen. Da bei der Abstimmung zahlreiche Mitglieder gefehlt haben, dürfte die Sache damit noch nicht endgültig erledigt sein.

× ×

Armenverwaltung und Streikbrechertum WIE gering das sozialpolitische Verständnis in den Kreisen der Stadtverwaltungen ist, dafür liefert der folgende Vorfall einen sprechenden Beweis. Die städtische Armenverwaltung in Aachen hat arbeitslose Weber, die Armenunterstützung erhielten, angewiesen, bei einer Firma, die mit ihren Arbeitern wegen Lohnfragen in Streit war, Arbeit zu suchen. Trotz Widerspruchs der Arbeiter und der Organisation der christlichen Textilarbeiter hat die Abteilung II der Armenverwaltung, die die oberste Instanz für die sämtlichen städtischen Armenpfleger darstellt, erklärt, an ihrer Entscheidung festhalten zu müssen. Sie stützte sich dabei auf Entscheidungen des Bundesamts für das Heimatwesen, das entschieden habe, bei Gewährung von Unterstützungen sei lediglich die gegenwärtige Not zu bekämpfen, die Gestaltung der Zukunft der Unterstützten komme nicht in Frage. Nun, mag das Bundesamt eine derartige Begründung für eine seiner Entscheidungen gegeben haben, damit wird die sozialpolitisch durchaus verwerfliche Haltung der Aachener Stadtverwaltung nicht besser. Was bedeutet denn ihr Vorgehen anders, als dass sie die in berechtigtem Lohnkampfe stehenden Arbeiter im Kampfe um bessere Arbeitsbedingungen, durch die gerade einer späteren Verarmung am besten und sichersten vorgebeugt wird, aufs schwerste schädigt. In bureaukratischer Beschränktheit sündigt sie also gegen ihre eigenen Aufgaben. Denn diese bestehen ja nicht nur darin, an Verarmte Armenunterstützung zu zahlen, sondern auch durch eine zweckmässige Armenpflege zukünftige Verarmung unmöglich zu machen. Um einer Gruppe von arbeitslosen Webern keine Unterstützung zahlen zu müssen, trägt die Aachener Armenverwaltung kein Bedenken, eine andere Gruppe dauernd arbeitslos zu machen und zugleich die Löhne und sonstigen Arbeitsbedingungen herabsetzen zu helfen. Hat sich die Armenverwaltung ferner nicht klar gemacht, wie sehr ihr Verhalten in der Arbeiterschaft Hass und Erbitterung gegen die städtische Armenverwaltung grossziehen muss? Und wie will sie diesen gleichen, von ihr schwer ge-

schädigten und erbitterten Arbeitern wieder als Unterstützerin entgegentreten?

× ×

Kurze Chronik DER Berliner Stadtverordnetenausschuss zur Vorberatung der Magistratsvorlage über den Bau von 5 städtischen Strassenbahnlinien hat dieselbe angenommen und damit den entscheidenden Schritt zum Ausbau des städtischen Strassenbahnnetzes getan. × Am 27. November fand in München eine Arbeitslosenzählung auf der Grundlage des *Haus zu Haus*systems statt. Wir werden über die Ergebnisse derselben später berichten. × Der Rat der Stadt Leipzig hat das im Jahre 1898 beschlossene Regulativ über Teilvermietungen in Kraft gesetzt. × Die Stadtgemeinde Essen kaufte in der Nähe der Stadt für 1½ Mill. M. Grundstücke, um einen Stadtwald anzulegen. × Die Wohnungsenquête der Stadt Fürth ist nunmehr beendet. Man hofft, die Bearbeitung des Materials in 4 Monaten fertigstellen zu können. × Die hessische Regierung hat bei der Kammer einen Entwurf, betreffend die Neuregelung des Gemeindesteuerwesens, eingebracht. HUGO LINDEMANN

Sozialistische Bewegung

Gemeindewahlen DIE Stadtverordneten- und Gemeinderatswahlen der letzten Wochen haben der Sozialdemokratie in einer grossen Aazahl von Orten gute Erfolge gebracht: In Berlin wurde für den ausgeschiedenen Genossen Dr. Freudenberg der Genosse Wengels mit 1418 gegen 120 freisinnige Stimmen gewählt. In Magdeburg-Neustadt und Sudenburg wurden die beiden sozialdemokratischen Kandidaten wiedergewählt. In dem Bergarbeiterdorfe Rüdinghausen bei Dortmund erlangten unsere Parteigenossen die Mehrheit im Gemeinderat. Die Parteigenossen in Solingen eroberten 4 neue Mandate, so dass sie jetzt 8 von den 10 Mandaten der 3. Klasse in der dortigen Stadtverordnetenversammlung besitzen. In Stettin gewannen unsere Parteigenossen 4 neue Mandate, sie zählen nunmehr 17 Mitglieder im Kollegium. In Frankfurt a. M., wo die demokratische Partei sich durch den 12000 M.-Zensus die Mehrheit in der Kommunalverwaltung gesichert hat, sind trotzdem bei den letzten Wahlen zwei neue Sitze erobert worden, so dass die sozialdemokratische Vertretung im Frankfurter Stadthaus nunmehr 3 Mann stark ist. Eine ehrenvolle Niederlage erlitten unsere Genossen in Dresden; dort brachten es die Antisemiten auf 11500 Stimmen, während auf unsere Kandidaten 10300 Stimmen entfielen. Unser Stimmenzuwachs seit den letzten Wahlen beträgt 4300 Stimmen. In Sachsen-Altenburg hat unsere Partei ebenfalls sehr befriedigende Erfolge erzielt. In der Stadt Altenburg selbst wurden vor zwei Iahren die ersten 5 Sozialdemokraten gewählt; das Resultat der letzten Wahlen war die Eroberung von weiteren 4 Mandaten. In den Städten Schmöllen, Eisenach und Ronneburg befinden sich sämtliche Sitze der 3. Abteilung in unseren Händen. Ausserdem sitzen in einer erheblichen Anzahl von Landgemeinden sozialdemokratische Vertreter. Bei den Gemeindewahlen in Mainz und Darmstadt sind zwischen unseren Parteigenossen und den bürgerlichen Parteien Wahlkompromisse abgeschlossen worden; in Mainz wurde die gemeinsame Liste der Nationalliberalen, Freisinnigen, Demokraten und Sozialdemokraten gewählt, während in Darmstadt unsere Genossen trotzdem unterlegen sind. Diese Taktik wird, wie das *Offenbacher Abendblatt* ankündigt, auf der nächsten hessischen Landeskonferenz zur Sprache gebracht werden. Auch bei den Gemeinderatswahlen in der Pfalz sind bekanntlich Kompromisse zwischen unserer Partei und bürgerlichen Parteien abgeschlossen worden. In Ludwigshafen wurden 11 Sozialdemokraten gewählt; an erster Stelle der Gewählten steht Genosse Ehrhart mit 2732 Stimmen. In eine Reihe anderer pfälzischer Gemeinden wurden ebenfalls Sozialdemokraten in den Gemeinderat gewählt.

× ×

Schweiz DER Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie tagte in Zürich unter Anwesenheit von 230 Delegierten, welche 20000 organisierte Parteigenossen vertreten. Der Geschäftsbericht wurde nach kurzer Debatte genehmigt. Über die Tätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion des Nationalrats berichtete Greulich. Die Fraktion habe sich immer bemüht, bei jeder Gelegenheit den Standpunkt der Partei zu vertreten. Sie habe gegen die politische Polizei Stellung genommen; ferner habe sie gefordert, dass bei Ver-

gebung der Arbeiten des Bundes die Firmen berücksichtigt werden, welche Tarifverträge mit ihren Arbeitern abgeschlossen haben. Bei den Debatten über die Simplonverträge haben die Fraktionsredner der Unzufriedenheit des Volkes Ausdruck verliehen. In der Frage der Revision des Fabrikgesetzes habe die Fraktion die Initiative ergriffen. Einige Diskussionsredner, unter anderm Pfarrer Pflüger, vermissten bei der Fraktion die nötige Schärfe; man solle in Bern weniger diplomatisch vorgehen. Genosse Lang referierte über den Programmentwurf. Er gab in kurzen Umrissen die geschichtliche Entwickelung der schweizerischen Sozialdemokratie wieder und entwarf dann in grossen Zügen ein Bild der kapitalistischen Entwickelung der Schweiz. Hierauf beleuchtete er die einzelnen Abschnitte des theoretischen Teils des Programms. Nach kurzer Beratung und nach Ablehnung einiger Abänderungsanträge wurde das neue Parteiprogramm einstimmig angenommen. Albrecht-Biel besprach hierauf die neue Militärvorlage. Hierbei wurde jede Verlängerung der Dienstzeit abgelehnt. Die Forderung, die Wahl der Offiziere durch die Soldaten vorzunehmen, wurde erneuert. Mit 107 gegen 45 Stimmen wurde beschlossen, das strikte Verbot von Militäraufgeboten bei Streiks zu fordern. Die sozialdemokratische Fraktion im Nationalrat erhielt den Auftrag, die administrativen Ausweisungen und den Beitritt der Schweiz zum Geheimvertrag, betreffend die Anarchisten, zur Sprache zu bringen. Weiter soll die Fraktion auf die Verstaatlichung der Wasserkräfte hinwirken.

× ×

Italien DAS Ergebnis der italienischen Kammerwahlen ist für unsere Partei das folgende: Im ersten Wahlgange wurden 27, im zweiten 4 Mandate erobert. Hierzu kommt der sicilianische Abgeordnete Auteri-Berretta, der sich erst nach seiner Wahl als Sozialist bekannte; macht zusammen 32 Sitze, wie vorher. Wenn also Giolitti die Kammerauflösung vollzog, um die Sozialdemokratie bei den Wahlen zu vernichten oder doch bis zur Bedeutungslosigkeit zu schwächen, so hat er dies Ziel nicht erreicht. Trotz der ungünstigen Stimmung, die infolge der schädigenden Wirkungen des Generalstreiks in weiten Kreisen gegen die Sozialisten herrschte, hat diese die Zahl ihrer früheren Mandate behauptet, und ihre Stimmenzahl hat sie, gegenüber der früheren Wahl, beinahe verdoppelt; sie stieg von 164 946 im Jahre 1900 auf 301 525. In einzelnen Wahlkreisen standen sich Kandidaten der autonomen Gruppen (*Reformisten*) und solche des *revolutionär*-sozialistischen Flügels gegenüber, so vor allem in Mailand, wo gegen Majno und Turati Gegenkandidaten aufgestellt waren. Die in Mailand auf die sozialistischen Kandidaten abgegebenen Stimmen verteilen sich nach dem *Tempo* wie folgt: Die *Reformisten* erhielten 8423, die *Revolutionäre* 1792 Stimmen. Wer ist also, so fragt der *Tempo* angesichts dieses Resultats, die sozialistische Partei in Mailand? BEI der Beurteilung des Wahlresultats ist in Betracht zu ziehen, dass die sozialdemokratische Partei diesmal den Wahlkampf ganz selbständig zu führen hatte. Das Bündnis zwischen den sogenannten *Volksparteien* (Republikaner, Radikale Sozialisten) war bei Beginn des Wahlkampfes aufgelöst worden. Inwieweit die Spaltungen zu den einzelnen Misserfolgen mit beigetragen haben, lässt sich nicht genau erkennen; günstig kann der Bruderzwist wohl kaum gewirkt haben. Auch hatte die Parteileitung ein anderes Wahlprogramm veröffentlicht, als die Fraktion; in dieser hatten bisher die *Reformisten* die Mehrheit, während jene in den Händen der *Revolutionäre* liegt. Schliesslich ist noch in Rechnung zu stellen die Wahlbeteiligung der Klerikalen, die diesmal offen sich an dem Wahlkampf beteiligten und überall gegen die Sozialdemokratie agitierten und stimmten. (Vergl. auch den Artikel *Das Ergebnis der italienischen Wahlen* von Leonida Bissolati in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, II. Bd., pag. 954 ff.)
DIE sozialistische Fraktion hatte sich in ihrer konstituierenden Sitzung mit der Frage zu befassen, ob Turati als zur sozialistischen Fraktion gehörig anzuerkennen sei. Dugoni sprach den Wunsch aus, dass man auch in Mailand die Spaltung beenden möge. Cabrini und Rondani erklärten hierzu, dass in Mailand die Initiative hierzu bereits ergriffen sei.
DIE Ergänzungswahlen zum Mailänder Gemeinderat, die kurz nach den politischen Wahlen stattfanden, endeten mit einem Siege der klerikal-moderierten Reaktion. Neben 24 Klerikal-Moderierten wurden nur 4 Demokraten und 2 Sozialisten gewählt. Obgleich die sozialis-

tisch-radikale Majorität des Mailänder Stadtparlaments immer noch 56 von 80 Sitzen inne hatte, demissionierte die selbe, so dass Neuwahlen stattfinden müssen.

× ×

Holland EINE interparlamentarische Kommission hat der *Nieländische sozialdemokratische Studienklub* auf seiner am 20. November in Amsterdam abgehaltenen 3. Generalversammlung gegründet. Die Bildung einer solchen Kommission wurde schon auf den internationalen Kongressen von London und Paris beschlossen. In Amsterdam wurde der Beschluss wiederum gefasst und Holland beauftragt, für das erste Jahr das Sekretariat dieser *Commission interparlamentaire socialiste* (*C. I. S.*) zu bilden. Jedes Mitglied dieser Kommission soll sich über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse eines bestimmten Landes informieren und auf dem laufenden erhalten.

DER *Studienklub* hat, wie auf der Generalversammlung mitgeteilt wird, zur Zeit 11 Mitglieder, darunter sind 5 Organisationen. Im verflossenen Jahre hat der Klub ausser acht Vorlagen, die bei der vorigen Generalversammlung noch nicht erledigt waren, 31 neue bearbeitet; von diesen insgesamt 39 Vorlagen sind 24 vollständig erledigt. Gedruckt herausgegeben wurde das Ergebnis der Untersuchungen über die Arbeitsdauer in Holland.

× ×

Vereinigte Staaten von Amerika DIE Präsidentschaftswahlen, die am 8. November in allen Staaten der Union vorgenommen wurden, zeigen einen Aufschwung der Sozialdemokratie, der die kühnsten Erwartungen weit übertrifft. Sind doch im Jahre 1900 nur 131 921 (beide Fraktionen) sozialistische Stimmen abgegeben worden, und bei den Wahlen vom Jahre 1902 waren diese auf 231 061 gestiegen; hierzu kamen allerdings noch 52 780 auf den Kandidaten der *Socialist Labor Party* (Deleoniten), die übrigens bei den letzten Wahlen auf wenige Tausend zusammengeschmolzen sind. Nach den Berichten der Lokalsekretäre der *Socialist Party* (*S. P.*) ist die Zahl der auf Debs, den Kandidaten der Sozialdemokratie, abgegebenen Stimmen auf zirka 600 000 zu veranschlagen. Es sind das noch nicht die amtlichen Zahlen; aber selbst wenn hier noch einige Tausend abgingen, so ist doch eine reichliche Verdoppelung der Stimmen sicher. Von den einzelnen Staaten steht Illinois mit Chicago an der Spitze des sozialistischen Fortschritts. Von 10 000 Stimmen im Jahre 1900 stieg hier die Stimmenzahl auf 75 000 in diesem Jahre. Kalifornien gab im Jahre 1900 nur 7500, in diesem Jahre aber 35 000 Stimmen ab. Indiana sprang von 2300 auf rund 30 000, Jowa von 1700 auf 24 000. In New York erhielt Debs bei der vorigen Wahl 12 869 Stimmen, diesmal über 40 000 u. s. f. Die Aufgabe deer Sozialdemokratie wird auch in Zukunft die sein, die amerikanische Arbeiterklasse von den bürgerlichen Parteien, in deren Gefolgschaft sich der grösste Teil derselben noch immer befindet, loszureissen. In dem Prestige und dem Vertrauen, das unsere amerikanischen Genossen sich errungen haben, liegt der bedeutsame Erfolg der Wahlen. Gewinnt die Arbeiterschaft mehr und mehr Vertrauen zur sozialdemokratischen Partei, so hat sie aufgehört, bei den bürgerlichen Parteien und der Regierung als eine *quantité négligeable* betrachtet zu werden; man wird in Zukunft mit ihr zu rechnen haben.

× ×

Russland AN der von der finnländischen *Partei des aktiven Widerstandes* einberufenen Verständigungskonferenz der Oppositionsparteien im russischen Reich nahmen unter anderm auch vier Parteien von ausgesprochen sozialistischem Charakter teil: die russische Partei der *Sozialrevolutionäre,* die *P. P. S.,* die georgische *Partei der revolutionären föderalistischen Sozialisten* und die *Lettische sozialdemokratische Arbeiterpartei.* Die ersten drei unterschrieben die Deklaration, welche die allen Oppositionsparteien gemeinsamen Mindestforderungen festlegt, der lettische Genosse nahm die Beschlüsse *ad referendum.* Dagegen hat die *Russische sozialdemokratische Arbeiterpartei* nebst zwei ihrem Einfluss unterstehenden kleineren Organisationen die Konferenz nicht beschickt. Auch der *Allgemeine jüdische Arbeiterbund* konnte sich leider zu einer Beschickung nicht entschliessen, obgleich er einer gemeinsamen Aktion zum Sturze des Absolutismus grundsätzlich nicht abgeneigt ist. Einige kleinere sozialistische Parteien, denen es anscheinend nicht an gutem Willen fehlte, blieben einfach

wegen Zeit- und Geldmangels unvertreten, was sich bei den in Betracht kommenden riesigen Entfernungen leicht begreifen lässt.

× ×

Presse DIE Auflage des *Vorwärts* ist, wie die Redaktion bekannt gibt, jetzt auf 87 000 gestiegen; nicht mitgerechnet ist hierbei der oftmals nach Tausenden zählende Strassenverkauf. Genosse Bernstein machte unterm 25. November im *Vorwärts* bekannt, dass er sich veranlasst sehe, das Weitererscheinen des *Neuen Montagblattes* einzustellen. Ein neues badisches Parteiblatt, die *Arbeiterzeitung*, ist in Lörrach als Wochenblatt erschienen. Die *Gleichheit* hat nunmehr einen festen Stand von 12 000 Abonnenten erreicht. Der *Stettiner Volksbote* erscheint seit dem 1. Dezember in erweitertem Umfange. Ein neues Parteiorgan ist unter dem Titel *Der Vorbote* in Sankt Gallen erschienen. Dieses Blatt soll besonders als Agitationsmittel für die Gründung einer täglichen sozialdemokratischen Zeitung für die Ostschweiz dienen.

DIE *Dokumente des Sozialismus* erfahren einige wesentliche Änderungen und Erweiterungen. Die Bibliographie wird ausgebaut und nach Gegenständen geordnet. Eine neue Rubrik *Zur Theorie des Sozialismus und der Sozialwissenschaften* wird wichtige theoretische Werke in besonderen Abhandlungen kritisch würdigen. In Rom erscheint vom 1. Januar ab eine neue Halbmonatsschrift *Il Divenire Sociale*, geleitet von Enrico Leone, Redakteur am *Avanti*. Der von Ferri geleitete *Socialismo* stellt sein Erscheinen ein. Die *Jeunesse Socialiste*, das Organ der *Jungen sozialistischen Garden* von Belgien, besteht jetzt drei Jahre und erweitert seinen Umfang von nun ab auf 16 Seiten Text (bisher 8). Das Organ der englischen *S. D. F.*, die *Justice*, hat mit Schluss des Jahres seinen 21. Jahrgang beendet und erscheint nun in neuer und erheblich vergrösserter Form; anstatt 8 Seiten wird es fortan 32 Seiten umfassen.

× ×

Kurze Chronik DER Kreis Teltow stellte den Genossen Eberhardt als Parteibeamten mit einem Jahresgehalt von 2400 M. an. Eine Parteiversammlung in München beschloss die Anstellung eines besoldeten Parteisekretärs. × Die sozialdemokratischen Vereine Hamburgs überwiesen den Überschuss der diesjährigen Maifeier, in der Höhe von über 22 000 M., dem Baufonds des dortigen Gewerkschaftshauses. × Am 5. Dezember starb in Berlin der Genosse Dr. Kurt Freudenberg an der Lungentuberkulose im Alter von erst 37 Jahren. Genosse Freudenberg war nicht nur in seinem Berufe als Frauenarzt tätig, sondern wirkte auch als Stadtverordneter, Versammlungsreferent und eifriger Mitarbeiter des *Vorwärts*, obwohl er den Todeskeim im Herzen trug, in hingebender Weise für die Interessen unserer Partei. Als sein Leiden immer mehr um sich griff, legte er das Stadtverordnetenmandat nieder, gab seine Praxis auf und siedelte nach Kairo über, wo er Heilung zu finden hoffte. Es war zu spät. Im Oktober kehrte er nach Berlin zurück, um hier zur Ruhe bestattet zu werden. × Der Arbeiterbund Basel hat für die russischen Emigranten ein Unterstützungskomitee eingesetzt, welches zureisenden Russen, die sich genügend ausweisen können, entsprechende Unterstützungen zuwendet. Übrigens hat sich auch im oberschlesischen Industriegebiet ein solches Unterstützungskomitee gebildet. × Bei den letzten Wahlen zum Grossen Rat in Genf (Schweiz) wurden 14 unserer Genossen gewählt; die bisherige Vertreterzahl betrug 7. In Biel eroberten unsere Genossen 3 Sitze im Magistrat und 20 Sitze im Gemeinderat; in ersterem war bisher nur ein, im letzteren waren 15 Sozialdemokraten vertreten. × Schöne Erfolge erzielte unsere Partei bei den Kommunalwahlen in Kristiania. Unter den 35 147 Abstimmenden befanden sich nicht weniger, als 15 000 Frauen. Die Sozialdemokraten erhielten 9517 Stimmen. Die Stimmenzahl unserer Parteigenossen hat sich also seit den letzten Wahlen reichlich verdoppelt, und da das Proportionalsystem massgebend ist, so werden im Stadtparlament, anstatt 14, in Zukunft zirka 30 Sozialdemokraten zu sitzen haben. × In Przemysl in Galizien starb Genosse Witold Reger, ein hervorragender Agitator der polnischen Sozialdemokratie, 27 Jahre alt an der Schwindsucht. Zu seinen grössten Verdiensten gehört sein erfolgreicher Kampf gegen die militärische Willkürherrschaft des Generals Galgotzy in der befestigten Stadt Przemysl. × In Czenstochau wurde der

Oberpolizeimeister von Nerrlich, der auf die Teilnehmer einer von der *P. P. S.* veranstalteten Arbeiterdemonstration hatte schiessen lassen, Tags darauf durch einen Dolchstich schwer verletzt. Wie es heisst, wird er mit gelähmtem Rückenmark leben bleiben. × In Warschau erschien Nr. 57 des *Robotnik*, wie immer in einer der *P. P. S.* gehörigen Geheimdruckerei hergestellt und insgeheim ausgegeben.

× ×

Literatur UNSERES Josef Dietzgens treffliche Broschüre *Die Zukunft der Sozialdemokratie* ist dankenswerterweise im Verlag der Buchhandlung *Vorwärts* neu erschienen. × Die Schrift von Noel Dolens *Le socialisme fédéral* /Paris, Stock/ bezeichnet als die Basis einer föderativ - kollektivistischen Gesellschaft die Kommune, die Arbeitgenossenschaften und den Staat. Sie wendet sich gegen den sogenannten *Staatssozialismus*, den Partikularismus und den Anarchismus. × Die *History of socialism in the United States* von Morris Hillquit /New York, Funk & Wagnalls/ gibt eine vollständige Schilderung der sozialistischen Bewegung Amerikas von dem Beginn des XIX. Jahrhunderts bis in diese Tage; auch der utopische und der christliche Sozialismus finden neben dem modernen Sozialismus die gebührende Beachtung, ebenso andere Reformbewegungen, wie die Bodenreform, die populistische, die nationalistische, sowie die anarchistische Bewegung. × Im Verlage der *Budapester Volksstimme* ist auch für 1905 ein Kalender erschienen. Aus dem Inhalt sei hervorgehoben das Programm (von 1903) und das Organisationsstatut der ungarischen Partei. Hier anschliessend folgen das Wahlrecht zur Gemeinde, Kreis und Reichstag. Von den Abbildungen ist hervorzuheben das *Streiklager im Walde*, in der uns die streikenden Kutscher von Budapest ausserhalb der Stadt im Walde lagernd gezeigt werden. HUGO POETZSCH

Gewerkschaftsbewegung

Bilanz des Jahres 1904 DAS Jahr 1904 hat der deutschen Gewerkschaftsbewegung einen mächtigen Aufschwung gebracht; so viel kann jetzt schon gesagt werden, obwohl zahlenmässige Nachweise noch nicht vorliegen. An Mitgliedern haben die Gewerkschaften ganz erheblich zugenommen. So dürfte der Metallarbeiterverband 200 000 Mitglieder erreicht haben; hatte doch die Auflage seines Blattes bereits mit der Nr. 49 die 200 000 schon überschritten, die Nr. 51 erschien in einer Auflage von 205 000 Exemplaren, und die Mitgliederzahlen sind nur um einige Tausend geringer. Die Maurer haben mehr als 140 000 Mitglieder, die Holzarbeiter mehr als 100 000. Das sind Mitgliederzunahmen von 20% bis 30% im Jahre 1904. In den anderen, auch den kleineren Organisationen sind die Mitgliederzunahmen entsprechende. So haben beispielsweise die Bildhauer, die jahrelang nicht vorwärts gekommen sind, jetzt über 1000 Mitglieder zugenommen. Nur die Textilarbeiter scheinen zurückgegangen zu sein infolge der Beitragserhöhung.

MIT den Mitgliederzahlen sind die Fonds und damit die Widerstandsfähigkeiten gewachsen, die Erfolge sind grössere geworen. Auch darüber werden sichere Nachweise erst später möglich sein. Doch so viel kann man jetzt schon sagen, dass das Jahr 1904 die deutsche Arbeiterschaft wirtschaftlich ein gut Stück vorwärts gebracht hat, trotz der gewaltigen Anstrengungen der Scharfmacher auf Niederdrückung der Arbeiter und obwohl die Konjunktur gar nicht so glänzend war. Diesen grossen Erfolg konstatierte jüngst Bömelburg von den Maurern, welche noch nie ein so erfolgreiches Jahr gehabt hätten, als das Jahr 1904. Sein Urteil dürfte für fast alle Berufe zutreffen. Und die gute Organisation der deutschen Arbeiter ist eine sichere Bürgschaft auch für den Erfolg der Zukunft.

× ×

Lohnkämpfe DIE Kämpfe in der Berliner Gelbmetallindustrie und in der Holzindustrie nehmen noch immer das Hauptinteresse der gewerkschaftlichen Kreise in Anspruch. Die Situation ist noch die gleiche, wie im Vormonat. Es ist der feste Wille der Arbeiterorganisationen, diese Kämpfe bis zum Erfolg zu führen, und sollten noch Monate darüber ins Land gehen. Die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft kann diesen Entschluss nur mit Freuden begrüssen, angesichts der entscheidenden Bedeutung der Berliner Kämpfe. Der Holzarbeiterverband hat zur besseren Durchführung seiner Massnahmen in Berlin für das I. Quartal 1905 einen Extra-

beitrag von 10 Pf. pro Woche ausgeschrieben, obwohl seine Fonds bisher nur wenig angegriffen sind, und der Metallarbeiterverband hat in Berlin seinen Beitrag verdoppelt.

DIE Lohnbewegungen haben im übrigen etwas nachgelassen, doch sind sie noch zahlreicher, als in früheren Jahren um diese Zeit. Im Ruhrrevier gärt es wieder. Ein lokaler Konflikt, der verhängnisvolle Folgen heraufbeschwor, konnte nur mit Mühe beigelegt werden.

× ×

Behörden und Justiz DIE grossen wirtschaftlichen Kämpfe des letzten Jahres haben in reichlichem Masse zu einer Verschärfung der Kritik des Verhaltens der Justiz und Polizei gegenüber den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern Veranlassung gegeben. Besonders sind es vier Justizaktionen, welche die ungünstige Rechtsstellung der Arbeiterschaft deutlich erkennen liessen. In Rostock sowohl, wie in Bremerhaven und Königsberg, wo die Bauarbeiterschaft während des ganzen Sommers unter einer von den Unternehmern frivol angezettelten Aussperrung hart zu leiden hatte, ist es einigemal, nicht zuletzt infolge der einseitigen Parteinahme der Polizei für die Unternehmer, gelegentlich mehrerer Arbeitswilligentransporte zu Ruhestörungen gekommen. Viel Schaden an Gesundheit, Gut oder Leben wurde dabei nicht angerichtet. Nichtsdestoweniger wurden die Arbeiter wegen Landfriedensbruchs und Aufruhr (!) angeklagt, mit dem Ergebnis, dass in Güstrow vor dem Schwurgericht 17 Rostocker Arbeiter zu 113 Monaten Gefängnis und 15 Monaten Zuchthaus, in Geestemünde 17 Arbeiter zu 83 Monaten Gefängnis verurteilt wurden. Solche Urteile veranlassen die Arbeiterschaft, von *Klassenjustiz* zu reden.

BESONDERS empfindlich für die Arbeiter sind die polizeilichen Verfolgungen wegen des Streikpostenstehens. Wie umfangreich dieselben sind, zeigt ein Pirmasenser Fall. Dort sind bei einem 14 Tage währenden Werkstättenstreik 18mal 14 Tage, 1mal 3 Wochen, 1mal 3 Tage und 4mal 1 Tag, insgesamt also 280 Tage Gefängnis verhängt worden wegen Streikpostenstehens. Ein Strafbefehl, lautend über 14 Tage Gefängnis, erging an einen Streikenden, weil er mit dem Zeigefinger auf einen Arbeitswilligen gedeutet und somit diesen durch Ehrverletzung zur Teilnahme an einem Streik zu bestimmen versucht habe. Am krassesten ist die Verfolgung der Streikposten in Breslau und Berlin. Ganze Strassenzüge werden da gegen streikende Arbeiter unter den gesuchtesten Begründungen abgesperrt. Und das alles, obwohl das Streikpostenstehen nach Reichsgerichtsentscheidungen gesetzlich erlaubt ist. Die Situation ist in Berlin so, dass Wiesenthal, einer der Leiter des Metallarbeiterverbandes, bereits zu dem Vorschlag kommen konnte, als Protest gegen das Vorgehen der Berliner Polizei gegen die Streikposten einen Berliner Generalstreik sämtlicher organisierter Arbeiter zu inszenieren. Von einem Schutze streikender Arbeiter gegen Unternehmer oder Arbeitswillige hört man so gut wie nichts. Der Vollständigkeit halber sei indes berichtet, dass ein Berliner Schutzmann von einem Berliner Gericht zum Schadenersatz an einen streikenden Arbeiter verurteilt wurde, weil er diesen widerrechtlicherweise sistiert hatte.

× ×

Tarifbewegung ZWISCHEN dem *Deutschen Xylographenverband,* einer unabhängigen Arbeiterorganisation, die 60 bis 70% der Berufsangehörigen umfasst, und dem *Bunde der xylographischen Anstalten Deutschlands* ist es Anfang November in Düsseldorf zum Abschluss einer Tarifgemeinschaft gekommen. Die tägliche Arbeitszeit beträgt danach 8 Stunden. Überstunden sind nur in dringenden Fällen zulässig, dafür wird ein Aufschlag von 10%, für Nacht- und Sonntagsarbeit 25% gezahlt. Die Atelierarbeit ist vorzuziehen, die Hausarbeit soll beseitigt werden. Die Arbeitsvermittelung erfolgt durch den Gehilfenarbeitsnachweis. Die organisierten Gehilfen arbeiten nur bei den im *Bunde* organisierten Unternehmern, diese beschäftigen nur organisierte Gehilfen. Der Minimallohn beträgt für Ausgelernte 21 M., nach einem Jahre 24 M. Die Forderung der Gehilfen auf Einführung der Gehaltsarbeit wird als erstrebenswert angesehen. Differenzen werden ausschliesslich durch Schiedsgericht geregelt, über dessen Zusammensetzung Bestimmungen getroffen sind. Das die wichtigsten Bestimmungen der Tarifgemeinschaft, die jetzt, am 1. Januar, in Kraft tritt und 2 Jahre Geltung haben soll.

DER Vorstand des deutschen Schuhmacherverbandes hat zwecks Herbeiführung allgemein gültiger Tarifverträge

im deutschen Schuhmachergewerbe einen Tarifvertragsentwurf ausgearbeitet und in den Zahlstellen des Verbandes zur Diskussion gestellt, um ihn später den Arbeitgebern zu unterbreiten. Je nach der Grössenklasse der Orte sieht dieser Entwurf drei Klassen der Lohn- und Arbeitszeitfestsetzung vor, und zwar Arbeitszeiten von 10 respektive 9½ respektive 9 Stunden, Minimallöhne von 24, 21 und 18 M. für Arbeiter, 15, 13 und 11 M. für Arbeiterinnen. Auch sind Normen für Akkordentlohnung, Kündigungsfrist etc. getroffen. Der *Schuhmarkt*, das Unternehmerorgan, verhält sich nach wie vor den Tarifverträgen gegenüber ablehnend.

EINE eigenartige Tarifvereinbarung ist im Baugewerbe in Essen zu stande gekommen. Um für dies Jahr Kämpfe, wie sie in den letzten Jahren häufig waren, zu verhüten, hat Herr Oberbürgermeister Zweigert die Initiative ergriffen zum Abschluss von Tarifverträgen für das Jahr 1905 zwischen den Unternehmer- und Arbeiterorganisationen. Die Maurer erzielten dabei eine Lohnerhöhung von 50 auf 52 Pf., die Hilfsarbeiter von 38 auf 42 Pf. pro Stunde.

× ×

Unterstützungswesen DIE Einführung der Arbeitslosenunterstützung begegnet in den Bauberufen grossen Hindernissen. Trotzdem will der Zimmererverband, der seit 1899 regelmässig über den Stand der Arbeitslosigkeit unter den Zimmerern statistische Erhebungen durchgeführt hat, an Hand der hierbei gemachten Erfahrungen einen Versuch mit dieser Unterstützung machen. Der Vorstand dieser Organisation hat denn ein Unterstützungsreglement zur Diskussion gestellt, das bei einem Mehrbeitrage von 15 respektive 20 Pf. pro Woche eine tägliche Unterstützung von 75 Pf. respektive 1 M. pro Tag, zahlbar an alle länger als ein Jahr organisierten Mitglieder nach sechstägiger ununterbrochener Arbeitslosigkeit auf die Dauer von 6 Wochen im Jahre vorsieht. Durch Annahme dieser Vorschläge, die, nach der Stimmung in Mitgliederkreisen zu schliessen, ziemlich sicher ist, würde ein schwieriges Problem seiner Lösung näher geführt werden.

IM Metallarbeiterverband soll an Stelle der Arbeitslosenunterstützung die Erwerbslosenunterstützung eingeführt werden, mit einer Bezugszeit von 20 anstatt 10 Wochen. Weiter ist die Vereinigung der Reise- mit der Umzugsunterstützung geplant.

× ×

Unternehmertum AUCH die Organisation der Unternehmer macht Fortschritte. So hat sich jetzt wieder für das grosse westdeutsche Industriegebiet ein Arbeitgeberverband mit dem Sitz in Düsseldorf gebildet, der die Eisen- und Stahlindustrie von Rheinland, Westfalen und Nassau umfasst. Über seine Tendenz gibt der Verband hinlänglich Aufklärung dadurch, dass er sich der Bueckschen *Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände* angeschlossen hat. Ein weiterer Arbeitgeberverband für das Metallgewerbe soll für Hannover und Umgegend gegründet werden.

× ×

Vereinigte Staaten von Amerika DIE amerikanischen Gewerkschaften, soweit sie in der *American Federation of Labor* vereinigt sind, hatten nach einer Zusammenstellung des *Department of Labor Bulletin* des Staates New York im Jahre 1903 eine Mitgliederzunahme um 615 731 Mitgliedern. Die durchschnittliche monatliche Mitgliederziffer betrug 1 466 000, im März 1904 war dieselbe auf 1 826 114 angewachsen. Tatsächlich dürften die Mitgliederzahlen weit höhere sein, wie teilweise nachgewiesen werden konnte.

× ×

Kurze Chronik DIE Organisationen der graphischen Berufe in Berlin haben ein Kartell gebildet. × Das Hagener Volkshaus ist bereits eröffnet worden. × Die Magdeburger Gewerkschaften planen die Gründung einer Sterbekasse. × August Brust hat nunmehr auch den Vorsitz des *Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften* niedergelegt. × Der ungarische Ministerpräsident hat sich genötigt gesehen, seine ungerechtfertigte Massnahme gegen den ungarischen Holzarbeiterverband rückgängig zu machen. × Die ungarische Gewerkschaftspresse hat jetzt eine Auflage von 60 000 Exemplaren gegen 12 000 vor 3 Jahren.

× ×

Literatur DIE Zahl der gewerkschaftlichen Monographieen ist wieder um eine vermehrt worden durch Herausgabe der *Geschichte der deutschen Schuhmacherbewegung* von

Dionys Zinner /Gotha, Wilhelm Bock/. Der Verfasser liefert in seiner vorzüglichen Arbeit ein gut Stück Gewerkschafts-, wie auch sozialdemokratische Parteigeschichte; es werden dem Leser in 13 Kapiteln die wirtschaftlichen Umwälzungen in der Schuhmacherei, die Entwickelung des Gewerbes bis zur Gewerkschaftsorganisation geschildert. Für gewerkschaftliche Interessenten ist diese Geschichte der deutschen Schuhmacherbewegung sehr zu empfehlen. × Von gewerkschaftlichen Statistiken liegen wiederum zwei vor: *Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Former und Giessereihilfsarbeiter Deutschlands*, bearbeitet und herausgegeben vom Vorstand des Metallarbeiterverbandes nach den statistischen Erhebungen im Oktober und November 1903 /Stuttgart, Schlicke & Cie./, und *Die Lage der Bäckereiarbeiter Deutschlands*, nach statistischen Erhebungen des Vorstandes des Bäckerverbandes im Januar 1904 /Hamburg, O. Allmann/. Zwei Arbeiten, auf welche die deutschen Gewerkschaften stolz sein können. Die erste der beiden Statistiken ist bereits an anderer Stelle besprochen worden (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1904, II. Bd., pag. 556). Die Statistik des Bäckerverbandes berichtet über die Verhältnisse von 7753 Gehilfen, 1340 Hilfsarbeitern und 1501 Lehrlingen aus 3133 Betrieben und 346 Orten. Sie wird demnächst in dieser Zeitschrift eingehender behandelt werden. × Sehr wichtig zur Kenntnis der gewerkschaftlichen Bewegung sind die Taschenkalender, welche von einer Reihe von Gewerkschaften herausgegeben werden, da diese sich immer mehr zu Jahrbüchern der betreffenden Organisationen auswachsen. Bisher liegen solche Kalender vor von den Organisationen der Holzarbeiter, Maler, Maurer, Metallarbeiter und Seeleute. × Von sonstigen gewerkschaftlichen Publikationen erwähnen wir noch: *An die deutschen Metallarbeiter! Hirsch-Dunckerscher Gewerkverein oder Deutscher Metallarbeiterverband?* /Stuttgart, Verlag des Verbands/; *Unsere Grenzstreitigkeiten und die gewerkschaftliche Taktik*, herausgegeben im Auftrage des Gemeindearbeiterverbandes von Br. Poersch; *Sommerferien oder Erholungsurlaub für städtische Arbeiter?* /Berlin, Verlag des Verbandes/. Des weitern Protokolle respektive Jahresberichte der Bergarbeiter, Buchbinder, Buchdrucker von Elsass-Lothringen, Buchdruckereihilfsarbeiter, Brauereiarbeiter, Fabrikarbeiter, Fleischer, Gastwirtsgehilfen, Handels- und Transportarbeiter, Handlungsgehilfen, Handschuhmacher, Holzarbeiter, Konditoren, Kürschner, Porzellanarbeiter, Portefeuiller, Schneider, Schuhmacher und Textilarbeiter, sowie der österreichischen Metallarbeiter. Alle diese Publikationen sind durch die betreffenden Organisationen zu beziehen. An Jahresberichten von Arbeitersekretariaten und Kartellen sind zu nennen die von Bant-Wilhelmshaven, Cöln, Cottbus, Düsseldorf, Dortmund, Gotha, Harburg, Heilbronn, Jena, Kiel, Kronach, Strassburg, Wolgast und Zwickau. × Ferner nennen wir: *Tätigkeit und Entwickelung der deutschen [Hirsch-Dunckerschen] Gewerkvereine und ihres Verbandes von 1901 bis 1904* /Berlin, *Verband der deutschen Gewerkvereine*/, und endlich an ausländischen Publikationen den Bericht des Bundeskomitees des *Schweizerischen Gewerkschaftsbundes* an die Sektionen für 1902-1903 und die Schrift *Die Gewerkschaftsbewegung in der Schweiz* von Aug. Merk /Bern, Verlag *Enzyklopädie*/.

ERNST DEINHARDT

Genossenschaftsbewegung

Connewitz ÜBER ein bedauerliches Vorkommnis in der deutschen Genossenschaftsbewegung haben wir diesmal zu berichten. Die am 21. November abgehaltenen Generalversammlung des Konsumvereins Leipzig-Connewitz beschloss die Liquidation dieses Vereins, nachdem festgestellt war, dass an Stelle des in einer früher vorgelegten Bilanz angegebenen Reingewinns von 115 321 M., der, wie alljährlich, die Verteilung einer 9prozentigen Rückvergütung erlaubt hätte, nur ein solcher von 8315 M. vorhanden war. Zugleich wurde beschlossen, den Geschäftsführer Bock zu entlassen und ihn, sowie die übrige Verwaltung haftbar zu machen.

DIE erste falsche Bilanz war dadurch entstanden, dass der Geschäftsführer die Bestände der Fleischerei zu hoch angegeben hatte und dass die anderen Verwaltungsmitglieder in zu grosser Vertrauensseligkeit nicht auf eine eingehende Nachprüfung der ihnen gemachten Angaben bestanden hatten. Die Umstände, die Bock zu dieser Bilanzverschleierung getrieben hatten, lassen allerdings die

Tat des bedauernswerten Mannes in einem weit milderen Lichte erscheinen, wenn auch andererseits natürlich erschwerend wirkt, dass der von dem Vertrauen der Arbeiter auf einen solchen Posten Berufene sich mehr, als jeder andere, der damit auf seine Schultern gelegten grossen Verantwortung bewusst sein sollte. Es war die seit zirka 5 Jahren betriebene, übrigens mustergültig eingerichtete Fleischerei, jenes Schmerzenskind der Konsumvereine, die auch dieser Genossenschaft zum Unheil wurde. Während auf der einen Seite bei der Arbeiterkundschaft des Vereins, der auch an die Mitglieder der anderen Leipziger Konsumvereine Fleisch verkaufte und dafür eine hohe Rückvergütung gab, kein genügender Absatz für die *besseren*, teuereren Stücke vorhanden war, gestaltete sich auf der anderen der Einkauf immer schwieriger, nachdem die Leipziger Fleischerinnung durch Boykottandrohung es zuwege gebracht hatte, dass der Verein auf dem Schlachtviehhof oder sonst bei den Grosshändlern kein Vieh mehr zu kaufen bekam. Dazu nach aussen hin die Notwendigkeit, mit dem *grossen Bruder*, dem Leipzig-Plagwitzer Verein, der Jahr für Jahr seine 10% verteilte, einigermassen gleichen Schritt zu halten — man begreift, wie die Dinge so kommen konnten, wie sie gekommen sind.

VIELLEICHT hätte eine Verschmelzung mit dem Leipzig-Plagwitzer Verein, die leider von beiden Seiten nicht mit genügendem Nachdruck verfolgt wurde, das Unheil abwenden können. Nun wird diese Verschmelzung voraussichtlich doch noch stattfinden. Eine am 12. Dezember abgehaltene Generalversammlung des Plagwitzer Vereins beschloss die Übernahme des ganzen Connewitzer Betriebes mit Ausnahme zweier Filialen, der Schlächterei und der Grundstücke. Dieser Antrag wurde zwar von dem anwesenden Vertreter der Connewitzer Liquidationskommission für unannehmbar erklärt, so dass eine Einigung bis jetzt noch nicht erzielt ist. Eine solche liegt aber so sehr im Interesse nicht nur der beiden Vereine, sondern der ganzen deutschen Genossenschaftsbewegung, dass vor ihr hoffentlich alle kleinlichen Bedenken auf beiden Seiten schwinden werden. Die Connewitzer Mitglieder würden im Falle einer solchen Übernahme wahrscheinlich nichts verlieren ausser ihrer diesjährigen Rückvergütung. Die Ausschlachtung des *Falles Connewitz* in der ganzen konsumvereinsfeindlichen Welt ist also durchaus unangebracht. Von einem *Krach*, einem *Zusammenbruch*, einem Konkurs u. s. w. kann bei einem Nettoüberschuss von über 8000 M. füglich nicht die Rede sein.

UM so unbegreiflicher war all dem gegenüber die Haltung des Leipziger Parteiorgans, der *Leipziger Volkszeitung*. Statt der bürgerlichen Pressmeute und ihren falschen Darstellungen entgegenzutreten, statt Beruhigung und Vertrauen in die Arbeiterkreise zu tragen, hat sie gerade das Gegenteil davon erzeugt. In einem Artikel über diese Angelegenheit stellte sie zunächst — und zwar mit Recht — die Nichtverantwortlichkeit der Partei im allgemeinen und der Leipziger im speziellen für die Vorfälle fest, bezeichnete aber dabei — sehr zu Unrecht — die die Genossenschaften ablehnende Berliner Parteitagsresolution von 1892 als massgebend für die Stellung der Partei zu dieser Frage. Die in der Parteigeschichte sonst so gut bewanderte Redaktion der *Leipziger Volkszeitung* schien demnach nicht zu wissen, dass sieben Jahre später, in Hannover, eine den Konsumvereinen weit freundlichere Resolution Bebel angenommen wurde, durch die natürlich jener frühere Beschluss aufgehoben wurde. Dann schrieb sie weiter: ›Wenn die Partei aus diesen Vorgängen eine Lehre ziehen will, so kann es nur diese sein, dass sie noch grössere Zurückhaltung gegen das Genossenschaftswesen übt und sich, wenn sich die Dinge so weiter entwickeln, öffentlich gegen diese Unternehmungen erklärt und die Arbeiter vor allzu grosser Vertrauensseligkeit warnt.‹ Eine ernsthafte Diskussion über den hier vertretenen merkwürdigen *Standpunkt* erübrigt sich wohl. Während heute, von einzelnen sonderbaren Käuzen abgesehen, in der Partei nur noch eine Meinung herrscht über die Notwendigkeit und Nützlichkeit des konsumgenossenschaftlichen Zusammenschlusses der Arbeiter für die Gegenwart, während die Ansichten höchstens auseinandergehen in Bezug auf die Tragweite dieser Organisationen für die Umwandlung der heutigen in eine sozialistisch produzierende Gesellschaft, pflegt die *Leipziger Volkszeitung* noch immer mit rührender Treue die alte Tradition der Feindschaft der Sozialdemokratie gegen den ›konsumgenossenschaft-

lichen Trödel«, wie sie an anderer Stelle sich geschmackvoll ausdrückt. Und das in einer Stadt, wo 80% der Leser des Blattes Konsumvereinsmitglieder sein dürften, in einer Stadt, die an der Spitze der blühenden deutschen Arbeitergenossenschaftsbewegung steht! Vielleicht orientiert sich das Blatt gelegentlich einmal bei seinen Lesern oder auch aus seinem eigenen Notizen- und Inseratenteil über die Bedeutung der Konsumvereine für die Arbeiter.

× ×

Ländliches Genossenschaftswesen in Skandinavien

Mit steigendem Interesse hat die Genossenschaftswelt die Entwickelung der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung Skandinaviens, speziell Dänemarks, beobachtet. Ging doch aus den verschiedenen Berichten hervor, dass das Genossenschaftswesen in diesem Lande nicht nur zu einer die inneren sozialen und wirtschaftlichen Zustände umgestaltenden, sondern auch zu einer die äussere handelspolitische Stellung Dänemarks im günstigsten Sinne beeinflussenden Macht geworden war. Zu begrüssen ist daher eine Schrift aus der Feder des durch seine Arbeiten auf diesem Gebiete schon bekannten Schriftstellers Dr. Heinrich Pudor, die uns an der Hand eines reichen statistischen und sonstigen Tatsachenmaterials einen etwas tieferen Einblick in den Gang und die Tendenzen dieser Entwickelung gewährt. Es ist das im Verlage von Felix Dietrich in Leipzig erscheinende Werk *Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Auslande*, dessen I. Band, betitelt *Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in den skandinavischen Ländern*, vor uns liegt. Leider lässt das Buch eine gründlichere Durcharbeitung und Sichtung des fast überreichen Materials gänzlich vermissen, so dass häufig sogar sich widersprechende Zahlenangaben stehen geblieben sind, Umstände, die natürlich die Lektüre zu einer weit schwierigeren machen und dem Leser Arbeit aufnötigen, die eigentlich dem Verfasser zukommt. Immerhin lohnt dann der Erfolg die aufgewandte Mühe.

UM nun einige Hauptzahlen und -daten zu geben, so sei mitgeteilt, dass die erste dänische Molkereigenossenschaft im Jahre 1882 in Ölgod in Westjütland von einem jungen Landwirt namens Stilling Andersen gegründet wurde. Heute bestehen in Dänemark 1057 solcher Genossenschaften mit zirka 150000 Mitgliedern und einer Produktion im Werte von über 200 Mill. M. Die von diesen Genossenschaftsmolkereien hergestellte Butter besitzt einen Weltruf; der grösste Teil derselben geht nach dem Auslande, speziell England. Das dem so werden konnte, war nur möglich nicht nur durch fortwährende technische Verbesserungen in der Butterherstellung selbst, sondern auch durch eine ständige Beeinflussung der Urproduktion, die von diesen Genossenschaften in Verbindung mit den sogenannten *Kontrollvereinen* geübt wird. Zur vollkommenen Ausschaltung des Zwischenhandels haben sich die dänischen Molkereigenossenschaften zu mehreren grossen Exportgesellschaften vereinigt. In ähnlichem Sinne wirken die Hühnerzucht- und Eierverkaufsgenossenschaften. Die letzteren gaben durch Abstempelungen der Eier mit der Nummer des Vereins und des Mitglieds die grössten Garantieen für gute frische Ware und haben dadurch schon erhebliche Steigerungen der Preise für ihre Mitglieder, deren Zahl Ende 1903 33000 betrug, erwirkt. Die 29 dänischen Schweineschlächtereigenossenschaften, denen 66574 Mitglieder angehören, schlachteten im Jahre 1903 928850 Schweine im Werte von etwa 61 Mill. M. Sie tragen fast alle den Charakter des Grossbetriebs; eine derselben, die zu Odense, kann wöchentlich 2000 Schweine töten und verarbeiten. Auch ihr Hauptabsatzgebiet, ebenso wie das der Eierverkaufsvereinigungen, ist das Ausland. Der genossenschaftliche Export stellt heute schon zirka zwei Drittel des Gesamtexports Dänemarks dar. Zu keiner annähernd so grossen Bedeutung hat sich die Genossenschaftsbewegung bis jetzt in Schweden und Norwegen entwickelt, wo sie noch in den Kinderschuhen steckt. Doch ist sie auch hier in gesunder Weiterentwickelung begriffen. Dagegen scheint in Finnland der erst seit einigen Jahren dort ausgesäte Genossenschaftsgedanke einen ausserordentlich günstigen Boden zu finden. Der verelendete, gedrückte finnische Bauer greift das Genossenschaftsevangelium mit überraschendem Eifer und Verständnis auf. Grosse Verdienste um die Ausbreitung desselben hat sich die aus Gelehrten, Studenten, Beamten, Landwirten zusammengesetzte Gesellschaft *Pellervo*, die im Jahre 1899 ins

Leben gerufen wurde, erworben. Heute gibt es in Finnland insgesamt 305 landwirtschaftliche Genossenschaften, wozu noch 363 ländliche Vereine kommen. Sie umspannen fast alle Gebiete der landwirtschaftlichen Produktion und Verarbeitung und scheinen eine langsame, aber sichere Erhebung des armen, die äusserste Not leidenden Volkes vorzubereiten.

× ×

Kurze Chronik DER von uns seinerzeit angekündigte genossenschaftliche Unterrichtskurs in München (vergl. *Sozialistische Monatshefte,* 1904, II. Bd., pag. 855) hat inzwischen vom 7. bis zum 14. November unter Teilnahme von 16 Genossenschaftsbeamten stattgefunden und, wie berichtet wird, einen sehr befriedigenden Verlauf genommen. Es wäre empfehlenswert, dass bei einer Wiederholung die Dauer des Kursus, die uns für eine auch nur einigermassen gründliche Ausbildung viel zu kurz erscheint, wesentlich verlängert würde. × In den diesjährigen volkstümlichen Hochschulkursen in Nürnberg wird von Professor C. Neuburg von der Universität Erlangen auch ein sechsabendlicher Kursus über das Genossenschaftswesen abgehalten. × Der Leipzig-Plagwitzer Konsumverein hat im Geschäftsjahr 1903-1904 seine Mitgliederzahl von 33 826 auf 36 654, seinen Umsatz von 11 321 067 M. auf 12 085 346 M. und seinen Reingewinn von 1 189 077 M. auf 1 238 030 M. erhöht. Er betreibt jetzt 51 Verkaufsstellen, 2 Warenhäuser, eine eigene Mühle, Bäckerei und Tischlerei. × Den lippe-detmoldschen Beamten ist seitens der Regierung die Teilnahme an Konsumvereinen untersagt worden. × Dagegen hat der Magistrat von Dresden die Mitgliedschaft der Frauen von Kommunalarbeitern, die von einer untergeordneten Verwaltungsstelle aus verboten worden war, als zulässig erklärt. × Die seit längerem geplante Kopenhagener Hauswirtschaftsgenossenschaft ist nun verwirklicht, und zwar in Form eines stattlichen, für den Aufenthalt von 25 Familien bestimmten Gebäudes, in dem eine Zentralstelle alle Haushaltungsarbeiten, wie Essensbereitung, Feuerung, Bedienung, Wäsche etc., übernimmt. Die Aufenthaltskosten für eine 5köpfige Familie sind auf 3360 bis 4480 M. berechnet.

× ×

Literatur EIN neues Buch von Professor Franz Staudinger ist erschienen: *Sprüche der Freiheit, wider Nietzsche und andere Herrenmoral* /Darmstadt, E. Roether/. Ein glühender Lobgesang auf die Freiheit ist es, nicht jene Freiheit, die im Niedertrampeln der Rechte des anderen sich auslebt, sondern jene, die »eines jeden Freiheit mit der anderen ihrer vereinigt und sichert«. Diese Freiheit aus den Krallen des »goldenen Drachen«, in denen sie heute noch schmachtet, nachdem doch längst Gesetze und Verfassung die Menschen zu Gleichen und Freien gemacht haben, zu lösen, ist nach Staudingers Ansicht Aufgabe der Genossenschaft und der Bodenreform. Niemand, mag er auch des Verfassers engere nationalökonomische Anschauungen nicht teilen, wird das Büchlein aus der Hand legen, ohne von der Fülle tiefer und schöner Gedanken, die es einschliesst, ergriffen und bereichert zu sein. × Der ungleiche Kollege dieses Mannes, der Konsumvereinstöter Professor Suchsland in Halle, greift in einer Neuauflage seiner vollkommen wertlosen *Notwahrheiten über Konsumvereine* auch die *Sozialistischen Monatshefte* an, die sich bei Besprechung seiner geheimen Versammlung (vergl. 1904, II. Bd., pag. 934) auf einen — *Spitzelbericht* gestützt hätten. Die Besprechung wäre übrigens nicht *geheim,* sondern nur *vertraulich* gewesen. An den von uns mitgeteilten Tatsachen wagt Herr Suchsland dagegen mit keinem Worte zu rütteln. Das ist uns die Hauptsache. Die moralische Entrüstung des so eigentümliche moralische Grundsätze propagierenden Herrn Oberlehrers lässt uns kalt. × Drei auf den Revisionsverbandstagen des Jahres 1904 von Heinrich Kaufmann gehaltene Vorträge sind im Verlag des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* erschienen. Sie beschäftigen sich mit der Höhe der zu empfehlenden Rückvergütung, den Rechten der Generalversammlung und der genossenschaftlichen Agitation und Presse und enthalten manches aufklärende Wort, manchen beherzigenswerten Wink. GERTRUD DAVID

Sozialpädagogische Bewegung

Populäre Literatur WER wiederholt Gelegenheit gehabt hat, den Beratungen der Bibliothekskommissionen von Arbeitervereinen und Gewerkschaften über die Neuanschaffung

von Büchern beizuwohnen, wird erstaunt gewesen sein über die Ratlosigkeit, die in diesem Punkte fast allgemein zu finden ist, und über die geringe Kenntnis wirklich guter und doch billiger Werke der populären Literatur, an der doch in Deutschland erfreulicherweise kein Mangel ist. Besonders kleinere Vereine und Gewerkschaften, die jährlich nur geringe Summen für die Ergänzung ihrer Bibliotheken aufwenden können, gehen infolgedessen oft mit einer Planlosigkeit bei ihren Neuanschaffungen zu Werke, die sowohl von materiellen, wie von ideellen Gesichtspunkten aus geradezu bedauernswert ist. Da werden für die wenigen Mark, die für die Bibliotheken pro Jahr zur Verfügung gestellt sind, meist einige wenige grosse und sehr teure wissenschaftliche Werke angeschafft — grösstenteils Werke, die von Koryphäen verfasst und an sich meist auch vortrefflich sind, die aber für den Arbeiter als Lektüre nicht in Betracht kommen können, weil sie in den allermeisten Fällen in einer schwerverständlichen, mit fachtechnischen Ausdrücken überreich gespickten Sprache reden und Vorkenntnisse voraussetzen, die dem Arbeiter infolge unserer traurigen Volksschulverhältnisse fehlen und die er sich eben erst aneignen will. Die Werke werden aber — selbstverständlich in bester Absicht — angeschafft; dieser oder jene strebsame und bildungsdurstige Arbeiter macht auch den verzweifelten Versuch, sich durch dieselben hindurchzuarbeiten, aus oben angegebenen Gründen gelingt ihm das aber nicht, das Werk wandert wieder in die Bibliothek zurück und steht nun dort Jahre hindurch unberührt und verstaubt. In den Katalogen wird es als Pracht- und Prunkstück geführt und Neulingen des Vereins als solches unter Zuflüsterung des horrenden Preises gezeigt.

SO hatten wir zum Beispiel in kleineren Vereinen und Gewerkschaften, die etwa 30 bis 50 M. jährlich für ihre Bibliothek aufwenden können, Gelegenheit, zu hören, dass man beschlossen habe, für die ausgesetzte Summe anzuschaffen etwa: Darwins sämtliche Werke oder Marx' *Kapital* oder Hellwalds *Kulturgeschichte* oder Ratzels *Völkerkunde*. Man verstehe uns hier nicht falsch! Solche Werke, wie die eben genannten, sind natürlich gut und sehr nützlich zu lesen, und wir haben nicht das geringste gegen ihre Anschaffung für Arbeiterbibliotheken einzuwenden, im Gegenteil, wir werden sie überall und stets gern empfehlen, aber da, wo es am Platze ist: grösseren Bibliotheken mit grösseren Mitteln. Wir wenden uns nicht gegen diese Werke an sich, sondern wir wenden uns nur dagegen, dass k l e i n e Bibliotheken, die mit s e h r b e s c h r ä n k t e n Mitteln zu rechnen haben, solche t e u r e n Werke kaufen. Schon von rein ökonomischem Standpunkte aus betrachtet, erscheint solches Tun verwerflich, weil hierbei Geldausgaben gemacht werden, deren Nutzen — denn die teuren fachwissenschaftlichen Werke werden nur ganz selten gelesen — in gar keinem Verhältnis steht zu den aufgewendeten Mitteln, die aber in richtiger Weise (durch Anschaffung von Volksbüchern, von kleineren populären Werken, von Volksausgaben u. s. w.) verwandt, reichlicheren Nutzen tragen würden. Lediglich schon deshalb, weil derartige Bücher bedeutend billiger sind — wir erinnern nur an die fabelhaft billigen Volksausgaben von Werken der schönen Literatur — und es so trotz der verhältnismässig geringen Mittel auch dem kleinen Vereine möglich wird, sich eine wesentlich reichhaltigere Bibliothek, als es ihm sonst möglich wäre, anzuschaffen, und weil sie — und damit betonen wir zugleich den volkspädagogischen Wert der Volksbücher mehr lehrhafter Richtung — im allgemeinen sich bemühen, durch eine volkstümlichere und einfachere Ausdrucksweise dem Verständnis und durch weise, alles Unwesentliche vermeidende Auswahl dem Bedürfnis des Arbeiters entgegenzukommen.

UM nun den Bibliothekskommissionen der Arbeitervereine und Gewerkschaften, sowie auch den einzelnen Arbeitern selbst die ihnen nach dieser Richtung hin mangelnde Kenntnis zu vermitteln und sie bei ihren Buchanschaffungen zu beraten, wollen wir von der nächsten Nummer an periodisch über die Neuerscheinungen der wirklich populären, das heisst guten, billigen und volkstümlichen Literatur Bericht erstatten.

× ×

Öffentliche Bibliothek und Lesehalle in Berlin

DIE Berliner *Öffentliche Bibliothek und Lesehalle*, die im Jahrgang 1903 dieser Zeitschrift (pag. 959 ff.) eine eingehende Würdigung erfahren, hat ein erfolgreiches 5. Betriebsjahr hinter sich. Eine zweite vermehrte und verbesserte

Auflage des Katalogs, die vor kurzem erschienen, verzeichnet in schönem Druck und praktischer Gliederung auf 779 Seiten die zirka 18000 Bände umfassenden Bücherbestände. Die Gesamtzahl der Besucher der Bücherei und der Lesehalle betrug 132708 Personen (im Vorjahr 126343; an der verhältnismässig schwachen Steigerung der Besuchsziffer sind die aussergewöhnlich heissen Sommermonate schuld). Seit der Eröffnung des Instituts vor 5 Jahren ist dieses von 553582 Personen besucht respektive benutzt worden. In demselben Zeitraume sind in und ausser dem Hause 327751 Bände entlehnt worden. Der Leserkreis der Ausleihbibliothek dehnt sich, stetig wachsend und zur Zeit etwa 9000 Benutzer umfassend, durch alle Stadtteile bis in die Vororte hinein aus. Dem Beruf nach gehörten ihm an: 4474 gewerbliche Arbeiter, 2209 Kaufleute und weibliche Handelsangestellte, 150 Ärzte und Juristen, 471 Staats- und Privatbeamte, 282 Lehrer und Lehrerinnen, 154 Studenten, 392 Seminaristen und Schüler und 714 Personen ohne Beruf. Nach Hause verliehen wurden im Berichtsjahre 65399 Bände, etwas mehr als zwei Drittel davon der schönen, das übrige Drittel der belehrenden Literatur angehörend. Die wissenschaftlichen Bücher machten im Vorjahr 15%, im Berichtsjahr 31% aller Entlehnungen aus. Die 1246 Bände enthaltende Nachschlagebibliothek fand überaus regen Zuspruch. Die Zahl der ausliegenden Zeitungen und Zeitschriften jeder Art und Richtung ist auf 516 gestiegen.

× ×

***Neue freie Volksbühne* in Berlin** AUS dem Jahresbericht der Berliner *Neuen freien Volksbühne* ist zu ersehen, dass die Gesamtveranstaltungen 81 gegen 63 im Vorjahre betrugen. Davon entfielen auf Vereinsvorstellungen 44 gegen 24 im Vorjahre.

Als ordentliche Vereinsveranstaltungen wurden unter anderm gegeben *Nachtasyl* von Gorkij, *Der Strom* von Halbe, *Rosmersholm* von Ibsen, *Pauline* von Hirschfeld, Shakespeares *Lear*, Webers *Kindesmörderin* und Lessings *Minna von Barnhelm*. Ferner wurden veranstaltet: ein Vortragsabend, ein Wolzogen-Abend, ein moderner Autorenabend, ein Adolf Menzel-, ein Liliencron-, ein Fritz Reuter-Abend, zwei Richard Wagner-Konzerte und ein klassisches Volkskonzert.

Die Mitgliederzahl stieg seit dem vorigen Bericht in dieser Zeitschrift (1904, I. Bd., pag. 93) auf 5700, so dass die zuletzt errichtete 7. Abteilung fast gefüllt ist. Durch bestehende Pachtverträge ist die Errichtung weiterer neuer Abteilungen nicht mehr möglich. Den Vorstand bilden zur Zeit die Herren: Dr. J. Ettlinger, Dr. B. Wille und H. Neft. Dem künstlerischen Ausschuss und Beirat gehören an die Herren: F. Hollaender, F. König, P. Legband, F. Mauthner, H. Ostwald, M. Reinhardt, P. Remer, H. Wribker und G. Zieler.

× ×

Kurze Chronik DIE 34. Hauptversammlung der *Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung* fand am 1. und 2. Oktober in Strassburg statt. Nach Erstattung des Jahresberichts wurden Vorträge gehalten von Dr. Pohlmeyer über das öffentliche Vortragswesen im allgemeinen, von Fr. Fürstenberg übere Projektionsvorträge und Projektionsapparate, Lichtbilder u. s. w., von Frau Stein über den volksbildnerischen Wert guter Rezitationsabende, von Dr. Klein über Volksunterhaltungsabende, von Dr. Marckwald über literarisches Schaffen und literarische Bildung im Elsass und von Dr. Kalisch über Bildungsbestrebungen im Elsass. × Die vor zwei Jahren im Kreis Offenbach versuchsweise in 10 Gemeinden eingerichtete Kreiswanderbibliothek wurde vor kurzem um 1000 weitere Bände vermehrt, so dass 30 Gemeinden mit je 100 Bänden bedacht werden können. Die Mittel dazu stellten die Regierung und der Kreistag zur Verfügung. Verwaltet wird die Bibliothek von den Lehrern der beteiligten Gemeinden. × Die *Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins* veranstaltete in der Zeit vom 1. bis zum 4. Dezember in 3 verschiedenen Schulaulen 3 unentgeltliche Ausstellungen, in denen empfehlenswerte Jugendschriften und künstlerischer Wandschmuck gezeigt wurden. × Die vereinigten Prüfungsausschüsse für Jugendschriften haben auch Ende 1904 wieder eine Liste empfehlenswerter Jugendschriften herausgegeben; sie ist gratis zu beziehen durch Herrn W. Senger, Wagner St. 53, Hamburg. × Der Lehrplan der *Arbeiterbildungsschule* Berlin für das laufende Quartal umfasst: Theoretische Nationalökonomie (Grunwald).

Welt- und Kulturgeschichte, IV. Teil (Steiner), Entwickelungsgeschichte der Lebewesen (Baege), Reichsverfassung (Katzenstein), Redeübungen für Anfänger und Fortgeschrittenere (Steiner). × Das soeben erschienene Programm der *Freien Hochschule* Berlin für das laufende Quartal kündigt neben 3 Einzelvorträgen (Henckell, Vielhaber, Vogeler) 15 Vortragsreihen der Dozenten Wille, Hirschfeld, Baege, Friedländer, Driesmans, Kirschbach, Damaschke, Maurenbrecher, Berwig, Apel, Steiner, Kappstein, Koeppen, Hohenemser und Moest an. MAX HERMANN BAEGE

Frauenbewegung

Schulwesen EINE Petition um Zuziehung der Frauen, insbesondere der Lehrerinnen, zu den Schuldeputationen hat der *Bund deutscher Frauenvereine* an das preussische Kultusministerium gerichtet. Es ist traurig und sehr bezeichnend, dass um ein so selbstverständliches Recht noch gebeten werden muss, und dies noch dazu — in Ansehung des Schicksals ähnlicher Forderungen — mit recht wenig Aussicht auf Erfolg. Ein gleichfalls ins Gebiet der Erziehung einschlagender Antrag, den hauswirtschaftlichen Unterricht in den Mädchenvolksschulen durch Einstellung einer hierfür zu verwendenden Summe in den nächstjährigen Etat zu fördern, wurde durch den preussischen Landtag erst an eine Kommission verwiesen. Die Einsicht in Forderungen, die auch dem schlichtesten Denken als notwendig und ganz selbstverständlich erscheinen, muss für die Gehirne der Regierungsleute und preussischen Volksvertreter recht mühsam sein.

× ×

Katholischer Frauenbund IM November tagte in Frankfurt a. M. die Generalversammlung des *Katholischen Frauenbundes.* Bezeichnend ist, dass trotz der gegenteiligen Ansicht der Frauen die Männeransicht durchdrang, nach der in den Satzungen des Frauenbundes die charitative der sozialen Betätigung voraufgehen soll und dass der Bischof von Limburg erklärte, den Frauenbund nur dann unterstützen zu wollen, wenn derselbe auf streng konfessioneller Grundlage stehe und sich vor allem nicht mit den christlichen Gewerkschaften einlasse, anderenfalls werde er seine Geistlichen anweisen, dem jungen Verband direkt entgegen zu arbeiten. In Nassau sei man eben dabei, die Simultanschule abzuschütteln; die Frauen sollten vor allem daran arbeiten, dass die konfessionelle Schule eingeführt wird. Ein Nachmittagsreferat von Frau Gnauck-Kühne über die Arbeiterinnenfrage stand, obwohl es den äusseren Gegensatz zu meiden wusste, in innerem Widerspruch mit dieser Auffassung.

× ×

Mutterpflicht und Menschenrecht IN Sommerfeld in der Niederlausitz wurde eine verwitwete Arbeiterin, die treu und gut für ihre drei unerwachsenen Kinder gesorgt und daneben noch Zeit gefunden hatte, ihre Kraft in den Dienst der Arbeiterinnensache zu stellen, durch den Waisenrat vor die Wahl gestellt, aus dem Textilarbeiterverband auszutreten oder aber auf die elterliche Gewalt über ihre Kinder zu verzichten. Das darauf angerufene Vormundschaftsgericht schloss sich der Auffassung des Waisenrates an und begründete sein Urteil damit, dass die Kinder verwahrlosen würden, wenn die Mutter einer sozialdemokratischen Gewerkschaft angehöre. Kein Rechtstitel rechtfertigt diese Ungeheuerlichkeit. Trotzdem ist es begreiflich, dass bei der Frau, in der Angst, ihre Kinder zu verlieren, die Mutter über die Gewerkschaftlerin siegte. Sie trat aus dem Verband aus und darf nun weiter für ihre Kinder sorgen. Was aber soll man denen sagen, die in solcher Weise die Gewissen zwingen und Konflikte von solcher Tragik auslösen?

× ×

Kurze Chronik EINE statistische Aufstellung, die Dr. Jos. Kövösy, der Direktor des statistischen Amtes in Budapest aus 27jährigen über 808 350 Fällen erstreckten Beobachtungen gewinnt, bestätigt die anderwärts gemachte Erfahrung, dass im Kindesalter der weibliche Intellekt den männlichen übertrifft. Dies geht aus den Fleiss- und Fortschrittsnoten, wie aus der Zahl der Versetzungen und dergleichen hervor. × In München ist ein Hauspflegeverein auf interkonfessioneller Grundlage gegründet worden. Es besteht die Absicht, die Einrichtung, wie das bereits in Frankfurt a. M. mit gutem Erfolge geschehen ist, aus einem Wohltätigkeitsinstitut in eine Hauspflegekasse,

das ist eine autonome Versicherung unbemittelter Familien, umzuwandeln. × Madame Curie, die berühmte Mitentdeckerin des Radium, ist zum Chef der physikalischen Arbeiten an der Pariser wissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. × Fortschritte macht China. Es wurde dort eine Lehrerinnenbildungsanstalt ins Leben gerufen, die bereits von 80 Frauen besucht wird. Ebenso hat man dort die beiden Töchter eines ehemaligen chinesischen Gesandten in Frankreich in das Auswärtige Amt zur internationalen Korrespondenz berufen. × Der 6. Parteitag der tschechoslawischen Sozialdemokratie in Österreich stellte fest, dass in der Arbeiterinnenbewegung keine Erfolge zu verzeichnen seien, da ihr einstweilen die natürliche Grundlage der gewerkschaftlichen Organisation noch fehle. Es soll nach dieser Richtung gearbeitet werden. × In Dänemark sind von 33000 erwachsenen Arbeiterinnen 7000, also über 21%, organisiert.

× ×

Literatur AUF Grund einer reichen Erfahrung und getragen von einer herzenswarmen und doch durchaus kritischen Einsicht in alle Zusammenhänge und Bedingtheiten der zur Diskussion stehenden Frage, plädiert Clementine von Wallmenich, die bewährte Leiterin des Schwesternhauses vom *RotenKreuz* in München für die *Krankenpflege von Männern durch Frauen* /München, J. F. Lehmann/. Sie verkennt keineswegs die Schwierigkeiten und Gefahren solcher Pflege, glaubt aber ihnen durch straffe Gliederung auch der freien Verbände, einen starken ethischen Einschlag, sowie durch staatliche Rechts- und Schutzgarantien begegnen zu können. Nicht gefallen will uns die starke Betonung der grösseren Wohlfeilheit des weiblichen Bamten- und Pflegepersonals, die »bleiche Schreibschwester, die zur Krankenpflege unmöglich mehr taugt, weil sie viel zu kränklich ist und immer Kopfweh hat« statt des gutbezahlten männlichen Beamten: das ist kein begrüssenswerter Standpunkt. Auch die durchscheinende Überschätzung der religiösen Gesichtspunkte ist nicht zu teilen, wenn schon zu verstehen. × Casimir von Kelles-Krauz sucht in seinem Buch *L'origine des interdictions sexuelles* /Paris, Giard & Brière/ vermittelst einer geistreichen Hypothese, die von der Auffassung des Geschlechtstriebes als einer der Blutgier verwandten Feindseligkeit ausgeht, das Matriarchat mit darauf folgender Exogamie zu erklären. Er meint damit die *Glaubenssätze* der Selektion und die darauf fussende Morgan-Engelssche Theorie zu widerlegen, meines Erachtens ohne dass ihm diese Widerlegung geglückt wäre. × Im *Buntscheck* /Cöln, Schafstein/ (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1904, II. Bd., pag. 1022) macht Paula Dehmel den Versuch, in sinniger, wennschon nicht ganz für Kinder passender Weise die Frage der geschlechtlichen Aufklärung praktisch zu lösen.

DIE *Gleichheit* erfährt von jetzt ab eine wesentliche Erweiterung und Bereicherung. Der wissenschaftliche und agitatorische Teil soll durch hauswirtschaftliche Rubriken ergänzt werden. Wir begleiten das Unternehmen mit den besten Wünschen. HENRIETTE FÜRTH

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften

Katholisches Staatswörterbuch DIE Betrachtung eines so umfassenden und machtvollen Gebäudes, wie die katholische Kirche, und ihrer Beziehungen zu der gesellschaftlichen und sozialen Entwickelung der Völker ist immer von besonderem geschichtlichem Interesse. Noch mehr gilt das in einer Zeit, wo in Frankreich die Demokratie einen Entscheidungskampf um die Befreiung des staatlichen und gesamten öffentlichen Lebens von der Herrschaft der Kirche aufgenommen hat, während bei uns die Kirche von Erfolg zu Erfolg schreitet und eine Macht im politischen Getriebe darstellt, wie man sie vor nicht langer Zeit nicht mehr für möglich gehalten hätte. Die Wurzel dieser Macht ist in der Hauptsache die unzerbrechliche und unbeugsame Disziplin, die in Leben und Lehre die Kirche von ihren Dienern und ihren Gliedern fordert, und, auf ihr beruhend und sie wiederum gewährleistend, die mangelnde Differenzierung des katholischen Volkes auf geistigem und politischem Gebiete. Wie der Grundsatz der individuellen Freiheit über seine ersten schüchternen Anwendungen hinaustreibt und schliesslich auf geistigem Gebiet zu der Forderung völliger Ungebundenheit führt, so führt mit gleicher Folgerichtigkeit der Gedanke der Autorität, auf das geistige Leben angewandt, zur Zentralisation und schliesslich zum unumschränkten Despotismus der *Aus-*

erwählten. Diese einheitliche Zusammenfassung aller Kräfte vermag eine äussere Machtentfaltung zu gewähren, die jeder anderen, auf gleichen Grundlagen aufgebauten, aber minder konsequenten Organisation überlegen ist. Die wirtschaftliche und auch geistige Rückständigkeit des katholischen Volksteiles gegenüber den anderen, die durch die Berufs- und die Moralstatistik in gleicher Weise erwiesen und auch von führenden katholischen Gelehrten, wie Ehrhard und von Hertling, zugegeben wird, ist somit eine Quelle der Macht für die politische Organisation eben dieses Volksteils unter der Leitung trefflich geschulter und mit unantastbarer Autorität ausgerüsteter Führer. Und die Autoritätsidee, die gegenüber den unaufhaltsamen Fortschritten des Gedankens und der Forschung schliesslich in einem kümmerlichen Kultus der Tradition stecken bleibt, ist durch die innere Festigkeit der Struktur und die Schulung im streng logischen, wenn auch auf willkürlichen Voraussetzungen ruhendem, Gedankenaufbau jeder Sorte von Halbheit und Eklektik stets weit überlegen. So hat das Studium katholischer Literatur, insonderheit der moraltheologischen und sozialphilosophischen Schriften, ausser ihrer politischen und historischen Bedeutung, einen gewissen Reiz auch für den Gegner. Freilich vermag auch das granitne Gemäuer der katholischen Lehre und Organisation sich dem langsam einsickernden Einfluss umgestaltender und selbst moderner Gedankengänge nicht zu entziehen. Und dem starren Rechts- und Machtanspruch der Hierarchie brechen die brutalen Tatsachen überlegener Gewalten und Neubildungen so viel ab, dass auch hier so manches bröckelt, so manches *pro hic et nunc* zugestanden werden muss und schliesslich auch hier der eklektische Mischtypus, der in so fataler Weise aus revolutionären wie reaktionären erzwungenen Anpassungen an das Bestehende hervorgeht, sich nicht verleugnen lässt.

DAS im Auftrage der *Görres-Gesellschaft* von Dr. Julius Bachem herausgegebene fünfbändige *Staatslexikon* /Freiburg i. B., Herder/, das jetzt in 2., neubearbeiteter Auflage vorliegt, gibt uns einen solchen Katholizismus. Überall werden die Grundsätze der kirchlichen Forderungen der Beurteilung der rechtlichen und politischen Fragen zu Grunde gelegt — und überall wird mit Rücksicht auf alle die geglückten Revolutionen, Reformationen und Säkularisationen von den Konsequenzen so manches Stück abgebrochen. Der Grundzug aber bleibt natürlich der streng katholische unter Ablehnung aller reformtheologischen und staatskirchlichen Gedankengänge, deren Halbheit und innere Schwäche schon im XVIII. Jahrhundert in Hontheim (vergl. den Artikel *Febronianismus*), dem Vorläufer des mannhaften Würzburger *Widerrufers* Schall, sich deutlich ausprägt. So finden wir in dem Artikel *Erziehung* die Verwerfung der Staatszwangsschule und die Forderung der Unterrichtsfreiheit für die kirchlichen Schulen als Mittel des Wettbewerbs: als taktisches Mittel, solange die allgemeine Kirchenzwangsschule noch nicht zu erreichen ist. ›Erzieherin ist in höchster Instanz die Kirche. Wie die niederen, so können also auch die höheren Schulen von der Leitung und Aufsicht der Kirche nicht emanzipiert werden . . . Der Staat ist nicht Erzieher.‹ Und vorher: ›So kann also auch der Lehrer in der Schule nicht eine von der Kirche unabhängige Stellung in Anspruch nehmen, weil er sonst aus der christlichen Ordnung heraustreten würde. Er muss sich vielmehr ebenso, wie die Eltern, als Organ der Kirche in der Erziehung betrachten und deshalb auch der Leitung und Oberaufsicht der Kirche in seiner erziehlichen und unterrichtenden T.tigkeit sich unterwerfen.‹ Man sieht, wohin der Weg führt, den die preussischen Nationalliberalen nun offiziell betreten haben, und was auf die Anerkennung der bestehenden Simultanschule seitens des badischen Zentrums zu geben ist. Es steckt darin der *stillschweigende Vorbehalt*, der der Jesuitenmoral ihren unwahrhaftigen und darum unsittlichen Charakter verleiht — derweilen der oft geleugnete und ebenso oft als echt erwiesene Satz, dass der Zweck die Mittel heiligt, zwar in seiner praktischen Anwendung höchst bedenklich, aber im Grunde nicht unsittlich und jeder kasuistischen Moraltheorie in letzter Linie zugehörig ist.

EINE Hauptstärke der Macht unseres Zentrums ist seine grössere Vertrautheit mit den wirtschaftlichen und sozialen Problemen, die ihm eine Überlegenheit über die Praxis der übrigen bürgerlichen Parteien und eine vergrösserte Widerstandsfähigkeit gegen den Ansturm des Sozialismus verleiht. So wird in den Ar-

tikeln sozialpolitischen Inhalts ein brauchbares, wenn auch nicht reichliches Material übersichtlich geordnet dargeboten — immer freilich vom Standpunkt einer engherzigen und kleinlichen *Bürgerlichkeit*, die zum Beispiel die Notwendigkeit der Arbeiterversicherung in der Hauptsache aus der mangelhaften Fürsorge der Kinder für ihre gealterten Eltern herleitet und durch die kümmerlichen Leistungen dieser Versicherung den *gerechten Lohn* garantiert sieht. Über die Sozialdemokratie wird in einem im ganzen sachlichen Artikel gehandelt, während der Artikel *Sozialismus* wesentlich einseitiger ist und die mehr oder minder grosse Abweichung vom marxistischen System als Kriterium der mehr oder weniger ausgeprägten Wissenschaftlichkeit gelten lässt. Dass ein Werk dieser Art von dem pöbelhaften Ton der landesüblichen Kaplanspresse und verwandter Geisteserzeugnisse sich in seiner Ausdrucksweise rühmlich abhebt, begreift sich leicht. Als reichhaltige Materialsammlung und gediegene Darstellung der klerikalen Gedankenwelt wird es auch vom Gegner mit Nutzen und oft mit Genuss gebraucht werden.

× ×

Schweizerisches Staatswörterbuch

WER geneigt ist, über die Verhältnisse grosser Länder leichthin zusammenfassende Urteile abzugeben, der möge einmal in dem *Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung* /Bern, Verlag *Enzyklopädie*/ die Dinge, wie sie sich in einem kleinen Gemeinwesen gestaltet haben, studieren. Freilich kann die Schweiz nicht als typisch für andere Länder gelten. Auf einer Fläche, die etwas grösser ist, als die Provinz Brandenburg, und etwas mehr Einwohner zählt, als Gross-Berlin, lebt ein eigenartig entwickeltes Volk, in vier Nationalitäten, zwei Konfessionen und die verschiedenartigsten beruflichen und sozialen Bildungen gegliedert, hier mit seinen Einrichtungen an der Spitze der modernen Menschheit stehend, dort kaum abgelöst von den altbäuerlichen Einrichtungen der mittelalterlichen Waldstädte: im Kanton Schwyz, in dem die tatsächliche politische Gewalt heute noch, und vielleicht mehr, als jemals, beim Kloster *Einsiedeln* ruht, *souveräne Stände*, wie Uri mit 20000, die Halbkantone Oberwalden oder Appenzell-Innerrhoden mit 13000 Einwohnern — daneben Zürich, Baselstadt und Genf, in denen nahezu alle Ideale unserer bürgerlichen Demokratie verwirklicht oder der Verwirklichung nahe gebracht, mitunter schon übertroffen sind. Das Geheimnis dieser eigenartigen, trotz aller Kämpfe unter gegenseitiger Duldung sich vollziehenden Entwickelung der einzelnen Glieder heisst Demokratie, die sich auch hier als die konservativste, das heisst stetigste Regierungsform bewährt, um so mehr, als sie sich mit seltener Kontinuität hat ausgestalten oder erhalten können und eigentlich nur durch die französische Revolution und ihre Nachwirkungen wesentliche äussere Einflüsse erfahren hat. Ist für die Urkantone und einen Teil der Ostschweiz noch heute im wesentlichen die von feudalen Beimischungen befreite Bauerndemokratie mit ihrem starken Bestand an Gemeindebesitz — der auch im Kanton Bern noch auf nahezu 100 Mill. fr. geschätzt wird — charakteristisch, so haben in anderen Landesteilen sich starke Industrieen entfaltet, die das Gesellschaftsbild völlig umgestaltet haben. Dazu die Gliederung in Deutsche (über 2300000) und die drei welschen Nationen (Franzosen, Italiener und Rhätoromanen, mit zusammen rund 1 Million), in Reformierte und Katholiken (im Verhältnis von 3 zu 2), die starke reichsdeutsche und italienische Einwanderung, die Einwirkungen des Fremdenverkehrs und der politischen Flüchtlinge: ein buntes Bild, das trotz alledem von einem starken Zuge des Gemeinsamen beherrscht wird, fliessend aus dem Bewusstsein geschichtlicher Zusammengehörigkeit und demokratischer Rechte.

DIE Einzelheiten dieses in kleinem Umfange so überaus reichen und verwickelten Landes werden in dem von Professor N. Reichesberg herausgegebenen, auf 3 starke Bände berechneten Handwörterbuch — bis jetzt sind erschienen der I. Band und vom II. die erste Hälfte — mit grosser, für den Fernerstehenden mitunter selbst zu eindringlicher Genauigkeit geschildert. So geht es über das Wünschenswerte hinaus, wenn in dem Artikel *Gefängniswesen* jede einzelne Strafanstalt, bis zu den ganz kleinen herab, beschrieben wird, wenn man sich in dem Artikel *Geistige Getränke* durch 80 Seiten, meist finanztechnischen Inhalts, hindurcharbeiten muss, um ein Bild von der bedeutsamen Einrichtung des schwei-

zerischen Alkoholmonopols zu gewinnen. Es ist eben manches, was dem *urchigen Schwyzer* als bedeutsame Landes- oder Kantonseigentümlichkeit erscheint, nichts, als engster Provinzialismus, in dem oft ein gut Stück Krähwinkelei steckt. Um so wertvoller wird die Genauigkeit dort, wo die Schweiz als Bahnbrecherin des sozialen und politischen Fortschritts auftritt, so bei den Artikeln *Arbeiterschutz, Arbeitersekretariat, Arbeitsunterricht* und *Ferienkolonieen.* Interessant ist auch die Darstellung der schweizerischen Arbeiterbewegung, die seltsamerweise mit dem Jahre 1847 abbricht, und die durch die Artikel *Arbeiterbund* (eine der Schweiz eigentümliche Einrichtung, die Gewerkschaften, katholische Vereine, Krankenkassen etc. umfasst), *Anarchismus, Grütliverein* und andere ergänzt wird. Auffällig ist, dass der Anarchismus hier unter Ausnahmerecht gestellt wird. Während alle anderen Bewegungen, zum Beispiel die christlichsoziale und sozialdemokratische, von Anhängern, vorwiegend sogar von angestellten Sachwaltern behandelt werden, wird jener von Greulich, einem seiner ältesten und wirksamsten Gegner, dargestellt, in sehr ruhiger Sachlichkeit, aber doch immer vom gegnerischen Standpunkt aus: eine Variation des Kröcherschen Wortes *Objekt, nicht Subjekt.* Übrigens gibt diese Darstellung der einzelnen Einrichtungen durch ihre beamteten Vertreter dem Werke den Charakter eindringender Sachkenntnis, zugleich aber auch einen konservativen Zug der Zufriedenheit, hinter dem die notwendige Kritik oft mehr, als wünschenswert, zurücktritt. Was dem deutschen Sozialdemokraten in der Schweiz zuerst auffällt, die langsame, schier unmerkliche Bewegung dieser kleinbürgerlichen und nur insgeheim von grosskapitalistischen Einflüssen geleiteten Demokratie, tritt auch in dieser umfassenden Darstellung deutlich zutage. Es ist eben ein gewaltiger Unterschied zwischen der Demokratie als Ziel einer revolutionären Strömung und Kampfesmittel des Proletariats und der wohlgeordneten Demokratie eines überwiegend bürgerlichen Gemeinwesens mit bäuerlich-bedächtiger Bevölkerung. So zeigt auch die Aufzählung der Volksabstimmungen im Artikel *Bundesverfassung,* wie sehr sich die Masse langsamer bewegt, als vorwärts drängende Minderheiten verlangen. Die meisten Abstimmungen ergaben die Ablehnung volksfreundlicher Gesetzesvorschläge.

DIESE kurzen Betrachtungen geben ein kleines Bild des reichen und anregenden Inhalts des Werkes, das einen erheblichen Teil unserer bekanntesten Schweizer Genossen zu Mitarbeitern zählt. Als Informationsquelle unersetzlich, wird es, mit genügender Kritik gebraucht, auch als sehr wertvolles politisches Bildungsmittel dienen. SIMON KATZENSTEIN

KUNST

Bildende Kunst

Monets *Themsezyklus* BEI Cassirer in Berlin sah man im Oktober den *Themsezyklus* von Claude Monet aus den allerletzten Jahren. Zwei Motive, das Parlamentsgebäude und eine Brücke, wurden immer wiederholt in wechselnder, aber stets auf die Entmaterialisierung des Sichtbaren hin ausgewählter Beleuchtung. Immer weniger gibt es auch bei Monet eine Dunkelheit, die Folie des Lichts, und den Ausdruck für stumpfe Farben als Verstärker dessen, was leuchtet. Auch wo eine weniger dichte Atmosphäre mehr Einzelheiten sehen lässt, wird der bezeichnende Umriss und die Deutlichkeit der Form selbst bei nahen Gegenständen vermieden. Darum gibt es kein Zurückweichen der Dinge in die Ferne, da für alle fast das gleiche Ungefähr eintritt. Auch die Farbenperspektive wird im allgemeinen verschmäht, da auch Monet bei etwas sehr Ähnlichem, wie den reinen Regenbogenfarben der Neoimpressionisten, angekommen ist, die überall auf der Fläche gleich stark erscheinen und hin und wieder etwas undurchsichtig mehr als farbige Fläche, denn als luftig koloristische Erscheinung wirken. Und dennoch scheint mir in zwei Bildern fast erreicht, was der Künstler wollte. Im einen ein Zittern rosiger Feuersäulen in einem fliederfarbenen Meer — eine traumhafte Herbstsonnenstimmung. Ausserdem ein graurosiges Nebelwallen, in dem wenig stärker gefärbt die Silhouette eben jenes Parlamentsturmes diesmal weit zurücktretend schwimmt, weil hier im Vordergrund mit wärmeren und mit kalt weissen Farbenhauchen ein Schweben von Möwen und ein Schaukeln des Wassers diskret zeichnend ausgedrückt ist.

× ×

Manet und van Gogh IM selben Salon folgte im Dezember eine van Gogh-Ausstellung, der sich ein Bild von Manet *Le linge* gesellte. Was den Belgier nicht nur von Manet, sondern von der Mehrzahl der Impressionisten unterscheidet, ist sein Gefühl für das Gegenständliche, speziell das Menschliche seiner Vorwürfe. Auch er war ein leidenschaftlicher Sucher nach neuen Mitteln, um die Farbe und besonders das Leuchtende der Erscheinung auszudrücken. Aber es war ihm stets Farbe und Licht, die von Körpern ausgingen, — und er sah ein, dass man, um Helligkeit zu haben, auch Schatten und Dunkles nicht aus der Welt wegleugnen dürfe. Die letzten Nummern der Zeitschrift *Kunst und Künstler* brachten Teile seiner Korrespondenz, in der es Bemerkungen gibt, wie diese: »Die Bilder, die überall gleich hell sind, werden mir immer verhasster.« Und danach handelte er auch. Um kräftig zu sein, packte er dicke Farbenmassen auf seine Leinwand, aber sein Pinsel blieb Meister über sie und führte sie in grilligen, bandartigen Parallelrichtungen, aber stets der Form folgend, so dass plastische Deutlichkeit und räumliche Tiefe erzielt wurde. Das alles scheidet van Gogh von den Neoimpressionisten. Und sein Blick reicht beim Menschen bis in Charakter und Empfindung hinein — damit geht er über Manet hinaus. Manet macht es nichts aus, eine Dame in bauschiger, weitärmeliger Toilette vor ein Waschfass zu stellen, weil er zu dem Blau des Anzuges und Grün der Bäume das Weiss der Tücher auf der Leine haben will. Daher kommt die steife und nichtssagende Bewegung — die Dame weiss mit dem Zeug in ihrer Hand nichts anzufangen. Manet hat nie eine bewegte Gestalt und nie eine Figur gemalt, über deren Charaktereigenschaften man sich Gedanken machen könnte. Dafür ist er der Künstler des geschmackvollen Metiers und des Gleichgewichts der Töne. Auch diese gebrochenen Blau, Grün und Weiss hat ihm wohl noch nie ein Maler nachgemacht. Sicherlich nicht die Berliner, welche seinen Namen im Munde führen.

× ×

Trübner und andere DEUTSCHE Künstler hat Schulte nicht ohne Absichtlichkeit der durch Cassirer gepflegten Kunst entgegengestellt. Wir sahen wieder die tieftonig luftigen Jugendwerke von Trübner, diie so oft an Velasquez denken lassen, und daneben die kühl- und hellfarbigen Malereien seiner letzten Jahre, in denen er, gerade wie Manet, das intim Charakteristische, dem er früher gehuldigt hatte, die Feinheiten der Miene und Gestalt für die Wucht des grossen Zusammenhanges der Erscheinung opferte. Zugleich waren einige frühe und mehrere der letzten Bilder Leibls ausgestellt, welche gleichfalls die Wandlung von der warmen zur kühlen Farbe darstellen, doch ohne Aufgeben des verinnerlichten Detailstudiums, welches von jeher die Grösse dieses Malers ausmachte. Sperl, sein Freund und Nachfolger, Karl Schuch (†), ein Schüler Trübners, und die Landschafter Karl Haider und Edmund Steppes vertreten in ihrer vom Impressionismus abgewandten Anschauungsweise im Nachdruck, mit dem das Gegenständliche behandelt ist und in der Hinneigung zu einer Betonung des zeichnerischen Elements Tendenzen, welche man wohl nicht mit Unrecht als der deutschen Art eigentümliche ansieht.

× ×

Klingers *Drama* MAX Klingers neuestes Skulpturwerk war bei Keller & Reiner ausgestellt. Im Gegensatz zu dem, was man unter einer Gruppe versteht, dem Verschmelzen der Bewegung verschiedener Körper zu einem Ganzen, sind hier drei Gestalten einander nur genähert und als absichtliche Gegensätze gegenübergestellt. Der Bildhauer will die arbeitenden Muskeln am gekrümmten männlichen Leib und die untätigen Muskeln der ausgestreckten weiblichen Glieder mit einem gleichzeitigen Parallelismus der Linien verbinden, um den vollkommensten Gegensatz von plastischen Motiven zu erhalten. Ferner ist neben die völlig wagerechte Linie der liegenden Frau die völlig senkrechte Rückenansicht der sitzenden gestellt. Der Trennung der beiden Körper, welche die Hauptansicht zeigt, ist die trauliche Annäherung der beiden Frauenköpfe gegenübergestellt. Klingers Absicht ist im Plastischen nicht auf ein Geschehen, also auch auf keine eigentliche Bewegung gerichtet, sondern nur auf ein immer tieferes Verstehen der menschlichen Form an sich und ihrer organischen Zusammenhänge. Darum befriedigen ihn Stellungen, die trotz ihrer Kompliziertheit nicht in zeitlicher Folge zu anderen Stellungen gedacht sind. Dieser Bedeutung des

Werks scheint die Bezeichnung *Drama* zu widersprechen, die man sich nur im Sinne von Entwickelung und Handlung zu verstehen gewöhnt hat. Dieser Plastik gegenüber kann das Wort aber nur so viel als verinnerlichte Leidenschaft heissen. Sie ist nach dem Brauch der Antike als ein körperliches Motiv aufgefasst: die Kraftanspannung aller Glieder zum Abbrechen eines Baumastes, den die Phantasie zu ergänzen hat — er durfte nicht als Verlängerung aus dem Block herausspringen. Man darf sich erinnern, dass auch Böcklin den Begriff *Drama* durch eine einzelne, fast archaisch starr aufgerichtete Frauengestalt verkörperte, die er auf ein Stufenpostament stellte, um an eine Statue zu erinnern.

× ×

Karikatur ES kann in Bezug auf künstlerische Dinge optimistisch stimmen, wenn man den Fortschritt der Karikaturenzeichnung betrachtet, den Deutschland seit fünfzig Jahren zu verzeichnen hat. Vom ästhetischen Standpunkt aus wertlos, vom kulturgeschichtlichen äusserst interessant ist darum die Veröffentlichung, die Eduard Fuchs unter dem Titel *Ein vormärzliches Tanzidyll: Lola Montez in der Karikatur* /Berlin, E. Frensdorff/ hat erscheinen lassen. Erstaunlich ist der Grad von kindischem Dilettantismus und die völlige Witzlosigkeit der Zeichnungen, mit denen überall in Deutschland und anderswo die Entrüstung über die spanische Tänzerin und ihren königlichen Anbeter sich Luft machte. August Wilhelm Kaulbachs Blatt — er soll deren viele gezeichnet haben — macht keine Ausnahme. Einige Bilder von Wilhelm Scholz vom *Kladderadatsch* und von Theodor Hosemann erreichen ein erträglicheres Niveau, und nur ein Blatt von Cham (*Charivari*) reicht in das Gebiet des Künstlerischen. Sonst erheben sich die sehr groben gegenständlichen Anspielungen niemals durch die Sprache des Stifts zu eigentlicher Ironie, wie sie heute Thomas Theodor Heine durch die nadelspitze Bosheit seines Konturs aller dummen Philisterhaftigkeit ins Gesicht schleudert, um sich dann im Zorn zu ganz anderen, energischeren Linien und Fleckwirkungen zu erheben. Das künstlerische Gefühl für eine Verteilung des Schwarz und Weiss, selbst wo keine farbigen Beigaben vorhanden sind, macht auch bei Thöny und Reznicek die Karikatur zu einem Vergnügen für die Augen, ganz unabhängig von dem Witz des Inhalts. Das aber ist etwas, wovon die Generation um 1850 keine Ahnung hatte.

× ×

Kurze Chronik EIN neues Atelier für Innendekoration, in dem auch Bühnenausstattung und Schaufensterdekoration gepflegt werden soll, wurde von Friedmann & Weber in Berlin (Königgrätzer St. 9) eröffnet. Die erste Ausstellung galt den Entwürfen für Bühnenbilder und Kostüme von Edward Gordon Craig.

ANNA PLEHN

Dichtkunst

Dramen HEBBEL hat oft versucht, den Kern des Tragischen im Weltenweben anzutasten. Aber nirgends leuchtete ihm eine so helle Wahrheit auf, wie in dem sechszeiligen Gnom, darinnen dem Tragiker geraten wird, den Menschen in jener erhabenen Stunde zu packen,

›Wo ihn die Erde entlässt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe,
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert.‹

Dies Hinüberschmelzen aus dem irdischen Schlackenpanzer ins Siderische ist der dramatische Vorgang des echten Trauerspiels. Und wenn der vom Dichter geborene Mensch im siedenden Auf und Nieder des Geschickes nicht restlos vernichtet wird, sondern immer in jenem zweifelhaften Zustande verharrt, da er ›dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt‹, ward die vollendete Tragödie geformt. Die Modernsten möchten mit nervösem Verlangen das Zeitmass des tragischen Unterganges und Erlöstwerdens noch einschränken, an Stelle der weiträumigen Stunde zuckende Sekunden mit verdichtetem Ewigkeitsleid mitleben. Weil nun grad der modernste Kunstfreund von solcher Neigung zum blitzenden Geschehen ergriffen ist, wird der gegenwärtig schaffende Tragiker genötigt, seine Schöpfungen aufzuführen als Bauten, die aus lauter Sekundenteilchen zusammengefügt sind. Um das Bild gedanklich zu fassen: Tragisches will uns Lebenden am ehesten ins Blut, wenn in ihm unser Ach und Weh auf die Hebbelsche, zeitlich beengte Manier am reinsten sich darstellt.

WENN man unter solchem Gesichtspunkte, der aus der ernstesten Betrachtung und nicht als Resultat eines oberflächlichen, dramatotechnischen Rechenexempels sich ergibt, einige Werke der letzten Ernte betrachtet, so wird ein recht wehmütiges Gefühl des Schmerzes über den Tiefstand unseres Dramas erzeugt.

KETTENGLIEDER von Hermann Heijermans /Berlin, Fleischel/. Als einen holländischen Hauptmann hat man oft Heijermans bezeichnet, und dieser Ruf erleichterte ihm den Weg auf deutsche Bühnen sehr. Die *Hoffnung auf Segen* verriet wirklich ein merkwürdiges Geschick, das Theater mit einer dumpfen, gequälten Stimmung zu überdecken, für die kleine Alltagsnot Schauer und Mitleid zu werben. Nur trübte schon hier eine gewisse Unkeuschheit den nächst liegenden, billigen Bühnenwirkungen gegenüber das Wohlgefallen. Die *Kettenglieder*, die des Poeten Erstling bedeuten sollen, führten einen Mann ein, der nicht ehrgeizig auf grosse Kunst ist, der eine dem Kolportagehaften verwandte Geschichte zu einem derben, in der Dynamik behend angelegten Theaterstück verarbeitet. Ein Literat mit scheuerer Seele würde es nicht über sich gewinnen, seinen Helden so unverblümt grob für toll zu erklären, wie es Heijermans ohne Gewissensbisse tut. Leichtsinnige Studenten, spröde Haushälterinnen, Pantoffelhelden und gefällige Irrenärzte spielen in dem Stück. Und sie blinzeln fortwährend ins Parterre, wie weit sie spannen, wie weit ihr Handeln und Wandeln kurzweilig ist. Alles muss witzig auf jeden Fall sein, sogar der Titel. Man soll ein *lustiges Spiel am häuslichen Herd* vernehmen und steht tatsächlich einem traurigen Ereignis gegenüber. Einen schmählichen Bruch hat der Charakter des Helden am Schlusse. Er zeigt sich andauernd als einen wackeren Willensmenschen, der wohl im stande ist, allerhand Intrigue und Hinterlist aus der Welt zu schaffen. Dass ihn ein kleiner Schwächeanfall windelweich macht und er sich nicht mehr emporraffen kann, darf ihm nicht vergeben werden. Vielleicht sah Heijermans grade den Witz in diesem Ende. Dann hätte er ihn mehr schärfen und spitzen sollen. Jetzt ist der krasse Abfall unbehaglich und entfremdend.

DAGLAND von Björnstjerne Björnson /München, Langen/. Der Kampf der Alten mit den Jungen wird in Björnsons letztem Schauspiele dargestellt. Heijermans' *Kettenglieder*, die dem gleichen Probleme zu Leibe gehen, fanden bei der Kritik manche Anerkennung, weil er ein guter Bühnenblender ist. Björnson, der Greis, hat nicht mehr so viel technische Rührigkeit. Doch ein Dichter, ein fleissiger und kluger, ist er in seinem *Dagland* geblieben. Da findet er feine Töne für Schollenliebe und Weitensehnsucht, da kleidet er seine Heimatlandschaft in Schleier der Wehmut, der Naturgrösse und Lichtheit. Seine nordischen Menschen sind in die ganze Welt zerstoben und haben sich wiedergefunden im engen, bergigen Vaterlande. Nun haben sie Verlangen nach Ruhe, nach Aussöhnung alten Zwistes, Erweckung eingerosteter Liebe. Dabei ringen sie emsig, etwas Prometheisches in sich mit der grauen Gleichgiltigkeit und Gewohnheit in Einklang zu bringen. Sie zagen viel. Sie reden sich zu, klammern sich aneinander und müssen doch wieder die Friedensumarmung entbehren, bis sie auf der eisigen Höhe geläutert werden, und ihre Not aufhört. Symbole winden sich durch das Schauspiel von tiefem Bedeuten. Sie werden manchmal zu gründlich ausgefasert. Aber ein grosses Symbol, das grade der nordischen Poesie besonders gehört, taucht wieder auf. In sinnbildlichen Zusammenhang wird ein Lebenswerk gebracht mit der ganzen landschaftlichen Umgebung der Schaffenden. In Ibsens *Volksfeind* ist es eine Wasserleitung, bei Björnson diesmal ein Wasserfall. Durch solches Vernieten des Toten mit dem Lebenden werden in dem Drama ergreifende Wirkungen erzielt. An Heijermans' Stück wird das Publikum sich ergötzen, weil es dem Konventionellen, Selbstverständlichen nie ausweicht. Die Aufführung des Björnsonschen *Dagland* versagte.

DIE Morgenröte von Josef Ruederer /Berlin, Bondi/. Ein Schriftsteller, der sich mit den Narrheiten seiner bayerischen Landsleute wie ein lachender Philosoph abfindet, ist Ruederer. Er hat unterhaltende und in einem frischen Stil hingeworfene Erzählungen geschrieben. Als Dramatiker wusste er den Dialog mit treffender Schlagfertigkeit zu pointieren. Und diese Gabe ist ihm auch in der *Morgenröte* geblieben. Das Stück ist ein hübsches Komödienspiel mit einem

dritten Akt, der bei guter Darstellung das Unterste zu oberst kehrt. Was im Laufe der gesamten Handlung geschieht, ist drollig, ab und zu ans Ernste greifend, von einer harmlosen und sehr gemässigten Komik begleitet. Aber eine Revolutionskomödie, die ein wirkliches Bild vom Münchener Revolutiönchen um 1848 geben könnte, ist diese *Morgenröte* nicht. Dem Verfasser soll es dankend angerechnet werden, dass er sich seine Aufgabe zu konzentrieren suchte, dass er trachtete, aus dem Leben einiger Menschen die ganze Bewegung blinken zu lassen. Wenn er's nur vermocht hätte! Eine Familienrevolution soll die grosse, politische ersetzen, die ja durch die Mitwirkung der Lola Montez sehr einer Operettenszene ähnlich verlief. Die schmächtigen und von den Beteiligten doch so eifrig genommenen Liebeleien, Zänkereien, Flunkereien, Prahlereien, Feigheiten und Heldenreden der Münchener Bierbürger fliegen am Zuschauer ergötzlich vorüber. Erbärmliche Minister, Schufte von Korpsstudenten und hasenfüssige Offiziere führen einen lustigen Tanz aus. Die eigensinnige Lola Montez, die mit ihrer lockenden Nichtsnutzigkeit einen lieben, gesunden Bengel fast um den Verstand bringt, darf eine pikante Hosenrolle spielen und sich durch den Konditorpoeten von Dirnen Gnaden Verse vorbeten lassen. Aber der Geist der Zeit? Ruederer lässt die Lola ein wenig schillern und in Erregung rumoren, einige Korpsbrüder renommieren und toben, einige Schranzen winseln, die Marderbräuwirtin und ihren Kreis um ein mannbares Mädel mit sehr empfindlichen Tränendrüsen schachern; und er glaubt, die historische Komödie sei fertig. Wenn er nicht seine Dichtung eine *Komödie aus dem Jahre 1848* getauft und gelegentlich seine Menschen ein paar Brocken von der allgemeinen Stimmung hätte erzählen lassen, sein Stück wäre ein ganz braves Lustspiel zu heissen, das gut beglaubigten Kniffen und Wirkungen nicht eben furchtsam aus dem Wege geht.

× ×

Kurze Chronik DAS Januarheft der *Neuen Rundschau* bringt den aus dem Jahre 1896 stammenden Entwurf eines Dramas *Elga* von Gerhart Hauptmann; eine Weiterbildung des Vorhandenen wird vom Dichter nicht beabsichtigt. × 376 Briefe Theodor Fontanes an seine Familie sind erschienen; sie gehen vom Jahre 1852 bis zu Fontanes Todestag, 20. September 1890. × Der Berliner Schriftsteller Siegfried Jacobsohn, der wegen seiner unausgegorenen Dreistigkeiten und seines Dilettantismus in manchen Kreisen als Theaterkritiker in Ansehen stand, hat, da ihm einige gar zu auffällige Plagiate nachgewiesen wurden, seine Stellung bei der *Welt am Montag* niederlegen müssen.

MAX HOCHDORF

DIVERSA

Bücher

Sterne: *Werden und Vergehen* ALS vor einiger Zeit der Schriftsteller Ernst Krause starb, folgten ihm in allen Zeitungen die üblichen Nachrufe, die uns über das Leben und Wirken des bescheidenen Mannes, der unter dem Namen *Carus Sterne* in die weitesten Kreise hineingegriffen hatte, aufklärten. Er selber hatte noch die 5. Auflage seines Hauptwerkes *Werden und Vergehen* herausgegeben und sich darin bemüht, den Ergebnissen der neuesten Forschung gerecht zu werden. Heute nun liegt schon der I. Band einer 6. Auflage vor uns, die von Wilhelm Bölsche bearbeitet wurde /Berlin, Borntraeger/. Es war sicherlich ein guter Gedanke des Verlegers, gerade Bölsche mit dieser Arbeit zu betrauen, da es eben nicht nur der Fachkenntnisse bedurfte, um Carus Sterne revidieren zu können, sondern vor allem auch der Gabe, die Resultate der naturwissenschaftlichen Forschung, ihr Verhältnis zu frühern, speziell theologischen Weltanschauungen, einfach und klar zu entwickeln, so dass der Gebildete von seinem persönlichen Standpunkt allgemeiner Kenntnisse aus zu einer Einheitlichkeit der Ansichten geführt werden kann, die ihn zu einer modernen Weltanschauung erziehen. Bölsches Bearbeitung, die pietätvoll das Original überall schont, wo ein Eingriff nicht unbedingt notwendig ist, gibt dem älteren Werke wieder neue Lebenskraft, so dass es mit seinen schönen Illustrationen das bleiben wird, was es schon durch mindestens eine Generation hindurch war: ein köstliches Hausbuch, das uns hilft, die Fäden von unsern vier Wänden nach dem grossen Weltganzen hinauszuspinnen.

× ×

Bölsche: *Weltblick* IN unermüdlichem Fleiss sendet Bölsche seine Gaben in die Welt, und wo immer er ein Thema angepackt, wo immer er von der Einzelerscheinung uns zu der Unbegrenztheit weiter Welten führt, versteht er uns zu fesseln. Er steht so sicher auf dem Boden seiner Weltanschauung, die für ihn eine innerste Notwendigkeit bedeutet, dass wohl gerade daraus sein grosser Erfolg herzuleiten ist, sowie auch die Tatsache, dass er keine Nachahmer gefunden, wie sonst jeder Erfolg sie naturgemäss zeitigt. Bölsche gibt selber, vielleicht unbewusst, einen Schlüssel zu dem Zauber, der von seinen Schriften ausgeht, in dem Aufsatz *Ob Naturforschung und Dichtung sich schaden?* seines vor uns liegenden neuen Buches *Weltblick, Gedanken zur Natur und Kunst* /Dresden, Reissner/. Er sagt da: »So oft wir vom Menschen reden, erscheint er uns zerspalten in so und so viele Fächer . . . . Und ein Fach ist Naturforschung. Und ein Fach ist Dichten. Es gibt keine Übergänge . . . Und doch gibt es im Menschengeiste nicht so oft ein schreckendes Rubrum, eine neue Seite mit neuer Schrift. Als Sonne über seinem Felde strahlt gerade die Einheit, diese geheimnisvolle urtümliche Einheit, aus der alle seine Kraft strömt: wo diese Einheit zittert, da zittert die Gesundheit dieses Geistes, wo die Einheit aber am höchsten ist, da wohnt der Genius.« Und weiterhin: »Nehmen wir an, ich gehe bei der Beschreibung einer Blume nicht den falschen Weg des Stilisierens nach meinen Wünschen, sondern ich liefere vielmehr eine Beschreibung oder Abbildung, die in der Tat so sehr dem Original entspricht, dass in ihr sozusagen dieses Original noch einmal neu im Medium unserer Sprache oder Zeichnung geschaffen ist. Dieser Akt ist ganz zweifellos der höchste denkbare Akt der strengsten, exaktesten Botanik. Aber zugleich doch auch e t w a s darin, was der K ü n s t l e r reklamieren kann. Es ist ein Akt des S c h a f f e n s darin. Allerdings in diesem Falle nur des *noch einmal Schaffens,* immerhin auch das schon in ein neues Medium (menschliche Sprache und Zeichnung) hinein . . .«

AUS dem gewohnten Rahmen Bölschescher Arbeiten heraus fällt der überaus bemerkenswerte letzte Aufsatz des Bandes: *Gedanken über die Schule* (vorher veröffentlicht in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1901, II. Bd., pag. 893 ff.). Die Leser kennen ihn. Es ist ja nicht anzunehmen, dass ein Vorstoss, wie der Artikel Bölsches, heute schon etwas gegen die chinesische Mauer unseres Schulwesens auszurichten vermag; konkrete Vorschläge aber, wie sie gerade dieser Aufsatz gibt, finden immerhin einen Widerhall in dem weiten Publikum, das sich aus Bölsches Lesern rekrutiert, es sind das zudem gerade die Kreise, in denen man mit gebundenen Händen und zähneknirschend sein Jungvolk der Schule ausliefert, und es wäre doch eine schöne Sache, wenn durch solche Anregungen eine Bewegung in Fluss gebracht würde, die es unseren Kindern, unserer Zukunft, ermöglichte, mit gesunder Kraft und empfangsfreudigen Sinnen die grosse, herrliche Welt so zu geniessen, wie ein Bölsche sie erfasst. IDA HÄNY-LUX

Revuen

Kind und Kunst DIE Einleitung dieser neuen, bei Alexander Koch in Darmstadt erscheinenden Monatsschrift setzt die Absichten auseinander, die sie verfolgt: sie will ein Zentralorgan werden aller Bestrebungen für Neubelebung des Unterrichts und der Erziehung mit Hilfe der Kunst. Man hofft damit die kindlichen Sinne frisch zu halten und sie zu einem besseren Anschauen zu bringen. Da hierin bereits sehr viel gearbeitet und experimentiert ist, kommt das Blatt sehr erwünscht zur Vermittelung der bisherigen Erfahrungen, denn da die Methode wesentlich neu ist, kann man wohl eine ganze Reihe von Missgriffen erwarten, als notwendige Begleiterscheinung aller neuen Prinzipien.

DIE Gründung eines Blattes, in dem alle wesentlichen Erfahrungen der Erzieher ausgetauscht werden, hat sicher grossen Wert — nur müssen eben diese Erfahrungen absolut ehrlich mitgeteilt werden ohne alle Konstruktion ohne Schema; hierin scheinen mir zum Teil die Aufsätze der drei ersten Hefte es fehlen zu lassen.

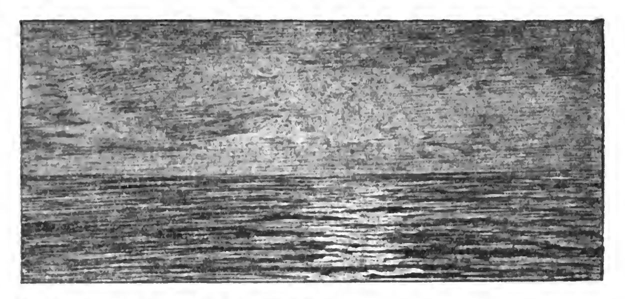
DIE neue Einsicht in die Notwendigkeit einer besseren freieren Ernährung des Kunstsinns im Kinde führt im Schlepptau ein ganzes fertiges Schema über das Wesen des Kindes, das sich ein Teil der Propagandisten zurecht gezimmert hat, und das ganz deutlich nicht stimmt. Das Kind hat einen unechten, unfrischen Nimbus um sich bekommen, auf welchen hin

alle Direktiven zugeschnitten sind. Es sind in dem Blatte eine Reihe von Amateurphotographieen von derart künstlerisch aufwachsenden Kindern; eine von ihnen, *Arkadien* betitelt, zeigt eine Laufschaukel mit Kindern; die Mädchen sind in frührenaissancelichen Engelkleidern, und ein nackter Junge, natürlich mit einer Schwimmhose, liegt dabei und bläst die Flöte! Dass das eine durchaus unkindliche Posierung ist, ist klar; es macht den Eindruck, als benutze man hier die Kinder zu seinem eigenen ästhetischen Genuss, der nur eine neue, stilisierte Süsslichkeit an Stelle der alten spiessbürgerlichen *Gartenlauben*süsse setzt.

GANZ vorzüglich sind in dem Blatte die wiedergegebenen kunstgewerblichen Sachen, die ganz simplen Spielzeuge, die Handarbeitsmuster, Baukästen und was dergleichen mehr ist. Wir können uns freuen, dass wir jetzt ein Kunstgewerbe haben, das mit einfachen und klaren Formen, so amüsante Sachen machen kann. Es werden jetzt Farben und Formen frisch gesehen; man arbeitet grellfarbig und sillhouettenhaft und macht damit auch wieder die einfache Technik mobil. Der ausserordentlich künstlerische Reiz, der in der simplen Bauernkunst liegt, sei es in ihren Holz- oder Töpferwaren, wird frisch empfunden, und man ahmt sie aus rein künstlerischem Interesse nach. Diesem kunstgewerblichem Umschwung werden nun aber pädagogische Motive angehängt; fast scheint's, als wenn ein gebildeter Mensch sich etwas kindisch vorkomme, wenn er ohne deutlichen Grund plötzlich im Volksgewand einhergeht! Er sucht nach Gründen, und schnell hat er die ahnungslosen Kinder erwischt und erzählt ihnen nun des breiteren: seht nur, das mache ich alles, um euch Spass zu machen! Nun überfällt er ihre Kinderstuben, ihre Lieblingsplätzchen, und *stattet sie künstlerisch aus.* — In einem der Blätter ist eine solche *Spielecke,* Entwurf von Otto H. Engel. Hier sollen die Kinder nun sitzen und ihre Phantasie bauen lassen. Sie werden es gerade! Gott sei Dank ist in einer Kinderseele ein guter Posten Opposition, der sie von jener Ecke sicher fern hält. Das gibt solchen besonderen Fleckchen ja erst ihren Reiz, dass sie keiner kennt; auch wenn die Mutter schon längst weiss, wo das Kind steckt, sollte sie doch immer daran vorbeigehen und tun, als wenn sie nichts wüsste. Man glaubt jetzt immer, man müsste überall herein in ein solches Kinderseelchen und überall lenken und steuern, und verdirbt damit vielleicht so manches. Selbst wenn es für den Erzieher traurig sein mag, dass das Kind oft sein Feinstes für sich behält oder damit zu anderen Kindern geht — da muss er schon weise sein und seine Hand davon ablassen. Sieht man die Oberfläche von so einem Seelchen zittern und sich regen von all den heimlichen Bewegungen drinnen, und will eines der Fischchen herausholen, dann sieht das draussen ganz reizlos und fremd aus! Drum setz' es doch lieber wieder hinein zu den anderen; da sehe man dem allen nur zu und freue sich, wenn es etwas Schönes zu sehen gibt. Wie mir dieses in der allgemeinen Pädagogik fruchtbar für die Entwickelung der Kinder scheint, so halte ich es auch für die künstlerische Entwickelung günstiger und natürlicher, wenn man dem Kind keine eigens fabrizierte Extrakunst vor die Nase hält, sondern es selbst wählen lässt, selbst wenn die Wahl allem Anschein nach töricht ausfällt. Wie vorzüglich ist die Einführung in die Blätter mit den Robbiaschen Wickelkindern — an reiner Kunst allerdings neben Orlicks *Rübezahl* auch das einzige wirklich Gute; was sonst ist, das Dornröschen oder das Kind mit dem Reh, ist sehr minderwertig. So lass man doch die Kinder tapfer in der Kunstgeschichte herumgucken, sie werden sich schon überreichlich Nahrung dort suchen! Es ist doch oft genug betont, dass die Kunst einfacher Kulturstufen der kindlichen Sinnesart am meisten entspricht, und zu jenen Zeiten haben doch Künstler gelebt, neben die die Kinderkunstmaler sich gar nicht stellen können.

ZUM Schluss möchte ich noch sagen, dass man gut täte, sich die Modellier- und Tuscharbeiten der Kinder anzusehen. Sie sind zum Teil, wie die von der kleinen Falke und einigen aus der Reitmannschen Modellierschule, ganz überraschend lebendig und gut. Wie das künstlerische Sehen bei den Kindern sich entwickelt, im Detail zu beobachten, ist sicherlich psychologisch und auch pädagogisch gleich fruchtbar. Mir erschiene es ein Gewinn, wenn das Blatt sich auf dieses Gebiet, einschliesslich der Beobachtungen der Erzieher, konzentrieren würde. LISBETH STERN

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION WILHELM STERNBAUER · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. · DRUCK VON CARL ROSEN · SÄMTLICH IN BERLIN



2. HEFT / FEBRUAR 1905

RICHARD CALWER · RUSSLAND

JE mehr die Aussicht auf eine durchgreifende und baldige Reformpolitik in Russland schwand, desto verzweifelter wurde die Stimmung des gedrückten Volkes. Welche Ausdehnung die Erbitterung gegen das herrschende Regiment angenommen hat, zeigt nichts deutlicher, als die Tatsache, dass die Machthaber sich nicht einmal mehr auf das in Petersburg konsignierte Militär verlassen können. Ist doch das jüngste Attentat auf den Zaren nicht anders zu erklären, als durch eine Verschwörung unter dem Militär.

BEI dem Fest der Wasserweihe am 19. Januar schoss eines der Geschütze, die den üblichen Salut abzugeben hatten, anstatt einer Pulverladung eine Kartätschenladung ab. Die Richtung dieses Schusses ging direkt nach dem Pavillon, in dem sich der Zar befand. Von den Kugeln fuhren zwei in die Holzstufen des Pavillons, noch nicht fünf Schritt vom Zaren entfernt. Eine andere Kugel durchschlug ein Fenster des Winterpalais und traf die Decke des Saales, in welchem sich viele Generale, sowie das diplomatische Korps befanden. Eine weitere Kugel verwundete einen Schutzmann. Dass dieser Kartätschensalut auf den Zaren von dem amtlichen Russland in seiner Bedeutung abzuschwächen gesucht wurde, ist begreiflich, aber Glauben hat die amtliche russische Darstellung kaum gefunden, die den unheimlichen Schuss darauf zurückführte, dass bei einer am Tage vorher abgehaltenen Übung der ersten reitenden Gardebatterie eine Kartätsche im Geschützrohr stecken geblieben und diese dann beim Salutschiessen losgegangen sei. Dieser Erklärung widersprach schon der Umstand, dass im Gegensatz zu der ausdrücklichen Weisung die Mündung mehrerer Geschütze tatsächlich gegen das Palais gerichtet war.

DER Kartätschensalut vom 19. Januar war das Signal zu einer Erhebung der Petersburger Arbeiterschaft. Am Freitag, den 20. Januar, trat in Petersburg der Generalstreik ein, der nicht nur die Industriearbeiter, sondern auch die Arbeiter in den Arsenalen umfasste. In 174 Fabriken mit 95 000 Arbeitern ruhte die Arbeit. Die Streikenden fassten den Entschluss, am Sonntag vor das kaiserliche Palais zu marschieren und dem Zaren selbst und niemand anders eine

Petition zu überreichen, in der alle ihre Beschwerden und Wünsche zusammengefasst waren. Hier der Wortlaut der Petition:

»Wir Arbeiter, Bewohner Petersburgs, kommen zu Dir. Wir sind elende, beschimpfte Sklaven und erstickt von Despotismus und Willkür. Als die Grenze der Geduld erreicht war, stellten wir die Arbeit ein und baten unsere Herren, uns nur das zu geben, ohne das das Leben eine Qual ist. Aber alles wurde abgelehnt. Alles ist nach Meinung der Fabrikanten ungesetzlich. Wir hier, viele Tausende, sowie das ganze russische Volk haben keine Menschenrechte. Durch Deine Beamten sind wir Sklaven geworden. Jeder, welcher wagte, von dem Schutze der Interessen des Arbeiterstandes zu sprechen, wurde ins Gefängnis geworfen. Der gesamte Arbeiter- und Bauernstand wurde der Willkür überlassen. Das Beamtentum besteht aus Räubern und Dieben an Staatsgeldern. Das Beamtentum brachte das Land in gänzliche Zersplitterung, bürdete ihm einen schimpflichen Krieg auf und führt Russland immer mehr an den Rand des Unterganges. Das Volk ist jeglicher Möglichkeit beraubt, seine Wünsche und Forderungen auszudrücken und an der Festsetzung der Besteuerung teilzunehmen. Alles dies widerspricht menschlichem und göttlichem Recht. Wir wollen lieber sterben, als unter solchen Gesetzen weiter leben. Mögen unter solchen Verhältnissen die Kapitalisten und Beamten leben. Kaiser, hilf Deinem Volke! Vernichte die Scheidewand zwischen Dir und dem Volke. Möge das Volk vereint mit Dir regieren. Aus uns spricht nicht Dreistigkeit, sondern der Wunsch, aus einer uns allen unerträglichen Lage herauszukommen. Eine Volksvertretung ist unentbehrlich; es ist notwendig, dass das Volk selbst mitregiert; befiehl, dass die Vertreter aller Stände und Klassen, auch der Arbeiter, berufen werden. Dies ist unsere Hauptbitte; wir haben aber noch andere. [Die Petition zählt dann diese Wünsche auf, die sich hauptsächlich auf die verzweiflungsvolle Lage der Arbeiter beziehen, und schliesst:] Befiehl die Erfüllung unserer Bitten, und Du machst Russland glücklich; wenn nicht, so sterben wir hier. Wir haben nur zwei Wege: Freiheit und Glück oder das Grab; wir bringen gern unser Leben Russland zum Opfer dar.«

DER Führer der Streikenden, der Gefängnisgeistliche Gapon, garantierte in einem Schreiben an den Zaren für die ruhige Haltung der Streikenden: »Ich, der Vertreter der Arbeiter, und meine tapferen Arbeitsgenossen garantieren die Unverletzlichkeit Deiner Person.« Ohne Hintergedanken, ohne jede Absicht, eine Gewalttat zu verüben, wollten die streikenden Arbeiter dem Zaren nahen, weil sie wussten und der Überzeugung lebten, dass auf eine andere Weise ihre Klagen und Beschwerden nie und nimmer an das Ohr des Zaren gelangen würden: »Alle sanften Mittel sollen versucht werden; der Zar weiss es nicht, was wir erdulden. Auch dieses letzte wollen wir versuchen, erst unsere Klage bringen vor sein Ohr.«

DER 22. Januar hat das russische Volk belehrt, dass den russischen Machthabern jedes menschliche Empfinden abhanden gekommen ist, dass durch sie und mit ihnen nie und nimmer auf eine Besserung zu hoffen ist. In ihrer feigen Angst, und weil sie wussten, dass das Petersburger Militär schwerlich auf seine eigenen Eltern und Brüder schiessen würde, verstellten sie die Zugänge zum kaiserlichen Palais mit Militär, das noch rasch aus Provinzgarnisonen herbeigeholt war, und lauerten auf den Anmarsch der bittenden Arbeiter.

VON verschiedenen Seiten her zogen die Arbeitermassen, Choräle singend und das Bild des Kaisers auf ihren Fahnen tragend, dem Palais zu. Als der Hauptzug, an dessen Spitze der Priester Gapon mit hoch erhobenem Kreuze schritt, dem Militär nahe kam, tönte den Anziehenden, einer marschierenden Masse von etwa 15- bis 18000 Mann, der Befehl entgegen, sich zurückzuziehen. Als dieser Befehl nicht sofort befolgt wurde, schon weil bei einer solchen Menge Menschen die sofortige Ausführung des Befehls unmöglich war, schossen die

Soldaten, denen die Parole erteilt war, niemand zu schonen und jede Zusammenrottung niederzuschiessen, alsbald scharf in die Menschenmenge hinein. An 300 Tote und ebenso viele Verwundete waren das Ergebnis dieser ersten Füsilade. Nicht genug damit, schoss die Soldateska auch gegen die fliehende Menge und nahm die einzelnen aufs Korn, wie der Jäger den Hasen. Die Menschenjagd wurde zum neuesten Sport. In gleich scheusslicher Weise wurde gegen die anziehenden Arbeiterscharen in den anderen Gegenden vorgegangen. Der Streckenrapport konnte am Abend des 22. Januar melden, dass 2000 Personen erschossen und mehr als 4000 verwundet seien. Unter den Toten und Verwundeten befanden sich auch viele Frauen und Kinder.

× × ×

ES bedarf keiner kritischen Worte, um die Tragweite dieses Blutbades für die Gestaltung der inneren russischen Verhältnisse zu ermessen. Die ganze zivilisierte Welt ist von Abscheu erfüllt gegen die russischen Machthaber und versteht nicht nur, sondern billigt das elementare Rachegefühl, dass die russischen Revolutionäre durchzucken muss und sich in die Worte: *Auge um Auge, Zahn um Zahn!* fassen lässt.

EIN einziges Ereignis entscheidet oft über die Berechtigung der politischen Taktik. Es ist nicht zu bestreiten, dass ausserhalb Russlands die öffentliche Meinung bisher das Vorgehen der Terroristen überwiegend abfällig beurteilte. Wenn man den russischen Attentätern auch meist mildernde Umstände zubilligte, pflegte man doch stets die Zwecklosigkeit ihres Vorgehens zu betonen. Durch die Vorgänge des 22. Januar ist aber ein totaler Umschwung in der öffentlichen Meinung erfolgt: man erkennt anstandslos an, dass das bis zur Verzweiflung getriebene russische Volk sich in der Notwehr befindet, die jede Taktik rechtfertigt.

DER Weg der organischen Reform, den wir für Deutschland und die Kulturstaaten überhaupt als den besten erkannt haben, der vorwärts zum Ziele führt, ist für Russland ungangbar. In einem konstitutionellen, auf sicheren Rechtsgrundlagen beruhenden Gemeinwesen ist eine Revolution ebenso sinnlos, wie sie in einer Despotie unumgänglich ist: soll sie hier doch nicht, wie dort, die Entwickelung ersetzen, die einzelnen Etappen derselben überspringen machen, sondern die künstlichen, durch Gewalt errichteten Hindernisse beseitigen, die der Entwickelung sich entgegenstellen, erst die Möglichkeit schaffen zum schrittweisen Fortschreiten. Hier ist die Revolution die *ultima ratio.* Und die ganze Last der Verantwortung für ihre Schrecken trifft die entmenschten Gewalthaber, die sie zur Notwendigkeit gemacht.

RUSSLAND steht nun in Flammen. Es scheint, als ob das Furchtbare, das sich am Sonntag in den Strassen Petersburgs abgespielt hat, nun auch das Volk selber erweckt, das so lange, so unendlich lange die Scheusslichkeiten des Despotismus in dumpf träumender Ruhe erduldet hat. Noch versucht das Zarentum, durch die letzten Mittel der blutigen Gewalt die Revolution niederzuhalten, die an allen Ecken und Enden des gewaltigen Reiches emporlodert. Ob die nächsten Tage die Entscheidung bringen, ob das Schreckensregiment noch einmal das Volk niederhält, ob eine Umwälzung bevorsteht — es wäre müssig, im Wirbel des Geschehens zu prophezeien, zu hoffen, zu fürchten.

×××

MAX SCHIPPEL · BERGARBEITERSTREIKS UND POLITIK



ERGARBEITERSTREIKS haben sich schon häufig zu grossen politischen Ereignissen ausgewachsen. Nicht selten sind es schliesslich die Spitzen der Staatsgewalt und der Parlamente, deren Eingreifen unter dem Drucke der erregten öffentlichen Meinung und der als unerträglich empfundenen Zustände unvermeidlich wird und die letzten Entscheidungen bringt.

× × ×

SO war es 1889 in Deutschland, als vom Gelsenkirchenschen aus ein Revier nach dem anderen blitzschnell vom Ausstand ergriffen wurde. Mitte Mai kam es zu den Audienzen im kaiserlichen Schlosse und zu den Vermittelungsverhandlungen im Reichstag, zwischen Hammacher, Schmidt-Elberfeld und Baumbach einerseits und den Kaiserdelegierten Bunte, Schröder und Siegel auf der anderen Seite.

AUCH Fürst Bismarck, obwohl er schon viel von seiner alten, nie versagenden Tatkraft und geistigen Elastizität eingebüsst hatte, war sich des Ernstes der Lage vollkommen bewusst. Dass er den Scharfmachern im Westen reichliche Sympathieen entgegenbrachte, war nach allem, was seit zehn und mehr Jahren auf ihn eingewirkt hatte, selbstverständlich. Aber als der Oberpräsident von Westfalen, von Hagemeister, in der gewöhnlichsten und kurzsichtigsten Polizeiauffassung befangen, als Abwehrmittel die Verhängung des Belagerungszustandes über das Streikgebiet in Vorschlag gebracht hatte, da war Bismarck im Kronrat der schärfste Widersacher einer solchen Verzweiflungsmassregel — die übrigens kein einziger der damaligen Minister billigte. Vielleicht mit dem Hintergedanken, dass die Ausstandsbewegung von selber ihrem Erlöschen entgegengehe, und dass daher die Staatsgewalt sich durch überflüssiges Eingreifen nur zwecklos kompromittiere — ähnlich, wie er die angeregte Wiedereinführung der Bestrafung des Kontraktbruches ablehnte, weil alsdann gerade die Unternehmer zahllosen gehässigen Prozessen ausgesetzt sein würden. Aber die unten erwähnten Vorschläge zur rechtzeitigen Abstellung berechtigter Arbeiterbeschwerden sollen durchaus seinen Beifall gefunden haben, ebenso die empfohlene Organisation einer anerkannten, selbständigen Vertretung zum Zwecke der Geltendmachung der Arbeiterinteressen und -wünsche.

IM Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stand jedoch noch lange, sowohl bei den Nächstbeteiligten, wie in weiteren Kreisen, die Ansprache des Kaisers an die Direktorendeputation und ihren Wortführer, den nationalliberalen Abgeordneten Dr. Hammacher:

»Die Verhandlungen, die Sie, Herr Dr. Hammacher, als Vorsitzender des *Vereins für die bergbaulichen Interessen,* wie ich gern höre, mit der Arbeiterdeputation geführt haben, sind mir durch den Herrn Minister des Innern zugegangen, und ich spreche meine Anerkennung für das Entgegenkommen aus, welches Sie den Arbeitern gezeigt haben, wodurch eine Grundlage zur Verständigung gewonnen worden ist. Ich werde mich freuen, wenn auf dieser Basis sich Arbeitgeber und Arbeiter vereinigen werden . . .

Ich möchte bei dieser Gelegenheit allen Beteiligten dringend empfehlen, dass die Bergwerksgesellschaften und ihre Organe in Zukunft möglichst nahe sich in Fühlung mit den Arbeitern erhalten, damit ihnen solche Bewegungen nicht entgehen, denn ganz unerwartet kann der Streik sich unmöglich entwickelt haben ... Ich möchte Sie bitten, dafür Sorge zu tragen, dass den Arbeitern Gelegenheit gegeben werde, ihre Wünsche zu formulieren, und sich vor allen Dingen immer vor Augen zu halten, dass diejenigen Gesellschaften, welche einen grossen Teil meiner Untertanen beschäftigen und bei sich arbeiten lassen, auch die Pflicht dem Staat und den beteiligten Gemeinden gegenüber haben, für das Wohl ihrer Arbeiter nach besten Kräften zu sorgen und vor allen Dingen dem vorzubeugen, dass die Bevölkerung einer ganzen Provinz wiederum in solche Schwierigkeiten verwickelt werde.
Es ist ja menschlich natürlich, dass jedermann versucht, sich einen möglichst günstigen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Arbeiter lesen die Zeitungen und wissen, wie das Verhältnis des Lohnes zu dem Gewinne der Gesellschaften steht. Dass sie mehr oder weniger daran teilhaben wollen, ist erklärlich. Deshalb möchte ich bitten, dass die Herren mit dem grössten Ernst die Sachlage jedesmal prüfen und womöglich für fernere Zeiten dergleichen Dingen vorzubeugen suchen.«

DASS der Rücktritt Bismarcks vom Handelsministerium, die Berufung des Freiherrn von Berlepsch aus dem Oberpräsidium der Rheinprovinz nach Berlin, die beginnende Fortbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung wesentlich politische Folgewirkungen der eindrucksvollen Vorgänge in den deutschen Grubenrevieren waren, ist bekannt.

× × ×

ÄHNLICH beim letzten grossen Streik der Anthrazitkohlengräber in Amerika.

VOM 12. Mai bis zum 23. Oktober 1902 stellten etwa 145 000 Arbeiter ihre Tätigkeit in dem pennsylvanischen Revier ein. Sie verlangten eine Aufbesserung gewisser Arbeitsbedingungen und Anerkennung ihrer Gewerkschaft — ihres Syndikats, würden unsere Unternehmer sagen müssen —; sie waren jedoch von vornherein zu schiedsgerichtlichen Verhandlungen bereit. Die Gruben- und Trustherren lehnten das schroff ab; sie versuchten, so gut oder so schlecht es ging, ihren Minenbetrieb mit Streikbrechern und bedenklichen Arbeitswilligen aller Art aufrecht zu erhalten. Man lebte zuletzt wie im Bürgerkrieg. Der Gouverneur hatte Anfang Oktober die gesamte Miliz zur Aufrechterhaltung des Friedens einberufen; die Presse wimmelte von erschreckenden sensationellen Berichten über blutige Zusammenstösse und Ausschreitungen.[1]) Vor allem der unersättliche Kohlenwucher der Grubenmonopolisten machte immer breitere Bevölkerungsschichten aufsässig; für den herannahenden Winter sah man eine förmliche Katastrophe heraufziehen, sowohl für zahlreiche Industrieen, wie für Zehn- und Hunderttausende von Haushaltungen.

ES war nunmehr, kaum in Einklang mit amerikanischen Verwaltungsüberlieferungen, der Präsident Roosevelt, der einer schiedsamtlichen Aussprache und Vereinbarung mit gewohnter Entschlossenheit Bahn brach.

[1]) »Zweifellos wurden übertriebene Berichte über die Ruhestörungen veröffentlicht, und glaubwürdige Zeugen bemühten sich, sie auf das wahre Mass zurückzuführen und sich für das Wohlverhalten ihrer Wohngemeinden zu verbürgen. Hauptsächlich handelte es sich dabei um Bezirke, wo die Unternehmer keinen Versuch machten, den Grubenbetrieb fortzusetzen. Ebenso ist es richtig, und gerechterweise muss das konstatiert werden, dass die Führer der Organisation [Gewerkschaft], die den Streik begann und durchführte, vor allem ihr Präsident, jede Gewalttätigkeit verurteilten und ihre Anhänger zu Nüchternheit und Besonnenheit ermahnten.« So die Enquetekommission selber.

Bei den einleitenden Konferenzen im Weissen Hause zu Washington stimmten abermals die Arbeiterführer sofort der Anregung zu. Die Grubenbesitzer blieben zunächst noch widerstrebend, doch erwies sich ihre Stellungnahme rasch als unhaltbar. Der Schiedsausschuss, mit Carroll D. Weight, dem Arbeitskommissioner, als Schriftführer, erzielte ein Abkommen auf folgender Grundlage, gültig bis zum Jahre 1906:
Lohnerhöhung um 10 %,
8- respektive 9stündiger Arbeitstag,
eine spätere Lohnerhöhung, über den genannten Minimalsatz hinaus, um weiter je 1 % für je 10 % Kohlenpreissteigerung,
Kontrollwieger (*check-weighers*), wenn die Arbeiter sie wollen, und zwar als Angestellte der Arbeiter,
beiderseitige Gleichbehandlung von Unionsmitgliedern und Nichtgewerkschaftern,
Einsetzung einer ständigen Kommission, um Streitigkeiten über Einhaltung des Abkommens zu erledigen.
In einigen Schlussdarlegungen für den Präsidenten empfahlen alsdann die Beauftragten noch: eine gesetzliche Erhöhung der Altersgrenze für die Arbeit jugendlicher Personen in Bergwerken, die Abschaffung der gefährlichen, wegen ihrer blinden Parteilichkeit verhassten Unternehmerpolizei mit ihren aufreizenden Praktiken[2]), endlich die Errichtung einer Instanz, die bei Gefährdung des Zwischenverkehrs zwischen den Einzelstaaten oder des Handels zwischen der Union und dem Auslande, infolge von Streiks, das Recht der Zeugenvernehmung und Untersuchung habe, unter Verpflichtung der Vorgeladenen zur Aussage; daneben könnten entsprechende Instanzen der Einzelstaaten, mit staatlich begrenztem Wirkungskreis, bestehen bleiben oder neugeschaffen werden. Ähnliche Rechte ständen der Bundesregierung bereits zu Gebote, soweit das Funktionieren der grossen Verkehrsanstalten für Post-, Militär- und Handelszwecke auf dem Spiele stehe. Man könne weiter dem Präsidenten entsprechende Befugnisse anvertrauen, »in jedem Falle, wo in einem Staate oder Territorium oder in mehreren Staaten und Territorien zwischen Unternehmern und Arbeitern oder zwischen Unternehmer- und Arbeiterverbänden über Löhne, Arbeitszeiten und Arbeitsverhältnisse Streitigkeiten entstehen, durch welche die freie und regelmässige Bewegung des Handels und Verkehrs zwischen den Staaten und mit fremden Ländern nach seiner [des Präsidenten] Meinung unterbrochen und unmittelbar getroffen wird, oder unterbrochen und getroffen zu werden drohte.«[3])

× × ×

[2]) »Die Kommission«, heisst es sehr bezeichnend in dem Bericht, »ist der Meinung, dass die Praxis, Ordnungsbeamte auf Anregung und für Rechnung der Unternehmer zu verwenden, anstatt die ganze Verantwortung für Aufrechterhaltung der Ordnung und für Schutz des Eigentums den *County*- und Staatsangestellten zu überlassen, von sehr zweifelhafter Weisheit zeugt und vielleicht eher Konflikte zwischen solchen Beamten und Arbeitslosen erzeugt, als sie hintanhält. Ruhe und Ordnung soll freilich um jeden Preis gewahrt werden, aber gewahrt durch ordnungsmässig ernannte und verantwortliche Beamte, auf öffentliche Kosten, je nach Bedarf durch die öffentlichen Instanzen verstärkt — aber nicht durch Wächter, die durch Gesellschaften oder Privatunternehmer angeworben sind. Die einfache Tatsache, dass solche Polizisten nach jeder Richtung die Angestellten einer der Parteien sind, schädigt gewöhnlich die Sache, der sie dienen sollen: nämlich die Aufrechterhaltung der Ruhe und die Sicherheit des Eigentums.« Weiter wird auf den zweifelhaften Charakter und auf das aufreizende Gebaren vieler dieser privaten Ordnungsmacher hingewiesen.

[3]) Vergl. *Report of the Anthracite Coal Strike Commission*, abgedruckt im *Bulletin of the Department of Labor*, Nr. 46 (Washington 1903).

BERGARBEITERSTREIKS haben also auch anderwärts die Gesetzgebung und die Exekutive zu kräftigerem Eingreifen gedrängt.
KÖNNEN wir in Deutschland uns vielleicht rühmen, dass wir mit unserer unleugbaren bureaukratischen Vielgeschäftigkeit seit 1889 irgendwie und irgendwo etwas Wesentliches erreicht haben, das anderen Staaten mit anderen Verfassungen und abweichenden öffentlichen Gewohnheiten versagt blieb? Oder beweist die jetzige Wiederkehr ganz derselben alten Missstände, die vor anderthalb Jahrzehnten fast allgemein als unerträglich, als geradezu schmachvoll empfunden wurden, nicht auf das schlagendste, dass die elementarsten Voraussetzungen jeder weitblickenden Sozialpolitik auf unserem Gebiete — das im Augenblick vielleicht die allerwichtigste Produktionssphäre darstellt — nach wie vor gänzlich unerfüllt geblieben sind?
GEWISS, betriebsam, wie gewöhnlich, erwies sich unsere Bureaukratie nach dem grossen Bergarbeiterstreik von 1889 gleichfalls. Man verhörte, man prüfte. Anfang 1890 erschien die *Denkschrift über die Arbeiterverhältnisse in den Steinkohlenbezirken*, im grossen und ganzen unter offener Anerkennung der Arbeiterbeschwerden — soweit ein Geheimrat überhaupt etwas ohne Wenn und Aber anzuerkennen vermag. Das Gewerbegerichtsgesetz, die Berlepschsche Reform der Gewerbeordnung waren zwei Schritte nach vorwärts, auf einem an sich richtigen Weg. Aber schon hier mischte sich viel Enttäuschung in die laue Freude über die erfolgte politische Wendung zum Besseren. Noch viel mehr galt das von der preussischen Bergarbeiternovelle. Sie kam bereits zu einer Zeit zur Verabschiedung, wo die Reaktion gegen die bescheidenen Anläufe von 1890 wieder mit voller Kraft eingesetzt hatte. Nicht nur viele Hoffnungen, sondern sogar bestimmte Versprechungen und Zusicherungen blieben nunmehr unerfüllt. Die Exekutive, der mancher Spielraum zu weiteren selbständigen Massnahmen gegeben war, ist dann gleichfalls in den alten Schlendrian zurückgefallen, der die Dinge laufen lässt, bis wieder einmal eine förmliche Explosion der Unzufriedenheit aus der Ruhe des Gerechten aufscheucht.
DIESE Explosion ist in der Tat jetzt erfolgt, trotz der Beschwichtigungsversuche der Gewerkschaftsführer aller Schattierungen. Diesmal ging der erste Funken von der Stinnes-Zeche *Bruchstrasse* aus; aber das Lauffeuer verbreitete sich, über das ganze Ruhrrevier, eher noch viel rascher als im Jahre 1889. Und, wie gesagt, was die niederdrückendste Erfahrung dabei ist: die Beschwerden der von neuem Streikenden decken sich in wesentlichem heute noch mit denen aus dem Jahre 1889, obwohl sie damals sogar offiziell als berechtigt anerkannt wurden. Nur eines hat sich seitdem geändert: die preussische Bureaukratie hat in den anderthalb Jahrzehnten selbst das Wenige wieder vergessen, das sie damals aus bitteren Geschehnissen gelernt hatte. Sie weiss heute überhaupt von nichts! Sie ist masslos erstaunt, wie noch immer die alten Klagen umgehen können, die für sie unterdes unter einem, in fünfzehn Jahren unausgesetzter Geschäftigkeit neugebildeten Aktenberg längst begraben lagen! Dabei heisst der gegenwärtige preussische Handelsminister zum Überfluss auch noch Möller, und Herr Möller war der intime Freund und Fraktionsgenosse Dr. Hammachers in der Zeit des vorigen Streiks. Ihm wurde eigens als einem Kenner des industriellen Westens sein Amt gegeben; er brachte also, dem Sprichwort zuwider, ein gewisses Verständnis für die Sache gleich mit. Aber auch Herr Möller weiss, wie er im Reichstag bekannte, von nichts: nichts von

den Schicksalen des dereinst vereinbarten, aufsehenerregenden Berliner Protokolls, auf das sich oben die kaiserliche Rede bezieht und das im Ruhrrevier noch lange heiss umkämpft war; nichts von der eigenartigen Ausübung des Wagennullens, nichts vom Missbrauch der Abkehrscheine, nichts von der tatsächlichen Aufhebung der gesetzlichen Kündigungsfrist; nichts von allem, was an der Wende der achtziger und neunziger Jahre jedermann so ziemlich auswendig kannte . . .

JA, wenn das gärende Ruhrrevier unterdes gegen andere Landesteile und Produktionsstriche an wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung zurückgetreten wäre! Indes, kaum ein Gebiet ist mehr und mehr derart in den Mittelpunkt des ganzen industriellen Lebens Preussens und Deutschlands gerückt, wie jenes schwarze Land der Zechen und der Hütten. Noch 1881 bis 1890 betrug die mittlere Belegschaft für die Steinkohlenförderung im rheinisch-westfälischen Kohlenlager, im Ruhrkohlenbecken, 101 238 Köpfe. Schon 1899 stand sie mehr als doppelt so hoch (206 616 Köpfe). Heute können wir mit 260- bis 270 000 direkt an der Kohlengewinnung beteiligten Arbeitern rechnen — mit weit über 1 Million Menschen, wenn wir die Angehörigen hinzuzählen.

UNGEFÄHRLICHER ist dieser Wetterwinkel gleichfalls in der Zwischenzeit nicht geworden. Denn erst nach 1890 brach die Überflutung des alten Bevölkerungsstockes mit den unruhigeren und schwerer einzugliedernden Elementen aus dem preussischen Osten alle früheren Dämme. 1890 dürften rund 9300 Bergleute mit polnischer Muttersprache auf den Gruben des Oberbergamtsbezirkes Dortmund beschäftigt gewesen sein[4]), 1893 waren es bereits 17 919, 1897 34 361. Die in den östlichen Provinzen Geborenen machten von der Gesamtbelegschaft aus:

im Dezember 1893 . . . . 22 %,
am 1. Juli 1898 . . . . . 25,4 %,
am 1. Januar 1900 . . . . 33,9 %.

Zum mindesten hätten die Herner Unruhen vom Juni 1899, wo die Gendarmen scharf schossen und Infanterie und Kürassiere einschritten, jeder Regierung, selbst der preussischen, nahelegen sollen, weiterer Ansammlung von Zündstoff für die Zukunft nach Kräften vorzubeugen. Aber als das Militär wieder abziehen konnte, fiel diese Art des Regierens seelensruhig wieder in ihren alten Schlendergang zurück.

ZWEIFELLOS hat nun gerade das Massenvordringen kulturell tieferstehender Arbeiterschichten die Abstände zwischen den Betriebsleitern und ihren *Untergebenen* noch mehr und noch viel schlimmer erweitert, als dies sonst schon bei der Entfaltung solcher Grossbetriebe eintritt. Wenn man so ruhige und erfahrene Beobachter wie Hue und Stötzel das heutige Hochmutgebaren, Schimpfen und Schlagen der Beamten schildern hört, so kann man an der zunehmenden Brutalisierung der ganzen Umgangsweise kaum zweifeln. 1890 hiess es noch in der Denkschrift:

›Bei den zahlreichen Vernehmungen der Arbeiter ist eine Stimme wegen zu scharfen Antreibens zur Arbeit durch die Steiger, eine Stimme wegen Grobheit und Unnahbarkeit des technischen Direktors, etwa ein halbes Dutzend Stimmen wegen Grobheit der jüngeren Steiger, unter Anerkennung des angemessenen Verhaltens der oberen Werksbeamten laut geworden, während in einer nicht un-

[4]) Vergl. die bekannte alldeutsche Denkschrift *Die Polen im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbezirke* (München 1901).

beträchtlichen Anzahl von Fällen ausdrücklich die angemessene Behandlung durch die Grubenbeamten und das bestehende gute Verhältnis zu denselben hervorgehoben ist.«

Vielleicht war das damals schon etwas schöngefärbt; jedenfalls ist heute wenig mehr davon zu spüren. Die Sklavenhaltermanieren, die man sich im Verkehr mit hilflosen polnischen Heloten rasch angeeignet hat, übertrug man längst auf den Verkehr mit der alteingesessenen Arbeiterschaft, die dafür naturgemäss weniger unempfindlich ist. Aber je empörender und vergiftender solche beleidigende Erfahrungen zu wirken pflegen, desto mehr hätte abermals die Politik daran denken sollen, hier gewisse Schranken gegen eine fortschreitende Zersetzung menschenwürdiger Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Arbeitern aufzurichten. Statt dessen liess man es bei der vollen Rechtlosigkeit der Arbeiter, die stets der beste Nährboden für alle Übergriffe von oben war.

UND damit kommen wir zu dem tiefsten Sitze aller der, jetzt von neuem enthüllten Übel, die im einzelnen aufzuführen unsere Absicht nicht sein kann.[5]) Je mehr jedes patriarchalische Verhältnis, jede engere persönliche Fühlungnahme zwischen Kapital und Arbeit abstarb und verschwand, desto mehr war seitens der öffentlichen Gewalten dafür zu sorgen, dass gesetzliche Zwangsvorschriften das Mindestmass der wirtschaftlichen Arbeiterinteressen sicherten, und vor allem, dass neu auftauchenden Interessen und Klagen eine wirksame Vertretung und Geltendmachung geschaffen wurde, einmal gegenüber dem Unternehmertum, ferner gegenüber der staatlichen Verwaltung und Gesetzgebung. Nur auf diesem Wege kann man so verhängnisvollen Überraschungen und so verheerenden wirtschaftlichen Störungen, wie sie die Jahre 1889 und 1905 brachten, in der einzigen Weise zuvorkommen, die eines zivilisierten Gemeinwesens würdig ist.

ODER ist es nicht der Gipfel des Widersinns, wenn nach der notgedrungenen Arbeitsniederlegung seitens einer Viertelmillion Menschen, nach allen möglichen Versuchen, mit den Unternehmern zu konferieren, der Vertrauensmann der Arbeiter im Reichstage erklären muss:

»Wenn wir zur Verhandlung [mit den Unternehmern] kommen, so kommt es auch, nach meiner Überzeugung, zum Friedensschluss, und die Unternehmer werden dann selbst . . . sagen: es war wirklich nicht so schlimm, wie wir es uns vorgestellt haben«[6])

UND genau so widersinnig standen die Dinge im Jahre 1889. Aber immer nur, damals wie heute, durch die Schuld des Unternehmertums, das jeder Aussprache auswich, weil ihm jede Arbeitervertretung ein Greuel blieb. Oder kann man uns irgendwelche Arbeitervertretung nennen, die von diesen Unternehmern jemals anerkannt worden wäre?

1889-1890 war in Regierungskreisen eine sehr starke Strömung für die obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen der einzelnen Gruben vorhanden. Wegen des Widerstandes der Unternehmer liess man den Gedanken fallen; und dadurch, dass die Zechenbesitzer die (nicht allzu zahlreichen) fakultativen Ausschüsse nur zu Rate ziehen, soweit es ihre eigenen Pläne fördert,

[5]) Vergl. die Reichstagsverhandlungen über die Reichsberggesetzresolution, vor allem die Rede von Sachse; dann die jüngsten Interpellationsverhandlungen und die Reden von Hue, Molkenbuhr, Bömelburg, Stötzel und anderen.

[6]) Hue im Reichstag am 20. Januar 1905.

ist dieses ganze Vertretungssystem, das für beschränktere Zwecke ganz nützlich sein kann, geradezu allgemein in Verruf geraten. Ausserdem können tiefergehende Regelungen der Arbeitsbedingungen, in erster Linie der Löhne, nur einheitlich für ganze Bezirke und Gewerbe, nicht selbständig und zersplittert für die einzelnen Betriebe erfolgen — bei der Feststellung des Kohlenpreises weiss das ja niemand besser zu würdigen, als das Grubenkapital, das die Arbeiter für die von ihnen zu verkaufende Ware, die Arbeitskraft, stets auf die Einzelverhandlung verweist, bei der allerdings die Abhängigkeit der Gegenseite am leichtesten auszunutzen ist. Nach der Denkschrift von 1890 bereitete es »einer Verständigung zwischen den Bergwerksbesitzern und den Bergleuten grosse Schwierigkeiten«, dass keine einheitlichen Forderungen vorlagen: »die eine Belegschaft forderte dies, die andere jenes«. Sehr richtig! Aber gelangt dann im Laufe der Jahre die gewerkschaftliche Bewegung — sowohl die ultramontane und fortschrittliche, wie die sozialdemokratische — zu übereinstimmenden Beschlüssen, so erkennt man keinerlei Legitimation zu solchen Beschlüssen und Forderungen an und erspart sich auf solche Weise abermals jegliche Verhandlung. Es ist eben überhaupt keine selbständige Arbeitervertretung denkbar, welche von solchen Scharfmachern jemals freiwillig anerkannt werden könnte. Statt der Aussprache und der Verhandlung wollten diese Scharfmacher von jeher entweder den Frieden des Kirchhofs oder den Kampf bis aufs Messer.

ABER glücklicherweise sind es immer weitere Kreise, die nicht länger gewillt sind, sich den Gefahren eines solchen starren Absolutismus auszusetzen: der Despotie des Grosskapitals, gemildert durch den periodischen Ausbruch eines Generalstreiks.

DER deutsche Kaiser war 1889 bereit, die vielgeschmähten Streikführer als Vertreter ihrer Kameraden zu behandeln. Er meinte zu Hammacher und den Direktoren:

»Ich möchte von meinem Standpunkt noch eines betonen. Wenn die Herren der Ansicht sind, dass die von mir gehörten Deputierten nicht die massgebenden Vertreter der Kreise, die dort streiken, wären, so macht das nichts aus. Wenn sie auch nur einen Teil der Arbeiter hinter sich haben und die Meinung wiedergeben, die in ihren Kreisen besteht, so wird doch immer der moralische Versuch der Verständigung von hohem Werte sein.«

Der Erlass vom 4. Februar 1890 nahm dann die Schaffung umfassenderer Arbeitervertretungen in Aussicht:

»gesetzliche Bestimmungen über die Formen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten«

SELBST in der Umgebung des Fürsten Bismarck dachte man damals kaum anders. Im Auftrage Bismarcks war Herr Gamp nach den Streikgebieten gereist, und in der, im Herbst 1889 überreichten Denkschrift erkannte der damalige vortragende Rat des Handelsministeriums gleichfalls rückhaltlos an, dass den Zechenbesitzern jede »engere Fühlung mit ihren Arbei-

tern« gefehlt habe; das meiste Unheil hätte verhütet werden können, »wenn die einzelnen Zechenverwaltungen, statt die im April ihnen von ihren Arbeitern übergebenen Forderungen einfach *ad acta* zu legen, sofort mit Vertrauensmännern derselben über diese Forderungen in Verhandlung getreten wären.« Seines Dafürhaltens werde den Arbeitern eine staatlich organisierte Vertretung ihrer Interessen auf die Dauer nicht versagt werden können, nachdem alle übrigen Erwerbszweige, sei es durch den Staat oder wenigstens mit Zustimmung desselben, eine solche erhalten hätten. Dem »fast einmütigen Widerspruch der Industriellen« könne bei dem heutigen Stande der Arbeiterbewegung eine durchschlagende Bedeutung nicht beigemessen werden. Die Vertreter der Arbeiter — immer für grössere lokale Bezirke, etwa die Regierungsbezirke — »müssten, um das Vertrauen derselben zu geniessen, aus der freien Wahl der von den Arbeitern frei gewählten Wahlmänner hervorgehen«. Zunächst brauche man noch nicht an festgelegte regelmässige Sitzungen und Organisationen zu denken; man könne es zuvor mit periodischen Konferenzen versuchen. Gerade im Bergbau dränge die Reform:

»Es empfiehlt sich meines Erachtens, mit der Regelung der Sache für den Bergbau durch Einführung dieser Konferenzen zuerst vorzugehen. Die Konferenzen würden unter der Leitung des Berghauptmanns stehen und auf denselben alle die bergbaulichen Arbeiter berührenden, dem ganzen Bezirk gemeinsamen Angelegenheiten zur Beratung gelangen, die nicht lediglich privatrechtlicher Natur sind. Als solche Gegenstände würden in Frage kommen:
1. allgemeine Massregeln für Gesundheit und Sicherheit,
2. Schichtdauer,
3. Art der Lohnzahlung und Dauer der Löhnungsperioden,
4. Grundsätze für das Nullen,
5. Ausbildung der Bergmannsarbeiter,
6. Beschäftigung jugendlicher Arbeiter.
Ein besonderer Wert wird diesen Konferenzen seitens der Grubenbesitzer [!] auch aus dem Grunde beigelegt, um ihnen und den beteiligten Arbeitern einen grösseren Einfluss auf die Entschliessungen der Bergbehörden zu sichern, die jetzt vielfach eine Berücksichtigung der realen Bedürfnisse vermissen liessen.«

NACH Poschinger stimmte Bismarck der »Abhaltung bergwirtschaftlicher Konferenzen« zu[7]), aber über den Fortgang der Angelegenheit in den Ministerien, denen das Aktenstück zuging, erfahren wir nichts. Sie schlief wohl wieder ein, wie immer, wenn der Bureaukratie das Feuer nicht mehr auf die Nägel brennt.

UND so hören wir denn heute von neuem bei einem Streik, der eine Million Menschen unmittelbar und weitere Millionen mittelbar betrifft: der Regierung kam alles überraschend, und das Unternehmertum darf sich gleichfalls als nichtsahnende Unschuld hinstellen. Das Unternehmertum kann noch immer, heute wie damals, jede Arbeitervertretung als nicht legitimiert ignorieren und jede Verhandlung mit Arbeitern schroff zurückweisen. Und zu um so melancholischeren Betrachtungen regen die Worte Hues an:

»Hätten wir die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine, so wäre es nicht zum Streik gekommen ... Wenn wir zur Verhandlung kommen, so kommt es auch, nach meiner Überzeugung, zum Friedensschluss.«

Wenn, ja wenn ....

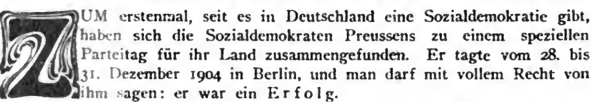
[7]) Vergl. Heinrich von Poschinger: *Fürst Bismarck als Volkswirt*, III. Bd. [Berlin 1891], pag. 232. Über die Nebenabsichten der damaligen Vorschläge vergl. meine Skizze *Herr Gamp, die Regierung, Arbeitsnachweis und Arbeitervertretung* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1902, I. Bd., pag. 193 ff.

WERDEN Regierung und Parlament auch jetzt noch nicht den Mut haben, endlich zu erfüllen, was schon beim vorigen Streik als notwendig erkannt wurde?

ES ist nicht bloss die Arbeiterklasse, es ist schliesslich die gesamte deutsche Industrie, die für den Dünkel, die Verstocktheit und die Geldgier der Kohlenmonopolisten zu büssen hat.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · NACH DEM PREUSSENTAG



ZUM erstenmal, seit es in Deutschland eine Sozialdemokratie gibt, haben sich die Sozialdemokraten Preussens zu einem speziellen Parteitag für ihr Land zusammengefunden. Er tagte vom 28. bis 31. Dezember 1904 in Berlin, und man darf mit vollem Recht von ihm sagen: er war ein Erfolg.

WARUM just die Sozialdemokraten des grössten deutschen Bundesstaats so lange warteten, bis sie den Weg betraten, den die Genossen in den mittleren und Kleinstaaten schon längst gegangen sind, ist bekannt. Gerade weil Preussen nahezu zwei Drittel der deutschen Bundesbevölkerung umfasst und der führende Staat des Deutschen Reiches ist, schien es unnötig, wenn nicht sogar schädlich, neben den allgemeinen Parteitagen der deutschen Sozialdemokratie noch spezifische Landesparteitage für Preussen abzuhalten. Eine Ansicht, die aber nur deshalb aufkommen und sich erhalten konnte, weil in Preussen durch das Dreiklassenwahlgesetz die Sozialdemokratie aus der Landesvertretung ausgeschlossen, ihr eine Mitwirkung an der Gesetzgebung des Landes, eine Teilnahme an der Kontrolle seiner Regierung unmöglich gemacht ist.

SOLANGE die Sozialdemokratie Preussens sich in diese Sachlage schickte, konnte sie ohne einen besonderen Landesparteitag auskommen. Sie war eben so lange für Preussen eine blosse Propagandagesellschaft, die sich mit Kreis- und Provinzialkonferenzen begnügen durfte, da ihre prinzipiellen Fragen auf den allgemeinen Kongressen der deutschen Gesamtpartei ausreichende Behandlung fanden. Aber sie war auch so lange für Preussen keine politische Partei. Erst das wirkliche Eingreifen in die Politik macht aus der politischen Vereinigung eine politische Partei. Solches Eingreifen hat in Preussen damit eingesetzt, dass die Sozialdemokratie anfing, sich reger an den Wahlen in die Gemeindevertretungen zu beteiligen, und dabei immer grössere Erfolge erzielte. Auch ohne jeden anderen Antrieb hätte die Tätigkeit in den Kommunalvertretungen auf die Dauer genügt, die Genossen in Preussen von der Notwendigkeit der Erringung eines stärkeren Einflusses auf die Landesgesetzgebung zu überzeugen, denn überall stösst die Arbeit in der Gemeinde auf Schranken, die ihr von der Gesetzgebung und Regierung des Staates gesetzt sind. Aber mit nicht geringerer Kraft drängt von der Reichstagstätigkeit her die Praxis zur Erkämpfung von politischem Einfluss in Preussen. Denn auch da steht oft bei den wichtigsten Fragen das Schild *Landessache* einer erspriesslichen Geltendmachung des Gewichts der sozialdemokratischen Stimmen hemmend im Wege.

KURZ, wir konnten uns einbilden, aus prinzipieller Gegnerschaft gegen einen

möglichen preussischen Partikularismus auf einen besonderen Parteitag für Preussen zu verzichten, tatsächlich war dafür der sehr reale Grund entscheidend, dass wir lange Zeit in Preussen nicht nur keine Möglichkeit hatten, in die Landespolitik einzugreifen, sondern auch das Bedürfnis dazu nicht sonderlich stark fühlten. Mit dem Wachstum dieses Bedürfnisses und des damit verbundenen Strebens, den Wall des preussischen Dreiklassenwahlsystems zu durchbrechen, wurde der sozialdemokratische Landesparteitag für Preussen — Partikularismus hin, Partikularismus her — eine unabwendbare Notwendigkeit.

WER das nicht im voraus kommen gesehen, es nicht immer stärker gefühlt hat, den hat jetzt der Preussentag in zwingendster Weise davon überzeugt. War vor den letzten Tagen des Jahres 1904 darüber noch irgend ein Zweifel möglich, ob ein spezifisch preussischer Parteitag für uns einen Zweck habe, so ist er es heute nicht mehr. Es war wie eine Offenbarung. Niemals hat eine Zusammenkunft ihre Existenzberechtigung glänzender bewiesen, als diese. Wollte man den Preussentag personifizieren, so könnte man von ihm sagen: er kam, ward gesehen und siegte. Er hat sich mit einem Schlage eine uneinnehmbare Position gesichert.

SEINE Verhandlungen waren vom ersten Moment an merkwürdig aktuell. Das ohne jede Zuhilfenahme rhetorischen Schmucks vorgetragene Referat Hugo Heimanns über den preussischen Wohnungsgesetzentwurf hielt durch die grosse Sachkunde, die aus ihm sprach, die treffliche Anordnung des Stoffes und die überaus klare Beleuchtung all der wichtigen Einzelheiten des Problems der Wohnungspolitik das Interesse der Hörer von Anbeginn bis zu Ende gefangen und machte einen tiefen Eindruck. Überzeugender konnte der Nachweis von der Notwendigkeit der Stärkung des Einflusses der Arbeiter in Staat und Gemeinde für eine durchgreifende Wohnungsreform nicht erbracht werden, als es von Genossen Heimann in schlichtem und doch so inhaltsreichem Vortrage geschah. Diesem erschöpfenden Referat konnte die Debatte gedanklich nichts Wesentliches hinzufügen. Aber sie hat ihm durch Erbringung weiteren wichtigen Tatsachenmaterials erhöhte Beweiskraft verliehen. Dann kam das glänzende Referat Leo Arons' über den preussischen Schulkompromiss, das in meisterhafter Steigerung mit markigen Strichen das Elend der Schulreaktion in Preussen und die kraftlose Haltung der liberalen Parteien ihr gegenüber kennzeichnete. Auch dieser, die geschichtliche wie die pragmatische Seite des Gegenstandes mit gleicher Sicherheit beherrschende Vortrag fand in der ihm folgenden, sehr lebhaften Debatte wertvolle Ergänzungen in Bezug auf Kennzeichnung der betreffenden Zustände. Ausserdem aber wurde die vom Parteivorstand vorgelegte und von Arons begründete Resolution zur Schulfrage in verschiedenen Punkten (gemeinsamer Unterricht an Knaben und Mädchen, Ausschliessung aller politischen Verhetzung aus der Schule, Verwerfung des Missbrauchs der Volksschule für die sogenannte *Germanisierung* etc.) erweitert. Eine Erweiterung erfuhr auch die von Stadthagen begründete Resolution gegen den im preussischen Landtag eingebrachten Gesetzentwurf, der die Beschäftigung kontraktbrüchiger Landarbeiter unter Strafe stellen und so den Kontraktbruch durch offizielle Ächtung ahnden will. Dieses gesetzgeberische Machwerk wurde von Stadthagen in packender Weise in Bezug auf

seine formalrechtlichen und sozialpolitischen Ungeheuerlichkeiten mit ebensoviel Sarkasmus wie juristischem Scharfsinn gründlich zerzaust. Und was der Referent an Beweisen für die in weiten Distrikten Preussens bestehende Rechtlosigkeit der Landarbeiter vorgeführt hatte, das ward in der anschliessenden Debatte von einigen Landproletariern selbst in ergreifender Schilderung aufs eindrucksvollste bekräftigt. Diese Debatte, an der auch viele aus städtischen Kreisen entsandte Vertreter ihre bei der Agitation auf dem Lande gesammelten Erfahrungen kundgaben, hätte allein die Einberufung eines besonderen Parteitages für Preussen legitimiert. Was sie an Rückständigkeiten in Bezug auf die Lage der Landarbeiter im führenden Staate Deutschlands enthüllte, das ist in gleich erschütternder Beleuchtung noch nie an den Tag gebracht worden. Es herrschte bei manchen der Reden eine fast atemlose Stille, die nur durch Ausrufe der Entrüstung unterbrochen wurde.

DIESE drei Referate, deren Diskussion und die im Anschluss an sie beschlossenen Resolutionen wiesen samt und sonders auf den preussischen Landtag als den Schutzhafen aller Reaktion, den ewigen Bremser aller notwendigen Reformen, hin. Ausgesprochen oder unausgesprochen hatten alle Reden übereinstimmend die Moral: die Dreiklassenkammer versperrt dem notwendigsten Fortschritt den Weg. Wohl wurde auch auf die Reichsgesetzgebung verwiesen, die Schaffung entsprechender Reichsgesetze verlangt. Aber wir wissen alle, dass die Aussichten auf reichsgesetzliche Regelung der berührten und vieler anderer Fragen unter den heutigen Verhältnissen gleich null ist und dass, selbst wenn sie erfolgte, sie so ausfallen würde, dass die Ausführung den Bundesstaaten überlassen, in Preussen also schliesslich doch von dem Willen der Dreiklassenkammer und ihrer Leute abhängen würde.

SO wäre der Parteitag unvollständig gewesen, hätten seine Debatten fast nur theoretischen Wert gehabt, wenn er sich nicht auch mit der Frage des preussischen Landtagswahlrechts beschäftigt hätte. In sie mündeten alle Beschwerden und alle Forderungen.

DAS Referat über sie erstattete Georg Ledebour. Nach einem mit kaustischen Bemerkungen aller Art gewürzten Rückblick auf die Entstehung des preussischen Königreichs und der Hausmacht der Hohenzollern, kennzeichnete er den reaktionären Charakter des bestehenden Dreiklassenwahlsystems und zeigte an der Hand von Äusserungen hervoragender Vertreter der im Landtag ausschlaggebenden Parteien, wie wenig diese gewillt sind, jenes Wahlsystem irgendwie im Sinne demokratischer Reform abzuändern. Er entwickelte dann die Forderungen der Sozialdemokratie auf Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts aller Erwachsenen nach Proportionalwahlen, begründete eingehend die Forderung des Frauenstimmrechts und schloss nach einem Ausfall auf den Schreiber dieses und Bekämpfung eines von mir beantragten Zusatzes zu der vom Parteivorstand vorgelegten Resolution, mit Empfehlung der Annahme dieser Resolution. Auch dieses Referat erntete lebhaften Beifall. Aus der sich daran anschliessenden Debatte ist vor allem hervorzuheben, dass, soweit die Redner die Frage der Beteiligung an den Landtagswahlen berührten, sie sich überwiegend dafür aussprachen, an dieser Beteiligung festzuhalten. Ganz besonders energisch sprach sich in diesem Sinne der Redner der Berliner Delegation, Genosse Ulm, aus. Im übrigen drehte sich die Debatte um den vorerwähnten Zusatzantrag.

ZUM besseren Verständnis des Folgenden sei hier zunächst der Schluss der Vorstandsresolution und der Wortlaut des Zusatzantrags wiedergegeben. Die Vorstandsresolution führt zunächst in lapidaren Sätzen aus, dass und warum der Landtag in Preussen keinen Anspruch darauf hat, als eine Vertretung des preussischen Volkes zu gelten, dass Abgeordnetenhaus wie Herrenhaus nackte Klassenvertretungen sind, und fährt dann fort:

»Der erste und notwendigste Schritt zur Niederzwingung der Reaktion in Preussen ist deshalb die Umgestaltung des preussischen Parlaments zu einer wahrhaften Volksvertretung. Wir fordern somit die völlige Beseitigung des Herrenhauses und für das Abgeordnetenhaus die Erteilung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts mit geheimer Stimmabgabe an alle staatsangehörigen Männer und Frauen, die das zwanzigste Lebensjahr überschritten haben, nach Massgabe des Proportionalwahlsystems. Wir fordern alle Parteigenossen auf, durch unablässige Agitation in Wort und Schrift dafür zu wirken, dass dieses Ziel erreicht wird.«

Der Zusatzantrag verlangte, an diese Resolution folgende Sätze anzufügen:

»Insbesondere fordert der Parteitag die sozialdemokratische Parteipresse in Preussen auf, jedesmal, wenn im preussischen Landtag Anträge zur Verhandlung gestellt werden, die irgendwelche Abänderung des bestehenden Landtagswahlsystems fordern oder in sich schliessen, an hervorragender Stelle wiederholt Protestartikel zu veröffentlichen, die in schärfster Weise den reaktionären Widersinn und die empörenden Ungerechtigkeiten des Dreiklassenwahlsystems blosslegen und die arbeitenden Volksklassen zu erneutem energischen Protest gegen dieses Machwerk einer brutalen Reaktion und zum unablässigen Kampf für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht aufrufen.
Desgleichen fordert der Parteitag die Genossen in Preussen auf, bei solchen Anlässen in allen Grossstädten und Industriezentren Massendemonstrationen grössten Stils gegen die Klassenwahl und für das demokratische Wahlrecht zu veranstalten.«

Im ursprünglichen Entwurf des Zusatzantrags hatten hinter den Worten *Massendemonstrationen grössten Stils* noch die Worte gestanden *einschliesslich von Strassendemonstrationen*, waren aber auf Wunsch von Mitunterzeichnern des Antrags schliesslich fortgelassen worden. Der Referent zog sie jedoch in die Debatte — die Art, wie er es tat, sei hier nicht näher qualifiziert —, und so drehte auch die Diskussion zu einem guten Teil sich um die in ihnen ausgedrückten Gedanken. Ja, man wird ohne Widerspruch behaupten dürfen, dass der zweite Absatz nun überhaupt so behandelt wurde, als ob er jene Worte noch enthielt, beziehungsweise, als ob unter Massendemonstrationen grössten Stils Strassendemonstrationen gemeint waren. Sonst wäre es ein Widersinn gewesen, ihn abzulehnen, nachdem der Kongress den ersten Absatz mit grosser Mehrheit angenommen hatte. Dass, wenn die Abänderung des Wahlsystems auf der Tagesordnung steht, nur in der Presse und nicht auch in Versammlungen ein kräftiger Protest ertönen soll, konnte niemand wollen und hat auch niemand gewollt.

ABER die Strassendemonstration! Sie hatte es den meisten angetan. Zu ihr anzuregen, das schien der grossen Mehrheit der Delegierten ein tollkühnes Unternehmen, auf das man sich nicht im Handumdrehen einlassen dürfe. Und um gar keinen Zweifel daran zu lassen, dass man mindestens vorläufig die Sache nicht für ratsam hält, lehnte man das zweite Stück des Zusatzes ab.

ICH verarge es niemand, der so stimmte, gebe vielmehr ohne weiteres zu, dass die Sache ernst genug ist, längere, reifliche Überlegung zu heischen. Für sie stimmen heisst eine grosse Verantwortung auf sich nehmen. Dessen war ich mir sehr wohl bewusst, als ich den Antrag formulierte. Und doch kann

ich mit Bezug hierauf des Dichters Worte *Ich habe mich nicht freventlich vermessen* für mich in Anspruch nehmen. Mein Antrag war das Produkt einer seit Jahren in mir herangereiften Überzeugung. Dass er nicht gleich angenommen werden würde, konnte ich mir im voraus sagen. Das war aber kein Grund, ihn nicht einzubringen. Im Gegenteil, er hätte schon längst zur Debatte gestellt werden müssen. Denn es ist hohe Zeit, sich darüber klar zu werden, welche Mittel und Möglichkeiten es für die Arbeiter in Preussen gibt, Rechte zu erkämpfen, die sie für unbedingt erforderlich halten, und Rechte zu verteidigen, die man ihnen entreissen will. Denn bekanntlich handelt es sich heute auch um die letztere Frage. Ich kann sogar sagen, dass, für so wichtig ich die Erkämpfung eines demokratischen Wahlrechtes für Preussen um seiner selbst willen halte, mir der Kampf gegen das preussische Dreiklassenwahlsystem in erster Reihe ein Kampf für die Verteidigung des Reichstagswahlrechts ist.

WELCHE Mittel aber haben wir, das eine zu erkämpfen, das andere zu verteidigen?

DER Preussentag hat uns darauf ohne Antwort gelassen. Es ist gegen die Idee der Strassendemonstration vielerlei ins Feld geführt worden, aber es ist nichts vorgeschlagen worden, was auf die Frage, wie sie hier gestellt ist, leidliche Antwort gäbe.

EINER ziemlich häufig anzutreffenden Ansicht hat auf dem Parteitag der Genosse Adler-Kiel Ausdruck gegeben. Gewiss, lautet sie, wir können die Demokratisierung des Wahlrechts in Preussen nicht erzwingen. Aber wozu auch um des elenden preussischen Landtags willen uns die Köpfe einschlagen? Das wäre bestenfalls halbe Revolution. Arbeiten wir vielmehr unausgesetzt weiter, und wenn die Zeit da ist, dann machen wir ganze Revolution.

FÜR diese Art Argumentierung hat man in England das Bild von dem Manne, der sich nicht waschen wollte, weil ihm alle Waschschüsseln, die man ihm zeigte, zu klein waren und nur der Ozean seinem Ideal von einem Waschbecken entsprach. Wer nicht über die Katze zu springen lernt, wird es wohl schwerlich je dazu bringen, über das Pferd hinwegzusetzen. Und wo ist die Gewähr, dass man uns so ruhig weiter arbeiten lassen wird, bis die Zeit der grossen Wäsche gekommen ist? Bis jener Moment eintritt, kann noch unendlich viel passieren — nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich. Durch eine Reihe wirtschaftspolitischer Massnahmen der verschiedensten Art können die Vertreter des Alten der Entwickelung der Arbeiterklasse Hemmnisse aller Art in den Weg legen und Zwischenklassen züchten, die das Werk der *ganzen Revolution* sehr erschweren können. Was ist denn überhaupt der Zweck der Teilnahme der Arbeiterklasse an der Gesetzgebung? Ist es nicht gerade der, solche Züchtungen zu verhindern? Lasse man sich dadurch, dass den Utopisten des Rückschritts manches misslungen ist, nur nicht zu der Ansicht verleiten, dass die Opportunisten der Bremspolitik absolut impotent seien. Das Rad der Geschichte lässt sich nicht zurückdrehen, aber ihm Steine in den Weg zu werfen, das ist weniger hoffnungslos. Die künstliche Erhaltung der alten Handwerkerherrlichkeit ist nicht möglich, aber die künstliche Hochhaltung der Boden- und Kapitalrente und die Züchtung ganzer Armeekorps von Interessenten dieser Einkommensform stösst auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten.

GERADE im Augenblick spielt sich ein Schauspiel vor unseren Augen ab, das dafür klassisch genannt werden kann. Ich meine den Bergarbeiterkampf in Westfalen. In den westfälischen Kohlengruben ist ein enormes Kapital von Hunderten von Millionen investiert, an denen neben einer Handvoll Grossaktionäre eine Unzahl von Aktionären aller Grade partizipieren. Sie alle haben ein Interesse daran, die Dividenden, das heisst die Kapital- und Bodenrente der Kohlengruben hochzuhalten, und sie verfolgen dies Interesse durch die Organisation des Kohlensyndikates ebenso rücksichtslos wie zweckmässig, indem sie bald die Arbeiter, bald das Publikum bluten lassen, je nachdem aber die einen gegen die anderen ausspielen. Gegen das Syndikat, das ein Monopol hat, ist das grosse Publikum heute o h n m ä c h t i g, und der Staat des Dreiklassenwahlsystems — das hat die ruhmreiche *Hibernia*aktion gezeigt — desgleichen. Mit all ihrer Agitation ist die Sozialdemokratie, ist die klassenbewusste Arbeiterschaft nicht im stande, es zu verhindern, dass sich hier immer neue Interessenten mit Gefolge ins Wirtschaftsleben einschieben und es in verschiedener Hinsicht in falsche Richtungen drängen. Und diese Ohnmacht sich dadurch akzentuiert, das die 1 600 000 sozialdemokratische Wähler Preussens im Landtag unvertreten sind.

WIE eine Parodie auf das Drama im Kohlenrevier lesen sich die Verhandlungen des preussischen Landtags über den Riesenkonflikt im westfälischen Kohlenbergbau. Die Abgeordneten von Bezirken, in denen die Bevölkerung in überwiegender Zahl auf Seiten der ausständischen Arbeiter steht, die Hirsch, Schmieding etc. durften es wagen, schroff gegen das Interesse dieser Arbeiter zu sprechen. Das Klassenwahlsystem schützte sie davor — ja v e r b o t ihnen sogar, die Träger des Willensausdrucks der politisch mündigen Bevölkerung ihrer Wahlkreise zu sein. Man denke sich dieses Dreiklassenwahlsystem hinweg, man frage sich, wie das preussische Abgeordnetenhaus aussehen würde, wenn seine Mitglieder vom demokratichen Wahlrecht erwählt und kontrolliert würden, und man wird sich ohne weiteres sagen müssen, dass der ganze Zug der Debatten und Beschlüsse dieses Hauses ein anderer sein, dass er mit Notwendigkeit der Sache des sozialen Fortschritts dienen müsste. Dann würde es bei der Höhe der wirtschaftlichen Entwickelung Preussens mit Recht *Preussen voran!* heissen können.

DER Kampf im westfälischen Kohlenrevier hat die deutsche Arbeiterschaft in ihrer grossen Masse tief erregt. Sie hat es an Bezeugungen ihrer Sympathie nicht fehlen lassen, sich bereit gezeigt, die grössten Opfer zu bringen, ohne lange zu fragen, wie gross die Aussichten auf Sieg seien. Sie folgte der Erwägung, dass in gewissen Situationen es weniger auf den unmittelbaren Ausgang eines Kampfes ankommt, als darauf, dass überhaupt gekämpft, überhaupt aus der Routine der alltäglichen kleinen Mittel herausgetreten wird, eine kraftvollere Aktion den Gesamtwillen — oder vielmehr Unwillen — fühlbar zu erkennen gibt, da sie aus Erfahrung weiss, dass solche Willensäusserung, sofern sie nur Kraft zeigte, nie ohne positive Resultate geblieben ist.

UND was im Gewerkschaftskampf richtig ist, sollte im politischen Kampf absolut falsch sein? Hier sollte es nicht ebenfalls von Bedeutung sein, dass bei entsprechendem Anlass einmal aus der Routine der alltäglichen Demonstrationsformen herausgetreten und eine Willensäusserung ins Werk gesetzt wird, die schon kraft ihrer Form die Gegner zwingt, von ihr Notiz zu nehmen?

Jahr für Jahr fordern wir die Arbeiter auf, den 1. Mai durch Arbeitsruhe zu feiern, das heisst, um einer Demonstration willen, die, weil sie keinem unmittelbaren Kampfobjekt gilt, kraft eines psychologischen Gesetzes notgedrungen ihre Wirkung auf die Gemüter allmählich einbüssen, sich abstumpfen muss, Opfer aller Art zu bringen. Vor den Opfern aber, die eine Demonstration für die Beseitigung einer zum Himmel schreienden Entrechtung der Arbeiterklasse in Preussen erfordern würde, da schreckt man zurück, auch wenn diese Opfer nur in Form von polizeilichen Strafmandaten und dergleichen zu gewärtigen sind. Denn was der in Frage stehende Antrag selbst in seiner ursprünglichen Gestalt verlangte, kann so durchgeführt werden, dass in der Tat nicht mehr auf dem Spiele stünde.

JA, sagt man, das wäre ganz gut, aber die Verhältnisse sind bei uns noch nicht entwickelt genug, noch nicht reif dafür.

MERKWÜRDIG. Als ich vor jetzt sieben Jahren der von einigen Sozialisten innerhalb und ausserhalb Deutschlands propagierten Anschauung entgegentrat, dass wir quasi schon vor dem Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft und dem Eintreten der Herrschaft des Proletariats stünden und in der Begründung meiner gegenteiligen Anschauung unter anderem darauf hinwies, dass wir immer nur erst einen Bruchteil, eine Elite der deutschen Arbeiterschaft hinter uns hätten, die zur Bewältigung der Riesenaufgaben, vor welche die so schnell gedachte Übernahme der Herrschaft die Sozialdemokratie stellen würde, nicht ausreiche, da ist mir das Aussprechen dieser Ansicht bitter verargt, als halber Hochverrat angerechnet worden. Ich will die angenehmen Vorhalte, die mir damals und seitdem an den Kopf geflogen sind, nicht wiederholen, die Zeit ist darüber hinweggegangen. Aber feststellen darf ich hier, dass, was ich damals hinsichtlich der Unreife der grossen Masse der Arbeiterschaft für die Übernahme der politischen Macht mit ihren kolossalen Verwaltungsaufgaben geschrieben habe, in Bezug auf *Anzweifelung* — um dies so beliebte Wort zu gebrauchen — auch nicht entfernt an das heranreicht, was mir — nachdem in der Zwischenzeit zwei Reichstagswahlen einen ungeheuren Zuwachs der Sozialdemokratie konstatiert, die Parteimitgliedschaften sich durchschnittlich mehr als verdoppelt haben — in diesen Tagen und Wochen von sehr *radikalen* Parteimitgliedern hinsichtlich der Unzulänglichkeit unseres Einflusses auf die grosse Masse der Arbeiter, sowie deren noch ungenügende politische Reife entgegengehalten wurde. Wenn ich noch nicht *Revisionist* wäre, so hätte diese Debatte mich dazu machen müssen.

FREILICH bin ich der Ansicht, dass man heute ebenso nach der Seite des Zweifels hin übertreibt, wie vordem nach der Seite der Behauptung. Wohl wären wir auch heute noch nicht im stande, mit dem Kapitalismus völlig *tabula rasa* zu machen, es gibt noch viele Industrieen, wo er noch nicht überflüssig ist. Aber so viel Kraft hat meines Erachtens die Sozialdemokratie und die mit ihr in Fühlung stehende Arbeiterschaft doch, sofern sie nur will, die Forterhaltung des erbärmlichen Dreiklassenwahlsystems in Preussen den herrschenden Gewalten sehr unbequem zu machen.

ABER wollen muss sie. Ich unterstreiche das Wort, weil ich den Eindruck habe, dass von einem Teil der Partei in Preussen der Kampf gegen das unwürdige Dreiklassenwahlsystem immer noch erst mit halbem Herzen geführt wird. Man verlässt sich zu sehr auf das Reichstagswahlrecht, ohne zu

berücksichtigen, dass dieses ganz und gar nicht sicher ist, solange jenes System existiert.
WOLLEN muss die Sozialdemokratie, und wenn sie den Willen hat, wird sie auch die nötige Kraft haben. Es sind nicht nur die Arbeiter, die unter dem preussischen Wahlsystem vergewaltigt und entrechtet werden. Es sind noch andere Klassen in der Gesellschaft, noch andere Elemente im Staat, denen dieses elende System den Fuss in den Nacken setzt, sie am Kundgeben ihrer Meinungen und Bedürfnisse verhindert. Dagegen ist die Zahl der an dem preussischen Wahlsystem ernsthaft Interessierten heute sehr klein.
DARUM würden umsichtige und mit Auswahl des rechten Moments ins Werk gesetzte Massendemonstrationen gegen das Dreiklassenwahlsystem eine bedeutende Wirkung erzielen können. Natürlich müssten es streng friedliche, ausdrücklich als solche proklamierte Demonstrationen sein. Je friedlicher, um so grösser ihre Wirksamkeit, wenn sich mit der Friedlichkeit im Auftreten die Energie des Beharrens in der Willenskundgebung verbindet.
MAN predigt heute von gewisser Seite der Partei die Weisheit der sogenannten *Kraftsprache.* Nun, eine kräftige Sprache ist gewiss etwas sehr Schönes, aber was man uns als Muster der Kraftsprache angepriesen hat, das war nicht die Sprache der Kräftigen, sondern glich vielmehr dem Keifen der Kraftlosen. Die an ihm Gefallen finden, sind selten die besten Kämpfer. Wer sich viel in der Arbeiterschaft bewegt, der wird auf die Tatsache stossen, dass der sozialdemokratisch geschulte Arbeiter sich sehr viel gewählter auszudrücken pflegt, als der nichtsozialdemokratische Arbeiter. Genau so wie die bedeutendsten literarischen und agitatorischen Vorkämpfer der Sozialdemokratie wohl gelegentlich grob geworden sind, aber sich nur äusserst selten zum Gebrauch von Schimpfworten haben hinreissen lassen. Es ist ein roher und meist nur affektierter Proletarismus, der im Gebrauch der Schimpfworte die Kraft und Volkstümlichkeit der Sprache erblickt. Das Keifen erhebt nicht und entflammt nicht, es schlägt nicht einmal den, gegen den es sich richtet, denn nichts stumpft schneller ab, als der sogenannte *Kraftausdruck.* Es stösst aber viele ab und schafft unnötige Verbitterung.
WAS uns fehlt, ist etwas ganz anderes. Es ist der systematische Gebrauch der Waffe des ungewaltsamen Widerstandes. Ich brauche dieses Wort und nicht das Wort *passiver Widerstand,* weil das letztere die Vorstellung der Untätigkeit, der halben Preisgabe des Kampfes erweckt, es sich aber hier nicht um Verzicht auf Kampf, sondern gerade um Begrenzung der Passivität handelt.
MAN hat mir entgegengehalten, dass auch eine friedliche Demonstration zu gewaltsamen Kämpfen führen könne. Die Masse werde in Erregung versetzt, und dann komme es zum Schiessen, ehe man es sich versehe. Die *Konservative Korrespondenz* versucht sogar die furchtbaren Ereignisse in Petersburg als »Schulbeispiel für die verhängnisvollen Folgen, die die Ausführung des von Bernstein ausgeplauderten und in weiten deutschen sozialdemokratischen Kreisen gehegten Gedankens einer Massendemonstration haben kann«, hinzustellen. Dass die reaktionäre Presse den Anlass benutzt, um gegen die Sozialdemokratie scharf zu machen, ist begreiflich. Unbegreiflich wäre es, wollte man sich dadurch irreführen lassen. Was das barbarische System, genannt *Zarentum,* mit Notwendigkeit hervorruft, das ist in einem europäischen Staate

mit entwickelten Rechtsanschauungen und mit einer kulturell so hoch stehenden Arbeiterbewegung unmöglich. Bedürfte es noch eines Beweises, so hat ihn die Gegenüberstellung der beiden Generalstreiks in Petersburg und im Ruhrgebiet auch dem Vorurteilsvollsten gegeben. Das Imposante und Charakteristische des Bergarbeiterstreiks — das müssen selbst die Wortführer der reaktionären Parteien widerwillig anerkennen — besteht gerade in der absoluten Ruhe und Ordnung, in der sich die ganze Demonstration vollzieht, in der strengen Gewaltlosigkeit des gewaltigen Kampfes. Die *Konservative Korrespondenz* braucht sich also nicht darum zu sorgen, dass eine Demonstration deutscher Arbeiter in Gewalttätigkeiten ausarten könnte. Oder traut sie es etwa der deutschen Regierung zu, dass sie, gleich der russischen, wehrlose Arbeiter ohne Anlass niederschiessen lässt?

GEWALTLOSER Kampf — es mag manchem als etwas in sich Widerspruchsvolles erscheinen, das diesem Widerspruch erliegen müsse. Aber tatsächlich ist der gewaltlose Kampf wiederholt in der Geschichte schon mit grossem Erfolg geübt worden. Gewaltsamer Widerstand kann durch grössere Gewalt niedergeschlagen werden. Am gewaltlosen Widerstand, sofern er nur von grösseren Massen ausgeübt wird, prallen die Waffen der Gewalthaber machtlos ab. In hohem Grade hat das übrigens die Geschichte des Sozialistengesetzes bewiesen, wo die Sozialdemokratie ja auch in ihrer Art gewaltlosen Widerstand praktizierte, gewaltlosen Kampf führte. Dieser Kampf verträgt aber noch eine systematischere Anwendung. Ein Volk kann viel, wenn es will. Nur wollen muss es, und wissen, wie diesen Willen wirksam kundzugeben.

HÄLT man aber all das für unmöglich, ist man überzeugt, dass wir auf lange hinaus hinsichtlich Preussens darauf angewiesen sind, theoretische Debatten zu pflegen und fromme Wünsche zu äussern — nun, dann kann ich nur schliessen, wie im vorigen Hefte: dann hat es erst recht keinen Sinn, uns so zu geberden, als wollten wir morgen schon über das ganze Pferd springen. Dann haben wir um so mehr Grund, energisch unseren Willen zu betonen, das, was wir erstreben, auf dem Wege der schrittweise sich vollziehenden, organischen Reform zur Verwirklichung zu bringen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ERNST KELLER · SOLDATENMISSHANDLUNGEN

»MENSCHEN und Volksschichten, die Unbill über sich ergehen lassen, ohne sie zu empfinden und gegen sie anzukämpfen, haben geringen Wert für die Kultur und die Wehrkraft des Landes; sie beugen den Nacken geduldig auch unter fremdes Joch.«

GENERAL VON BLUME

EINMÜTIG hat der Bremer Parteitag es abgelehnt, den Antrag Liebknecht in Behandlung zu ziehen, welcher dem Soldaten im Falle von Misshandlung von dem im § 53 und 54 des allgemeinen Strafgesetzbuches zustehenden Notwehrrechte unbedingt Gebrauch machen hiess. Von fachmännischer Seite — man sehe unter anderm den Kommentar zum Militärstrafgesetz von Klemens von Kopmann, Note 3 zu § 2 — wurde dieses Notwehrrecht allerdings nie bestritten, ist doch durch § 2

des Militärstrafgesetzes ausdrücklich die Gültigkeit des ganzen ersten Teiles des Reichsstrafgesetzes (Verbrechen und Vergehen) festgelegt. Dass der Parteitag vollkommen korrekt handelte, als er den Antrag Liebknecht derzeit ablehnte, wurde gerade durch den aufsehenerregenden Dessauer Fall bestätigt, bei welchem der Vertreter der Anklage dem Soldaten jedes Notwehrrecht bestritt. Das betreffende Kriegsgericht hat zwar in seinem Urteil das Notwehrrecht theoretisch zugegeben, die verklausulierte Auslegung aber, die es ihm gab, sind ebenso, wie die spitzfindigen Ausführungen des Geheimen Kriegsrates Dr. Romen im *Tag* vom 14. Dezember 1904 nur geeignet, das militärische Notwehrrecht illusorischer, denn je, zu machen. So will Dr. Romen die Notwehr »nur gegen die Gefahr einer Verletzung« gerichtet als berechtigt anerkennen und auf die »gebotene« Verteidigung eingeschränkt wissen. Dass diese Auffassung in jeder Hinsicht falsch ist, braucht nicht erst betont zu werden. Auch Dr. Romen dürfte seinen Vorgesetzten, der etwa mit dem Gewehrkolben auf ihn einschlagen wollte, mit einem bei der Hand befindlichen Revolver gänzlich unschädlich machen.

WENN der Parteitag von der Abgabe einer Direktive absah, so geschah es vor allem deshalb, weil die §§ 97 und 98 des Militärstrafgesetzbuches »Tätlichkeiten von Untergebenen, begangen an Vorgesetzten« ausdrücklich unter Strafsanktion stellen, so dass die vom allgemeinen Strafgesetz nur indirekt herübergeleiteten Notwehrrechtbestimmungen dadurch illusorisch erscheinen. Die betreffenden Paragraphen des Militärstrafgesetzes lauten:

§ 97: Wer sich an einem Vorgesetzten t ä t l i c h v e r g r e i f t oder einen tätlichen Angriff gegen denselben unternimmt, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter drei Jahren, in minder schweren Fällen mit Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahre bestraft. Wird die Handlung unter dem Gewehr oder sonst im Dienste oder vor versammelter Mannschaft oder mit einer Waffe oder mit einem anderen gefährlichen Werkzeuge ausgeführt, so tritt Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren, in minder schweren Fällen Freiheitsstrafe nicht unter zwei Jahren ein. Statt auf Gefängnis oder Festungshaft, ist auf Zuchthaus von gleicher Dauer zu erkennen, wenn die Tätlichkeit eine schwere Körperverletzung oder den Tod des Vorgesetzten verursacht hat. Ist die Tätlichkeit im Felde begangen, so tritt Todesstrafe, in minder schweren Fällen oder wenn die Tätlichkeit ausser dem Dienste begangen ist, Freiheitsstrafe nicht unter zehn Jahren oder lebenslängliche Freiheitsstrafe ein. Neben Gefängnis oder Festungshaft ist auf Dienstentlassung zu erkennen.

§ 98: Ist ein Untergebener dadurch, dass der Vorgesetzte ihn vorschriftswidrig behandelt oder die Grenzen seiner Dienstgewalt überschritten hat, gereizt und auf der Stelle zu einer der in den §§ 89 bis 97 bezeichneten strafbaren Handlungen hingerissen worden, so ist, wenn die Handlung mit dem Tode oder mit lebenslänglicher Freiheitsstrafe bedroht ist, auf Freiheitsstrafe nicht unter drei Jahren zu erkennen; ist zeitige Freiheitsstrafe angedroht, so kann die Strafe bis zur Hälfte des Mindestbetrages der angedrohten Freiheitsstrafe, und wenn diese Hälfte mehr als ein Jahr beträgt, bis auf die Dauer eines Jahres ermässigt, gegen Offiziere auch von der Dienstentlassung abgesehen werden. Stellt sich die Handlungsweise des Vorgesetzten als eine Misshandlung oder sonst als herabwürdigende Behandlung des Untergebenen dar, so kann die Strafe, wo die Hälfte des Mindestbetrages der angedrohten Strafe mehr als sechs Monate beträgt, auf die Dauer von sechs Monaten ermässigt werden; die Strafe darf nicht den dritten Teil des Höchstbetrages der angedrohten Strafe übersteigen.«

Die Worte *tätlich vergreift* sind im Text wohl nicht ohne Grund gesperrt gedruckt. Ohne Zweifel wollte der Gesetzgeber unter *Vergreifen*, im Sinne des Sprachgebrauchs, jede physische Berührung des Vorgesetzten, auch in der Abwehr verstanden haben, was ja auch verstärkt zum Ausdruck gebracht wird

durch die ausdrückliche Gegenüber- respektive Gleichstellung: »Wer sich an einem Vorgesetzten tätlich vergreift o d e r einen tätlichen Angriff gegen denselben unternimmt«. Dass die Grenzen zwischen Notwehr, Gegenwehr, Abwehr und direkter Tätlichkeit absolut nicht auseinanderzuhalten sind, ist klar. Bei der Abwehr tätlicher Angriffe, sofern solche fortgesetzt werden, muss es *in praxi* zur regelrechten Rauferei kommen. Eine passive Abwehr gibt es nicht, wenn der Angegriffene unbeschädigt bleiben will, das heisst, wenn das Notwehrrecht auch nur den geringsten Sinn haben soll. Bezeichnend ist nun, dass, falls Offiziere sich an ihren Vorgesetzten tätlich vergreifen, von der Dienstentlassung a b g e s e h e n und die Strafe bis auf sechs Monate Festungshaft ermässigt werden kann, ein Fall, der bei nachträglicher Begnadigung wohl immer eintreten dürfte, wenn beispielsweise ein Offizier von einem betrunkenen oder jähzornigen Vorgesetzten geohrfeigt würde. Die Disziplin scheint also durch Tätlichkeiten von Untergebenen, begangen an Vorgesetzten, auch ohne vorausgegangenen körperlichen Angriff nicht unter allen Umständen als gefährdet erachtet zu werden, sonst würde man gerade den Offizier, von dem man doch grössere Beherrschung erwarten kann, nicht in seiner Stellung belassen. Der zitierte Paragraph sagt aber deutlich, was der S o l d a t bei tätlicher Abwehr, selbst im Falle der gröbsten körperlichen Misshandlung, zu erwarten hat.

OBGLEICH uns nur die Abwehrberechtigung gegenüber Misshandlungen interessiert, so mögen noch kurz die auf die Misshandler gesetzlich anwendbaren Paragraphen Erwähnung finden. Es sind dies die §§ 121, 122 des Militärstrafgesetzes.

»§ 121: Wer einen Untergebenen beleidigt oder einer vorschriftswidrigen Behandlung desselben sich schuldig macht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren bestraft. Ist die Beleidigung eine verleumderische, so tritt Gefängnis bis zu fünf Jahren ein. (Mindeststrafe: gelinder Arrest von einem Tag.)

§ 122: Wer vorsätzlich einen Untergebenen stösst oder schlägt, oder auf andere Weise körperlich misshandelt oder an der Gesundheit beschädigt, wird mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu drei Jahren bestraft; in minder schweren Fällen kann die Strafe bis auf eine Woche Arrest ermässigt werden. Auch kann, im wiederholten Rückfalle muss neben Gefängnis oder Festungshaft auf Dienstentlassung oder Degradation erkannt werden. (Mindeststrafe: Festungshaft von 43 Tagen, in minder schweren Fällen g e l i n d e r A r r e s t v o n e i n e r W o c h e, Dienstentlassung bei wiederholtem Rückfall, also erst bei der d r i t t e n Misshandlung obligat.)

§ 123: Ist durch die Handlung eine schwere Körperverletzung des Untergebenen verursacht worden, so tritt Zuchthaus bis zu fünf Jahren, in minder schweren Fällen Gefängnis oder Festungshaft von sechs Monaten bis zu fünf Jahren ein. War die schwere körperliche Verletzung beabsichtigt und eingetreten, so ist auf Zuchthaus von zwei bis zu zehn Jahren zu erkennen. Ist durch die Körperverletzung (§ 122) der Tod des Untergebenen verursacht worden, so tritt Zuchthaus nicht unter drei Jahren, in minder schweren Fällen Gefängnis oder Festungshaft n i c h t u n t e r e i n e m J a h r e ein.«

Man ersieht, wie ungleich es mit den Strafen für Vorgesetzte oder Untergebene bestellt ist. Geht doch der Strafsatz bei Misshandlungen bis zu gelinden Arrest von einem Tag, bei schwerer körperlicher Verletzung bis zu Festungshaft von sechs Monaten, bei eingetretenem Tod von zwölf Monaten herab, wobei wir noch die Praxis der Militärgerichte nicht unerwähnt lassen wollen, welche im Falle der ersten Aburteilung wegen wiederhoter Misshandlungen — sei es auch in fünfzig oder mehr Fällen — keinen Rückfall erblicken wollen, sondern erst die wiederholte Abstrafung des Misshandlers fordern.

DAMIT hätten wir die in Frage kommenden gesetzlichen Bestimmungen erwähnt; es erübrigt nunmehr, die der militärischen Judikatur innewohnenden sittlichen Anschauungen zu konstatieren, was am besten durch Zitierung einiger Misshandlungsfälle und der diesbezüglich gesprochenen Urteile geschieht. Bemerkt sei, dass von den zitierten 15 Fällen nur die ersten 5 vor, alle anderen nach der Rede des Kriegsministers von Einem in der Reichstagssitzung vom 11. Dezember 1903 erfolgten, in welcher er sagte:

»Ich bin überzeugt, dass wir diese Misshandlungen aus der Armee herausbekommen werden und müssen.«

Absichtlich sind nur solche Urteile aufgenommen, bei denen auf Dienstentlassung oder Degradation nicht erkannt wurde, um zu zeigen, dass nach militärischer Anschauung die Bestraften ihrer Charge weiter für würdig befunden wurden.

1. Am 1. August 1901 stand der Unteroffizier Tourbier vor dem Kriegsgericht der 11. Division in Breslau wegen 63 Fälle der schwersten Misshandlung. Der Unteroffizier hatte einem Manne allein mindestens 200 Ohrfeigen gegeben, ihn mit dem Seitengewehr und der Klopfpeitsche geschlagen, einem Rekruten alle Knöpfe vom Rock und das Rockfutter abgeschnitten, ihm dann befohlen, nachts marschmässig mit allen wieder zusammengenähten Sachen anzutreten. Als der Soldat sich schliesslich beschwerte, versuchte der Unteroffizier mittels Geldgeschenke ihn von der Beschwerde abzubringen. Das Kriegsgericht sprach 6 Monate Gefängnis ohne Degradation aus, indem es den Ausführungen des Verteidigers gemäss, »dass der Unteroffizier im Interesse des Dienstes sich schneidig gezeigt habe und daher nicht degradiert werden dürfe«, von der Degradation absah, »da der Angeklagte keine ehrlose Gesinnung an den Tag gelegt habe«.

2. Am 27. August 1901 stand vor dem Kriegsgericht Hannover — selbstverständlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit — der Leutnant Reinicke vom Infanterieregiment Nr. 164, angeklagt wegen Misshandlung und gefährlicher Körperverletzung. Der Betreffende hatte einen beim Schwimmen erschöpften Musketier immer wieder ins Wasser (in die offene Weser) schwimmen geschickt, den Mann gezwungen, den infolge Erschöpfung von sich gegebenen Auswurf mit den Händen aufzunehmen und in die Tasche zu stecken, den Musketier mit den Stiefeln auf die Finger getreten und in die Seite gestossen, als er nach 13 Minuten nicht mehr schwimmen konnte und sich an dem Flosse und der Leine wieder emporziehen wollte. Strafe: 2 Monate 1 Woche Gefängnis.

3. Im September 1902 stand vor dem Oberkriegsgericht in Dresden der Unteroffizier Hoffmann wegen Misshandlung des körperlich und geistig schlecht veranlagten Soldaten Voske des Infanterieregiments Nr. 104. Der Bedauernswerte musste nach beendetem Dienste zum Gewehrstrecken antreten, mit Tuchrock, Fingerhandschuhen und Ohrklappen sich an die heisse Luftheizung anstellen, musste die Pfeife eines andern rauchen etc. etc., bis er völlig erschöpft war. Der Vertreter der Anklage betonte, dass der Misshandelte ein williger Soldat gewesen sei und dass hier eine »planmässige, zielbewusste Soldatenschinderei« vorliege, die man als »sittliche Verrohung und Verwilderung« bezeichnen müsse. Er hob weiter hervor, wie schädlich ein derartiges Treiben eines Vorgesetzten auf den guten Geist und die Disziplin der Truppe wirken müsse, und beantragte gegen den Unteroffizier 1 Jahr Gefängnis und Degradation. Urteil: 4 Monate; von einer Degradation wurde abgesehen.

4. Vor dem Oberkriegsgericht zu Frankfurt am Main hatte sich der Unteroffizier Bauer wegen fortgesetzter Misshandlung zu verantworten. Der Unteroffizier hatte einem Rekruten Fusstritte versetzt, ihn geprügelt und ihm einen Stoss vor den Leib gegeben. Das Kriegsgericht nahm aber an, dass der Angeklagte »durch dies energische Eingreifen erzieherisch wirken wollte«. Das Oberkriegsgericht erhöhte die vom Kriegsgericht erkannte Gefängnisstrafe von 2 Monaten auf 6 Monate, sah aber von der Verhängung einer Ehrenstrafe ebenfalls ab, »weil sich der Angeklagte vorwurfsfrei geführt und die »groben Verstösse« des Rekruten, der ausdrücklich als ein schwerfälliger und beschränkter Mensch

bezeichnet worden war, »ihm erhebliche Veranlassungen zu seinen Tätlichkeiten gegeben hätten«.
5. Am 3. November 1903 stand der Sergeant Nebelung des Füsilierregiments Nr. 36 wegen 20 Soldatenmisshandlungen vor dem Kriegsgericht Halle. Er hatte einen Rekruten, der unrichtig gekämmtes Haar hatte, mittels Schläge mit einem Besenstiel und der Feuerhacke misshandelt. War er übler Laune, so schnitt er den Leuten seiner Korporalschaft die Knöpfe ab, plagte die Leute mit schleunigem Wiederannähen der selben, räumte die Spinde der Rekruten aus, warf alles durcheinander, trampelte darauf herum und befahl den Rekruten die sofortige Ordnung der Sachen. Mit Mänteln bekleidet und präsentiertem Gewehr mussten die mattgehetzten Rekruten Kniebeugen machen; in der Singstunde stellte er sich auf die Schultern des Kauernden, liess die Rekruten mit dem Gewehr zwischen den Zähnen in der Stube auf Händen und Füssen herumkriechen. Diese Übungen soll er 500- bis 700mal hinter einander haben machen lassen und die Rekruten, wenn sie nicht weiter konnten, mit Prügeln weiter getrieben haben. Während er im Winter bei strenger Kälte die Mannschaft ohne Kopfbedeckung im Hofe üben liess, stand er mit angezogenem Mantel im Zimmer. Einem Rekruten, der eine falsche Antwort gegeben hatte, steckte er den Kopf ins Wasser des Waschbeckens. Der vorgesetzte Kompagniekommandant und der Leutnant der Kompagnie hatten »nichts von den erwähnten Vorfällen bemerkt«. Urteil: 4 Monate Gefängnis ohne Degradation. Als mildernd wurde bemerkt, »dass der Angeklagte in China sich gut geführt und stets zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gehandelt habe«.
6. Vor dem Kriegsgericht in Frankfurt stand am 7. September 1904 der Unteroffizier Borgsmüller des 13. Husarenregiments, welcher glaubte, dass der Husar Schellenberger ihn beim Vorbeigehen nicht gegrüsst habe, und ihm deshalb zweimal ins Gesicht schlug. Ein als Zeuge vernommener Husarenunteroffizier gab zu, dass der Husar in durchaus vorschriftsmässiger Haltung vor dem Unteroffizier stand. Unteroffizier Borgsmüller schrie laut auf der Strasse, er hätte das Recht, einen Mann, der ihn nicht grüsse, sofort niederzustechen, zog auch seinen Säbel, überlegte es sich aber, davon Gebrauch zu machen. Urteil: 7 Tage gelinder Arrest, da nur eine gelinde Misshandlung in Verbindung mit vorschriftswidriger Behandlung eines Untergebenen vorgelegen habe und weil der Angeklagte »schwer gereizt« wäre.
7. Am 23. Juli 1904 stand vor dem Oberkriegsgericht in Pillau der Leutnant Mannigl des Fussartillerieregiments von Hindersin bei Ausschluss der Öffentlichkeit, angeklagt wegen sieben Fälle von Misshandlung. Das am 7. Mai zu Pillau abgehaltene Kriegsgericht hatte ihn zu 3 Monaten Festungshaft verurteilt, wobei es 6 Misshandlungsfälle für erwiesen und eine vorschriftswidrige Behandlung, die eine Herabwürdigung des Soldaten in sich schloss, konstatiert hatte. Die vorschriftswidrige Behandlung bestand darin, dass ein Kanonier einen 2 bis 3 Pfund schweren Schraubenschlüssel bei strenger Kälte im Munde 12 bis 15 Meter tragen musste. Als strafmildernd wurde erachtet, dass der Leutnant ein noch junger Soldat sei und ihm »eine böswillige Absicht in keiner Weise unterstellt werden könne«. Urteil: 4 Wochen Stubenarrest.
8. Vor dem Oberkriegsgericht der Marinestation Wilhelmshaven hatte sich der Torpedobootsmaat Walther wegen Misshandlung Untergebener in 297 Fällen zu verantworten. Ein Matrose Lukas erhielt unter anderm 50 Ohrfeigen und Tritte mit den schweren Seemannsstiefeln. Die Mannschaft, welche Fragen falsch beantwortet hatte, musste vortreten und wurde rechts und links geohrfeigt. Das Kriegsgericht der 2. Marineinspektion hatte ihn zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt. Dagegen legte er noch Berufung an das Oberkriegsgericht ein, die erstaunlicherweise den Erfolg zeitigte, dass der Angeklagte wegen seiner 297 Misshandlungsfälle nur zu 6 Wochen Mittelarrest verurteilt wurde. In der Begründung des Urteils wurde ausgeführt, die Misshandlungen seien als »minder schwere Fälle« anzusehen, einen »dauernden Schaden« an seiner Gesundheit habe keiner der Geschlagenen erlitten.
9. Als Ausfluss unerhörter roher Gesinnung bezeichnete selbst der Anklagevertreter des Kriegsgerichts der 7. Division am 16. Juni 1904 die barbarische Tat des Sergeanten König des 66. Infanterieregiments, welcher sich in Gemeinschaft der Unteroffiziere Gratz und Klager wegen empörender Misshandlung eines Untergebenen zu verantworten hatte. Der Sergeant hatte dem Musketier Holländer, um ihm das Tabakkauen abzugewöhnen, befohlen, den Kautabak auszuspucken und wieder zu kauen.

Der Sergeant liess auf Kosten des sich vor Ekel fast erbrechenden Soldaten noch Tabak holen, zwang den Musketier vor versammelter Mannschaft, beide Rollen in den Mund zu stecken und fortwährend im Munde hin und her zu schieben. In seiner Not spuckte der Ärmste den Tabak aus, worauf der Sergeant mit Hilfe der Unteroffiziere den Musketier zwang, den Tabak neuerdings zu kauen. Damit der Soldat sich nicht erbreche, band ihm der Sergeant seine Bartbinde auf den Mund. Unmittelbar darauf musste sich der Musketier übergeben, er wurde bewusstlos und brach zusammen. Seine drei Peiniger liessen ihn rücksichtslos liegen, so dass Kameraden aus der Reihe traten, den Unglücklichen entkleideten und zu Bette brachten. Der Musketier wurde derart krank, dass er tagelang vor wiederkehrendem Ekel nicht essen konnte. Die Angeklagten redeten sich dahin aus, dass sie nur »erzieherisch wirken wollten«. Urteil: für den Sergeanten König 2 Monate Gefängnis, für die Unteroffiziere 14 Tage Mittelarrest. Obgleich es in der Urteilsbegründung hiess, dass die Tat eine sehr barbarische gewesen sei, wurde nicht auf Degradation erkannt.

10. Am 24. Januar 1904 stand vor dem Breslauer Kriegsgericht der 11. Division der Unteroffizier Helbing des Infanterieregiments Nr. 51 unter der Anklage, den Rekruten Zimmsche, welcher als schwerfälliger, schwachsinniger Mann geschildert wird, mehrfach misshandelt zu haben. Er wurde vom Unteroffizier mit der Klopfpeitsche geschlagen, erhielt Ohrfeigen und wurde mit dem Fusse gestossen, so dass er mit dem Kopfe an das Spind fiel. Mitangeklagt war der Musketier Bojdol, dem der Unteroffizier befahl, dem Rekruten »nachzuhelfen«. Auf das hin versetzte er ihm einen Schlag mit dem Gewehrkolben. Der Verhandlungsführer, Kriegsgerichtsrat Tschirschke, bezeichnete die Misshandlungen des Unteroffiziers als einen »Temperamentfehler«, bemerkte aber zu dem Misshandelten, »es sei den Kameraden nicht zu verdenken, wenn sie ihn verhauen, denn wenn man beim Militär gut behandelt werden will, muss man vorerst seine Pflicht tun. Es sei nicht gerade sehr kameradschaftlich, Strafantrag gegen den Mitangeklagten zu stellen«. Das Kriegsgericht erkannte gegen den Unteroffizier auf 2 Wochen gelinden Arrest, gegen den Musketier auf 3 Mark Geldstrafe und 1 Tag Gefängnis.

11. Wegen Misshandlung von Soldaten in 56 Fällen hatte das Kriegsgericht der 11. Division in Breslau am 17. November 1904 den Unteroffizier David vom Grenadierregiment Nr. 11 in Breslau zu 3 Monaten Gefängnis nach dem Antrage des Vertreters der Anklage und bei Annahme von minder schweren Fällen verurteilt. Von der Degradation wurde Abstand genommen, weil »der Unteroffizier keine ehrlose Gesinnung gezeigt habe«. Vor dem Breslauer Oberkriegsgericht als Berufungsgericht wurde bestätigt, dass der Angeklagte den Soldaten Faustschläge auf das Kinn, ins Genick, Hiebe auf die Finger mit der Seitengewehrscheide, Ohrfeigen, Fusstritte gegeben habe. Sämtliche am 15. November neu eingetretene Rekruten seiner Korporalschaft wurden von ihm misshandelt, wenn die Hände nicht richtig angelegt waren, der Mantel nicht ordentlich sass, die Kopfhaltung falsch war. Die vom Kriegsgericht erkannte dreimonatliche Gefängnisstrafe wurde vom Oberkriegsgericht bestätigt. Von der Untersuchungshaft wurden 2 Wochen als verbüsst angesehen. Auch in diesem Falle war der im unmittelbar vorhergehenden Falle erwähnte Kriegsgerichtsrat Tschirschke Anklagevertreter, und auch hier bezeichnete er das Vorgehen des Angeklagten als »Temperamentsfehler«.

12. Wegen Rekrutenmisshandlungen hatte sich der Unteroffizier Schütz vom Eisenbahnregiment vor dem Kriegsgericht in Berlin zu verantworten. Er versetzte einem Rekruten einen Faustschlag mit solcher Wucht, dass der Misshandelte besinnungslos niederstürzte und mehrere Tage das Lazarett hüten musste. Die Misshandlung begleitete er mit den niederträchtigsten Schimpfworten. Als ausreichende Sühne erachtete das Kriegsgericht 1½ Monate Gefängnis.

13. Vor dem Oberkriegsgericht des 8. Armeekorps in Koblenz erschien am 10. November 1904 der Unteroffizier Alband der 4. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 29 in Trier, welcher wegen einer vom Kriegsgerichte der 16. Division über ihn verhängten Gefängnisstrafe von 4 Monaten 14 Tagen berufen hatte. Unteroffizier Alband stiess den Rekruten Eichberg zur Erde, schlug ihn, trat mit den Füssen auf ihn, stiess den Tambour mit dem Schemel zu Boden gegen die Bettstelle, verschiedene andere Musketiere verletzte er durch Faustschläge, Fusstritte, durch Schläge mit dem Besenstiel und dadurch, dass er sie gegen die eiserne Bett-

stelle schleuderte. Das Kriegsgericht hatte gegen Alband nicht auf Degradation erkannt, weil »die einzelnen Vorgänge nicht so zahlreich und nicht so roh waren, wie bei einem mitangeklagten Unteroffizier«. Auch nahm das Kriegsgericht an, dass Alband »im Affekt gehandelt habe«. Das Oberkriegsgericht verwarf die Berufung.

14. Wegen brutaler Kameradschaftsmisshandlung standen vor der Zivilstrafkammer in Mainz am 17. November 1904 vier Arbeiter, namens Hock, Moor, Wolf und Gerbig. Dieselben hatten während ihrer Dienstzeit im Infanterieregiment Nr. 118 einen Kameraden, Emil Reininger, der freiwillig als 17jähriger Mensch ins Heer eingetreten war, in der brutalsten Weise täglich misshandelt. Reininger wurde ein halbes Jahr nach Absolvierung seiner Dienstzeit geistesgestört und brachte 1 Jahr und 4 Monate in der Klinik zu Giessen zu. Das ärztliche Gutachten konnte die Geisteskrankheit nicht auf die rohen Misshandlungen, die der arme Mensch zu erdulden hatte, direkt zurückführen. Daher wurden nur die Misshandlungen als solche Gegenstand der Verhandlung. In der Beweisaufnahme wurde konstatiert, dass die Angeklagten den Misshandelten täglich mit dem Klopfpeitschenstiel und dem Besenstiel prügelten und ihn, als er eine Halsentzündung hatte, auf einen Schemel legten und ihm heissen Kaffee einschütteten. Den Flur musste er mit dem Helme auf dem Kopfe reinigen, nachts liess man ihn aufstehen, um ihm dann Fusstritte zu versetzen. Da der Fall vor der Zivilstrafkammer zur Aburteilung gelangte, kann hier die militärische Rechtsprechung nicht herangezogen werden. Wie muss es mit der Beaufsichtigung der Mannschaft seitens der Offiziere und Unteroffiziere aussehen, wenn derartige Kameradschaftsmisshandlungen jahrelang ungestört vor sich gehen konnten?

15. Ein gleicher Fall von Kameradschaftsmisshandlungen, der jedoch auf direktes Anstiften des vorgesetzten Unteroffiziers zurückzuführen ist, kam am 17. November 1904 vor dem Kriegsgericht in Düsseldorf zur Verhandlung. Der Unteroffizier Althoff vom Füsilierregiment Nr. 39 hatte mehrere Mannschaften des älteren Jahrgangs aufgefordert, zwei jungen Rekruten wegen Überschreitung des Urlaubs einen gehörigen Denkzettel zu verabfolgen. Das geschah denn auch mit dem Erfolg, dass einer der Misshandelten für die Dauer seines Lebens siech bleiben wird. Der Unteroffizier wurde mit einer Gefängnisstrafe von 2 Monaten bedacht.

DIE Anschauungen der Militärgerichte über Misshandlungen und deren Strafwürdigkeit sind durch diese Urteile zur Genüge illustriert. Aber auch die von Herrn von Einem in der oben zitierten Reichstagssitzung mitgeteilten statistischen Ziffern sind wahrlich nicht ohne Interesse, da die tatsächlichen Verhältnisse dadurch keineswegs geschildert wurden. Nach Herrn von Einems Angaben sollen vom 1. Juli 1902 bis Ende Juni 1903 50 Offiziere, sowie 577 Unteroffiziere und Gefreite in Preussen wegen an 1239 Untergebenen begangenen Misshandlungen bestraft worden sein, was für die Offiziere 0,26 %, für die Unteroffiziere 0,83 % ergäbe, während der Prozentsatz der misshandelten Mannschaft 0,82 betragen sollte. Aus diesen Verhältniszahlen hätte man also den Schluss ziehen können, dass zirka 2 Misshandlungen pro Vorgesetzten entfallen und dass überhaupt nicht mehr als 1239 Fälle von Misshandlungen vorgekommen sein sollen. Diese Art der Ermittelung genügt, um zu erweisen, welch grober Fehler in jener subjektiven Statistik lag, die nur die misshandelnden Peiniger umfasst. Was würde man zu einer kriminellen Statistik sagen, die nicht die Anzahl der Mord- und Diebstahlsdelikte, sondern die Zahl der Mörder oder Diebe registriert? Zieht man nun die tatsächlich zur Aburteilung gelangten Misshandlungsfälle in Betracht, die sicherlich kaum mehr wie 5 % aller tatsächlich erfolgten Misshandlungen betragen dürften, und rechnet man mit der keineswegs übertriebenen Ziffer von 50 Misshandlungen pro Misshandler, bis es endlich einmal zur Anzeige kommt, so ist das Bild, selbst wenn man die subjektiven Ziffern des Kriegsministers als richtig annehmen wollte, ein ganz anderes. Es kämen dann 50 Misshandlungen auf

627 Misshandler, gleich 31 350 Misshandlungen, statt der vom Kriegsminister angegebenen Zahl 1239. Dies würde also einen 25fach höheren Prozentsatz bedeuten, nämlich 8 % oder dass an 8 Mann unter 100, wenn auch oft an ein und demselben Mann, Misshandlungen begangen worden sind. Es ist nur lebhaft zu bedauern, dass die Richtigstellung dieser kriegsministeriellen Angaben nicht sofort besorgt worden ist.

WIEDERHOLT wurde nun in Erlässen und in den Verhandlungen vor den Kriegsgerichten, auch von militärischer Seite, gesagt, dass der Soldat eine ehrenrührige Behandlung, geschweige Misshandlung, sich nicht gefallen lassen dürfe. Anlässlich der am 14. September 1902 zu Rendsburg stattgefundenen Kriegsgerichtsverhandlung, in welcher der Unteroffizier Frantzki wegen mehr als 1500 Misshandlungen verurteilt wurde, sagte der Verhandlungsführer, dass »es haarsträubend sei, dass sich die Soldaten solche Misshandlungen gefallen liessen«. Was sollen sie aber solchen Infamieen gegenüber tun? Die seit den öffentlichen Verhandlungen bekannt gewordenen Urteile, ja die direkte Stigmatisierung der Beschwerden, die ein Kriegsgerichtsrat, wie wir oben sahen, ohne Widerspruch des Militärgerichts machen konnte, sind wahrlich nicht angetan, den Soldaten vom Beschwerderecht Gebrauch machen zu lassen, welches an und für sich durch die Fussangeln des § 152 bedenklich genug aussieht. Aus der oben mitgeteilten militärischen Judikatur ergibt sich vielmehr, dass in allen den genannten Fällen die Verurteilten in ihren Stellungen belassen wurden und dass man in diesen Misshandlungen keine ehrlosen und feigen Handlungen erblickte.

DASS die Mannschaft durch solche Roheiten während ihrer Militärzeit weit verwilderter in das bürgerliche Leben zurücktritt und dort Unheil anrichtet, braucht nicht erst betont zu werden. Am ärgsten und kaum fassbar sind jedenfalls die Kameradschaftsmisshandlungen, die nicht nur aus Roheit, sondern aus Liebedienerei und Angst erfolgen. Würde der Mann erzogen werden, seine Würde sowohl dem Vorgesetzten als dem militärischen Kameraden ebenso wie dem Zivilisten gegenüber wahren zu müssen, dann wäre es eben anders bestellt. Hier kann die sozialdemokratische Organisation schon heute trotz der mangelhaften gesetzlichen Bestimmungen wirksam eingreifen, indem sie den Parteigenossen zur Pflicht macht, ungebildete Kameraden von Misshandlungen abzuhalten.

DIE Misshandlungen im Heere haben, wie die einzelnen Fälle wohl zur Genüge erwiesen haben, nichts mit Verfehlungen einzelner zu tun, wie sie innerhalb eines grossen Körpers vorkommen können und in Zeiten kriegerischer Verhältnisse bei einer verrohten Soldateska erklärlich werden. Heute handelt es sich um systematische Grausamkeiten, die, wie jeder Kenner zugeben wird, nur dort begangen werden können, wo vor allem der Unterabteilungskommandant und die anderen Chargen sich um die ihnen unterstellte Mannschaft nicht in dem erforderlichen Masse kümmern. Es wäre ganz ausgeschlossen, dass systematische Misshandlungen vorkommen könnten, wenn jedermann im Heere wüsste, dass Misshandlung Wehrloser als entehrend angesehen wird und dass jedem Misshandlungsfalle die entehrende Strafe so auf dem Fusse folgen würde, wie es bei Feigheitsdelikten der Fall ist. Wäre der Erlass des Prinzen Georg von Sachsen seinerzeit tatsächlich zur Ausführung gekommen, nach welchem alle Vorgesetzte einer Abteilung, bei welcher Misshandlungen

vorgekommen sind, gleichviel ob sie daran schuldig sind oder nicht, in der Beförderung übergangen werden, so wären die Misshandlungen schon längst eine ebenso unbekannte Sache im Heere, wie es heute beispielsweise die Meuterei ist. Wenn von ernster Seite darauf aufmerksam gemacht wurde, dass die von milchbärtigen Burschen heute begangenen Grausamkeiten geradezu als Erscheinungen von Sadismus aufgefasst werden müssen, so ist dies wahrlich keine Übertreibung. Das Wort Bismarcks ***Den preussischen Leutnant können sie uns nicht nachmachen*** mag seinerzeit berechtigt gewesen sein oder nicht, keinesfalls dürften uns aber die anderen Nationen um ein Heer beneiden, in welchem Vorgesetzte trotz feiger Misshandlung wehrloser Untergebener im Amt belassen werden. Soll der Ausspruch der George Sand ***L'état militaire est une servitude brutale, qui répugne à notre civilisation,*** nicht seine Berechtigung erhalten, so muss radikale Änderung baldigst Platz greifen.

UND all' jene Scheusslichkeiten erfuhren wir erst seit der mühsam abgerungenen Öffentlichkeit des Verfahrens. Aber auch dies scheint bereits unangenehm empfunden zu werden. Ist doch der Ausschluss der Öffentlichkeit nunmehr bei Offzieren fast immer, bei Unteroffizieren bereits wiederholt der Fall. Darüber wird beim Militäretat wohl ein kräftig Wörtlein gesprochen werden, speziell über die Verabschiedung der Richter im Bilse-Prozess. War schon die Kabinettsordre vom 28. Dezember 1899 geeignet, das öffentliche Verfahren auf ein Minimum zu beschränken, so hat der kaiserliche Geheimerlass vom 1. Dezember 1903 den Ausschluss der Öffentlichkeit bei Verhandlungen gegen Offiziere vollends zur Regel werden lassen. Nicht ohne Grund wurde bei Beratung des Entwurfes des Militärstrafverfahrens vom Jahre 1898 im Reichstage darauf aufmerksam gemacht, dass der vorgeschlagene und später angenommene Text der Bestimmung: »Unter welchen Voraussetzungen und in welchen Formen der Ausschluss der Öffentlichkeit aus Gründen der Disziplin zu erfolgen hat, bestimmt der Kaiser«, eine grosse Gefahr involviere. Da deutete der Kriegsminister den Passus so, als ob die Öffentlichkeit dadurch gerade gefördert würde, weil nicht mehr das blosse Belieben der einzelnen Gerichte entscheiden werde. Und gegenüber der Besorgnis, dass der Kaiser nun in jedem Prozesse eingreifen und die Direktive auf Kosten der Unabhängigkeit der Richter geben könne, versicherte Kriegsminister von Gossler, dass etwa durch den im Entwurfe vorgeschlagenen zweiten Absatz die Öffentlichkeit wieder in grösserem Umfange eingeschränkt werde, sei weder beabsichtigt, noch zu befürchten; denn es wäre doch unwürdig, an dem Worte des Kaisers zu zweifeln, welcher die Öffentlichkeit zugegeben hat und nunmehr auf einem Schleichwege die Zurücknahme seines Wortes wieder erreichen will.

WIE lautet der Geheimerlass vom 1. Dezember 1903?

»Ich habe mit Befremden aus den in der Presse enthaltenen Berichten über die in Metz stattgehabte kriegsgerichtliche Hauptverhandlung gegen den Leutnant Bilse im Trainbataillon Nr. 16 ersehen, dass das Kriegsgericht unter Ausserachtlassung meiner Ordre vom 28. Dezember 1899, deren Voraussetzungen vollkommen gegeben waren, und entgegen dem wiederholten Antrage des Vertreters der Anklage von dem Ausschluss der Öffentlichkeit in einem Umfange Abstand genommen hat, der nicht verfehlen konnte, die allgemeine Aufmerksamkeit in noch erhöhtem Masse auf die ohnehin schon bedauerlichen Vorkommnisse in Forbach zu lenken und das Ansehen meiner Armee und insbesondere des Offizierkorps in weiten Kreisen des In- und Auslandes zu beeinträchtigen. Ich spreche den Mitgliedern des Kriegsgerichts mein ernstes Missfallen aus, dass sie meiner in der Verordnung vom 28. Dezember 1899

zum Ausdruck gebrachten Willensmeinung direkt zuwider gehandelt und es nicht verstanden haben, die Interessen ihres Standes besser zu wahren. Ich beauftrage Sie, den Mitgliedern des Kriegsgerichts dies unter entsprechender Erläuterung persönlich zu eröffnen.«

Diese Ordre erfolgte am 1. Dezember 1903, und am 10. Dezember 1903 sagte der Reichskanzler Graf Bülow im Reichstage:

»Ich stimme dem Herrn Abgeordneten Schaedler darin zu, dass die rückhaltlose Aufdeckung solcher Vorgänge nützlich ist, nicht nur weil in der Öffentlichkeit ein heilsames Korrektiv liegt, sondern weil es ein gutes Zeichen für eine Institution ist, wenn nichts verkleidet und vertuscht wird. Und das ist in diesem Fall geschehen. Auch hierüber wird im Reichstage noch gesprochen werden.

NIRGENDS mehr, als bei den Misshandlungen der Mannschaft dürfen wir jene Öffentlichkeit fordern, die durch das neue gerichtliche Verfahren gewährleistet ist und deren fallweisen Ausschluss der Reichstag seinerzeit nur im Hinblick auf Landesverrat etc. zugestimmt hat. Wenn Majestätsverletzung. Eigentumsdelikte, Hochverrat fast nie im Heere vorkommen, dann kann es wohl auch hinsichtlich der Misshandlungen gefordert werden. Dort funktioniert eben das Gesetz seit jeher unerbittlich, weil die militärischen Anschauungen über Ehrbegriff mit dem Delikt zusammenfallen. Warum hört man denn nie, dass ein ehemaliger Offizier in seinem Zivilberuf sich an Untergegebenen tätlich vergreift? Wohl nur deshalb, weil er weiss, dass der Untergebene tüchtig replizieren würde und straflos ausgeht. Und gerade der Soldat, der mit allen möglichen kriegerischen Emblemen mit Löwen, Adlern und anderen Trophäen geziert, einherschreitet, er sollte — sofern er in der Bevölkerung geachtet werden soll — nicht einem chinesischen Kuli gleich hinter den Kasernenmauern sich prügeln lassen müssen.

DIE Disziplin wird durch gesetzliche Festlegung von Notwehrbestimmungen und der entsprechenden Änderung der zitierten §§ 97 und 98 ebenso wenig leiden, wie durch die Öffentlichkeit der militärischen Verhandlungen. Nur ungehöriges Handeln stört die Disziplin, nicht aber die öffentliche Feststellung und Bestrafung von Misshandlungen. Mit einem Schlage werden die Begriffe über die Behandlung der Untergebenen sich in der Armee ändern, weiss der Misshandler einmal, dass ihm Gleiches mit Gleichem vergolten werden darf. Dann, Herr von Einem — aber nur dann — »werden wir die Misshandlungen aus der Armee herausbekommen«.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

FRIEDRICH HERTZ · DIE *SCHWARZE GEFAHR* IN AMERIKA

IN letzter Zeit haben sich wieder einmal die Schreckensschilderungen von amerikanischen Lynchgerichten gemehrt, und die üblichen Kommentare über die *schwarze Gefahr* blieben nicht aus. Politischen Nutzen daraus zu schlagen konnten nur die Feinde der Demokratie versuchen. Entweder wurden hämische Vergleiche zwischen amerikanischer Zügellosigkeit und deutscher Gesittung gezogen und die Segnungen unseres Rechtstaates in Erinnerung gebracht, oder man rollte die ganze Rassenfrage auf und wies darauf hin, dass ja selbst die politisch so weit gekommenen

Amerikaner Rassengegensätze nicht überwinden könnten und sie mit einer Methode zu lösen versuchten, die man leider unseren Juden, Slawen etc. gegenüber noch nicht anwenden dürfe. Seitdem übrigens Deutschland eine grössere schwarze Kolonialbevölkerung sich errungen hat, ist das grosse Rassenexperiment in Nordamerika auch von unmittelbar praktischer Bedeutung für uns, denn auf jenem Boden wird die Frage zuerst beantwortet werden, ob Weiss und Schwarz Brüder oder durch nie zu überwindende Klüfte getrennt seien. Eine halbwegs hinreichende Darstellung des ganzen Problems in deutscher Sprache fehlt bisher; hier kann natürlich nur der entscheidende Kern herausgefasst und kritisch gesäubert werden.

AUCH ein grosser Teil der amerikanischen Literatur ist übrigens rein agitatorischen Charakters; die wissenschaftlicheren Arbeiten beziehen sich meist auf Einzelfragen und Lokalverhältnisse. Ein Versuch auf breiter Grundlage ist das Werk Hoffmans[1]), unter den negerfeindlichen Werken unbestritten das beste. Der Verfasser ist Deutscher von Geburt und sucht, wohl im Zusammenhang mit bekannten Strömungen seines Vaterlandes, der amerikanischen Frage einen breiten rassentheoretischen Hintergrund zu geben. Er spricht seine Überzeugung aus, dass »Rassenzüge und -tendenzen die Grundlage aller sozialen Schwierigkeiten bilden«. Die Rasse sei ein Hauptfaktor der Geschichte, die amerikanischen Zustände bewiesen, dass die modernen Versuche höherer Rassen, die niedrigeren zu sich emporzuheben, als aussichtslos und gefährlich aufs ernstlichste zu verdammen seien. Die Hauptmethode Hoffmans ist die statistische, die er mit formalem Geschick handhabt. Doch auch ihm haftet der ausnahmslos jedem Rassentheoretiker eigene Mangel sozialen Verständnisses an, indem die Milieuwirkung auf ein Unbeträchtliches herabzudrücken versucht wird, damit die Erklärung aus angeborenem Charakter glaubwürdiger erscheint. Ein höchst wertvolles Werk vom gegnerischen Standpunkt ist das vor kurzem erschienene Kate Brousseaus[2]). Es gibt eine auf grösste Quellenkenntnisse und eigene Erhebungen gestützte Darstellung der ganzen Negerfrage mit besonderer Betonung des wichtigen Erziehungsproblems. Eine 59 Seiten starke Bibliographie der Negerfrage und dokumentarische Belege ergänzen die eigene Darstellung des Verfassers.

VERSUCHEN wir nun, an Hand dieser Hauptzeugen und mit Benutzung auch anderer Quellen, das Problem nach einigen Hauptgesichtspunkten zu ordnen:

1. Ist die Negerrasse in Degeneration befindlich?

HOFFMAN verwendet einen grossen Teil seines Werkes darauf, zu zeigen, dass der Neger seit seiner Emanzipation in schnell fortschreitendem körperlichen Verfall begriffen sei, vielen Krankheiten mehr unterliege, als die Weissen und eine weit höhere Sterblichkeit aufweise, als diese. Als Ursache dieses Verlaufes, bemüht er sich, die Immoralität der Neger hinzustellen, während aus seinen eigenen Angaben für jeden nicht mit Blindheit Geschlagenen die Milieuwirkung förmlich herausleuchtet. Die Neger bilden eben überall die tiefste soziale Schicht, sie drängen sich in den *Slums* der Grossstädte, bleiben oft ohne die notwendigsten Bildungsmittel und werden überdies durch soziale Ächtung auf einem tiefen moralischen und materiellen

[1]) Frederic L. Hoffman: *Race traits and tendencies of the american negro (Publications of the American Economic Association*, XI. Band) /London 1896/.

[2]) Kate Brousseau: *L'éducation des nègres aux Etats-Unis* /Paris 1904/.

Niveau festgehalten. Die von Hoffman zur Unterstützung angeführten Autoren erklären fast einstimmig die unerhört schlechten Wohnverhältnisse, die Unwissenheit der Neger in Bezug auf Hygiene — ja selbst betreffend das Vorhandensein von ärztlicher Hilfe — und sonstige Faktoren sozialen Elends als Gründe der hohen Sterblichkeit. Hoffman zitiert zum Beispiel einen Bericht aus Georgetown (Britisch Guyana), dass die farbigen Kinder »stark an Hunger zu leiden haben, da sie selten mehr als eine Mahlzeit täglich erhalten«, die Folge sei exzessive Kindersterblichkeit. Dies genügt ihm, um alle Farbigen der schändlichsten Vernachlässigung ihrer Kinder anzuklagen.

2. Der sittliche Charakter der Neger.

HIERIN soll nach Hoffman und seiner Richtung der Kern des Übels liegen. Mit schönem Pathos wird über die Immoralität der Neger geklagt, ihre zügellose Sinnlichkeit blossgestellt und zum Vergleich der Hochstand *arischer Sittlichkeit* beigebracht. Die Statistik zeigt wirklich, dass die Kriminalität der Neger grösser ist, als die der Weissen, aber in Städten, wo die Negerbevölkerung fehlt, ist die Kriminalität deswegen nicht geringer, osndern gleichhoch, wenn nicht höher. Das zeigt, dass die Neger nur infolge ihrer sozialen Lage zum Verbrechen neigen; in *negerfreien* Städten ist die kriminelle Klasse eben weiss, das Gesamtbild bleibt dasselbe. Dazu kommt aber noch eines: Es ist allgemein bekannt, dass die Neger, besonders im Süden, wegen Kleinigkeiten vor Gericht gebracht und verurteilt werden, die einem Weissen keine Verfolgung zuziehen. Man erinnert sich, dass erst vor kurzem festgestellt wurde, dass in einzelnen Staaten die Pflanzer auf diese Art mit billiger Zwangsarbeit versorgt wurden.[3]) Hoffman betrachtet die Zügellosigkeit der Negerrasse als so unerträglich, dass er selbst die scheusslichen Lynchmorde[4]) damit beschönigt und sie als Abwehrmittel gegen die Angriffe auf weisse Frauen hinstellt. Wir erinnern uns aber, dass zur Zeit des Bürgerkrieges die Frauen und Kinder der weissen Sklavenbesitzer in der Obhut der Negersklaven blieben, während ihre Herren für die Aufrechterhaltung der Knechtschaft kämpften. Unwidersprochen heben nun die Negerfreunde die gewichtige Tatsache hervor, dass während dieser Zeit nicht ein einziger Fall von Gewalttaten gegen die Frauen berichtet wurde. Die 4½ Millionen Neger hatten es in der Hand, den Krieg schnell zu beenden, indem sie einfach die Arbeit verweigert hätten. Aber selbst diese Treueprobe haben die zügellosen Schwarzen glänzend bestanden. Ein vorzüglicher Darsteller der Verhältnisse auf der ganz schwarzen Insel Jamaica sagt mit Bezug auf die Gegenwart:

»So frei ist der Neger von zügellosen und gewalttätigen Neigungen und so gross sein Respekt für höhere Geburt und Stellung, dass jede weisse Person beider Geschlechter, jung oder alt, allein von einem Ende der Insel zum andern gehen mag und nur freundlicher Höflichkeit begegnen wird.«[5])

Freilich sind die Neger Jamaicas in behaglichem Frieden lebende Bauern, während der Neger der Vereinigten Staaten zu den untersten sozialen Schichten ein grosses Kontingent stellt. Gerade diese Vergleichung verschiedener Milieus zeigt, dass nicht die Rasse Grund des angeblichen Übels sein kann. SOWEIT die Anschuldigung überhaupt einen Boden hat, ist er in sozialen

[3]) Vergl. Broussean, loc. cit., pag. 111.
[4]) Nach der *Chicago Tribune* wurden von Januar 1891 bis November 1902 allein 1862 Personen gelyncht, davon 1350 Neger. Viele davon wurden auf ganz vagen Verdacht hin in grausamster Weise getödtet.
[5]) Vergl. W. P. Livingstone: *Black Jamaica, a study in evolution* (London 1899), pag. 186.

und historischen Momenten leicht zu finden. Vor allem muss bedacht werden, dass die Sklaven die Ehe nicht kannten, sondern in Promiskuität lebten. Viele Herren befassten sich geradezu mit der Sklavenzucht, wobei die letzten Reste von Sexualsittlichkeit den zum Tier herabgewürdigten Sklaven abhanden kamen. Dazu waren noch die Sklavinnen jeder Lust der Herren völlig preisgegeben. Mit der Ehe fehlte auch die Familie, die Frauen waren ja Arbeitstiere und konnten dem Haushalt keine Zeit zuwenden. Gerade die geschlechtliche Sittlichkeit ist dem Wirken von Schule und öffentlichem Leben fast ganz entzogen und kann nur auf dem Boden eines kultivierten Familienlebens sich entfalten. Was Wunder, dass die Kinder einer Generation, der Frauenehre und Selbstbeherrschung durch Schuld ihrer Beherrscher ganz unzugängliche Begriffe waren, noch nicht ebenso verfeinerte Triebe entwickelt haben, wie die begünstigten Rassen. Über die geradezu schamlos wirkende Heuchelei, mit der die Rassentheoretiker die eigene *arische* Keuschheit anpreisen, wollen wir kein Wort verlieren.

WÄRE Zügellosigkeit ein Rassenzug, so müsste sich dies wohl auch in der Hingabe an den Rausch ausdrücken. Hoffman selbst weist darauf hin, dass das Gegenteil stattfindet. Im Bürgerkrieg wurden wegen chronischen Alkoholismus vom Militärdienst abgewiesen in Bezug auf je 1000 der betreffenden Kategorie: Irländer (Maximum): 3,779, Neger (Minimum): 0,310. Von Todesfällen an alkoholischen Exzessen trafen bei weissen Soldaten 1 auf 220, bei farbigen 1 auf 4500. Auch die Statistik der Spitalskranken, der Arretierungen wegen Trunkenheit u. s. w. bekräftigt dies. Hoffman, der selbst zugibt, dass dies »perhaps the most hopeful side of the negro character« ist, meint freilich, der geringe Alkoholismus bei den Negern sei — eine Folge der geringeren Entwickelung der Gehirnhemisphären. Bei den *Ariern* wäre es natürlich *sittlicher Hochstand*. Der wirkliche Grund liegt wohl darin, dass den Sklaven der Alkohol nicht erreichbar war; seitdem die Neger in den *Slums* der Grosstädte mit der Schnapskultur bekannt gemacht wurden, werden sie auch hierin Fortschritte gemacht haben.

EIN ebenfalls in diesen Zusammehang gehöriger Vorwurf ist der, dass der Neger ein Element gefährlichster politischer Korruption bilde. Man vergisst dabei nur, dass die unstreitig wirklich dagewesenen Übelstände der ersten Jahre nach der Emanzipation vor allem auf das Konto weisser Geschäftspolitiker zu setzen waren, die sich des Negervotums bemächtigten. Eine aktive Rolle hat der Neger auch damals nicht gespielt. Seitdem ist bekanntlich durch listige Umgehung der Verfassungsbestimmungen der Neger in den Südstaaten wirklich seines Wahlrechts ganz beraubt worden.[6]) Selbst in überwiegend schwarzen Gegenden, sogar wo der Neger zum Weissen im Verhältnis von 50 zu 1 steht, liegt doch die ganze Verwaltung in Händen der Weissen. Hoffman, der dies anführt, bemerkt dazu, dass dies wieder eine wesentliche Hemmung der politischen Erziehung der Neger bewirkt. Tatsächlich ist dieser Zustand,

[6]) Die Bundesverfassung verbietet die Zurücksetzung von Rassen oder Konfessionen, überlässt aber sonstige Wahlrechtsbestimmungen den Einzelstaaten. Man hat also verschiedene Bildungszensusarten aufgestellt, so muss zum Beispiel der Wähler eine Stelle aus der Verfassungsurkunde lesen und erklären können. Mit welcher Willkür dabei vorgegangen wird, beweist der Fall, dass ein schwarzer Kollegeprofessor einst wegen nicht genügender Interpretation abgewiesen wurde. Die Weissen aber werden davon durch Umwege befreit — so durch die *Grossvaterklausel*, wonach diejenigen keine Qualifikation nachzuweisen brauchen, deren Vorfahren vor dem Krieg das Wahlrecht besessen haben. Das sind natürlich nur die Weissen.

der nur durch dem Geiste der Konstitution widersprechende Mittel, teils heuchlerische List, teils offene Gewalt, erhalten bleibt, ein Hauptelement politischer Korruption. Den Herrschenden lehrt er die ungestrafte Verhöhnung des Gesetzes, die Unterworfenen erfüllt er mit Nichtachtung und Hass gegen das ungerechte Joch. Die Tatsache der dauernden Herrschaft einer Minderheit über die Mehrheit verletzt tötlich die Prinzipien der Demokratie, die Achtung vor dem selbstgegebenen Gesetz und die Möglichkeit für die Minderheit, auf eine in gesetzlicher Weise zu vollbringende Änderung zu hoffen. So ist es nicht das Stimmrecht der Neger, sondern sind es gerade die Mittel zu seiner Ausserkraftsetzung, die zu Ungesetzlichkeit, Korruption und Heuchelei führen.

3. Der Neger in der Wirtschaft.

DIE heftigsten Angriffe werden gegen das Verhalten des Negers im Wirtschaftsleben gerichtet. Seine Faulheit, sein Leichtsinn in Lebensweise und Erwerb sollen beweisen, dass er zur freien, auf Selbstverantwortlichkeit gegründeten Arbeit nicht taugt und besser wieder in ein unfreies Arbeitsverhältnis gebracht werden sollte. Auch hier muss noch die Nachwirkung der Sklavenzeit in Betracht gezogen werden. Der Sklave, der durch keine Arbeitsleistung sein Los verbessern oder auch nur sein Alter sicherstellen konnte[7]), den keine Rücksicht auf Familie und Kinder zur Sparsamkeit reizte, war offenbar psychologisch weniger leistungsfähig, als der weisse freie Arbeiter. Unvermittelt, ohne wirtschaftliche Erziehung wurde er in Freiheit gesetzt. Die Reaktion gegen die verhasste Zwangsarbeit machte sich zunächst in einer Abneigung gegen jede Art anhaltender Anstrengung geltend. Doch in wenigen Jahren schon erwachte das wirtschaftliche Besserungsstreben. Eine Sparbank für die Befreiten wurde von Staats wegen gegründet, die alsbald 70 000 Einleger mit 55 Millionen Dollars Depositen zählte. Im Jahre 1874 ging sie durch Schuld der weissen Direktoren zu grunde. Der Zusammenbruch muss ein nationales Unglück genannt werden, der unglückliche Neger wurde durch den Verlust seiner mühseligen Ersparnisse plötzlich wieder in den Leichtsinn der Verzweiflung zurückgeworfen. Bis heute soll die Nachwirkung dieses Ereignisses noch merkbar sein.

TROTZ alledem ist der Neger nicht stehen geblieben. Hoffman selbst gibt viele Daten, die das konstante Wachsen des Negervermögens zeigen, das häufig an Schnelligkeit die Zunahme des Reichtums der Weissen übertrifft. Im Jahre 1899 hat Präsident Councill vom *Agricultural and Mechanical College* in Alabama auf Grund des 11. Zensus folgende Angaben zusammengestellt:

»Die Weissen wie die Neger zählen je 8 Unterstützungsbedürftige auf 1000 Seelen, während 64 reiche Weisse auf 1 reichen Neger und 100 Weisse auf 1 Neger in gutbezahlten Stellungen kommen. Im Durchschnitt des ganzen Landes fallen 25 Neger auf 75 Weisse, die ein eigenes Heim besitzen; das Verhältnis sollte 1:6 sein (statt 1:3). .... 87% der Negern gehörigen Häuser sind frei von Hypotheken; bei den Weissen sind es nur 71%. .... Von Farmen, die Negern gehören, sind 89% schuldenfrei, von den Besitzungen der Weissen nur 71%. .... 41% der Neger arbeiten für Lohn gegen 36% der Weissen. .... Der Wert der Negerkirchen ist 37 Millionen Dollars, die 130 000 Negerfarmen werden auf 400 Millionen Dollars, die 1 150 000 Negerhäuser auf 325 Millionen und das bewegliche Vermögen auf 160 Millionen geschätzt. Seit dem Krieg hat der Neger 10 Millionen für seine eigene Bildung beigetragen.«

[7]) Viele Sklavenbesitzer befolgten den Grundsatz, die Sklaven durch Arbeit während Jugend und Manneszeit so auszunutzen, dass sie kein hohes Alter erreichten und so nicht zur Last fallen konnten.

HOFFMAN bringt selbst eine Anzahl gewichtiger Stimmen vor, die dem Neger als Arbeiter ein vorzügliches Zeugnis ausstellen. Wenn er Unternehmerklagen darüber, dass der Neger anspruchsvoller werde, höher bezahlte Arbeit vorziehe und dergleichen, das überwiegende Gewicht beilegt, so hat dies mit Objektivität so wenig zu tun, wie mit Rasse. Interessant ist eine Enquete des *Tradesman* von 1891, an der sich 196 Unternehmer beteiligten, die 7395 farbige Arbeiter beschäftigen; 978 davon waren qualifiziert. 27 Unternehmer mit 1379 Negern konnten keinen Unterschied zwischen der Arbeitsleistung von Negern und Weissen finden. 35 mit 1441 Farbigen bevorzugten Weisse, 49 mit 3214 Farbigen Neger als Arbeiter. Auf die Frage *Nimmt der Arbeitswert des Negers zu?* antworteten 67 Unternehmer mit 2413 Farbigen nachdrücklich mit *Ja*, 43 mit 2279 mit *Nein*, 15 mit 1369 liessen die Frage offen.

DIE Stellung, die sich der Neger im Wirtschaftsleben erobert hat, erscheint um so bedeutender, je mehr wir die Hindernisse in Betracht ziehen. Die soziale Ächtung lastet schwer auf seinen Schultern. Nicht nur die feinen Leute wollen mit dem Farbigen nicht an einem Tisch sitzen oder in einem Tramwagen fahren, selbst der Arbeiter will nicht mit ihm an derselben Maschine stehen. Die übergrosse Mehrzahl der Gewerkschaften nimmt Neger prinzipiell nicht auf und verwehrt ihnen so den Zutritt zu qualifizierten Arbeitsstellen. Selbst einzelne Farbige werden in der Werkstatt nicht geduldet.[8]) Der gewöhnliche Vorwand, dass der Neger ein Lohndrücker sei, ist offenbar töricht, denn durch den Ausschluss von Organisation und vielen Gewerben wird er doch erst gezwungen, um nicht zu verhungern, seine Arbeitskraft billiger anzubieten, als der Weisse.

4. Ist der Neger höherer geistiger Entwickelung fähig?

NATÜRLICH wird diese Frage von den Rassentheologen energisch verneint. Schon 1834 sagte der geistreiche Senator John C. Calhoun von Südcarolina:

»Wenn ich einen Neger finden könnte, der die griechische Syntax versteht, so würde ich glauben, dass der Neger ein menschliches Wesen ist, das wie ein Mensch behandelt werden muss.«

Als dieser Ausspruch getan wurde, war es im Süden noch unter den schwersten Strafen (Auspeitschung, Gefängnis und Geldbussen) verboten, einem Farbigen auch nur Lesen und Schreiben beizubringen![9]) Heute könnte jener Menschenfreund Tausende von Negern finden, die in die Geheimnisse der griechischen Syntax, ja, in viel schwierigere Gebiete des Geistes, mit grösstem Erfolge eingedrungen sind. Schon 1871, wenige Jahre nach der Befreiung, berichteten die Inspektoren, die von Georgia zur Überwachung der Prüfungen an der Universität Atalanta ernannt waren:

»Die strengen Prüfungen in Algebra, Geometrie, Latein und Griechisch beweisen ohne Möglichkeit eines Zweifels, dass dank einem sorgsamen Lehrgang und ernster Arbeit zahlreiche Mitglieder der afrikanischen Rasse einen hohen Grad von Geisteskultur erreichen können. Sie haben gezeigt, dass sie verwickelten Problemen der Mathematik auf den Grund kommen und die Konstruktion schwieriger Stellen der alten Klassiker völlig verstehen können.«

Seitdem haben die hervorragendsten Bildungsstätten der neuen Welt, ja selbst manche europäischen Universitäten, Negern durch Diplome das Zeugnis geisti-

[8]) Eine sehr bezeichnende Geschichte siehe bei Brousseau, loc. cit., pag. 206.
[9]) Die einzelnen Gesetzesbestimmungen siehe bei Brousseau, loc. cit., pag. 28 ff.

ger Vollreife ausgestellt. Man kann eine Reihe von Namen aufzählen, die in Wissenschaft, Kunst und Politik Bedeutendes geleistet haben. Vor allem hat auch hier die Not des Volkes edlen Enthusiasmus in neuen Prophetenseelen erweckt und vollwichtige Typen höchster Menschlichkeit entstehen lassen. So rang sich Frederick Douglass vom Sklaven empor, für alle Bildungsbemühungen zuerst brutalen Misshandlungen ausgesetzt, später unermüdlicher Vorkämpfer der Befreiung und Hebung seines Stammes, erfolgreich in hohen Staatsstellungen wirkend, als Redner, Organisator, Schriftsteller voll Glanz und Aufopferung.[10]) Als er starb, gehörte zu den bemerkenswertesten Trauerkundgebungen, dass sich die Legislative von Nordcarolina, eines früheren Sklavenstaates, vertagte, die noch kurze Zeit vorher ähnliche Vertagungsanträge für Washington und Lee abgelehnt hatte. Von Lebenden ist Booker T. Washington an erster Stelle zu nennen, dessen auch deutsch erschienene Selbstbiographie[11]) ein wunderbares Bild des ausserordentlichen Mannes gibt.

NATÜRLICH versuchen die Rassentheoretiker sich der Beweiskraft dieser Fälle durch ihre charakteristische Dreistigkeit zu überwinden. So wenden sie ein, die beiden Genannten seien nicht echte Neger, sondern Mulatten.[12]) Merkwürdig, sonst bildet es das Hauptdogma der Sekte, dass der Mulatte das ärgste Verbrechen gegen die Natur sei, dass die Mischung unweigerlich körperlichen, geistigen und sittlichen Verfall bewirke. Hier aber soll plötzlich das Gegenteil gelten. Übrigens fehlen auch Beispiele reinrassiger Neger von hervorragendster Intelligenz und Sittlichkeit nicht. Dann wieder sollen dies Ausnahmen sein, die ja bekanntlich *die Regel bestätigen,* die grosse schwarze Masse soll der Dunkelheit geweiht sein. Man stützt dieses grossartige Verdammungsurteil mit den paar statistischen Zahlen, die die Verbreitung des Analphabetismus unter den Negern zeigen. Mögen sie doch auch den Mut haben, die Schulfürsorge einzugestehen, die man den schwarzen Kindern in unserem Zeitalter der Humanität widmet. Von 2,9 Millionen schulreifen Kindern waren 1898-1899 nur 1,5 Millionen in Schulregistern eingetragen, und nur 969,011 waren wirklich regelmässige Schulbesucher! Also kaum ein Drittel der Kinder kommt heute dazu, die kärgliche Schulgelegenheit, die oft 5 Monate im Jahr nicht übersteigt, auszunutzen! Brousseau schildert eingehend den Mangel an Schulen und Lehrern und obendrein die Feindseligkeit der Weissen, die noch vor kurzem jeden Versuch, den Neger geistig zu heben, mit offener Gewalt verhinderten, jetzt aber noch häufig mit tückischer Intrigue zu vereiteln streben. Andererseits arbeiten die vornehmsten Enthusiasten beider Farben brüderlich an dem ungeheuren Werk zusammen. Neben der allgemeinen Elementarbildung ist die gewerbliche Fachbildung das dringendste Erfordernis der lang vernachlässigten Rasse. In Hampton, Tuskegee und anderwärts wird die Jugend dem neuen sozialen und ethischen Milieu erzogen und mit aufrichtigem Glauben an den Segen der Arbeit erfüllt. Allen voran ist es Booker T. Washington, der unermüdlich den Wert ernster und bescheidener Berufsarbeit auf Feld und in der Werkstatt für die sittliche Hebung

[10]) Vergl. F. M. Holland: *Frederick Douglass* /New York 1891/, ferner *In memoriam F. Douglass* /Philadelphia 1897/.
[11]) B. T. Washington: *Vom Sklaven empor!* /Berlin 1902/.
[12]) Bekanntlich war ferner Dumas ein Mulatte. Auch Puschkin hatte Negerblut in sich.

seines Stammes predigt und mit Nachdruck die Verlockung politischen Ehrgeizes abwehrt.

ALLES, was unparteiische Betrachtung festzustellen vermag, weist auf einen stetigen Fortschritt und eine noch keineswegs erschöpfte Entwickelungsfähigkeit der Rasse hin. Der bekannte Erzbischof Ireland sprach sich kürzlich dahin aus, dass der von den Negern Amerikas gemachte Fortschritt während der seit Erlass der Emanzipationsproklamation verstrichenen vierzig Jahre beispiellos in der Weltgeschichte sei: kein Volk von irgend einer Farbe oder Rasse habe so Grosses geleistet, und er sei fest überzeugt, dass in den nächsten vierzig Jahren dieser Fortschritt vervierfacht werde.

EINE sehr interessante Parallele zu den Vereinigten Staaten bildet Jamaica, die *schwarze Insel*, wo die Neger nicht, wie in Nordamerika, unter Proletarisierung und Rassenhass zu leiden haben, sondern durchwegs Kleinbauern sind. Hoffman muss selbst den bekannten Ausspruch des vielgereisten Froude über ihren Zustand anerkennen:

»Die Welt enthält keine andere Bauernschaft, die so gut steht, so gut versorgt, so glücklich, so sanftmütig und zufrieden ist.«

Ein neuerer Beobachter, Livingstone, bestätigt das völlig:

»Dies also ist die Rasse, wie sie heute existiert; im ganzen ein offenes, ehrliches, anglisiertes Volk mit keiner Absonderlichkeit, ausgenommen eine harmlose Unwissenheit und Aberglaube. Wenn man einen Vergleich mit dem zieht, was es am Beginn der Periode war, so muss man staunen über den wunderbaren Fortschritt. Und wo steter Fortschritt in der Vergangenheit, da ist unendliche Hoffnung für die Zukunft.«

Sein Endurteil über den Neger lautet:

»Das Material beweist hinreichend, dass er kein Endpunkt unter den Entwickelungen der höheren Arten ist, sondern im Grunde gleich mit dem weissen Mann. Er besitzt alle Fähigkeiten, die dieser entwickelt hat, in der Anlage so wie jener die Spuren aufweist, die ihn auf die Stufe der Wildheit herabziehen können.«

Was die letzte Bemerkung betrifft, so hat ja der *Rassenkampf* in der grossen Republik traurige Belege in Fülle geliefert.

DIE geistige Assimilation wird begleitet von einer physischen. Livingstone berichtet eingehend, dass in Jamaica die geistige Hebung den Gesichtsausdruck veredelt und dem kaukasischen ganz nahe gebracht hat. Die schiefen Profile, die wulstigen Lippen und Plattnasen verschwinden, immer mehr tritt ein ausgesprochen adlernasiger kaukasicher Typus hervor:

»Es ist die schottische und englische Form des Gesichts und des Gehabens, die entwickelt wird, gerade so, wie es in Haiti zweifellos die französische ist. Ein scharfer Beobachter wird fast im stande sein, zu bestimmen, ob Leute von Presbyterianern oder Methodisten erzogen wurden, so anpassungsfähig ist dieses jugendliche Volk in Bezug auf Färbung und Charakter seiner Umgebung. Auch die Haut ist von feinerer und weicherer Bildung, und unter der Jugend sieht man oft Typen, die, wenn weiss, für aussergewöhnlich hübsch gehalten würden.«

Dieselbe Erscheinung ist auch in Nordamerika zu beobachten. Eine gute Gelegenheit bietet eine Sammlung von Porträts von Negerjournalisten.[13]) Abgesehen von der Farbe sollte man oft nicht glauben, etwas anderes, als echte *arische* Europäer, vor sich zu haben. Sogar das *Berufsgesicht* des Journalisten ist merkbar.

DIE kulturelle Annäherung durch innere Arbeit ist der einzige sichere Weg zur Lösung der Negerfrage. Wir haben gesehen, dass sie eine wesentlich

[13]) Vergl. J. Garland Penn: *The afro-american press and its editors* (Springfield 1891).

aus sozialen und historischen Momenten entspringende Übergangserscheinung ist. Unfähigkeit zum sozialen Begreifen und Rassenglauben stehen stets im engsten Wechselverhältnis. Treffend sagt Münsterberg:

»Der Plantagenbesitzer ladet seinen weissen Arbeiter ebensowenig zu Tisch ein, wie den schwarzen, und wenn der südliche Weisse heute jedem, der seine Vorurteile bekämpfen will, sofort höhnisch das Schlagwort entgegenwirft: würdest du deine Schwester einem Schwarzen zur Frau geben?, so vergisst er, dass der Gefragte seine Schwester vermutlich auch neun Zehnteln der Weissen nicht zur Frau geben würde.«[14])

EINE eingehendere Betrachtung[15]) zeigt, dass dem Rassenglauben überall missverstandene soziale Elemente zu grunde liegen, deren Aufhellung im Interesse des Friedens unter den Völkern, des sozialen Fortschrittes zu Hause und der ethischen Entwickelung des Individuums eine dringende Aufgabe bildet.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JAKOB STERN · GESCHICHTSMATERIALISMUS UND PHILOSOPHIE

Man erweist einer neuen Theorie keinen guten Dienst, wenn man ihre Tragweite übertreibt und ihr grössere Leistungsfähigkeit zuschreibt, als ihr tatsächlich zukommt. Damit erleichtert man ihren Gegnern, sie zu diskreditieren, indem sie den Anschein erwecken können, sie hätten die selbe widerlegt, während sie doch nur ihre unkorrekte Auffassung widerlegt haben.

SO erging es zum Beipiel dem Darwinismus. Der Nachweis von der Umwandelbarkeit respektive Vervollkommnung der Arten auf dem Wege natürlicher Zuchtwahl ist sein grosses und unsterbliches Verdienst. Man hat aber vielfach ausposaunt, mit ihm wären auch die Rätsel der Teleologie gelöst, die zweckmässige Struktur der Organismen erkläre sich restlos aus dem Überleben der Individuen, welche — zufällig! — Qualitäten erworben haben, die ihrer Erhaltung zuträglicher sind. Das mit einer Fülle von Material zu widerlegen, war der bibelgläubigen Tendenz wie der wissenschaftlichen Skepsis nicht schwer. Die heutige Biologie hat jene Übertreibung aufgegeben, wodurch die Reputation der Descendenzlehre nur gewonnen hat.

DEM historischen Materialismus ging es ähnlich. Manchen Epigonen von Marx genügte es nicht, dass die eminente Leuchtkraft dieser Theorie, die ideologischen Nebel durchdringend und auflösend, die verborgenen Triebfedern der geschichtlichen Erscheinungen und Prozesse aufgehellt und damit auch das klare Verständnis der heutigen Klassenkämpfe erschlossen hat; sie sollte auch die metaphysischen Probleme gelöst und das Verhältnis von Geist und Materie überhaupt ergründet, ja sogar das Fundament für eine neue Erkenntnistheorie gelegt haben, eine *proletarische*, wie kürzlich ein Genosse aus Holland schrieb, der den sozialen Klassendualismus, der sich allerdings auch in der Wissenschaft spiegelt, soweit sie mit demselben zusammenhängt, auf alle menschlichen Dinge — am Ende wohl auch auf die Natur und den Makrokosmos — sich erstrecken zu lassen scheint; wobei

[14]) Vergl. Hugo Münsterberg: *Die Amerikaner* /Berlin 1904/, I. Bd., pag. 280.
[15]) Auf breiterer Grundlage habe ich eine solche in meinen *Modernen Rassentheorieen* /Wien 1904/ versucht.

man an den katholischen Hengst erinnert wird, der keine protestantischen Stuten decken durfte. Obgleich in der sozialistischen Literatur und Presse von klardenkenden Genossen schon mehrfach dargelegt wurde, dass der marxistische Materialismus lediglich eine historische und soziologische Theorie sein, die Entwickelungsgesetze der menschlichen Gesellschaft aufklären will, aber Anthropologie und Kosmologie ihre eigenen Wege gehen lässt, ebenso wie zum Beispiel Physik und Mechanik, Physiologie und Medizin, wird immer und immer wieder von parteigenössischen Publizisten — und zwar nicht bloss *minorum gentium* — diese Theorie durch jene irrige Auffassung kompromittiert; worauf es hauptsächlich zurückzuführen ist, dass dem historischen Materialismus in unseren eigenen Reihen manche Gegnerschaft erstanden ist.

ES ergeht dem historischen Materialismus ähnlich, wie früher lange Zeit der spekulativen Philosophie, in der man auch den Hauptschlüssel zu allen Rätseln des Seins und Werdens zu besitzen glaubte, während doch das weite Reich des Empirischen nur auf dem Wege exakter Forschung, mittels Beobachtung und Experiment, immer mehr ergründet werden kann.

VERWANDT mit jenem Irrtum ist ein anderer, der in unserer Literatur und Presse schon seit lange herumspukt, aber kaum jemals mit solcher Bestimmtheit, man kann wohl sagen: in so herausfordernder Weise, ausgesprochen ward, kürzlich in einem Jubiläumsartikel über Locke.[1]) Da wird klipp und klar der Philosophie jede Eigenbewegung abgesprochen, ihre Bedeutung als selbständige Wissenschaft geleugnet und kühn behauptet: »Die Philosophie ist eine ideologische Begleiterscheinung der Klassenkämpfe, eine der ideologischen Formen, in denen die Menschen sich dieser Kämpfe bewusst werden und sie ausfechten. Es hat keine Philosophie gegeben, solange es keine Klassengegensätze gab, und sobald die Klassengegensätze beseitigt sein werden, wird es keine Philosophie im historischen Sinne des Worts mehr geben. Erst aus der Geschichte der Klassenkämpfe fällt das scheidende und sondernde Licht in die scheinbar unübersehbare Wirrnis der philosophischen Systeme . . .« Danach wird denn Lockes Erkenntnislehre, sein Sensualismus, beurteilt und dieser Philosoph als »der klassische Typ des englischen Bourgeois um die Wende des XVII. zum XVIII. Jahrhundert« bezeichnet. Als pikante Zugabe wird nebenher das übliche »Geflenne . . . über den *Märtyrertod* des Sokrates« verspottet und die Hinrichtung des glorreichen Überwinders der athenischen Korruptionszungendrescherei und Spitzbubenphilosophie (der Sophistik) und Vaters der ehrlichen Denkmethode verteidigt, gerechtfertigt, verherrlicht.

ITEM: Alle Philosophie ist nichts als der geistige Niederschlag des jeweiligen Klassenkampfs und trägt seine Livree. Ein vom Klassenkampf unabhängiges Denken über die Probleme des Seins, Werdens und Vergehens, über das Verhältnis von Geist und Körper, über die vielen psychologischen Probleme, über das Fundamentalproblem der Erkenntnis gibt es nicht. Der Klassenkampf prägt allem philosophischen Forschen seinen Stempel auf und zwingt es in das Joch der Interessen. Der Klassenkampf spielt in dieser schnurrigen Meinung eine Rolle, wie in der Mythologie der Parsen der die ganze Welt beherrschende Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman. Man muss sich wundern, dass nicht

[1]) *John Locke* in der *Neuen Zeit*, 1904-1905, I. Bd., pag. 129 ff.

auch die mathematischen Lehrsätze des Euklid als ideologische Begleiterscheinung des Klassenkampfes erklärt werden. Indes, das kommt vielleicht noch.

ES ist sicherlich nicht zu bestreiten, dass die Klassengegensätze und Klassenkämpfe auch in der Philosophie sich geltend gemacht haben. Aber Philosophie und Philosophie ist zweierlei. Auf die praktische Philosophie, die Ethik, welche die Normen des Wollens und Handelns aufstellt, haben ganz gewiss die Klassenverhältnisse mehr oder weniger Einfluss geübt, sofern manche Philosophen — aber durchaus nicht alle! — dabei nicht interesselos verfahren sind, die ethischen Gesetze nicht aus rein anthropologischen Prämissen abgeleitet haben, sondern bewusst oder unbewusst sich von Klassentendenzen beeinflussen liessen. Wir wollen sogar einräumen, dass einzelne dieser Philosophen auch ihr metaphysisches System so zugestutzt haben mögen, dass es ihrer tendenziösen Ethik in den Kram gepasst hat. Im allgemeinen aber sind die Untersuchungen über das Wesen und die Gesetze des Denkens, sowie über die sonstigen Probleme der theoretischen Philosophie — soweit nicht der kirchliche Fanatismus sie einzuengen vermochte — vom Klassenkampf so unabhängig, wie der Pythagoräische Lehrsatz oder das Newtonsche Fallgesetz. Es ist zum Beispiel zuzugeben, dass der Schopenhauersche Pessimismus die kapitalistischen Zeitverhältnisse widerspiegelt; was in aller Welt hat aber seine Metaphysik, wonach der Weltwille das Absolute sei, mit Klassenkampf zu tun? Wie will man die spinozistische Substanz- und Erkenntnislehre aus dem Klassenkampf ableiten, als dessen *ideologische Begleiterscheinung*, es sei denn mit sophistischer Wortschaumschlägerei!

MARX, der bekanntlich einmal gesagt hat: »Moi, je ne suis pas marxiste«, würde diese famose Klassenkampfsteckenpferdreiterei, die in alles und jedes den Klassenkampf hineinzerrt, gründlich von seinen Rockschössen abschütteln. Denn Marx hat nicht allein von Philosophie etwas verstanden, er war nicht allein ein eminent philosophischer Kopf, er hat auch seine Theorie nicht als mystisches Weltgesetz gelehrt, als welches sie in den Hirnen mancher Epigonen zu figurieren scheint — worauf auch ihr Lieblingsausdruck *historische Dialektik* deutet — sondern auf Grund der philosophischen wie erfahrungsmässigen Erkenntnis, dass der auf den Besitz materieller Güter angewiesene Selbsterhaltungstrieb, als der stärste unter allen Affekten, in der Geschichte wie im Leben die erste Violine spielt, dem sich bei den meisten Menschen alle übrigen Triebe unterordnen und anpassen. Keineswegs aber hat er die Selbständigkeit der vielen anderen menschlichen Triebe und Funktionen, soweit sie mit dem Selbsterhaltungstrieb nicht in Konflikt geraten, irgendwie geleugnet. Das ist ausdrücklich von Engels in zwei Briefen aus den Jahren 1890 und 1894 bezeugt, die im *Sozialistischen Akademiker* von 1895 veröffentlicht sind; da heisst es in dem einen: »Es ist . . . leider nur zu häufig, dass man glaubt, eine neue Theorie vollkommen verstanden zu haben und ohne weiteres handhaben zu können, sobald man die Hauptsätze sich angeeignet hat, und das auch nicht immer richtig. Und diesen Vorwurf kann ich manchem der neueren *Marxisten* nicht ersparen, und es ist dann auch wunderbares Zeug geleistet worden.«[2])

[2]) Vergl. den Brief Friedrich Engels' an J. Bloch vom 21. September 1890, wieder abgedruckt in den *Dokumenten des Sozialismus*, II. Bd., pag. 72-73.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX BAGINSKI · GERHART HAUPTMANN UNTER DEN SCHLESISCHEN WEBERN



ENN ich in der illustrierten Ausgabe von *Hannele* das letzte Vollbild betrachte, den Todesengel mit undurchdringlichem Antlitz, über den hinwegschreitend Hannele in das Reich der Schönheit eingeht, habe ich die Empfindung: das ist Gerhart Hauptmann, so ist seine innere reiche Welt beschaffen. Unter dem Ernst der Lebensschwere und Todesgewissheit reifste Süsse, gekeltert aus den zarten Verborgenheiten, Feinheiten der Menschenseele. In dem Bilde liegt Vergänglichkeit, Endlichkeit, doch auch Aufblick, Neuformung, Neuland. Von Gerhart Hauptmann könnte gesagt werden, er habe in seiner Kunst dem Wort *Menschenliebe,* das in diesen Zeitläuften mit verdächtigen Augen, wie ein schlechter Schilling, angesehen wird, eine neue Prägung gegeben, deren Echtheit und symbolische Tiefe das Herz ergreift. Aus seinen Büchern ist mehr Leben, als Literatur, zu schöpfen. Eine Wesensähnlichkeit mit Tolstoj würde hervortreten, glaube ich, wenn Hauptmann eine Kämpfernatur wäre.

ICH bin dem Dichter unter den Webern des Eulengebirges begegnet, in den Bezirken krassester Menschennot. Im Februar 1892 in Langenbielau, dem grossen schlesischen Weberdorf, wo ich als Redakteur des *Proletariers aus dem Eulengebirge* tätig war. Eines Abends, nach Rückkehr von einer Reise, erzählte mir August Kühn, jetzt Reichstagsabgeordneter für den Kreis Reichenbach-Neurode, ein hochgewachsener, schwarz gekleideter Herr habe sich ihm am Nachmittag vorgestellt, auch nach mir gefragt. Der Name des Fremden war Gerhart Hauptmann. Es habe den Anschein, als wolle er die Verhältnisse der Webergegend kennen lernen. Der Besucher hatte im *Preussischen Hof* Wohnung genommen, noch am selben Abend traf ich ihn dort in der Gaststube. Mit gespannter freudiger Erwartung. Denn der Name *Gerhart Hauptmann* schien zu jener Zeit eine Losung zu enthalten, einen Kriegsruf nicht nur gegen die damaligen, wenig imposanten Literaturthrönchen, sondern auch gegen soziale Bedrückung, Vorurteile und Moralverkrüppelung. Hauptmanns dramatisches Erstlingswerk *Vor Sonnenaufgang* war erschienen, von der *Freien Bühne* in Berlin aufgeführt worden und hatte wie Sprengstoff gewirkt. Eine Überschwemmung von feindlichen, bösartigen Kritiken ergoss sich darüber. Die literarischen Zünftler und Machenschaftler konnten ja nicht wissen, dass *solches Zeug* eine Zukunft, im Buchhandel, auf der Bühne Erfolg haben würde! Dieser später wohl sehr bedauerte Mangel an Voraussicht, verführte sie dazu, gegen die *neue Richtung* mit den widerwärtigsten Argumenten zu kämpfen. Wer jetzt in Berliner Blättern Rezensionen Hauptmannscher Stücke liest, vermisst darin weder Bewunderung vor der Gestaltungskraft des Dichters, noch hochachtungsvollsten Respekt vor dem Menschen. Damals schrieb eine führende Zeitung, von einem Individuum, das, wie Hauptmann, eine ausgesprochene Verbrecherphysiognomie habe, könne man kaum andere, als schmutzige, anstössige Sachen erwarten. Solche literarischen Wegelagereien liessen doppelte Freude darüber empfinden, dass mit Haupt-

mann einige trefflich bewaffnete Streiter waren. Darunter der bejahrte Fontane mit seiner Ruhe und feinen Sachlichkeit.

DER Eindruck, den ich beim ersten Zusammentreffen mit Hauptmann empfing, war etwa dieser: Kein Mann des leichten gesellschaftlichen Verkehrs. Diskret, fast scheu, schweigsam. Versunkener, schwerer Träumer, dabei doch nicht irre zu führender Beobachter des Menschlichen und Allzumenschlichen. Nicht Goethe, eher Hölderlin.

DIE Gaststube im *Preussischen Hof* wies an diesem Abend viele leere Bänke und Tische auf. Der Wirt hatte reichlich Zeit, über die Mission des fremden Herrn im Weberdistrikt nachzugrübeln. Wie ich am nächsten Morgen wahrnahm, hatte er sich dafür entschieden, Hauptmann müsse irgend ein Regierungsbeamter sein, entsandt, den Notstand der Weber zu untersuchen. Nur war es auffallend, dass der Mann sich dann mit den *Roten* einliess, die doch, so stand im Kreisblatt zu lesen, aus Gründen ihrer Verhetzungspolitik die Not stets unerhört übertrieben schilderten.

OB das Weberelend diesen Winter so gross sei, dass eine offizielle Untersuchung für notwendig befunden werden müsse, darüber war seit Wochen viel geredet und geschrieben worden. Auch die Staatsanwaltschaft nahm in ihrer Weise aktiv Stellung. Sie beantwortete die Kritik, welche unser Blatt, der *Proletarier*, an den Zuständen, an den Profiterschindungsmethoden der Fabrikanten übte, mit einer Reihe von Anklagen wegen Pressvergehen, deren Grundtext in der Regel lautete, es sei an sich schon ein gewagtes Unterfangen, eine Bevölkerung aufzureizen, in diesem Falle sei das aber noch verwerflicher, sträflicher, weil die Notlage der Weber die Gefahren, die solche Schreibart in sich berge, verdoppele. Die Webernot war damit offiziell, aktenkundig festgestellt, doch gerade deswegen sollte sie nicht attackiert werden. Genügt es nicht, wenn so etwas in den Akten steht?

MIT Hauptmann wurden gemeinsame Streifzüge in die Hauswebersiedelungen verabredet. In Langenbielau ist schon die besser bezahlte, geregeltere Fabrikweberei überwiegend. Das Elend ist nicht so grenzenlos und hoffnungslos, so von allen Wegen abgeschnitten, wie in den Hausweberhütten. In diesen war die Not entsetzlich. Die nächsten Tage enthüllten dem Auge des Dichters Grauenvolles. Die Gestalten der Baumann, Ansorge, Hilse wurden lebendig. Die stille Anklage auf den Lippen, schoben sie sich vor das Auge, greifbar. und man hätte doch so herzlich gern geglaubt, es bloss mit Phantomen zu tun zu haben. Sie lebten, aber wie, das war das unsere ganze Kultur Beschämende. In den im Schnee steckenden Hütten, deren schneefreier oberer Teil Ähnlichkeit mit ungepflegten, verfallenden Grabhügeln hatte, grinsten auch jetzt noch, im Zeichen staatlicher Fürsorge, aus allen Winkeln die Verzweiflung, der Hunger des historischen Notstandsjahres 1844. Hier, in kleinen Tälern, auch Anhöhen, verstreut, breitete sich ein Stück Produktion aus, an welchem jeder technische, industrielle Fortschritt vorübergeeilt war, wie an einem verfluchten, spukhaften Ort. Und trotzdem, die hier mehr starben, als lebten, sollten mit der modernen Grossindustrie konkurrieren!

DER Dichter trat in diese Behausungen weder als ein kühler Beobachter, noch als ein Samariter ein. Der Mensch kam zum Menschen. Kein Herabsteigen zum armen Lazarus. Auf diesem Wege, so schien es mir, schritt Hauptmann sicherer einher, als auf den Wegen des konventionellen Verkehrs.

STEINSEIFERSDORF, hinter Peterswaldau gelegen. Über eine kahle Schneefläche versprengte schadhafte Hütten aus Lehm, Reisig, Brettern. Nichts Lebendiges zu sehen. Kein Hund, keine Katze, kein Sperling. Selten, dass aus einem Rauchloch auf den schiefen Dächern dünner Rauch aufsteigt. Geheizte Wohnräume gehören in diesem Landstrich zu den schwer zu erringenden Kostbarkeiten, und was für eine Mahlzeit sollte man wohl aus nichts zubereiten können. In diese rechts von der Fahrstrasse abliegende Hütte wollen wir eintreten. Ein geschaufelter oder ausgetretener Schneepfad führt nicht zu ihr, die Füsse müssen sich durch den Schnee selbst den Weg bahnen. Atmen da drinnen überhaupt Menschen? Das vom Wetter zerzauste, geduckte Hüttchen scheint keinem Windstoss mehr standhalten zu können. Die paar verfaulten schiefen Holzstufen, die zum Eingang führen, drohen unter den Tritten vollends zusammenzubrechen. Auf unser Klopfen antwortet von innen kein Laut. Noch einmal geklopft, stärker, als vorher. Jetzt schlürft etwas langsam dem Eingang zu. Ein grober Holzriegel, in dieser Form nur noch an altmodischen Scheunen- und Stalltüren zu finden, wird zurückgeschoben. Es zeigt sich ein menschliches Antlitz, dessen Ausdruck der eines wunden, furchtsamen Tieres ist. Wie ein aufgescheuchter Missetäter starrt der Öffnende die Eindringlinge dumpf an. Kein Hoffnungsschimmer belebt des Gesicht. Der Mann hat es wohl schon längst aufgegeben, von seinen Mitmenschen eine Linderung seiner Not zu erwarten. Sein Verhalten zeigt nicht das geringste Zutrauen zu dem Jahrhundert der Humanität. Die Gestalt ist in Lumpen gehüllt. Und was für Lumpen! Nicht Stromerlumpen, die im Chausseegraben im Augenblick gewechselt werden. Es sind ewige Lumpen, sie scheinen verwachsen mit der von ihnen bedeckten Haut. Ekelerregende, einzige Hülle, die nicht fortgeworfen werden darf. Der ungefähr fünfzig Jahre alte Mann spricht nicht. Er führt uns den schmutziggrauen kalten Hausgang entlang, tappt nach einer Tür und stösst sie auf. Man sieht einen Webstuhl, auf dessen Sitzbrett eine zusammengedrückte Frauengestalt, einen kalten Herd, vier schmutzige Wände, von denen Wasser tropft, an einer entlang einen Bettkasten mit ein paar weiteren Lumpen, die das fehlende Bettzeug ersetzen sollen. Sonst erspäht das Auge nichts in dem Raum. Der Mann murmelt etwas zu der auf dem Brett des Marterstuhls sitzenden Frau. Sie richtet sich auf. Beide haben rote, entzündete Augen, aus denen mit der gleichen Monotonie, wie von den Wänden, unaufhörlich Wasser läuft. Die beiden sind über das laute Klagen hinaus. Hauptmann beginnt zu sprechen, zögernd, beklommen von so viel Jammer. Er lockt wenige rauhe Äusserungen hervor. Es ist schon lange her, dass die letzte fertige Webe abgeliefert wurde, nichts Essbares, nichts Brennbares im Haus. Kein Brot, kein Mahl, keine Kartoffeln, weder Holz noch Kohle. Dabei sehen uns Frau und Mann scheu an mit den schmerzenden Augen, wie Übeltäter, die strengen Tadel oder Strafe zu erwarten haben. Hauptmann gibt der Frau Geld; der Gedanke, von dieser Stätte fortzugehen, ohne wenigstens für die nächsten Tage die Mittel zur Beschaffung von Brot zu hinterlassen, ist Qual, ganz unerträglich.

AN einer Wegverbreiterung liegt der Dorfkrug. Der Kutscher hat da Station gemacht. Die Gaststube weist wenig Behaglichkeit auf, die Wirtsleute sehen herabgekommen und missmutig aus. Kein Geschäft. Die Wirte in den grossen

Fabrikdörfern haben es besser. Sie können Herrenstuben anlegen, es kommen Buchhalter, Lehrer, Aufseher zu ihnen. Hier in Steinseifersdorf sei man auf die Weber angewiesen; davon sich ordentlich satt zu essen, sei unmöglich. Im Winter erst garnicht. Die Wirtin bemerkt, im benachbarten Kaschbach sei das Elend noch grösser. Dahin wollen wir heute nicht mehr. Auf der Rückfahrt kommt die Rede immer wieder auf das Schicksal dieser vom modernen Industrialismus zur Verdammnis verurteilten Weber zurück. Ich frage Hauptmann, welche Wirkung er sich von einem Theaterstück verspreche, das dieses Schicksal zu dramatischer künstlerischer Darstellung bringt. Er antwortet, seine Neigungen zögen ihn mehr Sommernachtsträumen, sonnigen Ausblicken entgegen, aber ein harter innerer Druck treibe ihn dazu an, diese Not zum Gegenstand seiner Kunst zu machen. Die erhoffte Wirkung? Die Menschen sind nicht gefühllos. Auch der Behagliche, Reiche muss sich im Innersten betroffen fühlen, wenn er solche Bilder entsetzlichen Menschenjammers vor seinen Augen aufsteigen sieht. Alles Menschliche stehe im Zusammenhang. Meinen Einwand, dass das Besitzrecht den darin Wohnenden Scheuklappen vor die Augen zu legen pflegt, will Hauptmann nicht als allgemein berechtigt gelten lassen. Es ergibt sich: er will das werktätige Mitgefühl in den Gutgestellten erwecken. Mitleid, freilich ein tatkräftiges Mitleid, das den Armen eine wirkliche Erleichterung ihres Loses verschafft. Er fügt hinzu, ihn selbst habe zu Zeiten die Not der Massen so gepeinigt, dass es ihm nicht möglich war, seine Mahlzeiten ruhig einzunehmen, die oft auch, besonders während der Züricher Studentenzeit, karg genug gewesen seien. In solchen Augenblicken sei schon eine Tasse Kaffee als beschämender Luxus erschienen. Ich konnte mich dieser Betrachtungsweise nicht anschliessen. Den Einfluss, den eine künstlerische Darstellung des Weberelends auf die Besitzenden ausüben konnte, schlug ich sehr gering an. Satter Tugend ist schwer beizukommen. Hingegen stellte ich mir vor, sie müsse eine grosse aufrüttelnde Wirkung auf die Massen der Leidenden selbst haben.

HAUPTMANN hatte zu jener Zeit, wie ich glaube, die *Weber* im grossen und ganzen schon fertig. Seine Fahrten und Fusswanderungen in der Webergegend galten nicht dem Baumaterial zu dem Werke, sie galten den Details der Örtlichkeiten, Landschaften, Wege. Auch der Grundriss zum *Kollegen Crampton* war damals schon gezeichnet. Der Dichter sprach davon, einen lebensfrohen genialen Menschen auf die Bühne zu stellen, den Enge und Erbärmlichkeit der Umgebung zur Karikatur machen und Schiffbruch leiden lassen.

LANGENBIELAU wurde nach solcher Fahrt durch das Golgatha der Armut als Erleichterung empfunden. Die Webereien mit ihrem unaufhörlichen Maschinenlärm, der das Gehör abstumpft und die Nerven quält, sind kein erhebender Anblick, aber sie vereinigen, bringen den Arbeitern Gefühl und Verständnis für Solidarität, brüderliches Handeln nahe. Hier umweht einen, trotz eingesunkener Brust, langer Anstrengung im Arbeitssal, ungenügender Ernährung, der Hauch des streitbaren proletarischen Geistes, der über diese Zeitmisère hinausweist in ein Land der Erfüllung.

FÜR den Abend hatte Kühn eine Zusammenkunft älterer Weber arrangiert. Hauptmann liess für jeden Teilnehmer ein Gedeck auflegen. Beim Essen entspann sich eine lebhafte Plauderei. Da war ein Weber, Mathias mit

Namen, Knochen und Pergamenthaut, sehr arm, reich an Kindersegen. Er hatte vor kurzem eine Wette gewonnen. Der Gastwirt, in dessen Lokal wir unsere Versammlungen abhielten, hatte in einem Gespräch bezweifelt, dass Mathias drei Pfund Schweinefleisch auf einmal aufessen könne. Dieser verpflichtete sich, die Leistung zu vollbringen, wenn der Wirt das Fleisch bezahlte und ein paar Liter Bier dazu spendete. Einer Weberfrau in der Nachbarschaft wurde die Zubereitung überlassen; zur bestimmten Stunde stellte sich Mathias mit den von beiden Seiten gestellten unparteiischen Zeugen in ihrer Behausung ein. Das Preisessen begann. Bald zeigte sich jedoch ein schwer zu nehmendes Hindernis. Den Tisch umstanden fünf der Weberfrau gehörende Kinder, Mädchen und Jungen. Mit staunenden Blicken betrachteten sie den grossen, so gut duftenden Braten. Ein ungewohnter Anblick. Die Äuglein füllten sich mit Verlangen, die Zungen waren bereit, mitzuschmausen. Der Preisesser wand sich unbehaglich unter den Kinderblicken; er kam sich vor wie ein dumpfherziger Schwelger, der nur an den eigenen Bauch denkt. Das Essen will nicht recht munden. Mathias vergisst die Abmachung, schneidet für die Kindchen Stückchen Fleisch ab und will es ihnen auf einen Teller hinreichen. Nun erheben jedoch die Unparteiischen energischen Einspruch. Das darf nicht sein. Willst du nicht die Wette verlieren, so musst du den Braten bis auf das letzte Restchen allein aufessen. Mathias fügt sich, schlägt vor den Kindern beschämt die Augen nieder. Er vergisst sich dennoch ein paarmal. Unwillkürlich streckt sein Arm den Kindern die Gabel mit einem Fleischbissen hin. Neuer Lärm. Die Unparteiischen verfügen, die Gabel sei augenblicklich zurückzuziehen. Der Zwangsesser erreicht nur so viel, dass die Kleinen nicht als überlästig in die Kälte hinausgewiesen werden. Eine andere Möglichkeit, sie zu entfernen, gibt es kaum, Wohnräume sind keine mehr vorhanden, allenfalls könnten die Kinder in eine kalte dunkle Rumpelkammer gesperrt werden, doch das wäre zu hart und würde auch dem Mathias das Essen vollends verleiden.

DER letzte Knochen ist abgenagt; der Magen fühlt sich nicht sonderlich beschwert, aber der Gewinner fühlt sich dem Glauben geneigt, er habe sich einer schweren Sünde wider die einfachsten Anforderungen des Menschlichen schuldig gemacht. Ein anderer Gast an der Tafel, beinahe ein Greis, der, ein früherer Weber, jetzt leichtere Tagelöhnerarbeit verrichtet, sieht im Vergleich mit den schmalen Webergestalten breitschultrig aus. Ihm schmeckt vor allem das Bier, das ihn schnell in mitteilsame Stimmung versetzt. Aus seiner Erzählung hören die anderen, wie er als jüngster preussischer Soldat nach dem aufständischen Baden geschickt wurde. Es gab da reichlich Schnaps zu trinken. In halber Bewusstlosigkeit schlug man wütend um sich, kaum im stande, zu unterscheiden, was Freund oder Feind war. Am nächsten Morgen — der Rausch war noch nicht völlig verflogen — bekam der Soldat erst einen Begriff davon, was er für die Erhaltung des Bestehenden getan hatte. An seinem Gewehr fehlt der Kolben, abgesplittert beim blinden Zuhauen auf die Köpfe der *Rebellen*.

DIE Erzählung rief keine heiteren Bemerkungen hervor. Das darin enthaltene Brutale setzte die meisten in Verlegenheit. Auch der Erzähler schien seinen Irrtum, dass sein Bericht amüsant sei, einzusehen; er verstummte bald. Das Gespräch wandte sich mehr dem Weberaufstand zu. Manche Einzelheiten der

Vorgänge wurden zum besten gegeben, Legendenhaftes und Phantastisches, noch lebende, in Langenbielau oder in der Umgebung wohnende Leute mit Namen genannt, welche die Ereignisse im Jahre 1844 mitgemacht hatten. Man sprach zwanglos, sehr wenig war von jener drückenden Stimmung zu merken, die im Verkehr zwischen Mitgliedern der *oberen* und *unteren* Gesellschaftsschicht zu entstehen pflegt.

AM Vormittag des nächsten Tages ging die Fahrt nach Kaschbach. Der Ort sieht noch verlorener aus, als das gestern besuchte Dorf. In einem Häuschen führt uns ein Weber, der den geschwollenen Arm in einer Binde trägt, in eine Ecke der Stube. Auf einem Lager aus Stroh und Lumpen liegt seine kranke Frau, neben ihr ein Kindchen, über und über mit Ausschlag bedeckt. Kein Hemd bedeckt das fiebernde Körperchen, es liegt nackt zwischen den am Boden liegenden Lagerfetzen. Der schüchterne Vater, selbst von Schmerzen gepeinigt, steht dabei, die Ratlosigkeit in Person. Wäre doch wenigstens Nahrung im Hause! Der Armenarzt? Er müsste in jedem Hause, das er betritt, Essen, Wärme, Licht, Trockenheit verschreiben, wenn er seine Wissenschaft nicht zum Narren halten will. Das kann er nicht, und darum lässt er sich so selten wie möglich sehen. Humanität, bis jetzt ist dein Name noch Ohnmacht.

ETWAS Geld dalassen und wieder hinaus in die Luft. Die nächste Behausung ist beinahe ein freundlicher Aufenthaltsort zu nennen, verglichen mit der vorigen. Zwei ältere Leutchen, nicht ganz so zermartert, auch nicht zerlumpt. Der Mann webt, er hat hin und wieder noch etwas zu tun. Seine freundliche Frau ist nicht weit davon entfernt, das Glück dieses Heims zu preisen. Wir haben es besser, als die meisten Nachbarn, erzählt sie nicht ohne einen Anflug von Behäbigkeit. Sie zeigt auf ein erst angeschnittenes Brot. Es ist ein Feuerchen im Ofen, ein Tisch ist vorhanden und ein richtiges Bett. An den Holzwänden kleben grellbunte Bilderchen, *Neuruppiner* Qualität. Abgezielt wird damit auf Verstärkung der Tugend, der Geduld, des Ausharrens bis zum Ende. Man sieht die Heimkehr des verlorenen Sohnes, die Verstossung der Hagar aus dem Hause Abrahams. Die Frau langt nun gar noch eine Kaffeemühle vom Herd und beginnt eine kleine Quantität Getreidekaffee zu mahlen. Wir werden zum Mittrinken eingeladen und nehmen gern an. Es wird über Lokales und Allgemeines gesprochen. Der Mann ist gesprächig, in der Bestimmtheit seiner Äusserungen aber sehr vorsichtig, zurückhaltend. Besonders wenn die Rede sich dem religiösen oder politischen Gebiet nähert. Seine Bemerkungen sind so gehalten, dass sie nicht leicht irgendwo anstossen können. Hauptmann äusserte später, er habe diese vorsichtige Bedachtsamkeit als charakteristischen Zug der Weber oft beobachtet, sie sei wohl allgemein aus der grossen Armut zu erklären, mit der oft eine devote Haltung allem Fremden gegenüber verknüpft ist.

INZWISCHEN schenkte die Frau den Kaffee ein. Hauptmann fand Platz auf einem Fussbänkchen. Im Laufe des Gesprächs strich die alte Frau mit der Hand sanft über sein Haar: Ja, ja junger Herr, die Not, die Not, aber wir dahier sind noch gut dran. Beim Abschied wies sie uns eine Hütte, mit der Bemerkung, sie glaube, deren Bewohner seien am Verhungern. Es war nicht übertrieben. Als wir eintraten, stand eine Frau in dem öden, schmutzigen Grau der Stube inmitten einer weinenden Kinderschar. Zwei, drei schon er-

wachsene Mädchen, mager, bleich, wie auf dem Prokrustesbett der Not in die Länge gezogen, wischten sich verstohlen die Spuren soeben vergossener Tränen von den Leidensgesichtern. Hier regierte der Hunger unumschränkt. Die Frau, im letzten Stadium der Schwangerschaft, litt am meisten unter dem kläglichen Weinen der kleineren Kinder, denen sie nichts zu essen geben konnte. Der Mann war seit zwei Tagen fort, auf Bettelei aus. Er würde ja etwas mitbringen, es sei nur so schwer, in dieser Gegend was zu bekommen. Man müsse weite Wege machen für ein Stück Brot. Gestern waren noch ein paar Kartoffeln aufzubringen, heute gar nichts. Sie wisse nicht mehr, was sie den Kindern geben oder sagen solle. Den Pfarrer habe sie bitten lassen, ihr aus dieser äussersten Not zu helfen. Nur ein paar Mäuler voll Essen. Er habe selbst nichts, lautete die Antwort. Den erwachsenen Mädchen zittern die fest auf einander gepressten Lippen. Jeder Atemzug in dieser Familie ist Verzweiflung. Jetzt sind die Kleinen mit den blaugefrorenen Gesichtern und Frostbeulen beim Anblick der Fremden verstummt, im nächsten Augenblick werden sie wieder Essen fordern und mit dieser so natürlichen Forderung das Herz der Mutter zerreissen. So viel Fatalismus kann man von diesen Kindern eben nicht verlangen, dass sie die *wirtschaftliche Notwendigkeit,* welche ihre Eltern zum Verzweiflungskampf mit dem Hunger verdammt, philosophisch kaltblütig zergliedern können. Hier tut für den Augenblick ein Goldstück Wunder. Die Frau wagt es nicht zu glauben, dass sie wirklich eins in der Hand hält. Was hier fast als Rettung vom sicheren Tode empfunden wird, mag zur selben Stunde tausendfach für die Zwecke der Eitelkeit, der Prahlsucht, der Heidenbekehrung zur Nächstenliebe aufgebracht werden. Die Herzlosigkeit und meilenweite Entferntheit aller Wohltätigkeit vom stummen Elend konnte einem bei diesem Anblick zum Bewusstsein kommen. Grösstes aller sozialen Verbrechen, das die Stillung des Hungers von Kindern sklavisch vom Gelde abhängig sein lässt!

EINES Morgens gingen Hauptmann und ich zu Fuss nach Reichenbach, wo ich ihm einen alten sozialistischen Weber vorstellte, der die anfangs von Bismarck protegierte Webereigenossenschaft mit erlebt hatte. Von dieser Unternehmung, von der Regierung unzulänglich subventioniert, wusste der Alte interessant zu erzählen. Er meinte, sie hätte sich halten können, wenn ihr nicht eine Verschwörung der Fabrikanten mit reichlichen Kapitalien bewusst entgegengearbeitet hätte. Die Folge davon sei für die Genossenschaft eine Sperrung des Marktes gewesen. Einmal mussten alle nach Leipzig zur Messe gebrachten Webewaren wieder zurücktransportiert werden, ein stiller, aber wirksamer Boykott hatte den Verkauf unmöglich gemacht. Mit viel mehr Lebendigkeit, als von diesem Unternehmen, sprach der alte Weber von den Tagen der Lassalleschen Agitation. Da war Leben in die starren Massen gekommen. Ein Umchwung schien nahe bevorzustehen. Die am Gespräch beteiligte Frau hatte auch auf diesen Umschwung gehofft; aber jetzt, bemerkte sie etwas resigniert, wären wir Alten schon froh, wenn wir wüssten, dass unsere Jungen es erleben werden.

IN dieser Behausung traf Hauptmann eine Witwe mit einer etwa dreizehnjährigen Tochter. Das Mädchen fiel ihm auf, es hatte schönes, weiches, goldgelbes Haar, tiefe Augen, einen zarten blassen Teint. Ich erfuhr später durch den erwähnten alten Weberfreund, dass Hauptmann dem Kinde hin

und wieder ein Geschenk sandte, und als ich später *Hannele* las, wollte es mir nicht aus dem Sinn, dass der Dichter an dieses Reichenbacher Kind gedacht haben müsse, als er seine Dichtung schuf.

DAS war mein letzter gemeinschaftlicher Ausflug mit Hauptmann in die Weberregionen. Ein paar Monate später besuchte ich ihn in Schreiberhau, in seinem Hause dicht am Rande des Gebirgswaldes. Noch später, als ich im Schweidnitzer Gefängnis meine Presssünden abzusitzen begann, erfreute mich die Nachricht, Hauptmann habe für mich eine grosse Kiste mit Büchern geschickt. So haben mir Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und andere Autoren manche trübe Stunde in der Zelle heller gemacht. Unter den Büchern befand sich auch *Griechenland* von Schweiger-Lerchenfeld. Ein reich illutrierter Band mit vergoldeten Arabesken auf der Einbanddecke. Dem Gefängnisinspektor imponierte dieses Buch nicht wenig, er hielt es für sehr kostspielig, und da er glaubte, August Kühn sei der Eigentümer, sagte er eines Tages zu mir, das Agitieren müsse sich für Kühn doch sehr gut bezahlen. Auf meine Frage, was ihn zu dieser Ansicht veranlasse, wies er auf das Buch und bemerkte giftig, die Schneiderei bringe sicher nicht so viel ein, dass man sich solche teueren Bücher kaufen könne. Das komme alles von dem Herumreisen und Redenhalten. Der Herr Inspektor und Kühn waren nämlich nicht die besten Freunde. Sie hatten sich schon nicht gut vertragen, als Kühn unter des Inspektors Regime Zellenbewohner gewesen war, und nun kam noch der Verdacht hinzu, Kühn sei dreist und verschmitzt genug, mir bei seinen Monatsbesuchen heimlich allerlei Verbotenes zuzustecken. Es war eine rechte Enttäuschung für den Beamten, als ihm Aufklärung darüber wurde, dass Kühn nicht der Besitzer des splendiden Buches sei. Die Bücher wurden mir ohne Weiterungen verabfolgt, nur Hauptmanns eigenes Werk, seine *Weber*, die zu jener Zeit erschienen, konnte ich trotz aller Mühe und List nicht ausgeliefert bekommen. Kühn brachte mir die *Weber*, aber dem Inspektor war die Weisung erteilt worden, sie als Konterbande zu behandeln. Jedesmal, wenn ich ins Inspektionszimmer kam, um ein ausgelesenes Buch mit einem anderen zu vertauschen, sah ich die *Weber* daliegen. Die Versuchung, das Buch in einem günstigen Augenblick unter der Jacke verschwinden zu lassen, war gross, doch leider hatte die Weisung des Staatsanwalts dem Inspektor die Meinung eingeflösst, es müsse sich um ein aussergewöhnlich gefährliches Werk handeln, er bewachte es mit Argusaugen. Gerhart Hauptmann blieb für die Schweidnitzer Gefängnisverwaltung der gefährliche, verbotene Autor.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Reichsbank DIE deutsche Reichsbank hat am 7. Januar ihren aussergewöhnlich hohen Diskontsatz (seit 11. Oktober 1904: 5%, vorher seit 8. Juni 1903: 4%) wieder um 1% herabsetzen können. Paris und London waren die ganze Zeit über bei ihrem offiziellen Satz von 3% geblieben, so dass die ansehnliche Verstärkung des Metallbestandes der Berliner Bankzentrale (im letzten Vierteljahr 1904 um rund 134 Mill. M.) kein Wunder ist. Nach dem Bericht des Reichsbankpräsi-

denten hatte alsdann die Reichsbank am 7. Januar mit 751 Mill. M. den höchsten je gekannten Goldvorrat erreicht, hinter dem selbst das bisher günstigste Jahr 1895 noch um 27 Mill. M. zurückblieb. 1904 sowohl wie 1903 war in dieser Januarperiode die Steuergrenze der Noten noch immer überschritten, trotz des reichlichen Rückflusses, der jedesmal nach Jahresanfang einsetzt. Diesmal verfügte man bereits über steuerfreie 31 Millionen. Der Privatdiskont war unterdes auf 2¾ % gefallen, so dass kein Grund, an dem bisherigen hohen Banksatz festzuhalten, mehr vorlag.

× ×

Edelmetall DIE fühlbarste Anspannung durch die nachdrückliche deutsche Goldheranziehung erlitt England, während Paris sich noch immer auf die amerikanischen Zahlungen an die Panamakanalaktionäre (im ganzen 200 Mill. fr.) stützen konnte. Andererseits wirkte für England erleichternd die starke Zunahme der Goldproduktion und die entsprechende Zunahme der Goldzufuhr. In dem bekannten Jahresbullionzirkular von Mocatta & Goldsmid wird die englische Ein- und Ausfuhr von Gold angegeben (in Lstr.):

für das Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
1900	26 700 000	18 800 000
1901	20 700 000	13 500 000
1902	20 500 000	15 000 000
1903	28 000 000	27 000 000
1904	33 500 000	32 700 000

Gegen das Vorjahr 1903 ergibt sich also zwar eine Mehrausfuhr von 5,7 Mill. Lstr., aber ebenso eine Mehreinfuhr von 5,5 Mill. Lstr. Von einer ernstlichen Störung durch fremde Goldentnahmen war somit kaum die Rede.

DIE Produktionsziffern liegen bisher nur für Südafrika vor. Danach hat dieses Sorgenkind der englischen Politik und des englischen Kapitals die Goldausbeute gegen das Vorjahr beträchtlich gesteigert. Nach den letzten Nachrichten beträgt die Gesamtausbeute der Witwaterrandminen pro 1904: 3 658 241 Unzen im Werte von 15 539 219 Lstr., die der Aussendistrikte 121 380 Unzen im Werte von 515 590 Lstr., mithin zusammen 3 779 621 Unzen im Werte von 16 054 809 Lstr. für die gesamten Transvaalminen. Im Jahre 1903 belief sich die Totalausbeute auf 2 963 759 Unzen im Werte von 12 589 248 Lstr., so dass im Jahre 1904 815 862 Unzen im Werte von 3 465 561 Lstr. mehr gefördert wurden, als im Vorjahre.

DER Silbermarkt war im Jahre 1904 weniger heftigen Schwankungen unterworfen, als 1903. 1903 pendelte der Londoner Preis pro Unze zwischen 21 11/16 und 28½ d, 1904 zwischen 24 7/16 und 28 9/16 d. Aber im abgelaufenen Jahr war abermals ein Ereignis zu verzeichnen, das für die Silbernachfrage nicht ohne Folgen sein kann: in Mexico ist die, Mitte November angekündigte Währungsreform Gesetz geworden, so dass auch hier die freie Silberprägung — ausser für Handelsdollars zu Exportzwecken — aufgehört hat. Mit dem alten, uneingeschränkten Bedarf für Münzzwecke bleibt im wesentlichen nur noch China übrig.

× ×

Schiffahrt DIE Schiffahrt sowohl wie der Schiffsbau haben im allgemeinen das neue Jahr mit sehr geringen Hoffnungen begonnen. Das alte Jahr blieb ein schlechtes, und wenn es nicht ganz so schlecht ausfiel, wie am Beginn meist befürchtet wurde, so spielen ausserordentliche, vorübergehende Ereignisse dabei eine grosse Rolle. Die Schiffsankäufe seitens Russlands, und ähnlich seitens Japans, mögen nur die Dividende einzelner Aktiengesellschaften aufgebessert haben. Dagegen hat der gesamte Frachtenmarkt dadurch eine Erleichterung erfahren, dass so zahlreiche Schiffe — durch Kohlentransporte und andere Leistungen für die Kriegführenden — dem regulären Transportgeschäft entzogen wurden. Die günstige Ernte in Indien, bei dem starken Getreidedefizit Europas, hat zugleich günstige Rückfrachten gewährt, ebenso wie die Kornüberschüsse Argentiniens ganze Schiffsflotten in Bewegung setzen. Dafür haben die Vereinigten Staaten, dieser Grundpfeiler des Schiffsfrachtgeschäftes, fast gar kein Getreide zu exportieren, und die Fahrten nach dem Schwarzen Meer, den Donau- und russischen Ostseehäfen liegen darnieder. Wenn die Werften immerhin leidlich beschäftigt waren, so wirkte dabei der Anreiz niedriger Produktionskosten für verschiedene Schiffsbaumaterialien mit, also wiederum ein aussergewöhnlicher Faktor, mit dessen Fortbestand gerade bei guten Zeiten nicht zu rechnen ist — die schottischen Eisenpreise zum Beispiel sind gleich nach Jahresanfang hinaufgesetzt worden. Dieses Urteil finden wir

in John Whites *Annual Shipping Review*, also vorwiegend im Hinblick auf englische Zustände. Nicht viel anders lautet jedoch auch der Bericht der Bremer Handelskammer: »Die Lage der bremischen Frachtdampferreederei hat sich seit unserer letzten Berichterstattung im allgemeinen kaum gebessert. In der transatlantischen Fahrt sind die Frachten in den meisten Verkehrsrichtungen gedrückt geblieben und wurden auch da, wo erfreulicherweise ein starkes Ladungsangebot vorlag, wie zum Beispiel in den La Plata-Häfen infolge der günstigen argentinischen Ernte, durch die lebhafte Konkurrenz der frachtsuchenden Tonnage niedergehalten. Die durch mehrere gute Ernten gestärkte Kaufkraft Argentiniens bewirkte auch ein reichliches Ladungsangebot im Verkehr dorthin, ohne dass aber auch in dieser Richtung bei der starken Konkurrenz die Frachtraten sich heben konnten. Befriedigend war der ausgehende Verkehr nach Brasilien; auf den Verkehr von dort haben die nur mittelmässige Kaffeeernte und die beschränkte Tabaksausfuhr nach Deutschland nachteilig eingewirkt, doch konnten die Raten sich durchweg auf ihrer vorjährigen Höhe halten. Das Geschäft von den Vereinigten Staaten erwies sich infolge der ungünstigen Lage des Getreidemarktes als nicht rentabel.« Nicht viel anders wird die Fahrt nach Indien und Australien beurteilt. »Die Frachtraten der in wilder Fahrt beschäftigten Dampfer sanken zum Teil noch unter den Stand des Vorjahres . . . Der Segelschiffahrt hat auch das vergangene Jahr keine lohnende Beschäftigung gebracht; im Gegenteil sind die Frachtraten sowohl für die Ausreisen wie für die Heimreisen im Laufe des Jahres mit wenigen Ausnahmen noch weiter zurückgegangen, so dass manche Reeder sich veranlasst sahen, ihre Schiffe, namentlich die von kleinerer Tonnage, aufzulegen.« Ganz ähnlich die Hamburger Handelskammer — allerdings mit dem Hinweis, dass speziell der Hamburger Reederei »der Krieg in Ostasien teils durch Verkauf von Schiffen, teils durch günstige Frachtabschlüsse Nutzen gebracht hat; doch war die Inanspruchnahme von Schiffen hierfür, wie auch für die Transporte nach Deutschsüdwestafrika, nicht bedeutend genug, um einen Einfluss auf den allgemeinen Frachtensatz ausüben zu können«. Dass für Hamburg und die östlicheren Häfen die Stockung der Zufuhr auf den Flüssen — während reichlich dreier Monate versagte die Elbe fast vollständig für Hamburg — noch weitere mannigfache Schwierigkeiten brachte, ist bekannt.

× ×

Gründungen 1904

DIE deutsche Gesamtwirtschaft im Jahre 1904 — sofern überhaupt von einem einheitlichen Bilde gesprochen werden kann — brauchen wir, nach den früheren Übersichten, nicht nochmals zu charakterisieren. Soweit bisher die üblichen Jahresberichte der Handelskammern und Interessenorganisationen, sowie der Presse vorliegen, bestätigen sie das oft Wiederholte: im grossen und ganzen hielt der Aufschwung, der schon im Jahre 1903 konstatiert werden konnte, weiter an, ohne doch zu einer vollen, allseitigen und ununterbrochenen Prosperität zu führen. Das Ende des Jahres 1904 wird sogar vielfach als Periode der Wiederabschwächung bezeichnet — so von der Berliner Handelskammer, die jedoch aus dem befriedigenden Verlauf des Weihnachtsgeschäfts die Hoffnung schöpft, dass »die Abschwächung eine nur vorübergehende Erscheinung gewesen ist«.

DIE bekannte Gründungsstatistik des *Deutschen Ökonomisten* stimmt mit dem allgemeinen Bild ungefähr überein. Es wurden im Jahre 1904 104 Aktiengesellschaften gegründet mit einem Kapital von 140,65 Mill. M. Das würde, wenn man 1903 die 160 Mill. M. für die Umwandlung der Firma Krupp abzieht, fast genau dem Jahre 1903 entsprechen (300,04 Mill. M. Aktienkapital, allerdings für 84 Gesellschaften). Leider ergibt die nachstehend abgedruckte Statistik, dass infolge des Vordringens neuer Vergesellschaftungsformen des Kapitals (vor allem der Gesellschaft mit beschränkter Haftung) die Gründungsziffern für Aktiengesellschaften mehr und mehr die alte symptomatische Bedeutung verloren haben. Der *Deutsche Ökonomist* verzeichnet:

Jahr	Zahl der gegr. Gesellschaften	Aktienkapital insges. Mill. M.	Jahr	Zahl der gegr. Gesellschaften	Aktienkapital insges. Mill. M.
1904	104	140,65	1896	182	268,58
1903	84	300,04	1895	161	250,68
1902	87	118,53	1894	92	88,26
1901	158	158,25	1893	95	77,20
1900	261	340,46	1892	127	70,82
1899	364	544,39	1891	160	90,24
1898	329	463,62	1890	236	270,00
1897	254	380,47			

Also im vorigen Jahrzehnt eine starke Zunahme seit 1895 bis 1899, dann ein Rückgang bis 1902, dagegen seit zwei Jahren eine abermalige Hebung. Soweit ist der Parallelismus unbestreitbar. Doch würden offenbar, ohne die rivalisierenden Gesellschaftsformen, die Jahre 1903 und 1904 (unter Abzug der Kruppziffern) kaum u n t e r dem schlechten Jahre 1901 stehen.

× ×

Russenanleihen BEIM Borgen scheinen die Russen grösseres Glück, dagegen die Japaner eher Unglück zu haben. Die Japaner erhielten, ehe Port Arthur in ihre Hände fiel, ihre letzten 12 Mill. Lstr. (240 Mill. M.) nur zu sehr drückenden Bedingungen (6 % Zinsen, Kurs 90½) in London und New York; heute würden sie vielleicht weniger ausgewuchert werden. Umgekehrt können die Russen sich gratulieren, dass die Vereinbarung über die 500 Mill. M.-Anleihe in Deutschland bereits vor den Neujahrs-Hiobsposten zum Abschluss gelangt war: die Auflegung für das grosse Publikum erfolgte am 12. Januar zu 95%, bei 4½prozentiger Verzinsung. Der Coup gelang; wie man behauptet, sogar glänzend. Indes blieb es kein Geheimnis, dass Russland und die ihm verbündete Hochfinanz ungeheure Anstrengungen machen, um, wie einst den Kurs der Rubelnoten, den Wert der russischen Anleihen zu halten. Die vermittelnden Banken haben diesmal 3½ % Provision erhalten; 32 Mill. M. sollen zu dem Zwecke der Kurskonservierung verwendet werden! In der Presse sind die Spuren der bezahlten Meinungsmache längst deutlich zu erkennen. Doch wie bald kann, trotz aller Mühen, der Stein dennoch abwärts rollen! Russland hat seit dem Ausbruch des Krieges seine Schuldenlast um nicht weniger, als 2 Milliarden M. gesteigert (800 Mill. fr. Anleihe in Frankreich, 150 Mill. Rubel Rentenbillets im Innern, dazu wohl gegen 270 Mill. Rubel neues Papiergeld, alles vor der jetzigen deutschen Anleihe). Eine neue grosse Anleihe in Paris für Flottenbauten wird angekündigt. Ein solcher Schuldenkoloss auf so tönernen Füssen ist kaum je dagewesen. Aber gerade, um die alten Russenwerte, die sich zu Milliarden in französischen und weiter in deutschen Händen befinden, nicht zusammenbrechen zu lassen, hilft das Ausland immer wieder von neuem.

× ×

Kurze Chronik DER F e i n b l e c h v e r b a n d löste sich am 2. Januar auf; bald darauf erfolgten jedoch die ersten Schritte zu einer Neubildung, in Fühlung mit dem Stahlwerksverband. × Am 6. Januar beschloss der S t a h l w e r k s v e r b a n d die Beibehaltung der bisherigen Preise. × Die *Diskontogesellschaft* und Bleichröder gründeten die r u m ä n i s c h e P e t r o l e u m raffinerie *Vega*. × Am 13. Januar hob das K o h l e n s y n d i k a t die bisherige Fördereinschränkung auf, um die Wirkungen des Streiks abzuschwächen.

× ×

Literatur ALS *Actualités sociales* /Brüssel, Misch & Thron/ gibt das Brüsseler *Institut de Sociologie*, unter Leitung des Professors Em. Waxweiler, auch eine Reihe populärwissenschaftlicher Behandlungen von Tagesfragen heraus. Überaus instruktiv, zugleich mit einem dankenswerten bibliographischen Anhang versehen, ist: D a n i e l C r i c k: *Le procès du libre-échange en Angleterre*, ferner *Le charbon dans le Nord de la Belgique*, wobei G. d e L e e n e r die technischen, L. W o d o n die rechtlichen Streitfragen, und endlich E. W a x w e i l e r selber die sozialen Folgen und die wünschenswerten Massnahmen bei rascher Aufschliessung eines neuen grossen Kohlenreviers mit notwendig starker Bevölkerungszuwanderung erörtert. Die in 2. Auflage erschienenen *Principes d'orientation sociale* bieten einen Überblick der Solvayschen Anschauungen über *Produktivismus und Comptabilismus*. × Da in den nächsten Jahren der Veredlungsverkehr zweifellos eine grosse Rolle in den zollpolitischen Erörterungen zu spielen berufen ist, so kommt die vorzüglich orientierende Arbeit von Dr. S. T s c h i e r s c h k y: *Die Neuordnung des zollfreien Veredlungsverkehrs* /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/ sehr zeitgemäss. × Weiter ist an Eingängen zu verzeichnen: Dr. W a l t h e r K u n d t: *Die Zukunft unseres Überseehandels* /Berlin, Siemenroth/, S i g m u n d S c h o t t: *Kapitalanlage, Anleitung zur Vermögensverwaltung*, 2. Auflage /Freiburg i. B., P. Waetzel/. MAX SCHIPPEL

Politik

Port Arthur AM 29. Dezember telegraphierte General Stössel an den Zaren, dass Port Arthur nur noch wenige Tage zu halten

sei. Gleich danach, am 1. Januar, wandte sich Stössel an den General Nogi mit dem Ersuchen, Bevollmächtigte zu ernennen, um die Kapitulationsbedingungen zu besprechen. Am Abend des 2. Januar wurde das Abkommen wegen der Übergabe der Festung unterzeichnet, nachdem noch vorher die Russen fast alle Schiffe im Hafen und in der Hafeneinfahrt in die Luft gesprengt hatten. Die Kapitulationsbedingungen waren für die russischen Offiziere sehr günstig, da ihnen die Rückkehr in die Heimat gestattet wurde, nachdem sie sich schriftlich auf ihr Ehrenwort verpflichtet hatten, bis zur Beendigung des Krieges nicht die Waffen zu ergreifen. Die Garnison der Festung, die bei Beginn der Belagerung 35000 Mann gezählt hatte, war bis auf 6000 kampffähige Männer zusammengeschmolzen. 11000 Mann wurden getötet, 16000 wurden verwundet oder erkrankten, 8000 Mann waren ständig in den Forts, davon waren 2000 kampfunfähig. Während der Belagerung wurden 265% der Besatzung verwundet. Diese Zahl erklärt sich daraus, dass die Verwundeten immer wieder auf ihren Posten zurückkehrten, einige bis zu 7 Malen. Mit der Eroberung von Port Arthur haben die Japaner in der Mandschurei endgültig festen Fuss gefasst. Die Liaotunghalbinsel ist ihr unbestreitbarer Besitz. Damit ist indes der Krieg noch keineswegs zu Ende, und die Friedens- und Vermittelungsgerüchte, die sich an den Fall von Port Arthur knüpften, sind sehr schnell wieder verstummt.

× ×

Combes demissioniert SCHNELLER, als erwartet werden konnte, ist das Ministerium Combes nach zirka 2½jähriger erfolgreicher Tätigkeit zurückgetreten. Die Majorität, über die das Ministerium in der Kammer verfügte, ging auffallend zurück, seitdem bekannt wurde, dass der Freimaurerorden unter dem Heer und unter den Beamten einen Spionagedienst eingerichtet hatte, um alle klerikalen Offiziere und Beamten zu verdächtigen und zu denunzieren. Durch den Rücktritt des Kriegsministers André hoffte man einer Krise vorzubeugen, aber umsonst. Zwar war das Kriegsministerium durch die Spionageaffäre am meisten kompromittiert, aber die Aufdeckung zahlreicher Einzelfälle verwerflichster Spitzelei erschütterte mehr und mehr die Autorität des gesamten Ministeriums. Die Wahl eines Gegners des Ministeriums zum Kammerpräsidenten verschärfte die Situation, bei entscheidenden Abstimmungen ging die Majorität für das Ministerium immer mehr zurück, so dass Combes es für das geratenste fand, zurückzutreten. Er überreichte am 18. Januar dem Präsidenten Loubet ein Demissionsschreiben, in dem er erklärte, er ziehe sich zurück, obgleich er zwar eine allerdings nicht grosse Majorität in der Kammer hätte. Er wolle aber nicht infolge eines beliebigen der allgemeinen Politik fernen Zwischenfalles in die Minderheit gelangen. Der Nachfolger Combes' wurde der bisherige Finanzminister Rouvier. In dem neuen Kabinett bleiben von den bisherigen Ministern Delcassé und Berteaux.

× ×

Kurze Chronik DER österreichische Ministerpräsident von Koerber reichte nach der schweren Niederlage, die er am 9. Dezember im Budgetausschusse erlitten hatte, seine Demission ein. Sein Nachfolger wurde Freiherr von Gautsch, der bisherige Präsident des obersten Rechnungshofes. × In der Budgetkommission des deutschen Reichstags wurde von den Vertretern aller Parteien die ohne Genehmigung des Reichstags gemachten Ausgaben zur Niederwerfung des Aufstandes in Südwestafrika so scharf als gegen die Verfassung verstossend bemängelt, dass sich der Reichskanzler veranlasst sah, für die ohne Genehmigung des Reichstags gemachten Aufwendungen die Indemnität nachzusuchen. × In der Reichstagsstichwahl für den Kreis Calbe-Aschersleben, die am 24. Januar stattfand, siegte der sozialdemokratische Kandidat Albrecht über den nationalliberalen Gegner. × Am 26. Januar machte der Staatssekretär Graf Posadowsky dem Reichstag die Mitteilung, dass der deutsch-österreichische Handelsvertrag von den Bevollmächtigten der beiden Mächte unterschrieben sei, so dass die 7 bisher abgeschlossenen Handelsverträge dem Reichstag am 1. Februar zugehen.

RICHARD CALWER

Sozialpolitik

Arbeiterverhältnisse DIE grossen Eindrücke, die Professor Werner Sombart auf seiner Forschungsreise durch Amerika von den amerikanischen Arbeiterverhältnissen erhielt, teilte er jüngst dem *Verein Berliner Kaufleute und Industriellen* mit.

Die amerikanischen Arbeiter traten ihm sofort als besser ernährt und besser gekleidet unter die Augen. In der Tat sind die Löhne Amerikas durchschnittlich höher, als bei uns. Der Arbeiter kann im Verhältnis zu seinem Lohn seine Nahrung, Wohnung und Kleidung billiger bestreiten, als in Deutschland. Die Preise für Luxusbedürfnisse, zum Beispiel die Ausgaben für Theaterbillets, greifen allerdings viel tiefer in den Geldbeutel des Arbeiters ein, als bei uns. Seinen höheren Lohn hat jedoch der amerikanische Arbeiter durch eine intensivere Arbeit zu erkaufen, wie in unserem Vaterlande. Die gesteigerte Arbeit prägt sich deutlich in frühen Altersrunzeln der amerikanischen Arbeiter aus. Der alternde Arbeiter findet noch schwer einen Platz in der amerikanischen Industrie. Carnegies Stahlwerke stellen nur noch Arbeiter unter 35 Jahren an und stossen die alternden Arbeiter möglichst ab. Es existieren keine oder nur wenige Wohlfahrtseinrichtungen, keine Sozialgesetzgebung; 168000 Kinder unter 14 Jahren arbeiten in amerikanischen Bergwerken. In den Bergwerken der Union verunglücken 3% jährlich, in England 1‰. Die materiell höhere Stellung wird ausgeglichen durch andere drückende Umstände, durch grösseres Risiko in anderen Beziehungen. Das Scharfmachertum feiert, gerade wie bei uns, seine Orgien. Militäraufgebote bei Streiks stehen auf der Tagesordnung. Die Geschichte der amerikanischen Gewerkschaften ist reich an Ausschreitungen des Unternehmeregoismus. Wir müssen leider hier die interessanten Ausführungen Sombarts über den Sozialismus und die Gewerkschaften Amerikas übergehen. Seine Rede schloss Sombart nach der *Frankfurter Zeitung* mit den Worten: »Die Zustände dort sind nicht qualitativ von den unsrigen verschieden, es ist keine absolut *neue Welt*; es ist die Welt des reinsten, durch keine Tradition und keine Institutionen gehemmten Kapitalismus.«

× ×

Kinderarbeit EINGEHENDE Erhebungen haben nach Zeitungsberichten über die Lohnbeschäftigung von Kindern im Haushalt, sowie in der Landwirtschaft auf Anordnung des preussischen Unterrichtsministers stattgefunden. Es soll die Zahl der lohnarbeitenden Schüler 1. unter 10 Jahren, 2. von 10 bis 12 Jahren und 3. über 12 Jahre festgestellt werden. Die Dauer der Beschäftigung im Jahre, die Ausdehnung der täglichen Arbeitszeit und die Ferienbeschäftigung der Schulkinder sollen ermittelt werden. Als Aufnahmetag gilt der 15. November 1904. JÜNGST hat die Schrift des Lehrers Siegmund Kraus *Kinderarbeit und gesetzlicher Kinderschutz in Österreich* /Wien, Deuticke/ auf die geradezu erschreckend häufigen Schulversäumnisse hingewiesen, die eine Folge der anstrengenden landwirtschaftlichen Arbeit der Kinder sind. Aus einem steierischen Gebirgsdorf berichtet nach Kraus ein Lehrer: »Auf 177 schulpflichtige Kinder entfielen in einem Schuljahr 21330 versäumte Halbtage, darunter 8731 nicht entschuldigte. Im Durchschnitt entfallen daher jährlich auf ein Kind 120 Versäumnisse und 60 versäumte Schultage.« Es sind Wanderungen durch wahre Höllenquartiere, die wir an der Hand von Kraus durch die Ziegeleien, Torfstechereien, die hausindustriellen Werkstätten u. s. w. Österreichs unternehmen. Nur zu häufig ist das Resultat der Kinderarbeit die frühzeitige sittliche Verwahrlosung der Kinder. Wir müssen daher in die Worte des Lehrers Kraus einstimmen: »Nachdem die Gefährdung der Jugend durch Heranziehung zur Arbeit erwiesen ist, muss im Interesse der Gesundheit das Verbot der Kinderarbeit gefordert werden.«

× ×

Arbeitslosigkeit IN England zählte man im November 1904 in 35 städtischen Distrikten 390822 Arbeitslose. In London soll allein um diese Zeit die Armee der Arbeitslosen auf 200000 angeschwollen sein. Nach den Angaben der englischen Gewerkschaften waren 7% der gelernten Arbeiter arbeitslos. Über 156000 Arbeiter mussten eine Lohnherabsetzung über sich ergehen lassen. In Frankreich wird die Arbeitslosigkeit für 1904 auf 10% geschätzt. Man muss mit einer ständigen Reservearmee von 400000 Arbeitern in Frankreich rechnen. Die französische Kammer beschloss auf Antrag Vaillants die Einrichtung einer ständigen Enquête über die Arbeitslosigkeit durch eine Arbeitskommission. In Deutschland veranstaltete das statistische Amt der Stadt München eine Arbeitslosenzählung. Am 27. November 1904 wurden 7692 Zählkarten Arbeitsloser eingeliefert. Von diesen waren arbeitslos im Sinne der Erhebung 6190. Unter den Arbeits-

losen befanden sich etwa 2000 Bauarbeiter. An der Spitze der arbeitslosen Arbeiterinnen stehen die Kellnerinnen (ein Drittel aller weiblichen Arbeitslosen), dann folgen die häuslichen Dienstboten. Mangel an Arbeit war die Ursache der Arbeitslosigkeit bei ¹/₁₀ der gezählten Personen.

× ×

Wanderarbeiter DIE Lage der wandernden Arbeiter erörterte der Pastor von Bodelschwingh in seiner eigenartigen, so ganz aus dem Rahmen der parlamentarischen Korrektheit fallenden Rede vom 17. Juni 1904 im preussischen Abgeordnetenhause. Im Jahre 1882, so hob er hervor, befanden sich wenigstens 240000 Arbeitslose auf den Landstrassen Preussens. Für die wandernden Arbeitslosen forderte er die Einrichtung von Wanderarbeitsstätten in Verbindung mit Arbeitsnachweisen. Die Berliner Asyle für Obdachlose bezeichnete er als Hochschulen der Vagabundage und des Verbrechens. Den wesentlichen Inhalt seiner Rede im preussischen Abgeordnetenhause veröffentlichte Bodelschwingh sodann in einer Flugschrift *Wer hilft mit?* /Berlin, Scherl/. Bodelschwingh will dem einen Berliner Asyl, der sogenannten *Palme*, den Charakter eines Obdachlosenasyls lassen. Jeder soll dort gegen Leistung bestimmter Arbeiten (Steineklopfen) Nachtlager und Verpflegung erhalten. In dem zweiten Berliner Asyl, in der *Wiesenburg*, soll nur der mit ordentlichen Arbeitspapieren (Quittungskarte, Arbeitsbescheinigung des letzten Arbeitgebers etc.) ausgerüstete Arbeitslose Aufnahme finden. Die *Wiesenburg* soll in eine Kolonie mit grossen Arbeitsstätten verwandelt werden. Gegen die Arbeitsscheuen, gegen die Vagabunden, die die angebotene Arbeit abweisen, schlägt von Bodelschwingh strenge Massnahmen vor. Er schreckt vor Prügelstrafen gegen Vagabunden nicht zurück, das beweist ein Passus seiner Rede vom 17. Juni 1904: »Unser gutes Gesetz der Erziehungsfürsorge«, führte er unter anderm aus, »schwebt so lange in der Luft, als der Vater Staat nicht auch seine Jungens kräftig haut. Der jugendliche Vagabund sagt einfach: ich brauche nicht so viel zu arbeiten, wenn ich ins Gefängnis gesteckt werde, kriege dort auch keine Haue.« Bodelschwingh sieht wohl, dass, wenn sich auch die ganze Welt mit Arbeiterkolonieen bedecken würde, dennoch ein Rest sogenannter *Vagabunden* zurückbleiben würde. Diese entweder geborenen oder gewordenen Vagabunden, die alle mehr oder weniger geistig oder moralisch defekt sind und die der Erziehung eines weitblickenden, psychiatrisch gebildeten Pädagogen überliefert werden sollten, will Bodelschwingh unter Umständen durch die vielgepriesene Prügelheilmethode kurieren. Natürlich überschätzt Bodelschwingh masslos die Zugkraft der Berliner Asyle. Die Zahl der Vagabunden, die Berlin wegen des dünnen Kaffees, der Mehlsuppe und des harten Nachtlagers seiner Asyle aufsuchen, dürfte sehr gering sein. Schliessen sich heute die Türen der Berliner Asyle, so würde Berlin wohl kaum von einem Vagabunden befreit sein. Die Löung der Wanderarmenfrage liegt in der Richtung einer öffentlichrechtlichen Organisation von Arbeitslosenunterstützungseinrichtungen, und die der Vagabundenfrage in der Richtung der Begründung von Erziehungsanstalten für moralisch und geistig minderwertige Elemente.

× ×

Gewerbegerichte NACH einer Statistik über die Tätigkeit der Gewerbegerichte im *Reichsarbeitsblatt* bestanden 1903 405 Gewerbegerichte und 413 Innungsgerichte. Bei den Gewerbegerichten wurden 94891 Klagen anhängig gemacht. Von den Klagen wurden 42135 durch Vergleich, 9332 durch Versäumnisurteil, 15289 durch Endurteil, 2629 durch Verzicht, 1678 durch Anerkenntnis erledigt. In 44014 Fällen drehte sich der Rechtsstreit um Summen bis 20 M., in 30696 Fällen um 20 bis 50 M., in 11050 Fällen um 50 bis 100 M., in 5587 Fällen über 100 M. Die Funktionen eines Einigungsamtes erfüllten die Gewerbegerichte nur in 174 Fällen.

× ×

Kaufmannsgerichte NACH den Ermittelungen der Archivverwaltung des *Verbandes deutscher Gewerbegerichte*, so berichtet die Zeitschrift *Das Gewerbegericht*, waren bis zum Schluss des Dezember 72 Kaufmannsgerichte errichtet. Neben dem Recht der Gewerbegehilfen wird von nun an das *Gewerbegericht* das Recht der Handlungsgehilfen in seine Erörterungen einbeziehen. Als ein sehr brauchbares und gediegenes Hilfsmittel für ihre Tätigkeit kann den Beisitzern der Kaufmannsgerichte dringend der Kommentar des

Magistratsrats von Schulz zum Kaufmannsgerichtsgesetz empfohlen werden: *Das Reichsgesetz, betreffend Kaufmannsgerichte, nebst zwei Anhängen* /Jena, Gustav Fischer/. Dem Kaufmannsgerichtsgesetz hat das Gewerbegerichtsgesetz als Vorbild gedient, und es findet in vielen kaufmännischen Streitfällen eine sinngemässe Anwendung. Schulz hat daher Auszüge aus dem Gewerbegerichtsgesetz seinem Kommentar einverleibt. Es finden sich in seinem Kommentar Auszüge aus der Zivilprozessordnung, aus dem Handelsgesetz, aus der Gewerbeordnung, aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch.

× ×

Krankenversicherung NACH dem Verwaltungsbericht für 1903 des allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum wurden 32576 Wurmerkrankungen der Belegschaften von 222 Zechen behandelt. Die Zahl der behandelten Personen belief sich auf 22992. Rückfälle wurden bei der Wurmerkrankung 9584 (41,6%) konstatiert. Die mittlere Zahl der Belegschaften der Zechen war 237848. Es wurden somit 9,7% der Personen behandelt. Der Prozentsatz der Behandlungsfälle betrug 13,7%. Von 222 Zechen waren 88 ganz, 79 teilweise und 55 nicht berieselt. »Wie schwierig«, so betont der Bericht, »ist es, den wirklichen Prozentsatz von Wurmbehafteten auf Schachtanlagen mit grossen Belegschaften festzusetzen.« Aus dem Entwurf des Berichts wurde der Satz, wie im Reichstag konstatiert wurde, gestrichen, »dass etwa ein Drittel, vielleicht noch mehr, der Wurmträger durch Abtreibemittel vom Wurme nicht zu befreien sind«.

× ×

Unfallversicherung DIE Notwendigkeit einer gründlichen Überwachung der Betriebe durch technische Aufsichtsbeamten leuchtet immer noch nicht einigen grossen Berufsgenossenschaften ein. So verausgabte zum Beispiel die schlesische Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft nur 30 M. für *Kosten der Überwachung der Betriebe*. Die *Strassen- und Kleinbahnberufsgenossenschaft* in Berlin wandte im Jahre 1903 10000 M. für Überwachung der Betriebe durch technische Beamte auf. Das Reichsversicherungsamt lässt neben den im Hauptamte fungierenden technischen Aufsichtsbeamten auch technisch vorgebildete Beamte als technische Aufsichtsbeamte im Nebenamte zu. Diese müssen jedoch als angestellte Beamte der Berufsgenossenschaften gekennzeichnet sein. Aufsichtsbeamte im Ehrenamte sind nicht zulässig.

× ×

Invalidenversicherung DIE wichtige Frage der obligatorischen Invalidenversicherung der selbständigen Handwerker beschäftigte den deutschen Reichstag nach den Weihnachtsferien. Die letzten drei deutschen Handwerkertage entschieden sich für diese Versicherung. Auf dem Münchener Handwerkertage 1903 wurde unter anderm festgestellt, dass sich die Zahl der selbständigen Handwerker im Deutschen Reiche etwa auf 1400000 belaufe und dass zwei Drittel aller selbständigen Handwerker kein höheres Einkommen, als 2000 M. jährlich habe. 1904 erklärte sich der Handwerker- und Gewerbekammertag zu Lübeck ebenfalls für die obligatorische Invalidenversicherung des Handwerkerstandes.

DIE Landesversicherungsanstalt Oldenburg erhöhte ihre eigenen Aufwendungen für das Heilverfahren in den Jahren 1902 und 1903 von 43850 M. auf 65508,55 M. Auf 100000 M. ihrer Einnahmen aus Beiträgen kamen 10690,34 M. Ausgaben für das Heilverfahren. Im Reichsdurchschnitt stellten sich diese Ausgaben der Landesversicherungsanstalten nur auf 6628,22 M. im Jahre 1903. Nach der Statistik der Invaliditätsursachen der Anstalt von 1891 bis 1903 war die Ursache der Invalidität bei Männern in 17,1% der Fälle Lungenleiden (mit Ausschluss der Schwindsucht), in 16,9% Entkräftung, Blutarmut, Altersschwäche, in 14,2% Lungentuberkulose, 6,8% Gelenkrheumatismus, bei den Frauen in 22,4% der Fälle Entkräftung, Blutarmut etc., 12,9% Lungenleiden, 10,2% Lungentuberkulose etc.

× ×

Arbeitersekretariate IM 4. Bericht des Arbeitersekretariats Hamburg bietet das Material über die Handhabung des Unfallversicherungsgesetzes durch die Berufsgenossenschaften (Langsamkeit des Ermittelungsverfahrens etc.) das grösste sozialpolitische Interesse. Es wird dort der Loslösung der Behörden, die die Arbeiterschutzgesetzgebung im weiten Sinne des Wortes handhaben, von der Polizei das Wort geredet. Diese Behörden sollten sich verselbständigen und praktische Ar-

beiter als Funktionäre in sich aufnehmen. Der Bericht trägt die Hauptbestimmungen des Kinderschutzgesetzes vor und erläutert sie.

× ×

Hygiene BEGÜNSTIGEN die sozialen Schutz- und Wohlfahrtseinrichtungen das Emporkommen des schwachen, minderwertigen Elements, verschulden sie den Verfall der Rasse? Eine streng wissenschaftliche Nachprüfung dieser Fragen unternimmt Dr. med. A. Grotjahn in seiner tüchtigen Schrift *Soziale Hygiene und Entartungsproblem* /Jena, Gustav Fischer/. In dem klassischen Lande der sinkenden Geburtenzahl, in Frankreich, ist das Zurückgehen der Geburten auf die bewusste Kinderbeschränkung und nicht auf die physische Gebärunfähigkeit der Frau zurückzuführen. Über die behauptete wachsende Unfähigkeit der Frau zum Säugen ihrer Kinder sind nach Grotjahn entscheidende Tatsachen noch nicht gewonnen, da man nicht feststellen kann, wieviele Frauen aus physischem Unvermögen nicht säugen können oder aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen nicht säugen wollen. Städtisches Wohnen braucht, wie England beweist, durchaus noch nicht notwendig mit einem Verfall der Rasse verknüpft zu sein. Die Veränderungen in der Volksernährung beeinflussen wesentlich die körperliche Beschaffenheit der Rasse. Über die gesundheitlichen Verhältnisse der Londoner Arbeiterkinder im Vergleich zu den Kindern Berlins und seiner Vororte macht Dr. Grotjahn, der an sechs Tagen hintereinander die angelsächsische Bevölkerung des Londoner Ostends beobachtete, die Bemerkung, dass die Rhachitis unter den zerlumpten Rangen des Londoner Arbeiterviertels im Gegensatz zu den viel sorgfältiger gekleideten Proletarierkindern Berlins und seiner Umgebung mit verschwindenden Ausnahmen »vollkommen fehlt«. Die qualitative Verschlechterung des Menschenmaterials findet nach Dr. Grotjahn ihren prägnanten Ausdruck darin, »dass fast die Hälfte aller männlichen Individuen nicht mehr wehrfähig, ein erheblicher Bruchteil der Frauen nicht mehr zum Stillungsgeschäft tauglich und mindestens der dritte Teil aller schulpflichtigen Kinder kränklich ist«. Die Aufklärung über die Vererblichkeit bestimmter krankhafter Körperbeschaffenheiten und die aus jener Aufklärung resultierende, vorsätzliche Geburtenprävention »zur rechten Zeit und an der rechten Stelle angewandt, kann sehr wertvoll für die Prophylaxe der Entartung sein«.

× ×

Wohlfahrtseinrichtungen DAS Gespenst der sogenannten *Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen* geht um. Die Todfeindin der deutschen Arbeiterschaft, die *Deutsche Arbeitgeberzeitung*, schrieb jüngst: »Im allgemeinen liegen die Verhältnisse so, dass die Errichtung von Wohlfahrtseinrichtungen geradezu durch das Interesse der Arbeitgeber selbst bedingt wird.« Wenn Arbeitgeber durch Linsengerichte den Arbeitern das Recht der Selbstbestimmung abkaufen wollen, so nennen sie flugs diese Linsengerichte *Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen*. Ein abscheulicher Missbrauch wird fürwahr mit dem Worte *Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen* getrieben. Es ist daher freudig zu begrüssen, dass jüngst Stadtrat Dr. Flesch in seinem Schriftchen *Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter und deren Familien* /Jena, Gustav Fischer/ den schwankenden, vieldeutigen Begriff der *Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen* fest zu umgrenzen sucht. Er definiert die Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen als »Veranstaltungen, die getroffen werden, damit die Lage einer grösseren oder kleineren Gruppe der auf das Einkommen aus dem Arbeitsvertrage angewiesenen Arbeiter in höherem Masse gefördert werde, als bis zu welchem der Veranstalter gesetzlich verpflichtet ist oder im eigenen Interesse Anlass hat, sie zu fördern«. Dr. Flesch bestreitet nicht, dass sich nicht eine scharfe Grenze zwischen sozialpolitisch bedeutsamen Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen und volkswirtschaftlich erfreulichen Betriebseinrichtungen ziehen lässt. Anknüpfend an den von Rudolf von Ihering in die Rechtswissenschaften eingeführten Begriff der *Reflexwirkung* sagt er: »Eine Massregel kann getroffen sein ausschliesslich im Interesse des Unternehmens — aber mit Rückwirkung auf die Arbeiter; oder zur Besserung der Lage der Arbeiter — aber mit günstigem Reflex auf den Geschäftsgang selbst.« Bei den wirklichen Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen muss nach Flesch die Förderung des Wohls der Arbeiter Selbstzweck der Veranstaltung sein. Ein wichtiges Merkmal tatsächlicher Arbeiterwohlfahrtseinrichtun-

gen pflegt häufig die Beteiligung der Arbeiter an der Verwaltung dieser Einrichtungen zu sein. Gegen eine Überschätzung der Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen als grundlegenden Heilmitteln zur Lösung der sozialen Frage macht Stadtrat Flesch Front. Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, die rechtlich nicht erzwungen werden können, sind freiwillige Versuche zur Behebung der eigenartigen, der sozialen Lage der Lohnarbeiter anhaftenden Missstände. Sie stellen sich als soziale Experimente zu diesem Zweck dar, als erprobte Einrichtungen, als Vorläufer öffentlichrechtlicher Einrichtungen. Die Hygiene beruht im ganzen Umfange schon auf dem Experiment. Für viele Sozialpolitiker hat das Experiment noch keine Bedeuschaftliche Forscher selbsttätig in das Verfahren, durch das der sozialwissenschaftliche Forscher selbsttätig in das gewöhnliche Spiel der wirtschaftlichen Kräfte eingreift, um das Wohlergehen der Arbeiter, als das von ihm gewollte Ergebnis seiner Bemühungen zu fördern. Das Experiment in diesem Sinne ist aber eben die Arbeiterwohlfahrtseinrichtung«.

× ×

Kurze Chronik Am 12. Dezember behandelte der Reichstag die Resolutionen der Sozialdemokratie und des Zentrums über die Ausdehnung des Bergarbeiterschutzes. × Am 15. Dezember beschloss eine Konferenz von Vertretern des Reichsamts des Innern, des reichsstatistischen Amts und des Reichstags die Verarbeitung der eingegangenen 187 000 Fragebogen über die Lage der Privatbeamten. × Am 4. Januar wurde der sozialdemokratische Antrag auf Einführung von Arbeiterkammern von der Hamburger Bürgerschaft abgelehnt. × Anfang Januar wurde ein *Bund für Mutterschutz* in Berlin begründet. × Am 14. Januar starb der grosse wissenschaftliche Forscher und warmherzige Menschenfreund Professor Abbe, der Erweiterer und Ausbauer des Zeisswerks in Jena.

× ×

Literatur DAS umfangreiche und gediegene Buch Dr. J. Landmanns *Die Arbeiterschutzgesetzgebung der Schweiz* /Basel, Helbing & Lichtenhahn/ verbreitet sich über die Geschichte und den Inhalt der eidgenössischen und kantonalen Arbeiterschutzgesetzgebung. Das epochemachende Ereignis in der schweizerischen Arbeiterschutzgesetzgebung ist die Annahme des Fabrikgesetzes mit einem Elfstundentag am 21. Oktober 1877. »Wer je noch etwas auf Glarner Gebiet baut«, sagte ein Grossfabrikant zu dem bekannten Fabrikinspektor Schuler nach Annahme des Fabrikgesetzes, »gehört ins Irrenhaus.« Ein Jahr später baute der Fabrikant. Für uns Deutsche hat die sozialfortschrittliche Gesetzgebung der Kantone — zum Beispiel das Arbeiterschutzgesetz für das weibliche Gasthauspersonal — ein besonderes Interesse. Die Arbeitslosenfürsorge einiger Kantone, so die von Basel, verdient unsere Aufmerksamkeit. × Nach der kleinen Schrift Dr. L. Cohns *Unsere Blinden* /Leipzig, F. Dietrich/ verminderten sich die Blinden in Deutschland von 1861 bis 1900 um etwa 33%, und sie erschlossen sich in grossem Masse zahlreiche Berufe. × Max Hoffmann sucht in seiner in der Broschürenserie *Sozialer Fortschritt* erschienen Broschüre *Ländliche Wohlfahrtspflege* /im gleichen Verlag/ sozialreformerische, gemeinnützige und volkserzieherische Bestrebungen auf dem Lande zu fördern. × Die Schrift Dr. Karl Pribrams *Der Lohnschutz des gewerblichen Arbeiters nach österreichischem Recht* /Wien, Deuticke/ führt aus, dass der Lohnschutz in Österreich im Gegensatz zu dem Deutschen Reiche, dessen Lohnzahlungsrecht seit 1878 manche bemerkenswerte Umgestaltung erfuhr, im allgemeinen beim Truckverbot der Gewerbenovelle stehen blieb. Wurzeltiefe soziale Missstände tastet die Lohnschutzgesetzgebung überhaupt nicht an. Sie beseitigt die Missstände bei der Lohnvereinbarung und Lohnbezahlung, sie befreit den Arbeiter von jedem Eingriff des Arbeitgebers in Lohnforderung und ausgezahlten Lohn. Der Anhang zu der Schrift Pribrams enthält ein reiches Tatsachenmaterial über die Ausbeutung der Heimarbeiter durch das Trucksystem. × Über die umfangreiche Jahresarbeit auf dem Gebiete der Hygiene und Demographie unterrichten uns trefflich die *Jahresberichte über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der sozialen Hygiene und Demographie,* herausgegeben von Dr. med. A. Grotjahn und Dr. phil. Kriegel /Jena, Gustav Fischer/. Die Hauptereignisse des Jahres 1903 — über das der vor kurzem erschienene III. Band berichtet —, die fördernd auf die

Wissenschaft und Praxis der Hygiene einwirkten, fasst Dr. Grotjahn in gedrängter Übersicht in der *Chronik der sozialen Hygiene* zusammen. Die gesetzgeberischen Fortschritte bis herunter auf die Verordnungen und Erlasse der Einzelstaaten verfolgt Dr. Kriegel. Die Gesetzgebung des Auslandes ist gebührend berücksichtigt. Die Beschlüsse der hygienischen Kongresse spiegeln sich im wesentlichen wieder in der Rubrik *Von den Kongressen*. Über die tüchtigen, bemerkenswerten Arbeiten auf den Gebieten der Hygiene der Arbeit, der Ernährung und Kleidung etc. folgen kurze Referate aus den Federn bekannter Sachkenner: Grotjahn, Iwan Bloch, Kriegel, Prinzing. Südekum, O. Neumann, B. Spiethoff. Die Neuerscheinungen der sozialen, hygienischen und demographischen Literatur sind nach Kapiteln übersichtlich geordnet. PAUL KAMPFFMEYER

Soziale Kommunalpolitik

Hessisches Gemeindeumlagengesetz DIE hessische Regierung hat dem Landtage den Entwurf eines Gemeindeumlagengesetzes unterbreitet, durch den die auf dem Gebiete des Staates im Jahre 1899 beendete Steuerreform nunmehr auch auf dem Gebiete der Gemeindebesteuerung vollendet werden soll. Durch die staatliche Steuergesetzgebung, die sich ganz nach dem Vorbilde Preussens vollzog, wurden die alten Steuern, nämlich Grund-, Gewerbe- und Kapitalrentensteuer, durch die neue Vermögenssteuer ersetzt, bei der, als einer reinen Vermögenssteuer, selbstverständlich der Schuldabzug gestattet ist. Für die Gemeindebesteuerung dagegen bewahrte das Gemeindeumlagengesetz von 1901 den für die staatliche Besteuerung beseitigten Zustand. Es wurden also die Realsteuern neben der Einkommensteuer und der Kapitalrentensteuer forterhoben. Man hatte einerseits nicht den Mut, das System der staatlichen Besteuerung auch auf die Kommunen zu übertragen, hatte andererseits aber auch Bedenken, die Übertragung vorzunehmen, da man die reine Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit durch die Besteuerung nach dem Grundsatz von Leistung und Gegenleistung in den Gemeinden ergänzt wissen wollte. Die Kapitalrentensteuer war von den beiden Kammern der Abgeordneten entgegen dem Entwurfe der Regierung, die dieselbe mit Rücksicht auf die Neugestaltung der Einkommensteuer gestrichen hatte, in das Gesetz eingefügt worden. Der neue Regierungsentwurf bringt nun wiederum die Realsteuern, die Grundsteuer, die Gebäudesteuer und die Gewerbesteuer, ausserdem die Einkommensteuer und die Kapitalrentensteuer. Dem Namen nach ist also durch ihn nichts geändert worden, dagegen ist das Wesen der genannten Steuern von Grund aus umgestaltet worden.

MAN kann ohne weiteres zugeben, dass der Grundsatz von Leistung und Gegenleistung in der staatlichen Besteuerung, von Spezialfällen abgesehen, nicht zur Anwendung kommen kann, da die Leistungen des Staates für den einzelnen sich nicht so genau abgrenzen lassen, dass sich darauf eine steuerliche Gegenrechnung aufbauen liesse. Anders bei der Gemeinde! Hier lassen sich die allgemeinen Leistungen, die der Gesamtheit zu gute kommen, ziemlich genau von denen abscheiden, die vornehmlich oder ausschliesslich bestimmten Besitzklassen Vorteile bringen. Diese Besitzklassen sind einmal der Grund- und Hausbesitz und zweitens die Gewerbetreibenden. Durch die Anlage von Strassen, Kanalisation, Brückenbauten, Flusskorrektionen u. s. w. wird der Wert des Grund- und Hausbesitzes gewaltig gesteigert. Die Aufwendungen der Gemeinde, die alle Gemeindebürger belasten, verwandeln sich für den Grundbesitzer in höhere Grundrente, für die Hausbesitzer in gesteigerte Mieteinnahmen. Die grosse Klasse der Mieter dagegen hat das Vergnügen, nicht nur die Aufwendungen der Gemeinde, sondern auch die erhöhten Rente- und Mieteinkommen aufzubringen. Die Anlage von Industrie- und Handelshäfen, von Industriegeleisen, Industriebahnen und anderen Verkehrseinrichtungen gereicht vornehmlich dem Industrie- und Handelskapital zum Vorteil, dem sie mit der Herabsetzung der Geschäftsunkosten grössere Konkurrenzfähigkeit und grösseren Reingewinn bringt. Von diesen Tatsachen aus lässt sich die Besteuerung nach dem Grundsatz von Leistung und Gegenleistung durchaus rechtfertigen, und es wirft sich nur die Frage auf: wie lässt sich der Satz in der Steuergesetzgebung praktisch zur Anwendung bringen? In allen den Fällen, wo die Abgrenzung des durch eine bestimmte Leistung der Gemeinde begünstigten Gebietes so vorgenommen werden kann, dass die Verteilung der

Unkosten auf die Begünstigten entsprechend den ihnen zugewachsenen Vorteilen möglich ist, sind Interessenten- (*Betterment*-) Beiträge der zweckmässigste Weg, den genannten Grundsatz anzuwenden. Diesen richtigen Gedanken des preussischen Kommunalabgabengesetzes hat sich aber der hessische Entwurf nicht zu eigen gemacht. Er verzichtet darauf, den Gemeinden das Recht oder, wie wir weitergehend verlangen müssen, die Pflicht zur Erhebung derartiger Beiträge zu erteilen und vorzuschreiben, und wählt den anderen Weg, den Grundsatz von Leistung und Gegenleistung im allgemeinen durch eine besondere Besteuerung des Grund- und Hausbesitzes und des Gewerbes zu verwirklichen.

DIE Realsteuern der bisherigen Steuergesetzgebung waren Ertragssteuern gewesen, das heisst für die Erhebung der Steuern waren die Steuerkapitalien grundlegend, die nach dem mittleren abgeschätzten Reinertrage gebildet wurden. Der Hauptnachteil dieser Besteuerungsweise besteht in der Starrheit der Steuerkataster, die nach kurzer Zeit in schreienden Widerspruch zu den wirklichen Reinerträgen der besteuerten Objekte kommen müssen. Bei diesen Ertragssteuern war selbstverständlich ein Schuldabzug nicht gestattet. Eine Objektbesteuerung, die sich auf den Wert des Objektes oder den diesen Wert vertretenden durchschnittlichen Ertrag aufbaut, kann zunächst keine Rücksicht darauf nehmen, wie die verschiedenen Besitzer an diesem Werte auf Grund ihrer Rechtsansprüche partizipieren. Sie wird sich an den nominellen Eigentümer halten und die Zahlung der Steuer von ihm verlangen. Gerade bei den Realsteuern aber ist die Frage der Steuerüberwälzung und -abwälzung von der grössten Bedeutung. Ist der Eigentümer, der die Steuer zunächst auslegt, auch letzten Endes der Zahler, oder wälzt er die Steuern auf die Mieter ab? Von der Entscheidung dieser Frage hängt der sozialpolitische Wert der Realsteuern ab. Dabei wird zwischen städtischem und ländlichem Grund- und Hausbesitz zu unterscheiden sein. Weiter ist von Bedeutung die andere Frage: ist es gerecht, den verschuldeten Eigentümer zur Vorlegung der Realsteuern zu verpflichten, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob er einen Teil der selben seinen Gläubigern zuwälzen kann? Tatsächlich hat doch nicht allein der Eigentümer, sondern auch der Hypothekargläubiger Vorteil durch die Leistungen der Gemeinde, welche die Grundrente steigern. Allerdings, der unverdiente Wertzuwachs, mag er nun eine Folge spezieller Leistungen der Gemeinde oder der allgemeinen Entwickelung sein, fällt zunächst dem Eigentümer zu, soweit er nicht schon durch die Hypothekenverschuldung von dem Grundbesitzer im voraus für sich beschlagnahmt ist. Der Vorteil des Hypothekengläubigers besteht aber in der grösseren Sicherheit, die er für seine Forderungen erhält, und in der grösseren Leichtigkeit, mit der er dieselben weiter verkaufen kann, sowie im Falle der spekulativen Verschuldung in der Verwandlung der nominellen (grundbuchlichen) Sicherheit für eine Hypothek in eine faktische. Es ist also durchaus berechtigt, einen Teil der Objektbesteuerung den Hypothekargläubigern als Gegenleistung für die von der Gemeinde dem Grundbesitz gebotenen Vorteile aufzuerlegen, wie das zum Beispiel in Neuseeland geschieht. Hier unterliegen Hypotheken gleichfalls der Grundsteuer; der Hypothekengläubiger gilt in der Höhe des Wertes der Hypothek als Eigentümer, hat aber seit 1902 25% weniger als der Eigentümer, zu zahlen.

DER Entwurf macht keinen Versuch, sich mit diesen wichtigen Punkten abzufinden. Er hält an dem Schuldenabzug fest und rechtfertigt ihn mit dem Hinweis, dass verschuldete Haus- und Grundbesitzer oder Gewerbetreibende die Einrichtungen der Gemeinde in gleicher Weise in Anspruch nehmen und aus ihnen Vorteil ziehen, wie die nichtverschuldeten. Werde der Schuldenabzug gestattet, so werde eine sehr starke Verschiebung der Steuerbelastung, häufig gerade auf die Schultern der weniger leistungsfähigen Gemeindeeinwohner zu gunsten grösserer mit fremdem Kapital arbeitender Gewerbebetriebe eintreten. Ausserdem müsste der Steuersatz so hoch gehalten werden, dass für den verschuldeten Steuerpflichtigen die durch den Schuldenabzug eintretende Entlastung wenigstens teilweise wieder aufgehoben, für den unverschuldeten Steuerpflichtigen aber die Steuerlast zu einer in vielen Fällen unerträglichen gestaltet werde. Diese Ausführungen mögen durchaus richtig sein, wenn man die von uns oben gekennzeichneten Probleme beiseite lässt. Mit einer Hypothekenbesteuerung fallen aber alle Einwände gegen den Schuldabzug.

WIE wir schon bemerkten, hat der Entwurf nur den Namen der alten Steuern beibehalten, das Wesen der selben aber total verändert. Die neuen Steuern sind keine Ertragssteuern, sondern Bruttovermögenssteuern. Die Besteuerung erfolgt nämlich beim Grund- und Hausbesitz nicht, wie bisher, nach dem durchschnittlichen Reinertrage des Katasters, sondern nach dem gemeinen Wert, wie er für die staatliche Vermögenssteuer nach den für diese geltenden Bestimmungen festgestellt wird oder festzustellen wäre. Die Einwände, wie Schwierigkeit der Schätzung etc., die man gegen die Besteuerung nach dem gemeinen Werte geltend gemacht hat, treffen also auf diese beiden neuen hessischen Steuern ohne weiteres zu. Auch die Gewerbesteuer ist radikal verändert worden. Nach dem Entwurf soll der Gewerbebesteuerung das im Gewerbe arbeitende Anlage- und Betriebskapital zu Grunde gelegt werden, weil es, wie die Motive behaupten, wenigstens im allgemeinen den richtigen Massstab für den Umfang des Gewerbebetriebes, und damit im allgemeinen auch für die Lasten, gäbe, die dieser der Betriebsgemeinde auferlege. Schon eine oberflächliche Prüfung der Verhältnisse erweist aber diese Behauptung als durchaus unzutreffend. Man braucht nur die Lasten, die ein grosses Bankhaus, und die, die ein kleiner Steinbruch der Gemeinde auferlegen, mit einander zu vergleichen. Übrigens muss das der Entwurf selbst zugeben, insofern er den Gemeinden das Recht gibt, besondere Zuschläge dann zu erheben, wenn Steuerleistungen und Aufwendungen der Gemeinden in auffälligem Missverhältnis stehen, und den der Städteordnung unterstehenden Städten das allgemeine Recht gibt, im Wege des Ortsstatuts auch andere Massstäbe, als das Betriebskapital, wie zum Beispiel den Ertrag eines bestimmten Zeitraums, die Zahl der beschäftigten Hilfskräfte, die Verbindung von Ertrag, Hilfskräften und Betriebskapital, zur Anwendung zu bringen. Es ist dies einer der wenigen Punkte, in denen das Gesetz den Gemeinden eine beschränkte Steuerautonomie zugesteht.

AUCH die Kapitalrentensteuer ist in ihrem Wesen verändert worden. Bisher war der Abzug von Schuldzinsen gestattet und wurde daher nur die wirkliche Rente des Kapitals getroffen. Nach dem Entwurf wird die bisherige Rentenbesteuerung in eine Kapitalbesteuerung, also die Einkommenbesteuerung in eine Vermögensbesteuerung verwandelt und ausserdem nicht, wie bisher, das Nettoeinkommen, sondern das Bruttokapitalvermögen der Besteuerung unterworfen, angeblich, um Schiebungen von Schulden von der einen auf die andere Vermögensart zu verhindern. Da nun die Kapitalrentenbesteuerung steuerlich nur dadurch gerechtfertigt ist, dass sie den auf Kapitalvermögen fundierten Einkommensteil gerade dieser Fundierung wegen besonders besteuert, also den Grundsatz der Leistungsfähigkeit befolgt, so kann bei der Besteuerung des Bruttokapitalvermögens offenbar von einer Besteuerung nach gesteigerter Leistungsfähigkeit keine Rede sein. Hier liegt ein schwerer Widerspruch gegen den Grundgedanken des Gesetzes vor.

ÜBERBLICKEN wir die Regelung des kommunalen Steuerwesens, wie sie der hessische Regierungsentwurf bringt, so muss hervorgehoben werden, dass er an den wichtigen Problemen der Steuerabwälzung bei den auf dem Grundsatz von Leistung und Gegenleistung basierten Steuern leichten Herzens vorbeigeht, und dass er insbesondere das so wichtige Problem der Besteuerung der städtischen Grundrente in keiner Weise streift. In sozialpolitischer Hinsicht muss ihm ausserdem noch zum Vorwurf gemacht werden, dass er die Interessen der Kapitalrentner in auffälliger Weise zu schützen sucht. Will er doch den Gemeinden das Recht geben, die Kapitalvermögenssteuer in einem geringeren Prozentsatz zu belasten, als in der Regel nach den Vorschriften des Gesetzes erfolgen soll. Wie bei der Gestaltung der Gewerbesteuer, wird auch hier den Gemeinden eine Steuerautonomie gegeben, die sie nach dem Sinne der Urheber des Entwurfes zu gunsten der Kapitalrentner ausüben sollen.

× ×

Säuglingssterblichkeit IM Januar 1901 hatte die sozialdemokratische Fraktion in der Berliner Stadtverordnetenversammlung den Antrag gestellt, den Magistrat zu ersuchen, mit ihr in gemischter Deputation über Massregeln zur Herabminderung der Säuglingssterblichkeit in Berlin zu beraten. Der Antrag wurde von dem leider mittlerweile verstorbenen Dr. Freudenberg in vortrefflicher Weise begründet. Er entwickelte ein ausführliches Programm, das dann bei den späteren Beratungen ge-

wissermassen als Grundlage gedient hat. Er empfahl die Errichtung von Heimen und Unterkunftsstätten für die schwangeren Frauen, denen der Fortschritt der Schwangerschaft die Erwerbsmöglichkeit genommen hat. Um den Müttern die Möglichkeit zu geben, ihre Kinder selbst zu stillen, sollen Wöchnerinnenheime, in denen Mütter und Kinder gleichzeitig Aufnahme finden, und dann für die spätere Zeit des Säuglingsalters Krippen errichtet werden, in denen die Kinder während der Arbeitszeit der Mütter untergebracht werden. Den Müttern schliesslich, die nicht stillen können, aber Zeit für die Pflege haben, soll trinkfertig hergestellte Säuglingsnahrung zur Verfügung gestellt werden. Hand in Hand damit soll die Aufklärung und Unterrichtung über die medizinischen Grundsätze einer zweckmässigen Säuglingsernährung gehen. Obschon der Magistratsvertreter, Stadtrat Strassmann, die Ablehnung des sozialdemokratischen Antrages empfahl, fand derselbe doch bei der Stadtverordnetenversammlung die grosse Mehrheit. Drei Jahre brauchte indes der Magistrat dazu, bis er sich entschliessen konnte, dem Ersuchen der Stadtverordnetenversammlung nachzukommen. Die gemischte Deputation trat im Februar 1904 zusammen, und im Juni kamen die Verhandlungen endlich zu einem Abschluss. Die gefassten Beschlüsse der Deputation liefen im wesentlichen darauf hinaus, unbemittelten Eltern die Fürsorge für ihre im Säuglingsalter stehenden Kinder durch Belehrung, durch Gewährung ärztlichen Rates und durch Lieferung guter Säuglingsnahrung seitens der Gemeinde zu erleichtern. An dem Programm der gemischten Deputation hat dann das Magistratskollegium seinerseits eine Reihe von Änderungen und Abstrichen vorgenommen. Dem Vorschlage der Deputation, die Frauen über die Vorzüge des Stillens gegenüber der künstlichen Ernährung zu belehren, stimmte der Magistrat zu. Ebenso dem weiteren Beschluss, die Geburten in öffentlichen Entbindungsanstalten an die Standesämter und die Vormundschaftsgerichte binnen 24 Stunden zu melden. Dadurch soll erreicht werden, dass die letzteren die Vormünder für die unehelichen Kinder schneller bestellen können und leichter die Alimentenprozesse zu führen im stande sind. Auch den Vorschlägen der Deputation, öffentliche Fürsorgestellen einzurichten, die den Müttern unentgeltlichen Rat und gute Säuglingsnahrung gewähren, ist der Magistrat beigetreten. Er unterbreitete zur Ausführung dieses Vorschlages der Stadtverordnetenversammlung die folgende Vorlage. Die Armendirektion soll nährende Frauen bei der Bemessung von Unterstützungen oder Pflegegeld besonders berücksichtigen. Die Schmidt-Gallisch-Stiftung soll 4 poliklinische Fürsorgestellen einrichten, in denen die Mütter oder Pflegemütter sich 8 Tage lang unentgeltlich spezialärztlichen Rat über die Wartung und Ernährung der Säuglinge einholen können. Der Leiter dieser Anstalten soll Milch und andere Nährpräparate acht Tage lang unentgeltlich abgeben dürfen, darüber hinaus nur dann, wenn die Mutter oder Pflegemutter durch den Bezirksvorsteher, Armenkommissions- oder Waisenratsvorsitzenden zugewiesen wird. Im übrigen soll nach Ablauf der acht Tage Milch u. s. w. nur gegen den tarifmässigen Preis verabfolgt werden. Nur für die Armenunterstützung geniessenden Mütter und die Kostgeldmütter soll eine Ausnahme gemacht werden. Jeder Fürsorgestelle werden bestimmte Stadtbezirke zugewiesen. Dem Kinderasyl wird zur Deckung der Kosten ein Kredit bis zu 40 000 M. bewilligt. Dagegen lehnte es der Magistrat ab, die Fürsorge auf die Schwangeren und Wöchnerinnen auszudehnen, insbesondere die Errichtung von Schwangeren- und Wöchnerinnenheimen durch die Gemeinde in Angriff zu nehmen. In der Debatte über die Magistratsvorlage rechtfertigte der Magistratsvertreter die ablehnende Haltung damit, dass die Schlussforderungen der Deputation weit über die armenrechtlichen Verpflichtungen der Stadt hinausgingen, ihre Erfüllung daher der privaten Wohlfahrtspflege überlassen bleiben müsse. Ausserdem befürchtete der Magistrat Überschwemmung von ausserhalb, eine Befürchtung, die aber dadurch hinfällig wird, dass Ortsangehörigkeit der zu Unterstützenden als selbstverständliche Voraussetzung galt. In der Debatte der Stadtverordnetenversammlung wiesen insbesondere die sozialdemokratischen, aber auch bürgerliche Stadtverordnete darauf hin, dass die Privatwohltätigkeit niemals ausreichen könne, derart umfassende Aufgaben zu lösen, und alle Redner bezeichneten die Magistratsvorschläge, so dankbar dieselben auch zu begrüssen seien, als unzureichend. Die Vorlage wurde schliess-

lich an einen Ausschuss überwiesen, dem es hoffentlich gelingen wird, das Wertvolle aus den Beschlüssen der früheren Deputation zu retten und in die Magistratsvorlage wieder einzufügen.

HANDELT es sich bei diesen Vorgängen um die Bekämpfung der allgemeinen Säuglingssterblichkeit, so beschränkt sich ein hier zu erwähnender Antrag der Düsseldorfer Stadtverwaltung darauf, die Sterblichkeit unter den Ziehkindern zu bekämpfen. Die Verwaltung hat nämlich vorgeschlagen, einen besonderen Kinderarzt anzustellen, der unter Beihilfe von dazu befähigten Frauen über das leibliche Wohl der von der Stadt in Pflege gegebenen Ziehkinder wachen soll. Es handelt sich um etwa 500 solcher Kinder.

× ×

Kurze Chronik DER erste Bürgermeister Münchens hat eine ausführliche Denkschrift über die Schaffung eines Ausstellungsplatzes auf der Theresienhöhe ausgearbeitet. × Die pfälzischen Städte beabsichtigen, gemeinsam vorzugehen, um die Aufhebung der Bestimmungen des Fleischbeschaugesetzes zu erreichen, die den städtischen Fleischbeschauern nicht gestatten, von auswärts eingeführtes minderwertiges Fleisch zurückzuweisen. × Der Magistrat zu Halle hat eine Petition der Gastwirtsvereine um Einführung der Bedürfnisfrage bei der Konzessionierung neuer Gastwirtschaften ablehnend beschieden. Eine bei sämtlichen deutschen Grossstädten mit mehr als 100 000 Einwohnern gemachte Umfrage hat ergeben, dass die Prüfung der Bedürfnisfrage in Berlin, Hamburg, München, Breslau, Frankfurt a. M., Königsberg, Nürnberg, Stettin, Charlottenburg nicht vorgenommen wird. Von den übrigen 14 Städten, in denen die Erteilung der Konzession von dem Bedürfnis abhängig gemacht wird, haben Magdeburg und Stuttgart die Prüfung als erfolglos bezeichnet. Eine Verminderung der Trunksucht sei nicht eingetreten. × Die Ulmer bürgerlichen Kollegien bewilligten für Notstandsarbeiten 20 000 M. × Der Hanauer Magistrat hat das Ersuchen des Stadtverordnetenkollegiums abgelehnt, eine Vorlage zwecks Einführung einer Wertzuwachs- und einer Bauplatzsteuer auszuarbeiten. × Die Münchener Arbeitslosenzählung ergab 6190 Arbeitslose. Nahezu 2000 Personen oder 40% der männlichen Arbeitslosen treffen auf das Baugewerbe. Bei den weiblichen Arbeitslosen stehen die Kellnerinnen mit 352 von 1030 an erster Stelle. × Die Cölner Stadtverordnetenversammlung bewilligte für zwei im Januar und Juni 1905 vorzunehmende Arbeitslosenzählungen 3000 M.

HUGO LINDEMANN

Sozialistische Bewegung

Parteitag für Preussen VOM 28. bis zum 31. Dezember wurde der 1. Parteitag der sozialdemokratischen Partei Preussens in Berlin abgehalten. Auf der Tagesordnung standen 4 Punkte: 1. der Wohnungsgesetzentwurf (Referent Hugo Heimann); 2. der in Aussicht stehende Schulgesetzentwurf respektive der Schulkompromiss im Landtage (Referent Dr. Leo Arons); 3. der Gesetzentwurf, betreffend den Kontraktbruch ländlicher Arbeiter (Referent Arthur Stadthagen); 4. das Landtagswahlrecht (Referent Georg Ledebour). Über die Beratungen und Beschlüsse des Parteitags (vergl. auch den Artikel Eduard Bernsteins *Nach dem Preussentag* in diesem Heft, pag. 122 ff.) unterrichtet das im Verlag der *Vorwärts*buchhandlung erschienene ausführliche Protokoll, das zum Preise von 30 Pf. erhältlich ist. Der erste preussische Parteitag mit seinen gründlichen Erörterungen hat nicht nur der Sozialdemokratie Preussens eine Fülle von überaus wertvollen Anregungen gegeben; er kann in dem Ernst und der absoluten Sachlichkeit seiner Verhandlungen — von einzelnen Disharmonieen abgesehen — auch vorbildlich für unsere Parteitage wirken, auf denen in den letzten Jahren zuweilen das Persönliche und Nebensächliche einen gar zu breiten Raum einnahm.

× ×

Gemeindewahlen BEI der erneuten Stadtverordnetenwahl in Crimmitschau, die durch Ungültigkeitserklärung der von unseren Parteigenossen erkämpften Mandate notwendig geworden war, siegten die Sozialdemokraten abermals, und zwar mit 677 gegen 659 Stimmen. Nach dem Abschluss der Gemeinderatswahlen im Kreise Offenbach ergibt sich folgendes Gesamtresultat: Gewählt wurde in 30 Gemeinden; in 12 Ortschaften siegten die Vereinigten Ordnungsparteien (Liberale und Ultramontane); in ebensovielen Gemeinden siegten die sozialdemokratischen Kandidaten, während in den verbleibenden 6 Gemeinden teils bürgerliche, teils

sozialdemokratische Kandidaten gewählt wurden. Insgesamt wurden 59 Sozialdemokraten und 55 Bürgerliche gewählt. Die Gemeindewahlen in Stuttgart endigten mit einem Siege der vereinigten bürgerlichen Parteien, die auf ihren Listen 7000 gegen 5500 sozialistische Stimmen vereinigten. Der neugewählte Stadtrat in Ludwigshafen wählte mit 24 gegen 2 Stimmen den Genossen Binder zum ersten Adjunkten, das heisst zum Gehilfen und Stellvertreter des Bürgermeisters. In der Stadtverordnetenversammlung in Stettin wurde der Genosse Vogtherr zum zweiten Schriftführer gewählt.

× ×

Österreich DAS Jubiläum ihres 10jährigen Bestehens feierte die Wiener *Arbeiterzeitung* am Neujahrstage. Die Pressnovelle des Jahres 1894 hatte den Vertrieb einer Zeitung von der Erlaubnis der Regierung befreit, und es entstand die *Arbeiterzeitung*. Der Versuch, eine solche zu gründen, war schon im Jahre 1867 gleichzeitig mit der Gründung eines lassalleanischen Arbeitervereins gemacht worden; dieses Blatt unterlag aber bald den Verfolgungen der Reaktion. Die direkte Vorgängerin der *Arbeiterzeitung* war die *Gleichheit*, die nach so und so vielen Zeitungsgründungen wenigstens längere Zeit hindurch sich halten konnte. Die *Arbeiterzeitung* führt einen unaufhörlichen energischen Kampf gegen die Reaktion in Österreich und hat dabei schon manchen schönen Erfolg zu verzeichnen gehabt; sie durfte sich ihres Ehrentages wohl freuen.

× ×

Italien DIE Ersatzwahlen, die am 8. und 15. Januar vorzunehmen waren, sind leider nicht zu gunsten der Sozialisten ausgefallen. Von den notwendig gewordenen 8 Ersatzwahlen waren 3, in denen bei der Hauptwahl ein Sozialist gewählt worden war. Eine dieser Ersatzwahlen hatte stattzufinden, weil Genosse Bissolati doppelt gewählt worden war, die beiden anderen Wahlen waren anfangs als sozialistische Siege proklamiert worden, während die Wahlprüfungskommission erklärte, dass eine Stichwahl notwendig sei. Nur in Budrio, einem der Wahlkreise Bissolatis, siegte der sozialistische Kandidat, und zwar der ehemalige Abgeordnete von Genua, Pietro Chiesa, während die Genossen Andrea Costa und Prampolini in Bologna II und in Reggio Emilia unterlagen.

× ×

Spanien DIE sozialdemokratische Partei Spaniens kann auf eine erfolgreiche Tätigkeit im Jahre 1904 zurückblicken. Die sozialistischen Ideen wurden, so heisst es im *Socialista*, bis in die kleinsten Ortschaften verpflanzt, wo man den Sozialismus bis dahin kaum kannte. Die Anhänger, die infolge zweier grosser Propagandareisen allein in Andalusien und Castilien der Partei zugeführt wurden, belaufen sich auf über 40000, darunter 35000 Landarbeiter. Gegen die unerhörten Übergriffe seitens der Behörden und Arbeitgeber ist eine energische Agitation betrieben worden, ebenso gegen die Brotverteuerung. Die sozialistische Jugend lässt sich, so heisst es weiter, die Verbreitung der sozialistischen Lehren mit wahrem Feuereifer angelegen sein; sie zählt bereits 70 Gruppen mit mehr als 3000 Mitgliedern.

× ×

Presse IN der Parteipresse sind wiederum eine Reihe Umwandlungen und Vergrösserungen vorgenommen worden. Der Zeitschriftenverlag und die Buchdruckerei von J. H. W. Dietz Nachfolger in Stuttgart ist in den Besitz des Genossen Paul Singer übergegangen. Die *Neue Welt* wird fortan reicher illustriert erscheinen. Die wissenschaftlichen Artikel werden vielfach Abbildungen bringen, die den Text lebhafter, anregender und verständlicher machen sollen. Schliesslich soll eine in zwangloser Folge sich wiederholende Rubrik dem Unterhaltungsbedürfnis der Jugend besonders Rechnung tragen. Der *Kommunalen Praxis* wird seit dem 1. Januar eine besondere vierseitige Auflage beigegeben, redigiert vom Genossen Pollender, in welcher die sächsischen Gemeindeangelegenheiten ausführlich behandelt werden. Der Gesamtumfang der *Kommunalen Praxis* beträgt jetzt mindestens 16 Seiten pro Nummer. Unter dem Titel *Saarwacht* erscheint jetzt in Johann a. S. ein neues Parteiblatt, das in der Druckerei der Frankfurter *Volksstimme* hergestellt wird. Die Düsseldorfer *Volkszeitung* ist mit dem 1. Januar samt dem dortigen Verbandsgeschäft und der Druckerei in das Eigentum des Parteivorstandes übergegangen.

× ×

Kurze Chronik AM 1. Januar verliess Genosse Franciszek Morawski, der langjährige Redakteur der *Gazeta Robotnicza*, nach dreijähriger Haft das Gefängnis zu Beuthen. An dem selben Tage fand zu seiner Begrüssung eine sehr zahlreich besuchte Versammlung im Gewerkschaftshause zu Kattowitz statt. Polnische und deutsche Genossen vereinigten sich, um dem Veteranen der Arbeiterbewegung einen würdigen Empfang zu bereiten. Zahlreiche Glückwunschtelegramme waren eingelaufen. × In Lemberg wurde in Anwendung des Krakauer Kongressbeschlusses ein jüdisches Agitatioskomitee gewählt. × Ein sozialistischer Staatsanwalt, Paul Le Carpentier, ist kürzlich in Orléans verstorben; er vermachte den Genossen Jaurès, Briand und Viviani beträchtliche Summen mit dem Auftrag, davon den besten Gebrauch für die sozialistische Sache zu machen; desgleichen bestimmte er grössere Summen zu gewerkschaftlichen und Unterrichtszwecken. × Frankreichs *rote Jungfrau*, Louise Michel, die schon im März vorigen Jahres fälschlicherweise einmal tot gesagt war, ist nun am 10. Januar gestorben. × Die noch von den Zeiten der *Narodnaja Wolja* her im Kerker schmachtende russische Revolutionärin Wjera Figner wurde nach einem Menschenalter grauenvoller Leiden in Freiheit gesetzt. Ihre Gesundheit ist schwer zerrüttet; trotzdem wurde ihr Zwangsdomizil unter Polizeiaufsicht in einem entlegenen Provinzort vorgeschrieben. × Die Redaktionen der *Rewolucjonnaja Rossija* und der *Tribune russe* eröffnen eine Subskription zur Errichtung eines Gedenksteines für den Revolutionär Poliwanow, der zu Lorient in der Bretagne begraben liegt. HUGO POETZSCH

Gewerkschaftsbewegung

Rückblicke DIE gesamte Gewerkschaftspresse ist sich in ihren Jahresrückblicken einig darüber, dass uns das Jahr 1904 grosse Erfolge gebracht hat. Von einigen Gewerkschaften sind über ihre Fortschritte auch Zahlen angegeben worden. So hatte der Holzarbeiterverband bereits am Schlusse des III. Quartals 1903 101 108 Mitglieder (gegen 83 151 am Schlusse des Jahres 1903), die *Metallarbeiterzeitung* hat eine Auflage von 207 500 Exemplaren erreicht, die Bergarbeiterzeitung von 90 000. Der Handels- und Transportarbeiterverband hat mehr als 40 000 Mitglieder (29 411), der Buchbinderverband vermehrte seine Mitgliederzahl um 1/6, der Fabrikarbeiterverband von 45 535 auf 52 928, die Steinsetzer haben die Mitgliederzahl von 6000 überschritten (+ 1000); auch der Porzellanarbeiterverband, der in den letzten Jahren nicht recht vorwärts kam, hat sich im abgelaufenen Jahre gut entwickelt.

DEN besten Gradmesser für die gewerkschaftlichen Erfolge des letzten Jahres bietet uns die Scharfmacherpresse, die in ihren Rückblicken auf das Jahr 1904 wenig Zufriedenheit mit den Ergebnissen des selben äussert.

× ×

Tischlerstreik in Berlin NACH mehr als 15wöchentlichem Kampfe ist es Mitte Januar zu einem Friedensschluss im Berliner Tischlergewerbe gekommen, der einen bedeutenden Erfolg der organisierten Arbeiterschaft darstellt. Denn die Lohnsicherung bei Herstellung neuer Muster, um die der Streit diesmal entbrannt war, ist nunmehr vertraglich festgelegt worden, trotz des öfteren Willensausdruckes der Unternehmer, diese Forderung, die den Ruin des Berliner Tischlergewerbes bedeute, unter keinen Umständen zu bewilligen. Der vorerwähnte Vertrag, der für zwei Jahre gilt, enthält auch sonst eine ganze Reihe von Bestimmungen, die von den Arbeitern seit Jahren vergeblich erstrebt worden sind; wir nennen nur die Einsetzung einer Schlichtungskommission, die staffelmässige Festsetzung des wöchentlichen Abschlages bei Akkordarbeit und die Errichtung eines paritätischen Arbeitsnachweises. Die grösste Bedeutung des Tarifs liegt aber darin, dass er ein gutes Werkzeug darstellt, um ernsthafte Konflikte in der Berliner Holzindustrie für die nächste Zeit zu vermeiden.

DAMIT ist ein Kampf zum Abschluss gekommen, der weit über die Grenzen Berlins und über den Interessentenkreis der Holzindustrie hinaus Beachtung gefunden hat. Vor rund 4 Jahren wurde der *Arbeitgeberschutzverband der deutschen Tischlermeister und Holzindustriellen* gegründet, dessen Ziele rein scharfmacherische waren. Mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln hat diese Organisation stets auf eine Zertrümmerung der Arbeiterorganisationen hingearbeitet. Besonders in Berlin, wo in den letzten 4 Jahren ein Konflikt den anderen jagte. Einmal handelte es sich um Einführung

eines Kontrollbuches, dann wieder um Einführung eines Innungsarbeitsnachweises, oft genug dienten untergeordnete partielle Konflikte den organisierten Unternehmern zum Vorwand eines grossen Kampfes mit den Arbeitern. So war auch der letzte schwere Konflikt nicht eine Folge der Forderung der Arbeiter auf Lohnsicherung; die Unternehmer erblickten darin vielmehr einen billigen Vorwand zu einem entscheidenden Schlage gegen die Arbeiterorganisationen. Die Arbeiter haben diese fortgesetzten Provokationen der Unternehmer stets richtig eingeschätzt; sie wussten, dass es sich bei allen diesen, von den Unternehmern sehr oft künstlich hervorgerufenen oder aufgebauschten Konflikten am letzten Ende für sie um Sein oder Nichtsein handele. Mit Einsetzung aller ihrer Kräfte parierten sie stets alle Ausfälle der Scharfmacher. Sie zeigten dabei eine Energie und Opferwilligkeit, die oft zur Bewunderung herausforderte. Wenn der Kampf nunmehr durch einen Tarifvertrag zum Abschluss gekommen ist, durch den in der Hauptsache alle Forderungen der Arbeiter bewilligt werden, so heisst das nichts weniger, als dass das Scharfmachertum bei der von ihm provozierten Machtprobe unterlegen ist. Ein bedeutender Erfolg der Gewerkschaften.

× ×

Unternehmertum DIE *Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände* und die *Freie Vereinigung von Arbeitgebern und wirtschaftlichen Verbänden,* die beiden grossen Unternehmerkoalitionen, haben einen Kartellvertrag abgeschlossen. In dem Vertrage wird die gemeinsame Förderung der in den beiderseitigen Satzungen festgelegten (Scharfmacher-)Ziele ausgesprochen und zur Durchführung dieser Zwecke der Austausch der gesammelten Materialien und Nachrichten, sowie gemeinsame Hilfe für die von unberechtigten Streiks oder Boykotts betroffenen Arbeitgeber beschlossen.

× ×

Christliche Gewerkschaften NACH den *Mitteilungen* des christlichen Gesamtverbandes haben die christlichen Gewerkschaften im Jahre 1904 um mehr als 21 000 (23%) Mitglieder zugenommen. Es sind an dieser Zunahme beteiligt die Bauhandwerker mit 8726, die Bergarbeiter mit 4169, die Metallarbeiter mit 3463, die Hilfs- und Transportarbeiter mit 3249, die Holzarbeiter mit 2034, die Heimarbeiterinnen mit 1038, die Textilarbeiter mit 884 Mitgliedern. Einzelne Bezirks- und Lokalgruppen haben sich aufgelöst und ihren Anschluss an die Zentralverbände vollzogen. Die Zahl der Ortsgruppen der Zentralverbände hat sich um 300 vermehrt.

DER Konflikt zwischen August Brust und dem christlichen Bergarbeiterverein, der sich bereits zu einem Skandal ausgewachsen hatte, ist vorläufig beigelegt worden. Brust verzichtet auf seine Wiederwahl als Vorsitzender des Gewerkvereins, bleibt aber als Mitarbeiter dieser Organisation tätig. Die Generalversammlung des Gewerkvereins, die zwecks Lösung der Krisis auf Mitte Februar einberufen war, ist dadurch überflüssig geworden.

× ×

Ungarn AN den Weihnachtstagen fand in Budapest der 3. ungarische Gewerkschaftskongress statt. Der selbe legte Zeugnis ab von der wachsenden Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung in Ungarn. Es wurde für grösseren Zusammenschluss der Gewerkschaften und für allgemeine Einführung der Arbeitslosen- und Reiseunterstützung in den Gewerkschaften votiert. In einer Resolution forderte der Kongress Zuweisung der Arbeitsvermittelung an die Gewerkschaften.

× ×

Belgien EBENFALLS an den Weihnachtsfeiertagen fand die Jahresversammlung der Zentralkommission der unabhängigen Gewerkschaften Belgiens im Volkshause in Brüssel statt. Eingehend diskutiert wurde dort die Frage der Gründung eines allgemeinen Widerstandsfonds. Ein darauf gerichteter Antrag wurde jedoch abgelehnt, indessen sprach man sich für Gewährung rentenfreier Darlehen an im Kampfe stehende Organisationen aus. An zweiter Stelle diskutierte man über die innere Organisation der Gewerkschaften. Man sprach sich für Einführung von Unterstützungen gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit und Invalidität aus, betonte aber, dass der Kampf um bessere Arbeitsbedingungen neben der sittlichen Hebung der Arbeiterschaft im Vordergrund des Gewerkschaftsinteresses stehen

müsse. Von den votierten Resolutionen ist noch erwähnenswert die Resolution, die, in der Hauptsache zustimmend, zu dem in Gent erprobten System der kommunalen Arbeitslosenversicherung Stellung nahm. Schliesslich wurde das Statut der Zentralkommission revidiert.

× ×

Holland DER Diamantarbeiterbund in Amsterdam (*A. N. D. B.*) veröffentlicht seinen 237 Seiten umfassenden Jahresbericht. Der selbe enthält auch die Protokolle der Jahresversammlung, sowie Tabellen und Ziffern und eine graphische Darstellung der Arbeitslosigkeit in der Diamantindustrie. Die Ziffern geben Aufschluss über Alter, Beiträge, Arbeitslosigkeit und Krankenunterstützung im Laufe verschiedener Jahre. Die Mitteilungen dieser seit zehn Jahren bestehenden Organisation, deren Verwaltung erst seit sechs Jahren auf das Sammeln statistischen Materials eingerichtet ist, sind nicht nur ihres innern Wertes wegen in mancher Hinsicht von Bedeutung, sondern auch deshalb, weil sie ein Material herbeischaffen, welches sonst in der niederländischen Arbeiterbewegung fast nicht vorhanden ist. Wir entnehmen aus dem Bericht, dass 91% der 8118 Mitglieder im Jahre 1903 im Alter von 20 bis 45 Jahren waren. Es waren hiervon etwa 10% noch zwischen 40 und 45 Jahren, so dass stark 81% der Diamantarbeiter zwischen 20 und 40 Jahren stehen. Bereits unmittelbar nach der Periode von 25 bis 30 Jahren zeigt der Prozentsatz eine sinkende Tendenz und nimmt über 40 Jahre vollends schnell ab, um mit einem scharfen Rückgange beinahe plötzlich aufzuhören. Zwischen 50 und 60 Jahren sind nur 1,32%, zwischen 60 und 70 Jahren 1,5%. Dies ist zum grössten Teil der starken Anstrengung der Augen zuzuschreiben, wodurch in den meisten Fällen eine recht frühzeitige Invalidität eintritt. Die Organisation hat jedoch innerhalb 10 Jahren die Arbeitsdauer von 72 auf 54 Stunden per Woche verringert und gleichzeitig die Löhne ausserordentlich in die Höhe getrieben. Vielleicht werden daher die Ziffern künftighin ein günstigeres Bild zeigen. Von aussergewöhnlichem Umfang war die Arbeitslosigkeit mit Ausnahme der zweiten Hälfte des Jahres, welche sich durch eine kaum dagewesene Lebhaftigkeit kennzeichnete. In kurzen Zügen war der Zustand, wie folgt:

Jahr	Anzahl der			Prozentsatz der Arbeitslosen v. der Mitgliederanzahl	durchschnittliche Anzahl Wochen vollständiger Arbeitslosigkeit pro arbeitsloses Mitglied
	Mitglieder	Arbeitslosen	Wochen Arbeitslosigkeit		
1899	7436	4888	25 913	65,73	5,3
1900	7584	6822	85 320	89,94	12,5
1903	7836	3255	14 586	41,66	4,5
durchschnittlich	7619	4992	41 934	65,52	8,2

Dass die Arbeitslosigkeit von langer Dauer war, zeigt die nachstehende Tabelle:

Anzahl der Wochen Arbeitslosigkeit	1899	1900	1903
1 bis 4	2987=61,—%	1955=28,69%	2250=69,39 %
5 bis 8	1009=20,66%	1165=17,—%	576=17,47 %
9 bis 13	515=10,65%	1097=16,—%	225= 7,— %
14 bis 20	246= 5,—%	1123=16,48%	121= 3,72 %
über 20	128= 2,60%	1474=21,60%	81= 2,50 %

Was die Arbeiter für ihre Organisation leisten, zeigen die nachfolgenden Beitragsziffern, denen wir die für Krankenunterstützung verwendeten Summen danebenstellen (in fl.):

Jahr	Beitragseinnahmen	Krankenunterstützung
1898	165 985,50	17 286,50
1899	186 012,45	25 228,50
1900	109 560,10	29 683,50
1901	167 470,75	21 009,33
1902	183 903,86	22 442,75
1903	225 663,25	22 581,25
1904	271 146,96	19 953,—
in summa	1 309 742,87	158 184,80

ZUM richtigen Verständnis der Sachlage sei bemerkt, dass die Beiträge progressiv sind und zwischen 0,25 und 1 fl. schwanken; nach der Aussperrung dieses Jahres, die vier Monate lang angehalten hat, wurden die Beiträge erhöht; sie stellen sich jetzt auf 0,40 bis 1,50 fl., während die Krankenunterstützung 1 fl. pro Arbeitstag beträgt und für eine Maximalperiode von 26 Wochen per Jahr gewährt wird. Aus dem Bericht ersehen wir ferner, dass der *A. N. D. B.* eine Bibliothek besitzt, welche den Mitgliedern frei zur Verfügung steht; sie enthält zirka 3000 Bände und wird noch fortwährend vergrössert. Die Anzahl der Ausleihungen im Jahre 1903 belief sich auf 23 014. Es braucht also nicht wunderzunehmen, dass der *A. N. D. B.* die treibende Kraft

in der sonst noch wenig entwickelten niederländischen Gewerkschaftsbewegung darstellt. Hoffen wir, dass wir von den anderen Verbänden bald ebenso Erfreuliches berichten können.

× ×

Frankreich NACH den Ermittelungen des Arbeitsamts des Handelsministeriums bestanden im Jahre 1904 10087 Fachvereine mit 1637953 Mitgliedern (um 807 Fachvereine und 156468 Mitglieder mehr, als im Vorjahre). Handels- und Industriefachvereine gab es 7326, davon 2948 Arbeitgeber-, 4227 Arbeiter- und gemischte Fachvereine, die 236819 beziehungsweise 715876 beziehungsweise 71819 Mitglieder zählen. Am stärksten sind die Arbeiter im Seinedepartement organisiert; ihre Zahl beträgt 239168. Von den 72004 weiblichen Mitgliedern sind fünf Sechstel in den Arbeiterorganisationen. Die Mitgliederzahl der landwirtschaftlichen Fachvereine ist von 598834 auf 649515 gestiegen. Die Zahl der Arbeitsbörsen stieg seit dem Vorjahre von 94 auf 111, die diesen angehörenden Arbeiter von 228036 auf 335201. 100 Arbeitsbörsen sind der Pariser Föderation angeschlossen. Die Arbeitsbörsen lieferten 80000 Arbeitsnachweise und erhalten von den Departements 45000 fr., von den Gemeinden 245000 fr. Subvention.

× ×

England DIE englischen Gewerkschaften haben sich im Jahre 1903, wohl unter dem Einfluss einer wirtschaftlichen Depression, nicht günstig entwickelt. Nach der von der *Labour Gazette* veröffentlichten Übersicht bestanden Anfang 1904 1166 Gewerkvereine mit 1902000 Mitgliedern, gegen 1190 respektive 1925000 im Vorjahre. Die Zahl der in den Gewerkschaften organisierten Frauen und Mädchen sank im Berichtsjahre von 122210 auf 119416. Günstig haben sich indes auch im Berichtsjahre die Kassenverhältnisse der Gewerkschaften entwickelt, wie aus der Vermögensübersicht der 100 bedeutendsten Organisationen hervorgeht. Die Fonds dieser Gewerkschaften stiegen von 4372178 Lstr. auf 4550775 Lstr. (80 s pro Kopf der Mitglieder), bei einer Gesamteinnahme von 2073612 Lstr. und einer Gesamtausgabe von 1895015 Lstr. Gewerkschaftskartelle bestanden 204 (182) mit 839110 (818050) Mitgliedern.

× ×

Kurze Chronik IM Zimmererverband haben sich 126 Zahlstellen für die Einführung der Arbeitslosenunterstützung erklärt, 30 dagegen, 57 kamen noch zu keinem Resultat, 367 haben zu der wichtigen Frage noch keine Stellung genommen. × Der nächste deutsche Gewerkschaftskongress, der in der Woche nach dem 21. Mai in Cöln stattfindet, wird einem Beschluss des Cölner Stadtverordnetenkollegiums zufolge im *Gürzenich,* dem städtischen Ballhause und einem der schönsten Lokale Deutschlands, tagen. × Einer Mitteilung der *Sächsischen Arbeiterzeitung* zufolge soll im Herbst des Jahres in Berlin eine Ausstellung von Heimarbeitprodukten stattfinden. Arrangiert wird dieselbe von verschiedenen Sozialpolitikern und von den interessierten Gewerkschaften. × Der Möbelpoliererverband beschloss in seiner Delegiertenversammlung am 29. Dezember den Übertritt zum *Deutschen Holzarbeiterverband.* × Der antisemitische *Deutschnationale Handlungsgehilfenverband* trat das neue Jahr mit 56000 Mitgliedern an, 6000 mehr, als im Vorjahr. ERNST DEINHARDT

Genossenschaftsbewegung

Ausbildung der Beamten DIE ständig gesteigerten Ansprüche, die heute an die Beamten und Leiter unserer Genossenschaften gestellt werden müssen, sowohl infolge der wachsenden Grösse und Bedeutung dieser Organisationen selbst, als auch infolge der Schwierigkeiten, die denselben aus der zunehmenden Leistungsfähigkeit des privaten Handels vor allem in den Grossstädten und der immer komplizierter werdenden Gestaltung unseres Wirtschaftsmechanismus erwachsen, lassen eine gründliche und systematische Vorbildung dieser Beamten immer mehr als eine Notwendigkeit erscheinen. Mit dem *Selfmadementum* geht es, besonders in den grösseren Städten, doch nicht mehr. Und das Besetzen dieser Stellen mit auf dem gewöhnlichen Wege kaufmännisch geschulten Kräften hat auch seinen Haken, da diese Leute, wenn sonst der Bewegung fernstehend, vielleicht ganz gute kaufmännische, aber nur sehr wenig genossenschaftliche Grundsätze mitbringen würden, sich wohl auch in gänzlich unberechtigter Überhebung gegenüber dem sonstigen *Laientum* in der Ver-

waltung nicht in ein kollegialisches, demokratisches Zusammenarbeiten schicken würden. Hier tut also eine speziell genossenschaftlich-kaufmännische Ausbildung not. Ein schüchterner Versuch in dieser Richtung ist ja, wie an dieser Stelle bereits mitgeteilt, vom bayerischen Agitationsausschuss mit einem kürzlich abgehaltenen 8tägigen Kursus für Konsumvereinsleiter gemacht worden. Dass bei einer so knapp bemessenen Ausbildungsdauer bei allem guten Willen nicht viel herauskommen kann, liegt auf der Hand. Eine etwas gründlichere Durchbildung hatte der *Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften* vorgesehen, der verflossenen Herbst in Darmstadt einen 5wöchentlichen Kursus für Genossenschaftsbeamte, Revisoren etc. abgehalten hat (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1904, II. Bd., pag. 670).

EINEN beachtenswerten Vorschlag in dieser Richtung finden wir nun in einem Artikel in den *Mitteilungen des Sozialen Museums*. Es wird daselbst die Errichtung von Genossenschaftsseminaren angeregt, die entweder an die bestehenden Hochschulen oder noch besser an die Handelshochschulen anzugliedern wären, in deren Studienplan ja die für die Genossenschafter wichtigsten handelswissenschaftlichen Disziplinen bereits enthalten sind. Die selben wären dann nur noch durch die speziellen genossenschaftlichen Vorträge zu ergänzen. Der Verfasser führt auch gleich einen Studienplan für Genossenschafter mit praktischen und theoretischen Übungen auf, für dessen Bewältigung er ein zwei- bis viersemestriges Studium für notwendig hält. Selbstverständlich würde es sich bei einer solchen Studiendauer, wie in dem Artikel auch selbst zugegeben wird, nur um die Ausbildung der heranwachsenden Genossenschaftsleiter handeln können — für die grosse Mehrheit der jetzt amtierenden könnten wohl nur die oben genannten Kurse, vielleicht noch etwas besser ausgebaut, in Betracht kommen. Es muss anerkannt werden, dass wir auf dem hier vorgeschlagenen Wege allerdings weit schneller und sicherer zum Ziele gelangen würden, als wenn wir abwarten wollten, bis etwa der *Zentralverband deutscher Konsumvereine* in der Lage wäre, aus eigenen Mitteln eine derartige Institution mit der gleichen Leistungsfähigkeit ins Leben zu rufen.

IN der *Konsumgenossenschaftlichen Rundschau* empfiehlt dann noch Verbandsrevisor Jährig-Augsburg die Anstellung von Wanderlehrern durch den *Zentralverband*. Auch diese Institution, die wir ja seit langem schon bei den landwirtschaftlichen Genossenschaften finden, würde zweifellos nützlich sein.

× ×

Connewitz DIE Liquidatoren des Leipzig-Connewitzer Konsumvereins machen öffentlich bekannt, dass nunmehr endgültige Abmachungen mit dem Leipzig-Plagwitzer Verein über die Übernahme der abzutretenden Verkaufsstellen getroffen sind. Sie teilen ferner mit, dass die Bäckerei diese Verkaufsstellen bis zur Beendigung der Liquidation weiterhin mit Brot versorgen werde. Auch der Fleischereibetrieb soll vorläufig seinen ungestörten Fortgang nehmen. Für seine spätere Weiterführung auf einer anderen genossenschaftlichen Basis sind bereits die einleitenden Schritte getan. Endlich werden die Mitglieder noch ermahnt, möglichst schnell in ihrem eigenen Interesse ihren Eintritt in den Konsumverein Leipzig-Plagwitz zu bewerkstelligen. Das ist eine sehr erfreuliche Nachricht, die zwar noch keine endgültige Lösung aller vorhandenen Schwierigkeiten bedeutet, aber doch die Hoffnung, dass sich noch alles zum Besten wenden möge, erheblich verstärkt.

× ×

England NACH einer in der amtlichen *Labour Gazette* veröffentlichten Statistik hat sich die genossenschaftliche Produktion Englands in dem Jahrzehnt 1893 bis 1903 mehr als verdreifacht. Den Hauptanteil an dieser Steigerung haben die Konsumvereine und ihre Grosseinkaufsgesellschaften, die den Umfang ihrer Eigenproduktion vervier- respektive verfünffacht haben, während die eigentlichen Produktivgenossenschaften ihn nur auf das anderthalbfache der damaligen Höhe gebracht haben.

FÜR das Jahr 1903 ergibt sich nun folgendes Bild:

	Wert der Produktion	Beschäftigte Arbeiter	Löhne M.
Konsumvereine	110 170 180	18 036	19 943 860
Grosseinkaufsgesellschaften .	111 519 700	15 016	14 406 400
Produktivgenossenschaften	85 351 260	10 375	10 669 740
in summa	307 041 140	43 427	45 020 000

Mehr, als die Hälfte des Gesamtwerts dieser Produktion, nämlich rund 161 Mill. M., entfällt auf Lebensmittel (Brot, Mehl, Schokolade, Konserven etc.). Danach rangieren die Schuhwaren mit dem Betrage von zirka 29 Mill. M. Unter den beschäftigten Arbeitern befinden sich 58,2% Männer, 26,8% Frauen und 15% jugendliche Arbeiter unter 18 Jahren. Zieht man diese Zusammensetzung in Betracht, so ist die durchschnittliche Lohnhöhe von 1036 M. eine sehr anständige. Bemerkenswert ist, dass die Konsumvereine durchschnittlich höhere Löhne bezahlen, als die Produktivgenossenschaften, nämlich 1105 M. gegen 1021 M. Insgesamt befassten sich 1903 1202 Genossenschaften mit eigener Produktion, von denen 769 in England, 209 in Schottland und 224 in Irland ihren Sitz hatten. Die letztgenannten waren zum grössten Teil landwirtschaftlicher Art.

× ×

Kurze Chronik DEM *Zentralverband deutscher Konsumvereine* erbrachte das Jahr 1904 einen Zuwachs von 75 Verbandsvereinen; er umfasst jetzt deren 758, das heisst zirka die Hälfte aller deutschen Konsumgenossenschaften. × Der Umsatz der *G. E. G.* hat im abgelaufenen Jahre ungefähr die Höhe von 33 Mill. M. gegen 26½ Mill. M. im Vorjahre erreicht. × Der Vorstand des Bäckerverbandes teilt mit, dass die mit den Bäckereibetriebe besitzenden Konsumvereinen geführten Verhandlungen zwecks Einführung der Bestimmungen des auf dem Genossenschaftstage 1904 beschlossenen Kollektivvertrages in 40 Fällen zur Annahme des Tarifes, in 2 Fällen zu einer Abschlagszahlung in dieser Richtung und nur in 4 Fällen nicht zu einer Verständigung geführt haben. Einige Genossenschaftsbäckereien haben noch laufende Verträge, die zunächst in Kraft bleiben. × Der allgemeine Konsumverein für Hagen i. W. hat die Einrichtung einer Sterbekasse beschlossen. Demnach hat in Zukunft jedes Mitglied, das seinen Anteil voll einbezahlt hat und für 300 M. Waren dem Verein entnommen hat, Anrecht auf ein Sterbegeld. × Eine kürzlich abgehaltene Konferenz der Südsektion des englischen Genossenschaftsbundes sprach sich für die Errichtung einer Versicherungszentrale, gebildet von den beiden Grosseinkaufsgesellschaften, unter Anlehnung an eine bereits bestehende genossenschaftliche Versicherungsgesellschaft aus. × Die Gründung eines Verbandes der Vorstandsmitglieder deutscher Konsumvereine steht in Aussicht. Die Dresdener Einkaufsvereinigung hat einen Statutenentwurf ausgearbeitet, den sie in der *Konsumgenossenschaftlichen Rundschau* den verschiedenen Unterverbandstagen und Einkaufvereinigungen zur Durchberatung empfiehlt. Die Gründung des Verbandes soll dann auf dem diesjährigen Genossenschaftstage in Stuttgart erfolgen. Dem Entwurf zufolge ist der Zweck des Verbandes die Wahrung der Berufsinteressen seiner Mitglieder durch Aufstellung von Anstellungsgrundsätzen und Geschäftsanweisungen, Einsetzung von Schiedsgerichten und Gewährung von Rechtsschutz. GERTRUD DAVID

Frauenbewegung

Ehrenamtliche Beschäftigung DIE Zahl der Frauen, die zu kommunalen und vereinlichen Ehrenämtern berufen werden, mehrt sich in erfreulicher Weise. So hat der Magistrat in Spandau, wo Frauen seit 2 Jahren in der städtischen Armen- und Waisenpflege stehen, den Bezirkswaisenräten 12 Frauen als Waisenpflegerinnen beigeordnet. Auch sollen sie zur Beaufsichtigung der Haltekinder verwandt werden, die bisher nur unter Aufsicht des Stadtarztes und der Polizei standen. Diese Massregel bedeutet zweifellos eine Verbesserung. Die Erfahrung hat aber längst bewiesen, dass die ehrenamtliche Beaufsichtigung der Kostkinder für sich allein nicht genügt. Man wird hier also einen Schritt weiter gehen und, wie dies bereits in einer Anzahl von Städten (Leipzig, Halle, Frankfurt a. M. etc.) der Fall ist, die ehrenamtliche Aufsicht durch beamtete Pflegerinnen ergänzen müssen. Auch in Düsseldorf haben sich 124 weibliche Vormünder so gut bewährt, dass Waisenrat und Vormundschaftsrichter den Wunsch äusserten, es möchten recht viele Frauen zur Vormundschaft bereit sein.

AN den Wahlen zur Ortskrankenkasse in Danzig beteiligten sich die weiblichen Mitglieder der selben in so grosser Zahl, dass es ihnen mühelos gelang, 6 Frauen in den aus 12 Mitgliedern bestehenden Vorstand zu bringen, wobei sie überdies aus Billigkeitsrücksichten auf zwei weitere in ihrer Hand liegende Mandate zu gunsten bewährter männlicher Mitglieder verzichteten.

× ×

Österreich DIE österreichische Frauenbewegung ist in allseitigem erfreulichem Fortschreiten begriffen. Der 1. österreichische Beamtinnentag, der am 26. und 27. November 1904 in Wien stattfand, beschloss die Bildung von Ortsgruppen, aber gemeinschaftliches, einheitliches Vorgehen als Reichsorganisation. Man erörterte Gehalts- und Urlaubsfragen, sowie allgemeine Arbeitsbedingungen. In wackerer Weise nahm man sich auch der Rechte der abwesenden Polizeimanipulantinnen an, die aus Furcht vor der Willkür ihres Vorstandes dem Tag ferngeblieben waren. Ziemlich zahm fiel dagegen die Protestversammlung gegen die schlechte Besoldung der Lehrerinnen und das neuerdings in Niederösterreich eingeführte Eheverbot für Lehrerinnen aus.

DIE gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation hat im letzten Jahre überraschende Fortschritte gemacht. Es gehörten Arbeiterinnen den Berufsgewerkschaften an:

Jahr	Zahl	Zunahme + oder Abnahme —	Von 1000 Organisierten waren weiblich
1899	5556		47
1901	5378	— 178	45
1902	5888	+ 510	43
1903	9519	+ 3631	61

Ausserdem sind noch 2544 in den allgemeinen Gewerkschaften und Bildungsvereinen organisiert, so dass im ganzen in Österreich 12063 Frauen modernen Arbeiterorganisationen angehören. Über 1000 Organisierte sind nur anzutreffen bei den Textilarbeiterinnen (2147) und den Tabakarbeiterinnen (2083). Von den zahlreichen Schneiderinnen sind nur 347 organisiert, daran tragen, just wie in Deutschland, die durch die Heimarbeit geschaffenen Schwierigkeiten die Hauptschuld. Die erfreuliche Zunahme, die das Jahr 1903 an organisierten Arbeiterinnen brachte, ist um so begrüssens- und anerkennenswerter, als in Österreich, dem Land der Frauenarbeit *par excellence*, die allgemeine Lage der arbeitenden Bevölkerung eine recht gedrückte ist und es hohen moralischen Mut und grosse Widerstandsfähigkeit bekundet, unter solchen Umständen für Organisation und allgemeine Angelegenheiten noch etwas übrig zu haben. Geradezu erschütternde Bilder vom Arbeiterelend entrollen die von der Wiener *Arbeiterinnenzeitung* veröffentlichten Arbeiterbudgets von Hauswebern, nach denen oft ganze Familien mit Jahreseinkommen zu wirtschaften haben, die im Minimum 235 und im Maximum 310 K. betragen. In einem Weberorte wurde denn auch seit 10 Jahren kein Weberssohn zum Militär genommen, in einem anderen von 125 Stellungspflichtigen 7 als tauglich befunden.

× ×

Sozialdemokratischer Preussentag AN dem sozialdemokratischen Preussentag haben sich die Genossinnen in reger Weise beteiligt. Besonders eingehend wurde von ihnen die Frage der Wohnungsreform und im Zusammenhang damit der Einfluss der Wohnungsverhältnisse auf die hohe Säuglingssterblichkeit im Proletariat, die Notwendigkeit der Anstellung weiblicher Wohnungsinspektoren etc. behandelt. In sachverständiger Weise beteiligten sie sich auch an den Debatten über die Schulfrage, die Einheitsschule, die Gemeinschaftserziehung der beiden Geschlechter und die missbräuchliche Verwendung der Schule zu Zwecken politischer Verhetzung. Ebenso wurde beleuchtet, in wie einschneidender Weise das bevorstehende Gesetz, betreffend den Kontraktbruch ländlicher Arbeiter, in das Leben der an und für sich schon ziemlich willenlosen ländlichen Arbeiterinnen und Dienstboten eingreift und wie notwendig es ist, mit aller Energie gegen diese erneute und verstärkte Rechtlosmachung, wie gegen eine Reihe eingewurzelter Missstände, insbesondere des Gesindewesens und der Arbeitsvermittelung, Front zu machen. Die von den Genossinnen eingebrachte Resolution, welche die volle politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts in Bezug auf das Wahl- und Vereinsrecht fordert, wurde einstimmig angenommen. Der Beschluss wird in Preussen leider auf absehbare Zeit ein platonischer bleiben.

× ×

Louise Michel † AM 10. Januar ist Louise Michel gestorben; sie hat diesmal die Schlussworte des Artikels von Jean Allemane im vorigen Heft dieser Zeitschrift (pag. 60) leider nicht wahr gemacht. Nun ist sie wirklich tot, die Märtyrerin der revolutionären Idee, die zugleich ein Vorbild edelster weiblicher Hilfsbereitschaft und selbstlosester Hingabe gewesen ist. Ihr ganzes Leben war eine unermüdliche Wanderung nach dem fernen Ziel der Freiheit und des Glückes alles dessen, was Menschenantlitz trägt, ein unabläs-

siger Kampf gegen Ungerechtigkeit und Gewalt. In den letzten Jahren war sie stiller geworden. Sie verstand wohl die langsame Opportunität des Heute nicht. Ihr Andenken wird leben, solange es eine Freiheit gibt und ein Ideal, wert, dafür zu kämpfen.

× ×

Kurze Chronik WIE schon in der Rubrik *Sozialpolitik* gemeldet, hat sich ein Bund für Mutterschutz gebildet, der Mutterasyle schaffen und sich der unehelichen Kinder und ihrer Mütter in sanitärer, rechtlicher und wirtschaftlicher Beziehung annehmen will. Dem Unternehmen ist reiches Gedeihen zu wünschen. × Unter 35 147 Wahlberechtigten, die bei Gelegenheit der Gemeindewahlen in Christiania ihre Stimmen abgaben, befanden sich etwa 15 000 Frauen. Die Anteilnahme der Frauen war reger, als je zuvor, und es kam vor, dass Frauen mit Kindern auf dem Arm zur Urne traten. × Auch an den amerikanischen Präsidentschaftswahlen haben sich in den das Frauenstimmrecht besitzenden Staaten die Frauen in hervorragender Weise beteiligt. In Denver (Colorado) stimmten von 32 000 weiblichen Wahlberechtigten 30 000 ab. In Wyoming rührte ein Drittel aller abgegebenen Stimmen von Frauen her.

× ×

Literatur EINEN wertvollen Beitrag zur Frage der gewerblichen Frauenarbeit liefert die Untersuchung über Frauen in der Buchherstellung und verwandten Gewerben: *Women in the printing trades*, herausgegeben von J. Ramsay Mac Donald /London, King & Son/. Neben einer eingehenden Würdigung des Wesens und der Unterschiedenheit der Frauenarbeit von der der Männer in Lithographie, Buchdruck, Buchbinderei, Kartonnage etc. bringt die Studie eine sorgliche Prüfung der Gründe, die sowohl die Arbeitsteilung, wie auch die selbst bei gleicher Leistung wesentlich geringere Entlohnung der Frau bewirken. Es sind die gleichen, wie bei uns: mangelhafte Vorbildung, Beruf als Durchgangsstadium zur Ehe, daher grössere Gleichgültigkeit und Abneigung gegen Organisation, feindseliges Verhalten der Männer etc. Ein reiches statistisches Material erläutert und ergänzt die textlichen Ausführungen. × Der *Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte* hat von Franz Schneider, einem Saulus, der zu einem Paulus wurde, die *Frauenfrage im Handelsgewerbe* behandeln lassen. Die Schrift ist eine Zusammenfassung der bekannten Gründe, die für die Eignung der Frau für das Handelsgewerbe und die Notwendigkeit ihrer Beschäftigung in dem selben sprechen und eine zustimmende Wiederholung all der Vorschläge, die in der Richtung der Erziehung, der Vorbildung und Organisation gemacht wurden, um die weibliche Angestellte aus einer lästigen Lohndrückerei und Konkurrentin in eine legale und angemessen bezahlte Mitbewerberin zu verwandeln. × Das 420 Seiten umfassende Buch *Mutterschaft und Mütter* von Adele Crepaz /Leipzig, Wigand/ ist eine recht geschickte und fleissige Auslese des reichen über Mütter und Mütterlichkeit in der Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker aufgehäuften Materials. Die Stellung des Weibes als Mutter, Mutterglück, Mutterliebe und Leid, wie sie in Sage, Geschichte und Poesie zum Ausdruck gelangen, werden in beredter und herzenswarmer Weise dargestellt. Die mit unterlaufende etwas stark betonte Frömmigkeit — »Und eine Mutter könnte ihr Kind ohne die siegende Macht des Glaubens erziehen?« — stört nicht, denn sie kommt von Herzen. Manch gutes und beherzigenswertes Wort wird in dem trefflichen Kapitel über den *Einfluss der Mutter* gesagt. Hier erweist sich die Verfasserin als eine feinfühlige Pädagogin, der ein Minimum von Erziehung ein Maximum an Weisheit bedeutet, der ein rechtes, schönes Vertrauensverhältnis die einzig zulässige Basis der Erziehung ist und die das Kind nicht zu einem gehorsamen Sklaven, sondern zu einer selbständig denkenden, fühlenden Persönlichkeit erziehen will. HENRIETTE FÜRTH

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften

Statistik GIBT die Berufsstatistik ein wirkliches treues Bild von dem Aufbau der heutigen Gesellschaft? Nach Dr. Walter Claassen breitet sie ein tiefes Dunkel über einen sehr wichtigen Teil des sozialen Lebens. Claassen setzt daher sein kritisches Messer an die deutsche Berufszählung. Er widmet dieser Zählung eine Studie *Die soziale Berufsgliederung des deutschen Volkes nach Nahrungs-*

quellen und Familien (*Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen*, XX. Bd., 1. Heft) /Leipzig, Duncker & Humblot/. Die Statistik reisst die erwerbstätigen Personen aus dem Familienverbande, dem sie sozial eingegliedert sind, heraus. Söhne von Fabrikanten, selbständigen Landwirten, Handwerksmeistern, die nur für eine kurze Gehilfen- oder Gesellenzeit Lohnempfänger sind und mit ihren Familien durch Erziehung, Lebensweise, Lebensansprüche völlig verwachsen sind, erscheinen in der Statistik als dauernde Angehörige des Lohnarbeiterstandes. In einem bestimmten Stadium ihrer beruflichen Entwickelung sind fast alle Angehörigen der höheren sozialen Klassen Lohnempfänger, Unselbständige. In der Tat wurzeln aber diese Lohnempfänger völlig in der sozialen Klasse ihrer Herkunft, ihrer Familie.

DIE Berufsstatistik bemüht sich, die wirtschaftliche Tragfähigkeit der Selbständigen festzustellen. Jeder Erwerbstätige gilt als Ernährer. Es werden die Selbständigen der einzelnen Berufe gezählt, und an der Zahl der erwerbslosen Familienangehörigen, die sie ernähren, wird der Grad ihrer wirtschaftlichen Tragfähigkeit gemessen. Das gleiche Verfahren wird bei der Erfassung der Tragfähigkeit der Unselbständigen angewandt. Es werden zum Beispiel die Familienangehörigen der unselbständigen Tischler gezählt, und die Zahl der Familienangehörigen wird mit der Gesamtzahl der unselbständigen Tischler verglichen. Es heisst dann, ein unselbständiger Tischler ernährt 2,2 oder 2,3 etc. Personen. Die wirtschaftliche Tragfähigkeit des unselbständigen Tischlers ist damit festgestellt. Die Söhne der höheren Klassen, insofern sie bei der Zählung unselbständig sind, werden als unselbständig gezählt und gelten dann als Ernährer der Familien Unselbständiger. Die gänzliche Ignorierung des Begriffs *Familie* führt nach Claassen zu einer Einordnung vorübergehend Unselbständiger in die Klasse der dauernd Unselbständigen und zu ihrer Rubrizierung als Ernährer der Familienangehörigen Unselbständiger. Das wirkliche Bild der sozialen Gliederung des Volkes wird dadurch verschoben.

IN der Statistik wird die grosse Gruppe der erwerbstätigen Frauen, die in den Betrieben ihrer Ehemänner arbeiten, aber keinen Lohn beziehen, vielfach nicht mitgezählt. Diese Gruppe erwerbstätiger Frauen ist besonders zahlreich in der Landwirtschaft vertreten. Die österreichische Statistik, die richtig die Beschäftigung nicht den Lohnerwerb der Frauen zu erfassen sucht, führt in der Landwirtschaft nahezu gleiche Prozentsätze erwerbstätiger Männer und Frauen auf, nämlich 64,7% erwerbstätiger Männer und 62,3% erwerbstätiger Frauen. Der Reichsstatistik, die ebenfalls die im Nebenerwerb Erwerbstätigen feststellen will, entgleiten grosse Gruppen von Erwerbstätigen. Dr. Claassen opponiert dann gegen die in der Statistik noch herrschende Vorstellung: Hauswirtschaft sei keine Arbeit.

IM Fortlauf seiner kritischen Studie sucht Claassen die Bevölkerung nach Familien auf Grund der amtlichen Berufsstatistik zu gliedern, und er kommt zu folgendem Resultat: 46,56% der Bevölkerung betragen die Familien der Selbständigen, 8,27% die Familien der Angestellten, 45,19% die Familien der Arbeiter. Wir können hier nicht näher auf die Rechnungsmethoden Dr. Claassens und auf die Resultate, zu denen er durch diese Methode gelangte, eingehen. Für uns handelte es sich nur um eine Weiterverbreitung von wertvollen Anregungen, die Claassen in seiner Arbeit gegeben hat. Claassen macht sehr wichtige Vorschläge zur Erweiterung der Berufszählungsfragen, auf die wir hier leider wegen Raummangels nicht eingehen können.

× ×

Entwickelungstendenzen

ES sind schon wiederholt Befürchtungen laut geworden, dass die unqualifizierte Arbeit alle Gebiete der industriellen Arbeit überschwemmen werde. In den Jugendjahren des industriellen Kapitalismus fluteten riesige Massen ungeschulter kindlicher und weiblicher Arbeitskräfte in die entstehenden Fabrikstädte hinein. Andrew Ure charakterisierte die Fabrik seiner Zeit als einen aus verschiedenen mechanischen und verstandesbegabten Organen zusammengesetzten ungeheuren Automaten. Diese Definition der Fabrik, vollkommen zutreffend für ihre Zeit, ist jetzt veraltet, sie bestimmt nur den noch unvollkommenen, von der Einschaltung vernunftbegabter Organe abhängigen Automaten. Die Marxsche Fabrik, gegründet auf der Ureschen Definition eines Automaten, dessen Funktionen an die Arbeit vernunftbegabter Wesen geknüpft sind, ist nach Hanns Deutsch die ***unvollkommene Fabrik***. Die vollkommene automatische Fabrik

erfordert nur das Einleiten und Abbrechen des Produktionsprozesses durch den Menschen. »Zur Ingangsetzung und Stillsetzung ganzer Maschinen- oder Apparatensysteme«, so betont Hanns Deutsch in seiner Schrift *Qualifizierte Arbeit und Kapitalismus* /Wien, Rosner/, »sind maschinelle Kenntnisse allgemeiner Natur nötig, also hochqualifizierte Arbeit.« Jede Beseitigung der Störung des automatischen Prozesses setzt ferner umfassende technologische Kenntnisse und Erfahrungen voraus. »Für minderqualifizierte Arbeit, für Arbeit von Greisen, Weibern und Kindern ist in seinem Rahmen keine Verwendung.« Die Druckmaschine zu Marx' Zeit bedurfte eines Maschinenaufsehers und eines Maschinenjungen, »der Maschinenaufseher ist geblieben, der Maschinenjunge ward seither überflüssig«. Marx sah bereits, dass die Dienste der blossen Handlanger zum Teil ersetzt seien. Der vervollkommnete automatische Prozess führt zu einer Steigerung der Produktivkraft der Arbeit. Die Ausdehnung der vervollkommneten automatischen Fabrik muss naturgemäss eine gründliche Änderung in der Stellung des Arbeiters in der Gesellschaft in die Wege leiten. Der Kapitalist kann seinen Profit nicht mehr durch Entwertung der Arbeitskräfte, durch Einstellung minderwertiger, ungeschulter Arbeiter in die Höhe schrauben. Er muss überdies den Produktionsmechanismus ständig erweitern. Der Produktionsmechanismus gibt aber nur seine eigenen Werte an seine Erzeugnisse, an seine Produkte ab. In dem vervollkommneten automatischen Fabriksystem liegt eine die soziale Stellung des Arbeiters hebende Tendenz. Dieser Schluss scheint sich uns notwendig aus den Darlegungen Deutsch' zu ergeben. Deutsch tritt diesem Schlusse mit der Bemerkung entgegen, grosse Schwierigkeiten würden sich in der heutigen Wirtschaftsform der Einführung automatischer Produktionsprozesse entgegenwerfen. Er führt dem Sinne nach aus: Der vervollkommnete automatische Prozess ist mit einer Erhöhung der Qualifikation der Arbeit, einer Steigerung der Produktivkraft verknüpft. Unter der Herrschaft der Manufaktur und der unvollkommenen Fabrik konnten sich vollkommnere Formen des Arbeitsprozesses durchsetzen, ohne dass sich die Produktivkraft der Arbeiter steigerte, weil die Manufaktur und die unvollkommene Fabrik auch Profite durch eine Entwertung der notwendigen Arbeitskräfte — zum Beispiel durch die Einführung minderwertiger Arbeitskräfte — entstehen lassen. »Diese Möglichkeit fehlt hier, es ist sogar noch nicht allgemein gültig, dass die Fabrik die früheren Betriebsformen besiegen muss, wenn sie wirklich produktiver ist. Erstens hat die Fabrik, so wie wir es vom unvollkommenen Automaten sahen, die Tendenz, das fixe Kapital zu erhöhen, zweitens aber muss die gesteigerte Produktivität auch den Verlust zu überwinden im stande sein, der durch die Notwendigkeit höherwertiger Arbeitskräfte dem Kapital zugefügt wird. Daraus folgt, dass unter unserer Wirtschaftsform der Einführung völlig automatischer Produktionsprozesse weit grössere Schwierigkeiten gegenüberstehen, als der jeder anderen Form dieses Prozesses.«

DIE Arbeit von Hanns Deutsch hat entschieden das Verdienst, die sehr wichtigen Fragen in die wissenschaftliche Diskussion hineingeworfen zu haben: erweitert sich die Sphäre der qualifizierten Arbeit im Produktionsprozess und ändert sich die soziale Stellung des Arbeiters?

× ×

Soziale Ethik DURCH die eindrucksvoll geschriebene Arbeit des Licentiaten G. Traub *Ethik und Kapitalismus* /Heilbronn, Salzer/ weht der frische Luftzug unseres sozialen Zeitalters. Den väterlich bevormundenden, sich in sogenannten *Wohltaten* auslebenden Geist des Patriarchalismus weist G. Traub weit von sich. »Zwischen Ständen, Berufen, Klassen gibt es keine Wohltaten, sondern Rechte. .... Es gilt nun die neuerwachsenen Kräfte mit den Wirtschaftsformen zu verbinden und das volkswirtschaftlich konstitutionelle Regiment grundsätzlich an Stelle des absolutistischen und und patriarchalischen zu setzen.« Die Zeichen der Zeit richtig deutend, schreibt einmal Traub: »Alle Entwickelung drängt zu kollektivistischen Gebilden.« Die Vorstellung von dem Wechsel der sittlichen Gedanken akzeptiert Traub vollständig. Aber mögen die sittlichen Ideen auch gewechselt haben, zu jeder Zeit sind Postulate für das moralische Handeln aufgestellt worden und haben als Normen für die moralische Bewertung der menschlichen Handlungen gedient. Die materialistische Geschichtsauffassung kann die Veränderungen in der sittlichen Ideenwelt erklären, in das Wesen, den Charak-

ter des Sittlichen dringt sie nach Traub nicht. »Warum die verschiedenen Schichten der Bevölkerung und die auseinanderliegenden Zeitperioden sich immer sittlicher Vorstellungen bedienen — einerlei zu welchem Zweck —, warum sie sich nicht an ihren tatsächlichen Machtverhältnissen genügen lassen, sondern dieselben in diese scheinbar überflüssigen Formen von Recht und Gerechtigkeit kleiden, warum sie sich mit den Begriffen von *gut* und *böse* überhaupt noch abgeben, wenn sie in denselben nur Licht- und Schattenreflexe ökonomischer Produktionsbedingungen erkannt haben: das alles wird desto rätselhafter, je mehr man diese Erklärungsmethode innerhalb ihrer Grenzen benutzt.« Die Eigenschaft des Menschen, sittliche Normen aufzustellen und menschliche Handlungen nach ihnen zu bewerten, ist ebensowenig ableitbar, wie der wirtschaftliche Erhaltungstrieb und der Drang nach Kunstbetätigung. Diese Eigenschaften sind eben gegeben; sie sind ursprünglich. Der primitive darbende Mensch, anstatt für seine drängenden Bedürfnisse wirtschaftlich zu sorgen, bemalte die Höhlenwände und opferte sich schweigend für seine Sippe. Bestimmte Triebe im Menschen sind ebensowenig zu erklären, wie die Naturkräfte. In der Arbeit Traubs erweckt manche seiner Ansichten unseren schärfsten Widerspruch, aber sie regen uns immer zu einem vertieften Nachdenken über ethische Probleme an. Traub wird stark von Stammler beeinflusst, und von Stammler können wir Sozialisten noch viel lernen.

× ×

Kurze Chronik *DAS Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung* von Professor Anton Menger /Stuttgart, Cotta/ ist in 3. verbesserter Auflage erschienen. Gegenüber einer vermeintlichen Überschätzung von Marx und Rodbertus wollte Menger die Verdienste der englischen und französischen Vorgänger der beiden grossen Sozialisten wieder zu Ehren bringen. Thompson ist nach der Ansicht Mengers der eigentliche Vater der Ideen von Marx, namentlich seiner Theorie vom Mehrwert. Ein fundamentaler Unterschied besteht nun zwischen dem Sozialismus von Thompson und dem von Marx. Die sozialistische Gesellschaftsordnung ist bei Thompson eine sein sollende ideale Gesellschaftsordnung — Thompson stellt bestimmte rechtliche Grundsätze auf, nach denen die Menschen die Rechtsordnung umgestalten sollen —, die sozialistische Gesellschaftsordnung ist bei Marx eine einfache Wiederspiegelung einer objektiven, sich in der greifbaren Gestaltung der Produktionsverhältnisse aussprechenden Ordnung. Bei Thompson liegt die treibende Kraft des Sozialismus in den bewusst wollenden, bestimmte rechtliche Grundsätze verwirklichenden Menschen, bei Marx in den äusseren Dingen, in dem wirklichen Sein, in den sich kollektivistisch umformenden Produktionsmitteln. Über diesen scharfen Gegensatz zwischen den Anschauungen von Thompson und Marx ist Menger einfach hinweggegangen.

× ×

Literatur DER *Lassalle* von Hermann Oncken /Stuttgart, Frommann/ ist eine geistvolle, zutreffende Charakterstudie des grossen Agitators und eine lebendige, wahrheitatmende Darstellung des Lassalleanischen Systems. In die Eigenart der Lassalleschen Gedankenarbeit dringt folgender Ausspruch Hermann Onckens über den *Bastiat-Schulze* Lassalles tief ein: »Und dann liegt, wie immer, der eigentliche Wert aller theoretischen Arbeit Lassalles darin, dass sie kraft der dialektischen Energie ihres Vortrags die Menschen zur Annahme neuer Erkenntnisse zwingt, dass sie politische, fortwirkende Tat ist.« × In den wesentlichsten Punkten stimmt Eduard Bernsteins Auffassung der Persönlichkeit Lassalles mit der Onckens überein. Wer die Vorrede Bernsteins zu seiner Gesamtausgabe der Reden und Schriften Lassalles mit seiner jetzigen Arbeit *Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Arbeiterklasse* /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/ vergleicht, sieht sofort, wie sich die sozialpolitischen Anschauungen Bernsteins seit der Abfassung dieser Vorrede vertieft haben. Den nach klarer Erkenntnis der Grundlagen des Sozialismus ringenden sozialdemokratischen Arbeitern kann die Bernsteinsche Arbeit zum Studium warm empfohlen werden.

PAUL KAMPFFMEYER

KUNST

Bildende Kunst

Graphik DAS weibliche Bildnis in der graphischen Kunst ist der Gegenstand der gegenwärtigen Ausstellung im Berliner Kupferstichkabinett. Man verfolgt die Ent-

wickelung durch fünf Jahrhunderte. Mit dem Umrissstich eines unbenannten Florentiners aus der Mitte des XV. Jahrhunderts beginnend, finden sich in der frühen Zeit nur spärliche Beispiele. Es fehlen gänzlich die bekannteren Kupferstecher der deutschen Renaissance, und von den Holzschnittzeichnern ist nur Lucas Cranach durch zwei illustrierte Bücher vertreten, in denen fürstliche Personen, darunter auch Frauen, porträtiert sind. Wenige Einzelblätter kommen in Deutschland im XV. und XVI. Jahrhundert vor. Häufiger wird das Frauenbildnis in Holland und Belgien im XVI. und XVII. Jahrhundert, besonders, als die Gemälde der Rubens und van Dyck den grossen dekorativen Typus des Porträts geschaffen hatten. Der Kupferstich wurde zu einer reproduzierenden Technik und musste darum zur Wiedergabe weit ausgedehnter Dunkelheitsabstufungen ausgebildet werden. Zugleich begannen die begleitenden Details, die Kleider und Vorhangstoffe, sowie der Schmuck wichtig zu werden. Die Goltzius, Wierix, Suyderhoef und Pontius spielten ihre Rolle. Der französische Kupferstich bevorzugte vielfach die Köpfe in Lebensgrösse, wendete aber auch der ganzen Figur mit umgebendem Raum eine höchst virtuose Technik zu, welche das Vorbild für deutsche Stecher wie Georg Friedrich Schmidt /1712 bis 1775/ wurde, der freilich mehr der Plastik und Klarheit der Erscheinung, als dem Malerischen gerecht wurde. Dass er über den technischen Schwierigkeiten den individuellen Ausdruck leicht versäumte, ist ein Übelstand, den seine Blätter mit vielen französischen dieser Zeit teilen. Leichter malerisch wirkende Mittel, die zugleich die rein künstlerischen Absichten des Porträts unmittelbarer zur Geltung kommen liessen, musste man suchen. Sie fanden sich in der Radierung und in der Schabmanier. Nicht häufig für das Frauenbildnis hat Rembrandt die Radiernadel geführt. Wo es geschah (Bild der Mutter und Saskias) war es im ausgesprochenen Gegensatz zu dem gleichzeitigen repräsentativen Porträt in einem Sinne, der für das moderne graphische Bildnis vorbildlich war. Die Äusserlichkeiten werden beiseite gelassen und das Leben im Ausdruck des Kopfes konzentriert. Die Schabmanier erfand — auch zur Zeit Rembrandts — ein Deutscher, Ludwig von Siegen, wenn er auch den malerischen Stil dieser Technik in seinen eigenen Blättern nur unvollkommen zum Ausdruck brachte. Ihr Vorzug ist die Möglichkeit, den weichen Zusammenschluss aller Schattenabstufungen aus der Entstehungsweise heraus zu entwickeln. Ihre Glanzzeit erlebte die Schabkunst durch die Engländer im späteren XVIII. bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts hinein, wo Watson. John Raphael Smith und Dickinson alle Grazien der Gemälde Reynolds ins Schwarz und Weiss übertrugen. Gleichzeitig aber hatte sich in Frankreich der farbige Kupferdruck entwickelt, nachdem die ersten Versuche wieder von einem Deutschen — er führte allerdings den Namen Leblond und arbeitete während des grösseren Teils seines Lebens im Ausland — gemacht worden waren. Wieder wurde die Technik von den Franzosen zu einem Grade der Virtuosität gebracht, der die Resultate zuweilen als etwas anderes, denn als gedruckte Blätter erscheinen lässt. Das Porträt der Marie Antoinette von Janinet könnte man für eine höchst flüssige Deckfarbenmalerei halten, so vielfach sind durch Überdruck die Farben von den verschiedenen Platten auf dem Papier gemischt und weich verbunden. Die Engländer übernahmen die Idee des Farbendrucks, aber nicht sein Prinzip, indem sie sich nur einer einzigen Platte bedienten, auf der die verschiedenen — meist wenigen — Farben gleichzeitig aufgetragen und dann abgedruckt wurden. Hauptsächlich berühmt war der englische Punktierstich, der durch ein besonderes Instrument statt mit fortlaufenden Linien durch Folgen feiner Punkte die Modellierungen bewirkte. In Bezug auf Formgebung und Charakteristik ist diese Technik meist flau und temperamentlos. Der Holzschnitt, der als Frauenbildnis wenig vertreten war, lebte im XIX. Jahrhundert wieder auf und wurde schon durch Gubitz /1786 bis 1870/ (Porträt der Oberhofmeisterin Gräfin Voss) als Farbendruck behandelt. Neuerdings hat er in Amerika immer mehr den Charakter des Tonschnitts angenommen. Das vorige Jahrhundert brachte dann die Lithographie, aber diese vielfach, besonders in Deutschland, als eine sehr verflachende Menschendarstellung. Man nannte das damals *idealisieren*. Franz Krüger in Berlin und später Joseph Kriehuber in Wien pflegten ihrerseits einen sehr frischen Realismus. Otto Greiner und Hans Olde vertreten in der Ausstellung die modernste Verwendung des Steindrucks für das Por-

trät, der erste in Form von Kreidezeichnung, der zweite in Pinselmanier. Sonst ist auch heute der Kupferdruck im Porträt vorherrschend, soweit dies überhaupt Gegenstand der Graphik ist. Stauffer-Bern hat es als Stich, Peter Halm als Radierung behandelt. Die weichsten Wirkungen mit ganz diskreten Tönen hat Ferdinand Gaillard-Paris /1843 bis 1887/ dem Kupferstich in dem Bildnis einer Nonne abgewonnen. Wie mir scheint, ist niemals in der graphischen Kunst der Unterschied ganz heller Körperoberflächen (ein helles Gesicht, von Leinenhaube und Kragen umgeben, vor weissem Hintergrund) so vollkommen ausgedrückt, noch sind mit dem Stichel der Metallplatte so weiche, lichte Schattentöne entlockt worden, die nur gehoben werden durch die dunklen weichumrandeten Augen und das mit schneidigen feinen Parallellinien ohne übertriebene Tontiefe angedeutete Schwarz des Kleides.

× ×

Kurze Chronik EINE Sammlung neuer Bilder von Edvard Munch zeigte der Salon Cassirer. Nicht den früheren Seelenschilderer Munch, noch auch die dekorativen Versuche, die den Norweger neuerdings beschäftigten, sondern Porträts und Figurenstudien, die mit einem summarischen Verfahren das allgemeinste einer Erscheinung sehr schlagend hinstellen.

ANNA PLEHN

Dichtkunst

Lyrisches DER brodelnde Student Goethe in Leipzig hatte noch den Kopf voll von den Venusliedern, die zum Ausgang des XVII. Jahrhunderts gelispelt und auch wohl gegrunzt wurden. Seine Lüderjahne in *Auerbachs Keller* saufen und singen, wie's im und nach dem dreissigjährigen Kriege die Manier war. Ein ganzes, langes Epos vom rauhbeinigsten Sumpfleben der Studenten besitzen wir im *Renommisten*, der noch heute, wenn auch mit einigem Grauen, recht lesbar ist. Hermann Lingg und Ricarda Huch haben ab und zu das Dynamische der Zeit in klirrende Verse verdichtet. Dem später kommenden Schlaffen, Geschnörkelten tänzeln im leichten Essay Franz Blei nach und als schnäbelnder, sentimentaler Poet der Mähre Richard Schankal. Von all denen ein Tropfen findet sich in *Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigten, sämbtlichen Fress-, Sauff- und Venusliedern benebst angehänckten auffrichtigen und reuemühtigsten Bussthränen* /München, Piper/, die Arno Holz gedichtet hat. Gedichtet? Es ist das eine Frage, die man sehr schwierig beantworten kann. Der dickleibige Oktavband birgt zum guten Teil eiskalt, antiquarische Arbeit. Gerad, wo es im Prassen und Prahlen am frechsten und frivolsten zugeht, wo der hundert Liebsten sehr fleischliche Reize am deutlichsten lobpreist werden, hat Dafnis sein lüsternes Hirn am wenigsten überhitzt. Es ist bitterbös, dass Arno Holz nach allem, was er so grundehrlich gesucht hat, nun an die unfruchtbarste aller deutschen Lyrik sich verlor, an die kostümierte, auf Bramarbasstelzen oder morsch gewordenen Krücken hintrottende. Ein Monolog ist das Buch, den ein verlotterter Theologe auf seinem Lebensweg stammelt. Erst ist keine Schürze vor ihm sicher mit allem, was darunter ist. Hernach, wenn's ihm recht kurzatmig zu Mute wird, benutzt er das bisschen Rest von Greisenluft, um ein reuiger Betbruder zu werden. Erst Hure, dann Betschwester, ruft Hauff in seiner *Controverspredigt* zum *Mann im Monde*. Das girrende Dämchen ist zum Saufsack und Erzlöffler geworden. Hohle Reime und sehr abgenutzte Eigenschaftswörter werden gerechtfertigt als Nachschrift des von Opitz und der um und nach ihm Gegebenen. Die allerpersönlichste, lyrische Form für ein archäologisches Experiment aber zu gebrauchen, geht grausam gegen das Gemüt. Was nützt der Verstand? Was nützt die Akrobatentüchtigkeit im Handhaben stumpfer und klingender Reime? Die Seele bleibt dürr, dürrer noch, als beim Virtuosenstück vom Schulmeister *Traumulus*, das Arno Holz zusammen mit dem Advokaten Jerschke — dichtete? — —

× ×

Romane EIN Volk, das nach Belieben durch die Luft gondeln kann, weil ihm schon der Bau eines lenkbaren Luftschiffes gelang, wohnt in Utopia, dessen Hauptstadt Ulaleipu genannt wird. In Utopia heisst man die Juristen Tambourmajors. Der Kaiser von Utopia streikt und will Oberbürgermeister von Schilda werden. Das führt er durch. Aber da er gern hinter das Leben kommen möchte, setzt er über Schilda einen Amtsvertreter und macht sich auf allerhand Luftreisen. Sein

Reich geht jedoch hierbei verdammt in die Brüche. Von einer Art Pest, durch die die Menschen in Sternschnuppen und schimmerndes Nichts sich auflösen, wird das Land befallen. Die Gelehrten denken mit göttlich verschärften Sinnen über das Unheil, sind jedoch machtlos. Nur der Kaiser übersteht die Seuche mit nicht vielen glücklichen Untertanen. Der Kaiser ist ein schöner Mann in mittleren Jahren, aber als Symbol der Ewigkeit hängt ihm bei öffentlichen Auftritten ein wallender Schneebart ums Kinn. In Utopia und dem eine Zeitlang durch geheime Personalunion ihm verbrüderten Schilda gibt's tausend architektonische Wunder und dekorative Gruseligkeiten, Häuser, die ganz dreieckig gebaut wurden, amerikanisch luxuriöse Bibliotheken auf vereinsamten Leuchttürmen. Dann treiben sich in den beiden Fabelparadiesen herum Bürgermeister, die im Privatleben Pantoffelhelden sind, Genies der Erfindung und des Schachers, sehr komische Minister, die immer einen Baldachin aus Pfauenfedern ausdehnen, unter denen ihr Herrscher hinschreitet. Noch mancherlei Unglaubliches ist in Utopia eingebürgert. Der diesen Phantasiekrimskrams auftischt, ist Paul Scheerbart (*Der Kaiser von Utopia, ein Volksroman* /Gross Lichterfelde, Eisselt/). Hätte der Buchhändler ihm noch mehr Raum gelassen, um viele, viele Seiten hätte Scheerbart so weiter sich tummeln können. Nachdem Scheerbart lange als eigener Poet sich nicht hatte durchsetzen können, hätschelt ihn jetzt ein kleiner Kreis unbedingter Anbeter. Der gerechte Mann jedoch muss ihm ins Gewissen reden, dass er auch im ungezügeltsten Märchenlügen nie mehr so unbesorgt nüchtern und breit erzählt: so eine hartkernige Unmöglichkeit mundet, aber ein Märchen, das durch geblähte Umständlichkeit sich fortschleppt, bietet keine Freude.

AUS den Sternen ins arme Leben steigen all die folgenden Schriftsteller, die das unerschöpfliche Thema von der Erziehung zum Weltmenschen angriffen. Aber das, was sie unter Leben verstehen, ist eine Aufzählung der kärglichen Begebenheiten, die der Alltag hinaufbringt. Die Spiele des Gemütes sagen ihnen wenig. — Oskar A. H. Schmitz (*Lothar* /Stuttgart, Juncker/) erzählt die Knabengeschichte eines, der zum bleichsüchtigen Ästheten wahrscheinlich geboren ward. Die Wurzeln solches Flackerdaseins sollen entblösst werden. Das Vaterhaus des Knaben ist wohlhabend und sauber. Merkwürdige Dienstboten halten es in Ordnung. Des Knaben Blut ist von einer jüdischen Mischung durchsetzt. Die Schule hasst er als ein bösartiges Hindernis im Träumen und friedvollen Dämmern. Alles rein Leibliche reizt ihn zum Ekel. Zu viel Pädagogik und Überlegung wurde auf das Buch verwandt. Hermann Bang weiss solche Stoffe mit zagen, zarten Fingern zu schmelzen. Schmitz schrieb mit Kultur und Klugheit, aber fast ohne jegliche Wärme des Herzens. Und solche Schöpfungen sind als Dichtwerke selten wertvoll.

FREILICH, auch das Sieden allein schafft nicht die Dichtung. Sonst wäre auch Hermann Jaques ein Begnadeter. Er hat sich im *Kreuz des Juden* /Dresden, Reissner/ viel Brennendes von der Leber zu reden. Israel Zangwill und Jacob Wassermann von den Neuesten, Franzos, Kompert und der Fürst Wrede haben schon all die blutigen Holzsplitter geschichtet, die zum *Kreuz des Juden* zusammenwuchsen. Jaques (ein Pseudonym?) ist weder Dichter, noch ein guter Plauderer im Feuilletonstil. Die faustdicke Tendenz zum Anfang des Romans wird jedoch langsam menschlich erregender. Der Sohn eines jüdischen Schweinezüchters wird märkischer Feudalherr, adlig, Freund des Hofes und eine Hoffnung der Krone. Als er ein blondes Schlossfräulein gerad' erringen darf, reisst ihn ein nachlässig bewachter Brief aus den Traumhimmeln in die verantwortungsvolle Bahn der nach Lebensechtheit Ringenden.

× ×

Kurze Chronik *TRÄUME der Mitsommernacht* /Jena, Diederichs/ nennt Julius Hart sein jüngstes Buch. Nachdem er in Johannisnächten mit weit aufgerissenen Augen der Welt Herrlichkeit in sich gesogen hat, reisst seine überschäumende Phantasie alle Grenzen der geklärten Einsicht nieder. Er gefällt sich im Würfelspiel mit den Philosophemen aus Ost und West, aus denen er das leuchtende Ewige gewinnen will, und hebt sich im jauchzenden Stolz auf, als er glaubt, im Wandel das Ende aller Geheimnisse empfunden zu haben. Beim Traumtaumel des Erschauerns kommen ihm die Worte *Natur, Geist, Seele, Vernunft, Energie, Sein* und alles im Weltenlauf Durchgrübelte als Gestammel über die Lippen.

Voll schummeriger Ahnungen sieht er die Kunst als höchstes Seligkeitsziel. All dies tastende Ringen ist ihm der Weg zu »einer besseren Ästhetik des Lebens«. Von Gesichten wird Hart angestrahlt, die sehr Begabten allein sich enthüllen. Nur fürchte ich, seine Träume sind arg koboldisch. Sie äffen ihn manchmal selber. Und im verschwiegensten Inneren ist der Träumer mehr in Bängnis, als beglückt. × Der Verlag von Eugen Diederichs hat von Friedrich von der Leyen aus Herders philosophischen und historischen Schriften und aus dem eigensinnigen Aphorismenvorrat Friedrich Schlegels sehr schöne Breviere herstellen lassen. Was der Herausgeber in den Einleitungen Orientierendes sagt, ist trotz seiner Knappheit sehr belehrend. × Der Katalog des gleichen Verlages verdient durch Ausstattung und kluge Anordnung lobende Aufmerksamkeit.

× ×

Literatur VON Zeit zu Zeit werden ästhetische Bücher geschrieben von Verfassern, die rein analytische Monographieen über den absoluten Kunstwert hochverehrter Poeten schaffen wollten. Solche Arbeit ist O. E. Lessings Werk *Grillparzer und das neue Drama* /München, Piper & Co./. Lessing, ein Deutschamerikaner, will Grillparzer nicht gerade als einen auch nach dem Tode noch Vernachlässigten retten, er nimmt ihn jedoch nachdrücklichst in Schutz gegen Kritiker wie Bartels, dem der Österreicher ein halber Dorn im Auge war. Als Schüler Sauers ist Lessing mit seinem Dichter besonders gut vertraut. Eine ausführliche Rezension verbietet sich an dieser Stelle. Nur einige Bemerkungen. Der Verfasser schneidet von neuem die Erwägung an, ob Hebbel in der *Agnes Bernauer* und Grillparzer in der *Jüdin von Toledo* rein dichterisch befugt waren, die tragische Gerechtigkeit der kalten Staatsraison zu opfern. Sein Für und Wider scheint durchaus nicht stichhaltig, und man wird wohl auch trotz seiner Verteidigung diese beiden Dichterentgleisungen weiter tadeln müssen. In einem prinzipiellen Abschnitt beschäftigt sich Lessing mit dem Drama der Gegenwart und Zukunft. Hauptmann soll von Anfang an alles nicht besessen haben, »was zum bedeutenden Dramatiker nötig war: Originalität, Temperament, höhere Intelligenz und philosophischen Tiefblick«. Arno Holz wird sehr gepriesen, weil er den neuen dramatischen Stil in Tat und Gedanken fand, dem Suchen Hanns von Gumppenbergs wird eine befruchtende Kraft beigemessen. Mit dem vor vier Jahren erschienenen Buch des verstorbenen Julius Behrendt *Schiller-Wagner* möchte ich Lessings Schrift vergleichen. Sie enthält manches Geistreiche, als Ganzes aber ist sie ungerecht und nicht fördernd.

MAX HOCHDORF

DIVERSA

Bücher

Schmitt: ***Der Idealstaat*** *DER Idealstaat* von Dr. Eugen Heinrich Schmitt /Berlin, Räde/ kann zunächst als eine nützliche, vielen willkommene Arbeit bezeichnet werden, insofern es die lange Reihe der Staatsutopieen, von Platos *Politeia* beginnend bis zu Henry Georges Erlösungsidee in übersichtlicher Kürze darstellt. Der Verfasser lässt sich dabei leiten von der Grundauffassung, dass der Fortschritt in der Ausgestaltung des Gesamtheitslebens in den Tiefen der Intellektualwelt wurzelt; »dass der Einfluss, den gegebene materielle Lebensverhältnisse auf die kulturellen Willensregungen ausüben, in seinem besonderen Charakter bedingt ist von der Bedeutung, die der Mensch sich selbst, seinen Mitmenschen und den Dingen in dieser ganz allgemeinen Beziehung zuschreibt, das heisst also von der jeweiligen Weltanschauung abhängt«. Von diesem Standpunkt aus übt er Kritik an der Marx-Engelsschen Geschichtstheorie, die in den Wandlungen innerhalb der ökonomischen Basis die treibenden Kräfte der geschichtlichen Entwickelung sieht. Ich gebe ihm dabei insoweit recht, als Marx-Engels dem vor jeder ökonomischen Errungenschaft einhergehenden psychologischen Moment der Unzufriedenheit mit dem Alten und der daraus entspringenden intellektuellen Konstruktion des Besseren durch voranschreitende, ihr Milieu überragende Persönlichkeiten vernachlässigten und dadurch zu einer *materialistischen Geschichtsauffassung* verleiteten, die dem Hebel der ökonomischen Verhältnisse eine autonome Bewegungskraft beimass, während er doch nur das notwendige Übertragungsinstrument persönlich erzeugter Intellektualpotenzen auf die Masse darstellt. Dass aber ohne diesen ökonomischen Hebel keine höhere Welt-

anschauung, kein neues Staats- und Lebensideal Massenkraft gewinnen kann, das scheint Schmitt zu verkennen. Sonst würde er das Nützliche in der Wirksamkeit der Sozialdemokratie nicht bloss in der *materialistischen* Wegräumung der alten überlebten Ideologie, sondern auch in der Wegräumung überlebter politisch-ökonomischer Verhältnisse sehen, die schon rein äusserlich, nicht minder aber auch innerlich Millionen von Menschen daran hindern, zu der ›Klärung und Veredlung der Grundanschauungen des Welt- und Selbsterkennens‹ zu kommen, ohne die sich Schmitt die Verwirklichung eines höheren Kulturideals nicht denken kann. Gewiss darf sich die Sozialdemokratie — soweit stimmen wir ihm bei — nicht mit der blossen Negation und Wegräumung begnügen; gewiss hat sie schon heute die Aufgabe einer positiven Veredlung der Weltanschauung, einer Erziehung der Menschen zu sozial höheren Persönlichkeiten zu betreiben, ohne die eine demokratisch-sozialistische Gesellschaftsordnung nicht existieren könnte. Aber von dieser Weltanschauungserziehung allein den Fortschritt erhoffen, ist und bleibt eine sozialpädagogische Utopie.

× ×

Bode: *Über den Luxus* ›DIE Menschheit hat sich verlaufen. Sie ist in den Wald der technischen Fortschritte geraten. Eigentlich wollte sie in ein Land gelangen, wo man glücklicher, froher, freundlicher werden konnte.‹

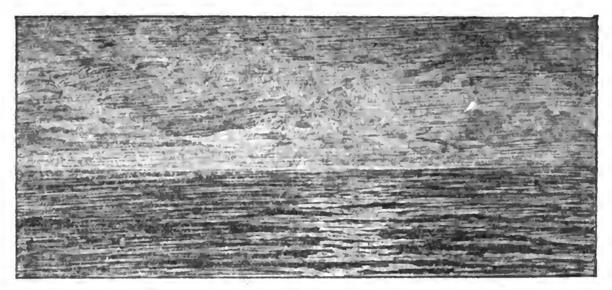
SCHADE, dass Wilhelm Bode sich so wenig tief mit dem ökonomischen Problem des Luxus befasst hat, dass er so oberflächliche Sätze niederschreiben kann, wie die vorstehenden. So kann der gute Geist und frische Humor, der durch sein im Schefferschen Verlag in Leipzig erschienenes Buch weht, nicht zur vollen Geltung kommen. Der technische Fortschritt ist kein Holzweg, sondern die einzig mögliche Strasse in das Land einer schöneren Menschheitszukunft. Nicht dem technischen Fortschritt an sich, sondern dem kapitalistischen Eigentums- und Produktionssystem ist es zuzuschreiben, dass die Fürsten des Geldes mit Verwandten und Trabanten ihre Hofhaltung immer kostspieliger, raffinierter und protziger gestalten. Dieser masslos gesteigerte Drang nach Luxus ist für die kapitalistische Produktionsordnung eine ebenso unentbehrliche Triebkraft zur Produktionsentwickelung, wie er ein notwendiger Faktor des Konsums ist, ohne den das System in sich selbst zusammenbrechen müsste. Es sei denn, die kapitalistischen Unternehmer entschlössen sich zu einer gerechten Verteilung des Produktionsertrags, zu einem Verzicht auf die Vorteile der technischen Entwickelung zu gunsten der Arbeitermasse. Dazu wird sie vermutlich auch die Lektüre des Bodeschen Buches nicht bringen. Dessenungeachtet kann man sie ihnen empfehlen. — Bode moralisiert nicht; er beweist mit Vernunft, Belesenheit und Witz das Trügerische einer Lebenstendenz, die das höchste Glück in raffiniert verfeinerter äusserer Lebensgestaltung sucht oder eine solche wenigstens für die unentbehrliche Voraussetzung zu vollem Lebensglück hält. Vor anderen Meistern der Lebenskunft ist ihm Goethe ein Wegführer, dessen Satz *Höchstes Gut der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit* ihm den leitenden Gesichtspunkt abgibt für die Entscheidung der Frage, was Luxus im verwerflichen Sinne des Wortes sei. Luxus ist, was unsere Persönlichkeit nicht stärkt und befreit, sondern sie physisch oder geistig schwächt, sie in entwürdigende Abhängigkeit von anderen bringt. Luxuriöse Lebensgewöhnung versklavt; einfache Lebensgewöhnung befreit. ›Wenn der Luxus uns Stunden raubt, so raubt er uns Stücke unseres Lebens‹ ruft Bode seinen Kollegen von der Feder zu, die sich Gesundheit und Lebensfreude zu schanden arbeiten, um die 10 000 M. Einkommen zu erreichen, ohne die sie nicht *standesgemäss* glauben leben zu können. Richteten sie ihr Leben auf das Drittel Einkommen ein, könnten sie freier, gesunder, glücklicher sein. ›Wer von einem Tage nicht mindestens ein Drittel für sich hat, ist ein Sklave‹ sagt Nietzsche, und Tolstoj nennt beständige Arbeit eine ›gemeingefährliche Unterdrückung höheren Innenlebens‹. Wenn dazu noch der Zwang zur Wahrheitsbeugung, Gesinnungsheuchelei oder Persönlichkeitsverleugnung kommt, dann ist ein solches Dasein, trotz alles Luxus, nicht des Daseins wert. — Die Luxusentfaltung des kapitalistischen *high life* wirkt ansteckend. Namentlich läuft die geistige Berufsarbeiterschaft Gefahr, dem gegebenen Beispiel zu folgen, es als neueste Lebensoffenbarung zu feiern. Vielleicht verhilft das Bodesche Buch da manchem zu einem richtigen Massstab höchster Lebenskunst.

EDUARD DAVID

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION WILHELM STERNBAUER · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. · DRUCK VON CARL ROSEN · SÄMTLICH IN BERLIN



BERNARD SHAW · NACH EINER PHOTOGRAPHIE



3. HEFT / MÄRZ 1905

MAX SCHIPPEL · HANDELSPOLITISCHE KOMETENJAHRE

ÜBER die agrarischen und industriellen Zollsätze, die unter den Vertragsstaaten neu vereinbart wurden, über die mancherlei enttäuschten und befriedigten, in- und ausländischen Sonderinteressen ist der Leser durch die Tagespresse und die erschöpfenden Parlamentsverhandlungen genügend unterrichtet. Eine Wiederholung aller dieser Einzelheiten käme auch allzu spät, um noch irgendwelchen Wert beanspruchen zu dürfen.

WEITER ist es im Augenblick ziemlich überflüssig, nochmals die inneren wirtschaftlichen Gegensätze und Konflikte darzulegen, welche den Gang jeder Handelspolitik bestimmen und beeinflussen: Konflikte zwischen Produzenten- und Konsumenteninteresse, zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Rohmaterial liefernden und verarbeitenden Produktionszweigen, zwischen Entwickelung des heimischen Marktes und Expansion der Ausfuhr.

DAGEGEN scheinen ein paar andere allgemeinere Betrachtungen am Platze, teils um an der Hand der jetzigen tatsächlichen Erfahrungen die Richtigkeit mancher weitverbreiteten, mehr theoretischen Vorstellungen über die Leistungsfähigkeit der internationalen *do ut des*-Politik überhaupt nachzuprüfen, teils um einige wahrscheinliche oder doch mögliche Zukunftsentwickelungen ins Auge zu fassen. Denn bei den diesmaligen Abkommen ist ganz wesentlich, was hinter ihnen liegen wird, während die alten, sogenannten *Caprivischen Verträge* überhaupt nicht über sich hinaus wiesen: mit ihrem Abschluss — der, nebenbei bemerkt, über drei Jahre Zeit in Anspruch nahm und einen Zollkrieg mit Russland kostete[1])

[1]) Die einleitenden Schritte gegenüber Österreich-Ungarn geschahen im Winter 1890-1891, in Zusammenhang mit den beginnenden Auseinandersetzungen über die Erneuerung des Dreibundes. Der Zollkrieg mit Russland wurde mit den russischen Zollzuschlägen vom 1. August 1893 eröffnet, er schloss mit dem deutsch-russischen Handelsvertrag vom 10. Februar 1894. Zwischen diesem und den Verträgen mit Österreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz vom Dezember 1891 liegen dann die Verträge mit Serbien vom 21. August 1892, mit Rumänien vom 21. Oktober 1893. Man sieht: Selbst wenn man, wie damals Deutschland, nur Zollermässigungen anbietet, ist manchmal noch ein weiter und schwieriger Weg bis zu einem Tarifvertrag.

— war man sofort auf dem toten Punkt angelangt, über den man niemals wieder hinauszukommen vermochte. Diesmal eröffnet sich zweifellos noch jenseits der Grenzen des bisherigen mitteleuropäischen Tarifvertragsgebietes ein weiteres Betätigungsfeld für eine geschickte und zielbewusste Handelsdiplomatie. Und obwohl, wie gewöhnlich, nicht alle Blütenträume reifen werden, so dürfte diese Folgezeit kaum ohne jedweden Erfolg bleiben. Den unleugbaren Rückschritten der Vertragspolitik werden sich später manche Fortschritte an die Seite stellen lassen.

× × ×

WIDERLEGT durch die Erfahrungen der letzten Vertragsperiode ist zunächst die oft gehörte Meinung, dass Zollherabsetzungen eines Staates, wie Deutschland, das Signal zu einer international allgemeineren Abkehr vom Protektionismus geben müssten.

DAVON war so gut wie nichts zu spüren, und eigentlich hätte der Gedanke schon von vornherein widersinnig erscheinen sollen. Denn er läuft schliesslich darauf hinaus, als wirkende, durchschlagende Triebkraft so gut wie aller handelspolitischen Entwickelungen im Auslande ausschliesslich ein Interesse vorauszusetzen: das Interesse am Export nach dem einen Deutschland, dem Mittelpunkt des Weltalls und der Weltwirtschaft, dem letzten Urgrund sowohl alles Fortschreitens, wie jeder Reaktion. Dass solche Naivetäten stets mit den bittersten Enttäuschungen enden, ist selbstverständlich. Es gibt nun einmal allerwärts zwischen Himmel und Erde noch ganz andere, unendlich bedeutsamere ökonomische Triebkräfte und Interessen, und diese sind in ihrem Zusammenwirken derart massgebend für die Handelspolitik eines jeden Volkes, dass daneben die Rückwirkung der Zollveränderungen eines Auslandsstaates vollständig in den Hintergrund tritt. Wir müssen uns eben, wohl oder übel, daran gewöhnen, auch die Handelspolitik der einzelnen Völker als selbständige individuelle Gebilde hinzunehmen und anzuerkennen, die ihren eigenen gewiesenen Weg gehen und Richtung und Ziel vorwiegend aus sich selber schöpfen: aus ihrem ganzen Lebensmilieu und ihren besonderen Entwickelungsbedürfnissen, dagegen sehr wenig aus fremden Anweisungen oder Vorbildern. Deswegen behalten internationale vertragsmässige Unterhandlungen und Verständigungen noch immer ihren hohen Wert; sie können viele Kanten und Schärfen eines Zollregimes abschleifen und abstumpfen, aber sie können — von ganz ausnahmsweisen Beziehungen und Ereignissen abgesehen — die grundlegenden Richtlinien der Auslandspolitik nicht abändern. Das gilt heute in England allgemein als Lehre aus einem halben Jahrhundert der Freihandelspraxis, die anfangs doch auch als Anstoss zur unwiderstehlichen internationalen Freihandelsausbreitung gedacht war. Dieses Recht auf eine abweichende handelspolitische Entwickelung räumt jeder aufgeklärte Engländer, er sei liberal oder konservativ, selbst für die eigenen Kolonieen ein, die leiblich und geistig dem Mutterlande so nahe geblieben sind, auch wo sie politisch fast vollkommen unabhängig wurden. Um so weniger können wir dieses Recht Staaten verweigern wollen, die uns zum Teil viel fremder gegenüberstehen. Unsere deutschen Erfahrungen nach 1890 bekräftigen das nur.

HABEN wir es doch seinerzeit im Zollverein, angesichts der Peelschen Zollreform, selber nicht anders gemacht, wie nach 1890 mancher fremde Staat

gegenüber unseren Agrarzollherabsetzungen. Und wer hätte uns das verdenken wollen? Die damaligen deutschen Industriezöllner, politisch im wesentlichen vertreten durch die süddeutschen Regierungen, sahen in der Öffnung der englischen Tore für das deutsche Korn und Holz nur eine relative Verteuerung der Lebensmittel in Deutschland und darum eine Schwächung der deutschen Industrie gegenüber der englischen Konkurrenz. Als Erwiderung auf die Aufhebung der englischen Kornzölle verlangten sie deshalb eine Erhöhung der deutschen Industriezölle. Deutschland, schrieb Friedrich List, werde »nie seine Schutzpolitik an England ablassen für die ärmliche Konzession, etwas Getreide und Holz nach England zu exportieren«:

»Nachdem Deutschland seit zwanzig Jahren die Bahn der Industrievervollkommnung betreten und diesem Zwecke unermessliche Opfer gebracht hat, würde es politische Blindheit verraten, liesse sich jetzt Deutschland durch die Abolition der englischen Korngesetze auf irgend eine Weise von Verfolgung seiner grossen Nationallaufbahn abhalten. Ja, wir sind der festen Überzeugung, Deutschland müsste in einem solchen Fall seine Schutzzölle in demselben Verhältnis erhöhen, in welchem die englischen Fabriken durch die Abolition der Korngesetze gegen die deutschen in Vorteil gestellt würden.«

In der Tat brachte gerade die zweite Zollvereinsperiode /1842 bis 1853/ trotz der gleichzeitigen englischen Freihandelsreformen, und trotz des Widerstrebens der mehr agrarischen preussischen Regierung in Deutschland selber, eine starke Emportreibung der industriellen Zollsätze gegen England.[2]) Die gleiche Tendenz wiederholt sich damals in Frankreich und anderen Ländern.

ÄHNLICH schritt nach 1890 die Schutzzollsteigerung fast in der ganzen Welt weiter, während wir unsere Zölle ermässigten. Während der Einleitung der deutschen Handelsvertragspolitik, deren Ziele niemandem ein Geheimnis blieben, trat in den Vereinigten Staaten der MacKinleytarif in Kraft, um 1897 nochmals durch das Dingleygesetz überboten zu werden. Die in Canada herrschende liberale Politik ist heute genau so protektionistisch, wie ihre konservative Vorgängerin, und durch die Zolldifferenzierung ist sie für Deutschland nur noch schädigender geworden. Die südamerikanischen Staaten haben unterdes fast alle die Eigenart ihres Wirtschaftsschutzes schärfer ausgestaltet. Australien hat seit der Durchführung der Bundeseinheit die letzten Freihandelsüberreste über Bord geworfen. Japans Zolltarif ist, von den jetzigen Kriegszöllen ganz zu schweigen, seit der Mitte der neunziger Jahre, seit der uneingeschränkten Anerkennung der völkerrechtlichen Selbständigkeit des selbstbewusst emporstrebenden Inselreiches, viel protektionistischer geworden. Südafrika wandelt seit seiner Konsolidierung ganz in den Spuren Canadas. Mit Spanien gerieten wir schon 1894 in Zollkrieg, ohne schliesslich /seit 1899/ mehr, als die blosse Meistbegünstigung, zu erreichen. Portugal steht etwa mit Spanien auf gleicher Stufe.

UND haben wir vor zehn und mehr Jahren wenigstens von den wenigen eigentlichen Vertragsstaaten überwiegend Zollherabsetzungen eingetauscht? Viele scheinen das heute noch unbesehens in gutem Glauben hinzunehmen, aber jeder, der die Verträge einmal ernstlich gelesen hat, weiss, dass die Gegenleistungen des Auslandes nicht selten tatsächliche Zollerhöh-

[2]) »Diese Erfahrung wiederholt sich noch mehrfach. Sie würde auch heute stets wiederkehren, wo ein Industriestaat versuchen sollte, durch Zugeständnisse an die Lebensmitteleinfuhr andere, mehr agrarische Nationen zum Verzicht auf ihre Industrieentwickelung, das heisst: auf ihre ökonomische und politische Zukunft zu bewegen.« (Vergl. meine *Grundzüge der Handelspolitik* /Berlin 1902/, pag. 132.)

ungen und noch mehr blosse Bindungen waren: Zusicherungen, bis 1903 die bisher in Kraft befindlichen Zölle nicht weiter zu erhöhen. Österreich-Ungarn hatte von dem 300 bis 340 Millionen Mark betragenden jährlichen Durchschnittswert der deutschen Wareneinfuhr nur einer Wertsumme von 63 Millionen Mark Zollermässigungen, oft minimalster Art, zugestanden. Von dem 80 bis 100 Millionen Mark betragenden Gesamtwert der Warenausfuhr Deutschlands nach Italien waren nur für etwa 23 Millionen die Zollsätze, meist um einen geringen Betrag, reduziert worden[3]). Fast alle belgischen Tarifkonzessionen an Deutschland stellten lediglich Bindungen bestehender Sätze dar — wobei allerdings der zu Grunde liegende belgische Tarif von jeher bereits sehr liberal war. Doch das sind die drei einzigen Verträge jener Zeit, bei denen das Ausland, genau wie Deutschland, von älteren Zolltarifen ausging. Bei allen folgenden Verhandlungen hatte es Deutschland mit Staaten zu tun, die sich unterdes einen neuen, höheren Zolltarif gegeben hatten, die von dessen Sätzen zwar abhandeln liessen, die in diesen relativen, papierenen *Ermässigungen* jedoch nichts, als eine Fülle tatsächlicher Zollerhöhungen, boten, neben einer Reihe von blossen Bindungen — während, um das zu wiederholen, Deutschlands Ermässigungen stets solche realer Art waren. In der Schweiz hatte die Schutzzollbewegung eben erst triumphiert, und dementsprechend brachte der Vertrag dem deutschen Export zahlreiche, nicht unbeträchtliche Zollerschwerungen. Noch nachdrücklicher wiederholte sich diese wenig angenehme Erfahrung bei Rumänien, das bei den Konferenzen von einem neuen Zolltarif mit vielen, geradezu prohibitiven Sätzen ausging. Und war es bei Russland anders? Als die deutsche Aktion gegenüber den anderen Dreibundstaaten anhob, galt in Russland der Tarif von 1885. Schleunigst setzte, im Juni 1891, die russische Regierung einen neuen Zolltarif in Kraft. An diesem gemessen, brachte uns allerdings der schliessliche Vertragstarif manche Errungenschaften. Aber gemessen an den bei Beginn der Caprivischen Vertragsära wirklich in Wirksamkeit gewesenen russischen Zöllen, verwandeln sich fast alle diese Errungenschaften in Zollsteigerungen seitens Russlands. Da man hier auf die unglaublichsten Illusionen stösst, so seien für einige der wichtigsten deutschen Produktionen nebeneinandergestellt die russischen, bis 1891 geltenden Einfuhrzölle, sowie die schliesslichen Vertragszölle:

		Zollsatz bis 1891 Rubel	Vertragssatz Rubel
Roheisen	pro Pud	0,15	0,30
Band- und Sortiereisen	„ „	0,40	0,50
Eiserne Schienen	„ „	0,50	0,50
Eisen in Blättern bis Nr. 25	„ „	0,60	0,65
„ „ „ über Nr. 25	„ „	0,60	0,80
Band- und Sortierstahl	„ „	0,40	0,50
Stahlschienen	„ „	0,50	0,50
Stahl in Blättern bis Nr. 25	„ „	0,60	0,65
„ „ „ über Nr. 25	„ „	0,60	0,80
Zinnfolie	„ „	0,85	2,00
Blei	„ „	0,20	0,25

[3]) Über die Gegenleistungen der ersten grundlegenden Verträge vergl. meine Darstellung in der *Neuen Zeit*, 1891-1892, I. Bd., pag. 399 ff. Der Artikel spiegelt wohl die damals übliche Parteimeinung richtig wieder.

		Zollsatz bis 1891 Rubel	Vertragssatz Rubel
Gröbere Kupferfabrikate	pro Pud	4,00	4,32
Qualifiziertere Kupferfabrikate	„ „	4,00	13,60
Eisen- und Stahlfabrikate	„ „	0,90	1,40
Eisen- und Stahlkesselarbeiten	„ „	1,20	1,40
Eisen- oder Stahldraht über Nr. 25 bis 29	„ „	1,10	1,50
„ „ „ feiner, als Nr. 29	„ „	1,10	2,00
Kupferdraht bis Nr. 25	„ „	3,00	4,00
„ Nr. 25 bis 29	„ „	3,00	5,00
„ feiner, als Nr. 29	„ „	3,00	6,00
Drahtfabrikate aus Eisen oder Stahl . .	„ „	2,75	3,20
„ „ Kupfer	„ „	4,00	7,50
Maschinen,Apparate, hauptsächlich Kupfer	„ „	3,00	4,32
Lokomotiven	„ „	1,40	1,80
Uhrwerkteile	„ Pfund	0,12	0,50
Gekämmte Wolle, nicht gefärbt	„ Pud	3,00	4,50
„ „ gefärbt	„ „	4,50	6,00
Gesponnene Wolle, nicht gefärbt	„ „	7,50	8,50
„ „ gefärbt	„ „	9,00	9,80
Gewundene Wolle, nicht gefärbt	„ „	7,50	9,80
„ „ gefärbt	„ „	9,00	11,40
Zwillich	„ Pfund	0,20	0,40
Tischtücher, Servietten, Handtücher . .	„ „	0,85	0,90
Gestrickte Fabrikate, seidene	„ „	1,30	5,00
„ „ halbseidene . . .	„ „	1,30	1,90
„ „ baumwollene . . .	„ „	0,45	0,50
Schnüre und Posamenten, seidene und halbseidene	„ „	1,30	1,90
Baumwolltüll	„ „	0,55	1,20
Spitzen, nichtseidene	„ „	2,65	3,15
Tischler- und Drechslerarbeit, gewöhnlich	„ Pud	0,36	0,55
„ „ „ wertvoller.	„ „	1,45	1,80
Saffian, Glaçé u. s. w., lackiertes Leder .	„ „	10,50	12,00

INNERHALB der eigentlichen Vertragsperiode kommt es dann zwar zu einer wesentlichen Beruhigung, aber keinesfalls zu einem vollen Stillstand der protektionistischen Strömungen — wohlgemerkt: in den Vertragsländern selber. Zahlreiche Zollpositionen waren naturgemäss ungebunden geblieben und wurden denn auch von Zeit zu Zeit einer Revision, immer nach oben, unterzogen. Der russische Tarif zum Beispiel, nachdem dessen Einzelheiten schon vorher mehrere Verschiebungen erfahren hatten, wurde im Februar 1899 einer starken allgemeinen Erhöhung unterworfen durch die Vorschrift, dass die Zölle fortan in Gold zu zahlen seien; »behufs Umrechnung auf Gold wurden die Sätze des Tarifs um 50 % gesteigert; durch das Gesetz vom 21. Juli 1900 sind alsdann zahlreiche Positionen noch weiter, zum Teil bis um 50 % erhöht worden, und darunter befinden sich manche, an denen die deutsche Ausfuhr lebhaft beteiligt ist.«[4]) In Italien lief die seit 1893 vorgeschriebene Entrichtung der Zölle in Gold der Sache nach ebenfalls auf eine Steigerung der Zollbelastung hinaus; »die eingetretenen Erhöhungen betreffen auch eine Reihe wichtiger deutscher Ausfuhrwaren.«

ZUM Schlusse nehme man noch Frankreich mit seiner Zollautonomie, mit seinem Mélinetarif von 1892 und seinem fortgesetzten weiteren Anziehen der

[4]) Vergl. *Die Grundlage der künftigen deutschen Handelsvertragsverhandlungen* in Conrads *Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik*, 1902, pag. 724.

Zollschraube hinzu, und man wird zugestehen müssen, dass die Theorie vom *guten Beispiel*, das unwiderstehlich zur Nacheiferung reizt, sich in der internationalen Handelspolitik niemals besonders bewährt hat: aus dem einfachen Grunde, weil das Ausfuhrbedürfnis — noch dazu der lediglich nach einer bestimmten Seite gerichtete Export — nur ein Faktor ist unter sehr vielen, aus denen die Handelspolitik jedes nationalen Gemeinwesens als besonderes individuelles Ergebnis hervorwächst.

× × ×

ES ist deshalb auch schwer zu sagen, wieviel von den jetzigen höheren Generaltarifen des Auslandes auf das Konto des deutschen Vorgehens zu setzen ist, und andererseits, wieviel auf das Konto neuemporgewachsener eigener Schutzinteressen, neuer Abwehr- und Kompensationsbedürfnisse gegenüber dritten Staaten.

HIER hat gerade die Handelsvertragspolitik, trotz aller überwiegender Vorzüge, zweifellos den einen Nachteil, dass sie in allen beteiligten Staaten alle Zolländerungen auf einen Termin zusammenhäuft. Alle zurückgehaltenen zollpolitischen Wünsche, auf deren Erfüllung man, wegen der gegenseitigen Bindungen, zehn oder zwöf Jahre hindurch verzichtete, brechen sich wie mit einem Schlage Bahn. Statt des häufigeren Zollregens kommt es in grösseren Zeitabständen immer zu förmlichen Zollwolkenbrüchen.

SO war es anfangs der neunziger Jahre, als das handelspolitische Kometenjahr 1892, mit dem Ende des von Frankreich eingeleiteten internationalen Konventionaltarifsystems, heranrückte. So schuf man vor dem Ablauf der jetzigen Verträge, mit unvergleichlich gesteigertem Interessenspürsinn, überall neue Generaltarife, um für die abermaligen Auseinandersetzungen *gerüstet* zu sein. Es ist kein Wunder, dass bei dem endlichen Ergebnis niemandem recht wohl in der Haut ist, und dass sich so ziemlich jeder fragt, was für schwindelnde Zollkunstbauten man vor 1917, dem dritten Kometenjahre, aufrichten werde, wenn die Entwickelung geradlinig so weiter laufen sollte, wie bisher.

UNSER neuer deutscher Zolltarif ist nunmehr, nach einem vollständig neuen Grundriss, bis zu 946 Nummern ausgebaut, während man bisher — alle Unterteilungen mitgerechnet — mit 387 Tarifstellen zufrieden war. In der Begründung hiess es:

»Der geltende Tarif fasst vielfach Dinge zusammen, die bei dem heutigen Stande der Gewerbe und im Hinblick auf die Verschiebungen in den Preisen der Handelsgüter nicht mehr zusammengehören. Hieraus ergibt sich die missliche Wirkung, dass der Zoll bei einer Reihe grösserer Warengruppen, welche im Tarif nur mit Gattungsbegriffen — zum Beispiel *feine Eisenwaren* — bezeichnet sind, die wertvolleren Gegenstände verhältnismässig zu gering und die wohlfeileren zu hoch belastet. Zur Vermeidung der dadurch entstehenden Schädlichkeiten ist daher die Zerlegung solcher Warengruppen für die allgemeine Regelung unseres Tarifwesens als Bedürfnis anzuerkennen. Nicht minder wichtig ist sie für spätere Verhandlungen über Tarifverträge mit ausländischen Staaten.«

SELBSTVERSTÄNDLICH blieb Österreich-Ungarn gleichfalls nicht bei seinem *alten Kuhfuss*. Die Gruppenpositionen wurden »nur dort noch belassen, wo sich das Bedürfnis nach weiteren Zerlegungen nicht mehr geltend gemacht hat«. Im übrigen wird über Motive und Ziele des neuen Zolltarifs seitens der Regierungen bemerkt:

›Die Notwendigkeit der Ausarbeitung eines neuen Tarifes ergab sich gleichmässig aus Gründen unserer autonomen, wie vertragsmässigen Handelspolitik.

Es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, um darzulegen, dass einerseits die Agrarfragen, andererseits die technischen Fortschritte und Neuerungen auf industriellem Gebiete es dringend erheischten, die durch die Gesetze der Jahre 1882 und 1887 geschaffene tarifarische Basis in einer den mittlerweile zu Tage getretenen, vielfach geänderten Verhältnissen entsprechenderen Weise umzugestalten. Ebenso forderte es aber auch die sich immer deutlicher zeigende Richtung der ausländischen Handelspolitik, rechtzeitig dafür Vorsorge zu treffen, dass die Monarchie sich mit einem neuen allgemeinen Tarife versehe, der sowohl für den Fall des Zustandekommens neuer Verträge, als auch für den gewiss nicht gewünschten Fall des Scheiterns solcher Verhandlungen vor allem die Produktionsinteressen vor allzu grossen Erschütterungen bewahre.«[5])

NICHT anders in der Schweiz, als das Kometenjahr heranrückt. Die Botschaft des Bundesrats an die Bundesversammlung wies darauf hin: man müsse sich die Frage vorlegen,

»ob der Generaltarif, auf Grund dessen über den Abschluss neuer Verträge unterhandelt werden müsste, nicht geändert werden sollte, um den seit seiner Aufstellung eingetretenen Änderungen der Produktions- und Absatzverhältnisse Rechnung zu tragen ... In erster Linie macht sich die Tendenz grösserer Spezialisierung behufs möglichster Abstufung der Ansätze nach dem Wert und den übrigen Verhältnissen der verschiedenen Artikel bemerkbar ... Der Tarif zeichnet sich äusserlich, der bereits erwähnten Tendenz ... gemäss, durch eine bedeutend grössere Zahl von Positionen und eine völlig neue Anordnung aus. Der jetzige Generaltarif zählt 476 Positionen, der neue 1113.[6]) Bei der neuen Gliederung ist eine rationellere Bemessung der Zollansätze möglich, als bei der bisherigen, die zum Beispiel fast sämtliche Chemikalien für gewerblichen Verbrauch, trotz ihrer grossen Mannigfaltigkeit und den verschiedensten Produktionsverhältnissen, in fünf Positionen zusammenfasst. Auch für die Unterhandlungen zum Abschluss von Handelsverträgen wird eine bessere Gliederung sehr vorteilhaft sein.«

WEITER haben von den sieben alten Vertragsstaaten Russland, Rumänien, Serbien ihre Zolltarife, vor dem Beginn neuer Verhandlungen, vollkommen umgestaltet, vorwiegend in industrieprotektionistischem Sinne.

DIE Welt braucht deshalb noch nicht aus den Fugen zu gehen. Aber es lässt sich denken, unter wieviel grösseren Schwierigkeiten sich die gegenseitigen handelspolitischen Neuanpassungen diesmal vollzogen haben, verglichen mit dem Beginn der ablaufenden Vertragsperiode.

× × ×

IM Mittelpunkte der Caprivischen Unterhandlungen stand, wie man weiss, die Ermässigung der deutschen Getreidezölle.

DIES war nunmehr durch die gesetzliche Festlegung der deutschen Minimalzölle ausgeschlossen. Um so gespannter durfte man sein, was die Auslandsstaaten für ihre Vieh- und Fleischeinfuhr nach Deutschland erreichen und unter Umständen erzwingen würden. Auch für den deutschen Konsumenten war das schliesslich die ungleich wichtigere Frage, denn schon bei jedem besser gestellten Arbeiter übersteigen die Ausgaben für animalische Produkte (Fleisch, Wurst, Fett, Milch, Käse) ganz wesentlich den Betrag für pflanzliche Nährmittel, vor allem für Brot und Mehl.[7]) ...

[5]) Vergl. die Begründung zum Zolltarif im österreichischen Abgeordnetenhause, 17. Session 1903, zu 1622 der Beilagen, pag. 20 und 14.

[6]) Im Gesetz vom 10. Oktober 1902 sind es schliesslich 1164 Tarifnummern geworden — von den 5 Positionen für die Ausfuhrverzollung (altes Eisen, Lumpen und Makulatur, rohe Felle und Häute, Knochen) abgesehen.

[7]) Vergl. meinen Artikel *Die alte und die neue Handelsvertragsperiode* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, besonders pag. 9. Sehr lehrreiche Darlegungen bei Max May: *Wie der Arbeiter lebt Arbeiterhaushaltungsrechnungen aus Stadt und Land* (Berlin 1897).

FÜR die Vieheinfuhr entscheidend sind bekanntlich weniger die Zölle, als die Sperren, wie sie sich unter der Autonomie der Seuchengesetzgebung fast zum dauernden Normalzustand an allen deutschen Grenzen herausbildeten. 1891 schien hier Österreich-Ungarn einen unbestreitbaren Erfolg errungen zu haben; freilich löste ihn die deutsche Verwaltungspraxis sehr bald wieder in blauen Dunst auf. Schon beim Abschluss des Handelsvertrages von 1881 hatte Österreich-Ungarn den Abschluss einer Viehseuchenkonvention angeregt, aber Fürst Bismarck zog es vor, freie Hand zu behalten. Er wusste als entschiedener Agrarier davon energisch Gebrauch zu machen. Als die Rinderpest im Nachbargebiet erloschen war, hielt er dennoch an dem Verbot der Einfuhr von lebendem Rindvieh, sowie des frischen Fleisches von Rindvieh, Schafen und Ziegen fest — wegen der Lungenseuche. Dann wurde das Einfuhrverbot auf lebende Schafe ausgedehnt. Endlich berief man sich auf die Ausbreitung der Maul- und Klauenseuche, um erst für gewisse Strecken, dann für die ganze Grenze die Schweineeinfuhr abzuschneiden. 1891 glaubte die Wien-Budapester Regierung jedoch eine vertragsmässige Erleichterung des Viehverkehrs gesichert, durch das Viehseuchenübereinkommen vom 6. Dezember, in dem man überdies eine ausschliesslich österreichisch-ungarische Errungenschaft sah — es fällt nicht unter das Meistbegünstigungsrecht, kam also anderen konkurrierenden Vertragsstaaten, wie Russland oder Rumänien, nicht zu gute. Die deutsche Regierung plante zunächst wohl eine liberale Handhabung. In der Vorlage an den Reichstag erkannte sie an,

»dass diejenigen Gründe, welche früher zur Ablehnung eines gleichartigen Vorschlages geführt hatten, in der gleichen Stärke nicht mehr bestanden. Österreich-Ungarn haben in neuerer Zeit mittelst einer durchgreifenden Änderung ihrer Veterinärgesetzgebung die Bestimmungen über die Bekämpfung der Viehseuchen den im Deutschen Reich geltenden Vorschriften ähnlich gestaltet; die energische Handhabung der neueren Bestimmungen hat zweifellos zu einer wahrnehmbaren Besserung der Seuchenverhältnisse beigetragen, sie bietet gleichzeitig eine Gewähr für die Fortdauer günstigerer Gesundheitsverhältnisse in den Viehbeständen.«[8])

Sehr bald blies der Wind wieder anders. Da man an den Getreidezöllen bis 1903 nichts mehr zu ändern vermochte, so hielt man die Landwirte durch Viehsperren bei guter Laune. Auch Österreich-Ungarn hatte somit von seinem Sonderübereinkommen keinen wirklichen Vorteil.

AUF diesem Gebiet rechnete man nunmehr, bei den erneuten Verhandlungen, auf einen scharfen Vorstoss, nicht nur seitens des Donaureiches, sondern auch seitens Russlands und noch anderer, an der deutschen Vieheinfuhr interessierter Staaten. Was ist daraus geworden?

LEIDER muss man jetzt antworten: nichts. Nach der deutschen Regierungsdenkschrift waren ursprünglich russischerseits auf dem Gebiete der Veterinärpolizei weitgehende Zugeständnisse gefordert worden,

». . . insbesondere wurde die Beseitigung der veterinärpolizeilichen Verbote der Einfuhr von lebendem Vieh, von Fleisch und von sonstigen tierischen Erzeugnissen als eine wesentliche Voraussetzung für die Erneuerung des Handelsvertrages bezeichnet. Es wurde ferner verlangt, dass auch in Zukunft Beschränkungen der Einfuhr von Tieren und tierischen Produkten nicht oder nur in ganz begrenztem Masse eintreten, die Zeugnisse der russischen Veterinäre über die Unverdächtigkeit der Tiere und Produkte deutscherseits anerkannt und die mit solchen Zeugnissen begleiteten Waren

[8]) Vergl. die Denkschrift über das Viehseuchenübereinkommen mit Österreich-Ungarn in den Drucksachen des Reichstags, 1890-1893, Nr. 570, pag. 20.

anstandslos in Deutschland eingelassen werden sollten. Diese, auf eine völlige Aufhebung der deutschen Autonomie auf dem Gebiete des Grenzseuchenschutzes abzielenden Forderungen wurden damit begründet, dass die bestehenden Sperrmassregeln zum grössten Teil theoretischer Natur und mit dem gegenwärtigen Stande des russischen Veterinärwesens, namentlich im Hinblick auf ein neuerdings erlassenes russisches Veterinärgesetz, nicht vereinbar seien.«[9])
Ähnliches erfahren wir aus der gleichen Quelle über Rumänien und Serbien. Schon bei Beginn der Vertragsverhandlungen habe Rumänien entscheidendes Gewicht darauf gelegt, neben Tarifzugeständnissen für Mais und Petroleum auch Vergünstigungen für die Fleischdurchfuhr durch Deutschland, sowie für die Fleisch- und Vieheinfuhr nach Deutschland zu erhalten. Serbien habe »weitgehende Anträge auf Erleichterungen« gestellt und die deutsche Zustimmung zu »einer der Hauptfragen des neuen Vertrags« gemacht.
ALLE diese Versuche hat die deutsche Regierung zurückgewiesen. Anscheinend mit Leichtigkeit gegenüber den kleinen Balkanstaaten. Russland schlug man eine »vergleichende Untersuchung über die Lage des Veterinärwesens und den Viehseuchenstand innerhalb der beiden Vertragsstaaten« vor, und nach der Denkschrift müsste man annehmen, dass das Ergebnis für Russland niederschmetternd genug gewesen sei, um fast alle hierher gehörigen Forderungen glatt fallen zu lassen. Das soll noch im November 1903 geschehen sein, also vor dem Zahmwerden durch die ostasiatischen Erfahrungen. In dieser Darstellung fehlen unseres Erachtens manche verbindende Glieder. Indes ändert das an der abschliessenden Tatsache nichts, dass abermals nur mit Österreich-Ungarn ein Viehseuchenübereinkommen abgeschlossen ist.
OB ein im Konumenten- oder im Agrariersinn besseres oder schlechteres, als 1891? Das wird im wesentlichen abermals von der deutschen Exekutive abhängen. Wenn die deutsche Sperre bei einigen *minder leicht übertragbaren* Krankheiten, wie Milzbrand, Rauschbrand, Wild- und Rinderseuche, erschwert ist, so sieht das zwar wie ein Erfolg Österreich-Ungarns aus — in Wirklichkeit haben diese Krankheiten auch bisher niemals Anlass zu Einfuhrverboten gegeben. Ferner sind die Zonen verkleinert und bestimmter umgrenzt worden, gegen die sich eine deutsche Sperrerklärung zunächst richten darf; doch kann *nötigenfalls* zu einer, über ganz Österreich-Ungarn sich erstreckenden Sperre fortgeschritten werden. Zudem ist es eine Verschärfung im Sinne der deutschen Agrarier, dass nicht erst die tatsächliche Seucheneinschleppung, sondern bereits die nach dem Seuchenstand in den ausländischen Bezirken drohende Gefahr der Einschleppung das Recht zu Einfuhrbeschränkungen gewährt (Präventiv-, nicht bloss Repressivsperre). Graf Bülow erklärte deshalb guten Mutes im Reichstage, er könne die Handhabung eines solchen Übereinkommens vertrauensvoll dem preussichen Landwirtschaftsminister überlassen. Und Herr von Podbielski spottete im Landesökonomiekollegium über das Vertrauen auf bloss dekorative Ventile.
IM grossen und ganzen wird demnach wahrscheinlich alles beim alten bleiben. Für den internationalen Viehverkehr ist auch diesmal die vertragsmässige Regelung noch nicht an die Stelle der alten Autonomie getreten.
DER einzige schmale positive Gewinn für Österreich-Ungarn ist, dass es gewissen Grenzschlachthäusern an der bayerischen und sächsischen Grenze —

[9]) Vergl. die Denkschrift über die neuen Handelsverträge in den Drucksachen des Reichstags, 1903-1905, zu Nr. 543, pag. 11.

wahrscheinlich in Passau, Rosenheim und Bodenbach — wöchentlich 1540 Stück Schweine zur sofortigen Abschlachtung zuführen darf. Dafür ist dann das russische Schweineeinfuhrkontingent für den oberschlesischen Industriebezirk gleichfalls erhöht worden, von 1360 auf 2500 Stück in der Woche. Bei der raschen Bevölkerungszunahme der erwähnten deutschen Bezirke wird dieser geringe Mehrzufluss rasch aufgesogen werden und aller künftiger Mehrbedarf wieder ausschliesslich auf die deutsche Produktion angewiesen sein.

× × ×

BEI einer Erweiterung des Tarifvertragsgebiets kämen demnächst wohl Bulgarien, die skandinavischen Länder, ferner Holland in Betracht. Auch Frankreichs Anschluss wäre heute nicht mehr so undenkbar, wie am Beginn der neunziger Jahre, wo der Übergang zum autonomen Doppeltarifsystem als oberste nationale Pflicht gepredigt wurde und bis in die äusserste Linke hinein Beifall fand.

DIE wichtigste Zukunftsfrage ist natürlich, ob eine Neuregelung der Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika gelingt — ob etwa gar in Form eines Tarifvertrages. Und weiter: welche Stellung im Falle der Aussichtslosigkeit eines Tarifvertrags den Vereinigten Staaten zugewiesen werden würde — seitens Deutschlands, oder seitens der Mehrzahl der durch Tarifverträge enger verbundenen europäischen Staaten, vielleicht einschliesslich Frankreichs. Da über diese Frage soeben eine eigene Agitationsliteratur sich zu entwickeln beginnt[10]), so möchte ich bei anderer Gelegenheit auf sie zurückkommen.

AUS den neuen Verträgen selber und der begleitenden Denkschrift ist nichts über diese Angelegenheit zu ersehen. Oder doch nur eines: dass bei einer Differenzierung Amerikas Russland unter allen Umständen zu den vollmeistbegünstigten Ländern, zu den »handelspolitisch privilegierten Staaten« gehören würde. Im deutsch-russischen Handelsvertrag hat nämlich die Meistbegünstigungsklausel folgende Neuformulierung erhalten:

Alter Artikel 6:

»Die russischen Boden- und Gewerbserzeugnisse, welche in Deutschland — und die deutschen Boden- und Gewerbserzeugnisse, welche in Russland — eingeführt werden, sollen dort, sie mögen zum Verbrauch oder zur Lagerung, zur Wiederausfuhr oder zur Durchfuhr bestimmt sein, der nämlichen Behandlung unterliegen und keinen höheren oder anderen Angaben unterworfen werden, als die Erzeugnisse des in dieser Beziehung meistbegünstigten Landes. Insbesondere wird jede Begünstigung, jede Befreiung und jede Ermässigung der in dem Generaltarife oder in den Vertragstarifen enthaltenen Eingangszölle, welche einer der vertragschliessenden Teile einer dritten

Neuer Artikel 6:

»Die russischen Boden- und Gewerbserzeugnisse, welche in Deutschland — und die deutschen Boden- und Gewerbserzeugnisse, welche in Russland — eingeführt werden, sollen dort, sie mögen zum Verbrauch oder zur Lagerung, zur Wiederausfuhr oder zur Durchfuhr bestimmt sein, der nämlichen Behandlung, wie die Erzeugnisse des meistbegünstigten Landes, unterliegen. In keinem Falle und aus keinem Grunde sollen sie höheren oder anderen Zöllen, Gebühren, Steuern oder Abgaben unterworfen sein, noch mit Zuschlägen oder einem Einfuhrverbote belegt werden, von denen nicht auch die gleichartigen Erzeugnisse irgend eines anderen

[10]) Eben gehen uns die *Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins* (Berlin, Reimer) zu. I. Heft: *Materialien, betreffend den Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein*, herausgegeben von Professor Julius Wolf. II. Heft: *Die Meistbegünstigungsklausel, eine entwicklungsgeschichtliche Studie, unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verträge mit den Vereinigten Staaten von Amerika und mit Argentinien*, von Dr. L. Glier, mit einem Vorwort von Professor Julius Wolf.

Macht dauernd oder zeitweise zugesteht, ohne weiteres und bedingungslos auf die Boden- und Gewerbererzeugnisse des anderen ausgedehnt werden.«

Landes betroffen werden. Insbesondere wird jede Begünstigung und Erleichterung, jede Befreiung und jede Ermässigung der in dem Generaltarif oder in den Vertragstarifen enthaltenen Eingangszölle, welche einer der vertragschliessenden Teile einer dritten Macht dauernd oder zeitweise, ohne Gegenleistung oder mit Kompensation, zugesteht, ohne weiteres und bedingungs-, vorbehalts- oder kompensationslos auf die Boden- und Gewerbserzeugnisse des anderen ausgedehnt werden.«

DASS an ein neues, mehr als provisorisches, Abkommen mit England zunächst nicht zu denken ist, braucht kaum erst gesagt zu werden. England wird sich nicht binden, solange die Würfel über die Richtung seiner eigenen Fiskalpolitik noch nicht gefallen sind. Und wenn Neuwahlen eine liberale Regierung bringen sollten, so wird abermals wahrscheinlich alles in der Schwebe beiben. Einmal ist der englische Liberalismus grundsätzlich kein Freund von Handelsverträgen, und ferner wird er sich niemals stark genug fühlen, in einer Zeit der Gärung und des Überganges die Handelspolitik des Reiches durch weittragende Abkommen mit dem Ausland festzulegen. Hier werden alle Beteiligten zunächst den Lauf der Dinge abwarten müssen. *Unda fert, nec regitur.* Man kann wohl darauf achten, inmitten der Wellen obenauf zu bleiben, aber man kann nicht von aussen her solchen Strömungen ihren Gang vorschreiben wollen.

UND ob wir, was Österreich-Ungarn anlangt, wirklich schon das Ziel erreicht haben? Auch hier kann Deutschland nichts anderes tun, als abwarten. Deutschland ist durch seinen Vertrag gesichert für den Fall der Aufrechterhaltung der handelspolitischen Einheit zwischen den beiden Reichshälften an der Donau. Das Ende des Ausgleichs jedoch würde für Deutschlands Handelsinteressen noch viel förderlicher sein. Dennoch wäre es Vermessenheit und Torheit zugleich, wenn wir uns jenseits der Grenzen aktiv als auseinandertreibender Keil betätigen wollten. Wir können in Ruhe die Auseinandersetzungen zwischen Wien und Budapest sich abspielen lassen, bis zum unvermeidlichen Ende.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

OTTO HUE · ÜBER DEN GENERALSTREIK IM RUHRGEBIET

ES ist nicht möglich, schon jetzt die volle Bedeutung des abgebrochenen Generalstreiks für die Arbeiter speziell und die Volksgesamtheit im allgemeinen abzuwägen. Wer gleich nach dem Streikabschluss mit einem fertigen Urteil über die Taktik der Führung und die Erfolge des Kampfes vor die Öffentlichkeit treten konnte, mag als fixer Journalist gelten; aber ich denke: nicht die Fixigkeit, sondern die Richtigkeit ist vorzuziehen. Was dieser Riesenstreik für die

Arbeiterbewegung erzielte, darüber steht erst einer späteren, objektiven Geschichtsschreibung ein entscheidendes Urteil zu. Wir, die mithandelnd den Kampf erlebten, müssen uns vorerst bescheiden, die unmittelbar erhaltenen, praktisch für die Gewerkschafts- und für die politische Arbeiterbewegung verwertbaren Lehren aus diesem grandiosen Ausstand zu ziehen. Und diese sind mannigfaltig.

WOHL haben die Organisationsleiter in Presse, Versammlung und Parlament schon vor Monaten und Jahren auf die Gärung im Bergarbeiterlager warnend hingewiesen. Aber niemand ahnte, dass der am 16. Januar gegebenen Generalstreikparole 200 000 Knappen Folge leisten würden, kein Mensch glaubte, dass diese Masse sich unter unbeschreiblichen Entbehrungen wochenlang unerschütterlich um die Leitung scharen würde. Der Streik ist unvorbereitet ausgebrochen; als schlagenden Beweis dafür führe ich an, dass erst während des Kampfes die Streikorganisation zu stande kam; nicht einmal die allernötigsten Materialien (Kontrolllisten, Kontrollkarten etc.) waren angefertigt, alles wurde erst während des Ausstandes hergestellt. Damit ist die Unternehmerbehauptung, der Streik sei *von langer Hand vorbereitet,* gründlich widerlegt. Oder aber die Unternehmer wollen damit sagen, dass s i e ihn vorbereitet haben.

WEDER war die nationale Organisation vorbereitet — erst nach dem Ausbruch kam das Bündnis der vier Verbände zu stande —, noch waren internationale Vorkehrungen von den Arbeitern getroffen. Die internationale Aktion vollzog sich nachträglich, übrigens ohne Schuld der deutschen Bergarbeitervertretung, die seit Jahren auf den internationalen Bergarbeiterkongressen vergeblich für die Schaffung eines internationalen Sekretariats plädierte. Am 16. Januar wurde der Generalstreik proklamiert, am 26. konferierten Schröder und Eduard Bernstein mit den englischen, am 29. mit den belgisch-französischen Bergarbeiterführern, erst am 4. Februar trat in Dover das internationale Bergarbeiterkomitee zusammen. Die Beschlüsse der englischen und französischen, der am 29. Januar erklärte Generalstreik der belgischen Bergarbeiter kamen *post festum;* wäre das alles zur prompten Unterstützung unserer Generalstreikler vorbereitet gewesen, so wäre ihre Position ausserordentlich gekräftigt worden, so wären nicht endlose Wagenzüge mit ausländischen Kohlen zu uns gekommen. Die Moral von der Geschichte heisst: gute internationale Organisation der Bergleute! Die Unternehmer haben längst ihre internationale Organisation.

IM Dezember kam auf Zeche *Bruchstrasse* bei Langendreer der Anschlag, betreffend die Seil- respektive Schichtzeitverlängerung, zur Veröffentlichung. Er war in jeder Hinsicht ungesetzlich und musste zurückgezogen werden. Aber die Verwaltung (Herr Stinnes) kündigte für den 1. Februar den selben Anschlag an; obgleich sich von etwa 1200 grossjährigen Arbeitern 1100 gegen die Änderung der Arbeitsordnung erklärten, beharrte Herr Stinnes auf seinem Schein. Eine Belegschaftsversammlung am 6. Januar beschloss unter dem Eindruck der Reden der Verbandsleiter Sachse und Husemann, das Berggewerbegericht als Einigungsamt anzurufen, aber schon am nächsten Morgen legte die Belegschaft die Arbeit nieder, weil ihr keine schriftliche Zusage der üblichen Brandkohlen (*Deputat*) gemacht wurde. Das war der ä u s s e r e Anlass zum Ausbruch der Empörung, die, wie sich bald zeigte, die ungeheuere Masse der Ruhrbergleute durchbebte.

NUN erst, am Sonntag, den 8. Januar, traten die Vorstände der vier Bergarbeiterverbände im Ruhrgebiet zusammen, die sich kurz vorher noch heftig befehdet hatten. Also auch die nationale Organisation marschierte erst nach Beginn des Kampfes geschlossen auf. Alle Kenner der Verhältnisse wussten, dass eine Lokalisierung des Streiks auf *Bruchstrasse* nicht möglich war, schon wegen der mangelhaften Organisation der Masse. Waren doch am Streikbeginn nur zusammen 40 % der Belegschaften in den vier Verbänden organisiert; es gab grosse Zechen, wo nur 10 bis 20 % der Arbeiter einem Verbande angehörten. Die kompakte Masse der Unorganisierten und der erst wenig gewerkschaftlich Geschulten überwältigte die gutgeschulten Kerntruppen, wenn erst auf einer Zeche der Stein ins Rollen kam. Das wussten die Organisationsführer recht gut. Darum das Bremsen der Verbandsleiter, deshalb der Aufruf der vereinigten Organisationsvorstände vom 8. Januar, der zum Abwarten riet und das Beschreiten des Verhandlungsweges verkündete.

ABER es brach doch los. Die durch empörende Behandlung der Grubenproletarier erzeugte Erbitterung musste sich endlich Luft machen, alles Abraten der organisierten Vertrauensleute war nutzlos. Es konnte nicht mehr ertragen werden. Am Montag, den 9. Januar, traten Teile der Belegschaften im Dortmunder Revier (*Kaiserstuhl*) in den Ausstand, am 10. folgten Zechen im Essener (*Herkules*) und Oberhausener Revier (*Neumühl*). Es gab kein Halten mehr, eine Zeche nach der anderen trat in den Streik. Als am 12. Januar die schleunigst einberufene Revierkonferenz der vereinigten Verbände in Essen zusammentrat, stand sie vor der Tatasche eines sich schon über einen erheblichen Teil des östlichen, mittleren und westlichen Kohlenbeckens erstreckenden Ausstandes. Abwartend verhielten sich noch die südlichsten und nördlichen Belegschaften, jedoch auch hier kochte und brodelte es. Die Revierkonferenz formulierte ihre Forderungen an den *Bergbaulichen Verein*, die Unternehmerorganisation im Ruhrgebiet, erbat sich bis zum 16. Januar Antwort und forderte die noch arbeitenden Belegschaften auf, einstweilen nicht zu streiken. Indessen schlossen sich immer mehr Zechen dem Streik an, was hinreichend für die mangelhafte Organisation zeugt.

DA schlug die schroff ablehnende, persönlich verletzende Antwort des Unternehmervereins ein in die am 16. Januar wieder nach Essen zusammenberufene Delegiertenkonferenz! Ein Sturm der Empörung fegte durch die Anwesenden, und als der christliche Gewerkvereinsführer Johann Effert ausrief: »Die Unternehmer wollen den Kampf, gut, mag er kommen!«, da brauste ein Jubel durch den Raum, dass die Wände bebten. Der Kampfesbund der Ruhrbergleute war geschlossen: das war die Folge der brüsken Unternehmerantwort.

UND dann kamen Tage und Wochen, die allen, die sie aktiv miterlebten, unvergesslich bleiben. Der Generalstreikparole folgten über 200 000 Bergleute, unter Tage arbeiteten überhaupt so gut wie gar keine eigentlichen Bergleute mehr. Der Nerv der Förderung war durchschnitten, kaum dass die 7- bis 8000 Beamten mit Hilfe von wenigen Arbeitswilligen, Jungen, Halbinvaliden und Tagesarbeitern, den Selbstverbrauch schaffen, die Strecken etc. notdürftig in stand halten konnten. Von 20 000 Doppelwaggons Tagesversand sank er auf 3000, dabei arbeiteten auf Geheiss der Streikleitung (der aus Vertretern der vier Verbände zusammengesetzten Siebenerkommission) die Belegschaften jener Gruben, die von der Stilllegung bedroht waren; sonst wären kaum 2000 Wagen

gefördert worden. Mit Rücksicht auf die ausschlaggebenden Untertagsarbeiter muss man von einem Generalstreik reden.

ETWAS derartiges hat sich zuvor noch nicht ereignet. Wenige Monate, bei der Knappschaftsältestenwahl, noch im erbitterten Bruderstreit, standen jetzt christliche und unchristliche, katholische und evangelische, sozialdemokratische, Zentrums- und nationalliberale, deutsche, polnische, tschechische und italienische Bergleute mit glänzender Bravour eng geschlossen im Kampfe gegen das Kapial! In den Streikbureaus arbeiteten Vertrauensleute aller Verbände einträchtig zusammen, in den von ungezählten Tausenden besuchten Versammlungen wurden die Referenten aller Verbände jubelnd begrüsst, bekannte sozialdemokratische Bergarbeiterführer empfing ein Beifallssturm auch in solchen Versammlungen, die sich überwiegend aus christlichen Gewerkvereinlern zusammensetzten. Diese Begeisterung, diese erschütternde Freude über die endlich erzielte Einigkeit, dieses Bemühen, die Brüderlichkeit zu erhalten! Dass ein solcher Streik ausbrach, spricht mit Donnerstimme für seine Berechtigung. Den herrlichen, brüderlichen Zusammenschluss vorher zersplitterter Massen betrachte ich als den grössten Erfolg dieses grandiosen Ringens. Die Nebel der Zwietracht wurden zerrissen, das natürliche Zusammengehörigkeitsgefühl der Unterdrückten gewaltsam aufgepeitscht. Diese Saat wird reiche Ente tragen für die Arbeiterwohlfahrt. Nur wer die Geschichte der Bergarbeiterbewegung an der Ruhr kennt, weiss die ungeheure Tragweite dieses im Kampfgewühl geschlossenen Bundes zu bemessen.

DIE Haltung der Massen war einfach ohne Beispiel. Anfangs in wilder Empörung, darum die Disziplin missachtend, fügten sich die 200 000 hernach willig den altorganisierten Ordnern. Wie erst, wenn diese Massen die Schule der Gewerkschaft gründlich genossen hätten! Schon jetzt war es *unheimlich ruhig* im weiten Streikgebiet, müssig pilgerten die von Nah und Fern hergesandten Schutzleute und Gendarmen über die Strassen; sie waren fast menschenleer, und doch wohnten Tausende von Streikenden in dem Orte. Mancher Gesetzeswächter hat mir seine Bewunderung über diese Streikermasse ausgesprochen; in Versammlungen von 2- bis 7000 Bergleuten sassen landfremde Journalisten und studierende Sozialpolitiker, staunend über die Masse, die in drangvoll fürchterlicher Enge ruhig ausharrte. Unruhig war es nur dort, wo die Polizeibehörden, noch viel mehr aber exzessierende Zechenpolizisten (*Pinkertons*) und mit Revolvern und Totschlägern bewaffnete Arbeitswillige *schneidig* respektive provozierend vorgingen. Ich gebe aber nur der Wahrheit die Ehre, wenn ich sage: im allgemeinen hat die Polizeibehörde sich sehr taktvoll benommen, wodurch sie sich bei der Masse eine Sympathie erworben, die früher nicht vorhanden war. Andererseits verfehlten auch behördliche Vertreter nicht, den Streikenden für ihr ruhiges Verhalten Dank auszusprechen. Zeigt dies nicht am besten, wie die Polizei im Interesse des Landfriedens vorgehen muss? Hat nicht die ordnende, ruhehaltende Tätigkeit der gewerkschaftlichen Vertrauensleute während unseres Generalstreiks dem freien Vereins- und Versammlungsrecht, der gesetzlichen Anerkennung der Berufsvereine eine glänzende Begründung gegeben? Ohne die energische, aufreibende Arbeit der Organisierten wären grosse Ruhestörungen kaum vermieden worden. Denn, wäre Militär

gekommen, so hätte es zwar die Streikenden in die Grube nicht gebracht, wohl aber drohte der wildzerstörende Aufruhr, es wäre vielleicht zu Szenen gekommen, wie in Petersburg. Hätte das unserem Lande genützt? Gewiss nicht. Nicht umsonst haben deshalb angesehene Bürger, Geistliche und Polizeibehörden der Streikermasse für ihre *unheimliche Ruhe* achtungerfüllte Anerkennung ausgesprochen. Das Prinzip der Massenorganisation hat triumphiert, für ein besseres Gewerkschaftsrecht demonstrierte unser Generalstreik in beispielloser Weise. Ist das kein Erfolg?

× × ×

DER plötzliche Abbruch des Streiks am 9. Februar hat allerdings zunächst grosse Erregung in der Masse hervorgerufen, was leicht begreiflich ist. Aber so *verwirrt,* wie der Ruhrgebietskorrespondent einer Anzahl unserer Parteiblätter die Situation schilderte, war sie durchaus nicht. Der Korrespondent urteilte nach einem Ort respektive einem bestimmten Revierteil. Gleich am Abend des Konferenztages beschlossen Riesenversammlungen in den Revieren Bochum, Herne, Gelsenkirchen, Recklingshausen, Dortmund, auch einige Belegschaften in den oppositionellsten Revieren Essen und Oberhausen, die Wiederanfahrt. Bis zum Sonntag, also nur drei Tage nach der Revierkonferenz, war ihr Beschluss so gut wie überall anerkannt, am vierten Arbeitstage hatten sich die Streikenden, nach dem Werksbericht, vollzählig zur Arbeit gemeldet. Wieviele einstweilen zurückgewiesen oder gemassregelt sind, steht zur Zeit noch nicht fest.

BETRACHTE man einmal den Verlauf der grossen Bergarbeiterstreiks in England, Amerika, Frankreich, Belgien und Österreich, ob da jemals alles sofort der Leitung folgte, wenn sie die Streikbeendigung anordnete! In Amerika haben 1903 nach dem offiziellen Streikschluss einige Gruben noch wochenlang weiter gestreikt. Die belgisch-französischen Bergarbeiterstreiks zeichnen sich überhaupt durch Unregelmässigkeiten aus. In Österreich ging trotz Beschluss der grosse Streik 1900 auch nicht einheitlich zu Ende. Wir haben bei solchen Massenstreiks mit ganz anderen Faktoren zu rechnen, alle bei sonstigen Streiks gemachten Erfahrungen müssen hier zu Rate gezogen werden, und dann klappt es immer noch nicht überall. Wenn die Siebenerkommission Fehler machte — wo sind sieben andere Personen, die keine Fehler gemacht hätten? Wir müssen erst noch die Streiktaktik für einen solchen Generalstreik herausbilden, alles, was wir bisher an Streiks hatten, kann mit dem Generalstreik der Ruhrbergleute nicht verglichen werden. Gewerkschaftlich unvorbereitet brach er aus; er traf keine einheitliche Organisation, sondern vier Verbände, die erst im Kampfe selbst die gemeinsame Aktion lernen mussten; über die Hälfte der Masse überhaupt nicht organisiert, in den Verbandskassen nur einige Hunderttausend Mark, wo Millionen hätten sein sollen. Die Streikleitung rechnete aus allen diesen Gründen mit einer völligen Niederlage, ja wir waren auf die Zertrümmerung der Organisation gefasst. Das Schicksal des *Rechtsschutzvereins* für die Saarbergleute drohte auch der Ruhrbergmannsorganisation. Wir wussten von riesigen Kohlenvorräten und mangelnder Beschäftigung der Eisen- und Stahlwerke, die Konjunktur war einem Streikerfolg ungünstig: man sehe nur den Bericht des Stahlwerksverbandes!

UND nun stehen wir am Ende dieses gewaltigen Kampfes, überrascht von dem

grossartigen Verlauf, mit der Aussicht auf gesetzliche Reformen — um die wir fünfzehn Jahre vergeblich petitionierten! —, der vielfach missachtete Knappe hat sich eine geachtete Stellung in der öffentlichen Meinung errungen, und was die Hauptsache ist: unsere Organisation ist nicht nur intakt geblieben, sondern der Mitgliederzuwachs ist über alle Erwartung enorm. Mögen auch zehntausend unsichere Kantonisten abfallen — wie das nach jedem Streik vorkommt —, es bleibt uns dann immer noch eine ungeheure Verstärkung der Mitgliedschaft. Der Wille der Kameradschaft zur höheren Beitragsleistung gibt sich spontan kund, wir rüsten für den eventuellen neuen Kampf. Wenn wir unsere Aussichten beim Streikbeginn in Betracht ziehen, haben wir alle Ursache, uns über den Verlauf der Bewegung zu freuen.

BEDAUERLICH ist, dass einigen Parteiblättern Artikel aus dem Ruhrgebiet zugegangen sind, die, unter dem Einfluss der an einigen Stellen heftigen Opposition gegen den Streikabschluss entstanden, den Eindruck erwecken, als ob bei uns ein wirres Durcheinander herrsche. Aus persönlichen Gründen muss ich mir versagen, diese Art der Berichterstattung zu kennzeichnen. Hätte der Berichterstatter nur einen oder zwei Tage gewartet mit seiner Urteilsfindung, wäre er, statt an Einzelheiten zu klauben, zur Zenralstreikleitung um Auskunft gegangen, die irreführenden Stimmungsbilder wären hoffentlich unterblieben. Was nach jedem Streik vorkommt: Missstimmung, Enttäuschung, kam eben auch nach dem unsrigen vor; aber dass es das beste war, den Streik auf seiner Höhe abzubrechen, sehen nun auch heftige Oppositionelle im Verband ein. Noch eine Woche länger, und der Hunger hätte Zehntausende in die Grube getrieben. Der Mangel an Geld war der ausschlaggebende Grund für den Streikabbruch, nicht das Vertrauen auf Regierungsversprechungen, denn sonst hätte schon zwei Wochen früher abgebrochen werden müssen, damals, als die Regierung ihre Vorlage ankündigte. Die Streikführer, ohne Unterschied der politischen Gesinnung, vertrauten in erster Linie der Kraft des Streiks; auch den nichtsozialdemokratischen Mitgliedern der Siebenerkommission kann man kein blindes Vertrauen auf Ministerworte nachsagen. In der Zentrumspresse wurde dieses Misstrauen mit Rücksicht auf die Vorgänge im Jahre 1892 für gerechtfertigt erklärt. Den Streikabschluss führte der Geldmangel herbei und die sichere Überzeugung, jetzt die Unternehmer nicht zur Verhandlung zwingen zu können. Da war es klug, abzubrechen, solange die Geschlossenheit noch imponierend war. Als 1889 der Streik offiziell für beendet erklärt wurde, waren schon über zwei Fünftel der Streikenden zur Arbeit gegangen. Diese Versumpfung eines grandiosen Kampfes hat der Beschluss der jetzigen Streikleitung verhütet. Dass sie wirklich die Massenstimmung richtig taxierte, beweisen die schon nach wenigen Tagen der Siebenerkommission ausgestellten Vertrauensvoten, selbst aus heftig oppositionellen Orten. Die Siebenerkommission musste die Revierkonferenz entscheiden lassen; eine Abstimmung der Belegschaften konnte nicht angewendet werden, weil dadurch die Einheit der Bewegung zerrissen worden wäre; die eine Belegschaft beschloss, anzufahren, die andere entschied sich für Weiterstreiken, da wäre ein echtes Tohuwabohu angerichtet worden. Ein solcher Generalstreik, der 200 000 Arbeiter, weit zerstreut wohnend, verteilt auf über 200 Schächte, ergriff, kann taktisch nicht nach dem gewöhnlichen Mass beurteilt werden. Er erzeugt aus sich selbst eine

ungewöhnliche Taktik, deren Ausbildung das Werk der Zukunft sein muss. Komisch muss es darum wirken, wenn ein Kritiker, der selbst noch nicht einmal den kleinsten Streik aktiv mitmachte, über die Generalstreiksführer Kübel voll Vorwürfe und weiser Streiklehren giesst. Auf leerer Strasse ist leicht grosses Wort führen.

× × ×

UNGLAUBLICH, aber wahr: Jener Kritiker findet auch, dass die gewerkschaftliche Neutralität in diesem Generalstreik Fiasko machte! Man sollte dieses Allesbesserwissen um jeden Preis doch nicht für möglich halten.

WENN jemals ein Streik die unbedingte Notwendigkeit der Arbeitereinigkeit erwies, dann unser Generalstreik. Die Voraussetzung seiner Durchführung war ja gerade die gewerkschaftlich-neutrale Haltung der nun einmal den verschiedensten Parteien angehörenden Streikführer, das unterschiedslose Zusammenhalten der Bergleute aller politischen und religiösen Richtungen. Eine unter dem Einfluss des nationalliberalen Abgeordneten Franken-Schalke stehende Separatgruppe evangelischer Arbeitervereine, der sogenannte *Arbeiterbund*, verbreitete mehrere Zersplitterungsflugblätter, um die evangelischen Bergleute vor der *sozialdemokratisch-ultramontanen Streikhetze* zu warnen. Wegen dieses Akts kam es im *Arbeiterbund* zum Krach. Die Arbeiter machten Rebellion gegen Franken und Genossen. Der Streik wäre zusammengebrochen, wenn die evangelischen Bergleute auf den Leim gegangen wären. Als der Minister Möller die Berggesetznovelle ankündigte, forderte ein Bochumer Zentrumsblatt zur Wiederaufnahme der Arbeit auf. Auch das verfing nicht, weil die Streikleitung von vornherein die Parole ausgegeben hatte: andere Kundgebungen, als die der Zentralstreikleitung, sind nicht massgebend für die Kameraden! Diese Parole war nötig; denn was wäre entstanden, wenn alle möglichen Ratgeber und Streikleitungen Gehör gefunden hätten, wie es 1889 und 1893 so traurig geschah? Wenn einige unserer Parteiblätter in dem Verhalten der Siebenerkommission eine Schwäche sehen, unseren Parteigenossen in der Streikleitung *Rechnungsträgerei* und *Bekenntnisfurcht* vorwerfen, von *führendem ultramontanen Einfluss* sich berichten lassen, so zeugt das von einer totalen Unkenntnis der wirklichen Tatsachen.

DER *ultramontane Einfluss* in der Siebenerkommission war durch den Gewerkvereinssekretär Effert vertreten — das einzige Mitglied der Zentrumspartei in der Kommission! Es sassen noch darin ein evangelischer Arbeitervereinler, ein Freisinniger, zwei Nationalpolen und zwei Sozialdemokraten (Sachse und Hansmann). Und dieser eine Effert soll uns alle *ultramontan* beeinflusst haben? Das glaubt Effert selbst nicht. Machen sich doch die Kritikaster nicht lächerlich!

IN der Siebenerkommission ist es niemals zu parteipolitischen Erörterungen gekommen, alle Mitglieder erwogen vom arbeiterpolitischen, gewerkschaftlichen Standpunkt, was zu tun sei. Und es stellte sich stets eine völlige Einmütigkeit heraus. Ob in den respektiven Parteien alle Mitglieder mit ihren Parteigenossen im Streik zufrieden waren, kann billig bezweifelt werden. Dass die beiden sozialdemokratischen Kommissionsmitglieder ihrer parteipolitischen Überzeugung nicht zuwider handelten, dafür bürgt der über alle Verdächti-

gungen erhabene Charakter der Genossen Sachse und Hansmann. Anarchistischen Anwandlungen sind sie allerdings unzugänglich.

UNSER Generalstreik hat die Notwendigkeit und auch die Durchführbarkeit der gewerkschaftlichen Neutralität glänzend bewiesen. Wenn das auch anderswo nicht anerkannt wird, die Bergarbeiterorganisation wird doch gemäss den im Generalstreik erhaltenen gewerkschaftlichen Lehren handeln. Übrigens weiss sich die Leitung des alten Verbandes hinsichtlich ihrer Streikhaltung der Zustimmung der *Generalkommission der Gewerkschaften* sicher: die Kollegen Robert Schmidt und Silberschmidt sind dafür Zeugen. Auch die Zentralleitung der sozialdemokratischen Partei hat keine Einwände gegen die Parteigenossen in der Streikleitung erhoben. Nur einige lokale Parteivertrauensleute sind aufgeregt. Zum guten Teil spielt da persönliche Animosität mit. Auch hier wird die ruhige Betrachtung einkehren. Aus den mir schon vorliegenden Gewerkschaftsorganen: dem *Korrespondenzblatt der Generalkommission,* der *Bildhauerzeitung,* dem *Schuhmacherfachblatt,* dem *Handschuhmacher,* dem *Grundstein,* entnehme ich, dass die gewerkschaftlichen Praktiker die Streikbeendigung einen Akt der Klugheit nennen.

× × ×

GEWERKSCHAFTLICHE Neutralität ist nicht gleichbedeutend mit *Nurgewerkschafterei.* Wer der simplen *nurgewerkschaftlichen* Auffassung der wirtschaftlichen Kämpfe etwa anhing — in der Verbandsleitung sitzt kein *Nurgewerkschafter* —, dem ist, wenn er überhaupt belehrbar ist, gerade durch unsern Generalstreik der Star gestochen worden. Ausserhalb der Gewerkschaft soll und muss sich jeder Gewerkschafter auch parteipolitisch betätigen; je eifriger, desto besser. Der Appell der Streikenden an die Gesetzgebung ist ein klassisches Zeugnis für die Notwendigkeit auch der parteipolitischen Aktion der Arbeiterklasse. Dieser Appell ist natürlich gehört worden, auch von bisher politisch indifferenten Volksschichten; die Bergleute insonderheit blicken jetzt nach den Parlamenten, sie sehen in denjenigen Parteipolitikern, die sich gegen ein Arbeiterschutzgesetz wenden, Helfer der Kapitalisten. Die kommenden Parlamentsverhandlungen über die Berggesetznovelle und die Vereinsgesetzgebung werden die endgültige parteipolitische Gruppierung der Bergarbeitermasse, die noch zu einem erheblichen Teile mehr zufälligen Stimmungen, als einer festen politischen Überzeugung folgt, gewaltig beeinflussen. Der Generalstreik war auch eine eminente politische Erscheinung, ja er ist durch seine Begleiterscheinungen ein politisches Ereignis allerersten Ranges für ganz Deutschland geworden.

NICHT nur die Bergleute, auch die traditionell politisch indifferenten Kreise des Kleinbürgertums sind zum Nachdenken über unsere innerpolitischen Zustände aufgepeitscht worden. Gerade jene Volksschicht lebte am meisten im Glauben an die alles beherrschende Macht der Regierung, hat aber nun gesehen, dass die Kapitalistenorganisation sich keinen Pfifferling an die sanften Ermahnungen der Regierungsleute kehrte. Die mitgeschädigte Bürgerschaft erlebte, dass die Regierung nicht die Kraft fand, dem ungeheuer schädigenden Streik durch ein Machtwort gegen die trotzigen Kohlensyndikatsherren ein Ende zu machen. Die Herren Kirdorf, Krabler, Stinnes und Genossen triumphierten über die Regierung, liessen sich nicht zu Verhandlungen mit den Arbeitervertretern bereit finden. Mittlerweile zog der Ausstand immer weiter

seine zerstörenden Kreise; Fabriken kamen zum Stillliegen, Handel und Wandel stockte, zahllosen Lohnarbeitern und Mittelständlern versiegten die Erwerbsquellen, die Geschäftsstuben blieben leer, Bankrotte drohten. Und die Zechenherren beharrten auf ihrem *Herren*standpunkt, die Regierung war der blamierte Europäer! Was das für eine Stimmung in der regierungstreuen Bürgerschaft erzeugte — die Arbeiterschaft der verschiedenen gewerkschaftlichen Richtungen steht ohnehin der Regierungsautorität skeptisch gegenüber —, das muss man erlebt haben, um die ausserordentlich tiefe politische Wirkung des Generalstreiks auch auf die nichtstreikenden Einwohner zu ermessen. Für die Bürgerschaft fast ohne Ausnahme wurde der streikende Bergmann der Gegenstand aussergewöhnlicher Sympathiekundgebungn; man mag sagen, was man will: diese fast einmütige Sympathie der Bürgerschaft war für die Streikenden ein hochwichtiger Faktor, der ihre Widerstandskraft bedeutend erhöhte. Ich rede hier von dem moralischen Faktor, der gerade bei einem solchen grossen Streik viel zu leicht unterschätzt wird.

ABER die Bürgerschaft hat uns auch hervorragend materielle Hilfe geleistet. Allerdings, was die eingelaufenen Gelder anlangt, so beweisen sie, wo der Opfersinn am stärksten war: bei den freiorganisierten und sozialdemokratischen Arbeitern! Von den bis Schluss voriger Woche quittierten Geldern kamen rund 10 000 Mark für den polnischen Gewerkverein ein, rund 200 000 Mark bekam der christliche Gewerkverein, aber 1 200 000 Mark gingen beim alten Verband ein, weit überwiegend von freien Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Partei; über alle Eingänge ist öffentlich quittiert worden. Dass der christliche Gewerkverein nicht mehr Unterstützung von seinen Gönnern erhielt, unter denen sich viele sehr reiche Leute, selbst Millionäre, befinden, hat mit Recht die Kameraden im Gewerkverein verstimmt. Hier hätten die reichen Gönner einmal mit Taten ihre Arbeiterfreundschaft beweisen sollen; aber sie haben sich beschämen lassen von armen Arbeitern, die von ihrer Armut abgaben für den Generalstreik.

INDES, man geht fehl, wenn man die Hilfsaktion der Bürgerschaft im Ruhrgebiet nach den eingegangenen Geldern taxiert. Im Ruhrgebiet haben die Bürger an vielen Orten die Bergarbeiterfamilien direkt und in reichem Masse mit Naturalien aller Art unterstützt. Dadurch nur ist es möglich geworden, an den betreffenden Orten die Streikenden durchzuhalten; das gesammelte Geld reichte durchaus nicht zu. Es wäre eine dreiste Ableugnung von Tatsachen, wollte ich der hiesigen hilfreichen Bürgerschaft das Verdienst absprechen, an ihrem Teile nicht nur moralisch, sondern auch materiell in gewichtiger Weise an der Unterstützung des Streiks mitgeholfen zu haben.

DAS konstatiere ich mit Freude. Denn es war zugleich auch eine politisch unabsehbar bedeutende Kundgebung fast des gesamten Bürgertums gegen die Herrschaft der Plutokratie, gegen das auf alle Rücksichten auf das Gemeinwohl pfeifende Verhalten der Kapitalistenorganisation im Ruhrbecken. Ganz besonders der Kleinbürgerstand, der hier bisher ehrfurchtsvoll in dem Werksherrn den *Wohltäter des Landes* sah, hat zum guten Teil erkannt, dass eine Änderung in der Wirtschaftsstruktur eintreten muss, soll nicht eine Handvoll Riesenkapitalisten das Volkswohl dem mammonistischen Götzendienst zum Opfer bringen. So kann es nicht weitergehen im Staate! In

Bürgerversammlungen kam dieser Gedanke immer wieder zum Ausdruck und entfesselte stürmische Zustimmung. So kann es nicht weitergehen! Die Streikenden stellten nicht eine einzige Forderung auf, die sozialdemokratisch genannt zu werden verdient, alle hätten bewilligt werden können, ohne dass die bürgerliche Rechtsordnung *umgestürzt* worden wäre. Alles lehnten die Unternehmer ab; sie liessen lieber Millionenwerte untergehen, als dass sie auch nur um eines Fingers Breite entgegenkamen. So hat dieser Bergarbeiterkampf die Unhaltbarkeit der privatkapitalistischen Produktionsweise unzählige Nichtsozialisten erkennen lassen, sie mindestens zum Nachdenken über die sozialdemokratischen Lehren gezwungen. Je schwächer sich die Regierung zeigte, je gemeinschädlicher die Unternehmerorganisation auftrat, um so stärker wirkte auf das Volk der Zwang zum Nachdenken über die Mittel zur Herbeiführung gesunder sozialer Verhältnisse. Zunächst wird jetzt intensiver, denn je zuvor, die Frage der Grubenverstaatlichung in bürgerlichen Kreisen erörtert, selten hört man noch Verstaatlichungsgegner. Von hier geht der Weg weiter, bis zur vollständigen Anerkennung des sozialdemokratischen Programms. Der Stein ist ins Rollen geraten, dank dem grosskapitalistischen Übermenschentum.

UNSER Generalstreik ist nicht durch *sozialdemokratische Hetze* entstanden — wie selbst der Abgeordnete Stöcker zugab —, unser Generalstreik ist gewerkschaftlich-neutral geführt worden. Und trotzdem, ja gerade deswegen, ist sein nachhaltigster Effekt ein gewaltiger Protest gegen ein vernunftwidriges, volkszerstörendes Produktionssystem, eine ungeheure, die Volkstiefen elementar aufpeitschende Demonstration für die Abschaffung der kapitalistischen Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · ÜBER BERNARD SHAW

ES war in den achtziger Jahren in der Londoner *Shelley Society*. An einem Sitzungsabend dieser Gesellschaft, deren Mitglieder fast durchweg der bürgerlichen Respektabilität angehörten, bat in der Debatte ein hochaufgeschossener, rötlich-blonder junger Mann ums Wort. »Ich fürchte«, begann er, »ich habe wenig Anspruch darauf, an den Debatten dieser Gesellschaft teilzunehmen. Ich bin nämlich Atheist, Vegetarier und Sozialist . . . . .« Allgemeine Bewegung. Die einen lachen, die anderen fühlen sich unangenehm berührt. Denn der Dichter, nach dem die Gesellschaft sich nannte, war ja auch Atheist, Vegetarier und Sozialist gewesen, aber mit seinen Gesinnungen sich zu identifizieren, war ihr nicht eingefallen. Und so lag in der mit merkwürdiger Betonung vorgetragenen Bemerkung ein schneidender Sarkasmus.

DER sie geäussert, war zu jener Zeit ein ziemlich obskurer Journalist. Heute aber ist sein Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinweg bekannt, kennt man im Ausland, so gut wie in England selbst, Bernard Shaw, den fabianischen Sozialisten und dramatischen Satiriker.

ES ging Shaw damals herzlich schlecht. In Dublin als der Sohn eines kleinen Beamten geboren, war er 1876 im Alter von zwanzig Jahren nach London gekommen, um als Journalist sein Brot zu finden. Das ist aber für denjenigen,

der weder einen Namen, noch Konnexionen hat, in der Weltstadt ausserordentlich schwer. Es dauerte fast zwölf Jahre, bis Shaw es zu einer leidlich anerkannten Position in der Londoner Journalistik brachte.

SEIN literarisches Emporkommen wurde unter anderem durch seine politische Parteistellung aufgehalten. Shaw gehörte mit zu den ersten, die sich Anfang der achtziger Jahre der neuerwachenden sozialistischen Bewegung Englands anschlossen. Diese setzte, wie man weiss, als Bewegung von Intellektuellen ein. Während die Masse derjenigen englischen Arbeiter, die sich überhaupt am öffentlichen Leben beteiligten, im Gefolge der beiden grossen historischen politischen Parteien Englands — die Gewerkschafter fast ausnahmslos im Gefolge der liberalen Partei — marschierten, waren es vorwiegend Angehörige der bürgerlichen Klassen, welche dort den ersten Grund zur neuen sozialistischen Bewegung legten. Von den Arbeitern, die sich ihr gleich im Anfang anschlossen, ist der bekannteste John Burns.

DIE junge sozialistische Bewegung spaltete sich früh. Neben Zerwürfnissen, die auf unleidliche persönliche Eigenschaften einiger der leitenden Persönlichkeiten zurückgeführt werden müssen, wirkten auch Zweifel an der Richtigkeit der ursprünglich adoptierten Marxschen Theorie und tiefgehende taktische Meinungsverschiedenheiten zersetzend. Die Gestaltung des politischen Lebens in England, der Charakter seiner Arbeiter, viele ökonomische Erscheinungen schienen die Marxsche Theorie, so, wie diese offiziell gelehrt wurde, direkt Lügen zu strafen. Eine Gruppe von Sozialisten näherte sich. geführt von William Morris, den Anarchisten; eine andere, die von der Unmöglichkeit überzeugt war, England im Sturm zu nehmen, gründete die Gesellschaft respektive den Verein der sogenannten *Fabianer*. Zu ihr gehörte George Bernard Shaw, neben Sidney Webb noch heute ihr bedeutendster Kopf.

DAS Motto der Fabianer bezieht sich auf die Strategie des Fabius Maximus Cunctator: langsam, besonnen vorgehen, um im passenden Moment kräftig zu schlagen. Ihre Taktik hiess: Verzicht auf Gründung einer eigenen politischen Partei, Durchdringung der bestehenden Parteien und Vereine mit dem sozialistischen Gedanken und Streben. Wenn nicht sofort, so doch verhältnismässig bald verdichtete sie sich zu dem Plan: Eroberung der liberalen Partei von innen heraus. Wer die Geschichte der grossen englischen Parteien und ihrer vielen Häutungen kennt, dem wird der Gedanke nicht gar so abenteuerlich vorkommen, wie er dem kontinentalen Sozialisten auf den ersten Blick erscheinen mag. Anfang der neunziger Jahre, als die liberale Partei sich das als *Programm von Newcastle* bekannte Reformprogramm gab, schien er sogar seiner Verwirklichung ziemlich rasch entgegenzugehen. Aber schon 1894 rief ein, in der Hauptsache von Shaw verfasstes Manifest *In deine Zelte, Israel!*, nach Aufzählung aller Unterlassungssünden der 1892 an die Regierung gekommenen liberalen Partei, die englischen Gewerkschaften auf, der Partei die Gefolgschaft zu kündigen und eine Extrasteuer auszuschreiben zur Aufbringung der Mittel für unabhängige Arbeiterkandidaten. Das als *Fabian Tract* heute noch erhältliche Manifest blieb damals ohne Erfolg. Was es wollte, ist — nicht ohne Mitwirkung der Fabianer — heute seiner Erfüllung nahe. Wie an der Gründung der sozialistischen *Unabhängigen Arbeiterpartei* Englands /1893/, haben die Fabianer auch an der Gründung des *Arbeitervertretungsbundes,* dem die Masse der Gewerkschaften angehört, ihren Anteil.

DIES über die Politik der Fabianer. Wie man auch sonst über sie denken mag, ihr durchaus sozialistischer Charakter ist nicht zu bezweifeln.

LITERARISCH fanden die Fabianer zuerst in der von der damaligen Freidenkerin und jetzigen Theosophin Annie Besant herausgegebenen Monatsschrift *Our Corner* eine Art Organ, später gelangte die ursprünglich von H. M. Hyndman redigierte Monatsschrift *To Day* auf einige Zeit in ihren Besitz. In *Our Corner* veröffentlichte Shaw die Erzählungen *Love among the artists* und *The irrational knot,* in *To Day,* neben verschiedenen politischen Aufsätzen, die später auch in Buchform herausgekommenen Romane *An unsocial socialist* (ein Stück Selbstbiographie) und *Cashel Byrons profession.* Sehr launig äusserte sich Shaw Mitte der neunziger Jahre einmal über den Erfolg der Buchausgabe dieser Romane. Das erste Jahr habe ihm 7 Shilling 6 Pence, das zweite 1 Pfund 12 Shilling Schriftstellerhonorar eingetragen. »Ein Beweis für geschäftskundige Verleger, wie rasend meine Popularität wächst.« Indes war er schon damals durchaus nicht mehr ein *homo ignotus.*

UM das Jahr 1888 war in London von Radikalen das Halfpennyabendblatt *Star* ins Leben gerufen worden. Sein erster Redakteur, der irische Nationalist T. P. O'Connor — ein ausserordentlich geschickter Journalist — umgab sich mit einem ganzen Stab sozialistischer Mitarbeiter, darunter Bernard Shaw, der unter dem Pseudonym *Corno di Basseto* Musikreferate schrieb. Sie machten Shaws journalistische Position. Sie verrieten in ihm den Mann, der zu arbeiten weiss, und den geborenen Satiriker. Shaw, der unerbittliche Gegner der Philistermoral, gehörte nie zur Bohême. Wie Eleanor Marx einmal in Bezug auf Parteitätigkeit von ihm sagen konnte: »Wenn es Ernstes gilt, kann man Shaw immer haben«, so war der Journalist Shaw lange ein reger Besucher des Britischen Museums. Seine Musikreferate im *Star* gaben zu lachen und zu lernen. Kein Wunder, dass die Herausgeber angesehener Zeitschriften auf ihn aufmerksam wurden. Vom *Star* kam Shaw als Musikkritiker an die Sixpennywochenschrift *World* und von da an als Theaterkritiker an die *Saturday Review.* Wie er in der letzteren Zeitung die englischen Theaterdichter und die Londoner Theaterdirektoren ins Gebet nahm, ist an Schärfe und Witz kaum je überboten worden. Es muss hinzugefügt werden, dass Shaws Kritik allerdings nicht selten über die Stränge schlug.

WAS vom Journalisten Shaw, gilt auch von ihm als Redner. Wie alle englischen Sozialisten jener Zeit, hat Shaw oft in London an den Strassenecken der Arbeiterviertel den Sozialismus gepredigt, desgleichen im Hydepark bei grossen Demonstrationen von der Tribüne herab zur Masse gesprochen. Aber seine Domäne ist der Vortrag im geschlossenen Lokal, vor einem schon etwas geschulteren Publikum. Er hat die Gabe, sofort die schwache Seite einer Deduktion zu erfassen, und ist Virtuose in drastischen Vergleichen und verblüffenden Paradoxen. Daher darf er es auch wagen, die heiligsten Dogmen und die vergöttertsten Autoritäten anzutasten. Für die meisten Menschen trifft ja der Satz des Dichters zu *Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten verhasst.* Man weiss, dass Shaws Blasphemieen nie absolut zu nehmen sind. Freilich weiss man aus demselben Grunde auch nicht sicher, wie viel von Shaws positiven Sätzen positiv genommen werden wollen. Alle Gewohnheitssatiriker werden leicht die Opfer ihres Hanges zur Karikatur.

SHAWS Witz hat manche Züge mit dem Witz gemein, den Shaws Landsmann Oscar Wilde in seinen Lustspielen kultivierte. Aber wie der wissenschaftlich-kritische zum ethisierend-utopistischen Sozialismus, so verhält sich Shaws Muse zu der Wildeschen. Ein fester, auf solide wissenschaftliche Arbeit gegründeter theoretischer Kern führt Shaw nach den tollsten Extravaganzen immer wieder zu den Kernfragen der Zeit zurück, wo Wilde ein Irrlicht bleibt, das auf einem Sumpfe — ich bitte, das Wort wissenschaftlich und nicht moralisch zu nehmen — tanzt, gelegentlich hell aufleuchtet, dann aber sich ganz verliert. Man streiche aus Wildes Lustspielen die Paradoxe, und es bleiben interesslose Gesellschaftskomödien übrig, wie sie in Frankreich zu Dutzenden geschrieben werden. In Shaws Stücken sind die Paradoxe Beigaben, die völlig wegfallen könnten, ohne ihnen den satirischen Charakter zu nehmen, und die obendrein aus dem Geist der Personen, denen Shaw sie in den Mund legt, selbst herauswachsen. Beide, Shaw wie Wilde, predigen den freien Lebensgenuss, den sich souverän bestimmenden Menschen. Habe den Mut, dich von einer Pflicht loszusagen, die deiner Natur widerspricht: so ungefähr — ich habe das Buch nicht zur Hand — definiert Shaw in der Schrift *Die Quintessenz des Ibsenismus* den Kerngedanken der Ibsenschen Dramen, und was er aus dem Dichter herauslas, kennzeichnet hier den Mann. Zugleich aber kennzeichnet ihn, dass er als angesehener Journalist sich nicht für zu gut hielt, Mitglied einer obskuren Londoner Bezirksvertretung zu werden und mit Handwerksmeistern und Ladenbesitzern jahraus, jahrein die wenig anregenden Verwaltungsaufgaben eines Vestrymanns zu erfüllen, wo Wilde seine Lebensphilosophie in den eleganten Restaurants von Piccadilly betätigte. Wilde schrieb über die Hebung der Proletarier, tat aber nichts für die Hebung der Arbeiterklasse, Shaw hat auch heute nicht aufgehört, für die Arbeiterklasse und, wo sich passende Gelegenheit bietet, mit den Arbeitern zu kämpfen.

SEIN ausgesprochener, fest begründeter Sozialismus unterscheidet den Satiriker Shaw von dem Satiriker Wilde, er scheidet den Dramatiker Shaw von dem Dichter, an dem Shaw sich gebildet, Ibsen. Shaw ist einer der eifrigsten Vorkämpfer Ibsens in England gewesen. Das Schauspielerehepaar Charrington-Achurch, das zuerst des nordischen Dichters *Nora* in würdiger Weise in England zur Aufführung brachte und unermüdlich für Befreiung der englischen Bühne vom Alb des Konventionalismus wirkt, ist mit Shaw eng befreundet, Frau Charrington-Achurch war auch die erste Darstellerin der Candida. Aber der Apostel Ibsens ist nicht der Nachahmer Ibsens. Shaw hat viel von Ibsen gelernt, aber er wandelt nicht die Wege Ibsens. Will man ihn mit Ibsen in Vergleich stellen, so könnte man sagen: er ist der lachende Ibsen. Ibsens Gesellschaftsstücke tragen einen griesgrämigen Charakter, sie sind der Ausfluss einer engen, aussichtslosen Welt — man merkt ihnen fast ausnahmslos die Kleinstadt an, in der der Dichter geboren, und fast ausnahmslos ist der Grundton, der sie durchzieht, Reue in irgend einer Form. Ibsen hat nie ein rechtes Lustspiel geschrieben.

SHAW seinerseits hat nie ein Trauerspiel geschrieben und wird auch meiner Ansicht nach nie ein solches schreiben; das liegt wohl völlig ausserhalb seiner Begabung. Er würde als Trauerspieldichter nicht ernst genommen werden und wahrscheinlich sich selbst nicht ernst nehmen. Aus ihm spricht das grosse Leben der Weltstadt, das unzählige Tragödien birgt,

das aber beständig wogt und flutet, wie das Meer, und dessen rastloses Treiben das Leid der einzelnen übertönt, wie des Meeres Wogen nach dem grössten Sturm bald wieder ihren ewigen Gang gehen. Die Grossstadt stimmt nicht zur Tragödie, weil der einzelne in ihr sich nicht stark genug heraushebt: er ist, so bedeutend er auch sei, klein im Verhältnis zur ihn umgebenden Menge. Ibsens Menschen erscheinen gross, auch wo sie es in Wirklichkeit durchaus nicht sind, sie vertiefen, man könnte auch sagen: verbohren sich in ihre Empfindungen. Shaws Menschen, soweit sie nicht als Romantiker verspottet werden, unfreiwillig komische Rollen spielen, sind mehr Verstandes-, als Gefühlsmenschen — sie empfinden modern oberflächlich und hinterlassen keinen tiefen Eindruck. Nicht die Personen, die Beziehungen oder Verhältnisse, die sie vertreten, geben den Stücken Shaws ihre Bedeutung. Und das ist nicht Zufall, nicht ungewolltes Ergebnis, sondern beabsichtigtes Resultat von Shaws dramatischem Schaffen. Ihn interessiert nicht das Individuelle, sondern das Typische. Er ist Milieudichter, aber in anderem Sinne, als das Wort bei uns gebraucht wird. Sein Milieu ist nicht das die einzelne Person oder Gruppe umgebende nächste Milieu, sondern das Milieu der W e l t, in der die Person lebt, ich möchte sagen: das g e s c h i c h t - l i c h e Milieu. Aber wie die Grossstadt, so verkleinert auch die Geschichte die Persönlichkeiten. Wenigstens für die modern denkenden, von der romantischen Geschichtsauffassung emanzipierten Menschen. Und es kann keinen schrofferen Gegner der Romantik geben, als Shaw.

SOWEIT sie nicht aus Shaws ganzer sozialistischer Denkweise resultiert, ist diese erbitterte Bekämpfung der Romantik beim Dramatiker Shaw die Reaktion oder, richtiger gesagt, die Rebellion gegen die derzeitigen Zustände des englischen Theaters, das in allen seinen Zweigen in den Ketten der Romantik, will sagen: des Melodramas, liegt. Nirgends wird so viel Gefühl verzapft, nirgends so massloser Heroenkultus getrieben, wie auf der englischen Bühne. Selbst deutsche Vorstadtbühnen würden die Riesendosen von Edelmut entrüstet zurückweisen, die dem englischen Publikum von der Bühne her dargeboten werden. Und gegen diesen Kultus der Unwahrheit, des falschen Schöntuns hat Shaw den Kampf aufgenommen und führt ihn mit rücksichtsloser Energie. Von seinem ersten Stück *Widowers houses* an, wo er den über den Wohnungswucher des Häuserspekulanten entrüsteten jungen Liebhaber sich als Bezieher der Bodenrente des Grundstücks enthüllen lässt, auf dem die Wucherhäuser stehen, bis zu seinen historischen Lustspielen, die uns Caesar und Napoléon im — geistigen — Hausrock zeigen, sind seine Werke von dem Bestreben beherrscht, der Romantik an den Leib zu gehen. Was er dabei übertreibt, muss man zum guten Teil der Kampfstimmung auf Rechnung setzen, welche die Theatermisère erzeugt, die er vor sich sieht, und gegen die kleine Dosen sich als unwirksam erweisen. Hier gibt es keinen Kompromiss. Alle Theaterdichter, die mit der herrschenden Bühnenromantik transagiert haben, sind ihr rettungslos verfallen. Die Bretter, die die Welt bedeuten, sind konservativer, als die Welt selbst, deren Spiegelbild sie geben sollen.

AUS dem gleichen Motiv ist meines Erachtens auch Shaws Kampf gegen den Shakespearekultus zu beurteilen, der ihm vielfach als Überhebung ausgelegt worden ist und in dem er sich mit unserem deutschen Dichter Grabbe begegnet, mit dem er auch sonst mancherlei Ähnlichkeit hat, soweit ein Kind

der letzten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts mit einem Kind — und obendrein einem westfälischen — des Anfangs des XIX. Jahrhunderts Ähnlichkeit haben kann.

AN ein Kind der Muse Grabbes, das tolle Stück *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung,* erinnert speziell das neueste Stück Shaws, sein *Man and superman,* von ihm selbst als *eine Komödie und eine Philosophie* bezeichnet.

ES ist das originellste Stück, das mir seit langem vor die Augen gekommen. Sein Sujet ist Don Juan im XX. Jahrhundert. Von einem befreundeten Schriftsteller war Shaw, wie er in einem an diesen gerichteten Vorwort ausführt, gefragt worden, warum denn er nicht einmal einen *Don Juan* schreibe. Und so schrieb er denn ein *Don Juan*-Stück. Aber keine Variation des alten *Don Juan*-Themas, wie andere es vor ihm getan haben. Das sei vollständig antiquiert, seit die Stellung der Frau zum Mann eine andere geworden. »Goethes *Faust* und Mozarts *Don Juan*«, schreibt er, »waren das letzte Wort des XVIII. Jahrhunderts über das Thema, und um die Zeit, wo die wohlerzogenen Kritiker des XIX. Jahrhunderts . . . . die Dickens-Macauly-Dumas-Guizot-Bühne und die Stendhal-Meredith-Turgenjew-Bühne hinter sich hatten und sich philosophischen Dichtungen von Leuten wie Ibsen und Tolstoj gegenüber sahen, hatte Don Juan sein Geschlecht gewechselt, war er als Donna Juana aus dem Puppenheim ausgebrochen und bekräftigte er sich als ein Individuum, statt bloss Figur in einem moralischen Aufzug zu spielen.« Unter diesen Umständen habe es keinen Sinn, Don Juan als Helden der Libertinage vorzuführen. Zudem sei die Macht der öffentlichen Bourgeoismeinung, die in den Tagen des ursprünglichen Don Juan für einen spanischen Edelmann kaum existierte, heute überall siegreich. »Die zivilisierte Gesellschaft ist eine einzige gewaltige Bourgeoisie, kein Edelmann wagt heute, bei seinem Grünkramhändler Anstoss zu erregen.« Die Frauen *marchesane, principesse, cameriere, cittadine* und all die anderen seien gleicherweise gefährlicher geworden. »Das Geschlecht ist aggressiv, machtvoll: wenn Frauen Unrecht geschieht, so stellen sie sich nicht auf, pathetisch *Protegga il giusto cielo* zu singen, sie greifen zu furchtbaren juristischen und sozialen Waffen und nehmen Rache. Politische Parteien und öffentliche Positionen sind durch einen einzigen sexuellen Seitensprung ruiniert worden. Ein Mann kann es eher riskieren, alle Denkmäler Londons, so hässlich sie sind, zum Abendbrot bei sich zu haben, als von Donna Elvira von die Schranken des nonkonformistischen Gewissens geladen zu werden. Die Exkommunikation ist heute eine fast ebenso ernste Sache geworden, wie im X. Jahrhundert.« Daher sei der Mann nicht länger der Sieger im Duell der Geschlechter, sofern er es überhaupt je war, was bezweifelt werden könne. Die Zivilisation habe ihm aber auch die andern Sitten oder Unsitten ausgetrieben, die den ursprünglichen Don Juan auszeichneten. Und so sei er selbst ein anderer geworden. »Statt sich zu stellen, als lese er Ovid, liest er tatsächlich Schopenhauer und Nietzsche, studiert er Westermarck und bekümmert sich mehr um die Zukunft der Rasse, als um die Freiheit der eigenen Instinkte.« Der rebellische Geist aber, der den alten Don Juan sich gegen Gott und Teufel auflehnen liess, lässt ihn sich gegen die Gesellschaft als solche auflehnen. Kurz, der Don Juan des XX. Jahrhunderts ist Sozialist, sozialer Revolutionär. Und Shaw versetzt ihn nach England, in eine englische Atmosphäre und nennt ihn John Tanner. Donna Anna aber ist ein englisches Bourgeoismädchen, Ann Whitefield, das

seinen Kopf darauf gesetzt hat, John Tanner zum Mann zu bekommen, während dieser um seiner geistigen und politischen Freiheit willen der Ehe zu entgehen wünscht. Dies der Kampf — man kann nicht sagen: Konflikt — des Stücks, in dem Anna Siegerin bleibt. Entschieden wird die Sache eigentlich schon im ersten Akt, in einer Szene, die ich für die beste Lustspielszene halte, die Shaw je geschrieben, wie überhaupt der erste Akt das Muster eines guten Lustspiels genannt werden kann. Das Mädchen, das seinen Willen durchzusetzen weiss, indem es ihn seiner Umgebung imputiert, ist brillant gezeichnet, und ebenso die andern modernen Ausgaben der *Don Juan*-Comparserie. Auch der zweite Akt ist noch gut. Anna versteht es einzurichten, dass sie Tanner auf einer Automobilfahrt nach Spanien begleitet. Damit aber hört die Realistik auf. Der dritte Akt bringt uns nach Spanien in die Sierra Nevada, wo eine aus Engländern zusammengesetzte, von einem ruinierten Juden geführte Räuberbande haust, welche die Reisenden einfängt, und Phantastik und Satire beginnen ein tolles Spiel. Die Hölle tut sich auf, und der wirkliche Don Juan, Donna Anna, der Teufel und die Statue des Gouverneurs werden nach einander sichtbar und führen allerhand Gespräche über Himmel und Hölle, Gott und Teufel, den Mensch und den Übermenschen. Im vierten Akt, dessen Spannung durch Vorgänge aufrechterhalten wird, die sich auf eine andere junge Dame, die ins Moderne übersetzte — oder vielmehr umgesetzte — Elvira beziehen, wird Tanner von seinem Schicksal erreicht, das heisst Annas Mann. Er fügt sich mit einer witzsprudelnden Rede ins Unabänderliche und erklärt, dass er alle etwaigen Hochzeitsgeschenke unversäumt verkaufen und den Erlös für die Verteilung des von ihm verfassten *Handbuchs des Revolutionärs* verwenden werde.

DIES *Handbuch des Revolutionärs* bildet den Anhang des Stücks, richtiger: seine Projektion, denn erst in ihm kommt der tiefere Gedanke des Ganzen zu seinem Recht. Das *Handbuch des Revolutionärs* gibt Shaws Theorie vom Übermenschen. Diese merkwürdige Publikation zeigt Shaw in seinen Stärken und Schwächen, seine starke Kritik der bürgerlichen Gesellschaft in all ihren Manifestationen und sein geringes Vertrauen in die politische Intelligenz der Arbeiterklasse. Hier liegt das Tragische — soweit das Wort berechtigt ist — bei Shaw: er hat für die Gegenwart keine Hoffnung auf irgend eine Klasse der Gesellschaft, und so durchzieht gerade dies *Handbuch des Revolutionärs* ein pessimistischer Zug, den wir in den Stücken Shaws nicht finden. Dort verspottet oder verlacht er die Schwächen der Zeitgenossen, hier bleibt ihm das Lachen im Halse stecken. Er kennt genug Geschichte, um von der Theorie vom einzelnen Übermenschen oder einer Aristokratie von Übermenschen nichts zu halten. »Wir brauchen eine Demokratie von Übermenschen,« sagt er, »und die Erzeugung einer solchen Demokratie ist der einzige Wechsel, der Hoffnung genug darbietet, um unsere Nerven für die Anstrengung zu stählen, die die Revolution erheischt.«

DIE Erzeugung dieser Demokratie von Übermenschen aber werde das Werk der Entwickelung von Ehe und Eigentum sein, wie sie sich uns erst in ihren Anfängen anzeige. Eine neue Art Auslese künde sich an, die immer stärker sich verallgemeinernde bewusste Scheidung von Genuss und Zeugung, die neuen Bedingungen des Existenzkampfes, die Rückwirkungen der Sozialpolitik und des Gewerkschaftskampfes: all das seien Faktoren, die auf eine

Verbesserung der kommenden Generationen hinwirken. Die Sache dürfe aber da nicht bleiben, sondern die Sorge für die kommende Generation, für die Erzeugung einer besseren Rasse, müsse zu einer öffentlichen, bewusst geregelten Angelegenheit werden. »Der einzige fundamentale und mögliche Sozialismus ist die Sozialisierung der Zuchtauslese des Menschen, das heisst der menschlichen Entwickelung. Wir müssen den Hurraschreier ausmerzen, oder seine Stimme wird das Gemeinwesen zu Grunde richten . . .«
IN diese ernsten Betrachtungen — ein Evangelium der Rassenhygiene ohne Rassenkultus — klingt der erste, aus einer Reihe kurzer Essays bestehende Teil des *Handbuchs* aus. Den zweiten bilden Aphorismen, die den Titel *Leitfaden für den Revolutionär* führen. Einige davon sind schon in deutscher Sprache publiziert worden — leider zum Teil in sinnentstellender Übersetzung. Einige andere mögen den Abschluss dieser Skizze bilden.

VERBRECHEN UND STRAFE

Die Gefängnishaft kann so wenig wieder ungeschehen gemacht werden, wie die Todesstrafe.
Solange wir Gefängnisse haben, ist es ziemlich gleichgültig, wer drin sitzt.
Der ängstlichste Mensch im Gefängnis ist der Direktor.

DIENSTBOTEN

Wenn Dienstboten wie menschliche Wesen behandelt werden, lohnt es sich nicht mehr, welche zu halten.
Wenn dem vollendeten Dienstboten sein Herr sich menschlich gegenüberstellt, so fühlt er, dass seine Existenz bedroht ist, und sucht schleunigst seine Stelle zu wechseln.
Herren sind Tyrannen, und Diener sind Tyrannen, aber die Herren sind die abhängigeren.
Ladies und Gentlemen dürfen Freunde im Hundestall haben, aber nicht in der Küche.

TUGENDEN UND LASTER

Die Tugend besteht nicht darin, sich des Lasters zu enthalten, sondern, nicht danach zu verlangen.
Entsagung ist keine Tugend; sie ist nur die Wirkung der Vorsicht vor Schurkerei.
Gehorsam heuchelt Unterordnung, wie Furcht vor der Polizei Ehrlichkeit heuchelt.
Ungehorsam, diese seltenste und mutigste aller Tugenden,, wird selten von Nachlässigkeit, diesem trägsten und gewöhnlichsten aller Laster, unterschieden.

ALLERLEI

Der Reformator, dem die Welt nicht gut genug ist, steht Schulter an Schulter mit dem, der für die Welt nicht gut genug ist.
Jeder Mensch, der über vierzig Jahre alt ist, ist ein Schurke.
Die Jugend, der alles verziehen wird, verzeiht sich nichts; dem Alter, das sich alles verzeiht, wird nichts verziehen.
Wenn wir erst singen lernen *Britons never will be masters,* werden wir der Sklaverei ein Ende machen.
Wer das Schlimme versteht, verzeiht es; wer es empfindet, zerstört es.
Hüte dich vor dem Menschen, der dir deinen Schlag nicht zurückgibt: weder vergibt er dir, noch erlaubt er dir, dir zu vergeben.

AUFOPFERUNG

Aufopferung befähigt uns, andere ohne Erröten aufzuopfern.
Wenn du anfängst, dich für die, die du liebst, aufzuopfern, wirst du damit enden, die, für die du dich aufgeopfert, zu hassen.



PAUL KAMPFFMEYER · ZUR KRITIK DER PHILOSOPHISCHEN GRUNDLAGEN DES MARXISMUS

ES ist diesmal nicht ein böser *Revisionist,* der einen kecken Einbruch in das philosophische Lehrgebäude von Karl Marx unternimmt, sondern ein begeisterter Bannerträger des Marxismus selbst. Und dieser beinahe absichtslose, von keiner umstürzlerischen Leidenschaft beherrschte Einbruch hat nach unserer Meinung vielleicht eine ebenso nachhaltige Minierarbeit an den Fundamenten des Marxismus vollbracht, wie die *revisionistischen* Schriften Bernsteins. Indem der geistvolle Marxist Dr. Max Adler die Grundgedanken der kritischen Philosophie Imanuel Kants mitten im marxistischen System selbst planmässig aufbaut, reisst er in diesem die Grundmauern und Tragebalken ganz ungewollt auseinander. Wir schaffen in dem vorliegenden Aufsatze in erster Linie ein vollständiges, von uns natürlich bewusst abgeschlossenes Bild von dem Zerstörungswerke Dr. Adlers.

MAX Adler beschwört in seinem in die Tiefe gehenden Aufsatz *Kausalität und Teleologie im Streite um die Wissenschaft* in den *Marxstudien*[1]) den genialen kritischen Geist Kants gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus herauf, der ja bisher, wie wir sehen werden, eine Art eiserner Bestandteil des ökonomischen Materialismus von Marx und Engels war.

DAS offene Bekenntnis Adlers zum Kantianismus drängt sich machtvoll aus allen Abschnitten seiner Studie hervor. Überall leuchten die Grundlinien der Kantischen *Kritik der reinen Vernunft* in den Adlerschen Ausführungen auf. Die so greifbare Materie, die so festen Dinge ausser uns bestehen nicht aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit, sondern werden erst unter dem Einfluss der menschlichen Anschauungs- und Denkformen erzeugt:

»Das Ding, der Gegenstand ist so nicht das, was uns gegenüber steht, sondern das, was durch die Regelhaftigkeit unseres Denkens aus dem Empfindungsmateriale immer in gleicher Weise verbunden auf einander bezogen wird und in dieser unausweichlichen Bestimmtheit des Denkens dann jene Einheit gewinnt, welche eben das Ding als der Träger der Eigenschaften im vulgären Verstande besitzt.«[2])

Wie Gussformen den glühenden Metallstrom zu bestimmten Gestalten umschaffen, so verarbeitet der menschliche Erkenntnisapparat den Fluss der auf ihn einstürmenden Eindrücke zu Dingen, Anschauungen und Gedanken. Dieser Fluss wird durch das menschliche Erkenntnisvermögen — man gestatte das Gleichnis — zu allen möglichen raumfüllenden Gegenständen gegossen. Das scheinbar von selbst Gegebene, der Baum wird erst ein Baum unter der regelnden Tätigkeit des menschlichen Erkennens und Denkens.

DIE von einem menschlichen Einzelwesen nach den Verstandesregeln gebildeten Vorstellungsverbindungen erheben den Anspruch auf Allgemeingültigkeit, weil alles individuelle Denken von vornherein eine Beziehung zu einem Denken hat, das nicht individuell, das überindividuell ist. Indem die Menschen sich auf ihr Bewusstsein berufen, berufen sie sich auf die Gesetzlichkeit des Bewusstseins überhaupt. Das Ich als der Ausdruck eines Bewusstseins ist zu-

[1]) *Marxstudien*, herausgegeben von Dr. Max Adler und Dr. Rudolf Hilferding, I. Band /Wien 1904/.
[2]) Vergl. ibid., pag. 288.

gleich der Ausdruck eines gattungsmässigen Bewusstseins, eines allen denkenden Wesen zukommenden Bewusstseins. Die eigenartige Organisation des menschlichen Bewusstseins, nach der das individuelle Denken zugleich eine Beziehung zu einem allen denkenden Wesen eigentümlichen Denken hat, ermöglicht erst das soziale Leben. Der Einzelmensch käme ohne diese Organisation des Bewusstseins nie zum Nebenmenschen. Im Einzelbewusstsein des Menschen liegt schon die Anlage des Menschen zum sozialen Wesen.

DAS Bewusstsein verarbeitet die ihm aus der sozialen Erscheinungswelt fliessenden Eindrücke. Es knüpft diese kausal, nach Ursache und Wirkung, an einander. Eine derartige kausale Verknüpfung aber erschöpft das eigenartige Wesen der sozialen Erscheinungen nicht. Diese Erscheinungen, bestimmte gesellschaftliche Handlungen, werden von den Menschen selbst zur Erfüllung menschlicher Zwecke erzeugt. Überall arbeiten selbstgesetzte menschliche Zwecke in der sozialen Geschichte. Wir lassen uns nicht an der Auffassung genügen, dass zum Beispiel die Wirkungen der menschlichen Überarbeit die Folge bestimmter sozialer Ursachen sind. Wir wollen die Schäden der Überarbeit von uns abwehren, und wir suchen deshalb bewusst auf die Gestaltung der staatlichen Gesetzgebung einzuwirken. Wir wählen je nach unserer Einsicht in die Welt der sozialen Erscheinungen bald diese, bald jene Mittel zur Erreichung des Zwecks einer starken Beeinflussung der Gesetzgebung. Wir suchen gerade nach dem rechten Mittel zu diesem Zweck. Zweck und Mittel stecken wir uns Menschen. Uns beruhigt nicht der Gedanke, dass streng notwendig nach dem Kausalitätsgesetz auf den Zustand von heute der Zustand von morgen folgt, uns interessiert gerade dieser Zustand selbst; unsere Wünsche richten sich auf das Was und Wie des erstrebten Zustandes. Die Art der Veränderung bewegt uns gerade, nicht die Tatsache der blossen Veränderung, der Aufeinanderfolge der Zustände. Das Gebiet der sozialen Erscheinungen ist ein Reich der Zwecke, der Teleologie. Um dieses soziale Gebiet, um die wissenschaftliche Bearbeitung desselben hadern mit einander die Kausalität und die Teleologie.

STAMMLER hat einmal in seinem bekannten Werk *Wirtschaft und Recht* sehr klar die kausale und die teleologische Betrachtungsweise der sozialen Erscheinungen gegenüber gestellt. Er sagt:

»Eine zukünftige, menschliche Handlung kann auf zweierlei Weise vorgestellt werden: entweder wird sie, in ihrem kausalen Werden als notwendig erscheinend, wissenschaftlich erkannt, oder es ist dieses nicht der Fall, sondern sie wird als eine zu bewirkende gedacht. Aber das erste ist in äusserst geringem Masse — nach Anforderungen exakter Wissenschaft bis jetzt eigentlich noch gar nicht — geliefert; es gibt kein einziges sicheres Naturgesetz, wonach die kausale Notwendigkeit kommender menschlicher Taten nach Art etwa des Gesetzes der Schwere eingesehen würde. Aber wie weit dieses immer einmal ausgebessert werden möge — in absoluter Totalität kann es gar nicht alles demnächstige Tun von Menschen erfüllen, weil die hier vorausgesetzte empirische Erkenntnis ihrem eigenen Charakter nach nicht unbedingt und allumfassend sein kann.«[3])

IN dem Herrschaftsbereich des Kausalitätsgesetzes liegt das grosse von der Naturwissenschaft bearbeitete Material. Aber selbst in die Naturwissenschaften tragen moderne Philosophen, wie Rickert, die Zweckvorstellung hinein. Die Teleologie rüstet sich zu einem Eroberungszuge dieser Gebiete der Wissenschaft. In der Naturwissenschaft erheben die Aussagen über die Beziehungen

[3]) Vergl. Rudolf Stammler: *Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung* (Leipzig 1896), pag. 370.

der Vorgänge der Aussenwelt den Anspruch auf Wahrheit. »Soweit unser Denken auf Erkenntnisse,« führt Windelband aus, »das heisst auf Wahrheit gerichtet ist, unterliegen alle unsere Urteile sofort einer Beurteilung, welche entweder die Gültigkeit oder die Ungültigkeit der im Urteil vollzogenen Vorstellungsverbindung ausspricht.« Und Professor Rickert prägt in diesem Sinne das Wort: »Erkennen ist Anerkennen oder Verwerfen.« Von einem Sein der Dinge wissen wir nur im Urteil. Dr. Adler entwickelt eingehend die Ideengänge Rickerts und fasst sie zum Schluss folgendermassen zusammen:

»In der Scheidung des Richtigen und Falschen ihrer Urteile, in diesem Urteilsakte selbst, in der Herausarbeitung einer objektiven Gesetzmässigkeit, ja, zuletzt, doch nicht zumindest, in der Beziehung auf eine Welt von Objekten, die ihr eigentlicher Gegenstand ist, bezieht sich alle Wissenschaft und so auch das Naturerkennen auf einen letzten Wert, den Wahrheitswert, der in einem absoluten Sollen zum Ausdruck kommt, in dem Postulat einer allgemein gültigen Regel der Denkbetätigung und der einheitlichen Ausgestaltung ihrer Resultate.«[4])

Nach Rickert empfinden wir die Anerkennung der Wahrheit als ein Sollen. Gegen diese Ansicht Rickerts macht nun Dr. Max Adler energisch Front. Die Regelhaftigkeit des Denkes bedeutet für dieses durchaus nicht ein Sollen, und die Unterscheidung von *wahr* und *falsch* ist nicht auf ein Sollen zurückzuführen.

JEDES als wahr geltende Urteil erweist sich als mehr, denn als eine blosse Vorstellungsverbindung, ihm haftet der Charakter der Notwendigkeit dieser Verbindung an, und es repräsentiert sich daher als wahr. Diese Notwendigkeit stellt sich als die des logischen Müssens dar.

»Es ist unmöglich, dass ich, sobald ich die Sonne sich über den Himmel fortbewegen sehe und darüber urteile, nicht aussagte, dass sie sich bewege, aber nicht, weil ich so denken soll, sondern weil ich den Vorgang durch meine Denkmittel (Raum — Himmel, Ding — Sonne, Zeit — Ortsveränderung) nicht anders denken kann. Die Denknotwendigkeit, welche also den Urteilen den formalen Charakter der Wahrheit verleiht, ist die des so denken Müssens.«[5])

Wenn ein Urteil als wahr anerkannt werden will, so muss es seinem Wesen nach erst formal wahr sein. Ein nicht denknotwendiges, nicht logisch als wahr sich darstellendes Urteil, erhält das Gepräge der Wahrheit nicht erst durch die Anerkennung, es muss dieses Gepräge schon vorher an sich tragen. Das Anerkennen und Bestreiten eines Urteils fällt aus dem rein logischen Gebiet heraus, das Anerkennen gehört der Ethik an. Wir können einen Tatbestand gar nicht anders denken, und es ist daher sinnlos, diesen Tatbestand als ein Sollen anzusprechen. Der Tatbestand der formalen Denknotwendigkeit enthält kein Atom eines Sollens. Das Gefühl der Evidenz bei der Fällung eines Urteils stellt sich erst ein, wenn das Urteil in die Welt der Tat tritt, wenn es praktisch wird und damit dem Sittengesetz unterstellt ist. Wahrheit ist in erster Linie eine besondere geregelte Art der Vorstellungverbindung. Dem Erkennen ist jede wie immer geartete Wertbeziehung fremd. Im Denken waltet nur eine Denknotwendigkeit.

DIE Wissenschaft eröffnet uns den Einblick nur in eine Seite des Daseins, in das Dasein als Objekt. Die sozialen Erscheinungen als vorgestellte Gegenstände, als Objekte, gliedern sich den Objekten der Naturwissenschaft an. Das

[4]) Vergl. Adler, loc. cit., pag. 272.
[5]) Vergl. ibid., pag. 338.

Geschehen der sozialen Welt wird ebenfalls vermittelst des Kausalitätsgesetzes durch das Bewusstsein, das Erkenntnisvermögen verbunden. In der sozialen Welt wirkt jedoch alle Naturgesetzlichkeit nur »innerhalb eines bestimmten Funktionszusammenhangs, der getragen ist von der Beziehung der Menschen als praktische, das heisst zwecksetzende Menschen auf einander«. DIE Wissenschaft der dem Kausalitätsgesetz unterstehenden Objekte packt aber nicht die Welt in ihrer Vollständigkeit. Ihr entflieht das gewaltige Gebiet des menschlichen Wollens, »die eigentliche Gesetzgebung des Menschen«. Wer eingesehen hat, wie die volle Realität unseres Wesens nur im Wollen liegt, wird die Wissenschaft gar nicht anders mehr betrachten, »denn als Mittel für moralische Zwecke, ... als einen zu realisierenden Wert«. Adler spricht den Gedanken der Vorherrschaft der Moral, des Primats der praktischen Vernunft aus. Die Entwickelung der sozialen Welt wird einem moralischen Ideal zugeführt. Über dem Einganstor der Wissenschaft lässt Adler mit Flammenschrift das Motto *Wissen, um zu leben!* leuchten.

»*Wissen, um zu leben!* muss das echte Motto der Wissenschaft sein, ... durch welches sie erst geadelt wird zu einem wahrhaft menschlichen Unternehmen, das als solches allerwege ein Instrument des Ideals sein muss. *Wissen, um zu leben!* — in diesem Worte bemächtigt sich der Wissenschaft der sittlichsoziale Geist des Menschentums, in dessen immer kräftigerer Erstarkung der volle Atem der Wirklichkeit viel mächtiger lebt, als in der intellektuellen Entwickelung.[6])

AUS den geistvollen Ausführungen des Kantianers Max Adler heben sich mit voller Schärfe drei Gedanken heraus:

1. die Überwindung jeder auf dem naturwissenschaftlichen Materialismus gegründeten Weltanschauung,
2. die notwendige Einbeziehung der bewussten, zwecksetzenden Tätigkeit des Menschen bei allen kausalen Erklärungsversuchen der sozialen Erscheinungen,
3. das Bahnbrechen für die Herrschaft der *praktischen Vernunft*, der Ethik.

FÜR die ganze Tendenz der Adlerschen Arbeit ist es äusserst bezeichnend, dass dieser sich heiss bemüht, die Schöpfer der *materialistischen Geschichtsauffassung* vor dem Vorwurf des Materialismus zu retten. Wir sprechen hier von den Schöpfern der materialistischen Geschichtsauffassung, denn es wäre wahrheitswidrig und ungerecht, wenn wir das grosse Teil der Denkarbeit, das Friedrich Engels an der Begründung der materialistischen Geschichtsauffassung hatte, kurzerhand ausscheiden würden. Marx hebt selbst in seiner berühmten Vorrede *Zur Kritik der politischen Ökonomie* ausdrücklich die Tatsache hervor, dass sich Engels zu der gleichen geschichtlichen Auffassung hindurchgerungen hatte, wie er. Und gerade der Feder von Engels entstammen zumeist die eingehenden materialistisch-historischen Ausführungen, die in die sozialwissenschaftliche Literatur und in die politische Presse der Arbeiterklasse übergegangen sind. Unter den Augen von Marx entstand die Streitschrift von Engels gegen Dühring. Dr. Adler gesteht selbst ein, dass der philosophische Standpunkt von Friedrich Engels sehr nahe an den naturwissenschaftlichen Materialismus heranrückt; er hätte eigentlich ohne weiteres zugeben müssen, dass die philosophischen Anschauungen von Engels ausgesprochen materialistisch sind, dialektisch-materialistisch. Nach Engels sind Denken und Bewusstsein Produkte des menschlichen Hirns. Die Erzeugnisse des menschlichen Hirns können als Naturprodukte dem übrigen Naturzusam-

[6]) Vergl. ibid., pag. 432. Wir hoben einige Worte im Zitat hervor.

menhange nicht widersprechen, sondern nur entsprechen. Die wirkliche Einheit der Welt in ihrer Materialität ist nicht durch ein paar Taschenspielerphrasen, sondern durch eine lange und langwierige Entwickelung der Philosophie erwiesen. Engels entwickelt in seinem *Ludwig Feuerbach* den materialistischen Kern der Ideen dieses Philosophen und wundert sich darüber, dass Feuerbach tatsächlich ein gewisses Vorurteil gegen den Namen *Materialismus* hat:

»Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich ihm schliesslich die Einsicht auf, dass die Hegelsche vorweltliche Existenz der *absoluten Idee,* die *Präexistenz der logischen Kategorieen,* ehe denn die Welt war, weiter nichts ist, als ein phantastischer Überrest des Glaubens an einen ausserweltlichen Schöpfer; dass die stoffliche, sinnlich wahrnehmbare Welt, zu der wir selbst gehören, das einzig Wirkliche, und dass unser Bewusstsein und Denken, so übersinnlich es scheint, das Erzeugnis eines stofflichen, körperlichen Organs, des Gehirns, ist. Die Materie ist nicht ein Erzeugnis des Geistes, sondern der Geist ist selbst nur das höchste Produkt der Materie. Dies ist natürlich reiner Materialismus. Hier angekommen, stutzt Feuerbach. Er kann das gewohnheitsmässige, philosophische Vorurteil nicht überwinden, das Vorurteil nicht gegen die Sache, sondern gegen den Namen des Materialismus.«[7])

Engels stimmt dem Philosophen Feuerbach bei, dass der naturwissenschaftliche Materialismus die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wissens sei:

»Es handelt sich also darum, die Wissenschaft von der Gesellschaft, das heisst den Inbegriff der sogenannten *historischen und philosophischen Wissenschaften* mit der materialistischen Grundlage in Einklang zu bringen und auf ihr zu rekonstruieren.«

Diese Ausführungen Engels' schlagen alle Versuche, die Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung, Marx und Engels, aus dem Anhängerkreis der naturwissenschaftlichen Materialisten fortzurücken und sie als blosse Realisten zu stempeln, sofort tot. Dr. Adler ist wohl selbst die geringe Tragfähigkeit einer Beweisführung zu gunsten der nur realistischen Weltanschauung von Marx und Engels zum Bewusstsein gekommen, denn er schliesst an diese sehr spitzfindige Argumentation den Satz an:

»Gewiss werden diese Ausführungen nicht so missverstanden werden können, als ob sie behaupteten, Marx habe mit dem Materialismus gar keine oder nur schwache Fühlung gehabt. Im Gegenteil soll gar nicht verkannt werden, dass er gar keiner anderen philosophischen Richtung näher gestanden hat, als dieser.«

DIE Vorstellungen von Marx und Engels über die Entstehung der Ideen im Menschenkopfe gleichen auf ein Haar den Anschauungen des von der Erkenntnistheorie völlig unberührt gebliebenen naturwissenschaftlichen Materialismus. Das Ideelle ist nach Marx nichts anderes, als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle. Er verdammt das menschliche Bewusstsein zur passiven Rolle eines die materiellen Gegenstände aufnehmenden Spiegels. Das menschliche Bewusstsein ist aber mehr, als ein blosser Wasserspiegel, der die Sonne und Sterne, kurz die ganze Welt, nur in ihrer Eigenart wahrheitsgetreu aufnimmt. Das menschliche Bewusstsein ist wesentlich schöpferisch an der Gestaltung von Sonne und Sterne beteiligt, die nach der Auffassung der naiven Menschen in der Aussenwelt in greifbarer Wirklichkeit vorhanden sind und vom Bewusstsein nur widergespiegelt werden. Den Inhalt des Bewusstseins sucht Marx immer dem Sein zu entnehmen. Das Sein ist aber bereits durch das Bewusstsein gegangen und nach den Regeln des Vor-

[7]) Vergl. Friedrich Engels: *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie* /Stuttgart 1888/, pag. 21.

stellens und Denkens verarbeitet worden. Die Kritik, deren Gegenstand die Kultur ist, kann nach Marx nicht irgend eine Form oder ein Resultat des Bewusstseins zur Grundlage haben, ihr kann nicht die Idee, sondern die äussere Erscheinung nur als Ausgangspunkt dienen. Der Sozialismus ist gleichsam nach Marx eine äussere erkennbare materielle Erscheinung. Engels sagt:

»Der moderne Sozialismus ist seinem Inhalte nach zunächst das Erzeugnis der Anschauung, einerseits der in der heutigen Gesellschaft herrschenden Klassengegensätze von Besitzenden und Besitzlosen, Kapitalisten und Lohnarbeitern, andererseits der in der Produktion herrschenden Anarchie.«

Die Wurzeln der neuen sozialistischen Theorie liegen in den materiellen ökonomischen Tatsachen. Der Konflikt, dem der Sozialismus seine Entstehung verdankt, kann gleichsam mit Händen gepackt werden, er ist ein Konflikt zwischen den Produktivkräften und der Produktionsweise, er stellt sich nicht dar als ein in den Köpfen der Menschen entstandener Konflikt, wie etwa der »der Erbsünde mit der göttlichen Gerechtigkeit«, sondern er ist »in den Tatsachen, objektiv, ausser uns, unabhängig vom Wollen und Laufen selbst der Menschen« vorhanden, die ihn herbeigeführt haben. Der moderne Sozialismus ist nichts als der Gedankenreflex dieses tatsächlichen Konflikts.

DER Marxismus hat den naturwissenschaftlichen Materialismus bisher zu seiner Grundlage genommen. Er kann dieses Fundaments völlig entraten. Viele sozialwirtschaftlichen Erscheinungen, die er zur Erklärung bestimmter kultureller Institutionen heranzieht, bleiben als solche bestehen, auch wenn man sich der Erkenntnisprozesse klar geworden ist, durch die sie im menschlichen Bewusstsein zu stande gekommen sind. Aber notwendig erscheint eine Umtaufung der *materialistischen Geschichtsauffassung* in eine *ökonomisch-soziale Geschichtsauffassung.*

ADLER hat das Verdienst, die Berechtigung der kausalen Auffassungsweise in der Sozialwissenschaft gegenüber den teleologischen Stürmern vom Schlage Rickerts nachgewiesen zu haben. Gewiss, die Bestimmung des sozialen Zustandes der Zukunft aus dem sozialen Zustand der Gegenwart hat seine ungeheuren Schwierigkeiten. In der sozialen Welt treten zwecksetzende Menschen auf. Wollen wir uns über die Zukunftsaktionen dieser Menschen aussprechen, so müssen wir auf ihre wesentlichen Anschauungen, die sie sich von der Welt, von ihrem Verhalten zu ihren Mitmenschen gebildet haben, eingehen und die Machtentfaltung und Wirksamkeit ihrer Zweckverbände richtig werten. Wir werden tausendmal bei der Vorherbestimmung der Handlungen bewusster Menschen in die Irre gehen. Es ist eine falsche Vorstellung der Marxisten, dass wir Menschen die Notwendigkeit des Eintritts der zukünftigen sozialistischen Gesellschaftsordnung direkt aus der technisch-ökonomischen Entwickelung der Produktivkräfte ablesen können. Bei der Betrachtung sozialer Umwälzungen legt Karl Marx den entscheidenden Wert auf die technisch-ökonomische Veränderung der Produktion, auf die materiellen naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzungen in den ökonomischen Produktionsbedingungen. Gerade die politischen, rechtlichen und religiösen Vorstellungen, die sich die Menschen über die von ihnen bewirkten sozialen Umwälzungen selbst bildeten, werden ganz ungebührlich in den Hintergrund gedrängt. Und doch bestimmten sie gerade vielfach die besondere Art der menschlichen Aktionen. Und diese

von den bewussten Vorstellungen der Menschen ausgehenden Handlungen sind doch ohne die eingehende Würdigung dieser Vorstellungen gar nicht zu verstehen. Marx wurde zu dieser ganz unbegründet niedrigen Einschätzung der *ideologischen* Vorstellungen durch seine Grundanschauungen von dem geringen Einfluss — oder man möchte direkt sagen: von der Einflusslosigkeit — des menschlichen Bewusstseins und Willens auf die sozialen Umwälzungen verführt. Marx bezeichnet in der berühmten Vorrede zum *Kapital* folgende Ideen, die einer seiner Kritiker über seine sozialen Grundanschauungen entwickelt hat, als völlig zutreffend:

»Marx betrachtet die gesellschaftliche Bewegung als einen naturgeschichtlichen Prozess, den Gesetze lenken, die nicht nur von dem Willen, dem Bewusstsein und der Absicht der Menschen unabhängig sind, sondern vielmehr umgekehrt deren Willen, Bewusstsein bestimmen . . .«[8])

Im Kopfe von Marx scheint immer bei der Entwickelung seiner eigenartigen ökonomisch-technischen Umwälzungsideen der Gedanke mitunterzulaufen, der Konflikt zwischen den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen sei gleichsam in der Anschauung gegeben, sei naturwissenschaftlich treu direkt zu erfassen. Der Vorstellung von dem Hinauswachsen der gesellschaftlichen Produktivkräfte über eine bestimmte gesellschaftliche Produktionsordnung liegt aber ein komplizierter Vorgang der Einschätzung dieser Kräfte und ein Vergleich dieser Kräfte mit dem Zweck und der Leistung einer gegebenen gesellschaftlichen Produktionsordnung zu Grunde. Diese Vorstellung senkt ihre Wurzeln tief in den eigentlichen Grund und Boden der Teleologie hinein. Es wird bei dieser Marxschen Umwälzungstheorie vorausgesetzt, dass die Produktionsordnung einer bestimmten Zeit dem Zweck der Förderung der Produktivkräfte dient. Ob sie diesen Zweck erfüllt, ergibt die richtige Beurteilung der vorhandenen Produktivkräfte. Der Vergleich zwischen den Produktivkräften und der Produktionsordnung stellt die Vorstellung von der Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer gegebenen Produktionsordnung in Bezug auf die Entwickelung oder Hemmung der Produktivkräfte fest. Wir haben es hier mit dem Prozess einer sehr komplizierten Urteilsbildung zu tun. Der Mensch hat hier bereits eine Zweckbeziehung zwischen den Produktivkräften und den Produktionsordnungen geschaffen. Das Urteil über die Nützlichkeit, Schädlichkeit, Überflüssigkeit beruht auf der Grundvorstellung von einem Zweck der Produktionsordnung überhaupt. Und da diese Ordnung den sozialen Zweck einer Entwickelung der Produktivkräfte nicht mehr erfüllt, wird sie als überflüssig betrachtet. NICHT restlos lassen sich ganze Reihen sozialer Zusammenhänge auf bewusste Aktionen gesellschaftlicher Gruppen zurückführen. Die Produktivkräfte schaffen für menschliche Zwecke, aber sie werden bisher nur unvollkommen von den Gruppen, die heute die Verfügungsgewalt über sie haben, beherrscht. Aber die verheerende Wut der ungezügelten Produktivkräfte erweckt zugleich bewusste Gegenmassregeln, namentlich von seiten der Klassen, die am eigenen Leibe das blinde Toben dieser Kräfte erfahren. Das elementare Handeln der Massen wird in einheitliche, wohl überdachte, zweckmässige Bahnen geleitet. Bei aller Anerkennung des Gedankens, dass sich heute zahlreiche Aktionen noch der energischen Steuerung des planmässigen, zwecksetzenden Bewusstseins entziehen, ist doch die Schilderung der gesellschaftlichen Ent-

[8]) Vergl. Karl Marx: *Das Kapital*, I. Bd., 4. Aufl. /Hamburg 1890/, pag. XVI.

wickelung als einer dem bewussten Willen völlig entschlüpfenden, von elementaren, den Menschen fremden Naturgesetzen beherrschten sozialen Umwälzung eine ganz unhaltbare Übertreibung.

DIE Adlersche Studie klingt aus in die begeisterte Verkündigung eines sittlichen Ideals. Die Wissenschaft muss sich zu einem wahrhaft menschlichen Unternehmen gestalten. Sie hat sich zu erfüllen mit dem sittlich-sozialen Geist des Menschentums. Adler schliesst weit die Pforten des grossen Reichs der Ethik auf. Die Gesetzmässigkeit des Wollens kündigt sich im Sittengesetz mit seinem Sollen an. Der Mensch schafft der Gesetzmässigkeit des Wollens äussere Geltung, und er wird ein Neuschöpfer und Wandler der irdischen Welt. Die Ethik spielt hier eine weltumwälzende Rolle. Sonst tritt das Sittliche meist in den marxistischen Schriften, so zum Beispiel in Engels' *Anti-Dühring*, in der gedrückten, dienenden Stellung der Magd auf. Der Mensch, das Sittengesetz erfüllend, steht mit seinem sittlichen Urteil nicht richtend über der Produktionsordnung, sondern sein ethisches Urteil wird von dieser Ordnung selbst bestimmt. Die ethischen Werturteile des Menschen über eine Produktionsordnung haben nichts Selbstherrliches, Autonomes an sich, sondern sie hängen in ihrem ganzen Dasein auf das engste von der Lebensfähigkeit oder Lebensunfähigkeit dieser Produktionsordnung ab. Der Verteilungsmodus einer Produktionsordnung erweckt erst die ethische Vorstellung von der Ungerechtigkeit dieser Ordnung, wenn die Ordnung selbst im Niedergang begriffen ist. Die Ethik tritt in die denkbar engste Verbindung zu dem Entwickelungsstande der jeweiligen Produktionsordnung. Friedrich Engels schreibt:

»Die erwachende Einsicht, dass die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen unvernünftig und ungerecht sind, . . . ist nur ein Anzeichen davon, dass in den Produktionsmethoden und Austauschformen in aller Stille Veränderungen vor sich gegangen sind, zu denen die auf frühere ökonomische Bedingungen zugeschnittene gesellschaftliche Ordnung nicht mehr stimmt.«*)

Wird wohl Dr. Adler, der begeisterte Apostel der Lehre vom Primat der praktischen Vernunft, die Ethik aus der Aschenbrödelstellung, die sie bisher noch in den marxistischen Schriften einnimmt, herausreissen und zur herrschenden Königstochter emporheben?

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

LADISLAUS GUMPLOWICZ · DAS RUSSISCHE KAISERTUM UND DIE REVOLUTION

SEIT drei Jahrhunderten ist der moskowitische Erobererstaat fast unaufhörlich nach allen Seiten hin gewachsen. Der Ausgangspunkt dieses Wachstums hat seinen vorherbestimmten Platz auf der Landkarte: er liegt gerade im Herzen des kontinentalsten Teils von Europa, annähernd gleich weit entfernt vom Eismeer und vom Schwarzen Meer, der Ostsee nicht viel näher, als dem Kaspischen Binnenmeer. Auf dieser weiten Ebene mit ihren langen, eisigen Wintern, die jäh in kurze sengend heisse

*) Vergl. Friedrich Engels: *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, 2. Aufl. [Zürich 1886], pag. 253.

Sommer umschlagen, auf dieser nach allen Seiten schutzlos offenen Fläche, über welche Stürme und Eroberer ohne Widerstand dahinfegten, hatten Natur und Geschichte ein Geschlecht von Menschen gezüchtet, die es gelernt hatten, der Eiseskälte und dem Sonnenbrand gleichmütig stillzuhalten, vor den Eroberern aus Nord und Süd sich schweigend zu ducken. Geduldige Menschen, deren höchste Tugend die Passivität war. Die selbst den Hunger besiegten, indem sie monatelang fast regungslos und wortlos auf der Ofenbank lagen, um ihr Restchen Lebenskraft beisammenzuhalten bis zur neuen Ernte. Und wie die Ernte des Schnitters, so harrten diese geduldigen Menschenmassen des Eroberers. Wer wohl die ersten Schnitter waren? Wir wissen es nicht; der Nebel der Urgeschichte verhüllt sie. Die ersten, die aus dem Nebel hervortreten, sind die Chazaren, schwarzäugige, straffhaarige Reiter aus den Steppen des Südostens. In den Hafenstädten am Schwarzen Meer, wo Griechentum und Judentum sich kreuzten, hatten ihre Fürsten den jüdischen Glauben kennen gelernt und sich zu ihm bekehrt. Diesem Beispiel der Chazarenchane folgten, so scheint es, nicht nur ihre eigenen Krieger, sondern auch viele aus den unterworfenen Stämmen. Auf diese türkenähnlichen Reiter mit den biblischen Namen folgten heidnische Seefahrer aus dem Nordwesten, die Waräger aus dem schwedischen Lande Rhos, welche an dem von streitbaren Esthen bewohnten Küstenstrich vorbei die Flüsse hinaufruderten, um die slawischen Ackerbauer der Waldlichtungen sich untertan zu machen; vom Ilmensee und Peipussee drangen sie südwärts und trieben mit ihren zweischneidigen Schwertern die Chazaren vor sich her. So zahlt von nun an nicht mehr den Chazaren Zins, sondern mir! gebot der Waräger Rurik den erschreckten Bauernschaften der Ebenen. Aber hatte das Judentum die Chazaren für sich gewonnen, so wusste das Byzantinertum die Waräger in seinen Bannkreis zu ziehen. Aus der Wikingertochter Helga wurde die christliche Grossfürstin Helene, nordische Rauheit verschmolz mit griechischer Arglist. Von nun an breiteten die Waräger ihre kleinen zersplitterten Feudalstaaten immer weiter über die Ebenen aus, zahllosen Slawen- und Finnenstämmen Zins auferlegend, selbst slawisiert und verchristlicht und die Finnen verchristlichend und slawisierend — bis ein neues zerstörendes Unwetter von Südosten heranbrauste: der Mongolensturm.

ALS sich dieser Sturm nach ein paar Jahrhunderten verzogen hatte, waren Menschen und Dinge gründlich verändert. Fast der ganze Westen und Südwesten der alten Warägerlande, ganz Weissruthenien und ganz Ukraina hatte nach argen Verwüstungen schliesslich bei den Litauern Schutz gesucht und gefunden, mancher Fürst skandinavischen Blutes und griechisch-christlichen Glaubens wurde zum Vasallen dieser tapferen heidnischen Bärenjäger, deren Sprache das reinste Arisch ist, das die Wissenschaft kennt, und die in ihren unzugänglichen sumpfigen Wäldern noch im XIV. Jahrhundert den Donnergott Perkunas und die Liebesgöttin Milda verehrten. Und als dann der litauische Grossfürst Jagello sich mit der Polenkönigin Jadwiga vermählte und um ihretwegen das römische Christentum annahm, da wurde durch die Union mit Polen auch Litauen in den Kreis römisch-abendländischer Gesittung gezogen, und mit Litauen auch Weissruthenien und Ukraina bis über den Dnieper hinaus. So umfasste nun das polnisch-litauische Doppelreich die klimatisch so wohlcharakterisierte Übergangszone zwischen dem milden Seeklima West-

europas und dem schroffen Landklima Russlands, symmetrisch zu beiden Seiten jener Einschnürungsstelle zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee, wo sich das Festland Europas noch einmal verengt, um sich dann endgültig zu asiatischer Massigkeit auszuweiten. In dieses Übergangsgebiet waren frühzeitig von Westen und Süden her mannigfaltige Kulturkeime eingedrungen und gelangten zu hoher Blüte und eigenartiger Ausprägung. Weiter ostwärts aber war so ziemlich alle europäische Kultur in Grund und Boden gestampft worden, bis auf rein äusserlichen, sich christlich nennenden Formelkram; was etwa in den Grenzstrichen noch stehen geblieben war, wie die volkreiche Hansestadt Nowgorod (Neugarten), das zerstörten in blinder Wut die christlichen Grossfürsten von Moskau selbst, die nur um den Preis ebenbürtige Gegner der Tartarenchane geworden waren, dass sie ihre eigene Regierungskunst durch und durch tartarisiert hatten und an brutaler Barbarei mit ihren Lehrmeistern wetteiferten. So stand nun jene unheilvolle Macht fertig da, welche seither bis auf den heutigen Tag jeden Fortschritt in Europa mit roher Faust zu unterdrücken beflissen war: eine knutenschwingende Despotie nach tartarischem Vorbild, gestützt und zu schrankenloser Willkür aufgestachelt von einem an byzantinischen Ränken geschulten Priestertum und getragen von einer millionenköpfigen Masse arbeitsamer, geduldiger, unwissender Bauern, deren höchste Weisheit es nach wie vor war, sich vor Gewalttat und Übermacht gottergeben zu ducken. Das Gewicht dieser Masse war breit und schwer genug, um sich über kleinere, wenn auch kulturell höher stehende Länder zermalmend hinzuwälzen und an Stelle selbständiger Geistesentwickelung die stupide russische Theokratie auszubreiten.

ABER noch verspürte man in Westeuropa nichts von der heranwachsenden neuen Grossmacht. Zwischen Westeuropa und Russland lag Polen, damals ein starker, wehrhafter Staat, ein Zentrum intensiven geistigen Lebens und eine Zufluchtsstätte religiöser Toleranz. Erst als im Laufe des XVII. Jahrhunderts Gegenreformation und Jesuitenherrschaft Polen entnervt hatten, da hatte das Zarentum freies Spiel: es nistete sich in dem immer ohnmächtiger werdenden Polen ein und hintertrieb systematisch alle Reformversuche, bis es die Teilung Polens herbeiführte und damit der unmittelbare Nachbar Deutschlands und Österreichs und der eigentliche Oberherr Europas wurde.

INDES, genug der geschichtlichen Erinnerungen! Stellen wir lieber die Frage: Woher kommt dieser unerhörte, unaufhaltsame Expansionsdrang, der die russischen Waffen zu fünf Meeren trug, der so viel jahrhundertealte Kulturarbeit vernichtet hat, der aus so weiten Gebieten den abendländischen Kalender verdrängt hat zu gunsten des um dreizehn Tage nachhinkenden morgenländischen, die lateinische Schrift zu gunsten der bizarren griechisch-russischen Zeichen, der den Halbmond immer weiter nach Süden, das römische und das evangelische Kreuz immer weiter nach Westen zurückdrängte zu gunsten des realistischen russischen Marterholzes mit dem schiefgestellten dritten Querbalken?

DIE Antwort lautet: Das Flächenwachstum war deshalb ein so enormes, weil es das fast völlig fehlende Tiefenwachstum ersetzen musste. Ein Staat, dessen Bürger von Generation zu Generation zivilisierter, gebildeter und wirtschaftlich tüchtiger werden, kann an Macht und Volkszahl gewaltig zunehmen, ohne seine Grenzen zu erweitern; ein Staat, der mit seinem Boden und seinen Ein-

wohnern Raubbau treibt, muss immer neuen Raub haben, oder er bricht zusammen. Ein Ameisenhaufen mag jahrelang an einem Orte bleiben; ein Heuschreckenschwarm muss wandern, oder er stirbt.

UND Raubbau treibt Russland mit Land und Volk. Den fruchtbarsten Boden Europas, die *schwarze Erde*, hat menschliche Misswirtschaft künstlich entwertet. Elende hölzerne Pflüge, kaum mit einem Stückchen dünnen Blechs beschlagen, haben die Oberfläche des Ackerlandes längst zu Pulver zerstäubt, während wenige Zoll tiefer noch unberührter Humus brachliegt. Alljährlich sterben Hunderttausende arbeitsamer Menschen den Hungertod. Aber der Bauer kann sich keinen besseren Pflug kaufen, denn einer schwindelhaften Industrieblüte zuliebe hat man die Zölle auf Eisenwaren wahnwitzig in die Höhe geschraubt, bevor die inländische Industrie Ersatz schaffen konnte. Gute Pflüge sind also teuer; der Bauer aber hat kein Geld, denn ein täppisch-brutales Steuersystem schröpft ihn bis aufs Blut und liefert ihn den Wucherern aus. Und hätte der Bauer auch Geld, so ist zunächst noch die Frage, was er damit anzufangen wüsste; denn man hat die Schulen, soweit sie vorhanden waren, vorsätzlich einem unwissenden und trunksüchtigen Pfaffentum überantwortet, damit das Volk durch weltliche Bildung nicht rebellisch werde.

DIE Regel ist: Ein Land, das fünfzig Jahre lang unter russischer Verwaltung steht, ist ein armes Land geworden. Geknechtet, geknebelt, geplündert liegt es darnieder; sein früherer Reichtum ist in die Taschen diebischer Bureaukraten gewandert, die Quellen neuen Reichtums sind verstopft. Folglich muss Russland seine Riesenmassen passiven, beliebig lenkbaren Menschenmaterials immer wieder zu neuen Eroberungen verwenden. Wie nach dem seligen Nassau W. Senior der gesamte Profit des Fabrikanten von der *letzten Stunde* des Arbeitstages abhängen sollte, so hängt der Reichtum und die Grossmachtstellung des Zarentums jeweilen von der zuletzt eroberten Provinz ab, während im Innern chronische Hungersnöte grassieren. So gleicht der zarische Erobererstaat einem um sich fressenden Geschwür, das im Zentrum längst alles Gewebe zum Absterben gebracht hat, während es, an der Peripherie fortschreitend, frische Entzündungsherde hervorruft.

ABER damit ein solches Raubsystem dauern könne, dazu ist eines notwendig: die Bewohner der unterjochten und ausgesaugten Provinzen müssen von der russischen Theokratie assimiliert werden, sie müssen sich in geduldige, gläubige, lenksame Mushiks verwandeln. Das wurde aber um so schwieriger, je mehr das Zarentum von seiner Geburtsstätte, der zentralrussischen Ebene aus, weiter und weiter nach Europa hinein vordrang. Die armen gedrückten weissruthenischen Bauern, deren Land über ein Jahrhundert lang der Schauplatz verwüstender Grenzkriege gewesen war, in die russische Orthodoxie hineinzuprügeln, war im ganzen nicht allzuschwer; aus den Letten und den Litauern orthodoxe Russen zu machen, ist nicht gelungen und wird nicht gelingen. Den Ukrainern (Ruthenen), die heute im russischen Staatsgebiet allein über zwanzig Millionen Menschen zählen, wurde der öffentliche Gebrauch ihrer Sprache in Wort und Schrift streng verboten; höchstens ein bisschen Dialektpoesie wurde ab und zu in Gnaden erlaubt. Als in der Hauptstadt Ukrainas, in Kiew, ein Slawistenkongress, der Kongress der Erforscher slawischer Sprachen, stattfand, hielten die gelehrten Herren in der Eröffnungssitzung Begrüssungsreden in sämtlichen slawischen Sprachen, nur nicht auf ukrainisch;

das hatte die Polizei verboten. Sogar der Name *Ukraina* wurde gesetzlich verpönt und durch das offizielle Lügenwort *Kleinrussland* ersetzt. Trotz alledem aber, nach zwei Jahrhunderten systematischer Renegatenzüchtung, sind die Ukrainer noch immer Ukrainer geblieben und keine *Kleinrussen* geworden. Noch stärker ist der Widerstand bekanntlich in Finnland, in Polen, in Georgien und in Armenien. Wie sich die Finnländer, durch immer neue gouvernementale Schandtaten vorwärtsgepeitscht, binnen wenigen Jahren vom friedlichen passiven Widerstand zum Terrorismus entwickelt haben, ist allbekannt. Und was in Georgien und in Armenien seit Jahresfrist vorgeht, ist der Anfang vom Ende der Russenherrschaft südwärts des Kaukasus.

UND Polen?

WER verstehen lernen will, warum das russische Reich in seinen jetzigen Grenzen kein demokratischer oder auch nur ehrlich parlamentarischer Staat werden kann, es sei denn, es verwandle sich zugleich in einen Bundesstaat lockerster Art, der blicke nach Russisch Polen. Ein Land, wo die Menschen fast viermal so dicht beisammen wohnen, wie durchschnittlich sonst im europäischen Russland; ein Land, wo trotz des unausgesetzten Kampfes zwischen der verhassten russischen Staatsschule und dem heimlichen polnischen Privatunterricht die Zahl der Analphabeten um ein Vielfaches geringer ist, als in Russland; ein Land, wo die Grossindustrie im Verhältnis zur Bevölkerungszahl um ein Vielfaches stärker ist, als in Russland; ein Land, wo die Tradition des Parlamentarismus und verfassungsmässig verbürgter persönlicher und politischer Freiheit zahlreicher Volksschichten ebenso alt ist, wie in Russland die Tradition der Despotie: kann ein solches Land anders unter russischer Botmässigkeit erhalten werden, als durch die nackte Gewalt? Achtung vor den Vertretern der russischen Staatsgewalt empfindet in Polen kein Mensch; nur die Furcht vor den Bajonetten und Kanonen war es, was diesem ebenso bestechlichen, wie rüden Gesindel bisher einen äusserlichen und unaufrichtigen Gehorsam gesichert hatte. Und jetzt versagt auch diese Furcht — — —

UND während die Nachrichten aus Warschau und Lodz, aus Radom und Ostrowiec, aus Czenstochau und Sosnowice laut bekunden, dass das Zarentum im Westen an der Grenze seines Wachstums angelangt ist, bekunden die Nachrichten aus der Mandschurei das gleiche für den fernen Osten. Während im Westen das Proletariat eines seit hundert Jahren unterdrückten Volkes sich erhoben hat, um gegen den russischen Imperialismus und für den Sozialismus zugleich zu kämpfen, führt im Osten eine noch unabhängige Nation vorbeugend seine wuchtigen Hiebe gegen das Untier, das eben den Rachen aufsperren wollte, um sie zu verschlingen. Und die Hiebe sitzen. Auch dort ist das Zarentum, nachdem es so viele wehrlose kleine Hirten- und Bauernvölkchen eingeschluckt hat, endlich auf einen widerstandsfähigen Gegner gestossen. Auch dort kann es nicht mehr weiter. Nach beiden Richtungen hin haben die Bakterien des fressenden Geschwürs sich allzu weit entfernt von dem Orte verminderten Widerstandes, wo sie sich zuerst eingenistet hatten; sie treffen auf gesundes, widerstandsfähiges Gewebe, das den Giftkeimen nicht erliegt, sondern sie tötet. Kann sich aber das fressende Geschwür nicht mehr ausbreiten, so muss es vernarben und schwinden. Das Zarentum hat aufgehört, zu wachsen; folglich muss es zerfallen und wird zerfallen in den konstitutionellen russischen Nationalstaat und in die Freistaaten der bisher von Russland

unterjochten Nationen. Und damit erst wird freie Bahn geschaffen sein für eine normale Entwickelung des Sozialismus, hier wie dort.

× × ×

ABER der Kapitalismus? Hat er sich denn nicht schon innerhalb des absolutistischen Staates entwickelt? Und hat er nicht schon innerhalb des Zarentums ein modernes russisches Proletariat und eine moderne Arbeiterbewegung geschaffen?

JE nun, wenn ein Samenkorn im Keller keimt, so wird's auch eine Pflanze, aber fragt mich nur nicht, was für eine. Im eigentlichen Russland fehlen für eine normale industrielle Entwickelung zwei Hauptbedingungen: Bewegungsfreiheit und ein aufnahmefähiger innerer Markt. Das Einkommen des typischen russischen Kapitalisten ist denn auch grossenteils kein industrieller Mehrwert, sondern stammt aus *ursprünglicher Akkumulation,* und zwar einer Akkumulation der waldursprünglichsten Sorte: Regierungssubventionen, in die sich die letzte Kuh und das letzte Ackergerät gepfändeter und dem Verhungern preisgegebener Bauern umsetzt; konzessionierte Waldverwüstungen in den neueroberten Provinzen; vor allem aber enorme Zahlungen aus der Staatskasse für liederlich, betrügerisch oder auch überhaupt nicht ausgeführte staatliche Lieferungen. Der Imperialismus braucht strategische Eisenbahnen, braucht Kriegsschiffe, braucht Waffen, braucht Festungsbauten, braucht Nahrung und Kleidung für Hunderttausende von Soldaten. Bei alledem kann man stehlen; der Kapitalist gibt einige Zehntausende von Rubeln auf Trinkgelder für die Beamten aus — und hat den Freibrief erlangt, den Staat um Millionen Rubel zu betrügen. Das schafft Ersatz für die fehlende Kaufkraft der ausgeplünderten Bauern und der elend bezahlten Arbeiter. Und das Raubsystem ist so allgemein, dass der einzelne Industrielle schon ein Idealmensch oder ein dummer Kerl sein muss, wenn er nicht mitstiehlt. Die spezifisch russische Abart des Imperialismus lenkt also die Bourgeoisie ab von ihrer ökonomischen Mission, der Mehrwertanhäufung mit Hilfe progressiver Steigerung der Produktivität der Arbeit, indem sie es ihr ermöglicht, sich fortgesetzt rein parasitisch durch unproduktiven Raub zu bereichern. Sie schafft eine Afterbourgeoisie, welche, statt dem Absolutismus gegenüber revolutionär aufzutreten und ihn im Kampfe um Bürgerrechte und Menschenrechte niederzuringen, um die Wette mit der Bureaukratie vor dem Staate kriecht, um den Staat bestehlen zu können. Eine solche Bourgeoisie konnte sich mit dem Absolutismus recht wohl vertragen. So wuchs denn auch das junge russische Proletariat in der Kerkerluft des Absolutismus auf. Alles vereinigte sich, um in dem auf dem Lande geborenen russischen Industriearbeiter den glaubensfrommen, zarentreuen Mushik lebendig zu erhalten: das von feudal-ständischem Geiste durchtränkte Gesetz, das ihn bis ans Lebensende als *Krestjanin* (*Bauer*) betrachtet und behandelt, der Mangel revolutionärer Tradition bei den Städtern, der Mangel jeglicher Vereins- und Versammlungsfreiheit, endlich und vor allem die Zensur, die der volkstümlichen, nach Schreibweise, Umfang und Preis den Arbeitern zugänglichen Literatur gegenüber mit besonders misstrauischer Schärfe gehandhabt wird. Aber auch jene radikalen Akademiker, aus deren Reihen die Führer der russischen Arbeiterbewegung hervorgegangen sind, haben diese künstlichen Schranken freier Geistesentfaltung vielfach nur teilweise übersprungen. Ihnen

allen ist auf der Schulbank eine gröblich gefälschte Geschichtschreibung eingepaukt worden; und sie alle mussten durch die Schule der russisch-orthodoxen Theologie und ihrer byzantinischen Spitzfindigkeiten und Sophistereien hindurch. Natürlich haben sie dem Zarenglauben im religiösen, wie im politischen Sinne längst den Rücken gekehrt; aber der allrussische Imperialismus und die byzantinische Sophisterei sind nur zu oft haften geblieben. Nur dadurch wird es verständlich, dass die im Ausland residierenden Führer der *Russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei* in der Bekämpfung der Unabhängigkeitstendenzen der von Russland unterjochten Nationen eine ihrer dringendsten Aufgaben erblicken; nur so ist es zu erklären, dass seit Beginn des Krieges die selben Führer weder den inneren Hader unter sich, noch den brudermörderischen Kampf gegen die russischen *Sozialrevolutionäre*[1]) und gegen die sozialistischen Parteien der unterjochten Nationen auch nur zwei Wochen lang haben ruhen lassen, dass aber die *Russische sozialdemokratische Arbeiterpartei* von ihrem zweiten Parteitag /Herbst 1903/ bis tief in den Herbst 1904 hinein keine einzige Nummer eines Arbeiterblattes hat erscheinen lassen. Dafür erschienen allmonatlich vier Nummern der *Iskra*, angefüllt mit ebenso gelehrten, wie giftigen polemischen Artikeln, die nicht einmal jeder Akademiker versteht, geschweige denn ein Arbeiter; in diesen Artikeln wurde den Mitgliedern all jener sozialistischen Parteien im Zarenreiche, welche die Anschauungen der *Iskra* nicht billigen, haarscharf nachgewiesen, dass sie im Grunde nur ganz gemeine Bourgeois seien. Ausserdem erschien eine stattliche Serie von Broschüren, worin die seit dem zweiten Parteitag offiziell so bezeichnete *Mehrheit der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei* (Richtung Lenin) polemisch vernichtet wurde; die *Mehrheit* liess ihrerseits eine ansehnliche Zahl von Broschüren erscheinen, deren spezieller Zweck es ist, die *Minderheit der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei* (Richtung Plechanow) kritisch zu bekämpfen[2]). Eine weitere, höchst dringende Aufgabe erblickten diese *Realpolitiker* in der masslosen Verhöhnung und Beschimpfung der russischen Liberalen. Und während Genosse Plechanow, edlen Eifers voll, den erhabenen Zielen der Vernichtung der *Polnischen sozialistischen Partei*, der Zerschmetterung der litauischen, georgischen und armenischen Sozialisten, der Demütigung des *Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes*, der Zermalmung der russischen *Sozialrevolutionäre* und der Unterwerfung der rebellischen *Mehrheit der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei* nachjagte — während dessen nahmen die Ereignisse in Russland selbst ihren Lauf bis zu dem furchtbaren 22. Januar . . . . .

DIE *Sozialrevolutionäre* waren es, die während dieser Zeit die Ehre des russischen Sozialismus retteten. Sie hatten schon vor Jahren erkannt, dass man unter den russischen Verhältnissen nicht warten darf, bis dieser oder jener Bauer in die Stadt wandert, um dauernd oder zeitweilig in der Fabrik zu arbeiten, sondern dass man neben der städtischen von vornherein auch eine ländliche Agitation entfalten muss. Und sie haben erkannt, dass eine sozia-

[1]) Wörtlich: *Partei der Sozialisten-Revolutionäre;* dieser Name wird im Deutschen nicht selten mit *sozialistische Revolutionäre* wiedergegeben, zuweilen auch wohl mit *revolutionäre Sozialisten*. Im Französischen: *socialistes révolutionnaires*. Die Organe dieser Partei sind: *Revoluzjonnaja Rossija* (*Das revolutionäre Russland*), *Wjestnik Russkij Revoluzji* (*Bote der russischen Revolution*) und die zur Information nichtrussischer Leser französisch erscheinende *Tribune Russe*.

[2]) Neuestens scheint die *Mehrheit* eine praktischere Taktik einschlagen zu wollen; weiteres bleibt abzuwarten.

listische Partei den Absolutismus mit ganz anderen, schärferen Waffen bekämpfen darf und soll, als mit jenen, die einem konstitutionellen Regime gegenüber einzig am Platze sind. Und sie haben, statt in schablonenhafter Weise das Zarenreich mit einem der westeuropäischen Nationalstaaten zu verwechseln, die reaktionäre Natur aller russisch-imperialistischen Herrschaftsgelüste erkannt und unumwunden auf diese Gelüste verzichtet, indem sie jeder der unterjochten Nationen das Recht auf so viel politische Selbständigkeit zusprechen, als sie selbst zu fordern für gut finden. Diese gut internationale und gut sozialistische Partei ist unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen mit ebensoviel Klugheit, wie Kühnheit bemüht, die Schwäche des Zarentums aufzudecken und dadurch die blinde Anhänglichkeit der russischen Volksmassen an ihren vermeintlich allmächtigen Fetisch zu erschüttern. Noch in später Zukunft werden die befreiten Völker Osteuropas mit Ehrfurcht der Märtyrer dieser Partei gedenken, der Balmaschew und Sasonow, die keine diskutierwütigen Pedanten waren, sondern Männer der Tat.

NEBENBEI bemerkt: Wenn man die russischen Liberalen (Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Ärzte, Juristen, dazu eine Elite von ihren Standesgenossen gemiedener fortschrittlicher Gutsbesitzer) als *schwächliches Pack* verunglimpft, mit welchem zusammen zu *kongresseln* keinen Zweck habe, so ist dies ein ziemlich kindischer Sport. Die russischen Liberalen leisten das, was man von bürgerlichen und adeligen Liberalen zu erwarten berechtigt ist; dagegen leistet die *Russische sozialdemokratische Arbeiterpartei* nicht das, was man von einer revolutionären Arbeiterpartei zu erwarten berechtigt wäre. Und wenn man gar behauptet, ein Zusammentagen von Sozialdemokraten und Liberalen im heutigen Russland hätte ebensowenig Sinn, wie etwa ein Zusammentagen der deutschen Sozialdemokratie zur Zeit des Sozialistengesetzes mit den Freisinnigen, so ist dies vollends falsch. Denn das Russland von heute ist weder mit dem Deutschland von heute zu vergleichen, noch mit dem Deutschland der achtziger Jahre mit seiner Verfassung und seiner Parlamentstribüne, sondern mit dem Deutschland vor 1848 — mit jenem Deutschland, wo selbst ein Karl Marx mit aller Entschiedenheit für ein Zusammengehen der Kommunisten mit der radikalen Bourgeoisie eintrat und jene Sozialisten, welche durch einseitige Befehdung der Liberalen Wasser auf die Mühle des Absolutismus leiteten, die ganze Wucht seines Zornes fühlen liess.

× × ×

IN den kulturell meistens, politisch durchweg höher entwickelten unterjochten Ländern, von Finnland bis Polen und von Litauen bis Armenien, liegen die Dinge wesentlich anders. So vor allem in Polen. Der Religionsunterschied stellt hier die ganze Bevölkerung, die Katholiken nebst den Griechisch-Unierten und den Protestanten ebensowohl, wie die hier so zahlreichen Juden, ausserhalb des Einflusses der zarischen Theokratie; die kulturfeindliche nationale Verfolgung erbittert sämtliche Volksklassen gegen die Fremdherrschaft. Die Erinnerung an brutal zertretene alte Freiheiten, vereint mit dem Bewusstsein höherer Kultur, mischt in den Hass eine starke Dosis Verachtung. Alle Welt hasst hier das Zarentum: die feigen, Loyalität heuchelnden Magnaten und Grossbourgeois in ihrer Art vielleicht kaum minder, als die tapferen, ehrlich revolutionären Arbeiter. Gewiss sind die sozialistischen Industriearbeiter, unterstützt von einem Teil der Intelligenz und einem Teil der Bauern, heute die treibende

revolutionäre Kraft in Russisch Polen; aber sie konnten es werden und sind es geworden, weil die Luft um sie her mit oppositionellen Leidenschaften gesättigt war. Zudem befindet sich das Volk von Russisch Polen in der aufreizenden Lage eines Gefangenen, dessen Zellenfenster sich nach einer volkreichen Strasse zu öffnet. Drei Viertel der Grenze Russisch Polens sind zugleich russische Reichsgrenze; und jenseits dieser Grenze wohnen andere Polen, die dem russischen Absolutismus nicht untertan sind. Sie stellen die Verbindung her zwischen ihren Landsleuten innerhalb der grossen Gefängnismauer und der freieren Aussenwelt. Seit fast dreissig Jahren existiert in Russisch Polen eine sozialistische Agitation, und seit fast dreissig Jahren ist es den Verfolgern kaum jemals geglückt, die unterirdische Minierarbeit der Befreiungskämpfer auch nur für ein Vierteljahr völlig zu unterbrechen. Alle Stürme hat die Bewegung überstanden, Monstreprozesse und Galgen und Sibirien und Zwangsarbeit und das leichtfertige, täppisch-zerstörende Dreinpfuschen ahnungsloser westeuropäischer Parteigrössen. Und bei alledem ist die Bewegung stetig gewachsen und erstarkt. Sie umfasst heute die Hauptmasse des polnischen und polnisch-jüdischen Industrieproletariats[3]) und hat Zehntausende von Anhängern unter dem Landvolk. Sie hat sich vom russischen Imperialismus längst endgültig emanzipiert; aber auch die andere, nicht minder grosse Gefahr, sich in der Hitze des nationalen Verteidigungskampfes abbringen zu lassen von der internationalen Solidarität mit den sozialistischen Kämpfern aller Völker, hat sie längst für immer überwunden mit dem gesunden Instinkt einer Partei, hinter der ein zahlreiches, zielbewusstes Proletariat steht. Die *Polnische sozialistische Partei* wird fertig werden mit inneren und äusseren Feinden; sie wird auch fertig zu werden wissen mit den vom Auslande her von Unberufenen, die nicht einmal der polnischen Sprache mächtig sind, künstlich nach Polen hineinprotegierten Organisationsbrechercliquen.

DER Ausbruch des Krieges war für die *Polnische sozialistische Partei* ein Signal, nicht zum Greinen über den Bourgeoischarakter der bösen japanischen Regierung, sondern zu verschärftem Kampfe wider das Zarentum. Mit den Aufgaben wuchsen die Kräfte. Und wenn die Wirkung der gewaltigen Demonstrationen, der ungeheuren Kämpfe, die in den letzten Wochen in Russisch Polen tobten, sich in ihrer Totalität noch nicht übersehen lässt, so scheint eines doch festzustehen: mag die Gegenrevolution jetzt ihre wehrlosen Opfer dahinschlachten, es währt nicht lange, so hat die Revolution dort wieder das Wort.

ÄHNLICHE Vorräte revolutionären Zündstoffs, wie in Polen, waren auch in den übrigen unterjochten Ländern, und darum haben auch dort die Funken, die von dem Petersburger Strohfeuer herüberflogen, ähnliche Brände entfacht. So in Finnland (bewaffnete Strassendemonstrationen in Helsingfors), in Esthland (Generalstreik in Narwa und Reval), in Lettland (langdauernder Generalstreik in Riga, Libau, Mitau und Windau), in Litauen und Weissruthenien

[3]) Mit Ausschluss derjenigen jüdischen Genossen, die es vorziehen, dem *Allgemeinen jüdischen Arbeiterbund* anzugehören. Das sind eben solche jüdische Genossen, die sich weder als Polen, noch als polnische Juden fühlen, sondern lediglich als Juden und als russische Staatsbürger. Dagegen kann natürlich kein Zwangsmittel etwas helfen. Man muss geduldig abwarten, bis diese anderweitig höchst wackeren Genossen ihre historisch bedingte Ghettoexklusivität so weit überwinden, um sich auf irgend eine Weise als zugehörig zu fühlen zu dem Lande, in welchem sie leben, und als zusammengehörig mit dem um ein Vielfaches zahlreicheren polnischen Proletariat in Stadt und Land, mit welchem sie, ob sie wollen oder nicht, gemeinsam werden arbeiten und kämpfen müssen.

(Generalstreik in Wilna, Kowno, Grodno, Homel), an der offiziell *Neurussland* getauften ukrainischen Seeküste mit ihrer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung (Odessa), auf der Krim (Kertsch), in Georgien (Tiflis, Batum, Kutais), in Armenien (Baku). Ähnliche Nachrichten kommen aus Sibirien, dessen dünn gesäte, aber durch ein rauhes Ansiedlerleben zur Selbständigkeit erzogene Bevölkerung sich auch längst schon als ein Volk für sich, und zwar als ein von der russischen Bureaukratie gewaltsam niedergehaltenes Volk zu fühlen beginnt. Das eigentliche Russland, von Petersburg bis Perm und von Archangelsk bis Rostow am Don, ist vergleichsweise weitaus am ruhigsten. In Petersburg und Moskau partielle Streiks, klein für so volkreiche Städte. Sonst hier und da ein Setzerstreik oder ein Pharmazeutenstreik; gewiss ganz schöne Dinge, aber klein für solch eine grosse Zeit. Freilich, die letzte Nachricht aus dem Moskauer Kreml wiegt reichlich zwei Dutzend Pharmazeutenstreiks auf; auch hier bahnt sich die Revolution ihren Weg, auch hier findet sie Mittel, die Trägen und Dumpfen endlich doch wachzurütteln. Soweit es sich aber um kollektive Massenbewegungen des Proletariats handelt, waren diese Bewegungen diesmal am intensivsten in Polen, in Lettland und in Georgien.

DER nimmersatte russische Imperialismus liegt tötlich getroffen, verröchelnd am Boden, und mit ihm muss auch sein siamesischer Zwillingsbruder, der russische Absolutismus, sterben. Noch wird es manchen blutigen Kampf kosten; aber das Endergebnis ist vorauszusehen. Die Mauern des grossen Völkergefängnisses wanken; bald werden sie zertrümmert sein.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MICHAL LUSNIA · DIE LAGE IN POLEN UND LITAUEN

ALLES, was man jetzt über die revolutionäre Lage in Polen und Litauen, und überhaupt im ganzen russischen Reiche, schreiben könnte, kann in tatsächlicher Hinsicht von den Ereignissen sehr bald überholt werden. Ich will hier auch weder eine Beschreibung der Vorgänge geben, noch Horoskope stellen, sondern die europäischen sozialistischen Leser über die R i c h t u n g der Bewegung, über ihre Zwecke und Losungsworte und auch über die in ihr wirkenden Kräfte informieren, was ja alles eben im Flusse der Bewegung das bleibende Element darstellt. Denn wenn man auch im gegenbenen Augenblick voraussehen kann, dass schliesslich diesmal in den Strassen von Warschau und Lodz der Verkehr, in den Fabriken die Arbeit wieder aufgenommen wird, so kann doch eines als sicher gelten: P o l e n w i r d s i c h n i c h t m e h r b e r u h i g e n, solange die durch den Krieg hervorgerufene und immer mehr sich verschärfende Krise des Zarismus nicht in irgend welcher Weise entschieden und beendigt sein wird. Dafür kann die *Polnische sozialistische Partei* bürgen.

BEI uns ist ja die seit mehr als einem Jahrzehnt durch zähe Organisation und Propaganda vorbereitete Bewegung nicht erst jetzt in die scharfe Kampfphase getreten; der lähmende Einfluss, den der Krieg in den ersten Monaten auf die Erscheinungen der Massenbewegung im eigentlichen Russland zweifellos ausübte, machte sich für Polen naturgemäss gar nicht fühlbar. Seit dem 21. Februar 1904, dem Tage der Gegendemonstration der Warschauer Arbeiter-

schaft gegen die plumpen Versuche des russischen Beamtentums, in Warschau eine zarisch-patriotische Kundgebung zu veranstalten, beginnt die arbeitende Bevölkerung Polens, nicht nur in den Städten, sondern, wenigstens teilweise, auch in den Dörfern, ihren Gefühlen dem Zarismus gegenüber und ihrem Willen, das Joch abzuschütteln, unverhohlen Ausdruck zu geben. Wir haben Demonstrationen[1]) in Warschau am 14. und am 29. März, im April werden Polizeispitzel infolge eines Beschlusses der Partei vielfach auf offener Strasse geschlagen, und viele Bauerngemeinden protestieren laut gegen die Forderungen der Regierungsbeamten von *Spenden* für die Kriegführung. Dann kommt der 1. Mai, und seit Juni werden die Strassendemonstrationen immer häufiger. Ende Juni in Kalisch, am 16. Juni, 16., 20., 22., 25. Juli in Warschau, am 31. auch in Warschau anlässlich der Hinrichtung Plehwes durch die *Sozialrevolutionäre*, am 3. August gegen das Militärgericht, dann in Grodno, in Lodz, und wieder am 25., 28., 30. September, 16., 23., 28. Oktober in Warschau, Ende Oktober in Zawiercie und Lodz. Bis Oktober und November dauerte die Periode der Vorbereitung. Während dieser Zeit nahm die Partei einerseits wahr, dass diejenigen Arbeitermassen, mit welchen sie im Kontakt war, zur Tat, zu aktiveren Formen des Widerstandes, ja sogar des Angriffes gegen die zarische Regierung förmlich drängen und nicht willens sind, sich widerstandslos für den ostasiatischen Krieg, anstatt für ihre eigene Freiheit, mobilisieren zu lassen; andererseits erzielten schlieslich die seit langem begonnenen Bemühungen der Partei, sich mit anderen sozialistischen, revolutionären und oppositionellen Parteien des russischen Reiches ins Einvernehmen zu setzen, einen gewissen, wenn auch nicht vollständigen Erfolg. Die Pariser Konferenz der Parteien, deren Abhaltung besonders von der finnländischen *Partei des aktiven Widerstandes*, wenn auch mit Hilfe der *Polnischen sozialistischen Partei*, betrieben wurde, führte, wie bekannt[2]), zu einer gemeinsamen Erklärung von acht Parteien, darunter vier nichtsozialistische (russische Liberale, Finnländer, polnische *Nationalliga* und Armenier) und vier sozialistische (russische *Sozialrevolutionäre, Polnische sozialistische Partei,* Georgier und Weissrussen), in welcher allgemeine, von allen anerkannte, prinzipielle Forderungen: Abschaffung des Absolutismus, demokratische Staatsordnung auf Grund des allgemeinen Wahlrechts und der Selbstbestimmung und der Freiheit für die vom zarischen Russland unterdrückten Nationen, aufgestellt wurden. Diese Konferenz war jedoch nicht viel mehr, als eine Demonstration, welche indes ihre Wirkung in Russland, wie in anderen Ländern nicht verfehlte. Ausserdem wurde eine Konferenz der sozialistischen Parteien abgehalten, auf der verschiedene Fragen einer gemeinsamen oder parallelen Aktion beraten wurden und deren Resultat unter anderem eine Proklamation war, welche von vier Parteien unterzeichnet wurde: der *Polnischen sozialistischen Partei,* den russischen *Sozialrevolutionären,* den georgischen Sozialisten und der *Lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei.* Diese Proklamation liefert gewissermassen einen Kommentar zur Konferenz der oppositionellen und revolutionären Parteien und ihrer Deklaration, indem sie die Notwendigkeit dartut, alle die Elemente, welche für die politische Freiheit eintreten, zu unterstützen, dabei aber in rein sozialdemokratischem Sinne den Klassenstandpunkt des Proletariats betont und die

[1]) Unter diesem Ausdruck verstehe ich immer nur die Strassendemonstrationen.
[2]) Vergl. die Rubrik *Sozialistische Bewegung* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte,* pag. 89.

Arbeiter aller vom Zarat unterdrückten Völker auffordert, die zeitweiligen Bundesgenossen, die bürgerlichen Parteien, nicht den bevorstehenden Sieg über den Absolutismus gegen die Interessen der Arbeiterklasse ausnutzen zu lassen:

»Im Augenblick des Sturzes und der Liquidation des ganzen absolutistischen Regimes soll die grosse Armee der Arbeit einheitlich und mächtig, mit klarem Bewusstsein ihrer Forderungen und ihres sozialistischen Endziels auftreten, damit sie nach der politischen Revolution die möglichst grössten Vorteile für die Arbeiterklasse erkämpft.«

Schon früher wirkte mit der *Polnischen sozialistischen Partei* auch die litauische Sozialdemokratie in einem Falle zusammen, wie sie ja auch in der gegenwärtigen Lage in Litauen zusammen mit ihr handelt.

IM Herbst des vorigen Jahres fand eine Konferenz des erweiterten Zentralkomitees der Partei statt, welche nach reiflicher Erwägung einstimmig beschloss, zu einer schärferen Taktik überzugehen, alle geeigneten Mittel anzuwenden, um die Regierung zu schädigen, besonders die Mobilisierung in Kongresspolen und in Litauen zu erschweren, und vor allem sich bei den Strassenkundgebungen nicht widerstandslos vom Militär und von der Polizei misshandeln zu lassen, sondern der Gewalt Gewalt entgegenzustellen. Infolge dieses Beschlusses gab die denkwürdige Warschauer Demonstration vom 13. November das Signal des Kampfes mit Waffen gegen das Militär, und ihr folgten auch sofort Demonstrationen in der Provinz: am 19. und 24. in Ostrowiec, am 27. in Kalisch und Cmielow, dann in Starachowitze und Bodzechow, am 4. Dezember in Radom — an dieser Demonstration haben auch Bauern der Umgegend teilgenommen —, am 12. in Sosnowice, am 20. in Pabianice u. s. w. Natürlich nahmen nicht alle diese Kundgebungen einen blutigen Verlauf; wo aber das Militär und die Polizei gewaltsam gegen die Demonstranten vorging, wie am 24. Dezember in Radom, am 15. Januar in Lodz, da sparten auch die Genossen mit Revolverschüssen nicht, und die Angreifer, besonders die Offiziere, mussten für das vergossene Arbeiterblut mit ihrem Leben büssen. Diese blutigen Kämpfe erneuerten sich im Januar in Radom, Siedlce, Lodz, und für die nächste Zeit waren wieder grössere Demonstrationen in Warschau geplant, um das Andenken der am 28. Januar 1886 hingerichteten Märtyrer der Partei *Proletaryat* zu ehren und den Kampf der russischen Arbeiter zu unterstützen. Die polnische Organisation hielt sich also zu allem bereit: sie befindet sich seit dem 13. November in dem Zustand des bewaffneten, wenn auch noch sporadischen Kampfes gegen die Regierung und ist auf die längere Dauer dieses Kampfes und auf die Opfer, die er verlangt, gefasst.

DIE Nachricht von den Petersburger Ereignissen traf in Warschau Dienstag den 24. Januar ein und veranlasste das Warschauer Arbeiterkomitee, sich sofort als Komitee für den allgemeinen Ausstand zu konstituieren, damit der Kampf der russischen Arbeiter in Polen ein würdiges Echo finde. Es wurde beschlossen, mit dem Ausstand am Freitag zu beginnen, ihn im Laufe des folgenden Tages vollständig zu verallgemeinern und am Sonntag eine Massenkundgebung zu veranstalten. Der Beschluss wurde auch genau ausgeführt. Bei der Massenbewegung kam möglicherweise vieles vor, was von der Partei nicht geplant, noch vorausgesehen war, wobei ich allerdings nicht von den Zusammenstössen spreche, auf welche man vollständig gefasst war; im grossen ganzen war aber diese grossartige Bewegung von der Partei geleitet und unzweifelhaft

die Frucht ihrer langjährigen Arbeit. Der allgemeine Ausstand brach auch in Lodz und in den litauischen Städten Wilna, Kowno, Bialystok aus; dann in Dombrowa, Zawiercie, Czenstochau u. s. w. Das polnische Blut floss in Strömen *für unsere und eure Freiheit*, wie die polnischen Revolutionäre von 1830 sagten; nur ist es diesmal Proletarierblut. Das polnische Proletariat, von der *Polnischen sozialistischen Partei* gerufen, bezeugt auf diese Weise seine Solidarität mit der kämpfenden russischen Arbeiterschaft. Nebenbei bemerkt: diejenigen ausländischen Genossen, welche, auf falsche Informationen hin, diese Partei als eine *nationalistische* zu exkommunizieren pflegten, empfinden hoffentlich heute ein Gefühl von bitterer Scham. Wenigstens hoffe ich das — für sie . . . .

WIE die polnische und die litauische Arbeiterbewegung eine zweckbewusst organisierte war, so hatte sie auch ein ganz bestimmtes und von der Partei formuliertes Programm. Ihr Warschauer Arbeiterkomitee[3]) veröffentlichte und verbreitete in Warschau, ebenso wie in Lodz, Dombrowa u. s. w., zwei Deklarationen, von denen die eine die ökonomischen Forderungen der Streikenden, die andere das politische Programm des ganzen polnischen Proletariats enthält. Die ökonomischen Forderungen sind:

1. Achtstündiger Arbeitstag;
2. unverzügliche Aufnahme öffentlicher Notstandsarbeiten für alle Arbeitslosen ohne Unterschied der Konfession;
3. Lohnminimum von 1 Rubel 50 Kopeken für Männer, von 1 Rubel 20 Kopeken für Frauen und Hilfsarbeiter;
4. Abschaffung der Akkordarbeit;
5. Kontrolle der Arbeiter über die Ernennung von Werkmeistern, über die Fabrikhygiene, die Organisation der ärztlichen Hilfe und der Krankenkassen;
6. Altersversorgung;
7. Abschaffung der körperlichen Durchsuchungen (beim Verlassen der Werkstätten);
8. Entfernung der in den Fabriken stationierten Polizisten.

Die politische Deklaration lautet wie folgt:

». . . Wir wollen ein freies und eigenes Leben, wir müssen ein freies und unabhängiges Volk werden. In politischer Hinsicht braucht das polnische Volk:

1. Rede-, Press- und Gewissensfreiheit;
2. Gleichheit der bürgerlichen Rechte für alle ohne Unterschied der Konfession und der Abstammung;
3. absolute Vereins- und Versammlungsfreiheit;
4. Unantastbarkeit der Person und des Heims;
5. demokratische Städte- und Gemeindeautonomie;
6. unentgeltlichen und obligatorischen Schulbesuch;
7. vollständige Freiheit und Selbständigkeit des nationalen Lebens: polnische Sprache in allen öffentlichen Institutionen, Entfernung der Ausländer[4]) von den Ämtern u. s. w.;
8. Freiheit der kulturellen Entwickelung für die jüdische Bevölkerung und andere nationalen Minoritäten.

Der Despotismus hat für uns nur Peitschenhiebe, Kugeln, Kerker und Galgen. Die Freiheit müssen wir uns selbst erkämpfen durch die siegreiche Niederwerfung des Zarismus, und wir werden diese Freiheit in unserem eigenen Parlament beschliessen, welches vom Volke auf Grund der allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Stimmabgabe gewählt werden wird. Mit dieser Forderung des polnischen Volksparlaments in Warschau tritt heute die Arbeiterschaft in den allgemeinen Ausstand ein. Nieder mit dem Zarismus! Es lebe die Unabhängigkeit! Es lebe der Sozialismus!«

[3]) Alle Komitees der *Polnischen sozialistischen Partei* heissen *Arbeiterkomitees* und bestehen auch tatsächlich zum grössten Teil, in vielen Orten sogar ausschliesslich, aus Arbeitern.

[4]) Darunter werden die Russen verstanden.

IN Litauen wurden in einer Proklamation von dem Wilnaer Komitee der *Polnischen sozialistischen Partei* und von der litauischen Sozialdemokratie im allgemeinen dieselben Forderungen aufgestellt, nur wird dort die föderative Gestaltung des russischen Reiches und die Einberufung eines litauischen konstituierenden Landtages nach Wilna verlangt.

ALLES das beweist, dass die *Polnische sozialistische Partei*, die, wie die Ereignisse deutlich bewiesen haben, die Führung der Massen in der Hand hat, in diesem folgenschweren Augenblick ihr Programm, welches einen unabhängigen demokratischen polnischen Staat verlangt, vollständig betätigt, und dass sie dies gar nicht hindert, mit dem russischen Proletariat und überhaupt mit dem Proletariat aller im zarischen Reich wohnenden Nationen solidarisch zu wirken. Sie hat es auch immer betont, dass sie einerseits eine allgemeine russische Reichskonstitution, wenn auch mit einer einfachen Provinzautonomie für Polen, nicht als ein genügendes Ziel für Polen ansehen und demnach nicht anstreben könne, sondern jede Erschütterung des Zarismus für die nationale Unabhängigkeit ausnutzen werde, weil das lebhafte und klare nationale Bewusstsein des polnischen Volkes sie fordert, und weil sie die einzige Form ist, in welcher das Mass der Demokratie in den politischen Einrichtungen verwirklicht werden kann, zu welchem die polnische Nation ihrer sozialen Schichtung und geschichtlichen Tradition nach reif ist; andererseits aber erklärte die Partei immer, dass sie den Kampf des russischen Proletariats um die russische Konstitution mit allen Kräften unterstützen wolle, es aber einzig auf die Weise tun könne, dass sie gleichzeitig um die polnische Konstitution kämpft.

IM gegenwärtigen historischen Moment sind in Polen auch Stimmen laut geworden, welche als Losungswort für die Gegenwart die Autonomie des Königreichs Polen empfehlen. Überhaupt sind von verschiedenen sozialen Elementen und Parteien Polens, je nach ihrer Beschaffenheit, verschiedene Wünsche und Forderungen formuliert worden. Als der Minister Fürst Swiatopolk-Mirskij den Grafen Ladislaus Tyszkiewicz, den Vorsitzenden der *Warschauer Sektion der Gesellschaft zur Förderung der Industrie und des Handels*, eines grossen Vereins, welchem die aufgeklärtesten Industriellen, Landwirte, Bankiers und bürgerliche Publizisten angehören, aufforderte, ihm die Wünsche der Polen vorzutragen, redigierte derselbe, unter Mitwirkung einiger Mitglieder der sogenannten *nationaldemokratischen Partei*, eine Denkschrift, in welcher nur die Einführung der polnischen Sprache in allen Schulen und Ämtern, die Zulassung der Polen zu allen Ämtern, das Aufhören der Verfolgung der unierten Griechischkatholischen, welche zum Übertritt zum orthodoxen Glauben gezwungen werden, und volle Freiheit und Gleichberechtigung für die katholische Kirche gefordert werden. Witte bestellte sich darauf eine andere Denkschrift von Spasowicz, dem bekannten Führer der polnischen Hofpartei, und in dieser Denkschrift wurden diese Forderungen noch abgeschwächt und in loyale, fast ausschliesslich auf das kirchliche Interesse reduzierte, untertänigste Bitten verwandelt. Diese agrarischen und industriellen Elemente getrauen sich also nicht, die geringste Autonomie — die Hofpartei nicht einmal die Einführung der *Semstwos* in Polen — zu erbitten — denn *fordern* wäre hier ein viel zu starker Ausdruck —, weil sie nicht sicher sind, dass eine liberale Regierung kommt, und dem Zorn des Generalgouverneurs sich nicht auszusetzen wagen. Ein Teil der radikalen Intelligenz, erbittert und beschämt durch dieses Verhalten, will nun die Forderung

der Autonomie aufstellen, wobei aber das Ziel ihrer Wünsche unklar ist, die führenden Literaten selbst nicht genau wissen, ob darunter eine *kulturelle* Autonomie, also das Recht, die nationale Sprache und Literatur zu pflegen, oder eine von den vielen Arten und Stufen der staatsrechtlichen Autonomie zu verstehen ist. Diese Intelligenz hat keinen Rückhalt im Volke, steht vollständig isoliert da und möchte nun die *Polnische sozialistische Partei* bewegen, die Forderung der nationalen Unabhängigkeit durch diejenige der mehr oder weniger bestimmten Autonomie zu ersetzen. Das kommt aber eben daher, dass diese Intelligenz keine Fühlung mit der Arbeiterschaft besitzt, zu den revolutionären Kräften Polens und überhaupt des ganzen Reichs kein Vertrauen hat und sich der naiven *diplomatischen* Hoffnung hingibt, die Regierung Russlands — mag es auch eine künftige sein — werde leichter eine gewisse Autonomie Polens *bewilligen*, als sich in die Notwendigkeit seiner Unabhängigkeit fügen. Die Arbeiterschaft aber denkt gar nicht und kann auch, besonders in einem solchen Augenblick, an alle diese diplomatisch abgeschwächten Forderungen und Programme nicht denken; wenn sie alles, auch das Leben, opfert, so opfert sie es für die Forderung der vollen politischen Freiheit und Demokratie, von welcher die volle nationale Freiheit untrennbar ist. Die Partei gibt diesem bewussten Verlangen des Proletariats Ausdruck, und so bestätigen die Ereignisse den von ihr immer verfochtenen theoretischen Satz, dass die Forderung der Unabhängigkeit Polens, von den besitzenden Klassen, auch von dem *nationaldemokratischen* Kleinbürgertum verleugnet, die reine Klassenforderung des Proletariats geworden ist, die F o r m seines Strebens nach der politischen Freiheit und nach der Eroberung der Macht. Natürlich muss dieses Streben in diesem historischen Moment einen k o n k r e t e n Ausdruck finden; agitatorisch allgemeine Schlagworte genügen nicht mehr; und wenn die russischen Liberalen und Sozialisten aller Richtungen die Einberufung einer konstituierenden Versammlung fordern, so muss von den Polen die Wahl ebensolcher Versammlungen in Warschau und Wilna gefordert werden, welche, auf das polnische respektive litauische Volk gestützt, souveräne Rechte in Anspruch nehmen und sich erkämpfen werden müssen und über das Verhältnis Polens und Litauens zu einander und zu Russland entscheiden sollen. Diese Entscheidung schon jetzt, im voraus, auf eine mehr oder weniger begrenzte Provinzautonomie zu reduzieren, hält die Partei auch aus taktischen Gründen für verfehlt. Sie glaubt nämlich, dass bisher nichts geschehen ist, was sie zwingen könnte, die Hoffnung aufzugeben, dass die gegenwärtige Krise des Zarismus, die allerdings vielleicht noch jahrelang mit teilweisen Rückschlägen dauern kann, nicht mit Konzessionen des Zarismus und mit seiner Rettung in neuer Form enden wird, sondern mit seinem Sturz und mit einer Umgestaltung der ganzen Staats- und womöglich auch der Gesellschaftsordnung. Dann aber muss die grösste Menge der revolutionären Volksenergie ausgelöst werden, was nur mit möglichst weitgehenden revolutionären Forderungen zu bewerkstelligen ist. Sollte aber trotzdem die ganze Krise schliesslich in eine zarische Konstitution auslaufen, so wird doch der Wert dieser Konstitution, das Mass der Freiheit und der Demokratie, in rein politischer wie in nationaler Hinsicht, ebenso wie der sozialen Errungenschaften, um so grösser sein, je stärker der Druck von unten, je weitgehender und grundlegender die Forderungen des Proletariats.

DAS ist der Standpunkt der Partei, die die Arbeiterbewegung in Polen leitet

und in Litauen ein starker und gleichberechtigter Faktor ist neben der litauischen Sozialdemokratie und dem jüdischen *Bund*.[5]) Gewiss, mancher russische Liberale, der, im Grunde genommen, sich von der Vorstellung eines mächtigen, erobernden, imperialistischen Russland nicht befreien kann, wird fürchten, dass die polnischen nationalen Bestrebungen die freiheitlich denkenden Russen kopfscheu machen und sie wieder mit der zarischen Regierung versöhnen; die liberalen Journalisten in Europa können auch darüber tiefsinnige Erwägungen zum besten geben. Sozialisten aber können solche Befürchtungen nicht irre machen. Sollte man sich durch solche Gesichtspunkte leiten lassen, so müsste man ja vor allem alle Juden bitten, sich von der revolutionären Bewegung überhaupt fernzuhalten, denn die russische Regierung benutzt deren rege Teilnahme daran, um das unaufgeklärte Volk gegen die Juden aufzuhetzen und so die Bewegung abzuleiten. Ganz gewiss wird die Regierung ein ähnliches Manöver auch gegen die Polen versuchen, und das eigentlich auch dann, wenn diese auch nur die bescheidenste Autonomie oder gar Gleichberechtigung anstreben. Im Jahre 1863 ist ihr auch dieses Manöver gelungen: die Katkowschen gingen zum Absolutismus über. Wird sich der Vorgang jetzt wiederholen? Ja, wenn jetzt der Suworin von der *Nowoje Wremja* sich der konstitutionellen Bewegung anschliesst und etwa zu den Liberalen gerechnet wird, an der Spitze der Delegationen der Presse auftritt, so kann man sicher sein, dass solche Elemente den ganzen Konstitutionalismus bei der ersten Gelegenheit verraten werden. Man kann in diesem Punkte auf die Liberalen sich nicht verlassen, und die Vorgeschrittenen unter ihnen, die auf der Pariser Konferenz das Selbstbestimmungsrecht der Nationen zugegeben und jede Anwendung der Gewalt seitens der russischen Regierung den Nationen gegenüber im voraus verdammt haben, scheinen selbst zu wissen, dass, wenn die Nationalitätenfrage akut wird — und sie muss es werden, weil das polnische Proletariat stark und bewusst ist —, die liberale Partei in zwei Teile zerfallen wird, deren einer der Regierung, und mag sie auch absolutistisch bleiben, und deren anderer einfach sich den Sozialisten anschliesst. Aber das wäre ja kein Unglück. Die Liberalen können den Absolutismus blossstellen und dadurch erschüttern; erringen können sie von selbst gar nichts. Das russische Proletariat tritt schon jetzt in die Kampfesarena. Nun ist die Erziehung dieses Proletariats zum sozialistischen Klassenbewusstsein gewiss nicht sehr fortgeschritten, aber die Leiden, welche der Krieg mit sich bringt, und der weitere Verlauf der revolutionären Krise, in der der Zarismus und die orthodoxe Kirche ja gewiss noch öfter Gelegenheit haben werden, ihr wahres volksfeindliches Gesicht zu zeigen, werden wohl viel dazu beitragen, die imperialistisch-nationale und religiöse Befangenheit dieses Proletariats zu brechen. Natürlich erwächst hier den russischen Sozialisten eine sehr wichtige Aufgabe, die darin besteht, diesen Prozess zu beschleunigen, das Volk über die volle Ungerechtigkeit der russischen Herrschaft in eroberten Ländern und über das Recht der Völker auf Unabhängigkeit aufzuklären und auf diese Weise die voraussichtlichen nationalistischen Manöver der Regierung zu vereiteln. Das liegt im eigenen Interesse der russischen Sozialisten; denn sollten

[5]) Der ***Allgemeine jüdische Arbeiterbund*** hat an der Organisation der Bewegung in Litauen in hervorragender Weise und auch in Warschau und Lodz mitgewirkt. Leider hat sich diese Organisation den politischen Forderungen des polnischen und litauischen Proletariats bisher nicht angeschlossen. Übrigens gehört auch ein Teil der jüdischen Arbeiter der ***Polnischen sozialistischen Partei*** an und steht unter ihrer Leitung.

solche Manöver gelingen, dann würde unzweifelhaft auch die ganze russische Freiheitsbewegung in der nationalistischen Flut zu Grunde gehen. Die Partei der *Sozialrevolutionäre* hat denn in dem schon erwähnten Aufrufe, den sie gemeinsam mit der *Polnischen sozialistischen Partei* veröffentlichte, die russischen Arbeiter vor den nationalistischen Intriguen der besitzenden Klassen ausdrücklich gewarnt:

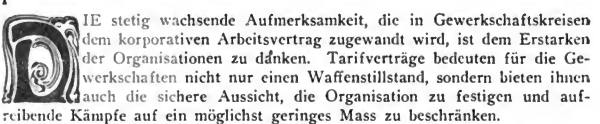
»Wir wissen, dass wir Arbeiter die Privilegien einer Nation den anderen gegenüber, die Vergewaltigung der Freiheit irgendwelcher Nation, absolut nicht brauchen; möge jede Nation ohne Hindernisse über ihr Los entscheiden, jede sich selbst nach ihrem Willen regieren, entweder im gemeinsamen russischen Staatsverband oder autonom auf föderativer Grundlage oder schliesslich in vollständiger Unabhängigkeit, wie es zum Beispiel die Polen verlangen. Alle Verbände der Nationen sollen auf Grund beiderseitig freier Verträge entstehen, ohne irgendwelchen Zwang.«

Die *Russische sozialdemokratische Arbeiterpartei* hat bisher ähnlich scharfe Erklärungen nicht abgegeben, wenn sie auch in ihr Programm den selbstverständlichen — aber ein wenig unbestimmten — Punkt *Selbstbestimmungsrecht der Nationen* aufgenommen hat. Die *Polnische sozialistische Partei* ist ihrem ganzen Wesen nach eine sozialdemokratische, wenn die Merkmale der Sozialdemokratie darin bestehen, dass die Partei direkt aus der Mitte der Arbeiterklasse emporwächst und ihre ganze Tätigkeit der Eroberung der Macht durch das Proletariat in vollständig demokratischer Staatsform zustrebt. Trotzdem ist es der Partei bisher leider nicht gelungen, mit der russischen *Sozialdemokratie* das seit langem vorgeschlagene Schutz- und Trutzbündnis zu schliessen: es wirken da alte Vorurteile und die Zerfahrenheit der Organisationszustände in der russischen Partei, die eben jetzt in zwei feindliche Lager gespalten ist — beides Umstände, die hoffentlich in diesem so blutig ernsten historischen Momente verschwinden werden, welcher auch vielleicht die Abschwächung der unseres Erachtens anachronistischen Feindschaft zwischen den *Sozialdemokraten* und den *Sozialrevolutionären* mit sich bringen wird. Was die Vorurteile betrifft, so glauben wir: durch die gegenwärtige polnische Bewegung wurde deutlich bewiesen, dass dies nationale Programm der *Polnischen sozialistischen Partei* das von ihr geleitete Proletariat weder schwächt, noch in die Abhängigkeit von irgend welcher bürgerlichen Partei bringt, sondern mit dem schärfsten Klassenbewusstsein und mit dem innigsten Gefühle der Solidarität der russischen Revolution gegenüber verbunden ist. Die russische Freiheitsbewegung kann hier allerdings einem *aut — aut* nicht ausweichen: entweder will Russland frei sein, und dann muss es auch den unterjochten Nationen die Freiheit zurückgeben, — oder aber will es weiter über andere herrschen, dann ist dieses Volk für die Freiheit noch unreif, dann wird seine Revolution noch diesmal unterdrückt werden, und zwar mit der Kraft einer geschichtlichen Notwendigkeit, und alles muss aufs neue angefangen werden. Wohl bürgt aber der sozialistische Charakter der in Betracht kommenden Parteien dafür, dass dieses Unglück nicht geschehen wird. Petersburg, Warschau, Wilna, Helsingfors, Kiew, Riga und Tiflis werden den mit Blut besiegelten Bund der letzten Wochen zu erhalten wissen. Jetzt ist Gelegenheit dazu, oder vielleicht niemals, dass sich das Proletariat aller vom Zaren beherrschten Nationen in gegenseitiger gerechter Anerkennung seiner Rechte die Hände reicht und im gemeinsamen Kampf die Freiheit für alle erkämpft.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

BERNHARD SCHILDBACH · DER KORPORATIVE ARBEITSVERTRAG

I



DIE stetig wachsende Aufmerksamkeit, die in Gewerkschaftskreisen dem korporativen Arbeitsvertrag zugewandt wird, ist dem Erstarken der Organisationen zu danken. Tarifverträge bedeuten für die Gewerkschaften nicht nur einen Waffenstillstand, sondern bieten ihnen auch die sichere Aussicht, die Organisation zu festigen und aufreibende Kämpfe auf ein möglichst geringes Mass zu beschränken.

NACHDEM der Frankfurter Gewerkschaftskongress /1899/ sich in einer Resolution für tarifliche Vereinbarungen ausgesprochen und die Opposition der Buchdruckergewerkschaft gegen die Tarifgemeinschaften immer mehr die Sympathieen im eigenen Lager, wie in den Kreisen anderer Gewerkschaften verloren hatte, schlossen sich eine ganze Anzahl Verbände auf ihren Generalversammlungen der Kundgebung der Gesamtheit der Gewerkschaften zu gunsten der Tarifgemeinschaften an. Praktischen Ausdruck erhielt diese Stellungnahme in den folgenden Lohnbewegungen insofern, als diese so weit wie möglich mit einer tariflichen Festlegung des Erreichten beendet wurden. Die Tarifverträge waren demnach das Produkt mehr oder weniger hartnäckig geführter Lohnkämpfe. Es zeigte sich aber, dass überall da, wo der Gedanke des Tarifvertrages Wurzel gefasst hatte, die Gewerkschaftskämpfe sich merklich verminderten. Aus dieser Tatsache ziehen bürgerliche Sozialpolitiker den voreiligen Schluss, Tarifverträge verbürgten *dauernd* den gewerblichen Frieden. Diese Vorstellung gehört allerdings so lange ins Reich der Träume, bis gesetzliche Institutionen zur Festigung tariflicher Einrichtungen geschaffen sind. Andererseits ist die Annahme, dass dem Tarifvertrag unbedingt Lohnkämpfe vorausgehen müssen, ebenso unberechtigt; denn die günstigen Erfahrungen, die Arbeiter und Unternehmer eines Berufs mit dem korporativen Arbeitsvertrag gemacht haben, können doch auf die Parteien anderer Berufe nicht ohne jede Einwirkung bleiben. Der Tarifvertrag braucht also nicht in jedem einzelnen Gewerbe *alle* Stadien der Entwickelung zu durchlaufen. Während zum Beispiel die entwickeltste Tarifgemeinschaft in Deutschland — die der Buchdrucker — sich im Laufe eines halben Jahrhunderts aus Abkommen mit örtlichem Geltungsbereich zu bezirksweiser und endlich zu nationaler Ausdehnung emporentwickelte, treten uns heute nationale Tarifgemeinschaften, wie die der Chemigraphen und Lichtdrucker, beinahe ohne jede Vorbereitung entgegen. Dieser sich selbst empfehlenden Wirkung des Tarifvertrags ist auch das Bestreben der Arbeiterverbände zuzuschreiben, dadurch, dass sie mit der Aufforderung zur korporativen Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen an die Unternehmervereinigungen herantreten, den Boden für künftige Tarifaktionen zu lockern.

DIESER grosszügigen Propaganda müsste unseres Erachtens eine intensivere Aufklärungsarbeit in den Reihen der Gewerkschaftsmitglieder zur Seite gehen. Zur Erzielung gesunder tariflich geregelter Arbeitsbedingungen gehört ein weit grösseres Mass von Solidarität, als zu jedweder anderen gewerkschaftlichen Aktion. Von Bewegungen jeglicher Art verlangt der durchschnittliche Ge-

werkschafter, dass sie auch ihm direkten Vorteil bieten. Zu Aktionen prinzipieller Natur, seien es auch solche, deren allgemeiner Wert auch von ihm anerkannt wird, lässt er sich nicht so leicht begeistern. Dieser Kurzsichtigkeit kann aber durch gewerkschaftliche Schulung abgeholfen werden. Bei dem Abschluss von Tarifverträgen und bei ihrer Weiterentwickelung zu festgefügten Tarifgemeinschaften handelt es sich in erster Linie um die Anerkennung des neuen Prinzips: der Berechtigung, bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen korporativ mitzubestimmen. Das individuelle Mitbestimmungsrecht des Arbeiters ist infolge seiner wirtschaftlichen Schwäche gegenüber seinem Gegenkontrahenten, dem Arbeitgeber, bei dem Abschluss des Arbeitsvertrags nur ein Scheinrecht. Dieser Zustand ist ein soziales Unrecht; denn der Arbeiter hat als Mitglied der Gesellschaft Pflichten gegen sie, zu deren Erfüllung eine bestimmte Summe von Existenzmitteln erforderlich ist. Betrachtet man den Arbeitsvertrag von diesem Gesichtspunkt aus, so leuchtet sofort ein, dass der einzelne Unternehmer ebensowenig wie eine Korporation von Unternehmern das Recht hat, jene Minimalsumme nach den Zufallsverhältnissen der Konjunktur des Arbeitsmarkts — die mit der Geschäftskonjunktur nicht immer identisch zu sein braucht — zu bestimmen. Demnach handelt es sich bei dem Korporativvertrag um die Anerkennung eines sozialen und da, wo in den Vertrag Bestimmungen aufgenommen sind, die im engeren Sinne eine Produktionsregelung bezwecken, auch eines ökonomischen Prinzips. Die hier gewählten Unterscheidungen sollen nur den Vorzug besserer Anschaulichkeit haben; eine schematische Trennung dürfte sich schwer durchführen lassen, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun.

AUF die Anerkennung dieser Prinzipien hat sich zunächst der Angriff zu richten. Der im Tarifkampf erprobte Gewerkschafter wird hierauf das grösste Gewicht legen und vor allem bemüht sein, alle Hindernisse in dieser Hinsicht zu beseitigen. Die stärksten Widerstände bei Tarifbewegungen rufen die materiellen Forderungen hervor. Es müssen also die Arbeiter in denjenigen Gewerben und an denjenigen Orten, in denen der Tarifvertrag noch nicht Fuss gefasst hat, unter *vorläufigem* Verzicht auf direkte materielle Vorteile für Tarifbewegungen gewonnen werden. Als nächstes Ziel müsste ins Auge gefasst werden: einheitliche Regelung derjenigen Arbeitsbedingungen, welche schon die grösste Übereinstimmung aufweisen; Neuprüfung und Neuregelung der Arbeitsbedingungen nach bestimmten Zeiträumen; Einrichtungen zur Schlichtung von auftauchenden Streitigkeiten in gemeinsamen Verhandlungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern. Vielfach scheitern Tarifbewegungen deshalb, weil man von einem gut entwickelten Vertrag als Vorbild ausging und mit ihm siegen oder fallen wollte. Aus der Mannigfaltigkeit der Tarifbestimmungen in den bestehenden Abkommen geht hervor, dass eine Vereinbarung, die nur für einige Punkte des Arbeitsverhältnisses feste Bestimmungen schafft und strittige Punkte vorläufig noch offen lässt, einer Regellosigkeit in jedem einzelnen Fall vorzuziehen ist. Tatsächlich haben wir auch eine kleine Anzahl Korporativverträge, die ausschliesslich über Arbeitszeit, Überarbeit, Akkordpreise u. s. w., Betimmungen enthalten. Ganz besonders sei aber auf den Wert der Festlegung der Tarife auf eine bestimmte Zeitdauer und auf die Einrichtung von Überwachungskörperschaften hingewiesen. Die Vertragsdauer garantiert dem Unternehmer eine Zeit gewerblicher Ruhe, veranschaulicht ihm

aber auch die Vereinbarung als einen rechtlichen Vertrag, dem er sich nicht durch Massregelung der beteiligten Arbeiter entziehen kann. Für den Arbeiter bedeutet die Vertragsdauer eine Zeit intensiver Agitationsarbeit; denn er muss zur Vergrösserung des Mitgliederbestandes seiner Organisation gelangen, will er nicht nach dem Vertragsablauf auf weiteren Ausbau des Tarifs verzichten. Es ist damit einem Zustand vorgebeugt, den der Praktiker sehr oft nach Gewerkschaftskämpfen beobachtet: dem Zustand der Kampfes- und Organisationsmüdigkeit.

VON nicht minder grosser Bedeutung ist die Einsetzung von Tarifüberwachungskörperschaften, wie Schiedsgerichte, Tarifämter etc. Wo keine paritätische Körperschaft vergesehen ist, der Streitigkeiten über Tarifauslegungen vorgelegt werden können, fehlt gewissermassen die Vollstreckungsgewalt der tariflichen Bestimmungen, und leicht macht sich ein das Vertragsverhältnis gefährdendes Misstrauen bemerkbar. Der Tarif steht nur auf dem Papier, klagen die Arbeiter mit Recht, es fehlt die lebendige Anteilnahme der Parteien. Bei einem einigermassen ehrlich gemeinten Tarifabschluss wird die Einsetzung einer ständigen paritätischen Kommssion mit einem unparteiischen Vorsitzenden auf keinen besonderen Widerstand stossen, ja, die Höhe des Widerwillens einer Partei gegen diese Einrichtung kann den Gradmesser bilden für die zu erwartende Vertragstreue. Das Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeitern in einer solchen Instanz wird für die weitere Ausgestaltung des Tarifs äusserst förderlich sein, und der erziehliche Einfluss einer solchen Institution wird beide Parteien von groben Vertragsverletzungen mit der Zeit gänzlich abhalten. Der wirtschaftlichen Bedeutung der Arbeiterorganisationen und dem Wert der ihr innewohnenden sittlichen Kräfte werden die Unternehmer die Achtung nicht versagen können, und gegenseitiges Verhandeln und Verständigen auf der Grundlage der Gleichberechtigung wird kostspielige, unwirtschaftliche Kämpfe nach und nach vermindern. Die Wirkung des Tarifvertrags in Zeiten wirtschaftlicher Depression ist ebenfalls beachtenswert. In solchen Orten und Berufen, wo längere Zeit tarifliche Ordnung herrschte, konnte festgestellt werden, dass die Tariflöhne auch während der Krisis beibehalten wurden, wohingegen dort Lohnabzüge gemacht wurden, wo kein Kollektivabkommen die Unternehmer verpflichtete. Das ist für die Gewerkschaften von unberechenbarer Bedeutung. Denn die Lohnabzüge bedeuten ausser der Einbusse, die der Arbeiter erleidet, mit neuen Ausgaben verbundene Lohnkämpfe. Während unter der Herrschaft des Tarifvertrages bei günstiger Konjunktur auf die Verbesserung der seitherigen Tariflöhne hingewirkt werden kann, müssen in anderen Orten erst Kämpfe um die früher gezahlten Löhne geführt werden.

II



EIDER ist mit der Ausdehnung des korporativen Arbeitsvertrages eine wenig erfreuliche Erscheinung verknüpft, auf deren Ursachen und Beseitigungsmöglichkeiten wir die Aufmerksamkeit hinlenken wollen. Es sind die entstehenden Tarifdifferenzen unter den Arbeiterorganisationen der verschiedenen Richtungen.

DIE Ursache der häufigen Tarifdifferenzen liegt zum grossen Teil schon in dem Bestehen verschiedener Organisationsgruppen. Solange eine einheitliche Gewerkschaftsbewegung nicht besteht, werden derartige Differenzen wohl kaum

ganz verschwinden; deshalb aber nicht wenigstens den Versuch zu unternehmen, die Zahl vorkommender Differenzverhältnisse zu vermindern, wäre schädlich und unklug. Es scheint daher recht notwendig, bei Tarifbewegungen eine einheitliche Taktik gegenüber anderen Arbeiterorganisationen anzuwenden.

DIE christlichen, Hirsch-Dunckerschen-, Lokal- und *unabhängigen* Organisationen erheben gegen die freien Gewerkschaften, weil diese zumeist die Initiative zu Lohn- beziehungsweise Tarifbewegungen ergreifen, den Vorwurf, von dem geplanten Vorgehen nicht benachrichtigt oder dazu aufgefordert zu sein. Soweit sich ein solcher Vorwurf auf Tatsachen stützt — und das wird oft der Fall sein — entbehrt er unseres Erachtens der Berechtigung nicht. Die Beschlüsse zu einer Lohnbewegung werden zwar in der Regel in öffentlicher Versammlung gefasst, an welcher alle Berufsangehörige teilnehmen können. Demnach, sagen die freien Gewerkschafter, bedarf es keiner besonderen Einladung zur Beteiligung bestimmter Organisationen. Nun gehen aber gutorganisierten Lohnbewegungen fast immer vorbereitende interne Besprechungen voraus, die den Zweck haben, die Forderungen festzusetzen und die Taktik in grossen Zügen zu bestimmen. Diese Vorarbeiten, die ausschliesslich in den Händen einer Organisation liegen, werden richtunggebend für die ganze Bewegung. Bei aller nachfolgenden Öffentlichkeit der Versammlungen und Beschlussfassungen wird man doch zugeben müssen, dass d i e s e e i n e — zugleich auch meist stärkste — Organisation des Berufs die ganze Aktion beherrscht. Das aber ist es, was kleinere oder gegnerische Organisationen infolge ihrer Feindseligkeit gegen die freien Gewerkschaften misstrauisch macht. Ihr Misstrauen wird dadurch gesteigert, dass die freien Gewerkschaften das Verlangen einer gegnerischen Berufsorganisation, an den Vorarbeiten einer Bewegung teilzunehmen, leider nur zu oft ablehnen. Wo dies Beiseiteschieben und Zurücksetzen geübt wird, wird es von der Anschauung getragen: wir sind die anerkannte, weil die stärkste Organisation; die Andersorganisierten nehmen es nicht ernst mit der Verbesserung der Arbeitsbedingungen, verhindern Erfolge, indem sie durch ihre Zersplitterung in den Reihen der Berufskollegen Uneinigkeit säen; ein Zusammenarbeiten mit ihnen bei Lohnbewegungen würde die Anerkennung ihrer Existenzberechtigung bedeuten; die müssen wir ihnen jedoch bestreiten. Wo nun eine andere Praxis geübt wurde, das heisst, wo man gemeinsam mit gegnerischen Organisationen Bewegungen durchführte, machte man die verschiedensten Erfahrungen. Teilweise zeigten sich die Andersorganisierten als tüchtige Kämpfer, teilweise fielen sie mitten in der Bewegung ab oder beendigten selbständig die Aktion, indem sie mit geringen Zugeständnissen sich zufrieden gaben und Sonderabmachungen mit den Unternehmern trafen. Solche Vorkommnisse mussten allerdings dazu beitragen, den Gedanken an gemeinsame Aktionen in Misskredit zu bringen. Aber auch da, wo günstige Erfolge erzielt wurden, zeigte sich eine Erscheinung, die dazu angetan war, bei den Freiorganisierten Feindschaft gegen gemeinsame Bewegungen hervorzurufen. Die anderen Organisationen nahmen während der Bewegung oft ungleich mehr an Mitgliedern zu. Ihr stärkt nur die gegnerischen Organisationen mit eurer Parität! rief man in einer — unserer Meinung nach — unbegründeten Ängstlichkeit. Es ist ganz natürlich, dass die sogenannten *Mitläufer* bei Lohnbewegungen sich der billigsten Organisation anschliessen, ganz be-

sonders, wenn diese, gedrängt durch die Konkurrenz, dieselbe Streikunterstützung in Aussicht stellt, wie die *teure* Organisation.

SO bedauerlich all diese Erscheinungen im gewerkschaftlichen Kampf auch sind, sie dürfen bei künftigen Tarifbewegungen nicht massgebend für die Entscheidung über das gemeinsame Vorgehen sein, denn der Erfolg der Bewegung hängt von der gemeinsamen Betätigung ab. Man unterschätze nicht die gegnerischen Organisationen! So unbedeutend sie im allgemeinen sind, so gefährlich — das haben schon viele Beispiele bewiesen — können sie bei Bewegungen werden, bei denen eine vorherige Verständigung abgelehnt wurde. Es gibt Leute, die sagen, dass mit solchem Verhalten die gegnerischen Organisationen sich selbst ihr Grab bereiteten. Aber man könnte ihnen nur dann beipflichten, wenn der Indifferentismus in den Arbeiterkreisen nicht noch so ungeheuer gross wäre. Nun ist ja ein Paktieren mit andersgearteten Organisationen äusserst schwierig. Bei jeder Lohnbewegung kommen immer Indifferente und solche Gewerkschaftsmitglieder in Frage, die noch nicht zum Bezug einer Unterstützung berechtigt sind; ihnen muss Unterstützung in irgend einer Form gegeben werden. Die ungleiche Finanzlage der verschiedenen Organisationen ergibt die hauptsächlichsten Differenzpunkte nicht nur bei der Festsetzung der Unterstützungshöhe, sondern auch bei der Bestimmung der Bezugsdauer. Alle diese Fragen müssen vorher geregelt sein, und zwar bei jeder Bewegung, auch bei solchen, von denen man sich eine rasche Erledigung verspricht. Schliesslich wäre es empfehlenswert, dass die Verbandsvorstände aller Organisationen eines Berufs generelle Bestimmungen über solche Fragen vereinbarten. Bei grossen Aussperrungen wurden in letzter Zeit unter den verschiedenen Organisationen solche Vereinbarungen mit befriedigendem Erfolge für den einzelnen Fall getroffen. Gewerkschaftsführer, die durch solche Erfahrungen gewitzigt wurden, üben immer mehr die Praxis, bei Lohnbewegungen durch schriftlichen Vertrag mit den anderen beteiligten Organisationen alle fraglichen Punkte zu regeln, um so den schädigenden Einwirkungen der Organisationszersplitterung auf die Aktion von vornherein zu begegnen. Auf derartige Massnahmen seien empfehlend alle jene Gewerkschaften verwiesen, die im steten aufreibenden Kampf mit gegnerischen Organisationen stehen.

VON den einzelnen Bestimmungen des Tarifvertrags sei noch auf die Frage des Organisationsausschlusses eingegangen. In einigen Branchen des Schlägergewerbes Mittelfrankens, im Chemigraphengewerbe und in einigen Branchen des Baugewerbes bestehen Tarifgemeinschaften, die nur Mitgliedern einer bestimmten Unternehmer- oder Arbeiterorganisation die Teilnahme an den Verträgen gestatten. Das Bestreben, die Tariferrungenschaften nur denen zu teil werden zu lassen, die für die Erreichung derselben fortgesetzt namhafte Opfer brachten, nach dem Worte *Wer nicht säet, soll auch nicht ernten,* hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes, Imponierendes für sich. Allein bei näherer Betrachtung wird man finden, dass dem augenscheinlichen Vorteil ungleich schwerere Nachteile gegenüberstehen. So wie die Unternehmerorganisation nie alle Unternehmer ausnahmslos einschliesst, so wird auch die beste Arbeiterorganisation nicht alle Berufsangehörige umfassen. Bestimmt nun ein Vertrag, dass kein organisierter Gehilfe bei einem nicht organisierten Prinzipal arbeiten darf, so ist die Agitationskraft des Verbandes lahmgelegt. Denn die Organisation darf Gehilfen aus Betrieben, die der Tarifgemeinschaft,

also auch der Unternehmerorganisation, fernstehen, gar nicht aufnehmen. Es werden also Gehilfen und Unternehmer, die gar nicht oder nicht in den vertragschliessenden Verbänden organisiert sind, die Tarifgemeinschaft erheblich gefährden können. Die unlautere Konkurrenz, die durch die Tarifgemeinschaften beseitigt werden soll, kann somit ungestört weiter wuchern. Stellt man sich daher auf den Standpunkt, dass im g a n z e n Gewerbe geordnete Verhältnisse geschaffen werden sollen, so darf man die darauf gerichteten Bestrebungen nicht deshalb unterbinden, weil es nicht mit einem Schlage geschehen kann. Zum Gewerbe gehören auch a l l e Arbeiter des Berufs, und wenn die indifferenten Arbeiter sich um die Vertragsverpflichtungen nicht kümmern, so sollten doch mindestens die organisierten Arbeiter, die gewillt sind, die Pflichten aus dem Vertrage zu erfüllen, nicht von ihm ausgeschlossen werden. Der Zimmerertarif in Elberfeld zum Beispiel verpflichtet die Gehilfen, nur bei Meistern in Arbeit zu treten, und verpflichtet die Meister, nur im freien Zimmererverband organisierte Gesellen zu beschäftigen. Andere Gesellen haben, selbst wenn sie auch einer tariffreundlichen Organisation angehören, nur die Wahl, den Vertrag zu brechen, den Ort zu verlassen oder mit denjenigen Meistern, die dem Vertrag nicht beigetreten sind, und den anderen Bauunternehmern einen Sondervertrag abzuschliessen, der den Absichten des ersten Vertrages entgegenwirkt!

DERARTIGE Abmachungen sind der Ausbreitung des korporativen Arbeitsvertrags, sowie dem Gedanken der Vereinheitlichung der Gewerkschaftsbewegung unbedingt hinderlich, ja sie nähren in den unterdrückten Organisationen eine Tarifgegnerschaft, die dann die sonderbarsten Blüten treibt — wie unlängst in der Debatte über den Chemigraphentarif zu beobachten war. So spricht F. Schnetter in der *Neuen Zeit* von s c h e i n b a r e n Verbesserungen, die der Chemigraphentarif den Arbeitern des Berufs gebracht haben soll, um gleich darauf von minimalen Errungenschaften zu sprechen, mit der misstrauischen und beweislosen Andeutung, dass diese Errungenschaften »zumeist nur auf dem Papier stehen«. Die gleichen Widersprüche finden sich bei Schnetter in dem ganzen Artikel. Einmal sollen die Unternehmer durch die Tarifgemeinschaft eine Monopolstellung erringen können, die ihnen gestattet, die Preise für die Produkte des Gewerbes zu diktieren, das andre Mal soll durch Tarifverträge eine Beseitigung der Schmutzkonkurrenz unmöglich sein. Die Ausführungen, die sich etwas unklar und allgemein gegen den *Organisationszwang* wenden, enthalten endlich den ganz berechtigten Vorwurf, dass »jede Verständigung in der Tariffrage mit dem selbständigen Lithographen- und Chemigraphenverband von jener Seite [*Verband der Lithographen und Steindrucker*] abgelehnt« wurde. Der A u s s c h l u s s von der Tarifarbeit bildet also das Leitmotiv der Kritik.

BEI der Frage der Tarifkontrahenten kommt man zu einer ähnlichen Auffassung, wie oben bei den gemeinsamen Tarifbewegungen. Die Tarifverträge und die Tarif g e m e i n s c h a f t e n besonders erfordern zur Verallgemeinerung und Aufrechterhaltung materielle und ideelle Opfer. Deshalb ist der Ausschluss nicht organisierter Arbeiter ein — vor allen Dingen im Interesse der Unternehmer gelegenes — Gebot der Notwendigkeit,. Aber auf der anderen Seite ist es ein Gebot der Vernunft, Organisationen, die für die Durchführung von Tarifverträgen in jeder Hinsicht Garantieen bieten, zu den Verträgen zuzulassen

oder sie zu gewinnen. Allerdings müssen die Garantieen unter den in Frage kommenden Organisationen vertraglich verbürgt sein. Wenn eine der gegnerischen Organisationen die eingegangenen Verpflichtungen verletzt, wird ihren Mitgliedern *ad oculos* demonstriert, dass sie keiner v e r t r a g s f ä h i g e n Organisation angehören.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

HUGO LINDEMANN · DIE STÄDTISCHE GRUNDRENTE UND IHRE BEKÄMPFUNG



LS zu Ende des XVI. Jahrhunderts in London die Bevölkerung rasch zunahm und infolgedessen die Grundrente im Innern der Stadt stark stieg, fand man die Ursachen dieser Erscheinung in der starken Bautätigkeit. Es würden zu viele Häuser gebaut, und infolgedessen werde die Bevölkerung vom platten Lande in die Stadt gelockt. Man untersagte daher unter Elisabeth im Jahre 1596 durch ein Gesetz jede Bautätigkeit bis zur nächsten Session des Parlamentes. »Wir haben«, so schreibt Adolf Weber in seinem neuen Buche *Über Bodenrente und Bodenspekulation in der modernen Stadt,* »heute für derartige Verwechselungen von Ursache und Wirkung nur noch ein überlegenes Lächeln, und doch scheint es, als wenn auch heute von dem durchaus überwiegenden Teile der deutschen Theorie und Praxis ein ganz ähnlicher Fehler gemacht wird, indem man behauptet, dass die hohe Grundrente, welche hohe Mietspreise verursache, im wesentlichen eine Folge der künstlichen Endämmung des Angebotes durch die berüchtigte Bodenspekulation sei.« In der Tat ist über das Steigen der Grundrente, das in den Jahren des gewaltigen industriellen Aufblühens Deutschlands und der sich gleichzeitig damit abspielenden und kausal mit ihm zusammenhängenden Zunahme unserer Städte wieder einmal in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt worden ist, so viel unsinniges Zeug zusammen geschrieben, dass das Urteil Webers durchaus berechtigt ist. Geradezu abenteuerliche Theorieen sind aufgestellt worden und haben in weiten Kreisen urteilsfähiger und urteilsloser Leute Anhang, ja, begeisterte Zustimmung gefunden. Je abenteuerlicher, je besser! Die Umkehrung aller volkswirtschaftlichen Gesetze wurde geradezu zur Vorbedingung gemacht. Je mehr eine Theorie diesen widersprach, je absurder sie die Wirklichkeit auf den Kopf stellte, desto sicherer schien sie begründet, desto näher der Wahrheit zu kommen, desto grösser war ihre Anhängerschaft. Eine dieser wunderbaren Schöpfungen modernen volkswirtschaftlichen Denkens, die sogenannte *Bodenspekulationstheorie,* ist zum Evangelium nicht nur zahlreicher Theoretiker, sondern auch der Verwaltungsmänner und der Regierungen geworden. Ihr A und Ω ist: die Bodenspekulation ist an dem rapiden, masslosen Steigen der städtischen Grundrente schuld, sie hat infolgedessen die Mietpreise in unverantwortlicher Weise gesteigert und trägt daher den Hauptteil der Verantwortlichkeit für die elenden Wohnungsverhaltnisse unserer Zeit. Der Sündenbock ist gefunden und soll in die Wüste geschickt werden. Wie kommt es nun, dass diese Theorie so grosse Anhängerschaft gefunden hat? Die ver-

schiedensten Gründe haben die Männer verschiedenster Auffassung in das gleiche Lager geführt. Zunächst, es war sehr bequem, einen Sündenbock gefunden zu haben, dem man alle Schuld aufladen konnte. Dabei konnte man zugleich das Odium eigener Taten von sich auf andere wälzen. Dies letztere gilt insbesondere von dem Hausbesitzertum, das in der letzten Zeit bestrebt ist, den Hass, den ihm seine Mietssteigerungen zugezogen haben, der Bodenspekulation zuzuschieben. Führt die Analyse der Ursachen der steigenden Bodenrente zu der Erkenntnis, dass dieselbe aufs tiefste in unserer heutigen Wirtschafts- und Eigentumsordnung begründet ist, so ist ihre Bekämpfung keine so einfache Sache, die man beim Nachtisch erledigen kann. Ist dagegen die Bodenspekulation schuld, nun, dann verbietet man einfach die Bodenspekulation! Man hat ja auch Börsengesetze gemacht, durch sie die Spekulation in Getreide etc. verboten und versucht, die Börse aus der heutigen Wirtschaftsordnung herauszuschneiden. Ein Ausläufer dieses Kampfes gegen die Spekulation im allgemeinen ist die Bekämpfung der Bodenspekulation, die von den agrarisch-mittelstandsretterischen Parteien mit besonderer Vorliebe betrieben wird, weil sie, von keiner Sachkenntnis berührt, eine Erscheinung für das Ganze nehmen. Man braucht nur die Jägersche *Wohnungsfrage* zur Hand zu nehmen, und man wird auf jeder Seite finden, wie die Feindschaft gegen unsere heutige im Zeichen des Grosskapitalismus stehende Wirtschaftsordnung und die Schwärmerei für mittelalterliches Zünftlertum zu einer blindwütigen Stigmatisierung der Bodenspekulation geführt hat. Auch die Bodenreform, die unter der Leitung Damaschkes alles Grosszügige, was sie in Amerika und England besessen, verloren hat und glücklich auf das Niveau des deutschen Durchschnittsphilisters so weit herabgebracht ist, dass sogar deutsche Regierungsvertreter sie ob ihrer Mässigung preisen, führt den Kampf gegen die Grundrente schliesslich doch nur unter den Gesichtspunkten des Mittelbürgers, der seine Klasse rettungslos zu Grunde gehen sieht und in der Kopflosigkeit versinkender Klassen seine Hand nach einem Allheilmittel ausstreckt. Wie der Antisemitismus die Juden, so macht die Bodenreform die Bodenspekulanten für alle Missstände unserer heutigen Gesellschaftsordnung verantwortlich.

ES hat der Bodenspekulationstheorie, wenn man sie einmal so nennen darf, niemals an Gegnern gefehlt. Auch auf der Versammlung des *Vereins für Sozialpolitik* in München, in der die Wohnungsfrage behandelt wurde, hat Philippovich sie aufs allerentschiedenste bekämpft. Aber Weber hat ganz recht, wenn er sagt, dass seine Ausführungen nicht nur den nationalökonomischen *Outsiders* etwas ganz Eigenartiges, noch nie Dagewesenes zu sein schienen. Und ebenso zutreffend ist es, wenn er fortfährt: »Freilich, Philippovich und Genossen gelten als Theoretiker, und da ihre Theorie zur Zeit nicht modern ist, glaubt man, sie abtun zu dürfen mit dem Hinweis auf die grüne Praxis, die eben ganz anders aussehe, als die graue Theorie.« Es war daher ein sehr zeitgemässes und sehr verdienstvolles Unternehmen Adolf Webers, dass er sich in dem bereits oben erwähnten Buche ausführlich mit der Bodenspekulationstheorie auseinandergesetzt und ihr hoffentlich durch seine schlagenden Ausführungen den Todesstoss versetzt hat. Ist schon die theoretische Bedeutung seines Unternehmens nicht zu unterschätzen, so ist ihr Wert für die Praxis noch viel weittragender. Denn wenn man die grosse Mehrheit der praktischen Vorschläge, insbesondere auf dem Gebiete des kommunalen Steuerwesens, einer Prüfung unterwirft, so

wird man finden, dass sich dieselben vorzüglich mit der angeblich durch die Bodenspekulation veranlassten Steigerung der städtischen Grundrente beschäftigen. Besteuerung nach dem gemeinen Wert, Zuwachssteuer auf dem Gebiet der Besteuerung, Erbbaurecht, Abänderung des Hypothekenwesens etc.: sie alle sind dazu bestimmt, der Bodenspekulation das Leben sauer zu machen, womöglich das Lebenslicht auszublasen. Unter dieser absolut einseitigen Betrachtung der Boden- und Wohnungsverhältnisse in den Grossstädten, unter dieser Rückführung aller Missstände auf die Bodenspekulation müssen die übrigen viel wichtigeren Phänomene zurückstehen. Die Gesetzgebung, die Verwaltung werden einseitig, und die Vernachlässigung der anderen Faktoren wird sich bitter rächen. Das ganze grosse Problem der Wohnungs- und Bodenfrage wird auf diese Weise auf ein totes Geleis geschoben. Dass dies aber verhütet werde, daran haben alle diejenigen das grösste Interesse, die den engen Zusammenhang zwischen der Wohnungsfrage und unserer heutigen wirtschaftlichen und sozialen Ordnung eingesehen haben. Wenn alle Versuche bekämpft werden müssen, die kapitalistische Entwickelung in vorkapitalistischem Sinne umzuformen, dann muss auch den Bestrebungen entgegengetreten werden, die durch die Opferung der Bodenspekulation das *solide Rentnertum* des Mittelstandes in der unbeschränkten Ausbeutung des städtischen Mietertums erhalten wollen.

DER erste Teil des Weberschen Buches, *Zur Vergangenheit und Gegenwart der Bodenreform* betitelt, gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte der Bodenreform und führt darin den Nachweis, dass auch die heutige Bodenreform in ihrem ganzen Gedankeninhalt nur wenig über die ältesten Bodenreformer zu Anfang des XIX Jahrhunderts hinausgekommen ist. Die Argumente, mit denen man heutzutage das Anwachsen der städtischen Grundrente als schädliches Schmarotzertum nachzuweisen sucht und mit denen man die Bodenspekulation bekämpft, sind so ziemlich die gleichen geblieben. Nur der Unterschied besteht zwischen der alten und der modernen Bodenreformbewegung, dass die erste die Grundrente im allgemeinen, vor allem die ländliche Grundrente, angriff, während die moderne es ausschliesslich mit der städtischen Grundrente zu tun hat. Die Untersuchungen Webers darüber, wie und weshalb dieser Umschwung in England und Amerika eingetreten und von dort der Kampf gegen die städtische Grundrente nach Deutschland gekommen ist, sind sehr lesenswert. Leider können wir auf dieselben nicht näher eingehen. Wir haben es hier ausschliesslich mit dem Hauptteile des Buches zu tun, der die Widerlegung der Bodenspekulationstheorie enthält.

AN die Spitze seiner Untersuchungen stellt Weber den Satz, dass im grossen und ganzen die städtische Bodenrente deshalb entstehe, weil bei verschiedenen Kosten die Preise gleich bleiben. Für die Baubodenrente sei die Lage des Grundstückes von der grössten Bedeutung. Verschiedenheit der Lage aber bedeute Verschiedenheit der Kosten, sei es positiver Kosten oder negativer in Form von entgehendem Gewinn. Der Unterschied zwischen Acker- und Baubodenrente bestehe darin, dass das Rentenmittel bei dem Ackerboden transportabel sei, bei dem Bauboden dagegen nicht, und dass sich beim Ackerbau das in den Boden gesteckte Kapital in kürzeren oder längeren Zeiträumen je nach der Konjunktur verändern könne, während bei der Bewirtschaftung städtischen Bodens eine einmalige, nicht mehr zu vermindernde Kapitalaufwendung zu machen sei. Der reine städtische Bodenprofit ist ebenso, wie der ländliche,

nach Weber Differentialrente im Sinne Ricardos. Daraus folgt, dass die städtische Bodenrente als Faktor der Preisbildung, wenigstens auf die Dauer, nicht wirkend sein kann, sondern ihrerseits erst durch den Preis des Rentenmittels, das heisst durch den Mietspreis, bestimmt wird. Der Preis aber wird durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Das ist zwar hier, wie überall, nur eine bedingt richtige Zwischenantwort. Als solche hat sie aber bei städtischen Immobilien genau dieselbe Berechtigung, wie bei mobilen Werten. Den Einwand der Bodenreformer, dass man den Grund und Boden nicht mit den anderen Waren vergleichen könne, da er unvergänglich und seine Grösse unveränderlich sei, fertigt Weber zutreffend mit der einfachen Bemerkung ab, dass Bauland, um das es sich hier allein handelt, alle Tage *produziert* werde. Mit der Aussage, dass der Preis des Grund und Bodens durch die Nachfrage bestimmt werde, ist zunächst nur ein Urteil allgemeinen Inhalts abgegeben. Alles kommt darauf an, wie sich die Nachfrage nach städtischem Bauland und sein Angebot abspielen. Eine genaue Analyse dieser beiden wirtschaftlichen Vorgänge ist daher die Vorbedingung, die erfüllt sein muss, will man sich über die Preisbildung beim städtischen Grund und Boden klar werden. Ihr widmet daher Weber die beiden wichtigsten Kapitel seines Buches.

WEBER zitiert einen Satz von Paul Schwarz, wonach der städtische Grundwert einmal durch die Höhe des Erträgnisses eines Gebäudes, andererseits durch den jeweilig geltenden Zinsfuss, welcher der Kapitalisierung dieses Erträgnisses zu grunde gelegt werden muss, bestimmt wird. Wie wird nun die Höhe des Erträgnisses eines Gebäudes bestimmt? Das ist die wichtige Frage, die zu beantworten ist. Durch den Betrag, den der Mieter für seine Wohnung auszugeben geneigt ist, sagt Adam Smith und mit ihm die grosse Mehrzahl der Nationalökonomen, und sie fügen gleichzeitig hinzu, dass dieser Betrag im allgemeinen eine feststehende Quote seines Einkommens ist, über die er nicht hinausgeht. Weber sucht nun nachzuweisen, dass die Grösse der Quote nicht ausschliesslich eine Funktion des Einkommens sei, sondern dass sie sich auch ändern könne, ohne dass eine Änderung des Einkommens stattgefunden habe. Die Rücksicht auf die Lage der Arbeitsstätte, die Gewohnheit, Scheu vor dem Umzug, soziale Rücksichten, sie alle vereinigen sich, die Quote des Einkommens, die für Miete ausgegeben wird, innerhalb gewisser Grenzen sehr schwankend zu machen. Innerhalb gewisser Grenzen — denn selbstverständlich geht die Befriedigung der Nahrungs- und Kleidungsbedürfnisse der des Wohnungsbedürfnisses vor. Der Einkommensbetrag, der für Miete ausgegeben wird, ist — den Nachweis scheint uns Weber auch durch statistisches Material zutreffend geführt zu haben — auch unabhängig von der Grösse des Einkommens variabel. Je kleiner das Einkommen ist, desto schneller wird das Maximum erreicht werden, das für das Wohnungsbedürfnis aufgewendet werden kann, und gerade bei den Kleinwohnungen wird, wie Weber zutreffend hervorhebt, infolge des Überwiegens der Nachfrage dieses Maximum aufgewendet werden müssen. Noch mehr, als bei den privaten Wohnungen, wird bei der Nachfrage nach Geschäftsräumen die Lage von entscheidender Bedeutung sein. Es sind ganz bestimmte Strassen, in denen sich das Geschäftsleben einer Stadt konzentriert. Zahlreiche Geschäfte sind einfach gezwungen, in einer bestimmten Strasse ihren Standort zu nehmen, falls sie Erfolg haben wollen. Hier wird also die Nachfrage am intensivsten sein, und infolgedessen die Grundrentensteigerung noch um vieles

beträchtlicher, als in den eigentlichen Wohnvierteln, und in dem unbebauten Gebiete, obwohl hier die Bodenspekulation in der von der Bodenspekulationstheorie geschilderten Weise überhaupt nicht tätig ist und auch gar nicht tätig sein kann. Weber führt eine Reihe von Zahlennachweisen an, dass die Steigerungen der Grundrente im Zentrum, in der City, unverhältnismässig höher sind, als in den Aussenzonen. So kommt er denn in Übereinstimmung mit Philippovich zu dem Resultat, dass die Hauptquelle der Bodenwertsteigerung im Zentrum der Stadt zu suchen ist, während die Bodenwertsteigerung in den äusseren Bezirken, wo die Bodenspekulation angeblich die Ursache der Preissteigerung sein soll, tatsächlich vielmehr die Konsequenz der Bewegung im Innern ist. Es ist das die gleiche Ansicht, die wir immer vertreten haben.

WIR kommen zur Analyse des Angebots von städtischem Bauland. Der Kern der Bodenspekulationstheorie lässt sich dahin zusammenfassen: die ungesunde Steigerung des Grundwertes sei hauptsächlich der Bodenspekulation zuzuschreiben. Sie treibe die Bodenpreise durch künstliche Eindämmung des Angebots in die Höhe, und sie könne das tun, weil sie das städtische Bauland im Monopolbesitz habe. Weber untersucht nun die Frage, ob ein solches Monopol existiert oder nicht, und kommt zu dem Resultat, dass sie weder einfach zu bejahen, noch einfach zu verneinen sei. Er hält zum Beispiel ein Monopol in dem Falle für denkbar, wenn eine Stadt plötzlich einen grossen Aufschwung nimmt. Bis genügendes neues Bauland aufgeschlossen und bebaut ist, haben die Eigentümer des bebauten Bodens ein Monopol. Ebenso kann ein Monopol entstehen, wenn zwar genügend Bauland angeboten wird, aber nicht genügend Bauunternehmer geneigt sind, eine bestimmte Art von Wohnungen herzustellen, obwohl gerade auf diese die Nachfrage gerichtet ist. Das trifft bei den kleinen Wohnungen zu. Hier ist in der Tat die Möglichkeit des Wohnungswuchers gegeben. In der Regel denkt man jedoch, wenn man von dem Monopol der städtischen Grundeigentümer spricht, nicht an die genannten Fälle, sondern an Bauland, welches in den Aussenbezirken der Stadt liegt. Weber behauptet nun, dass dieses Bauland in seiner Quantität fast unbegrenzt sei. Die Entfernung der einzelnen Bauplätze vom Stadtzentrum habe wohl einen Einfluss auf die Qualität, nicht aber auf die Quantität des Angebots. Namentlich dank den modernen Verkehrseinrichtungen habe die theoretische Fülle auch ihre grosse praktische Bedeutung. Man kann Weber ohne weiteres zugeben, dass gerade durch die Verkehrsmittel es möglich ist, die Quantität des Baulandes erheblich zu vergrössern, und dass dadurch innerhalb gewisser Grenzen der durch die Lage bedingten Qualifikation des einzelnen Grundstückes ein Gegengewicht geschaffen werden kann. Damit wird aber noch nicht die Tatsache aufgehoben, dass eben durch die Qualifikation die Quantität beschränkt wird. Die Verkehrsmittel üben eine doppelte Wirkung aus. Sie verzögern das Anwachsen der Grundrente in den bereits bebauten Bezirken, befördern aber den Übergang von Ackerboden in Bauboden in den Aussenbezirken und üben dadurch eine Grundrenten steigernde Wirkung aus. Dabei kann zugegeben werden, dass diese Steigerung sich langsamer vollzieht, als ohne die Verkehrsmittel, sofern durch ein ganzes System von Strassenbahnen für eine Konkurrenz der verschiedenen Vororte oder Aussenbezirke gesorgt wird.

AUSFÜHRLICH bespricht Weber die Fernhaltung bebauungsfähigen Landes vom Markte, ein Manöver, das von den Gegnern der Bodenspekulation gewöhnlich den gewerbsmässigen Grundstücksspekulanten als ihr üblicher *modus pro-*

cedendi zwecks Steigerung der Grundrente untergeschoben wird. Weber weist demgegenüber in Übereinstimmung mit anderen Schriftstellern, wie A. Voigt, Dr. Stein und dem Referenten, darauf hin, dass nicht die kapitalkräftigen Bodenspekulanten baureifes Land unbenutzt liegen lassen, sondern kleine Urbesitzer oder Grosskapitalisten, denen es auf Zinsverluste nicht ankommt. Die eigentliche Bodenspekulation, wie sie uns besonders in den Terraingesellschaften entgegentritt, wird Bauland niemals vom Markte fern halten, wenn sie es mit Vorteil verkaufen kann. Ja, es wird ihr sogar auf einen Verkauf unter dem Kostenpreise nicht ankommen, wenn sie dadurch ihren übrigen Terrainbesitz der Bebauung schneller zuführen und infolgedessen später günstiger verwerten kann. Aus der gleichen Überlegung heraus wird sie selten zögern, baureife Grundstücke zu bebauen, wenn sie wirklich baureif geworden sind. Ganz anders liegt die Sache bei den sogenannten *Urbesitzern*, die das in ihrem Besitz befindliche Land landwirtschaftlich oder gärtnerisch benutzen. Sie haben auch nicht den geringsten Anlass, dasselbe, selbst wenn es baureif geworden ist, zu verkaufen. Denn jeder Tag, den sie warten, wird ihnen nur Vorteil bringen. Die Spekulation dagegen hat mit den Zinsverlusten ihres in Boden angelegten Kapitals zu rechnen, und sie kommt über diese Tatsache auch nicht dadurch hinweg, dass sie nach der Eberstadtschen *Entdeckung* die Zinsverluste auf den Bodenpreis schlägt. Denn das Grundstück muss ja doch immer verkauft werden, und das Risiko der Bodenspekulation ist ein sehr grosses. Wir wissen uns von jeder Vorliebe für die Spekulation überhaupt und die Bodenspekulation im besonderen frei. Trotzdem müssen wir es als ein Verdienst Webers bezeichnen, dass er mit der Fabel von der besonderen volkswirtschaftlichen Schädlichkeit der Bodenspekulation gründlich aufräumt und ihr Wesen in zutreffender Weise klarstellt.

WEBER geht bei seiner Untersuchung selbstverständlich von der heutigen Wirtschaftsordnung aus, deren Anhänger er ist. Für jeden, der ihr Wesen einigermassen begriffen hat, ist es selbstverständlich, dass die Spekulation ein wesentlicher Faktor des volkswirtschaftlichen Lebens ist. Spekulation und Kapitalismus gehören nun einmal aufs engste zusammen. Wohl oder übel muss man also die Spekulation gelten lassen. Da man aber dieser wirtschaftlichen Institution noch mit den ethischen Bedenken vergangener Jahrhunderte gegenübersteht, da ferner die modern gewordene agrarische und mittelstandsretterische Feindschaft gegen die kapitalistische Entwickelung sich Kreise unterworfen hat, denen man grössere Widerstandsfähigkeit und tieferes wissenschaftliches Verständnis zutrauen sollte, und infolgedessen auf die Gesetzgebung und Verwaltung grossen Einfluss gewonnen hat, so ist man der Spekulation gegenüber in eine sehr unangenehme Lage gekommen. Man sucht sich aus derselben dadurch zu befreien, dass man zwischen normaler und anormaler, zwischen solider und unsolider, zwischen berechtigter und unberechtigter Spekulation unterscheidet. Dabei ist man jedoch gar nicht im stande, die Grenzlinie zwischen den beiden so zu ziehen, dass ein Vorgehen gegen die anormale, unsolide, unberechtigte Spekulation möglich wäre. Es kann ohne weiteres zugegeben werden, dass für die Spekulation die Gefahr vorhanden ist, im Verfolge ihrer Aktionen den Boden der tatsächlichen volkswirtschaftlichen Verhältnisse zu verlassen. Geschieht dies, so gibt sie ihre volkswirtschaftliche Funktion auf und fängt an, schädlich zu wirken. Mit dem gleichen Moment aber beginnt auch schon der Heilungs-

prozess. Die Ausartungen der Spekulation führen über kurz oder lang zu einem Krach, der die Spekulation zur Basis der tatsächlichen volkswirtschaftlchen Verhältnisse zurückführt. Wie gross die Schädigungen sind, die dem wirtschaftlichen Leben der Nation im einzelnen Falle zugefügt werden, ist eine Tatsachenfrage. Wie will nun aber der Gesetzgeber eine allgemeine Norm aufstellen, mittels deren die solide von der unsoliden Spekulation geschieden, das Umschlagen der einen in die andere festgestellt werden kann, vorausgesetzt, er verzichte auf die agrarische Eisenbartkur, die Spekulation überhaupt totzuschlagen? In dieser Not greift man gegenüber der Bodenspekulation zu dem einfachen Auswege, sie als gänzlich verschieden von der übrigen Spekulation, deren Berechtigung man in gewisser Beschränkung anerkennt, und als unberechtigt zu bezeichnen. Weber untersucht die angeblichen Unterschiede, die zwischen der Börsenspekulation und der Bodenspekulation bestehen sollen, und kommt zu dem Resultat, dass die Bodenspekulation mit einem viel grösseren Risiko arbeitet, als die übrige Spekulation, dass sie aber im übrigen genau den gleichen volkswirtschaftlichen Gesetzen unterliegt, wie die Spekulation überhaupt. Wie die Börsenspekulation, erfüllt sie die wirtschaftliche Mission, Trägerin des Produktionsrisikos zu sein. Wie jede Spekulation, kann sich auch die Bauspekulation nicht auf die Dauer vom Boden der wirklichen volkswirtschaftlichen Verhältnisse entfernen, bleibt auch für sie das Verhältnis von Nachfrage und Vorrat bestimmend. Will man aber, so fügen wir hinzu, die im Wesen der heutigen Wirtschaftsordnung belegenen Ausartungen der Spekulation wirklich ernsthaft bekämpfen, so kann man das nur tun, wenn man durch Organisation die heutige kapitalistische Marktproduktion in sozialistische Bedarfproduktion verwandelt und so das spekulative Moment in weitestem Umfange ausschaltet. SO hat denn die Analyse der Nachfrage wie des Angebots, die wir an der Hand der Weberschen Untersuchungen angestellt und geprüft haben, uns zu dem Resultat geführt: die Rente ist hoch, weil die Miete hoch ist, und nicht umgekehrt.

EIN besonderes Kapitel ist von Weber dem unverdienten Wertzuwachs gewidmet. Er stellt darin zunächst Untersuchungen über die Grösse desselben an, und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass ohne die Bodenspekulation die Steigerung desselben in den Städten wahrscheinlich ein beträchtlich grössere gewesen sein würde, und dass dieselbe wohl ihren Höhepunkt überschritten haben dürfte. Er weist ferner darauf hin, dass den Wertsteigerungen, die namentlich seitens der Bodenreformer immer in den Vordergrund gerückt werden, sehr bedeutende Wertverminderungen gegenüberstehen, von denen natürlich des bodenreformerischen Sängers Höflichkeit schweigt. Er zitiert einen englischen Schriftsteller: »Erfolge werden gewöhnlich mit vielem Lärm ausposaunt, Verluste fallen stillschweigend der Vergessenheit anheim.« Der Bodenwert in den Städten — das ist eine Tatsache, die von der Bodenreform immer übergangen wird — unterliegt grossen Schwankungen. Es handelt sich nicht nur um allgemeine Preisrückgänge, sondern es kommen ebenso dauernde Rückgänge einzelner Quartiere vor. Die Terraingesellschaften, das heisst also die gewerbsmässigen Bodenspekulanten, haben daher, wenn man ihre Gesamtheit ins Auge fasst und ihre ganze Entwickelung, nicht nur die Erfolge einzelner Jahre berücksichtigt, keine glänzenden Geschäfte gemacht. Eine sehr eingehende statistische Untersuchung der Ergebnisse der deutschen Terraingesellschaften führt Weber zu

dem interessanten, für die meisten gewiss sehr überraschenden Resultat: »Es ist sicher, dass die Gesamtverluste der Terraingesellschaften (unter Berücksichtigung der Zinseinbussen) die Gesamtgewinne der Terraingesellschaften nicht unwesentlich übersteigen.« Sind also die fabelhaften Gewinne der Terraingesellschaften in das Reich der Fabel zu verweisen, so folgt daraus auch, dass die angebliche ungeheuere Verteuerung des Grund und Bodens durch sie eben dorthin gehört. Wenn indes Weber fortfährt: »gilt das aber für die organisierte Spekulation, so gilt es für die Privatspekulation erst recht«, so können wir diesen Satz nur insofern unterschreiben, als unter der Privatspekulation die spekulierenden Urbesitzer nicht einbegriffen sind. Diese haben, wenn man die Gesamtheit ins Auge fasst, den Rahm der Bodenwertsteigerung abgeschöpft und gewaltige Gewinne eingeheimst.

WEM soll nun eigentlich dieser Wertzuwachs gehören? Mit dieser Frage berührt Weber einen für die Anhänger der heutigen Wirtschaftsordnung ausserordentlich kitzligen Punkt. Die gewöhnliche Antwort auf diese Frage von reformerischer Seite lautet: der unverdiente Wertzuwachs soll der Gemeinde zu gute kommen. Ihr gegenüber macht Weber darauf aufmerksam, dass das Steigen der Grundrente nur zum Teil ein Verdienst der kommunalen Verwaltung sei, zum andern aber eine Folge der staatlichen Entwickelung und, weitergehend, der Entwickelung der gesamten Völkergemeinschaften. Er will daher diese beiden Teile des Wertzuwachses scheiden. Soweit derselbe eine Folge von städtischen Verbesserungen sei, sei es eigentlich selbstverständlich, dass die Interessenten zur Tragung der Kosten dieser Verbesserungen herangezogen würden. In diesem Fall will er aber besser den Ausdruck *betterment*, als *unearned increment*, angewendet wissen. Als unverdienten Wertzuwachs im engeren Sinne bezeichnet er nur denjenigen Zuwachs, der ohne neue Anlagen und bauliche Veränderungen, lediglich infolge der wirtschaftlichen Entwickelung einem einzelnen zu gute komme. Ob nun dieser Wertzuwachs der Gemeinde überwiesen werden soll, fragt Weber; und er meint, dass er für die Gemeinden ebenso unverdient sei, wie für die Privaten. Sicherlich sind diese Einwände in gewisser Ausdehnung nicht ganz unberechtigt. Es muss aber doch darauf hingewiesen werden, dass einmal die wirtschaftliche Entwickelung sich unter dem Schutze des Staats und der Gemeinde vollzieht, ohne deren Tätigkeit gar nicht möglich wäre, und zweitens, dass bei der Schwierigkeit, zwischen den Wirkungen der staatlichen und der kommunalen Tätigkeit zu unterscheiden, und bei dem lokalen Charakter, den die Grundrentenbewegung an sich trägt, es zweckmässiger und zutreffender ist, den unverdienten Wertzuwachs der Gemeinde, als dem Staate, zu überweisen. Auf jeden Fall hat die Gemeinschaft, mag sie nun Staat oder Gemeinde sein, ein grösseres Recht auf den unverdienten Wertzuwachs, als der einzelne. Wird einmal die Frage aufgeworfen, ob ein Einkommen verdient ist, so stellt sich eben heraus, dass das Verdienst des einzelnen nicht nur bei der Bodenrente, sondern bei jeder Produktion, gegenüber dem Verdienst der Gesellschaft ein sehr winziges ist. Wie Weber zutreffend hervorhebt, sollte diese Frage von Anhängern der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gar nicht aufgeworfen werden. Der Verdienst der Bodenspekulation ist vom Standpunkt dieser Wirtschaftsauffassung so gut verdient, wie der anderer in der Volkswirtschaft tätigen Personen.

MIT Schäffle ist Weber der Überzeugung, dass die Grundrente ein Extraein-

kommen ist, das im Interesse der grössten Wirtschaftlichkeit in Versorgung des sozialen Bedarfs notwendig ist, und dass sie daher als eine unentbehrliche sozialökonomische Ordnungskraft betrachtet werden muss. Diese Rentenfunktion könne nun zu schwach oder zu stark wirken. Bei der städtischen Grundrente sei das letztere der Fall, und es müsse daher diese zu starke Steigerung der städtischen Grundrente im Allgemeininteresse der Volkswirtschaft bekämpft werden. Als Mittel zur Regulierung der Rentenfunktion empfiehlt Weber nun den Ausbau der lokalen Boden- und Wohnungsstatistik und in Verbindung damit die Schaffung offizieller Taxämter, die Bekämpfung der Spekulationswut — vor allem des kleinen Publikums — durch eine Beschränkung des Spekulationskredits, die Bekämpfung des Monopols, wo es besteht, also namentlich bei den kleinen Wohnungen, durch ein verständiges Eingreifen der Stadtverwaltung in das Spiel von Angebot und Nachfrage, wie durch Übernahme der Baissierrolle seitens der Stadt, durch Anwendung des Erbbaurechtes und vor allem durch den Ausbau schneller und billiger Verkehrsverbindungen. Um dieses von Weber gezeichnete Programm durchzuführen, ist aber, wie er selbst bemerkt, Geld, sehr viel Geld notwendig. Woher sollen nun die Gemeinden diese Mittel nehmen, die zur Bekämpfung der Grundrentensteigerung erforderlich sind? Nichts liegt näher, als den unverdienten Gewinn der städtischen Grundrentner zu diesem Zwecke zu besteuern. Der Frage, wie die zu stark wirkende Rentenfunktion beim städtischen Boden reguliert werden kann, schliesst sich also die andere an: wie kann die Gemeinde am besten an dem unverdienten Wertzuwachs teilnehmen? Der Untersuchung dieser Frage seien hier noch ein paar Worte gewidmet.

WEBER empfiehlt zunächst die weitere Ausbildung der Interessentenbeiträge. Von den drei anderen Steuerarten, mit denen insbesondere die Bodenreform der Grundrente zu Leibe gehen will, der Umsatzsteuer, der Grundsteuer nach dem gemeinen Wert und der Besteuerung des Wertzuwachses, verspricht er sich, unseres Erachtens mit Recht, von der ersteren recht wenig. Die Umsatzsteuer ist eine der rohesten Steuerformen, die man sich denken kann. Zudem liegt bei ihr die Möglichkeit der Abwälzung vor; unserer Ansicht nach wird dieselbe regelmässig eintreten. Das günstige Wirken der Umsatzsteuer in Belgien, das von den Verteidigern der Umsatzsteuer als Schulbeispiel angeführt wird, wird von Weber gleichfalls mit Recht bezweifelt. Die niedrigen Bodenpreise sind in Belgien in erster Linie eine Folge der vorzüglichen Lokalverkehrsverhältnisse. Sympathischer steht Weber der Besteuerung des städtischen Bodens nach dem gemeinen Werte gegenüber, obschon er auch hier nicht unerhebliche Bedenken geltend macht. Insbesondere weist er darauf hin, dass der Wert eines unbebauten Terrains nur unter Einsetzung von unbestimmbaren Grössen geschätzt werden könne. dass daher die Schätzungen stets mehr oder weniger willkürlich sein müssen. Solange der Steuersatz, wie bisher, niedrig sei, werde die Willkürlichkeit der Steuereinschätzung noch nicht empfunden, bei höheren Sätzen werde aber diese Frage sofort akut werden. Auch den Vorzug, den diese Steuer besitzen soll, dass nämlich die Grundbesitzer gezwungen würden, ihr Land eher auf den Markt zu bringen, kann Weber nicht als solchen anerkennen. Im Gegenteil müsste eine derartige Einwirkung der Steuer zu den schwersten Katastrophen, insbesondere natürlich in Zeiten von Krisen, führen. Auch gegen die Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses erhebt Weber eine Reihe von

Bedenken. Zunächst, warum soll nur der unverdiente Wertzuwachs des städtischen Grund und Bodens, und nicht ebenso andere Konjunkturgewinne besteuert werden? Ferner bespricht er den alten Einwand, dass die Konfiskation des Wertzuwachses zugleich den Ersatz der Wertverminderung bedinge; doch scheinen uns die von ihm angeführten Beispiele nicht ganz zutreffend zu sein. Er findet es dann rätselhaft, weshalb bei der Wertzuwachsteuer die hypothekarische Belastung gar nicht berücksichtigt werde, obschon doch gerade die Hypothekengläubiger in vielen Fällen den Löwenanteil von dem unverdienten Wertzuwachs erhalten. Weiter findet er es bedenklich, den kommunalen Haushalt von der Konjunkturgewinnsteuer abhängig zu machen. Wir stimmen dem zu; doch kann diesem Einwand auf die einfachste Weise dadurch begegnet werden, dass die Erträgnisse dieser Steuer nur für die Zwecke der kommunalen Boden- und Wohnungspolitik, also in erster Linie zur Senkung der Grundrente Verwendung finden dürfen. Bei einer derartigen Anordnung würde dann zugleich ein weiterer Einwand Webers entkräftet, der sich auf die Überlegung stützt, dass durch die Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses eine Herabsetzung der lokalen Steuern ermöglicht, dadurch die Zuwanderung von Rentnern und Kapitalisten befördert, und so gerade dort, wo der Wertzuwachs besonders hoch sei, eine künstliche Steigerung der Bodenwerte bewirkt würde. Schliesslich macht Weber noch darauf aufmerksam, dass durch diese Steuer unzweifelhaft die grossen Spekulanten, insbesondere aber die Terraingesellschaften, begünstigt würden. Bei ihnen fielen erzwungene Verkäufe, wie sie bei Privaten vorkämen, meistens fort. Ferner würden dadurch die Terraingesellschaften geradezu gezwungen, zum Zwecke der Risikoausgleichung Interessenkoalitionen anzustreben, durch die dann die befürchtete Monopolisierung des städtischen Grund und Bodens befördert werde. Auch diese Bedenken werden unseres Erachtens hinfällig, wenn die gesamten Erträgnisse der Steuer in der städtischen Bodenpolitik Verwendung finden. Gegenüber der vorgeschlagenen Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses empfiehlt Weber, denselben durch eine Erbschaftssteuer zu treffen, und als letztes und äusserstes Mittel im Kampf gegen die Bodenrentensteigerung die Ausbildung des Enteignungsrechtes und die energische Anwendung desselben durch die Gemeinden.

ÜBERBLICKEN wir zum Schluss die Resultate der Weberschen Untersuchungen und unserer Kritik an ihnen. Unseres Erachtens ist von Weber durchaus zutreffend fetsgestellt worden, dass die Quelle der Bodenwertsteigerung im Innern der Städte, nicht aber in ihren Aussenbezirken zu suchen ist. Infolgedessen kann auch die Bodenspekulation, die im Innern nur ein kleines Tätigkeitsgebiet findet, nicht die Ursache der Bodenwertsteigerungen sein, wie von den Bodenreformern behauptet wird. Ihre ausschliessliche Bekämpfung muss daher auf Abwege führen, sowohl auf dem Gebiet der Besteuerung des Grund und Bodens, wie auf dem der praktischen Wohnungspolitik. Es kann nicht die Aufgabe der Sozialdemokratie sein, der sogenannten *Bodenspekulation* das Lebenslicht auszublasen, ohne dass die Übernahme der von ihr besorgten Funktionen durch andere Organe, also die Kommune, gesichert ist. Die bodenreformerischen Bestrebungen, die nur das eine Ziel haben, die Funktion der Bodenspekulation auszuschalten, ohne für irgend einen Ersatz zu sorgen, müssen also mit aller Klarheit als schädlich von uns abgewiesen werden. Will man für diesen Ersatz sorgen, so muss man den Gemeinden als den

autorisierten Trägern der Bau- und Wohnungspolitik die Aufgabe zuweisen, an die Stelle der Bodenspekulation zu treten. Sie müssen dann aber auch nicht nur ihre Gewinne einheimsen wollen, sondern auch das von ihr getragene Risiko übernehmen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDMUND FISCHER · DIE FRAUENFRAGE

DER internationale Frauenkongress, der im vorigen Jahre in Berlin stattfand, hat die Frauenfrage wieder einmal in den Kreis allgemeinerer Diskussion gerückt. Zeigte es sich auf diesem Kongresse doch eigentlich, dass auf wenigen Gebieten eine grössere Unklarheit und Unsicherheit herrscht, als auf dem der Frauenfrage, dass es auch eine einheitliche Frauenbewegung, die von gleichen Gesichtspunkten ausgeht, von gleichen Zielen getragen wird, vielleicht gar nicht gibt, sondern nur ein Sammelsurium von Frauenvereinigungen der verschiedensten Art, mit den verschiedensten, oft entgegengesetzten Bestrebungen. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die sozialdemokratischen Frauen an dem Kongresse hätten teilnehmen und dort ihren Standpunkt vertreten sollen. Ja, welchen Standpunkt denn? Gibt es einen feststehenden sozialdemokratischen Standpunkt in der Frauenfrage? Oder ist nicht gerade auch in der sozialistischen Bewegung die Frauenfrage völlig ungeklärt?

WAS ist eigentlich die Frauenfrage? Im theoretischen Teile unseres Programms heisst es, die Partei verlange gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts, und von dieser Anschauung aus bekämpfe sie jede Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, *ein Geschlecht* oder eine Rasse. »Ausgehend von diesen *Grundsätzen*« fordert dann das Programm für die Frauen das politische Wahlrecht und die Abschaffung aller Gesetze, »welche die Frau in öffentlich- und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen.« Wenn das die ganze Frauenfrage wäre, dann gäbe es unter den Sozialisten keine besonders grossen Meinungsverschiedenheiten darüber. Aber das gleiche verlangen auch die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, und das lässt sich alles auch in der kapitalistischen Gesellschaft durchführen. Die Arbeitsverhältnisse der *Arbeiterinnen* wiederum und ihre Regelung haben mit der eigentlichen *Frauen*frage nichts zu tun; dies gehört vielmehr zur allgemeinen *Arbeiter*frage.

DER eigentliche Kern der Frauenfrage ist doch der: Führt der unabänderliche Gang der Entwickelung die Frauen *allgemein* der *Berufstätigkeit* zu, und ist dies als ein Fortschritt zu begrüssen und zu fördern, da dadurch, bei entsprechender Neuorganisation des ganzen gesellschaftlichen Lebens, die Frau erst wirklich frei, *wirtschaftlich unabhängig vom Manne* wird, ihre Emanzipation erlangt? Oder ist die allgemeine berufliche Tätigkeit der Frauen etwas Unnatürliches, gesellschaftlich Ungesundes, Schädliches, eines der kapitalistischen Übel, das mit der Beseitigung des Kapitalismus verschwinden wird und verschwinden muss? Man wird nicht behaupten wollen, dass über diese Frage unter den Sozialisten Übereinstimmung herrsche. Eine Klärung dieser Frage halte ich aber für dringend geboten, in Anbetracht der Tatsache,

dass sie bei einer Reihe von sozialen Gesetzen nicht ohne Einfluss auf unsere Stellungnahme ist.

DER alte Emanzipationsstandpunkt, der immer noch in vielen Köpfen spukt, lässt sich meiner Ansicht nach heute nicht mehr aufrechterhalten. Die Entwickelung geht bei der Frauenarbeit nicht den Weg, den man bisher annahm, und die Staatsküchen und Hauswirtschaftsgenossenschaften bleiben ein utopistischer Traum, der an der psychologischen Beschaffenheit des Menschen, des Weibes und des Mannes, allezeit scheitern wird.

DIE Stellung der Sozialdemokraten zur Frauenfrage war nicht immer die gleiche. Die Generalversammlung des *Allgemeinen deutschen Arbeitervereins* zu Berlin am 23. November 1867 nahm nach einem Vortrage von W. Bracke über die Frauenarbeit eine Resolution an, die da lautete:

»Die Beschäftigung der Frauen in den Werkstätten der grossen Industrie ist einer der empörendsten Missbräuche unseres Zeitalters; empörend, weil die materielle Lage der Arbeiterklasse dadurch nicht gehoben, sondern verschlechtert und die Arbeiterbevölkerung besonders durch die Vernichtung der Familie in einen elenden Zustand versetzt wird, in dem sie auch den letzten Rest von idealen Gütern verliert, den sie noch immer hatte. Um so mehr ist heute das Streben zu verwerfen, den Markt für die Frauenarbeit noch zu vergrössern. Abhilfe gewährt nur die Beseitigung der Kapitalsherrschaft, indem durch positive organische Einrichtungen das Lohnverhältnis aufgehoben und jedem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit gesichert wird.«

Die Losung war damals, die Frau der Familie wiederzugeben, wo sie hingehöre. Das werde erreicht, wenn der Arbeiter genügend verdiene, um seine Familie ernähren zu können. »Ich will die Familie nicht zerstört wissen durch Euern *Fortschritt*, ich will die Familie erhalten und bewahren, in diesem einen Punkte bin ich reaktionär«, sagte Bracke in jener Versammlung.

VON einer Emanzipation der Frau wollte Bracke nichts wissen:

»Es mag sein, dass Mill insoweit recht hat, als die Frauenemanzipation .... eine Einrichtung der Zukunft sein wird. Ich ... vermag dies nicht zu entscheiden.«

Jetzt dürfe man aber nicht daran denken, die Frau zu emanzipieren. So dachten damals die meisten Sozialdemokraten. »Es gibt Sozialisten«, schrieb Bebel 1891, »die der Frauenemanzipation nicht weniger abgeneigt gegenüberstehen, wie der Kapitalist dem Sozialismus.«[1]) Diese seien allerdings seit dem ersten Erscheinen seiner *Frau* sehr zusammengeschmolzen.

DER Marxismus zeigte uns, dass die Frauen- und Kinderarbeit auf das engste mit der kapitalistischen Produktionsweise verknüpft seien. Es sei eine dem Kapitalismus innewohnende Tendenz, den Lohn des Arbeiters immer mehr herabzudrücken, immer mehr und mehr würden auch die Frauen und Kinder des Arbeiters gezwungen, sich ebenfalls in den Dienst des Kapitalismus zu stellen. Die Familie wird zerstört. Das ist der Gang der Entwickelung, die wir nicht aufhalten, nicht rückwärts schrauben können. Dieser Leidensweg führe aber auch zur Befreiung der Frau aus der Knechtschaft des Hauses. Die Theorieen der Frauenemanzipation, die in England und Amerika schon längst festen Boden gefasst hatten, wurden auf marxistische Grundlage gestellt: die Frauenemanzipation wurde dem idealen Streben eines John Stuart Mill und seiner Schüler entrückt und zum sicheren Ausgangspunkte einer naturnotwendigen Entwickelung gemacht. Die durch den Kapitalismus zerstörte Familie führe zur wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau, damit zu ihrer Unabhängigkeit vom

[1]) Vergl. August Bebel: *Die Frau und der Sozialismus*, 9. Aufl. /Stuttgart 1891/, pag. 174.

Manne, zu ihrer wahren Freiheit, ihrer völligen Emanzipation. Hören wir darüber Genossen Kautsky:

»Dem Wesen der genossenschaftlichen Produktion widerspricht keineswegs die heutige Familiie. Die Durchführung der sozialistischen Gesellschaft bedarf also an sich keineswegs der Auflösung der bestehenden Familienform. Was zu dieser Auflösung führt, ist nicht das Wesen der genossenschaftlichen Produktion, sondern die ökonomische Entwickelung . . . Die sozialistische Gesellschaft hemmt die ökonomische Entwickelung nicht; sie wird derselben vielmehr einen neuen Anstoss geben. Diese Entwickelung wird daher fortfahren, nach wie vor eine der Arbeiten des Haushalts nach der anderen in Arbeiten besonderer industrieller Betriebe zu verwandeln, die Frau aus einer Arbeiterin im Einzelhaushalt zu einer Arbeiterin im Grossbetriebe zu machen. Aber dieser Übergang wird für die Frau nicht mehr den Übergang von der Haussklaverei in die Lohnsklaverei bedeuten; er wird sie nicht mehr aus den schützenden Schranken der Familie in die schutz- und wehrlosesten Schichten des Proletariats hinauswerfen. Durch ihre Arbeit im genossenschaftlichen Grossbetrieb wird die Frau dem Manne wirtschaftlich gleichgestellt werden und den gleichen Anteil an der Genossenschaft erlangen, wie er; sie wird seine freie Genossin sein, befreit (emanzipiert) nicht bloss von der Knechtschaft des Hauses, sondern auch von der des Kapitals. Frei über sich verfügend, gleich dem Manne, wird sie jeder Art von Prostitution, der gesetzlichen, wie der ungesetzlichen, ein Ende machen und zum erstenmal in der Weltgeschichte die für Mann und Weib gleich geltende Einehe zu einer wirklichen, nicht bloss dem Buchstaben nach bestehenden Einrichtung erheben.«[2])

BEBEL hat uns in ausführlichster Weise ein Bild entworfen, wie sich in Zukunft das Leben der Frau gestalten wird oder sollte. Die Frauenarbeit ist unter den heutigen Verhältnissen zwar ein Übelstand, sie führt zur Auflösung der Familie, aber sie ist immerhin ein Fortschritt, wie etwa die Gewerbefreiheit, die zuerst auch zerstörend wirkte. Unter vernünftigen gesellschaftlichen Einrichtungen werden Frauenarbeit und die Zerstörung der alten Familienform zur Wohltat werden. Die heutige bürgerliche Gesellschaft zeigt bereits auf allen Gebieten die Keime auch für die zukünftige Form des Familienlebens und der Stellung der Frau. In Amerika sei man jetzt schon auf den Gedanken gekommen, dass die Frau nicht mehr in der eigenen Küche koche:

»Kommt neben die Dampfküche die Dampfwaschanstalt mit Dampftrockenboden, wie solche bereits existieren, kommt neben die Kaltwasserleitung . . . die Warmwasserleitung, wird die zeitraubende und unangenehme Ofenfeuerung durch eine zweckmässige Zentralfeuerung ersetzt . . ., so wird die Frau von weiteren höchst lästigen und zeitraubenden Arbeiten befreit.«[3])

Da auch die Erziehung der Kinder zum grossen Teil den durch die Gesellschaft gut geleiteten Anstalten obliegt, hat die Frau ebenso Zeit, beruflich tätig zu sein, wie der Mann:

»Die Frau ist in der neuen Gesellschaft sozial und ökonomisch vollkommen unabhängig, sie ist keinem Schein von Herrschaft und Ausbeutung mehr unterworfen, sie steht nunmehr dem Mann als Freie, Gleiche gegenüber, sie ist Herrin ihrer Geschicke . . . Sie kann für ihre Tätigkeit diejenigen Gebiete wählen, die ihren Wünschen, Neigungen und Anlagen entsprechen. Hier ist sie genau unter denselben Bedingungen, wie der Mann, tätig. Eben noch praktische Arbeiterin in irgend einem Gewerbe, ist sie in der nächsten Stunde Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie an einem dritten Teil des Tages irgend eine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft.«[4])

Die berufliche Tätigkeit, ihre Teilnahme an der Produktion, soll aber auch eine Pflicht für die Frau sein, kein freier Wille:

[2]) Vergl. Karl Kautsky: *Das Erfurter Programm*, 2. Aufl. (Stuttgart 1892), pag. 146-147.

[3]) Vergl. Bebel, loc. cit., pag. 177.

[4]) Vergl. ibid., pag. 337.

»Sobald die Gesellschaft im alleinigen Besitz aller Arbeitsmittel sich befindet, wird die gleiche Arbeitspflicht aller, ohne Unterschied des Geschlechts, das erste Grundgesetz der sozialisierten Gesellschaft. . . Die Gesellschaft hat . . . das Recht, zu fordern, dass jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen will, auch nach Massgabe seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten an der Erzeugung der Produkte zur Befriedigung der Bedürfnisse tätig ist.«[5])

Die Lösung der Frauenfrage wäre also danach die, dass die Frau durch gesellschaftliche Einrichtungen, Anstalten aller Art, von den häuslichen Arbeiten (der *Knechtschaft des Hauses*) befreit würde, wodurch sie in die Lage käme, ebenso im beruflichen und öffentlichen Leben zu wirken, wie der Mann.

SOWEIT sich Sozialisten über die Frauenfrage in den letzten zwei Jahrzehnten äusserten, geschah es in der gleichen Richtung, wie Bebel. Auf dem internationalen Kongress für Arbeiterschutz in Zürich im Jahre 1897 sagte Genossin Zetkin:

»Die Berufsarbeit ist die Grundlage für die soziale Befreiung der Frau . . . Erst eine ökonomisch unabhängige Frau wird dem Manne mehr als das Weib sein.«

Auf diesem Kongress stellte Professor Dr. Scheicher, Vertreter eines christlichen österreichischen Arbeitervereins, neben anderen, das Ziel auf, die Frau wieder der Familie zuzuführen. Und der Führer der schweizerischen katholischen Vereine, Decurtius, sagte:

»Ein edles Ideal ist die Familie, die Bürgschaft grosser und schöner Kultur der Arbeiter, Mann und Weib, umringt von Kindern, das ist unser Ideal, unser Frühlingsanfang einer neuen Welt.«

Im Bericht des *Vorwärts* vom 28. August 1897, dem ich diese Stellen entnehme, heisst es hinter der Rede Decurtius': »Stürmischer, mehrfach wiederholter Beifall.« Der Führer der schweizerischen katholischen Arbeiter hatte aber in anderen Worten im Jahre 1897 nur dasselbe gesagt, was der Sozialdemokrat Bracke im Jahre 1867 unter Zustimmung auf der Generalversammlung des *Allgemeinen deutschen Arbeitervereins* ausgeführt hatte! Pernerstorfer und Bebel antworteten dem Vertreter der christlichen Vereine. Ersterer betonte, dass man die Frauenarbeit nicht verbieten könne, man müsse den Frauen dieselbe Entwickelungsmöglichkeit gewähren, wie den Männern. Bebel aber nannte das Ziel der Christlichen, die Frau wieder der Familie zuführen zu wollen, das Streben nach einer *kleinbürgerlichen* Gesellschaftsordnung, während wir Sozialdemokraten suchten, die Entwickelung nicht zu unterdrücken, sondern sie zu einer höheren Stufe, zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung zu bringen. Die Frau wieder der Familie zuführen zu wollen, ist also kleinbürgerlich, der Entwickelung entgegen.

AUF dem internationalen Sozialistenkongress in Brüssel im Jahre 1891 erklärte sich Vandervelde zwar für volle Gleichheit der Frau mit dem Manne; er wollte aber in der Resolution ausgesprochen wissen, »dass es die erste Pflicht der Frau sei, dem Hause zu leben. [Widerspruch.]«[6]) Nach meiner Erinnerung hatte Vandervelde gesagt, dass es unsere Aufgabe sein müsse, die Frau der Familie wiederzugeben. Der Protest gegen diese Anschauung, besonders von deutscher und französischer Seite, war so stark, dass Vandervelde nachmittags zu einer Erklärung das Wort erbat und sagte, er sei missverstanden worden, er nehme zur Frauenfrage keinen anderen Standpunkt ein, als die Parteigenossen.

[5]) Vergl. ibid., pag. 264.
[6]) Vergl. das deutsche Protokoll des Brüssler internationalen Sozialistenkongresses, pag. 33.

MIT diesen Beispielen, die auch aus Reden und Schriften jüngeren Datums ergänzt werden könnten, glaube ich den Standpunkt festgestellt zu haben, wie er bisher von den Sozialisten zur Frauenfrage eingenommen wurde.

LÄSST sich dieser Standpunkt fernerhin aufrecht erhalten? Geht wirklich die Entwickelung den Weg, den Bebel, Kautsky, Zetkin und die anderen für die Frauenarbeit und Hauswirtschaft schildern? Ich sage: Nein! Und ich gehe noch weiter und behaupte: Die sogenannte *Frauenemanzipation* widerstrebt der weiblichen Natur und der menschlichen Natur überhaupt, ist Unnatur und daher undurchführbar.

FÜR das, was ich unter der Frauenfrage verstehe, ist es ganz gleichgültig, ob die Frau die gleichen geistigen Fähigkeiten besitzt, wie der Mann, oder nicht. Mann und Frau sind körperlich verschiedenartig und meiner Ansicht nach auch geistig verschiedenartig. Deshalb können sie doch gleichwertig sein. Aber niemand bestreitet ja die Tatsache, dass zurzeit die Frauen im allgemeinen geistig hinter den Männern im allgemeinen zurückstehen. Diese unbestrittene Tatsache jedoch auf die verschiedenartige Erziehung oder auf die *tausendjährige Knechtschaft der Frau* zurückführen zu wollen, ist total falsch. Mindestens 90 % aller Mädchen erhalten ganz dieselbe Erziehung, wie die Männer. Im ganzen Proletariat, auf dem Lande allgemein und im grössten Teile des Kleinbürgertums erhalten die Mädchen, in der Familie sowohl, als auch in der Schule, ganz die gleiche Erziehung, wie die Knaben. Die Töchter der Arbeiter und Landbewohner haben auch nach Verlassen der Schule noch ganz die gleichen *Entwickelungsmöglichkeiten,* wie die Knaben: sie gehen in die Fabrik, arbeiten auf dem Felde, erlernen einen Beruf, als Näherin, Putzmacherin, Ladnerin u. s. w. — ganz, wie ihre männlichen Altersgenossen! Ein besonders hervortretender geistiger Unterschied ist bis dahin zwischen den beiden Geschlechtern auch nicht zu merken. Aber mit der geschlechtlichen Reife und besonders mit der Mutterschaft tritt eine Verschiedenartigkeit des Geisteslebens und der geistigen Fähigkeiten auf — Ausnahmen kommen natürlich vor, die man als zurzeit bestehend ja zugibt, die aber, wie wir sahen, nicht in der Erziehung, sondern in der Physiologie des Weibes, in den Einwirkungen der physiologischen Vorgänge oder Störungen, denen das Weib in seinem Geschlechtsleben unterworfen ist, ihre Begründung haben. Man braucht den masslosen Übertreibungen und falschen Voraussetzungen und Schlüssen eines Möbius nicht zuzustimmen; aber jeder, der nicht nur aus Büchern, sondern auch im wirklichen Leben mit dem nötigen Ernst und ohne Voreingenommenheit seine Beobachtungen und Studien gemacht hat, der muss zugeben, dass die geistigen Kräfte der Frau durch die physiologischen Störungen im Geschlechtsleben sehr beeinträchtigt werden. Dies ist freilich, nach meiner Ansicht, nicht im geringsten der Frauenemanzipation, der allgemeinen beruflichen Selbständigkeit der Frauen, im Wege. Die Frauen eignen sich auch unter diesen Voraussetzungen zum grössten Teile der Berufe, und die geistigen Fähigkeiten der Männer weisen ja ebenfalls die grössten Abstufungen auf. Das Hindernis der Frauenemanzipation liegt auf einem anderen Gebiete.

GÄNZLICH falsch ist est auch, die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau vom Manne mit der Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapitalisten vergleichen zu wollen. Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau vom Manne wird am

stärksten empfunden bei den Besitzenden, am geringsten bei den Arbeitern. Die Schlagwörter von der *Tyrannisierung der Frauen* durch die Männer — innerhalb der Familie — der *Knechtschaft des Hauses*, der *Brutalität des Mannes* u. s. w. sind dem Sprachschatze der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen entnommen und zumeist auf Familienzustände in der Grossbourgeoisie gemünzt. In dem Buche einer Frauenrechtlerin las ich, wie schrecklich es sei, wenn die Frau dem Manne das Wirtschaftsgeld abverlangen müsse. Eine vernünftige Mutter habe daher darauf bestanden, dass vor der Verheiratung ihrer Tochter mit dem zukünftigen Schwiegersohn ein schriftlicher Vertrag gemacht werde, lautend: am ersten eines jeden Monats habe er seiner Frau unaufgefordert so und so viel Haushaltungsgeld zu geben! Bei den Besitzenden ist es in der Regel eben so: der Mann führt ein Geschäft, hat eine Berufsstellung inne oder verwaltet das Vermögen, während die Frau nichts tut, als für ihre Toiletten und Badereisen viel Geld zu gebrauchen, worüber Differenzen entstehen. Da mag die wirtschaftliche Abhängigkeit von der Frau manchmal schwer empfunden werden! Wie sieht es indes bei den Arbeitern, bei der grossen Masse des Volkes aus? Im Proletariat wird fast durchweg aus Neigung geheiratet. Gemeinsam nimmt das Paar den Kampf mit dem Leben auf. Irgend ein Abhängigkeitsgefühl ist bei keinem Teile vorhanden. Dass der Mann in die Fabrik geht, das Geld verdient, die Frau die Hausarbeit besorgt, wird als eine gleichwertige Arbeitsteilung angesehen. Es wird wenig religiöse Frauen geben, die sich durch die *Brutalität des Mannes* abhalten lassen, in die Kirche zu gehen. Aber Hunderttausende von Männern — wenn nicht Millionen — lassen sich von ihren Frauen abhalten, ihrer politischen Überzeugung nach zu leben, oder gar zu zwingen, gegen ihre Überzeugung in die Kirche zu gehen. Die Abhängigkeit des Mannes von der Frau muss mithin mindestens ebenso gross sein, als umgekehrt. Die *Knechtschaft des Hauses* ist also nicht darin begründet, dass nur der Mann beruflich tätig ist, allein Geld verdient, die Frau wirtschaftlch nicht selbständig dasteht. Empfunden wird aber die Abhängigkeit der Frau vom Haushalte, der ihr eine lange Arbeitszeit auferlegt, sie — weil sie bei den Kindern bleiben muss — hindert, Theater, Konzerte oder Versammlungen zu besuchen, überhaupt nach einer bestimmten Arbeitszeit sich so frei zu bewegen und am öffentlichen Leben teilzunehmen wie der Mann. EINER Schriftstellerin, die im wohlhabenden Bürgerhause aufgewachsen ist, eine höhere Töchterschule, ein Mädchengymnasium und die Universität besucht hat, mag der Gedanke, hinter dem Kochtopfe stehen und Windeln waschen zu müssen, schrecklich sein. Aber wenn diese Dame zehn oder acht oder auch nur fünf Stunden täglich in einer Spinnerei oder Weberei arbeiten müsste, so würde sie bald finden, dass es angenehmer, interessanter und weniger geisttötend ist, sich zehn Stunden dem Haushalte und der Pflege der Kinder zu widmen, als fünf Stunden einer Spinnmaschine. Wenn man von Frauenemanzipation redet, kann man doch nicht nur den sehr kleinen Teil der Frauen in Betracht ziehen, die als Ärztinnen, Lehrerinnen, Künstlerinnen und dergleichen tätig sein können. Neun Zehntel aller Frauen würden in ihrem Berufe Arbeiten — in Fabriken u. s. w. — verrichten müssen, die weit weniger angenehm sind, als die Hausarbeit. Und diese neun Zehntel der Frauen ziehen daher die *Knechtschaft des Hauses* der Berufsarbeit vor, wenn nicht die Not sie zwingt, einen Beruf zu ergreifen.

WIE will man aber überhaupt die Frau von der Hausarbeit befreien, wenn man keine gewaltsame Kasernierung will? Selbst Kautsky, der in seiner *Agrarfrage* der Preisgabe des Einzelhaushalts das Wort redet, schreibt dann:

»Nirgends kann sich die Persönlichkeit so voll ausleben, ohne jede Hinderung durch feindliche oder mindestens beengende Willen anderer, wie in einem eigenen Heim, das sie, nur durch materielle, nicht durch persönliche Rücksichten beengt, frei schmücken und ausgestalten, in dem sie frei leben kann ihren Lieben, ihren Freunden, ihren Büchern, ihren Gedanken und Träumen, ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen. Mit dem Individualismus erwächst aber auch die individuelle Geschlechtsliebe, die ihre Befriedigung nur in der Vereinigung und dem Zusammenleben mit einem einzigen, bestimmten Individuum des anderen Geschlechts findet. Die auf dieser individuellen Geschlechtsliebe beruhende Ehe bedarf ebenfalls eines eigenen Heims zu ihrem Bestande.«[7])

Schon um ein solches eigenes Heim in stand zu halten und angenehm zu gestalten, bedarf es mindestens so grossen Arbeitsaufwandes der Frau, wie er vom Manne im Beruf verlangt wird; auch dann, wenn mit Dampfküchen gekocht, in grossen Abfütterungsanstalten gegessen und die Kinder in Anstalten gepflegt werden, die Berufstätigkeit der Frau hätte auch dann noch einen Haken. Aber die Mutter will ihr Kind auch selbst pflegen, sie will sich ihm widmen, sie will es selbst versorgen. Sie zwingen wollen, ihr Kind einer Anstalt zu übergeben, um in einem Genossenschaftsbetrieb produktiv tätig sein zu können, wäre schlimmer, als die *Knechtschaft des Hauses.* Freiwillig wird sie das nie tun — Ausnahmen gibt es auf allen Gebieten des Lebens —, wenn sie nicht die bitterste Not dazu zwingt, was sie als ein Unglück ansehen wird. Der Hinweis auf die reichen Frauen, die ihre Kinder nicht selbst pflegen, ist völlig unangebracht. Denn hier ist gerade das Gegenteil von dem der Fall, was eine Anstaltserziehung mit sich bringt. Während in einer Anstalt viele Kinder verschiedener Eltern einer Pflegerin anvertraut werden müssen, fern von der Mutter, sind in dem Einzelhaushalt der reichen Familie neben der Mutter oft mehrere Pflegerinnen um ein einziges Kind besorgt. Wenn Genosse Gumplowicz neulich in dieser Zeitschrift ausführte, »die mehr routinenmäsige Pflegearbeit am Kinde könnte, wenigstens nach Ablauf der Stillungszeit, recht wohl berufsmässigen Pflegerinnen vertraut werden«[8]), so langt er damit glücklich wieder bei den Dienstboten an und löst so ganz zutreffend — die Damenfrage. Trotzdem würden aber die Mütter mit dem gnädiglich gewährten *Rechte,* nur in ihren *Feierstunden* ihren Kindern leben zu können, nicht zufrieden sein. Der *letzte, entscheidende Schritt,* die »Übernahme der Unterhaltungskosten des Kindes durch das sozialistische Gemeinwesen«, gehört in das Gebiet der Utopie. Bleibt die Pflege des Kindes aber der Mutter überlassen, was das einzige natürliche und daher unabänderliche ist, so ist die allgemeine Berufstätigkeit, die wirtschaftliche Emanzipation der Frau vom Manne für alle Zeit ein Unding: die Pflege des Kindes nimmt die Tätigkeit der Frau voll in Anspruch.

NICHT anders ist es mit der eigenen Küche. Diese ist schon zur Pflege des Kindes — und auch für das eigene Heim überhaupt — ganz unentbehrlich. Die Entwickelung geht auch gar nicht in der Richtung zu den Dampfküchen und grossen Abfütterungsanstalten; eher umgekehrt. Wenn aus New York und

[7]) Vergl. Karl Kautsky: *Die Agrarfrage* (Stuttgart 1899), pag. 449-450.
[8]) Vergl. Ladislaus Gumplowicz: *Polemisches zur Frauenfrage* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1904, II. Bd., pag. 912.

anderen amerikanischen Grosstädten von grossen kapitalistischen Wirtschaftsgemeinschaften berichtet wird, so handelt es sich dabei um eine Art Familienhotels, die den ständig darin wohnenden Familien — sehr reichen oder jedenfalls Leuten mit sehr hohem Einkommen — einen grossen Komfort bieten und eine Dienerschaft zur Verfügung stellen, dass jedenfalls mehr Frauen in der Hauswirtschaft beschäftigt werden müssen, als *Hausfrauen* darin wohnen. Und der Einzelhaushalt bleibt dennoch in der Hauptsache bestehen. Im allgemeinen sehen wir mehr und mehr, dass der der *Herdennatur* entrückte Mensch den kasernenmässigen Wohnungen wieder zu entfliehen sucht, um, wenn er es nur einigermassen machen kann, in einem kleinen Hause, einer Villa, am liebsten allein mit seiner Familie zu wohnen, auch wenn er dadurch auf Kalt- und Heisswasserleitung, Gas oder elektrisches Licht und andere Bequemlichkeiten verzichten muss. Und auch Sozialisten und *emanzipierte* Sozialistinnen geben von dem natürlichen, menschlichen Drange und Bedürfnis Beispiele ab: ein ungeniertes, ungestörtes *Nestchen* mit seinen Lieben, Gatten und Kindern, zu bewohnen, allen Wirtschaftsgenossenschaften, Dampfküchen und Kinderpflegeanstalten zum Trotze ganz *spiessbürgerlich, philisterhaft, kleinbürgerlich* zu leben: *Mann und Weib, umringt von Kindern* . . .

ZUM eigenen Heim gehört auch die heutige Form der Familie. Alle Änderungen, die letztere durch die Entwickelung der Produktionsverhältnisse, eine höhere Kultur, den Sozialismus erfahren wird, können nur darin bestehen, dass der Frau eine Anzahl Arbeiten abgenommen werden, ihre Arbeit erleichtert wird; aber den Einzelhaushalt und damit die Familie können sie nicht aufheben.

DAS wesentlichste der Frauenfrage ist für die Arbeiterfrauen der unsichere und geringe Verdienst des Mannes. Wenn die von Kautsky vorgeschlagene Massregel, *am Tage nach der sozialen Revolution* den Lohn der Arbeiter auf das Doppelte und Dreifache zu erhöhen, einmal durchgeführt sein wird, dann geht keine verheiratete Frau mehr in die Fabrik oder ist sonst beruflich tätig, und nicht die Emanzipation der Frau vom Manne wird dann erreicht sein, sondern etwas anderes: die Frau wird der Familie wiedergegeben sein.

UND dieses Ziel kann und sollte auch das Ziel der Sozialisten sein. »Dem Wesen der genossenschaftlichen Produktion«, sagt ja, wie ich oben bereits anführte, auch Kautsky, »widerspricht keineswegs die heutige Familie. Die Durchführung der sozialistischen Gesellschaft bedarf also an sich keineswegs der Auflösung der bestehenden Familienform.« Und ich weiss nicht, warum eine Frau sich neben ihrer häuslichen Arbeit nicht ebenso für das öffentliche Leben, für Wissenschaft und Kunst interessieren kann, wie neben einer beruflichen Tätigkeit in der Fabrik.

DIE Entwickelung löst die heutige Familie nicht auf, die der ganzen Natur des Menschen entspricht. Das sichere und gute Einkommen in einer sozialistischen Gesellschaft wird das Familienleben auch schöner gestalten und viele Unzuträglichkeiten beseitigen, die heute vielfach damit verbunden sind. Selbstverständlich muss die Frau politisch und rechtlich dem Manne gleichgestellt und ihr die Entwickelungsmöglichkeit auf allen Gebieten gegeben werden. Aber es wird sich auch dann zeigen, dass das erste und höchste, tief in der Natur des Weibes begründete Lebensziel der Frauen ist: Mutter zu sein und der Pflege und Erziehung der Kinder zu leben, während auf die wirtschaft-

liche Selbständigkeit in der Regel nur die Unverheirateten Anspruch machen. NICHT Emanzipation vom Manne kann die Lösung der Frauenfrage sein, sondern Befreiung von dem kapitalistischen Übel, dass die verheirateten Frauen nötigt, in der Fabrik tätig zu sein, sie ihrer Familie, ihren Kindern entreisst. Natürlich kann es sich, um das nochmals zu betonen, nicht darum handeln, die Fabrikarbeit der Frauen verbieten zu wollen. Aber ich darf daran erinnern, dass es eine Zeit gab, in der man das völlige Verbot der Kinderarbeit für undurchführbar hielt, weil die Kinderarbeit so eng mit der kapitalistischen Produktionsweise verknüpft sei, dass beide nur miteinander beseitigt werden könnten. Tausende, Hunderttausende von Familien brauchten den Zuschuss des Kinderverdienstes und brauchen ihn heute noch und doch ist die Kinderarbeit in einem verhältnismässig kurzen Zeitraum bedeutend eingedämmt worden und ihre völlige Beseitigung ist nur eine Frage der Zeit, die nicht mehr sehr ferne zu sein scheint. Kann das Verbot der Frauenarbeit auch nicht im entferntesten in Betracht kommen, so gibt es doch eine Anzahl sozialpolitischer Massregeln, zu denen man verschieden Stellung nehmen muss, je nachdem man der Ansicht ist, dass die Entwickelung unaufhaltsam zur wirtschaftlichen Selbständigkeit und mithin Emanzipation der Frau dränge und diese ein Segen sei, dass die Auflösung der heutigen Familie zum Glücke der Menschheit führe oder aber, dass die gezwungene Fabrikarbeit der verheirateten Frauen ein kapitalistisches Übel sei, das man beseitigen könne und müsse, dass das in der Natur des Menschen begründete Eheleben, das eigene Heim und dieses den Einzelhaushalt, also die heutige Familienform, bedinge; die Emanzipation der Frau vom Manne also Unnatur sei und keine Realisierung finden könne. Aus diesem Grunde halte ich eine ausgiebige Erörterung der Frauenfrage, der man in den letzten Jahren so sehr aus dem Wege ging, als scheue man sich, auszusprechen, was ist, für geboten.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Leihkapitalsmarkt DIE Reichsbank hat am 14. Februar ihren Diskont abermals herabsetzen können: um ½% (von 4 auf 3½%) — im Zentralausschuss war sogar die Meinung stark vertreten, dass man unbedenklich sofort bis auf 3% herabgehen könne. Wahrscheinlich wird dieser zweite Schritt bald nachfolgen; auch für die Bank von England ist eine Ermässigung von 3 auf 2½% bereits angekündigt. Nach dem Bericht des Präsidenten Dr. Koch hatte die Reichsbank noch niemals so viel Gold, wie Mitte Februar (843 Mill. M.), die folgende Februarwoche bringt gewöhnlich noch eine weitere Steigerung des Metallvorrates, so dass man den später beginnenden Ansprüchen des Quartalswechsels mit Ruhe entgegensehen kann. Ähnlich geht es der Bank von England, deren Goldzufluss sich gleichfalls verstärkte.

DEM Unternehmertum ist dieses Nachlassen einer immerhin fühlbaren Spannung natürlich sehr willkommen, ebenso wie die Rückkehr normaler Produktionsverhältnisse im Ruhrrevier.

× ×

Kohlensyndikat DAGEGEN wird die Frage viel erörtert, in welcher Weise sich die Situation für das Kohlensyndikat geändert hat. Die Börse scheint an baldige gute Wucherprofite für das Grubenkapital im Westen zu glauben. Sie hat nicht nur die vorübergehenden Kursverluste wieder einge-

holt, sie ist in einzelnen Fällen bereits über das Kursniveau der Zeit vor dem Streik wieder hinausgegangen. Zwischen dem 2. und 23. Januar waren zum Beispiel gesunken: *Gelsenkirchen* von 224,50 auf 218,80, *Harpener* von 214,75 auf 208,75, *Consolidation* von 419,75 auf 407, *Cölner Bergwerk* von 421,50 auf 413,75, *Nordstern* von 275,10 auf 267,50. Am 18. Februar standen sie bereits wieder auf: 226,70, 213,90, 427, 425,10, 274,50. Die Tendenz war noch immer steigend, trotz der Fertigstellung des preussischen Gesetzentwurfs gegen das Stilllegen der Zechen und trotz der zu erwartenden Bergarbeiternovelle.

IM Syndikat selber scheint die gute Laune gleichfalls den mancherlei Ärger zu überwiegen. Unmittelbar mit einer Preiserhöhung vorzugehen, dürfte allerdings die Klugheit — das heisst die Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung, auch in Industriellenkreisen — verbieten. Man schlug dagegen auf den Konferenzen am 16. Februar vor, nur halbjährige Verkäufe abzuschliessen und, für den Fall, dass seitens der Abnehmer auf Jahresabschlüsse bestanden würde, diese nur auf Grund eines Preisaufschlages von 50 Pf. pro t einzugehen. »Massgebend«, heisst es in der originellen Pressbegründung, »war für diesen Beschluss die Tatsache, dass durch die in Aussicht stehenden Berggesetze voraussichtlich eine Reihe von Lasten auferlegt werden, die eine Erhöhung der Selbstkosten im Gefolge haben werden.« Das alles verkündet man zweifellos in der Absicht, teils den Reformeifer bei der Regierung und den Parteien noch mehr abzukühlen, teils um auf ein neues Anziehen der Preisschraube vorzubereiten.

LEHRREICH ist die Abrechnung des Vorstandes über den Monat Januar, da vom 17. Januar an offiziell der Streik erklärt war. Gegen die Summe der vertraglichen Beteiligungen (6 359 740 t bei — abzüglich der Sonn- und Feiertage — 25¼ Arbeitstagen) fiel die Förderung ganz enorm: nämlich auf 2 815 773 t. Dem gegenüber stand zunächst ein Selbstverbrauch für eigene Betriebszwecke der Zechen von 267 679 t, weiter der Selbstverbrauch für eigene Hüttenwerke mit 365 499 t. Wen nun trotzdem der eigentliche Syndikatsabsatz mit 2 697 031 t verzeichnet ist, so ergibt das eine Inanspruchnahme älterer Zechenläger mit 514 436 t — wohlgemerkt: neben den unerledigt gebliebenen Lieferungen und neben dem vielfach verminderten Selbstverbrauch der Werke. Dazu kommen dann noch die Februarrückgänge, die erst der nächste Bericht ausweisen wird; am 9. Februar beschloss die Essener Revierkonferenz die Wiederaufnahme der Arbeit, die alte Betriebstätigkeit wurde natürlich nur langsam wieder erreicht.

AUSSER den Lägern, die man nur allmählich wieder aufzufüllen braucht, kamen als Ersatz der westlichen Produktionsverminderung in Betracht: die Mehrlieferungen anderer deutscher Bezirke, und die Mehrzufuhren seitens des Auslandes, die erst langsam in Gang kamen und nunmehr noch eine Zeitlang anhalten werden. Im ganzen scheint die Inanspruchnahme des Auslandes, die auch durch Tarifherabsetzungen der preussischen Eisenbahnen unterstützt wurde, keineswegs so ausserordentlich gross gewesen zu sein, wie man das vermuten konnte. So trat auf dem entscheidenden englischen Markte, nach dem ersten Anprall deutscher und holländischer Aufträge und der entsprechenden Hausse, sehr bald eine ruhige Bewegung ein. Man schätzt die Mehrlieferungen von dieser Seite auf nicht mehr, als 0,5 Mill. t; für die englischen Gruben war schon die stillere Saison gekommen, so dass die Mehrnachfrage ohne besondere Kraftleistungen befriedigt wurde. In gewissem Sinne kann man sagen, dass die deutschen Mehrbestellungen nur einen sehr willkommenen Ausgleich boten für das Abflauen der Lieferungen nach Russland und Ostasien: nach Russland wegen der Industriestockungen, nach Ostasien wegen der rapid zunehmenden Schiffskaperungen, seitdem die vor Port Arthur lagernde japanische Flotte frei geworden ist. Mildes Wetter hat zudem den Hausbrandbedarf verringert, so dass Mitte Februar die Londoner Kohlenbörse die Kohlenpreise um 1 s. pro Tonne wieder herabsetzte. Es ist deshalb sehr schwer, an ein Gelingen eines neuen Wucherfeldzuges in Deutschland zu glauben.

MIT welcher Wucht die Bestellungen im Westen sofort wieder einsetzten, zeigt die rasche Steigerung der Wagenanforderungen im Eisenbahndirektionsbezirk Essen. Ganz ausnahmsweise forderte man Ende 1904 bisweilen über 20 000 Waggons täglich, der Durchschnitt vor dem Streik betrug 18 000 bis 19 000 Wagen. Der tiefste Stand während des Streiks war dann mit 3071 Wagen erreicht. Darauf wurden

am	6. Februar	3 674	Wagen	gefordert,
„	7. „	3 657	„	„
„	8. „	3 600	„	„
„	9. „	3 806	„	„
„	10. „	4 269	„	„
„	11. „	7 397	„	„
„	13. „	9 865	„	„
„	14. „	13 885	„	„
„	15. „	15 265	„	„
„	16. „	17 499	„	„
„	17. „	19 091	„	„
„	18. „	19 790	„	„ .

Vom 15. Februar an trat eine gewisse Verlegenheit betreffs der Transportmittelbereitstellung ein; es standen am 15. Februar über 1000, die nächsten Tage über 2000 Wagen weniger, als verlangt, zur Verfügung, weil der im Ruhrrevier überflüssig gewordene, nach dem Saarrevier, nach Belgien, nach Mitteldeutschland und Oberschlesien abgelenkte Wagenpark nicht sofort wieder in Rheinland-Westfalen zur Hand war.

DAS Syndikat beschloss weiter, die Ergebnisse des Januar und Februar für das Jahr nicht mit anzurechnen. Anscheinend soll zunächst jedwede Fördereinschränkung, die man mit dem Beginn des Streiks aufhob, weiter fortfallen.

× ×

Kohlenstatistik 1904 DA der *Reichsanzeiger* Mitte Februar die amtliche Übersicht über die Ergebnisse des preussischen Bergbaues veröffentlichte, so seien die Hauptziffern für die Stein- und Braunkohlen wiedergegeben. Es betrug die Zahl der in Preussen im Jahre 1904 betriebenen Steinkohlenbergwerke 269, wie im Vorjahre; davon kamen 160 auf den Dortmunder Bezirk, 74 auf Oberschlesien und 28 auf die Rheinlande. Von ihnen wurden insgesamt 112 755 622 t gefördert, 3,95 Mill. oder 3,64% mehr, als im Jahre 1903. Abgesetzt wurden 106 010 901 t, was gegen das Vorjahr ein Mehr um 3,41 Mill. t oder 3,32% ergab. Die gesamte Belegschaft umfasste 446 889 Mann oder 18 807 mehr, als im Vorjahr; die Steigerung entfiel zum grössten Teil auf das westfälische Revier, in dem gegen das Vorjahr 14 270 Mann mehr beschäftigt wurden. Braunkohlenbergwerke waren im Jahre 1904 im ganzen 354 im Betriebe gegen 359 im vorhergehenden Jahre. Sie förderten insgesamt 41 156 897 t Braunkohle gegen 38 541 682 im Vorjahre, also 2,61 Mill. t oder 6,79% mehr. Der Absatz betrug 31 932 465 (im Vorjahr 29 611 457) t, also 2,32 Mill. t oder 7,84% mehr. Die Belegschaftszahl war mit 43 243 Mann nur um 138 höher im voraufgegangenen Jahre.

× ×

Schiffahrt EINER rascheren Versorgung mit Kohlen wird auch die allseitige Wiedereröffnung der Flussschiffahrt zu statten kommen. Die Elbe, die für die Zufuhr englischer und böhmischer Kohlen nach Mitteldeutschland wichtig ist, war seit dem Frostwetter, das Mitte Januar hereinbrach, vollständig unzugänglich. Am 20. Februar konnten die Vereinigten Elbschiffahrtsgesellschaften (die *Deutsch-Österreichische Dampfschiffahrts A. G.*, die *Elbe-Dampfschiffahrts A. G.* und die *Österreichische Nordwest-Dampfschiffahrts A. G.* den regelmässigen Schiffahrtsbetrieb wieder aufnehmen. Der Oder-Spree-Kanal wird am 1. März geöffnet. Der Berliner Verkehr ist schon sehr stark.

DIE Reeder, die an der Dampfschiffahrt in der Nord- und Ostsee, sowie im Weissen Meer, beteiligt sind, traten Mitte Februar zu einer internationalen Konferenz in Kopenhagen zusammen. Die Beteiligung englischer, deutscher, französischer, holländischer, belgischer, schwedischer, norwegischer, dänischer und russischer Firmen soll eine sehr befriedigende gewesen sein. Über die in Aussicht genommenen, nicht zu unterbietenden Frachtminimalsätze wird eine Zusammenkunft im Juni endgültig entscheiden. Bis jetzt soll die Teilnahme von 4 127 000 Registertons gesichert sein.

DIE neue amerikanische Schiffssudienbill, die für die amerikanischen Schiffe ganz ungeheure Bevorzugungen erstrebt, wird zwar in den europäischen Interessentenkreisen lebhaft besprochen. Jedoch scheint man an eine rasche und baldige Annahme nicht zu glauben. Im allgemeinen haben sich daher die Schiffahrtsaktien auf einer günstigen Höhe gehalten.

ÜBERHAUPT ist man überall wieder einmal voll guter Hoffnungen: an den Börsen, in den Eisenindustrieen, in Deutschland, in Amerika, nunmehr auch in England.

× ×

Kurze Chronik DIE *Neuen Oberlausitzer Glashüttenwerke* von Schweig & Co. wurden von der *Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft* aufgekauft. × Die Vereinigung der rheinisch-westfälischen Bandeisenwerke er-

höhte am 9. Februar den Grundpreis für Thomasflussbandeisen auf 123 M. × Mitte Februar wurde das Gasrohrsyndikat um 3 Jahre verlängert. × Der Stahlwerksverband beschloss Aufrechterhaltung der bisherigen Preise für das II. Quartal. MAX SCHIPPEL

Politik

Russland DIE brutalsten Mittel der Gewalt reichen nicht mehr aus, die Äusserungen der revolutionären Stimmung in Russland zu unterdrücken. In allen Zentren der Industrie und Intelligenz hat das Blutbad des 22. Januar die Bevölkerung mit einem Rachegefühl erfüllt, das in Streiks, Unruhen und Attentaten sich Luft macht: überall lodert die Flamme der Empörung auf, und kaum erstickt, schlägt sie mit neuer Kraft hervor: *Gewalt gegen Gewalt!* lautet auf beiden Seiten die Parole. Die revolutionäre Bewegung vermehrt die Zahl der Männer, die ihr Leben in die Schanze schagen, um die Träger des revolutionären Systems Russlands für ihr volksfeindliches Tun büssen zu lassen. Die Unsicherheit am Hofe und unter der Bureaukratie ist so gross, der Bewachungsapparat so scharf ausgebildet, dass man täglich mit neuen Schreckensnachrichten rechnen muss. Den ersten, weithin wirkenden Erfolg können die Revolutionäre durch das Bombenattentat auf einen der gefährlichsten Verfechter der Reaktion, auf den Grossfürsten Sergius, verzeichnen. Als dieser Fürst am 17. Februar in Moskau nach dem Kreml fuhr, wurde eine Bombe unter den Wagen geschleudert, die den Grossfürsten in Stücke riss. Grossfürst Sergius war bei seinem weitgehenden Einfluss auf den Zaren die Seele der Reaktion. Der Eindruck des Attentats auf die russischen Machthaber ist daher tiefgehend. Was wird geschehen? Wird man sich zu Reformen bequemen, oder wartet man noch weitere Opfer ab? Es fehlt nicht an Andeutungen, die auf ein Entgegenkommen der russischen Regierung hinweisen. So soll das Ministerkomitee sich für die Einberufung einer Volksvertretung im Prinzip entschieden haben. An Versprechungen hat es indes schon längst nicht gefehlt, mit ihnen werden sich die Revolutionäre, die von der Sympathie der Bevölkerung getragen sind, nicht abspeisen lassen. Auf der anderen Seite freilich hört man, dass als Gegenschlag gegen das Attentat neue Repressivmassregeln geplant sind: in Petersburg zum Beispiel sollen 4500 der unruhigsten Arbeiter sofort nach ihrer Heimat transportiert, alle Studenten sollen ausgewiesen und sämtliche liberalen Blätter verboten werden. Dass derartige Massregeln noch verschärfend auf die Aktionskraft der Terroristen wirken würden, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Schon jetzt steht für sie der Plan fest, den Zaren, alle Grossfürsten, ferner Trepow, Pobjedonoszew und die meisten Gouverneure zu beseitigen. Es ist auch kein Zweifel darüber möglich, dass bei der Stimmung der Bevölkerung diese Pläne selbst in Kreisen begünstigt werden, die in anderen Zeiten Verschwörungen und Attentatsabsichten aufdecken würden. So ist es recht wohl begreiflich, dass am Zarenhofe, in den Palais der Grossfürsten und in den Bureaus der Minister und höchsten Verwaltungsbeamten eine allgemeine Panik herrscht. Die öffentliche Meinung Europas steht in der Hauptsache mit ihren Sympathieen auf seiten der Revolutionäre und verfolgt den Kampf um den politischen Fortschritt mit steigender Spannung. Es fehlt allerdings auch nicht an Parteien und Organen, die die Gewalttaten der Revolutionäre ebenso verurteilen, wie sie die der russischen Machthaber zu verteidigen suchen. Es sind aber meist solche Organe, die nach ihrer Stellungnahme zur Frage der Anwendung von Gewalt kein Recht zu ihrer Entrüstung haben. Sie verteidigen den Krieg als das letzte Mittel zur Selbsterhaltung eines Volkes. Um die Selbsterhaltung den eigenen Machthabern gegenüber kämpft aber auch das russische Volk einen ihm aufgezwungenen Verzweiflungskampf mit d e n brutalen Mitteln, die in der Notwehr die einzig möglichen sind.

× ×

Zentrum und Flotte IN einem Artikel der *Cölnischen Volkszeitung* werden heute schon die Bedingungen auseinandergesetzt, unter denen das Zentrum die neue Marinevorlage, die für den kommenden Herbst zu erwarten ist, annehmen will. Dass das Zentrum, das früher ein ausgesprochener Gegner der starken und schnellen Vermehrung der Kriegsflotte war, mit einigem Unbehagen den neuen Forderungen entgegensieht, ist mit Rücksicht auf die Stimmung eines grossen Teils der Zentrumswähler begreiflich. Die *Cölnische Volkszeitung* rechnet mit einer Neuforderung für Schiffsneubauten von zirka 200 Mill. M.

Dafür sollen die 1900 abgelehnten sechs grossen und sieben kleinen Kreuzer und ausserdem sieben Torpedobootsdivisionen beschafft werden. Ausserdem rechnet man aber in Zentrumskreisen noch mit einer Beschleunigung des Bautempos bei den bereits bewilligten Schiffen. Es sei nicht ausgeschlossen, dass die Marineverwaltung der Anregung des Flottenvereins, statt jährlich zwei, in Zukunft drei Linienschiffe auf Stapel zu legen, folgen werde. Gegen die Vermehrung der Flotte und gegen die Beschleunigung des Bautempos macht das Zentrumsorgan keine sachlichen Gründe geltend. Es wäre auch unangenehm für eine Regierungspartei, sich sachlich gegen die Flottenpolitik festlegen zu wollen. Nur eine Bedingung stellt das Zentrum, und auf diese kann sich die Regierung sehr leicht einlassen: ohne Lösung der Deckungsfrage könne das Zentrum sich auf die Flottenvorlage nicht einlassen. Mit Berufung auf eine Äusserung des Reichsschatzsekretärs in der Budgetkommission, über Steuerpläne lasse sich noch gar nichts sagen, da man erst die Wirkung der Handelsverträge abwarten müsse, meint das Blatt, mit der Lösung der Deckungsfrage sehe es noch sehr dunkel aus. Das klingt fast wie ein Trost, aus dem zu entnehmen ist: es hat noch gute Weile mit der Flottenvorlage. Aber selbst die *Cölnische Volkszeitung* bringt es nicht über sich, mit einem gar so billigen Troste sich abzufinden, sondern meint ganz vernünftig: ›Vielleicht wird der Schatzsekretär noch anderen Sinnes, wenn die Not ihn drängt und die Marineverwaltung.‹ Das Zentrum weiss also schon ziemlich sicher, dass seine Bedingung sicher erfüllt werden wird, und gibt damit deutlich seinen Bewilligungseifer, der nur ganz wenig noch verdeckt ist, der Regierung zu erkennen. Es ist ja auch gar nicht anders zu erwarten: aber für viele Zentrumswähler mag die definitive Abkehr von der früheren Flottenpolitik der jetzigen Regierungspartei recht verwirrend wirken, da sie noch 1900 die Flottenvorlage sich förmlich abringen liess, während sie heute schon die neue Vorlage lange vor ihrer Einbringung regierungsfromm apportiert.

× ×

Akademische Freiheit IST es denn gar so unerhört, wenn ein Beamter des preussischen Kultusministeriums Studenten gegenüber erklärt: den Begriff *akademische Freiheit* kennen wir nicht? So wie sich die deutschen Universitäten in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben, kann auch von akademischer Freiheit in dem Sinne, dass an den Universitäten den Studenten die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung rücksichtslos vorgetragen werden dürften, nicht mehr die Rede sein. Die Universitäten sind vielmehr Vorbereitungsanstalten für den staatlichen Dienst; ihre Hauptaufgabe ist daher, ein gewisses Quantum von Wissen und zugelassenen Grundsätzen der akademischen Jugend zu vermitteln. Bei den exakten Wissenschaften existiert die Lehrfreiheit schon nicht mehr, bei den anderen erst recht nicht mehr. Die Freiheit der Dozenten ist längst dahin; sie unterstehen in einer Weise der Aufsicht des Kultusministeriums, dass die scheinbare Selbstverwaltung der Universitäten so wenig besagen will, wie die Selbstverwaltung der Gemeinden. Die Universitätsprofessoren sind mit wenigen Ausnahmen mit dem heutigen Zustand zufrieden; sie haben weder den Drang, noch die Lust, etwas anderes zu sein, als Pädagogen für den künftigen Staatsdiener. Von der Bewegung zum Schutze der akademischen Freiheit, die sich in der deutschen Studentenschaft seit einiger Zeit bemerkbar macht, halten sich auch die Professoren fast gänzlich fern. Und auch die Studenten selbst fassen den Begriff der *akademischen Freiheit* so eng und zum Teil spiessbürgerlich auf, dass die ganze Bewegung im preussischen Kultusministerium gewiss keinen grossen Eindruck machen wird. Es wird alles beim alten bleiben: man kennt den Begriff *akademische Freiheit* auf den deutschen Universitäten nicht mehr. Die wissenschaftliche Forschung, die unerbittlich ihre Schlussfolgerungen formuliert, hat an Anstalten, die sich selbst als staatlich ansehen und gerieren, keinen Platz mehr.

× ×

Kurze Chronik DIE Wahlen in Ungarn, die am 26. Januar stattfanden, brachten eine so starke Niederlage der liberalen Partei, dass das Kabinett Tisza zurücktreten musste. × Das neue Ministerium Rouvier, das am 27. Januar der französischen Kammer sein Programm vorlegte, erhielt ein Vertrauensvotum mit 373 gegen 99 Stimmen. × Der Reichstag begann am 10. Februar die Beratung der neuen Handelsverträge, die dann am 22. Februar von ihm mit grosser Majorität angenommen wurden. × Am

14. Februar wurde die neue Session des englischen Parlaments mit einer sehr vorsichtig gehaltenen Thronrede eröffnet.

RICHARD CALWER

Sozialpolitik

Soziale Zustände NACH der eingehenden Studie Dr. Georg Weills *Die Lage der Kanalschiffer in Elsass-Lothringen* /Strassburg i. E., J. Singer/ erscheinen die Verhältnisse dieser Kategorie geradezu verzweifelt und hoffnungslos. Dr. Georg Weill stellt das Budget eines besonders günstig situierten selbständigen Schiffers auf, der mit 1191 M. seinen ganzen Lebenshaushaltsbedarf decken muss, ohne aber imstande zu sein, die Amortisation seines Betriebskapitals durchführen zu können. »Im grossen und ganzen sind die Erwerbs- und Einkommensverhältnisse der Kanalschiffer so schlecht, dass nur die Gewohnheit und der eigene Reiz ihrer Lebensweise das Beharren in diesem Gewerbe erklärlich erscheinen lassen. Freilich hat die Lage der Schiffer auch erst vor einigen Jahren eine erhebliche Verschlechterung erfahren. Denn erst seit 1896 müssen die Kanalschiffer zu ihren sonstigen Ausgaben noch die hohen Kanalabgaben zahlen«, die in einem von Dr. Weill genau berechneten Falle nahezu 1000 M. betragen, also 20% des Bruttoeinkommens. Die hohen Kanalabgaben haben die Rentabilität der Betriebe der Kanalschiffer völlig zu nichte gemacht. Die Existenz der selbständigen Schiffer ruht auf keiner breiteren materiellen Basis, als die der unselbständigen Schiffer, der Werkführer. In ganz betrübenden Lebensverhältnissen befinden sich die Lohnarbeiter (*charretiers*), die mit den Pferden der Schiffseigentümer die Schiffe durch die Kanäle schleppen. Sie erhalten 0,80 bis 1 M. pro Tag, Kost und eine im Stallraum gelegene Schlafstelle. Die fiskalische Politik der Regierung ist besonders den Eigentümern der kleinen Schiffe feindlich gesinnt, da die kleinen Fahrzeuge am meisten die Speisung der Kanäle verteuern. Der Übergang zum Grossbetrieb in der Schiffahrt ist aus technisch-wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gründen empfehlenswert. Es würden die selbständigen Schiffer zu Lohnarbeitern allerdings werden, »aber sie würden gegen ihre scheinbare Selbständigkeit lediglich eine bessere und sorgenlosere Existenz eingetauscht haben«. Es erscheint ferner in der Zukunft die Übernahme des Schiffahrtsverkehrs durch den Staat geboten. »Eine Massnahme, wie der Ausbau des elsass-lothringischen Kanalnetzes darf dank dem Einfluss der Handels- und industriellen Welt für eine nicht allzu ferne Zeit erwartet werden. Die im allgemeinen aber durch solche Förderung der Verkehrsmittel gesteigerte Rentabilität der Verkehrsgewerbe und deren erhöhte Bedeutung für das gesamte Volksleben werden wohl über den Weg des Grossbetriebes kurz über lang dahin führen, dass der Staat die Leitung des Verkehrs und der Verkehrsmittel übernimmt.« Die treffliche Studie Weills packt den Kanalschiffer in seiner ganzen Wirklichkeit, sie sucht ihn in seiner dumpfen, lebensgefährlich engen Kajüte auf, schildert sein nomadenhaftes wirtschaftliches Dasein und beleuchtet sein Seelenleben.

× ×

Uneheliche Kinder ALLJÄHRLICH werden zirka 180 000 uneheliche Kinder in Deutschland geboren. Nur bei einer kleinen Gruppe dieser unehelichen Kinder wird die Vaterschaft anerkannt. Herr Dr. Ottomar Spann, dessen treffliche Arbeit *Die Stiefvaterfamilie unehelichen Ursprungs* wir in dieser Rundschau schon besprachen (vergl. pag. 79), hat in der *Zeitschrift für Sozialwissenschaft* die unehelichen Geburten in Frankfurt a. M. an der Hand des statistischen Materials, das er aus den Geburtskarten über die Unehelichen dieser Stadt schöpfte, beleuchtet. Die Vaterschaftsanerkennung erfolgte zum Beispiel bei den unehelichen Kindern, deren Mütter in freien Berufen tätig waren, in 7,82% der Fälle, dagegen bei den Kindern, deren Mütter im Reinigungsgewerbe beschäftigt waren, in 15,22% der Fälle. Aus den Tatsachen der Statistik der Vaterschaftsanerkennung ergibt sich folgendes sozialpolitisch wertvolles Resultat. Je höher die soziale Schicht der unehelichen Mütter ist, um so geringer ist der Prozentsatz der unehelichen Geburten, bei welcher die Vaterschaft anerkannt wird. Der aussereheliche Umgang ist in den höheren sozialen Schichten ein leichtfertigerer, als in den unteren, weil er einen grösseren Verstoss gegen Sitte und Herkommen bedeutet, und er führt relativ weniger Anerkennungen der Vaterschaft herbei. Die private Wohnung gilt als der günstigste Niederkunftsort für die unehelich Gebärende, dann folgt die private Anstalt

und zuletzt die öffentliche Anstalt. Der Niederkunftsort der unehelich Gebärenden, deren Kinder von den Vätern anerkannt werden, ist im allgemeinen günstiger, als der Niederkunftsort der Gebärenden, deren Kinder von den Vätern nicht anerkannt wurde. Der Niederkunftsort der Gebärenden hängt wesentlich mit der finanziellen beruflichen Leistungsfähigkeit und dem Familienanschluss derselben zusammen. Die in öffentlichen Anstalten geborenen Unehelichen weisen weniger Vaterschaftsanerkennungen auf, als die in privaten Anstalten Geborenen, und diese wieder weniger, als die in privaten Wohnungen Geborenen. Die Geburten, bei denen die Vaterschaft anerkannt wurde, verteilten sich nach dem Niederkunftsort der Mutter folgendermassen: in öffentlichen Anstalten kamen zur Welt 17,88%, in privaten Anstalten 12,51 %, in Privatwohnungen 69,61 %.

× ×

Unfallversicherung NACH den Rechnungsergebnissen der Berufsgenossenschaften im Deutschen Reich im Jahre 1903 waren in diesem Jahre 19 465 422 Personen gegen 19 082 758 im Vorjahre gegen Unfall versichert, und zwar in den gewerblichen Berufsgenossenschaften 7 466 484 Personen, bei den landwirtschaftlichen 11 189 071, bei den staatlichen Ausführungsbehörden 732 963, bei den Provinzial- und Kommunalausführungsbehörden 76 904 Personen. Eine grosse Gruppe von Arbeitern war doppelt versichert, sowohl bei gewerblichen, wie bei landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften. Von den Berufsgenossenschaften, den Ausführungsbehörden etc. wurden 1903 an Entschädigungsbeträgen 117 246 500,04 M. gezahlt. Es wurden 1903 zur Anmeldung 530 507 Unfälle (im Vorjahr 488 707) gebracht. Die Gesamtzahlen der gemeldeten Unfälle bleiben jedoch noch hinter der Wirklichkeit zurück. Die entschädigten Unfälle allein beliefen sich auf 129 375. Tötlich war der Verlauf von 8300 Unfällen, 1538 hatten eine dauernde völlige Erwerbsunfähigkeit zur Folge. Die Getöteten hinterliessen 6077 entschädigungsberechtigte Witwen und Witwer und 12 152 entschädigungsberechtigte Kinder und Enkel, sowie 358 Verwandte aufsteigender Linie.

× ×

Invalidenversicherung AUS den Geschäfts- und Rechnungsergebnissen der Invalidenversicherungsanstalten für 1903 heben wir zunächst die im Jahre 1903 in Zugang gekommenen 171 560 Renten, darunter 150 209 Invalidenrenten, 12 374 Altersrenten und 8977 Krankenrenten, hervor. In 154 349 Heiratsfällen, in 32 577 Todesfällen, in 776 Unfällen erfolgte eine Erstattung der Beiträge. Für das Heilverfahren verausgabten die Anstalten 9 903 427,74 M. An Zuschüssen zum Heilverfahren gingen den Anstalten unter anderm von den Krankenkassen und Berufsgenossenschaften etc. 1,87 Mill. M. zu. Die Angehörigen der Heilbehandelten erhielten an Unterstützungen 797 359,68 M., und an Extraleistungen gemäss § 45 des Invalidenversicherungsgesetzes flossen den Versicherten, sowie deren Angehörigen 399 732,70 M. zu. Sehr knapp bemessen sind immer noch die Aufwendungen der Anstalten für Invalidenhauspflege. Diesen erwuchs für diesen Zweck eine Reinausgabe von 146 998,16 M. Durch die gewährten Entschädigungen wurden die Landesversicherungsanstalten und die anderen Versicherungsträger mit 82,84 Mill. M. belastet, das Reich mit 41,85 Mill. M. Das Vermögen der Anstalten beläuft sich 1903 auf 1084,3 Mill. M. und das Inventar auf 3,8 Mill. M.

× ×

Hygiene IM *Archiv für soziale Medizin und Hygiene* gibt das 2. Heft des I. Bandes einen trefflichen Überblick über die Gesamtmassregeln zur Tuberkulosebekämpfung in Deutschland aus der Feder Dr. Nietners, des Generalsekretärs des *Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten*. Die Mitgliederzahl dieses Komitees stieg von 1192 auf 1412. Unter den Mitgliedern befinden sich 7 Ministerien, 284 Gemeinden, 63 Gemeindeverbände, 26 Landesversicherungsanstalten etc. Der gesundheitsgefährlichen Heimarbeit widmet Dr. Elster vom Standpunkt des Wohnungshygienikers aus eine eingehende Studie. Dr. Waldschmidt-Charlottenburg schlägt nach einer kritischen Würdigung des Antrags Douglas, der eine allgemeine Landeskommission für Volkswohlfahrt zu schaffen beabsichtigte, die Begründung einer besonderen Abteilung im Kultusministerium vor, welche lediglich die Wohlfahrtspflege bearbeitet.

× ×

Kurze Chronik AM 20. Januar begründete Hue im Reichstag die sozialdemokratische Interpellation über den Bergarbeiterstreik. × Am 3. Februar standen auf

der Tagesordnung des Reichstags die Anträge Auer und Gothein auf Abänderung der Gewerbeordnung zum Zweck der Erweiterung des Bergarbeiterschutzes. × Am 7. Februar diskutierte der Reichstag die Interpellation des Zentrums über die Einführung des Zehnstundentags für Fabrikarbeiter.

× ×

Literatur IN einem Werkchen *Das Arbeitsverhältnis nach österreichischemRecht*/Wien, Brand/ hat Dr. J. Ingwer ein scharfsinniges juristisches und dabei populäres Handbuch für Arbeiter geschaffen, ein Stück Arbeiterrecht im Sinne des bekannten Stadthagenschen Werkes. Der Lohnertrag wird heute nach Dr. Ingwer nicht vereinbart, sondern diktiert. Erst die Zukunft wird den freien Arbeitsvertrag auf Grund der Verschiebung der Machtverhältnisse der Arbeiter begründen. × *Die Entwickelung der Volkswirtschaft* (*Arbeiterbibliothek*, 8. Heft) /M.-Gladbach, Verlag der *Westdeutschen Arbeiterzeitung*/ nennt sich eine gewandt geschriebene Einleitung in die Volkswirtschaft. Der belesene Verfasser lehnt sich in seiner Darstellung an so sozialfortschrittliche Autoren, wie W. Sombart, C. Bücher, Herkner, an. Die christlichsoziale Tendenz des Werkchens tritt sehr in den Hintergrund. Wann erscheint ein derartiges sozialdemokratisches Schriftchen? × Regierungsrat Kurt von Rohrscheidt bringt in seinem Nachtrag zum Kommentar der Reichsgewerbeordnung /Leipzig, Hirschfeld/ die seit dem Juli 1901 ergangenen Gesetze, Ausführungsbestimmungen, Erlasse und Entscheidungen zur Gewerbeordnung. × Die Schrift *Menschenreform und Bodenreform* von Heinrich Driesmans /Leipzig, Dietrich/ macht aus dem harmlosen Konsumverein ein rasseveredelndes Züchtungsinstitut. Der Konsumverein von Leuten, die sich als *Besondere* fühlen gelernt haben, wächst sich zu einem ortsgenossenschaftlichen Gemeinwesen aus, und dieses Gemeinwesen »könnte die Grundlage werden zum Aufbau eines neuen Menschentums, zu einer rasseveredelnden Menschenauslese«. PAUL KAMPFFMEYER

Soziale Kommunalpolitik

Wertzuwachssteuer WIR können dieses Mal über zwei gesetzgeberische Versuche, eine Wertzuwachssteuer einzuführen, berichten, von denen der eine von der Stadt Cöln, der andere von der hessischen Regierung gemacht worden ist. Die letztere hat dem Landtage eine Vorlage unterbreitet, die den hessischen Gemeinden das Recht geben will, den Wertzuwachs bis zum Betrage von 20% für die Gemeindekasse abzufangen. Die bisher bestehende staatliche Besitzwechselabgabe, die in progressiv abgestuften Sätzen 20 Pf. bis 1 M. für je 100 M. veräusserten Wertes beträgt, soll bestehen bleiben. Für die städtische Wertzuwachssteuer bleibt also ein ganz beträchtlicher Spielraum. Die Abstufung der Steuer kann nach dem Entwurfe progressiv gestaltet werden. Die Steuer darf in allen Fällen des Besitzwechsels, Erbgang ausgenommen, erhoben werden. Als der ursprüngliche Wert gilt der Preis, zu dem der Veräusserer oder sein Erblasser das Grundstück erworben hatte. Um denselben festzulegen, wird beim Inkrafttreten der Steuer der Kaufwert des Grundstückes durch die Veranlagungskommission zur Grundsteuer festgestellt. Es wird also nur der zukünftig, nach Erlass des Gesetzes eintretende Wertzuwachs der Besteuerung unterworfen, während alle Wertsteigerungen, die vor diesem Termin liegen, steuerfrei bleiben. Das ist eine sehr weitgehende Beschränkung der Wirksamkeit der Steuer, die sich in keiner Weise rechtfertigen lässt. Die Schwierigkeiten, den ursprünglichen Verkaufswert eines Grundstückes zu berechnen, gegen den dieWertsteigerung festgestellt wird, mögen insbesondere in solchen Fällen gross sein, in denen der letzte Besitzwechsel mehrere Jahrzehnte zurückliegt. Sie lassen sich aber sogar in diesen Fällen überwinden. Ausserdem war es möglich, den dem Gesetz zu unterwerfenden Zeitraum auf eine bestimmte Anzahl von Jahren zu beschränken, in die man aber die Jahre der letzten Hausseperiode mit ihren gewaltigen Wertsteigerungen des Grund und Bodens hätte einbegreifen müssen. Durch den vom Gesetzentwurf beliebten Ausschluss der Rückwirkung werden den Gemeinden sehr grosse Summen entzogen. Bei der Feststellung des zu versteuernden Wertzuwachses können auf Antrag des Steuerpflichtigen die folgenden Abzüge gemacht werden: 1. inzwischen gemachte Aufwendungen für die Bebauung des Grundstückes, Umbauten, Herstellung und Erhaltung, 2. geleistete Beiträge zum Strassen- und Kanalbau, 3. bei unbebauten Grundstücken pro Jahr 4% Zinsen des Ausgangswertes, wobei

jedoch etwaige Einnahmen aus dem Grundstück abzuziehen sind, 4. Wertzuwachs, der aus etwa entdeckten Bodenschätzen, Erzen, Kohlen, Quellen stammt, 5. bei Grundstücken, die seinerzeit in der Zwangsversteigerung erworben wurden, der nachweisliche Betrag einer ausgefallenen Forderung. Ein Wertzuwachs von weniger als 10% des früheren Wertes soll steuerfrei bleiben. Die Wertzuwachssteuer ist nach dem Entwurf keine obligatorische Steuer der Gemeinden. Es bedarf zu ihrer Einführung eines besonderen Antrages der Gemeinde bei der Regierung. Sie ist ferner nicht als eine wohnungspolitische Massregel, sondern als rein fiskalischer Ersatz für die durch das Zolltarifgesetz aufgehobenen städtischen Verbrauchssteuern gedacht, die von den grösseren hessischen Städten in grossem Umfange benutzt worden sind. An diesem ihrem Wesen wird auch durch die bodenreformerische Begründung nichts geändert, die die Regierung ihrem Entwurf auf den Weg mitgibt.

DER zweite Versuch geht von der Stadtverwaltung Cöln aus. Dieselbe hat der Stadtverordnetenversammlung einen Entwurf unterbreitet, über den wir die folgenden Angaben machen. Als Wertsteigerung gilt die Differenz zwischen dem letzten Erwerbspreis und dem jetzigen Verkaufspreis. Es sind die folgenden Abzüge gestattet: 1. bei den unbebauten Grundstücken eine 2prozentige Verzinsung von dem letzten Erwerbe an bis zum gegenwärtigen Verkauf, 2. alle Auslagen für Verbesserungen des Grundstücks einschliesslich Strassenbau- und Erwerbskosten, Stempel, Umsatzsteuer, Vermittelungsgebühr, Kosten für Neu- und Umbauten etc. Die Zuwachssteuer ist eine progressive. Sie steigt von 15% bei einer Wertsteigerung bis zu 30% um je 1% für je weitere 5% Wertsteigerung, bis zu einem Höchstbetrage von 35%. Diese Sätze sollen jedoch nur dann zur Erhebung kommen, wenn seit dem letzten Besitzwechsel weniger als 5 Jahre verflossen sind. Beträgt der Zeitraum mehr als 5, dagegen weniger als 10 Jahre, so werden $^2/_3$, beträgt er mehr als 10 Jahre, so wird nur $^1/_3$ der oben angeführten Sätze erhoben. Die Höhe der Wertzuwachssteuer richtet sich also einmal nach der Höhe des Gewinnes. Je höher der Gewinn, desto höher der Prozentsatz der Steuer. Sie richtet sich aber auch nach der Länge der Zeit, die zwischen zwei Besitzwechseln abgelaufen ist. Mit der zunehmenden Länge dieser Frist tritt eine Depression der Steuersätze ein. Die in der Begründung hervorgehobene Absicht dabei ist die Bekämpfung der Grundstücksspekulation, die angeblich für die Gesamtheit von so schädigender Wirkung sein soll. Man sucht den Handel mit Grundstücken dadurch einzuschränken, weil man eine Verteuerung der Grundstücke und infolgedessen eine Erhöhung der Mieten von ihm annimmt. Wir haben an anderer Stelle auseinandergesetzt, dass wir diese Ansicht nicht teilen können, vielmehr davon überzeugt sind, dass gerade die Immobilisierung des Bodens, wie sie von vielen Bodenreformern angestrebt wird, eine Verteuerung desselben bewirken muss. Die in dem Entwurf vorgesehene Degression der Steuersätze ist also auf falschen Voraussetzungen begründet. Sie würde in der Praxis auf eine geradezu ungeheuerliche Bevorzugung der starken Hand hinauslaufen, die den gesteigerten Wertzuwachs jahrzehntelang in Gestalt höherer Mieten bezogen hat und für ihre Kapitalkraft noch durch die Ansetzung niedrigerer Steuersätze belohnt wird. In diesem Punkte, der von grundlegender Bedeutung ist, bedarf also der Cölner Entwurf ebenso der Verbesserung, wie in anderen Einzelheiten, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

× ×

Arbeitslosigkeit in München IN München herrscht grosse Arbeitslosigkeit. Nach neueren Erhebungen der Gewerkschaften werden von derselben zirka 12000 Arbeiter, und zwar ein grosser Teil davon schon seit 6 und 8 Wochen, betroffen. Es ist infolgedessen zu Strassendemonstrationen gekommen, gegen die der christliche bayerische Staat zunächst wieder einmal nichts anderes hatte, als die Brutalitäten seiner Polizei. Ebenso wenig war von einem Eingreifen der Stadtverwaltung zu merken, bis sich schliesslich die Sozialdemokratie der Arbeitslosen annahm und das Gewerkschaftskartell eine grosse, von mehr als 4000 Personen besuchte Versammlung veranstaltete. Eine von dieser angenommenen Resolution forderte die Behörden auf, für Arbeitsgelegenheit zu sorgen und die kommunale Arbeitslosenversicherung baldigst einzurichten. Infolgedessen brachte ein sozialdemokratischer Vertreter im Magistrat einen Dringlichkeitsantrag ein, worin er sich die beiden Forderungen der Arbeitslosenversamm-

lung zu eigen machte. Der Antrag wurde sofort in geheimer Sitzung verhandelt, mit dem Ergebnis, dass die einzelnen Gemeindeämter angewiesen wurden, soviel als möglich kommunale Arbeiten in Angriff zu nehmen. Ausserdem wurde eine Kommission gebildet, die unter Zuziehung von Vertretern der Gewerkschaften eine öffentliche Sammlung für die Arbeitslosen veranstalten soll. Aus Gemeindemitteln wurde dazu der Betrag von 20 000 M. bewilligt, und die gleiche Summe von dem Münchener Hilfsfonds zugeschossen. Die öffentliche Sammlung ergab zirka 42 000 M. Da man nicht wusste, auf welche Weise die Verteilung der Gelder vorzunehmen sei, gab der Minister des Innern dem Ersten Bürgermeister den vernünftigen Rat, die Arbeiterorganisationen heranzuziehen. Nur ein Demokrat, Herr Dr. Quidde, erhob dagegen seine Stimme. Bei den nicht gewerblichen Arbeitslosen solle die Verteilung nicht den Gewerkschaften, sondern den Distriktsvorstehern zustehen. Man kehrte sich aber an diese demokratische Forderung nicht. Die Unterstützungen erfolgen durch das städtische Arbeitsamt und durch Gewerkschaftsdelegierte. Die letztere Einrichtung hat sich vorzüglich bewährt, dagegen zeigte sich die Hauptstelle des Arbeitsamtes ziemlich hilflos, und hätten dort die Gewerkschaftsbeamten nicht eingegriffen, so wäre es zu einem vollständigen Fiasko gekommen. Die Höhe der Unterstützung beträgt für Ehepaare je 60 Pf. täglich, für jedes Kind unter 14 Jahren 20 Pf. Ledige Arbeitslose erhalten täglich eine Anweisung auf ein warmes Mittagessen für 30 Pf. Eigentümlich ist das Verhalten des Ministers des Innern. Er weigerte sich entschieden, Barmittel zur Unterstützung der Arbeitslosen zu bewilligen, angeblich aus Furcht vor den Konsequenzen. Die Regierung befürchtet, auch von anderen Städten in Anspruch genommen zu werden, wenn sie München mit Geldbeiträgen unterstützt. Sie hat sich infolgedessen darauf beschränkt, an ihre untergeordneten Behörden die Weisung ergehen zu lassen, alle möglichen Arbeiten sofort in Angriff zu nehmen. Da aber diese Arbeiten natürlich nicht vorbereitet sind, so werden Wochen darüber hingehen, bis die Vorbereitungen getroffen sind.

ZWEIERLEI haben die skandalösen Vorgänge in München wieder einmal recht deutlich bewiesen. Einmal die absolute Gleichgültigkeit, mit der staatliche und kommunale Behörden der Arbeitslosigkeit gegenüberstehen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, dass sie in dieser Art von den Ereignissen überrascht worden wären? Wie in München, so fehlt es in den meisten deutschen Städten an planmässiger Vorbereitung der Notstandsarbeiten. Infolgedessen wird man stets von den Ereignissen der Arbeitslosigkeit überrascht. Zweitens zeigt uns aber die Münchener Affäre, wie notwendig die Mitwirkung der Gewerkschaften bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ist. Die Münchener Stadtväter hätten nicht erst des ministeriellen Hinweises auf die Gewerkschaften bedürfen sollen. Hatte doch schon Anfang des Jahres 1903 der Statistiker Dr. Singer in einem ausführlichen Gutachten den Plan einer Arbeitslosenversicherung mit Hilfe der Gewerkschaften nach Genter System ausgearbeitet und dringend zur Annahme empfohlen! Man hatte aber die Sache verbummelt, und die Arbeitslosen Arbeitslose sein lassen. Hoffentlich wird der grosse Notstand dieses Jahres die Annahme der Singerschen Vorschläge beschleunigen.

× ×

Kurze Chronik DER Frankfurter Magistrat berechnete die Kosten einer einmaligen Beschaffung der Lehrmittel an den Volksschulen auf 182 969,95 M., das heisst zirka 7 M. pro Kopf des Schülers. × Der Berliner Magistrat hat dem Ortsstatut über die Regelung der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe in der Fassung der Stadtverordnetenversammlung zugestimmt. × Der Magistrat Würzburgs hat die Errichtung einer Versorgungskasse für städtische Arbeiter beschlossen. × Das Berliner Kammergericht hat die Klage der *Grossen Berliner Strassenbahn* gegen die Stadt Berlin wegen Fortführung der Hochbahn abgewiesen. Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat den Bau von fünf städtischen Strassenbahnlinien beschlossen. × In Charlottenburg ist es zu einem Schulkonflikt gekommen, über den noch berichtet werden wird. HUGO LINDEMANN

Sozialistische Bewegung

Gemeindewahlen DIE Gemeinderatswahlen Sachsen haben, wie sich jetzt feststellen lässt, ein befriedigendes Ergebnis gehabt. In dem weitaus grössten Teile der Gemein-

den haben in den letzten Monaten der Jahre mit geraden Endziffern die Ersatzwahlen stattzufinden. Gegenwärtig ist gerade eine solche Wahlperiode abgeschlossen. Nach den in den Zeitungen veröffentlichten Berichten haben unsere sächsischen Genossen in 207 Orten Erfolge zu verzeichnen; es wurden 364 Vertreter gewählt, wovon 91 der ansässigen und 273 der unansässigen Klasse angehören. Im Jahre 1898 hatten die sächsischen Genossen nur in 83 Orten Erfolge; gewählt wurden in diesem Jahre 130 Vertreter, darunter 18 Ansässige. Ebenso erfreulich sind die Erfolge der Sozialdemokratie bei den Bürgerausschusswahlen in Württemberg. Bei den letzten Wahlen wurden 74 sozialdemokratische Bürgerausschussmitglieder gewählt. Die badischen Gemeindewahlen des Jahres 1904 haben die Zahl unserer Vertreter auf den Rathäusern in Baden auf über 1000 gebracht.

× ×

England IN der letzten Woche des Januar hielt in Liverpool das *L. R. C.* seine Jahresversammlung ab. Dieser Vereinigung gehören gegenwärtig 157 Gewerkschaften, 73 *Trades Councils*, die *I. L. P.* und die *F. S.* (*Fabian Society*) mit zusammen 900 000 organisierten Arbeitern an. Die *S. D. F.* gehört bekanntlich dem *L. R. C.* nicht an; sie vertritt die Anschauung, die Trades Unions müssten von innen heraus sozialistisch werden und nicht von aussen durch das Bündnis mit Sozialdemokraten. Alle Versuche, das Komitee von seiner selbständigen Arbeiterpolitik abzudrängen und es zu einem Werkzeug der bürgerlichen Partei zu machen, schlugen auch auf dieser Jahresversammlung fehl. Die Anhänger der liberalen Partei stellten den Antrag, die Statuten dahin zu ändern: »Das *L. R. C.* ist eine Vereinigung von Trades Unions.« Nach dieser Änderung wären also die den Liberalen unbequeme sozialdemokratische *I. L. P.* und die *F. S.* aus dem Bunde ausgeschlossen gewesen. Der Antrag wurde abgelehnt. Mit 742 000 gegen 140 000 Stimmen entschied sich der Kongress für die sozialistischen Vereinigungen (die *I. L. P.* und die *F. S.*). Auch folgende sozialdemokratische Resolution wurde mit erdrückender Majorität beschlossen: »Die Jahresversammlung des *L. R. C.* erklärt als letztes Ziel, den Arbeitern den vollen Ertrag ihrer Arbeit zu sichern, durch die Beseitigung des gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftssystems und die Überführung aller Mittel der Produktion, der Verteilung und des Austausches in gesellschaftliches Eigentum.« In den Vorstand wurden neben 9 Vertretern von Trades Unions auch 3 Vertreter der sozialistischen Vereinigungen, darunter Keir Hardie, gewählt. Den russischen Revolutionären sprach der Kongress seine Sympathieen aus, er verurteilte die barbarischen Methoden der russischen Regierung und forderte in einem Aufruf die Gewerkschaften und die ganze Öffentlichkeit Grossbritanniens auf, Fonds zu sammeln, mit denen nicht nur die Witwen und Waisen der gefallenen Opfer unterstützt, sondern auch dem russischen Volke die Mittel beschafft werden, sich die Freiheit zu erkämpfen. Im ganzen zeigen die Verhandlungen und die gefassten Beschlüsse, dass unter den englischen Arbeitern die Überzeugung von der Notwendigkeit einer selbständigen unabhängigen Arbeiterpolitik stark gefestigt ist.

× ×

Russland DIE Metzeleien in Petersburg haben in der ganzen Welt, vor allem aber in den Reihen des sozialistischen Proletariats aller Länder flammenden Protest und zugleich Sympathiekundgebungen für die Opfer zaristischer Brutalität hervorgerufen. Im Namen des internationalen sozialistischen Bureaus zu Brüssel richtete das Exekutivkomitee (Vandervelde, Anseele, Serwy) einen Aufruf an die Arbeiter aller Länder. In diesem werden alle, die durch irgendwelche Mittel (Geld, Einfluss, Agitation) zu dem Befreiungswerke beitragen können, das eins der grossartigsten und fruchtbarsten Ereignisse der Geschichte sein wird, aufgefordert, die russischen Revolutionäre nach Möglichkeit zu unterstützen. Das internationale parlamentarische Bureau im Haag forderte auf Ersuchen der französischen Parteiorganisation die Sozialdemokratie auf, in allen Parlamenten, wo dieselbe Vertreter hat, die Initiative zu ergreifen zu einem gemeinsamen Vorgehen gegenüber den russischen Metzeleien. Der deutsche Parteivorstand hat für die Opfer der russischen Strassenunruhen 10 000 M. zur Unterstützung gestellt. In Berlin und fast allen anderen Grossstädten Deutschlands fanden zahlreiche Protestversammlungen statt. Flammende Sympathiekundgebungen für das russische Volk wurden in ganz Italien

veranstaltet. In Rom kam es dabei zu einem blutigen Zusammenstoss mit der Polizei, welche die Demonstranten hindern wollte, das Zentrum der Stadt zu erreichen. Nachrichten über Demonstrationen gegen den Zarismus kamen ferner aus Florenz, Neapel, Como, Verona, Mailand u. s. w. In der italienischen Kammer hatte schon vorher der republikanische Deputierte Mirabelli in einer Rede im Namen des italienischen Volkes gegen das russische Barbarentum Protest eingelegt. Die französischen Arbeiter haben sofort nach den Ereignissen von Petersburg Sammlungen für die unglücklichen Familien der Hingemordeten eröffnet. Die Freunde Louise Michels haben einen aus den Sammlungen für die Bestattung der *roten Jungfrau* verbliebenen Rest von 1546 fr. zur Agitation gegen den Zarismus bestimmt. In Paris und anderen grossen französischen Städten haben mächtige Kundgebungen für die Opfer des Zarismus stattgefunden, und die Sympathie für das franko-russische Bündnis dürfte in Frankreich endgültig dahin sein. In der Schweiz wird fleissig für den Revolutionsfonds, welcher der Propaganda für die Revolution in Russland dienen soll, gesteuert. Selbst in Spanien, so in Madrid und Bilbao, sind die sozialistischen Arbeiter in grossen Versammlungen zusammengetreten, um den russischen Brüdern ihre Sympathie zu bezeugen. Das Nationalkomitee der sozialdemokratischen Partei Spaniens hat beschlossen, Sammlungen zu gunsten der Familien der am 22. Januar in Petersburg Gefallenen zu veranstalten.

× ×

Internationales sozialistisches Bureau DAS internationale Bureau hielt am 15. Januar in Brüssel eine Sitzung ab. Genosse Vaillant führte aus, dass die Einigung der französischen Sozialisten als eine vollzogene Tatsache betrachtet werden könne; es bliebe nur noch übrig, sich über einige Organisationsbestimmungen zu verständigen. Der Sekretär Serwy gab sodann einen Bericht über die Arbeiten des Sekretariats seit dem Amsterdamer Kongress. Hierauf begann die Diskussion über die Abstimmungsmethode auf den internationalen Kongressen. Vandervelde erörterte den Begriff *Nationalität*, soweit solche das Recht auf eine besondere Stimme innerhalb des Kongresses beanspruchen können; van Kol unterbreitete ein System der proportionalen Vertretung, wonach drei verschiedene Kategorieen von Nationalitäten je nach der Bedeutung der sozialistischen Parteien in den betreffenden Ländern unterschieden werden. Nach diesem System würden die einzelnen Nationalitäten, je nach ihrer Stärke, 9, 6 oder 3 Stimmen erhalten. Nach langer, interessanter Diskussion wurde beschlossen, die Entscheidung über diese Frage ein Halbjahr hinauszuschieben. Bebel beantragte, um es möglichst allen Nationalitäten möglich zu machen, sich im internationalen Bureau vertreten zu lassen, die Sitzungen, abgesehen von dringenden Fällen, jährlich nur einmal stattfinden zu lassen. Dieser Antrag wurde angenommen.

× ×

Totenliste IN Dortmund ist vor kurzem der Veteran der dortigen Sozialdemokratie, Heinrich Fickermann, im Alter von 72 Jahren gestorben. Der Verstorbene ist schon in seinen jungen Jahren mit viel Eifer und Opfermut für die moderne Arbeiterbewegung tätig gewesen und immer, selbst unter den schwersten Zeiten des Sozialistengesetzes, dem Sozialismus treu geblieben. Aus Philadelphia kam die Nachricht herüber, dass dort F. W. Fritzsche am 5. Februar im Alter von 80 Jahren verstorben ist. Fritzsche war am 25. März 1825 in Leipzig geboren und gehörte zu jenen Arbeitern, die bereits in den ersten Anfängen der deutschen Arbeiterbewegung mit Verständnis und Begeisterung anhingen. Er war Mitglied jener Deputation Leipziger Arbeiter, welche im Jahre 1863 Lassalle aufsuchten und die Gründung des *Allgemeinen deutschen Arbeitervereins* herbeiführten. Später begründete Fritzsche den deutschen Zigarrenarbeiterverband, und lange ist er an der Spitze des *Deutschen Gewerkschaftsbundes* tätig gewesen. Im Reichstag des Norddeutschen Bundes sass Fritzsche als einer der ersten Vertreter der Sozialdemokratie. Im Jahre 1880 wanderte Fritzsche nach Amerika aus; auch dort blieb er dauernd im Dienste der Partei.

× ×

Kurze Chronik DER erste Reichstagswahlsieg nach dem Dresdener Parteitag wurde in Calbe-Aschersleben erfochten; bei der Nachwahl siegte dort in der Stichwahl Genosse Albrecht über den Nationalliberalen Placke. × Die Anstellung eines Parteisekretärs beschloss

der sozialdemokratische Verein in Halle; die Tätigkeit des selben soll mit dem 1. April beginnen. Auch für die Provinz Pommern wurde die Errichtung eines Parteisekretariats mit einem besoldeten Beamten vom 1. April ab beschlossen. × Zur Errichtung einer eigenen Parteidruckerei in Elberfeld-Barmen hat der Verlag der *Freien Presse* den Kauf eines Grundstücks vollzogen. Mit dem 1. Januar 1906 soll das neu zu errichtende Gebäude bereits in Benutzung genommen werden. × Einen Sozialdemokraten als Präsidenten des Grossen Stadtrats hat nun auch die schweizerische Bundesstadt Bern in der Person des Rechtsanwalts Aebi erhalten. × Bei den Provinzialwahlen in der Provinz Bologna (Italien) fielen den Sozialisten von 15 Sitzen 6 zu; 4 von diesen wurden in Imola gewählt. × Die italienischen Genossen Südtirols sind in verschiedene Richtungen gespalten. Jede einzelne hat ihr Parteiorgan, und die gegenseitige Erbitterung ist eine sehr tiefgreifende geworden. Diese Zerwürfnisse haben auch übergegriffen auf die Gewerkschaften, so dass die ganze Arbeiterbewegung darunter zu leiden hatte. Vor kurzem fand nun in Trient eine Konferenz der südtirolerischen italienischen Sozialdemokraten statt, und es gelang hier, einen Beschluss herbeizuführen, wonach die Polemiken zwischen den einzelnen Richtungen eingestellt werden und zur Beseitigung der dem Frieden entgegenstehenden Schwierigkeiten von beiden Seiten ein Komitee zu wählen ist.

× ×

Literatur DAS internationale sozialistische Bureau hat ein 524 Seiten starkes Buch *L'organisation socialiste et ouvrière en Europe, Amérique et Asie* erscheinen lassen. Es enthält umfangreiche Berichte und statistische Angaben über die Geschichte, die Organisationsformen, die Mitgliederzahlen, die Wahlziffern und die Presse der sozialistischen Parteien fast aller europäischer Staaten, sowie der Vereinigten Staaten von Amerika, Argentiniens, Australiens und Japans. Angegliedert sind Berichte über die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Dänemark, Schweden, England und Australien, sowie eine summarische Übersicht über die Anzahl der Genossenschaften verschiedener Länder. Im einzelnen liesse sich gegen die Art der Behandlung wohl manches einwenden. Eine in die Tiefe gehende Darstellung verbot sich in dem Raum eines kleinen Buches, das die ganze Welt umfassen soll, von selbst. Doch ist der grosse Fleiss und die Sorgfalt der Zusammenstellung anzuerkennen, sowie auch die Objektivität, mit der in den Ländern, in denen es eine einheitliche Sozialdemokratie nicht gibt, die verschiedenen Richtungen behandelt sind. Einige der wichtigsten Staaten sind freilich etwas zu kurz fortgekommen, so in erster Linie Frankreich. Sehr erwünscht wäre es, wenn vielleicht bei einer Neuauflage des Buches ein Verzeichnis der gesamten sozialistischen Presse oder wenigstens der Zentralorgane und der Zeitschriften aller Länder angefügt würde. Wertvoll wären auch Hinweise auf die Literatur über den Sozialismus in jedem der Kulturstaaten. Als weitere Publikation hat das internationale Bureau das offizielle Protokoll über die Verhandlungen des Amsterdamer Kongresses (in französischer Sprache) erscheinen lassen. × Neu aufgelegt ist von der Buchhandlung *Vorwärts* die Broschüre August Bebels *Attentate und Sozialdemokratie*; das historische Material ist von dem Verfasser in einem Nachwort ergänzt worden. × Gleichfalls neu aufgelegt ist von dem gleichen Verlag die kleine Schrift *Anarchismus und Sozialismus* von G. Plechanow, in der der Verfasser eine *Biographie* der verschiedenen anarchistischen Systeme zu geben versucht: eine Streitschrift, keine objektive Darstellung und auch keine theoretisch klärende Auseinandersetzung. × Die im vorigen Band der *Sozialistischen Monatshefte* erschienenen Abhandlungen von Dr. Leo Arons über die preussische Volksschule sind, mit einer Einleitung *Schulfrage und Klassenkampf* von Dr. Max Quarck versehen, als besondere Schrift, vorwiegend zu Agitationszwecken, herausgegeben. × Dr. Heinrich Laufenberg hat im Verlag der Düsseldorfer *Volkszeitung* eine kleine Broschüre *Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein?* erscheinen lassen: der Verfasser bejaht nicht nur diese Frage, sondern kommt sogar zu dem Schluss, dass ein Katholik durch seine religiöse Überzeugung zum Sozialismus direkt kommen müsse.

DAS soeben erschienene Generalregister der Jahrgänge 1883 bis 1902 der *Neuen Zeit* dient jedem, der sich in der Ideenwelt des Marxismus hineinleben will,

als trefflicher Führer. Die eigentliche Lebensarbeit der *Neuen Zeit* bestand während der beiden Dezennien ihrer Tätigkeit in der Einführung des Marxismus in die Elite der deutschen Arbeiterschaft. Von einer Beherrschung der Arbeitermassen selbst durch den Marxismus kann nicht die Rede sein. Der Marxismus ist nicht der Geist der Sozialdemokratie in seiner Totalität, sondern eine Geistesströmung in der Sozialdemokratie. Marxisten und *Revisionisten* dürften mit gleichem Interesse, um ganz heimisch in dem gewaltigen Lehrgebäude von Karl Marx zu werden, nach dem übersichtlichen Generalregister der *Neuen Zeit* greifen. HUGO POETZSCH

Gewerkschaftsbewegung

Tarifbewegung DIE Erkenntnis von der grossen Bedeutung der Tarifverträge, als geeignetstes Mittel zur Regelung der Arbeitsverhältnisse, ist sehr im Wachsen begriffen, sowohl bei den Unternehmern, als auch bei den Arbeitern. Neuerlich wurde die Diskussion über diese Frage in der Hauptsache angeregt durch den letzten, 15wöchentlichen Kampf in der Berliner Holzindustrie. Der Ausgang dieses von den organisierten Unternehmern zu einer Machtprobe gegen die organisierten Arbeiter bestimmten Kampfes hat den Scharfmachern denn doch gezeigt, dass ihre auf Vernichtung der Arbeiterorganisationen gerichteten Absichten sich nicht verwirklichen lassen, dass im Gegenteil die Gewerkschaften bei Regelung der Arbeitsverhältnisse und Festsetzung der Arbeitsbedingungen als den Unternehmerorganisationen gleichberechtigter Faktor anerkannt werden müssen. Die mittelparteiliche Presse hatte zunächst auf diese Tatsache, als erfreuliches Ergebnis der Berliner Kämpfe, hingewiesen, die *Fachzeitung*, das Organ des scharfmacherischen *Arbeitgeberschutzverbandes der deutschen Tischlermeister und Holzindustriellen*, konnte sich dieser Lehre nicht entziehen. Sie bezeichnete den Abschluss von Tarifverträgen als ein wünschenswertes Ziel der organisierten Unternehmer, und als ein solcher Tarifvertrag endlich abgeschlossen war, da betonte diese arbeiterorganisationsfeindliche Zeitung mit besonderem Nachdruck, dass er abgeschlossen worden sei »durch Verhandlungen von Organisation zu Organisation«, was ihm besondere Bedeutung für die zukünftige Entwickelung im Gewerbe schaffe. »Nur die Organisation schafft Ordnung im Gewerbe«, das war ihr Fazit aus den vierjährigen Kämpfen. Gewiss ein den Arbeiterorganisationen sehr schmeichelhaftes Eingeständnis.

DIE Berliner Kämpfe haben auch die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft in ihrem als *Jahrbuch für Handel und Industrie* erscheinenden Jahresbericht für 1904 zu einer Stellungnahme zu den kollektiven Arbeitsverträgen veranlasst. Es wird da erklärt, dass sich im Handelskammerbezirk Berlin die Fälle im erfreulichen Masse mehren, »in denen Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen ohne vorausgegangenen Zusammenstoss und ohne Dazwischenkunft einer Behörde sich im voraus darüber verständigen, welche Frist, Zeit und Ort der Lohnzahlung und anderes mehr während einer bestimmten Periode gelten sollen«. Für Berlin seien im Vorjahre für mehr als 60 000 Arbeiter die Arbeitsverhältnisse durch kollektive Arbeitsverträge geregelt gewesen. Aus der ganzen Auslassung liest man die Freude heraus über diese Art der Regelung der Arbeitsverhältnisse.

DIE bemerkenswerteste Kundgebung für die Tarifverträge erfolgte aber durch die *Cölnische Zeitung*. Das rheinische Blatt, das man gewissermassen als Sprachrohr der Grossindustriellen und, in gewissem Sinne, auch des Scharfmachertums bezeichnen kann, zieht aus dem Kampfe in der Berliner Holzindustrie ebenfalls die Lehre, dass solche Tarifverträge die beste Möglichkeit bilden, um das Gewerbe vor schweren Schädigungen zu schützen, und dass durch Abschluss von solchen Verträgen wenigstens für geraume Zeit das Wirtschaftsleben vor Störungen bewahrt und der gewerblichen Tätigkeit die Möglichkeit gegeben wird, sich in sicheren Verhältnissen einzurichten. Am besten sei es aber, wegen der dadurch entstehenden Erbitterung Kämpfe erst gar nicht entstehen zu lassen, sondern alle Differenzen nach Möglichkeit auf gütlichem Wege zu schlichten. Besonders für die Grossindustrie seien solche Tarifverträge sehr erwünscht — ein Eingeständnis, das um so überraschender wirkt, als gerade die grossindustriellen Organisationen der Metallberufe sich jüngst erst einem Anschreiben des deutschen Metallarbeiterverbandes gegenüber, das zu Verhandlungen über kollektive Arbeitsverträge einlud, sich schroff ablehnend verhalten hat. Überraschend ist auch das Eingeständnis der *Cölnischen Zeitung*, dass die

Grundlage eines Tarifvertrages eine starke Organisation sei, deren Leitung ihres Einflusses auf die Mitglieder jederzeit sicher sei. Ist doch von ihrer Seite bisher alles getan worden, um die Entwickelung starker Arbeiterorganisationen in Deutschland zu hindern.

AUCH das *Zentralblatt für das Baugewerbe* hat in Erwiderung der gegen Tarifverträge gerichteten Kundgebung der *Arbeitgeberzeitung* (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1904. II. Bd., pag. 1005) sich sehr günstig über solche Arbeitsverträge ausgesprochen, und das wiegt um so schwerer, als gerade die Unternehmer des Baugewerbes mit seinen zahlreichen Tarifgemeinschaften eine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete gemacht haben. In treffender Weise werden alle Einwendungen der *Arbeitgeberzeitung* gegen Tarifverträge widerlegt, nachdrücklich wird unter anderm der Einwand, dass die Verschiedenartigkeit der Produktionsverhältnisse einer allgemeinen Tarifgemeinschaft hinderlich seien, unter Hinweis auf den Buchdruckertarif mit seinen 8264 Positionen, zurückgewiesen. Bei einigermassen gutem Willen liessen sich immer einheitliche Grundlagen für eine Tarifgemeinschaft finden.

DIESEN erfreulichen Kundgebungen ist aber die Tatsache gegenüberzustellen, dass in der Textil- und in der Schuhindustrie, zwei Gewerben, wo alle Vorbedingungen zum Abschluss kollektiver Arbeitsverträge gegeben sind, durch die brüske Ablehnung der von Arbeitern geforderten Tarifverträge durch die Unternehmer sehr ernste Differenzen auszubrechen drohen. In der Textilindustrie handelt es sich um eine allgemeine Tarifbewegung im Voigtland und für die Appretur- und Färbereiarbeiter in Glauchau und Meerane. Hier sind die Verhandlungen noch nicht ganz abgebrochen worden, wohl aber in Weissenfels, wo die Schuharbeiter ihren Fabrikanten einen Tarifvertrag unterbreitet hatten, der trotz der bescheidenen Arbeiterforderungen, die er enthielt, von den Fabrikanten abgelehnt wurde, so dass die Arbeiter sämtlicher 23 Schuhfabriken Weissenfels' gekündigt haben, um durch Streik ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen.

DIE Tarifbewegung der Seidenhutmacher nimmt einen erfreulichen Verlauf, für das Formstechergewerbe ist eine Tarifgemeinschaft zwischen den Vorständen der Unternehmer- und Arbeiterorganisationen bereits abgeschlossen, und es bedarf dazu nur noch der Sanktion der Organisationen. Im Silberschlägergewerbe wurde die wöchentliche Arbeitszeit, der Tarifgemeinschaft gemäss, auf 40 Stunden festgesetzt, und weiter wurde vereinbart, im Jahre 1905 keine Lehrlinge einzustellen. Das Tarifamt der Buchdrucker hat, um den tarifwidrigen Arbeitsniederlegungen im Buchdruckgewerbe entgegenzutreten, folgende Beschlüsse gefasst: Die Wahl von Arbeiterausschüssen ist zu begünstigen, dabei sollen die Vertrauensmänner der Gehilfen dem Ausschuss angehören. Wenn die Bildung eines Ausschusses wegen zu kleinen Umfanges des Betriebes nicht möglich ist, sollen die Vertrauensmänner vom Prinzipal anerkannt werden. Der Steinsetzerverband wendet sich mit einer Denkschrift an die Kommunal- und Staatsbehörden mit dem Ersuchen, Strassenbauarbeiten nur solchen Firmen zu übertragen, welche den Nachweis erbracht haben, dass sie sich mit der in Betracht kommenden Arbeiterorganisation über die Lohn- und Arbeitsbedingungen geeinigt haben.

DER *Kupferschmied* führt in einem interessanten Artikel den Nachweis, dass im Kupferschmiedegewerbe alle Vorbedingungen für den Abschluss einer Tarifgemeinschaft gegeben seien, nur die Unternehmer — —.

× ×

Streikversicherung der Unternehmer

DIE Bestrebungen der Unternehmer, die ihnen unangenehmen Folgen der Streiks abzuschwächen und damit der ganzen Streikbewegung der Arbeiterschaft ihre erfolgreiche Wirkung zu nehmen, sind wohl so alt, wie die Arbeiterbewegung und die Unternehmerorganisation überhaupt. Eine festere Form erhielten diese Bestrebungen durch das von Berliner Scharfmachern ausgehende *Industria*projekt; eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 5 Mill. M. sollte gegründet werden zwecks Entschädigung an Unternehmer für Materialverlust, Konventionalstrafen etc. bei *unberechtigten* Streiks. Dieses Projekt umfasste unter anderm auch eine obligatorische Einigungsklausel, das soll ihm, nach der Erklärung seiner Urheber, verhängnisvoll geworden sein — es kam nichts danach. Nunmehr hat der durch seine Scharfmacherallüren bekannt

gewordene Landtagsabgeordnete Menk in einer der letzten Vorstandssitzungen des *Vereins deutscher Arbeitgeberverbände*, am 12. Dezember, das Problem der Streikversicherung wiederum aufgerollt. Sein Hauptaugenmerk richtet Menk auf die Streikschutzorganisation der Metallindustriellen. Dabei rechnet er aber nur mit dem deutschen Metallarbeiterverband als der zu bekämpfenden Arbeiterorganisation; für die christlichen und Hirsch-Dunckerschen Metallarbeiterorganisationen ist das bezeichnend. Im übrigen steht das Projekt des Herrn Menk auf recht schwachen Füssen, wie dies das *Korrespondenzblatt der Generalkommission* in recht interessanter Weise ausführt, so dass die Streikversicherungsaktion der Scharfmacher wohl auch diesmal im Sande verläuft.

EINE Streikversicherung besteht übrigens jetzt schon in folgenden Unternehmerverbänden: *Gesellschaft zur Entschädigung von Arbeitseinstellungen* zu Leipzig (Vereinigung der Metallindustriellen), *Arbeitgeberschutzverband der deutschen Tischlermeister und Holzindustriellen*, *Verein deutscher Flaschenfabrikanten*, *Zentralverband deutscher Brauereien gegen Verrufserklärungen* und *Verband rheinisch-westfälischer Brauereien*.

× ×

Italien

DIE gewerkschaftliche Organisation Italiens ist noch wenig einheitlich durchgebildet. Die Frage der Organisationsform steht noch sehr im Vordergrund der Diskussion, wobei sich ein gewisser Gegensatz zwischen den Arbeitskammern (örtliche Organisationen, ähnlich den Gewerkschaftskartellen Deutschlands) und den gewerkschaftlichen Zentralverbänden bemerkbar macht. Die Arbeitskammern beherrschten vor einigen Jahren noch fast ausschliesslich das gewerkschaftliche Leben Italiens. Sie umfassen die lokalen Vereine eines Ortes und die Zweigvereine der Zentralverbände; sie erheben zur Deckung der Verwaltungskosten feste Beiträge; bei grösseren Streiks liegt ihnen die Veranstaltung von Sammlungen von Unterstützungsgeldern ob; ein Mitbestimmungsrecht bei Streiks haben sie nicht. Diese älteren gewerkschaftlichen Organisationen, deren Form, möchte man sagen, die in romanischen Ländern typische ist, von denen es im Jahre 1903 nach der offiziellen Statistik 43 gab, entsprechen nicht mehr den modernen Ansprüchen, welchem Mangel man durch Gründung von Zentralverbänden abzuhelfen versuchte. Bei diesen ist der Einfluss der deutschen gewerkschaftlichen Zentralverbände unverkennbar. Die Erklärung dafür liegt ja auf der Hand: die italienischen Wanderarbeiter, die in grosser Zahl in Deutschland Beschäftigung suchten, fanden dort neben dieser auch eine gute gewerkschaftliche Schulung. Darauf ist es auch zurückzuführen, dass neben den Buchdruckern gerade die Bauarbeiter am längsten zentralistisch organisiert sind, seit 1898. Gegenwärtig bestehen 24 Zentralverbände mit 1183 Sektionen und 205 362 Mitgliedern, und zwar zählten Mitglieder die Organisationen der Schuhmacher 4000, Hutmacher 4500, chemischen Industrie 2534, Bauarbeiter 24 000, Eisenbahner 56 150, Eisenbahner der Klein- und Strassenbahnen 3000, Gasarbeiter 3400, Krankenwärter 2400, Handlungsgehilfen 4500, Holzarbeiter 4300, Buchdrucker 9000, Lithographen 860, Bergarbeiter 3660, Seeleute 12 000, Metallarbeiter 30 000, Goldarbeiter 800, Bäcker 4000, Friseure 2000, Lederarbeiter 1458, Hafenarbeiter 7000, Staatsarbeiter 15 000, Textilarbeiter 8000, Pozellanarbeiter 800 und Glasarbeiter 2000. Ausserdem existieren in 13 Provinzen Landarbeiterorganisationen mit 101 200 Mitgliedern, Beamtenvereine mit 59 700 und lokale Vereine mit rund 85000 Mitgliedern, so dass die gesamten Organisationen gewerkschaftlichen Charakters in Italien rund 410 000 Mitglieder zählen. Die Arbeitskammern haben sich auf ihrem Kongress in Bologna im Jahre 1900 in dem *Secretariato per le Camere del lavoro* eine Leitung geschaffen, deren Sitz in Mailand ist. Die Zentralverbände haben, um den Zusammenschluss der gewerkschaftlichen Organisationen Italiens zu fördern, sich diesem Sekretariat angeschlossen, wodurch es zur Zentralleitung der Gewerkschaften Italiens gemacht wurde.

AUF dem vom 6. bis 9. Januar in Genua abgehaltenen 5. Gewerkschaftskongress sollte nun eine feste Basis für diese Zentralleitung geschaffen worden. Die Diskussion über diesen Punkt führte zu einer grundsätzlichen Aussprache zwischen den Anhängern der Arbeitskammern und denen der Zentralverbände. Die hierzu angenommene Resolution umgrenzt das Tätigkeitsgebiet beider Organisationen in ähnlicher Weise, wie es in Deutschland zwischen den Gewerkschaftskartellen und Zentralverbän-

den geschehen ist. Das Zentralsekretariat wurde zur dauernden Einrichtung gemacht, als Leitung beider Organisationen. In das selbe wählen die Arbeitskammern 5, die Zentralverbände 4 Vertreter. Von der Wahl der ersteren dürfte es abhängen, ob die so vorbereitete Vereinigung der italienischen Gewerkschaftsbewegung eine dauernde ist. Der Kongress nahm weiter Stellung zur sozialen Gesetzgebung, votierte für durchgreifenden Schutz der Reisarbeiter und erklärte sich, einer Resolution der Arbeitskammer in Mailand folgend, bedingungsweise für den Generalstreik.

× ×

Kurze Chronik EIN Arbeiterschutzkongress für alle in Hafen-, Schiffahrts- und Schiffbaubetrieben beschäftigten Arbeiter soll im Herbst dieses Jahres in Berlin stattfinden. × Die Gewerkschaften in Erfurt planen die Gründung eines Gewerkschaftshauses. × Ein internationaler Bäckereiarbeiterkongress findet voraussichtlich im April in Hamburg statt.

ERNST DEINHARDT

Genossenschaftsbewegung

Landwirtschaftliche Genossenschaften DIE so lange geplante und immer wieder gescheiterte Einigung zwischen den beiden grossen landwirtschaftlichen Genossenschaftsorganisationen, dem *Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften* in Darmstadt und dem *Generalverband der Raiffeisengenossenschaften* in Neuwied ist nun glücklich zustande gekommen und damit ein für die weitere Entwickelung des ländlichen Genossenschaftswesens in Deutschland ausserordentlich bedeutsamer Schritt getan. Durch diesen Beschluss werden nunmehr rund 16000 Genossenschaften mit zusammen 1350000 Mitgliedern in eine mächtige Organisation zusammengeballt. Auf den Darmstädter Verband entfallen davon 11000 Genossenschaften mit etwa 1 Mill. Mitglieder. Der Geldverkehr dieser Vereine belief sich im Jahre 1903-1904 auf 1782 Mill. M.; der gesamte Warenumsatz wurde auf 75 Mill. M. geschätzt, von denen 55 Mill. M. durch die Zentralstellen vermittelt wurden. Dem Neuwieder Verband gehörten Ende 1903 4243 Vereine an, von denen 3375 über 300000 Mitglieder zählten und mit den Zentralstellen einen Geldverkehr von rund 516 Mill. und einen Warenverkehr von rund 50 Mill. M. hatten.

DIE Verbindung — so wurde auf einer Konferenz in Hannover am 26. Januar beschlossen — soll zunächst eine ziemlich lose sein. Beide Verbände werden einstweilen ihre selbständige Verwaltung behalten. Doch werden die bis jetzt zentralistisch organisierten Neuwieder Verbandsfilialen in selbständige Revisionsverbände umgewandelt werden, und diese werden dann auch dem *Reichsverband* als Mitglieder angehören. Letzterer übernimmt die Vertretung beider Verbände nach aussen hin. Zunächst ist mit diesen Beschlüssen wenigstens eine Ausschaltung der gegenseitigen Konkurrenz und Animositäten erreicht. Sollte daraus in der Folge eine Vereinigung auch der geschäftlichen Tätigkeit der beiden Organisationen entstehen, so würde das für beide einen gewaltigen Zuwachs an wirtschaftlicher Macht und schnellerer Entwickelungsmöglichkeit bedeuten.

× ×

Berlin AUCH in Berlin geht es vorwärts, aber es geht doch sehr langsam vorwärts. Denen, die in der Bewegung drin stehen, mag es wohl manchmal scheinen, als ob all ihre Mühen und all die gebrachten Opfer umsonst wären, als ob dem steinigen Boden des Grossstadtpflasters nun einmal keine blühende genossenschaftliche Vegetation abzugewinnen wäre. Die beiden grössten Berliner Konsumvereine befinden sich eigentlich schon längere Zeit in einem Zustand, den man fast als Stagnation bezeichnen könnte. Beide haben zwar im abgelaufenen Geschäftsjahr — wohl dank einer mit grossem Aufwand an Kraft und Mitteln durchgeführten Agitation — etwas an Mitgliedern gewonnen, in beiden zeigt aber der Umsatz eine Neigung zum Stillstand, wenn nicht zum Rückgang. Nachfolgend ein Überblick.

		Konsumgenossenschaft Berlin u. Umg., e. G. m. b. H.	*Berliner Konsumverein*
Mitglieder	1902-1903	4787	5313
	1903-1904	5227	5957
Umsatz im eigenen Geschäft	1902-1903	855516 M.	629530 M.
	1903-1904	784593 „	632545 „
Umsatz im Lieferantengeschäft	1902-1903	—	170002 „
	1903-1904	20666 „	208250 „
Nettoüberschuss	1902-1903	24539 „	—
	1903-1904	24870 „	35915 „
Rückvergütung	1902-1903	2½ %	4 %
	1903-1904	3 %	4 %
Einbezahlte Geschäftsanteile	1903-1904	68175	26245

Das sind angesichts einer nach Hunderttausenden zählenden Arbeiterschaft freilich noch sehr klägliche Resultate. Gewiss darf nicht verkannt werden, dass die Stellung besonders einer jungen Konsumgenossenschaft in einer Stadt, wie Berlin, aus den bekannten Gründen (Konkurrenz des dort hochentwickelten Privathandels, grosse Entfernungen) eine sehr schwierige ist. Aber diese Schwierigkeiten wären zu überwinden respektive hätten schon längst überwunden sein können, wenn in der Berliner Arbeiterschaft die Überzeugung von der Notwendigkeit der genossenschaftlichen Organisation des Konsums und der Produktion als einer unentbehrlichen Ergänzung des politischen und gewerkschaftlichen Kampfes etwas mehr lebendig wäre. Aber davon ist bis jetzt nichts zu spüren. Es tritt uns im Gegenteil in den Berliner Arbeiterkreisen eine fast an Abneigung grenzende Gleichgültigkeit gegenüber den genossenschaftlichen Bestrebungen entgegen. Verstärkt wird diese Stimmung natürlich noch durch Vorkommnisse, wie sie sich in letzter Zeit hier abgespielt haben. Da ist zum Beispiel der durch unordentliche Geschäftsführung und übereilte Gründungen verursachte Zusammenbruch des Rixdorfer Konsumvereins, bei dem fast das ganze eingezahlte Mitgliederanteilkapital verloren gegangen ist. Dann die Ereignisse in dem grossen 25 000 Mitglieder zählenden Rabattsparverein *Südost*, der eben auf dem besten Wege war, sich in eine wirkliche Konsumgenossenschaft zu verwandeln, und der nun in seiner Entwickelung gestört wird durch die kolossalen Verluste, die ihm aus dem Betriebe einer Anzahl eigener Schlächtereigeschäfte erwachsen sind. Durch diese Verluste ist die letzte Rabattzahlung auf $^3/_8$ ihrer sonstigen Höhe herabgedrückt worden, was sowohl unter den Mitgliedern, als auch weit über diesen Kreis hinaus grosse Aufregung hervorgerufen hat.

WAS liegt nun aber sonst dieser Abneigung zu Grunde? Genosse Katzenstein hat sie in einem manch treffendes Wort enthaltenden Artikel im *Genossenschaftspionier* auf eine Art Misoneismus der Berliner Bevölkerung, die bunt zusammengewürfelt zum grossen Teil aus Gegenden mit der schlechtesten Schulbildung und der grössten sozialen Rückständigkeit stamme, zurückgeführt und damit sicher ein wahres Wort gesprochen. Ebenso dürfte aber auch ein gewisser Autoritätenglaube, eine Abhängigkeit von den Meinungen der Führer, die ja hier besonders dicht sitzen, mit im Spiele sein. Lassen wir diese Führer in ihrer grossen Mehrheit sich erst einmal für das Genossenschaftswesen begeistern und dieser Begeisterung genügend Ausdruck verleihen, dann werden wir sehen, wie verhältnismässig rasch die genossenschaftliche Wüste Berlin sich in eine Oase verwandeln wird.

INZWISCHEN haben wir wenigstens die Freude, zu sehen, wie in den Vororten Berlins, wo insbesondere jene oben erwähnten wirtschaftlichen Ursachen nicht so zutreffen, ein reges genossenschaftliches Leben sich entwickelt. In Charlottenburg, in Cöpenick, Tegel, Lichterfelde, Zehlendorf, Friedrichshagen, Steglitz, Adlershof u. s. w. bestehen teils ältere, teils jüngere Konsumvereine, die aber fast durchgängig in einer soliden Weiterentwickelung begriffen sind. Vielleicht auch, dass einmal von hier aus, wo der genossenschaftliche Gedanke unter günstigen äusseren Umständen erstarkt, Berlin der Bewegung gewonnen wird.

× ×

Kurze Chronik DER diesjährige Genossenschaftstag des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* und die Generalversammlung der *G. E. G.* wird vom 19. bis 23. Juni in Stuttgart stattfinden. Auf seiner Tagesordnung steht unter anderm die Beratung über einen mit den Vertretern der Handlungsgehilfen ausgearbeiteten Entwurf, in dem die wesentlichen Anstellungsbedingungen des kaufmännischen Hilfspersonals der Verbandsvereine festgelegt werden. Ein weiteres wichtiges Traktandum des Kongresses wird die Schaffung einer Fürsorgekasse für die Angestellten und Arbeiter der Konsumvereine sein, zu der die Vorarbeiten bereits eifrig betrieben werden. × Die Zentraleinkaufskasse der christlichen Gewerkschaftskonsumvereine in M.-Gladbach hat ihre Liquidation beschlossen, nachdem durch die Misswirtschaft ungeschulter Verwaltungskräfte und infolge des immer mehr schwindenden Vertrauens der angeschlossenen Konsumvereine der Umsatz zuletzt rapid herabgegangen war und das letzte Jahr mit einer Unterbilanz von 17 427 M. abgeschlossen hatte. Hoffen wir, dass dieses böse Ereignis gute Früchte tragen wird, indem es die betei-

ligten Vereine aus ihrer Isolierung herausreisst und sie der neutralen Konsumvereinsbewegung zuführt! × Der *Verband schweizerischer Konsumvereine* hat im Jahre 1904 die Zahl der ihm angeschlossenen Genossenschaften von 142 auf 175 vermehrt. Der Umsatz der Zentralstelle wuchs von 6 179 838 fr. in 1903 auf 7 671 372 fr., das heisst um 24%. × Ein hervorragender dänischer Genossenschafter, der Sekretär des dänischen Zentralverbandes, der Reichstagsabgeordnete und Höchstgerichtsanwalt Svend Högsbro ist zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt worden. × Der letzte der berühmten 28 *redlichen Pioniere von Rochdale*, Samuel Tweedale, ist kürzlich im Alter von 81 Jahren in Atherstone gestorben. × Der Wiener Konsumverein *Vorwärts* schliesst sein letztes Geschäftsjahr mit 9408 Mitgliedern und einem Umsatz von rund 1 728 400 M. ab. Er besitzt jetzt 27 Verkaufsstellen. Die verteilte Rückvergütung betrug 4%.

× ×

Literatur

EIN *Standard*werk über britische Genossenschaftsbewegung ist erschienen. Es nennt sich *Industrial co-operation, the story of a peaceful revolution* /Manchester, *Co-operative Union*/ und ist von Catherine Webb im Auftrag der südlichen genossenschaftlichen Erziehungssektion für den Genossenschaftsbund herausgegeben worden. L. L. Price von der Oxforder Universität hat eine Vorrede dazu geschrieben. Das Buch, ein Sammelwerk, soll als Handbuch für den Gebrauch der Studenten der Geschichte, Theorie und Praxis des britischen Genossenschaftswesens dienen. Es enthält im ersten Teil eine gedrängte historische Übersicht von 1824 bis zur Jetztzeit; dann folgt im zweiten eine eingehende Darstellung sowohl der praktischen Tätigkeit und Entwickelung der einzelnen Genossenschaften und Genossenschaftsarten, als auch der verschiedenen Theorieen, die in der britischen Bewegung, besonders in Bezug auf das Gewinnbeteiligungsproblem um die Oberhand streiten. Der dritte Teil schildert die innere Organisation des Genossenschaftsbundes und gibt ein Bild von den besonderen Bestrebungen und Aufgaben, denen sich der britische Genossenschafter widmet, wie Bildungsfrage, Erfassung der Ärmsten, *Women's guild* etc. Sehr interessant ist der Anhang: eine grosse Anzahl Tabellen und graphischer Darstellungen in einer Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit, wie sie bis jetzt noch kaum gebracht sein dürften. Die Herausgeberin steht durchaus auf dem Boden einer modernen, oder in England vielmehr klassischen Genossenschaftsbewegung, die nicht nur nächstliegende wirtschaftliche Bedürfnisse befriedigen will, sondern das ideelle Ziel der materiellen und geistigen Höherhebung des ganzen Volkes vor Augen hat.

GERTRUD DAVID

KUNST

Bildende Kunst

Ausstellungen in Berlin

GOTTHARD Kühl und Heinrich Zügel beherrschten nach einander den Oberlichtsaal bei Schulte. Der erste trägt seine Farbigkeiten gern auf wie blitzende Kleinode,, die man auf hellen Stoffen am liebsten zur Schau stellt. Im Innern lichter Barockkirchen bringt er die verstreuten heiligen Kostbarkeiten jede für sich zur Geltung. In weiten Hausfluren und Treppenwänden, in denen Sonnenstrahlen und Schatten einander umtanzen, mag er nicht gesammelte Ruhe darstellen, wie es die Holländer taten, sondern er geht dem einzelnen nach, den grünlich-blauen Reflexlichtern in alten kirschbraunen Mahagonischränken, den Beschlägen der Holztruhen, den Einzelheiten eines Anzuges, ja, noch die dunklen Augen eines vom Licht fortgewendeten Gesichts blicken als zwei scharfumgrenzte Schwärzen aus einer Helligkeit heraus, weil zurückgeworfene Strahlen überhaupt jede Unklarheit vertreiben. Auch amüsiert es den Maler, zwei ganz bestimmte Farben, zum Beispiel ein Blau und ein Gelb in verschiedenen Abtönungen, durch ein Zimmer zu verfolgen, wo dann die Kleider der Herumsitzenden, das Holzwerk, Wände, Kachelofen und Metallgerät als eben so viele gesonderte Ähnlichkeiten in angemessenen Abständen immer wieder kehren. Auch im Freien, in seinen Dresdener Stadtbildern betont er, was kraus und unabhängig und für sich dasteht, immer noch bis in die zusammenfassenden Beleuchtungseffekte hinein. Er sieht viel, selbst noch, wenn die Strassenlaternen in das Regenrieseln hineinscheinen — fast zu viel manchmal, um die Abstufungen der Deutlichkeit aus der Nähe bis in die Ferne mit Klarheit durchführen zu können. Jedenfalls

ist dies ein anderes Extrem der Anschauung, als das des Monet der letzten Jahre, dem alle Einzelheiten des Sichtbaren in einen farbigen Nebel zusammenfliessen. Zügel, der Tiermaler, fasst die Farben mehr unter sich zusammen. Er ist in den letzten Jahren wieder zu den einfacheren Beleuchtungsverhältnissen zurückgekehrt, welche Form und anatomischen Bau zugleich aber auch den Charakter des Rindes oder Schafes deutlicher erkennen lassen, als die Zerstreuung von Sonnenfleck und Schatten. Das war das Thema, welches in der jüngstvergangenen Zeit abgehandelt wurde. Da gab es stärkere Abwechslung im Farbigen auf derselben Fläche, aber der Reichtum der Gegensätze zwischen den verschiedenen Bildern scheint heute grösser und tiefer geworden, obgleich jede einzelne Leinwand auf den ersten Blick zurückhaltender koloriert zu sein scheint. Sehr häufig kehrt ein dunkles Violettbraun wieder, in dessen verschiedenen Nuancen sich das feuchte Erdreich und die dunklen Flecken auf dem Fell der Ochsen wiedergeben lassen. Am reichsten und mannigfaltigsten wurde aber das Weiss unter der Fülle gedämpfter Reflexe. Ein kleineres Bild zeigt zwei Stiere von einem Burschen in rötlichem Hemde im Wasser stehend festgehalten, so dass der im Schatten liegende Spiegel seine Perlmutterfolie um die warm hellen, vom weich anliegenden Haar umschmiegten Körper breitet. Hier ist eine Kraft malerischer Anschauung mit einer Intimität der Kontrastwirkung und eine starke Sicherheit im Vortrag, wie sie heute in Deutschland ganz gewiss nicht häufig gefunden wird.

BEI Cassirer zeigte ein frühes Bild von R e n o i r, *Die Verlobten*, ein Gelb und Scharlachrot, wie das unbefangene Auge sie sieht, in dem streifigen Seidenstoff einer Damentoilette eng zusammen gestellt, ehe beide von der Palette dieses Malers — und nicht nur von der seinigen — völlig verschwinden um den kühleren Tönen und unentschiedeneren Färbungen Platz zu machen, die grade bei diesem Maler später leicht ins Süssliche fielen. Zugleich sind diese beiden Figuren als Zeitschilderung zu den hervorragenden Dokumenten zu zählen. W a l t e r L e i s t i k o w zeigte seine bei aller Gelassenheit so vielseitige Farbe. Als für ihn neues Motiv und lichteste Stimmung ein Gartenausschnitt mit blühenden Obstbäumen, wo auch das Weiss und Rosa sehr ernst gesehen ist; nordisch kühl ist die Beleuchtung. Das Astwerk zeigt sich überall schwärzlich und klar gezeichnet zwischen den Blüten, die an Spaliere gezwungenen Sträucher zeigen ihre wie Fächerrippen ausgebreiteten Zweige deutlich, ein Anklang an die ornamentalen Neigungen des Künstlers. Die melancholischen Stimmungen der märkischen Kiefernwälder, die kräftig glühenden der Berge um Meran und ganz finstere Gebirgsmotive aus Schneehelle und lichtlosen Höhendunkelheiten schliessen sich mit ihren reichen Abwechselungen an, die niemals im Stofflichen liegen. C u r t H e r r m a n n im Saal nebenan fährt fort, durch Punktieren Farben zu mischen. Er will beweisen, dass auch die Schatten farbig sind, was übrigens auch Rubens gewusst hat. Farben, wie sie Monet gelegentlich in einem beschatteten Schilfstreifen mit eingestreuten Wasserlilien hat, ein kaltes Grün und ein sehr rotes Lila, fleckt Herrmann durcheinander, um den Schatten auf einer hellen Wand darzustellen. Nur fügt er zu der starken Farbe noch den starken Tonunterschied — er nimmt dunkles Zinnobergrün —, und dies ist seine besondere Note. Er gibt zu, dass Dunkelheit existiert. Es ist gar nicht verwunderlich, dass dergleichen Farbenübereinstimmungen vorkommen müssen, wenn man einmal das Mischen abgeschworen hat. Sobald aber ein Schatten sich von dem daneben stehenden Licht so stark abhebt, und wenn er nun auch noch als Farbe kräftiger wirkt, als die Helligkeit, dann wird man ihn zuerst und unter Umständen sogar allein im Bilde sehen. Auch da, wo sie leere, vertiefte Räume vorstellen sollen, geben die Schatten, wie Curt Herrmann sie darstellt, viel mehr die Vorstellung von etwas sehr eigensinnig Körperhaftem. Und darum bilden sie stark illusionsstörende Momente. Ich konstatiere dies nur, es soll keine Kritik bedeuten. Denn warum müsste die Illusion aufrechterhalten werden? Also neben die eigentlich dargestellten Dinge drängt sich noch eine zweite Art von Erscheinungen, die ihnen an materieller Wirkung gleichkommen. Lösten die französischen Neoimpressionisten die körperhafte Wirkung der Dinge auf, so vertreibt man mit so betonten Schatten das Luftige, das Leere, den Raum aus dem Bilde. Dass er sich überhaupt den Grundsätzen der französischen Experimentatoren nicht fügen will, beweist der Deutsche auch, indem er

die dargestellten Dinge seiner Stilleben und manche Partieen der Landschaftsmotive mit sehr deutlichen Grenzen umgibt, die dann freilich zuweilen in das schwankende Nebeneinander anderer Farbenflächen als sonderbare Härten hineinschneiden. Ich denke dabei an die Einfassung des geraden Weges in einem Gartenausschnitt.

× ×

Kurze Chronik IN Düsseldorf ist am 1. Februar Oswald Achenbach gestorben. × Ihm folgte Adolph von Menzel am 9. Februar.

ANNA PLEHN

DIVERSA

Bücher

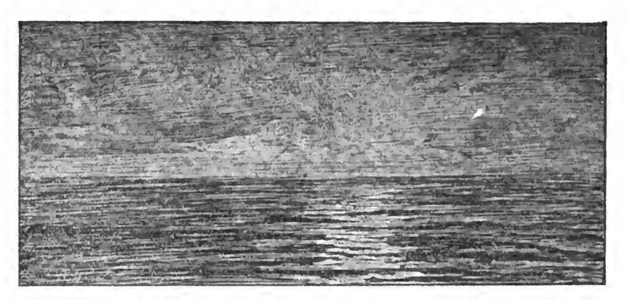
Kalthoff: *Zarathustra-Predigten* WER es unternimmt, aus den Lehren Nietzsches, des grossen Zerstörers, eine positive Lebensauffassung herauszugestalten, und sogar eine soziale, der stellt sich keine leichte Aufgabe. Ob sie überhaupt lösbar ist und ob Albert Kalthoff sie gelöst hat, könnte nur Nietzsche selbst entscheiden. Mag die objektive Richtigkeit dieser Nietzsche-Auslegung also dahingestellt bleiben: an der subjektiven Wahrhaftigkeit des Interpreten lassen die *Zarathustra-Predigten* /Jena, Diederichs/ keinen Zweifel. Hören wir also nicht Nietzsche, so hören wir Kalthoff. Auch das ist ein Mann, den man hören kann, denn er spricht aus sich selbst, als Bekenner und Künder einer neuen Kultur. Die heutige Kultur unterdrückt, schablonisiert, verflacht den Menschen, wertet ihn nach seinem Haben, nicht nach seinem Sein. Die ureigenste Bestimmung des Menschen ist die Bestimmung zur Grösse. »Menschengrösse aber ist die Kraft des eigenen Willens, Entfaltung der freien Persönlichkeit, denn nur dadurch ist er Mensch, dass er im stande ist, ein *Ich will* zu sprechen. So liegt in dem *Ich will* aller Menschenwert beschlossen; Menschen zu schaffen, die sagen können *Ich will*, das ist das Ziel und die letzte Aufgabe, aber auch die Probe jeder echten Kultur.« Dieser Willensmensch der Zukunft ist nach Kalthoff Nietzsches *Übermensch*. »Er ist ein Menschenideal, in dem alles Unlebendige, Unfreie, alles Absterbende, Schwächliche und Krankhafte am Menschen ausgetilgt, alle grossen schöpferischen Willenskräfte entfaltet und zu Kulturwerten ausgeprägt sein sollen.« Dieses Ideal der Emporbildung der menschlichen Persönlichkeit hat nichts zu tun mit der »Fratze, zu der böser Wille oder Unverstand das Bild des Übermenschen gemacht hat«, meint Kalthoff. Aber hat nicht Nietzsche selbst den Anlass zu jener Fratze gegeben, indem er seinem Übermenschen als wesentliches Requisit das Herrscherrecht gab über die Masse der *Herdenmenschen?* Für Kalthoff ist der Herdenmensch nur das begriffliche Gegenstück des Übermenschen; bei Nietzsche erscheint jener als eine reale Existenzbedingung für diesen. Daher war Nietzsche ein tiefgründiger Hasser des Sozialismus, während Kalthoff ein ebenso tiefgründiger Fürsprecher des selben ist. Seine Auffassung der Übermenschidee als eines allen Menschen gesteckten universalen Entwickelungsideals ist ja im Grunde nichts anderes, als das Kulturziel, dem die sozialistische Bewegung zustrebt. Die ganze, freie und volle Persönlichkeit fühlt, wie Kalthoff treffend sagt, auch das Gemeinschaftsleben der Menschheit in sich pulsieren. Darum ist ihr die Ordnung des staatlichen und sozialen Lebens nicht gleichgültig; sie greift kräftig mit ein in das politische Leben, »dass das Falsche und Unechte seinen Kurs verliere und aus dem Staate, der den Menschen verschlingt, eine Menschengemeinschaft werde, in der alle Menschengrösse wächst und alle Menschenkeime ihre Entfaltung finden«.

WIE Kalthoff aus den Nietzscheschen Negationen der christlichen Nächstenliebe, des Mitleids, der Treue etc. die positiven Kerne einer höheren, sozialen Moral herausliest, wie geistvoll er sich mit der Lehre von der ewigen Wiederkunft der Dinge abfindet, mag man in dem Buche selbst nachlesen. Von der Kunst, die ins Gesamtheitsleben eindringen, eine wirkliche Volkskunst werden soll, verlangt Kalthoff neben der inneren Wahrheit die Einfachheit. Zweifellos ständen die *Zarathustra-Predigten* als rhetorisches Kunstwerk höher und würden sich ihren Weg ins Volk leichter bahnen, wenn sie dieser Forderung mehr gerecht würden. Überladenheit des Stils und Verstiegenheit des Ausdrucks tun der Schönheit des Ganzen Abbruch. Auch sollte man nicht Gott sagen, wenn man den Menschen meint.

EDUARD DAVID

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION WILHELM STERNBAUER · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. · DRUCK VON CARL ROSEN · SÄMTLICH IN BERLIN


A BAUDELAIRE
FV



4. HEFT / APRIL 1905

EDUARD BERNSTEIN · REVOLUTIONEN UND RUSSLAND

RUSSLAND ist in der Revolution, darüber ist kein Zweifel möglich. Nur wäre es vermessen, den Ablauf dieser Revolution vorausbestimmen zu wollen. Wohl haben die grossen Revolutionen moderner Völker gegen den Absolutismus so viel Grundzüge gemein, dass der Ablauf der englischen Revolution des XVII. Jahrhunderts, der französischen des XVIII. Jahrhunderts und der deutschen von 1848 bestimmte Schlüsse in Bezug auf die schliessliche Gestaltung der Dinge in Russland ermöglicht. Doch lassen die Besonderheiten in Bezug auf die Traditionen und Charaktereigenschaften des russischen Volkes, die soziale Struktur des Landes, die Entwickelungshöhe seiner Klassen, seine geographische Lage und seine äusseren politischen Beziehungen so viel Raum für besondere Konstellationen und Kombinationen zu, dass die einzelnen Phasen der Revolution hier sich von den korrespondierenden Phasen der beiden klassischen Revolutionen (der englischen und der französischen Revolution) wesentlich verschieden gestalten können.

DAS Schema dieser beiden klassischen Revolutionen — die 1848er Revolutionen stellen einen anderen Typus dar — ist bekannt. Bei ihrem Ausbruch nahezu Einstimmigkeit in den Reihen des Bürgertums, aller Klassen gegen die absolute Monarchie und den Feudaladel. Dann, mit fortschreitendem Siege der ersteren, Spaltung in ihren Reihen, immer radikalere Elemente kommen an die Herrschaft oder bestimmen wenigstens den Gang der Ereignisse, die Revolution treibt über die der sozialen Struktur des Landes entsprechenden politischen Verfassungseinrichtungen hinaus. Es tritt eine Periode militärischer Diktatur ein. Darauf folgt eine Restauration, die wieder hinter das im ersten Anlauf Erreichte zurückgeht, aber ebenfalls keinen Bestand hat, sondern schliesslich zu einer neuen Revolution führt, welche einen matten Abklatsch der ersteren bildet, aber — 1688 in England, 1830 in Frankreich — die Herrschaft des Parlamentarismus sicherstellt. Ganz verschieden von diesen klassischen Vorbildern verlaufen die Revolutionen des Jahres 1848: ihr Schema ist in

Deutschland wie in Frankreich ein radikaler Anfang — in Frankreich die demokratische Republik, in Preussen das Märzministerium Camphausen — und stufenweis sich vollziehende Abschwächung bis zu völliger Reaktion, die freilich auch wieder weder hier noch dort auf die Dauer standhält.

NACH welchem dieser beiden Grundtypen wird sich die russische Revolution abspielen? Die Entscheidung darüber hängt vornehmlich von der Art ab, wie sich die erste Phase der Revolution gestalten wird, die wohl eingesetzt, aber noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Noch haben wir in Russland nicht den Vorgang vor uns, der dem Zusammentritt des *Langen Parlaments* in England, der Eröffnung der Nationalversammlung in Frankreich, den Februar- und Märzumwälzungen des Jahres 1848 entspricht. Im Augenblick, wo dies geschrieben wird, gleicht die Situation in Russland vielmehr eher einer Kombination der Situation am Vorabend von 1640 und 1789 zuzüglich etwas von der Lage Frankreichs am 4. September 1870. Und dieses zuzügliche Etwas allein kann der Weiterentwickelung der Dinge in Russland ein wesentlich anderes Gesicht geben.

DAZU kommen die grossen Unterschiede in der ökonomischen und geistigen Verfassung des heutigen Russland gegenüber der der Weststaaten in den bezeichneten Epochen. Das europäische Russland — das asiatische kann hierbei ausser Betracht bleiben — ist noch heute erheblich dünner bevölkert, als Frankreich gegen Ende des XVIII. und England um die Mitte des XVII. Jahrhunderts. Auch dürfte der russische Bauer im Durchschnitt ebenfalls heute noch ziemlich unter dem geistigen Niveau des englischen Bauern von 1640 und des französischen Durchschnittsbauern von 1789 stehen. Beides Faktoren von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die politischen Probleme der Revolution. Dafür aber hat Russland Städte und Industriezentren, die bedeutend grösser sind, als die Englands und Frankreichs in den Jahren ihrer Revolution, und in diesen Zentren eine zahlreichere und wesentlich anders geartete, modernen Ideen zugängliche Arbeiterschaft. Dieser Umstand fällt um so mehr ins Gewicht, als es die Städte und Industriezentren sind, die in der russischen Revolution die führende Rolle spielen werden, und nicht das flache Land, das allein wohl Aufstände, aber keine politische Revolution zu stande bringt. In Bezug auf das Verhältnis der städtischen zur ländlichen Bevölkerung steht Russland heute quantitativ und qualitativ durchaus nicht schlechter da, als zu ihrer Zeit England und Frankreich.

IN der englischen Revolution haben übrigens die Bauern als Klasse eine nennenswerte Rolle nicht gespielt. Das Parlament bestand aus wohlhabenden Bürgern und Gutsbesitzern, deren Klasse denn auch den Löwenanteil an den zur Veräusserung gelangten Kronländereien etc. an sich zog. Was England damals an freien Bauern hatte, verdankte seine Existenz zu einem guten Teil der Agrarpolitik der Könige, und nicht zum mindesten der Tudors und Stuarts, die das Bauerntum als Gegengewicht gegen den Feudaladel nach Kräften zu vermehren und zu stärken bemüht gewesen waren. Es fehlte denn auch in der Revolution von 1642 bis 1648 nicht an royalistischen Bauernaufständen; die englische Vendée hiess Cornwallis, die *Chouans* hiessen *Clubmen*. Diejenigen Bauern aber, die in Cromwells Heer dienten und sich für das Parlament und später die Republik schlugen, folgten zunächst mehr einer Klassenideologie, als einem wirtschaftlichen Klasseninteresse. Was sie vor allem be-

wegte, war die religiöse Frage, die allerdings oft nur die dem Denken der Zeit entsprechende Form für politische Auffassungen und Tendenzen war. Erst in der Armee, und unter der Rückwirkung der Beschlüsse der presbyterianischen Parlamentsmehrheit gegen die Religionsfreiheit, an der sie als Anhänger der freien Sekten ein grosses Interesse hatten, lernten sie politisieren. Sie waren es, die im Fortgang der Revolution den Kern für die Bewegung der Leveller stellten, der radikalsten politischen Parteibildung, zu der es im XVII. Jahrhundert kam. Die Leveller stehen in der englischen Revolution da, wo später in der französischen die Hebertisten standen. Sie bilden, obwohl sie Kommunisten in ihrer Mitte haben, politisch die Partei der reinen Demokratie. In ihrem *Volksvertrag* wird das Eigentum als solches in keiner Weise in Frage gestellt. Aufhebung der Zölle und indirekten Steuern, Beseitigung der Monopole, Einführung einer direkten Steuer auf den Besitz und das Einkommen, das ist ihr wirtschaftliches Programm. Daneben bekämpfen sie die Art, wie das Parlament das Kronland und die konfiszierten Güter der Rebellen nach Gunst und Vetterschaft an den Mann brachten. Zu spezifisch proletarischen Forderungen fehlte noch das Proletariat. Die kommunistische Sekte der wahren Leveller, so interessant sie ist, fällt numerisch nicht ins Gewicht. Ihre politische Bedeutung ist noch geringer, als in Frankreich die der Babouvisten. Sie und eine durchaus noch nicht völlig an das Licht gebrachte Literatur von sozialistischen und halbsozialistischen Reformvorschlägen aller Art zeigen nur, wie sehr die Revolution die Geister und die Gewissen aufgerüttelt hatte.

DIESE Aufrüttelung der Geister ist eine typische Erscheinung aller grossen Revolutionen. Sie bilden einen Zustand gesteigerten physischen und geistigen Stoffwechsels im Leben der Völker. Sie rufen Kräfte wach, die sonst gar nicht in die Erscheinung treten würden. Die Menschen empfinden lebhafter und denken schneller in ihnen, sie reifen auch rascher zu Aufgaben heran, die sie beim alltäglichen Gang der Ereignisse noch jahrzehntelang nicht zu erfüllen vermöchten. Was im Schosse der Nation schlummert, treibt in solchen Revolutionen mit elementarer Gewalt hervor, alle Keime drängen mit verstärkter Intensität zur Entfaltung, alle verstohlenen Gedanken ans Tageslicht. Ideen, die man sonst kaum zu fassen wagte, wollen nun bis ans Ende durchdacht sein.

FREILICH werden von den emporgeschossenen Trieben gar viele wieder von der hinterher eintretenden Reaktion erdrückt, ertötet. Es liegt aber auf der Hand, dass von ihnen um so mehr am Leben bleiben, ihre befruchtende Wirkung ausüben werden, je später die Reaktion einsetzt. Im allgemeinen versprechen daher diejenigen Revolutionen die intensivste, nachhaltigste Wirkung, die nicht ohne weiteres auf äussersten der zurzeit möglichen Höhen treiben, sondern selbst erst eine aufsteigende Entwickelung durchmachen. 1789 war in jeder Hinsicht ungleich fruchtbarer, als 1848.

KANN man denn aber im voraus wissen oder abschätzen, welches der jeweilig höchstmögliche Entfaltungspunkt einer Revolution ist? Nun, wenn die materialistische Geschichtsauffassung, oder wie man die Marxsche Geschichtslehre sonst nennen will, wenn diese evolutionistisch-organische Geschichtsauffassung überhaupt einen Wert haben soll, so muss sie gerade hier sich als Mittel einer Prognose bewähren. Sind die politischen, rechtlichen etc. Ein-

richtungen jeweilig von den Produktionsverhältnissen abhängig und diese durch die Natur der Produktionsmittel und Produktionsmethoden bedingt, so müssen wir aus der Analyse dieser ermitteln können, was eine mutmasslich bevorstehende Revolution Lebenskräftiges schaffen kann, und was nicht. Denn wenn eine Revolution beschleunigter Entwickelungsprozess ist, so heisst sie darum noch nicht Aufhebung der Entwickelungsgesetze. Mechanische Veränderungen, die mit der organischen Verfassung des Gesellschaftskörpers ausser Verhältnis oder gar direkt in Widerspruch stehen, werden entweder sofort wieder ausgemerzt werden oder auf den Organismus selbst zerstörend, das heisst seine Entwickelung aufhaltend, einwirken. Je nachdem kann dann die Reaktion die Gesellschaft noch hinter den Punkt zurückbringen, den sie vor Ausbruch der Revolution erreicht hatte.

WENN die Revolutionen von 1648, 1789, 1848 Eile nahmen, die Sicherheit des Eigentums zu proklamieren, so war das nicht lediglich Folge bürgerlicher Beschränktheit oder eines hochgradigen Eigentumskultus. Sie alle waren ja mit mehr oder weniger weitreichenden Eingriffen in das überlieferte Eigentum verbunden. Es sprach aus diesen Proklamationen, Menschenrechtserklärungen, Verfassungsbestimmungen zugleich die Erkenntnis, dass auf dem gegebenen Stand der Wirtschaftsentwickelung Sicherheit des anerkannten Eigentums unerlässliche Bedingung eines gedeihlichen Fortgangs der Wirtschaft war. Wie sehr entwickelungsfeindlich Unsicherheit des Eigentums wirkt, zeigt die Geschichte der orientalischen Völkerschaften. Auch waren in den europäischen Revolutionen die Epochen, wo nicht bloss bestimmtes Eigentum, sondern das Eigentum schlechtweg generell gefährdet war oder erschien, Epochen geschäftlicher Stagnation und damit verbundener Notstände, die das Eintreten der Reaktion beschleunigten. Man vergleiche die Geschäftsblüte in den ersten Jahren nach 1789 mit der Stockung in den ersten Monaten nach der Februarrevolution von 1848.

DIE Klassengliederung des heutigen Russland und die Natur seiner Produktion lässt jeden Gedanken an einen durchweg sozialistischen Charakter seiner bevorstehenden Revolution als hoffnungslose Utopie erscheinen. Er wird denn auch von keinem zurechnungsfähigen Menschen gehegt. In der Hauptsache kann die Revolution nur eine bürgerlich-liberal-demokratische sein. Die Arbeiterklasse mag in den Städten zeitweise eine noch so bedeutende Rolle spielen, herrschende Klasse im Lande kann sie in dieser Revolution darum doch nicht werden — auch nicht mit Hilfe der Bauern, die, als Ganzes genommen, als ein höchst unsicherer politischer Faktor betrachtet werden müssen.

ES ist gewiss falsch, wenn man auf einigen Seiten die Bauern respektive das unwissende Landvolk schon von vornherein als einen reaktionären Faktor betrachtet, als eine Macht, die den konterrevolutionären Elementen als Werkzeug gegen die Revolution zur beliebigen Verfügung stünde. Mit Recht ist dagegen schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, dass ein Versuch, den Bauer als blinden Hödur in die Aktion zu bringen, sofern die Revolutionsparteien nur einigermassen ihr Handwerk verstehen, gerade den heutigen Machthabern und ihren Stützen am übelsten bekommen könnte. Die Aufstände der letzten Tage haben das zur Genüge von neuem bekräftigt. Die Kronländereien, die Güter des Klerus und des hohen Adels sind in allen Revolutionen zuerst der Gegenstand des Verlangens der Bauern gewesen. Aber

die Bauern sind auch überall, wo sie sich in dieser Hinsicht am Baum der Revolution vollgesogen hatten, von ihm wieder abgefallen, wie Blutegel vom Körper des Patienten. Auf die Dauer war die Bauernschaft nirgends politisch zuverlässig. Auf jeden Fall tut man gut, mit den russischen Bauern nicht als einer Einheit zu rechnen. Auf ein ungeheuer weites Gebiet verteilt, unter sehr verschiedenen Existenzbedingungen lebend, hier relativ günstig gestellt, dort bitter Not leidend, werden sie sich auch als politischer Faktor sehr verschieden verhalten. Russland wird wahrscheinlich in einer nicht geringen Zahl von Gouvernements die Bauern Hand in Hand mit der Revolution respektive Opposition gehen sehen, es wird aber auch ebenso sicher seine Vendée haben, Da die bäuerliche Bevölkerung rund vier Fünftel der Bevölkerung ausmacht, kann der kommende russische Parlamentarismus lange ein Wettkriechen um die Gunst der Bauern bedeuten.

AUF den Verlauf aller politischen Revolutionen haben ferner die auswärtigen Beziehungen des Landes, seine auswärtige Politik, auf einige ausserdem interne Nationalitätsfragen den grössten Einfluss ausgeübt. So ist die grosse englische Revolution gar nicht zu verstehen, wenn man übersieht, dass ihre Anfänge in die Zeit des dreissigjährigen Krieges fallen, wo auf dem Festlande auf Tod und Leben für die Sache des Protestantismus gekämpft wurde. Dass Karl I. sie wiederholt in Stich liess, hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn in weiten Kreisen des englischen Volkes unpopulär zu machen, seine Ehe mit einer Schwester Ludwigs XIII. war für ihn kaum weniger verhängnisvoll, wie für Ludwig XVI. dessen Ehe mit Marie Antoinette, der *Autrichienne*. Noch stärker aber wurde Karls I. Sache durch seine Ränke mit den katholischen Irländern kompromittiert. Als es im zweiten Jahre der Revolution bekannt wurde, dass Karl durch eine Abmachung mit den Irländern in die Lage zu kommen suchte, irische Truppen gegen die protestantischen Schotten ins Feld zu führen, trat die entscheidende Wendung im Verhältnis seiner militärischen Kräfte gegenüber denen des Parlaments ein. Ein Offizier nach dem andern warf ihm das Patent vor die Füsse, selbst ein grosser Teil der Lords, die ihm nach Oxford gefolgt waren, wo er sein Quartier aufgeschlagen, verliess dieses und ging nach London zurück, um mit dem Parlament gemeinsame Sache zu machen, die Verteidiger des Königs im Parlament stellten für eine ganze Weile ihre Oppositon en. Umgekehrt gelangte später Cromwell erst zur Position des obersten Lenkers der Republik, als er seine grossen Siege über die Irländer erfochten, diese zu Boden geworfen hatte. Er und die Independenten wurden aus der im Parlameit numerisch kleinsten zur politisch mächtigsten Partei im Lande, weil ihre Politik den ideellen und materiellen Strebungen der Nation am meisten entsprach. Nicht minder entscheidend, wie in der englischen, griff in der französischen Revolution die auswärtige Politik in den Gang der Ereignisse ein. Sehr anschaulich und überzeugend hat Jaurès in der *Histoire socialiste* nachgewiesen, wie wirkungsvoll demagogisch — und zugleich verhängnisvoll — 1791-1792 die Girondisten mit Brissot an der Spitze die auswärtige Politik gegen den Hof ausspielten und den Krieg mit Österreich unvermeidlich machten, der dann rückwirkend das Schicksal Ludwigs XVI. und seiner Frau entschied. Ohne diesen Krieg. der ursprünglich von Österreich durchaus nicht gewollt wurde, wäre es damals nicht zum Sturm auf die Tuilerien und die ihm folgende Proklamierung der

Republik gekommen. Später war es die von Pitt betriebene Koalition der Mächte gegen die französische Republik, die die inneren politischen Parteiungen Frankreichs in ganz neue Bahnen warf. Für die deutsche Revolution von 1848 war die nationale Frage verhängnisvoller, als die soziale Frage. Nicht an dem Bisschen Arbeiterbewegung, das sich in Deutschland damals regte, ist sie gescheitert — denn das trat ausserordentlich ruhig und gemässigt auf —, sondern an den Partikularinteressen der grossen Einzelstaaten und den Problemen ihrer nichtdeutschen Bestandteile und ausserdeutschen Beziehungen.

WELCHE Rolle wird die nationale Frage und die auswärtige Politik in einer russischen Revolution spielen?

RUSSLAND ist in nationaler Hinsicht, obwohl es Einheitsstaat ist, so wenig ein einheitliches Staatswesen, wie seinerzeit Deutschland. Es ist ein durch Eroberung und Verträge zusammengeklaubtes Reich, dessen Bevölkerung nach Rasse und Sprache die grössten Verschiedenheiten aufweist, und von der grosse Teile auf Grund einer eigenen Geschichte auch eine politische Selbständigkeit erstreben oder ersehnen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass diese Wünsche und Bestrebungen in einer Revolution sehr an Stärke gewinnen und energisch zum Ausdruck kommen werden. Soweit es sich um Volksstämme handelt, die nicht ein bestimmtes Gebiet bedecken, würde voraussichtlich die Proklamierung allgemeiner politischer Gleichberechtigung hier die grösste Schwierigkeit aus dem Wege räumen, obgleich die formale Gleichheit auch für einige der betreffenden Völkerschaften noch viele Probleme ungelöst lässt. Anders mit denjenigen Nationalitäten und Stämmen, welche in abgegrenzter Masse auf bestimmten Gebieten wohnen, die einst freies Land waren oder unter anderer Staatshoheit standen, wie Polen, Kleinrussen, Litauer, Letten, Finnen. Sie werden sich voraussichtlich mit der staatsbürgerlichen Gleichheit nicht begnügen, sondern weitgehende Forderungen auf politische Autonomie stellen. Nicht für die Sozialdemokratie, die das Selbstbestimmungsrecht der Nationen auf ihre Fahne geschrieben hat, wohl aber für die nichtsozialdemokratischen Parteien liegt in dieser Frage viel Konfliktsstoff. Wohl liegen die betreffenden Gebiete an der Peripherie des Reiches, was eine Auseinandersetzung sehr erleichterte. Aber verschiedene davon trennen das Reich vom Zugang zu wichtigen Meeren oder Meerbusen, und darum wird das bürgerlich-kapitalistische Russland nicht auf sie verzichten wollen.

ANGESICHTS dieses Umstands können wir es als einen ganz besonderen Glücksumstand betrachten, wenn die Revolution im Anschluss an den jetzt tobenden, von den Machtpolitikern herbeigeführten russisch-japanischen Krieg ausbricht. Für den herrschenden Zarismus hat dieser Krieg, dank der wahnsinnigen Verblendung oder Kopflosigkeit Nikolaus' II. die selbe Bedeutung, wie der deutsch-französische Krieg von 1870 für das zweite französische Kaisertum. Für das russische Volk wird er aber frei bleiben von jener dem Militarismus und Chauvinismus Vorschub leistenden sentimentalen Nachwirkung, die der Verlust Elsass-Lothringens für das französische Volk nach sich zog. Was ist Korea, was die Beherrschung der Mandschurei dem russischen Volk? Ein intensives Revanchegefühl kann sich durch die Preisgabe dieser Positionen im russischen Volk nicht entwickeln.

DIE russische Revolution findet den Weg frei zu einer demokratisch-friedlichen auswärtigen Politik. Keine im Wesen der Dinge liegende Streitfrage nötigt

sie, ihre Kraft durch Kämpfe nach aussen von den Aufgaben der heimischen Entwickelung abzulenken. Weder von Osten, noch von Westen her hat sie Eingriffe in ihr Arbeitsgebiet zu befürchten. Wohl mag es diesseits der Grenze Leute geben, die im gegebenen Fall Neigung verspüren werden, ihr auf irgend einer Weise gewaltsam Einhalt zu gebieten. Indes darf man die Überzeugung ausdrücken, dass die europäische Demokratie, voran die deutsche Sozialdemokratie, sich der Pflichten bewusst ist, die ihr im Fall des Versuchs einer solchen Intervention erwachsen, und sich alsdann auf der Höhe dieser Aufgaben zeigen wird. Wie sie schon durch ihre blosse Existenz sich als wirksamer Friedensfaktor bewährt hat, wird sie umsomehr ihre potentiellen Kräfte geltend zu machen wissen, wenn es sich darum handelt, einer Bewegung ihre freie Entfaltung zu sichern, die neben speziell Russland betreffenden Problemen auch eine ganze Reihe von Fragen lösen oder ihrer Lösung entgegenführen wird, an deren Rückwirkung — ich nenne nur die polnische Frage — auch unser politisches Leben krankt. Doch über diesen wichtigen Punkt ein andermal.

OLAV KRINGEN · DER SOZIALISMUS IN NORWEGEN



EINST, im Mittelalter, war das norwegische Volk gross und mächtig; es besass eine Literatur, die in jener Zeit nicht ihres gleichen hatte. Dann lag sein Geist in den vierhundert Jahren seiner Vereinigung mit Dänemark gleichsam im Schlafe. Erst im Jahre 1814 brach der Freiheitssturm los. Im Kieler Vertrag wurde Norwegen frei von Dänemark, und freiwillig, als selbständiger Staat trat es in eine Uiion mit Schweden ein. Jetzt erblühte für Norwegen ein Frühling, wie ihn nur selten ein Volk in seiner Geschichte erlebt. Das religiöse und politische, das ökonomische und kulturelle Leben wurde wach. Volksschulen, Bürgerschulen und Akademieen wurden errichtet, Chausseen und bald Eisenbahnen gebaut, Banken gegründet und der Handel freigegeben. Die Quellen der Staatswirtschaft wurden geweitet, das Wahlrecht wurde ausgedehnt, bis es in Staat und Gemeinde für Männer allgemein wurde und auch die Frauen einen — allerdings sehr beschränkten — Anteil daran bekamen. Schwurgerichte, Schiedsgerichte wurden eingesetzt und Arbeiterakademieen geschaffen. Bald konnten wir in den Gärten der Wissenschaft und Kunst ernten und die Früchte unserer Kultur mit reicher Hand Europa spenden. Namen, wie Abel, Lie, Bugge, Ibsen, Kielland, Björnson, Bull, Grieg, Selmer, Svendsen und manche unserer bildenden Künstler sind nun der Welt wohlbekannt.

EIN Mann, ein Bauer, Hans Nielsen Hauge mit Namen, weckte das religiöse und das wirtschaftliche Leben zugleich. Seiner Predigten wegen wurde er eingekerkert und erst nach vielen Jahren als kranker, gebrochener Mann freigegeben. Trotzdem setzte sich seine freireligiöse Propaganda durch: brachte er auch keine neue Lehre, so schuf er doch neues Leben. Er machte die norwegische Kirche selbst gesunden; sie verehrt jetzt Hauge als einen zweiten Luther, und sein Enkel ist heute ihr oberster Leiter, Kultusminister. Noch heute blühen auch die zahlreichen industriellen Unternehmungen, die Hauge ins Leben gerufen hat.

ERST später kam das nationale Leben auf anderen Gebieten zur vollen Ent-

faltung; erst nachdem der grosse Dichter, die Sturmnatur Henrik Wergeland, die Seelen aufgerüttelt hatte, erhob am Ende der vierziger Jahre der junge Student Marcus Thrane die rote Fahne der Arbeiterbewegung. Die Zeitung, die er gründete, gewann bald eine grosse Abonnentenzahl, und der Arbeiterverband, den er 1850-1851 organisierte, breitete rasch seine Zweige über das ganze Land aus. Aber die politische Reaktion, die damals herrschte, liess nicht zu, dass die Arbeiterbewegung frei wuchs. Als auf dem Parteitag von 1851, der in der Nähe von Kristiania abgehalten wurde, starke revolutionäre Tendenzen hervortraten, wurden alle Führer verhaftet, auch Thrane, der auf dem Parteitag für ein massvolles Vorgehen gesprochen und die Absendung einer streng gesetzlichen Petition an den Storthing herbeigeführt hatte.

VIELE, lange Jahre mussten nun die Arbeiterführer in abscheulichen Gefängnissen schmachten. Als sie endlich freikamen, war die ganze Bewegung zerstört. Aber kaum dreissig Jahre später beherrschten ihre Ideen die norwegische Politik: Nach dem entscheidenden Siege der radikalen Partei im Jahre 1884 wurde der alte Konservatismus für immer begraben. Nach manchen Richtungen ging der Radikalismus noch weiter vorwärts, als Thranes Träume reichten.

WÄHREND die radikale Partei mit der begeisterten Jugend und allen, die den Kulturfortschritt auf ihre Fahne geschrieben hatten, im Bunde an dem politischen Neubau arbeitete, war noch in Norwegen kein Boden für den Sozialismus. Die Linke erfüllte ihre Aufgabe — jung und stark. Gewiss hatte sie für den Ruf nach ökonomischen Reformen keine sonderlich guten Ohren; aber der Kampf galt ja auch im wesentlichen rein politischen Zielen. Das Volk wollte sich selbst regieren — allgemeines Wahlrecht —, sich selbst erziehen — freie Volksschule — und sich selbst richten — Laiengerichte. Diese Forderungen verwirklichte der Radikalismus. Dann brach er zusammen. Die Partei versorgte ihr Führer mit fetten Ämtern, dachte nur ungern noch an ihre Geschichte, schämte sich ihrer eigenen Tradition und verleugnete sie in schmählicher Reaktion.

DIE norwegischen Arbeiter waren, wie schon erwähnt, zuerst im Jahre 1848 von Marcus Thrane zum Zusammenschluss und zum Verlangen angeregt worden. Thrane stammte aus einer alten, vornehmen Familie. Aber sein Vater hatte Unterschlagungen begangen und Schande über die Familie gebracht; er sass im Zuchthause, als Marcus geboren wurde. Der wuchs nun natürlich in Armut auf, fand aber doch Gelegenheit, sich auf den höheren Schulen auszubilden. Auf seiner Wanderschaft durch Deutschland und Frankreich wurde er mit dem Sozialismus bekannt. Er schuf sich ein festes, revolutionäres System, etwa dem Lassalles ähnlich, mit dem er im Äussern wie in der Geistesart überhaupt viel gemein hat. Die Lehrerstelle, die Thrane bei seiner Rückkehr nach Norwegen erhielt, musste er wegen seiner radikalen Gesinnung bald aufgeben. So wurde er im Herbst 1848 Redakteur eines bürgerlichen Blattes in Drammen. In ihm erhob er zuerst seine Anklagen gegen die herrschende Gesellschaftsordnung und führte vom sozialistischen Standpunkt aus die Sache der Arbeiter. Dafür bekam er binnen kürzester Frist seinen Abschied als Redakteur, und nun gründete er, am 27. September 1848, die erste Arbeiterorganisation in Norwegen, *Drammens Arbeiderforening*. Auf 50 000 Mitglieder wuchs der Verband in den drei Jahren seines Bestehens;

aber er konnte sich nicht befestigen. Im Anschluss an seine Zentralversammlung im Jahre 1851 wurden alle hervorragenden Teilnehmer verhaftet und bis zu vier Jahren in Untersuchungshaft gehalten; schliesslich wurden in schmachvoll ungerechtem Verfahren 132 von ihnen, darunter Thrane, zu harten Strafen, bis zu neun Jahren Zuchthaus, verurteilt. Damit war die Bewegung vernichtet. Die wenigen Vereine, die noch bestehen blieben, wurden Werkzeuge der Reaktion. So selbst *Drammens Arbeiderforening*, der erst 1903 von den Arbeitern zurückerobert wurde. Als die bestraften Führer aus dem Gefängnis herauskamen, war an eine Wiederaufnahme der Agitation nicht zu denken. Thrane ging nach Amerika, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1890 für seine Ideen wirkte und mit Freude die Entwickelung der europäischen Arbeiterbewegung verfolgte. Aber auch in Norwegen hatte er eine Bewegung entfesselt, die der Gesellschaft tiefe Spuren aufdrückte. Das praktisch-politische Programm, das er ausgearbeitet hatte, gab der neuen Demokratie die innere Kraft in den Kämpfen, die Anfang der achtziger Jahre zu ihrem vollständigen Siege führten.

ABER noch in der Zeit der schwärzesten Reaktion begann der junge Theologe Ejlert Sundt, für die Volksaufklärung zu wirken. Er organisierte die Arbeiter in unpolitischen Bildungsvereinen, reizte ihren Wissensdurst und weckte ihre Lust am Lesen. Aber er lehrte die Arbeiter auch, sich mit dem öffentlichen Leben zu beschäftigen und säte viele sozialistische Gedanken aus. In der weiteren Öffentlichkeit begann man erst Anfang der siebziger Jahre wieder von dem Sozialismus zu sprechen. Einige dänische Handwerksgesellen, die in Deutschland gewesen waren, gründeten gemeinsam mit dem Studenten O. Fjörtoft eine neue Arbeiterorganisation in Kristiania; sie gaben auch ein kleines Blatt heraus und beriefen einige öffentliche Versammlungen ein. Zwei von diesen fanden auf einer kleinen Anhöhe im Hafen von Kristiania, dem *Diebesinselberg*, statt. Sie wurden von Personen aus den reichen Ständen gestört und sind später von Kr. Kristofersen und Gunnar Heiberg in Romanen und Schauspielen dichterisch behandelt worden. Fjörtoft zur Seite standen in dieser Bewegung der Sattler M. Jantzen aus Dänemark und der Tischler Ljungdal aus Schweden. Doch je mehr der Radikalismus emporstieg, desto schwächer pulsierte das Leben in dieser Arbeiterorganisation.

KAUM aber hatte die Linkspartei die Reaktion gestürzt und ihre eigene Macht befestigt, als sie begann, die Sache des Radikalismus zu verraten. Besonders ging sie in der Frage des allgemeinen Wahlrechts sehr langsam vor. Daher wurden schon 1883 Stimmen für eine selbständige Organisation der Arbeiter auf Grund eines eigenen Programms laut. So schlossen sich im Jahre 1884 in einer Versammlung die Gewerkschaftsvereine in Kristiania zu einer gemeinsamen Organisation zusammen und wählten den Buchdrucker Chr. H. Knudsen zu ihrem Vorsitzenden. Das Programm war ein gemässigtes Gewerkschaftsprogramm. Zur selben Zeit hatte Knudsen begonnen, ein kleines Blatt *Vort Arbeide* herauszugeben. Er musste sich eine eigene Druckerei anschaffen, um das Blatt überhaupt gedruckt zu bekommen. Im Winter 1885 trieben Ljungdal und Knudsen eine nicht unbeträchtliche sozialistische Agitation. Das Resultat dieser Agitation war die Bildung des sozialdemokratischen Vereins in Kristiania mit 60 Mitgliedern am 1. März 1885. Knudsen wurde zu seinem Vorsitzenden gewählt. Im selben Jahre wurde ein ähnlicher Verein von

dem Dänen Sophus Pihl in Bergen gegründet und ein anderer von dem deutschen Schneider A. Hartung in Skien. Vom Neujahr 1886 wurde *Vort Arbeide* umgetauft und bekam den Namen *Social-Demokraten*. Zu denen, die sich jetzt der Bewegung anschlossen, gehörten weiterhin Carl Jeppesen, Dr. Oscar Nissen und der Advokat Ludwig Meyer. Auf einem Parteitage in Arendal am 21. und 22. August 1887 wurde die *Norwegische Arbeiterpartei* gegründet. Das Programm war noch nicht rein sozialistisch, weil man hoffte, dass auch die nichtsozialistischen Arbeitervereine sich so der Partei anschliessen würden. Dies geschah jedoch nicht. Die Partei entwickelte sich deshalb immer mehr im Geiste des Sozialismus, und im Jahre 1891 wurde ein rein sozialistisches Programm aufgestellt. Im Jahre 1892 beschloss die Partei, bei den Wahlen selbständig aufzutreten. O. G. Gjösteen wurde zum Präsidenten der Partei gewählt. Er war früher Vorsitzender einer Organisation gewesen, die der Linkspartei angehörte. In den Jahren 1893 und 1894 schwoll die Zahl der Parteimitglieder sehr stark an, indem ganze Organisationen, die in ihrer Mitte auch viele Nichtsozialisten zählten, sich ihr korporativ anschlossen. Die damalige nominelle Mitgliederzahl — 11 500 — wurde in Wahrheit erst vor 5 bis 6 Jahren Jahren erreicht. Unter denen, die in diesen Jahren zur Partei kamen, müssen Chr. Hornsrud, der sich mit dem ersten Landarbeiterkontingent einstellte, und Edward Olsen, der Vorsitzende des Arbeitervereins in Kristiania, genannt werden. Dieser hatte später an der Schaffung der Invaliden- und Altersversicherung einen bedeutenden Anteil, kann aber jetzt als Mitglied der Partei nicht gezählt werden.

IM Jahre 1894 wurde die Organisation *De samvirkende Fagforeninger* in Kristiania gegründet. Diese übernahm die Leitung der gewerkschaftlichen Arbeit. Schon am Ende der achtziger Jahre waren eine Reihe von Streiks ausgebrochen; sie hatten die Arbeiter zur gewerkschaftlichen Organisation angetrieben. Um diese Zeit begann auch *Social-Demokraten* täglich zu erscheinen. Infolge der lebhaften Arbeiterbewegung im ganzen Lande war der im Jahre 1891 gewählte Storthing eher geneigt, auf die Forderungen einzugehen, welche die Arbeiter erhoben. So bekamen wir zum erstenmal ein Fabrikinspektionsgesetz /1892/, das wohl in mancher Hinsicht die Wünsche der Arbeiter nicht ganz erfüllte, aber doch sehr wertvoll für sie war. Das Gesetz verbietet Kinderarbeit, schränkt die Arbeitszeit der Jugendlichen ein und gibt strenge Vorschriften für die Hygiene in den Werkstätten und Fabriken. Im Jahre 1894 nahm der Storthing ein Gesetz über die Unfallversicherung der Arbeiter an, mit obligatorischen Beiträgen der Arbeitgeber; die Nachtarbeit in den Bäckereien wurde verboten; eingehende Vorschriften für die Kostverpflegung auf den Handelsschiffen wurden erlassen. Der Storthing sprach sich weiter gegen das Submissionswesen aus und beschloss, in den Staatswerkstätten die Einführung des Neunstundentages zu versuchen. Weiter wurde eine parlamentarische Kommission zur Bearbeitung der Frage der Invaliden- und Altersversicherung für das ganze Volk eingesetzt.

ES trat nun in der sozialistischen Bewegung ein Stillstand ein. Der Wahlrechtskampf überschattete alles, und die Lösung dieser Frage lag in den Händen der Linken. Zuerst wurde das allgemeine Wahlrecht in den Gemeinden durchgeführt, nachdem die Arbeiterpartei durch O. G. Gjösteen bewiesen hatte, dass hierzu im Storthing nicht die konstitutionelle Zweidrittelmehrheit, sondern

nur einfache Mehrheit erforderlich war. Im Jahre 1898 hatte die Linke zwei Drittel der Storthingsmandate und beschloss das allgemeine Wahlrecht für Männer. Die Sozialdemokratie hatte selbstverständlich ihren Anteil an dem grossen politischen Reformwerk, das in diesen Jahren vollendet war; aber sie konnte doch nur die Linke vorwärts drängen, denn sie selbst hatte noch keinen Abgeordneten im Storthing. Mit der Kraftleistung im Jahre 1898 hatte die Linke ihre letzte grosse Tat vollbracht. Sie ging plötzlich zu der Reaktion über. Von dieser Zeit datiert der neue Aufschwung der Sozialdemokratie. Konnte der erste selbständige Wahlkampf der Arbeiterpartei im Jahre 1894 keine bemerkenswerten Erfolge aufweisen — die Partei erhielt in Kristiania nur 525 Stimmen und in einigen anderen Städten eine verschwindende Minorität —, so zeigten die Gemeindewahlen des Jahres 1898 doch, dass die Sozialdemokratie gross und stark geworden war. Sie entfaltete eine grosse Agitation und setzte durch, dass zum Beispiel in Kristiania 7, in Bergen 6, in Stavanger 3 und in Drammen 3 Parteigenossen in die Gemeindevertretung gewählt wurden.

IM Jahre 1897 wurde der Rechtsanwalt Ludwig Meyer zum Parteivorsitzenden gewählt; er gewann allmählich massgebenden Einfluss auf die ganze Partei, wie auf das Zentralorgan. Unter seiner Führung kam die Partei weit vorwärts, numerisch und vielleicht auch kulturell; aber sie musste auch grosse Schulden machen und geriet dadurch in schwere Abhängigkeit, die Unzufriedenheit und Streit in der Partei hervorrief. Inzwischen bildete sich eine weitverbreitete sozialdemokratische Provinzpresse. Es erscheinen täglich in Bergen *Arbeidet*, von M. Olofson redigiert, und unter der Leitung von Angell Olsen in Drontheim *Ny Tid*. Später kam das Wochenblatt *Den förste Mai* in Stavanger dazu und, als eine sozialistische Bewegung im Nordland entstand, dort *Nordlys;* sein Herausgeber war Dr. Alfred Eriksen, Pfarrer in Karlsö. Schliesslich wurde das Blatt *Fremover* in Narvik gegründet.

NACHDEM das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt war, entwickelte sich die Sozialdemokratie auch in Norwegen von einer rein agitatorischen zu einer parlamentarischen Partei. Damit wuchsen ihre Aufgaben; schon 1891 war das allgemeine Parteiprogramm revidiert und besser formuliert worden, wobei auch die Forderung *Abschaffung der Staatskirche* aufgegeben wurde. Im Jahre 1902 wurde nun ein Agrarprogramm ausgearbeitet, dessen wichtigste Bestimmungen folgendermassen lauten:

»1. Es soll kein Verkauf von öffentlichem Grund und Boden stattfinden.

2. Staat und Gemeinden sollen nach und nach billige und unter Zwangsverkauf stehende landwirtschaftliche Grundstücke und andere Besitzungen, wie Wälder, Wasserfälle, Bergwerke u. s. w., erwerben.

3. Den Gemeinden soll das Recht gegeben werden, unkultiviertes, aber kultivierbares Land durch Expropriation zu erwerben, und zwar zu einem Preis, der nach dem wirklichen Ertrag der Besitzung berechnet ist, aber nicht höher sein darf, als der Durchschnitt der Steuertaxe in den letzten zehn Jahren.

4. Solches Land soll entweder vom Staate (oder der Gemeinde) bewirtschaftet werden oder Genossenschaften oder einzelnen Personen zur Bewirtschaftung, über die die nötige Kontrolle zu führen ist, gegen niedrige Abgaben übertragen werden. Ausbeutung von fremder Arbeitskraft soll dabei unzulässig sein.

5. Staats- und Gemeindehilfe soll zum Ankauf oder zur Entschuldung von Land und Hof, das zur Bewirtschaftung oder zu dauerndem Eigentum bestimmt ist, gewährt werden; doch soll Staat oder Gemeinde gleich nach dem nächsten Erben ein Vorkaufsrecht haben.

6. Alle derartigen Ackerwirtschaften samt dem Ertrage und den notwendigen Be-

triebsmitteln sollen durch Gesetz gegen die Zwangsvollstreckung, die Verpfändung und gegen anderen Eingriff von Privatgläubigern geschützt werden.
7. Dieser Schutz soll auch auf die jetzigen Inhaber von Haus und Hof bis zu dem Grade ausgedehnt werden, als ihnen dadurch die Verwertung ihrer Arbeitskraft und der ihrer Familie ermöglicht wird.«

Die übrigen Abschnitte handeln von den ländlichen Genossenschaften und der Arbeitsdauer auf den grossen Gütern. Eingeleitet wird das Programm durch eine knappgefasste Begründung, in der ausgeführt wird, dass die Landwirtschaft allmählich von der kapitalistischen Ausbeutung befreit werden müsse.

DIESES Agrarprogramm war ein Werk des Landmannes Chr. Hornsrud aus Buskerud, der als erster die sozialistische Bewegung aufs Land verpflanzt hatte. Jetzt erhielt die Partei auch dort einen starken Zuwachs. Dadurch kam es auf dem Parteitage des Jahres 1903 zu einem Personenwechsel im Parteivorstand: Chr. Hornsrud wurde zum Parteivorsitzenden und der Schreiber dieser Zeilen zum Hauptredakteur des Zentralorgans gewählt. Im vorigen Jahre wurde dann die Partei reorganisiert: sie gliedert sich jetzt in Amts- und Bezirksorganisationen. Zugleich arbeiteten im Auftrage dieses Parteitages der Parteivorsitzende Hornsrud, der Redakteur Jacob Vidnes, der Student Punterwold und der Agitator H. Berntsen ein revolutionäres Manifest aus; es sollte zeigen, dass die Partei auch nach dem grossen Zuwachs keine Reformpartei nach Art der bürgerlichen Linken geworden war, dass die Parteigenossen auf dem Lande eben so gute Sozialdemokraten sind, wie die in der Stadt.

DIE Parteipresse umfasst zur Zeit drei täglich erscheinende Zeitungen und einige Wochenblätter; im ganzen hat sie 25 000 Abonnenten. Das Hauptorgan ist *Social-Demokraten* in Kristiania mit 10 000 Abonnenten. Seit dem Jahre 1900 hat die Partei auch einen Jugendbund. Von dem Redakteur Jakob Vidnes in Gemeinschaft mit Buen, Harald Hansen und dem Schreiber dieses ins Leben gerufen, zählt er jetzt etwa 1500 Mitglieder und gibt eine Zeitschrift *Det Tyvende Aarhundrede* heraus. An den Kommunalwahlen hat sich die Partei seit dem Jahre 1890 beteiligt. Damals wurde zum erstenmal in Kristiania eine eigene Wahlliste aufgestellt, aber sie erhielt nur 139 Stimmen. Erst nach vielen Jahren holte die Partei ordentlich aus. Im Jahre 1898 setzte sie mit Hilfe des Proportionalwahlrechts die Wahl einiger sozialdemokratischer Gemeindevertreter durch und verdoppelte bei den Wahlen von 1901 ihre Zahl. Inzwischen war im Jahre 1900 auch den Frauen das kommunale Wahlrecht gegeben worden. Aber nur denen, die 25 Jahre alt sind und Steuern von einem Einkommen von 300 Kronen auf dem Lande oder 400 Kronen in der Stadt zahlen oder mit einem Manne verheiratet sind, der diese Steuer zahlt. Dadurch sind natürlich viele Arbeiterfrauen vom Wahlrecht ausgeschlossen; die Erteilung dieses plutokratisch beschränkten Wahlrechts an die Frauen ist also nur den besitzenden Klassen zu gute gekommen. Trotzdem war unsere Partei bei den Wahlen des Jahres 1904 in manchen Gemeinden die zweitstärkste von den drei kämpfenden Parteien.

AUCH die Wahlordnung zu den Storthingswahlen ist sehr unglücklich. In indirekter Wahl wählt jeder Landbezirk, je nach der Grösse, 2 bis 5 Abgeordnete, die Städte 1 bis 4; mehrere Kleinstädte werden zu einem Wahlbezirk zusammengelegt und wählen dann einen Abgeordneten. Eine Reform dieses Wahlverfahrens wird von allen Parteien verlangt. Bei der letzten

Storthingswahl wurden im Bezirk Tromsö, im nördlichen Norwegen, wo die Parteibewegung eine Sonderstellung einnimmt, drei sozialistische Abgeordnete gewählt: der Pfarrer Dr. Eriksen, der Fischer Lind Johannesen und der Landmann Meyer-Foshaug. Von den drei nordländischen Städten Narvik, Bodö und Tromsö wurde der Parteigenosse Redakteur Jörg Berge in den Storthing entsandt. Der Übergang von der bürgerlichen Radikalen zur Sozialdemokratie hat sich in diesen Bezirken so rasch vollzogen, dass sicherlich nicht alle, die für unsere Partei stimmten, überzeugte Sozialdemokraten sind. Aber die Agitation wird kräftig betrieben, und das Verständnis für unsere Ideen wächst. Eine Programmforderung unserer Partei dort oben war *Walfischeinfriedigung*; sie wurde vom letzten Storthing angenommen.

IM allgemeinen zeigt die Statistik für die Storthingswahlen folgendes: Im Jahre 1894 vereinigte die Sozialdemokratie 0,3 % der abgegebenen Stimmen auf sich, 1897 0,6 %, 1900 3,2 % und 1903 10,3 %. Also ein Bild stetigen Vorwärtsschreitens.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ODA OLBERG · POLEMISCHES ÜBER FRAUENFRAGE UND SOZIALISMUS



BER die Frauenfrage, wie über die soziale Frage, werden noch immer Ströme von Tinte vergossen. Das Papier, in seiner sprichwörtlichen Geduld, lässt alles über sich ergehen. Und doch liesse sich auch auf diesem weiten und schwierigen Gebiet manches vereinfachen, gar manche ermüdende und unfruchtbare Polemik ersparen, wenn man etwas Mühe auf die Sichtung der Argumente verwendete und sich vorher klar machte, wo man hinaus will. Niemand wird verlangen, dass der persönliche Geschmack und persönliche Neigung mundtot sein sollen. Auch das kräftige *Die janze Richtung passt mir nicht* soll keineswegs verwehrt sein. Nur muss man nicht vergessen, dass es allein kein Argument ist.

GEWISS hat die menschliche Zwecksetzung einen Einfluss auf die Entwickelung der Dinge. Aber einmal gehören Geschmack und Neigung nicht zu den Faktoren, die eine wirksame Zwecksetzung zu stande bringen; sie dienen vielmehr Zwecken, wobei es denn oft vorkommt, dass der Diener den Herrn überlebt. Im Laufe der Zeit aber haben sich noch stets Geschmack und Neigung den neuen Zwecken angepasst. Dann aber ist überhaupt der Einfluss der menschlichen Zwecke wesentlich eingeengt durch das objektive Geschehen und seine Bedingtheit. Und ob auch die Entwickelung der bewussten Zwecksetzung weitere Gebiete zuweisen dürfte, als sie heute hat, so wird die Menschheit doch immer an objektive Verhältnisse und logische Verknüpfungen gebunden sein.

MAN mag noch so *wacker schmälen* über die Bestrebungen der Frauenbewegung; zur Klärung der Frauenfrage aber wird man nur beitragen, wenn man zur Grundlage behält, was die Gesellschaft muss und kann und ein auf dieser Grundlage ruhendes Ziel aufstellt und die Wege zu ihm aufsucht.

AUS dem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz von Edmund Fischer[1])

[1]) Edmund Fischer: *Die Frauenfrage* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 258 ff.

habe ich wenig Klärendes entnehmen können; ja, er scheint mir eine ausgiebige Dokumentation für die »Unklarheit und Unsicherheit« in der Beurteilung der Frage, die der Autor am Eingang hervorhebt. Die ganze Fragestellung halte ich für unrichtig. Der eigentliche Kern der Frauenfrage ist nach Fischer: »Führt der unabänderliche Gang der Entwickelung die Frauen allgemein der Berufstätigkeit zu, und ist dies als ein Fortschritt zu begrüssen und zu fördern, da dadurch, bei entsprechender Neuorganisation des gesellschaftlichen Lebens, die Frau erst wirklich frei, wirtschaftlich unabhängig vom Mann wird, ihre Emanzipation erlangt?« Nur nebenbei sei bemerkt, dass das *Unabänderliche* nicht gefördert werden kann. Man kann sich mit ihm nur abfinden oder nicht. Aber in der ganzen Frage scheint mir das Problem verkrüppelt und verzerrt. Die Frau strebt, wie jedes Lebewesen, nach Entfaltung, nach Raum zum Ausleben für ihre Lebensenergie. Diese Tatsache, selbst natürliche Folge eines komplizierten Zusammenwirkens von Ursachen, stellt doch wohl den natürlichen Ausgangspunkt der Frage dar. Sind diese Bestrebungen nach Entfaltung, soweit sie auf dem Boden des Notwendigen und Möglichen Platz finden, im Einklang mit dem Interesse der Gesamtheit oder nicht? Das scheint mir die eigentliche Frauenfrage. Und diese ist in der Form die selbe für jede Partei, im Inhalt aber ebenso verschieden, wie die Auffassung über die Interessen der Gesamtheit. Und es muss ihr gegenüber einen spezifisch sozialdemokratischen Standpunkt geben.

DASS die Frau nach Freiheit, das heisst nach der Möglichkeit der Entfaltung ihrer Wesenheit strebt, setze ich als etwas Gegebenes voraus. Was von diesem Streben in die Erscheinung tritt, nennt man eben *Frauenbewegung*. Nun gibt es aber viele Arten und Abstufungen in dieser Bewegung. Je nach dem, was den seelischen Schwerpunkt eines Menschen darstellt, wird auch sein Entfaltungsbedürfnis ihn in andere Richtung treiben. So hat Laura Marholm vor allem gegen die Verkrüppelung der Geschlechtlichkeit der Frau durch die Gesellschaft geeifert, Ellen Key und Ruth Bré gegen die Verstümmelung des mütterlichen Triebes, Luise Otto-Peters, Auguste Schmidt, Helene Lange, Hedwig Dohm und die ganze grosse Schar der ersten bürgerlichen Frauenrechtlerinnen gegen die intellektuelle Hemmung und gegen die Benachteiligung durch das Zivilrecht, die Führerinnen der proletarischen Frauenbewegung gegen die wirtschaftliche Knechtung, schliesslich in den letzten Jahren einige französische Autoren und ein paar mutige deutsche Ärzte gegen die physische und seelische Ausmergelung des Weibes durch die zahlreichen Mutterschaften, über die die kleinen Kreuze auf den Friedhöfen quittieren. All das ist Frauenbewegung, Streben nach Befreiung von Fessel, Joch und Qual.

FÜR jede einzelne dieser Forderungen haben sich natürlich Schriftsteller gefunden, die haarklein beweisen, dass sie der *wahren Wesenheit* des Weibes zuwiderlaufen. Besonders die Männer haben sich in Unkosten gestürzt, um darzutun, dass gerade das, was das Weib ersehnt, sein allergrösstes Unglück werden würde. Es bietet nun aber unendliche Schwierigkeiten, auf theoretischem Wege festzustellen, was des Menschen Glück ausmacht; wenn sich gar ein Geschlecht die Mühe gibt, dem andern die beste Lösung des Lebensexempels herauszuklügeln, so dürfte es sich eine schlechthin unlösbare Aufgabe stellen. Tröstlich ist, dass die Menschen in der Praxis sich ziemlich genau darüber auskennen, in welcher Richtung ihnen Entfaltung und Ausbau ihrer

Wesenheit frommt, ob sie sich auch noch so tölpelhaft anstellen bei den Versuchen, ihr Streben zu verwirklichen.[2])

DESHALB sollte man, scheint mir, jedem nachhaltigen Streben so weit vertrauen, dass man seine innere Zweckmässigkeit nicht in Zweifel zieht und also von vornherein annimmt, dass das Erstrebte, wenn es erreicht würde, den Bedürfnissen derer gemäss wäre, die ihre Kraft an seine Erreichung setzen. Natürlich wird es nicht alle Bedürfnisse stillen oder für gestillte neue entzünden, aber das läuft seiner inneren Zweckmässigkeit nicht zuwider. Das Streben ist das Gegebene, die Tatsache, von der jede Diskussion der aus diesem Streben geborenen Frauenfrage am besten ihren Ausgang nimmt.

UND da fragt es sich zuerst, ob etwa die Wege dieses Strebens im unveränderlichen Gange unserer sozialen Entwickelung einbegriffen oder von ihm ausgeschlossen erscheinen. Wer nämlich an feststehende, das heisst der menschlichen Zwecksetzung entrückte oder sie bereits einbegreifende Entwickelungswege glaubt, der braucht dann keine anderen Argumente mehr, nicht mehr die Naturbestimmung und auch nicht mehr die menschlichen Willen und Neigungen. Das sollte endlich klar sein. Immer wieder kommt man mit dem unabänderlichen Gang der Entwickelung und gibt dann noch einige andere Argumente zu oder handelt ihm noch etwas ab. Damit muss es aber einmal ein Ende haben. Wer sich auf die Entwickelung verlässt, der erbringe Beweise für ihre Richtung und Unabänderlichkeit — alles weitere Beiwerk ist von diesem Standpunkt aus ein methodologischer Unsinn.

ICH glaube nicht an eine unabänderlich vorgezeichnete Entwickelung; weder in dem Sinne, dass aus den der bewussten menschlichen Zwecksetzung entzogenen Verhältnissen der Gang des sozialen Werdens endgültig bestimmt ist, noch in dem andern Sinne, dass sich aus der Vereinigung dieser objektiven Verhältnisse mit den bewussten und unbewussten Faktoren menschlicher Zwecksetzung eine unbedingte Notwendigkeit[3]) wissenschaftlich erschliessen lässt. Nur die allgemeine Richtung der Entwickelung halte ich für fest vorgezeichnet, durch die allgemeinen Bedingungen des gesellschaftichen Daseinskampfes und deren Folgen auf das bewusste Leben und Streben der Individuen und Gruppen. Von dieser Entwickelung nehmen wir Sozialisten eben an, dass sie auf eine Vergesellschaftlichung der Produktion führe. Führt sie allein dadurch auch zur Berufsarbeit der Frau, zur Auflösung des Einzelhaushaltes, zur Erziehung der Kinder durch die Gesellschaft? Das dürfte noch zur Diskussion stehen.

OHNE sich aber in Einzelheiten zu verlieren, kann man doch wohl sagen, dass die bewusste Triebkraft der sozialen Bewegung der Drang nach Freiheit ist, nach der Möglichkeit eines harmonischen Daseins. Die Vergesellschaftung der Produktion ist nur Mittel. Mit diesem Drang wird man beim Menschen, er sei Mann oder Weib, immer zu rechnen haben. Und eine Gesellschaft, die

[2]) Der Umstand, dass viele Tausende von Menschen in religiösem Wahn ihr Leben alles dessen entkleiden, was das Dasein schmückt, beweist nichts gegen die Sicherheit des Glücksinstinktes. Denn, was diesen vorschwebt, ist ihr wirkliches, wesengemässes Glück. Der Fromme versetzt die Erfüllung all seiner Wünsche ins Jenseits. Je abgeblasster und kümmerlicher er sein Diesseits gestaltet, um so lebensvoller und üppiger gestaltet ihm seine Phantasie den himmlischen Lohn. Hier wird also nicht ein falsches Glück angestrebt, sondern ein echtes Glück auf falsche Weise.

[3]) Dass eine unbedingte Notwendigkeit allem Geschehen zu Grunde liegt, also auch alles Zukünftige endgültig bestimmt, folgt für das menschliche Gehirn aus dem Kausalitätsbegriff. Aber diese philosophische Notwendigkeit kommt für uns praktisch nicht in Betracht, und ein grosser Teil ihrer Faktoren — all das, was man *Zufall* nennt — entzieht sich vollständig der menschlichen Voraussicht, ist also unerkennbar.

ein möglichst hohes Mass der Zweckmässigkeit anstrebt, müsste diesem Drang unbedingt Rechnung tragen und könnte ihm jedenfalls, dank der reichen Ressourcen der sozialen Produktion, die strenge Durchführung der Vergesellschaftung teilweise unterordnen. Wenn also des Weibes Drang nach Freiheit den Einzelhaushalt und das Aufgehen im Mutterberuf forderte, so könnte vielleicht die neue Gesellschaft sich ihm innerhalb gewisser Grenzen anpassen. INNERHALB gewisser Grenzen! Ein eigenes Heim, das »in stand zu halten und angenehm zu gestalten mindestens eines so grossen Kraftaufwands der Frau bedarf, wie es vom Mann im Beruf verlangt wird,« das, glaube ich allerdings, wird im *Zukunftsstaat* zu den Unmöglichkeiten gehören. Das würde ja geradezu dem heiligen Geist der neuen Gesellschaftsordnung zuwiderlaufen! Wie kann eine sozialistische Gesellschaft bestehen ohne Achtung vor der Arbeit? Nun ist aber doch keine Achtung vor der Arbeit möglich, wenn etwa ein Drittel der erwachsenen Menschheit seine Arbeitskraft für das Instandhalten und Angenehmmachen eines Heims verbraucht und ein anderes Drittel diesen Frevel mit ansehen und aus ihm Vorteil ziehen muss. So absolut von allen Banden der Logik und der Gesetze der menschlichen Psychologie wird man sich auch in einem sozialistischen Regime nicht emanzipieren können. Eine Gesellschaft, die der rationellen Verwertung der Arbeit bedarf und den Sinn für eine solche geradezu zu den sittlichen Eigenschaften ihrer Mitglieder wird rechnen müssen, kann unmöglich eine systematische unrationelle Verwertung in grossem Massstabe bestehen lassen. Was die Eigentumsverbrechen in der heutigen Gesellschaft sind, das wird wohl in der Zukunft die Vergeudung der Arbeit und ihrer Produkte sein: ein Antasten eines Grundpfeilers der sozialen Ordnung. Ein Heim, dessen Fliesen mechanisch, etwa durch Bespülen, gereinigt, dessen Teppiche von der Teppichklopferei geklopft, das mit elektrischem Licht beleuchtet und mit Dampfheizung geheizt wird, das warmes und kaltes Wasser in dem Baderaum hat, ohne unnütze Kinkerlitzen[4]), mache ich mich anheischig, in einer halben Stunde täglich in stand zu halten, unter demokratischer Verwertung der Arbeitskräfte von Mann und Kind, die ich in die Geheimnisse des Bettmachens einweihen würde, das ich mir auch einfacher denke, als den heutigen Betrieb. Diese hausfrauliche Parenthese glaube ich den Männern schuldig zu sein, die bei der Behauptung Fischers ein Schauer überlaufen haben mag. So viel also für die gewissen Grenzen in der Anpassung an die seelischen Bedürfnisse der Mitglieder, die aber nicht bis zur Duldung von Verhältnissen gehen kann, die Moralsätze der neuen Gesellschaft negieren.

WESENTLICH anders stellt sich die Frage der Mutterschaft. Eine schlimmere Verkürzung und Verstümmelung des Weibes, als die Entziehung der Kinder, gibt es wohl kaum; darin bin ich und ist wohl jede Mutter mit Fischer einverstanden. Das Hegen und Pflegen der Kinder ist nicht nur eine objektive Notwendigkeit, es ist auch ein Lebensbedürfnis der Mutter; wohl jede Frau

[4]) Die Vereinfachung des Haushaltes bahnt sich schon heute sehr energisch ein, als eine Folge der immer ernster werdenden Dienstbotenfrage. In Paris zum Beispiel muss ein grosser Teil der bürgerlichen Haushalte sich ohne Dienstboten behelfen. Ich kenne französische Schriftstellerinnen und Journalistinnen — und darunter sind solche, die einen bekannten Namen tragen — die nie in ihrem ehelichen Haushalt ein Dienstmädchen gehalten haben. Glaubt man wirklich, dass diese Damen all die absurde Zeitverschwendung weiterführen, die die tausend unnötigen Deckchen und Sächelchen, die ungesunden Gardinen und Vorhänge mit sich bringen?

sieht nur mit stillem Herzeleid die Kinder ihrer Pflege entwachsen und findet es schade, dass die Kleinen so schnell gross werden. Aber wer in aller Welt denkt sich denn den ,Zukunftsstaat so, dass die Kinder in eine staatliche Bewahranstalt und die Mütter in die Fabrik müssen? Natürlich ist alles *Zukunftsmusik*, was wir vom Zustand der künftigen Gesellschaft sagen, aber gewisse Anhaltepunkte für weniger unharmonische Töne haben wir doch. Zunächst wird die Arbeitszeit bei allgemeiner Arbeitspflicht wohl nicht mehr als fünf Stunden täglich betragen. Dann denke ich mir auch nicht, wie das Fischer zu tun scheint, die Bedingungen der künftigen Produktion etwa denen unserer heutigen Spinnereien ähnlich, sondern glaube, dass zum Beispiel die elektrische Kraft für viele industrielle Betriebe in die Wohnungen geleitet wird, welche Wohnungen dann den Ehepaaren reserviert bleiben könnten. Ich denke mir ferner, dass man auch künftighin wenigstens einen Tag in der Woche arbeitsfrei sein wird. Eine Frau zum Beispiel, die ein kleines Kind hat, wird, solange sie das Kind nährt, im Hause arbeiten; ich wüsste nicht, warum eine stillende Frau nicht fünf Stunden arbeiten könnte. Nach der Entwöhnung, sagen wir nach anderthalb Jahren, kann auch eine Tätigkeit wieder aufgenommen werden, der die Frau ausserhalb des Hauses nachgeht. Darum schickt sie ihre Kinder noch lange nicht in irgend eine Kinderkaserne, wo sie in Gruppen von 500 uniformierten Wärtern und Wärterinnen gegen Quittung übergeben und gegen Vorzeigung der Quittung nach 5 Stunden wieder abgeholt werden. Ganz so sehr Grossbetrieb wird die Sache nicht werden. Warum aber kann sich die Frau — sie sei nun Lehrerin, Ärztin, Spinnerin, Krankenpflegerin, Gärtnerin oder was weiss ich — warum kann sie denn nicht mit sechs ihrer Kolleginnen oder Nachbarinnen oder Freundinnen eine Verabredung treffen, so dass jede Frau an ihrem freien Tag Kindergarten hält für die Sprösslinge ihrer sechs Kolleginnen? Das kommt heute schon vielfach vor und würde noch viel häufiger sein, wenn nicht die Wohnungsmisère so grosse Schwierigkeiten böte.

NUN ist dies allerdings nur möglich bei einer beschränkten Kinderzahl. Eine Frau, die mehr als 4 Kinder hat, wird ohne Überarbeit nicht nebenbei ihrer Arbeitspflicht genügen können; wenn sie gar über 6 oder 7 hat, wird sie auch unter Entbindung von der Arbeitszeit nicht ohne Hilfskräfte auskommen können. Da eine gesunde Frau es bei freiem Spiele der Kräfte sehr gut auf 16 Kinder bringen kann, gebe ich dieses Problem den Gegnern des Neomalthusianismus zur Erwägung. Wer aber glaubt, dass eine Gesellschaft mit geringer Sterblichkeit auch eine geringe Natalität haben wird — nicht durch automatische, wohl aber durch systematische Regelung[5]) —, für den besteht diese Frage nicht. Vereinzelte Fälle grosser Kinderzahl werden immer vorkommen. Je nachdem die Gesellschaft im Zuwachs an Menschen einen Zuwachs an Reichtum sieht, wird sie sich zu diesen Fällen stellen. Es liegt auf der Hand, dass eine Gesellschaft mit einer unter ihren Bedürfnissen zurückbleibenden Geburtenfrequenz auch alles tun wird, die Last der Mutter zu erleichtern. Sie wird zum Beispiel bei der Geburt des vierten oder fünften Kindes Entbindung von der sozialen Arbeitspflicht eintreten lassen, bei weiteren Kindern die

[5]) Ich habe bereits in dem Buch *Das Weib und der Intellektualismus* [Berlin 1902] Stellung zur Frage des Neomalthusianismus genommen und verweise auf das dort im Kapitel *Fruchtbarkeit und Kultur* Gesagte.

Zuweisung einer Hilfskraft von Gesellschafts wegen verfügen. Dagegen wird eine Gesellschaft, die sich von der Übervölkerung bedroht sieht, die Last des Aufziehens der Kinder ganz den Eltern überlassen und wahrscheinlich Gesetze machen müssen, damit der Vater auch sein Teil daran hat. Übrigens ist es auch sehr gut denkbar, dass die Gesellschaft von der Mutter kleiner Kinder eine geringere Arbeitsleistung bei gleicher Entschädigung verlangt. Keiner wird es als eine Ungerechtigkeit empfinden, wenn einer Mutter die Arbeit für ihre Kinder, die doch einen Teil des kollektiven Reichtums darstellen, als Erfüllung ihrer Arbeitspflicht angerechnet wird. Also gar so schwierig, wie Fischer die Sache macht, braucht man sie sich doch nicht vorzustellen. Erst verlangt er die volle Tätigkeit der Frau für den Haushalt, — »mindestens einen so grossen Arbeitsaufwand, wie er vom Manne im Beruf verlangt wird,« —, dann schreibt er wörtlich: »die Pflege des Kindes nimmt die Tätigkeit der Frau voll in Anspruch« und fährt fort: »Nicht anders ist es mit der eigenen Küche . . . .«. Die Frau ist also dreimal voll in Anspruch genommen — da sollte es ihr schliesslich nicht darauf ankommen, auch noch ihre volle Arbeitskraft der Gesellschaft zu bieten und so ein viertes Mal ihr ganzes Ich einzusetzen. Wenn man die Frau nur dadurch der Familie zurückgeben kann, dass man sie dreimal so viel arbeiten lässt, wie den Mann, so wäre es wohl doch das geringere Übel, wenn das behagliche Heim, das auf der konzentrierten Ausbeutung, Patent Fischer, gegründet ist, mit dem *Sweating*system, dem schlesischen Weberidyll und ähnlichen Behaglichkeiten vom Erdboden verschwände.

UM wieder ernst zu reden: ich glaube, dass eine wirtschaftliche Notwendigkeit, die Frau der Arbeitspflicht zu entheben, nicht vorliegt, und dass, selbst wo die die Produktion leitenden Ausschüsse diese Befreiung für nötig hielten, die Gesellschaft die mütterliche Tätigkeit der Frau als Äquivalent der sozialen Arbeitspflicht ansehen wird und also die Frau nicht in wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne zu bringen braucht. Das ist ja übrigens so eingehend nachgewiesen worden — von Bebel und anderen —, dass sich ein Zurückkommen auf die Frage eben nur durch den Zustand der Notwehr rechtfertigen lässt, in den Fischer einen versetzt.

WENN nun aber die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau als Mutter nicht als eine objektive Notwendigkeit der neuen Gesellschaft angesehen wird, ist sie vielleicht eine unabwendbare Folge der psychologischen Beschaffenheit der Menschen?

FISCHER kommt gar nicht zu dieser Frage, weil er von Anfang an die Alternative stellt: entweder das traute Heim, Mann und Weib, umringt von Kindern, mit zehnstündigem Arbeitstag für die Frau, Windelwäsche und Kocherei, oder Kasernen, Massenabfütterung, Verstaatlichung der Mutterfreuden. Dabei ist er so vorsichtig, sich den Grossbetrieb so grässlich vorzustellen, dass er tatsächlich als ein dem Wesen des Kulturmenschen widerstrebender Zustand und als eine Gefahr für die Nachkommenschaft erscheint. Damit ist die Sache sehr vereinfacht. Denn es ist natürlich, dass der Mensch, er sei Mann oder Weib, wie er sich gegen jede Vergewaltigung seines Wesens auflehnt, besonders einer ganz neuen Form dieser Vergewaltigung widerstrebt und lieber die alte Kette weiterschleppt, als sich mit einer neuen Art der Bindung abfindet. Vor die Alternative Fischers gestellt, entscheiden sich wohl alle Männer und die meisten Frauen für das traute Heim, mit seiner Ausbeu-

tung und Vergeudung der weiblichen Arbeitskraft. Da aber keinerlei Notwendigkeit vorliegt, für eine zukünftige Gesellschaft nur diese beiden Auswege anzunehmen, da vielmehr — ohne neue Errungenschaft der Technik und ohne eine Veränderung des menschlichen Charakters anzunehmen — andere, dem Geiste der sozialistischen Ordnung mehr entsprechende Lösungen denkbar sind, so muss man sich eben die Frage vorlegen, ob diese Lösungen sich durch das Wesen des Menschen etwa ausschliessen oder doch als nicht erstrebenswert erscheinen.

VON dem Vorurteil, das viele Männer gegen die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau haben, sehe ich natürlich ab, denn das wird ja kein Mensch erwarten, dass man eine sozialistische Gesellschaft ausmale, in der alle Vorurteile der früheren Geselsschaftsformen unverkürzt weiter leben können. Sollte also etwa der Frau die soziale Arbeitsleistung neben der Mutterschaft zu viel sein? Für Fischer ist das ausgeschlossen; denn er denkt sich die Arbeitsleistung der Hausfrau im Zukunftshaushalt unendlich mühselig; wenn er ihr die zumutet, wie viel mehr also die beschränkte Arbeitszeit der gesellschaftlichen Produktion? Aber auch für andere scheint mir die Antwort leicht zu sein. Warum sollte ein gesünderes Geschlecht, als das heutige, das in fördernden gesundheitlichen Verhältnissen lebt, in einer nervenschonenden Umgebung nicht zu einer Arbeitsleistung fähig sein, deren doppeltes und dreifaches Mass heut vertragen wird, wenn auch auf Kosten der Gesundheit der einzelnen und der Gattung?

DEN Einwurf, dass sich eine Mutter nicht fünf Stunden täglich von ihren Kindern trennen kann, den möchte ich, der auf diesem Gebiet eingerissenen Sentimentalität zum Trotz, beantworten: dann soll sie es lernen! Es ist furchtbar, dass Mütter ihre Kinder allein lassen müssen, Hunderten von Gefahren ausgesetzt, und abends aus der Fabrik nach Hause eilen, von wahrer Todesangst getrieben, um das, was alles in ihrer Abwesenheit passiert sein kann. Aber wenn es sich darum handelt, Kinder in guter Obhut und in Gesellschaft anderer Kinder zu lassen, um einer Pflicht gegen die Gesamtheit zu genügen, so mag das Mutter und Kind anfangs schwer fallen, es ist aber für beide Teile nur heilsam. Die leidenschaftliche Anhänglichkeit der kleinen Kinder, denen gewissermassen die Luft zum Atmen fehlt, wenn die Mutter sie einen Augenblick verlässt, ist eine Ursache grossen Herzeleids für die Kinder, die bei der Notwendigkeit der täglichen Dienstleistung der Mütter gar nicht aufkommen kann. Auch ist es für das soziale Empfinden des Kindes und der Mutter wichtig, dass sie sich in ihrem ganzen Gefühlsleben nicht abkapseln gegen die Aussenwelt.

WENN nun die Berufsarbeit der Frau, die ja ohne Zweifel dem Geiste der neuen Gesellschaft besser entspricht, als irgend eine andere Form der Lösung, praktisch durchführbar ist und mit den Interessen der Gattung vereinbar, stellt sie auch ein geeignetes Mittel für jene Befreiung der Frau dar, die durch die Frauenbewegung angestrebt wird? Mit anderen Worten: Sind in der heutigen Gesellschaft die bewussten Kräfte vorhanden, die auf einen Zustand hindrängen, der dem Wesen der sozialistischen Ordnung entspricht und durch sie möglich wird? Und ist auf diesem Wege eine Annäherung an das erstrebte Ideal harmonischen Auslebens möglich?

DIE bürgerliche Frauenbewegung strebt zweifellos die Berufsarbeit der Frauen an. Wenn sie darin nicht die Hauptparole ihres Kampfes sieht, so geschieht

das mit Rücksicht auf die grossen praktischen Schwierigkeiten, die die Forderung teilweise zu einem Unsinn machen würde. Dass es sich hier um eine Korrektur durch die Tatsachen handelt, ersieht man schon daraus, dass die Forderung im Laufe der Jahre immer mehr zurückgetreten und weniger absolut geworden ist. Eine in diesem Sinne gerichtete Bewegung besteht aber zweifellos, und wenn sie in der grossen Masse der Bevölkerung, in der Arbeiterschaft, sich nicht Bahn bricht, so geschieht das aus dem einfachen Grunde, dass bei der heutigen Lebenshaltung der breiten Volksmassen die Frauenarbeit in ihrer heutigen Form ein Notbehelf ist und die Verwendung der Frau in der Fabrik, auch bei relativ hohem Lohn, für den Proletarierhaushalt etwas Unrationelles ist, wie so gar viele Formen der Sparsamkeit des Armen unrationell sind. Das Haus des Arbeiters verfällt ohne die beständige Energie, den Opfermut und die Pflichttreue der Frau. Das in Eile zubereitete oder fertig gekaufte Essen ist ungesund, teuer und schlecht; die Kinder, der Strasse oder überfüllten Bewahranstalten anvertraut, verwahrlosen an Leib und Seele, und die ohnehin trübselige, jeden Komforts beraubte, viel zu kleine Wohnung wird von der Unordnung überwuchert, wenn die Frau den Kampf gegen sie nicht energisch führen kann. Nichts ist natürlicher und nichts ist zweckmässiger, als dass der Arbeiter, sobald er selbst genug verdient, die Frau dem Heim zurückgibt. In der individuellen Aufwärtsbewegung einer Arbeiterfamilie ist die Wiedergewinnung der Hausfrau ein entscheidender Schritt, weil eben die Bedrängnisse des Proletarierlebens so zahlreich sind, dass ein beständiger Kampf allein ihr Obsiegen hindern kann. Es sei nur nebenbei bemerkt und ist ja eigentlich selbstverständlich, dass dieser Umstand keinerlei Schlüsse auf die Zweckmässigkeit der Frauenarbeit in einer sozialistischen Gesellschaft zulässt, die doch wohl allemal, und wenn wir sie uns noch so kümmerlich und unvollkommen vorstellen, eine menschliche Arbeitszeit haben wird, gesunde, geräumige und mechanisch zu reinigende Räume, Gärten, Spielplätze, Aufsichtspersonen für die Kinder.

GEWÄHRT der Frau die Berufstätigkeit und die aus ihr folgende wirtschaftliche Selbständigkeit grössere Chancen eines harmonischen Lebens als das Aufgehen im Haushalt? Meines Dafürhaltens: ja. Es ist für eines Menschen Glückschancen — man lasse der Kürze halber diesen Ausdruck gelten — ein gutes Ding, wenn er an mehreren Punkten im Leben verankert ist, wenn sein Daseinszweck und Inhalt ein breites Gebiet umfasst. In der Berufstätigkeit liegt — bei aller äusseren Hemmung — viel Befriedigendes und Befreiendes. Das Gefühl, zu einer Arbeit zu taugen, ihr gerecht zu werden und durch sie — und sei es im beschränktesten Kreise — nützlich zu sein, ist in der nicht eben überlasteten Wagschale des Guten im Leben nicht gering anzuschlagen. Ein verwandtes, wenn auch tieferes und reicheres Gefühl hat ja die Frau in der Arbeit für die Kinder, aber die Kinder wachsen heran, entwachsen der mütterlichen Pflege, und es ist wesentlich für das Glück eines Menschen, dass dann ein Inhalt da ist, der den Charakter der Pflicht, des Nützlichen, nicht den des öden Dilettantismus, trägt. Die mechanischen Verrichtungen werden dem Menschen von der Maschine abgenommen werden; was ihm an Tätigkeit im Produktionsprozess und in der Erhaltung und Hebung des sozialen Lebens bleibt, wird eine reiche, durch die persönliche Tüchtigkeit zu erhöhende Leistung sein, die Intellekt und Gemüt nicht leer lässt.

AUCH die Folge der Berufstätigkeit der Frau, die wirtschaftliche Selbständigkeit, ist für sie wertvoll. Von dem Gefühl der Befriedigung, sich selbst genügen zu können, sehe ich ab; es ist ein urbürgerliches Gefühl, das mit der heutigen Wirtschaftsordnung fallen muss; auch ist es natürlich ein Selbstbetrug, da der einzelne auf keinen Fall sich selbst genügen kann.

ABER die Selbständigkeit hat praktische Konsequenzen. Dass der Mann auch im *Zukunftsstaat* mit dem Wort kommen würde, dass ja schliesslich er das Geld verdient, ist meine privatpessimistische Ansicht. Das liegt ihm tief im Blut, und ich habe es in Arbeiterhäusern so oft gehört, dass mir die Bemerkungen Fischers über diesen Punkt Zweifel an seiner Beobachtungsgabe erwecken. Doch das ist keine Sache von überwältigender Bedeutung. Wichtig ist dagegen, dass die tatsächliche Abhängigkeit, wie sie Fischer sich denkt, der Einehe das heutige wirtschaftliche Band erhält, solange die Frau kleine Kinder hat.

UND das ist doch unleugbar eine Form der Knechtschaft. Ich glaube auch, dass die Einehe auf die Dauer die vorherrschende Eheform in der sozialistischen Gesellschaft sein wird. Aber ich glaube ferner, dass sie im Interesse der sozialen Zweckmässigkeit und durch das blosse Fortfallen sittlicher und religiöser Vorurteile leicht lösbar sein; und dass den ausserehelichen Formen des Geschlechtsverkehrs keine Geringschätzung mehr anhaften wird, soweit nicht Nebenumstände, wie Verlogenheit, Halbheit oder grobe Pflichtverletzung gegen die Gesellschaft und die Gattung, ihn der Geringschätzung wert machen.

AUS Fischers Auffassung dagegen scheint mir zu folgen, dass die Frau, eben weil sie ohne Berufstätigkeit ist, der Gesellschaft gegenüber kein Recht auf Existenz hat, sondern von ihrem Mann den Unterhalt fordern muss. Wenn eine Frau aus irgend einem Grunde ihren Mann verlassen will, so würde sie nach Fischer der Bedürftigkeit anheimfallen, es sei denn, sie ginge gleich zu einem andern. Die Ehe würde also auch in der neuen Gesellschaft mit der durch die ökonomische Abhängigkeit der Frau gegebenen einseitigen Bindung zu rechnen haben. Mir scheint, dass gerade die Berufstätigkeit der Frau ein positives Element der Festigung der Ehe sein wird, weil sich aus dem Berufsleben der Gatten eine neue, ausserhalb der Familie gelegene Interessengemeinschaft ergibt, weil es die Eigenart des Individuums ausgestaltet und die ernste Berufsarbeit ein gemeinsames Mass für die Wertung vieler Dinge, eine Nichtachtung des Unwesentlichen und jene Toleranz anbahnt, zu der der Verkehr mit Menschen erzieht. Die negative Festigung der Ehe durch die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau scheint mir in hohem Grade unsozialistisch.

IM ganzen finde ich, dass sich Fischer die sozialistische Gesellschaft der heutigen erschrecklich ähnlich denkt, in ihrer Technik, in ihrer ganzen Organisation. So hat er uns eigentlich nichts gesagt über die Stellung, die der Sozialist zur Frauenfrage einnimmt, eben mit Rücksicht auf das soziale Ziel; er sagt uns nur, wie sich auch der Sozialist mit den Forderungen der Frauenbewegung auf dem Boden der heutigen Gesellschaft abfinden kann, indem er sie mit Hinweis auf die praktischen Schwierigkeiten in einigen Punkten ablehnt. Das wussten wir schon vorher: viele Parteigenossen denken, wie Fischer, die meisten fühlen, wie er. Das ist natürlich und ist, so deprimierend es im Einzelfall sein mag, im ganzen kein grosses Unglück. Ich für meinen Teil verlasse mich auf den Freiheitsdrang der Frau, den ich für unausrottbar

halte, weil er eine Grundtriebkraft des bewussten Lebens ist. Da der allgemeine Gang der Entwickelung mir die Möglichkeit für die Befreiung der Frau zu bieten scheint, und diese Befreiung im Einklang steht mit dem Geiste und Lebensprinzip der neuen Gesellschaft, so glaube ich an die Befreiung der Frau durch den Sozialismus — auch trotz der Sozialisten.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

FRANZ STAUDINGER · EIN STREIT UM ERKENNTNIS



ZWISCHEN zwei sozialistischen Denkern ist ein interessanter Streit ausgebrochen, welcher der Aufmerksamkeit wert ist. Ein Artikel von **Pannekoek**, dem Verfasser des Vorworts zu Dietzgens *Wesen der menschlichen Kopfarbeit* hat **Belfort Bax** Veranlassung gegeben[1]), seine Bedenken gegen dessen schroffe Gegenüberstellung von bürgerlicher und proletarischer Philosophie zu äussern; gegenüber der materialistischen Betrachtungsweise Pannekoeks lenkt er die Aufmerksamkeit auf den erkenntniskritischen Gesichtspunkt, wie ihn Kant vertreten. Darauf antwortet dann Pannekoek.[2])

ZWEI Fragen sind in dieser Polemik auf die Tagesordnung gesetzt: 1. Wie verhält sich die Philosophie zu der allgemeinen Lebensanschauung und Lebensordnung? 2. Wie verhält sich Erkenntnis zu Sein? Dass beide Fragen in kurzen polemischen Artikeln *gelöst* werden können, glaubt wohl niemand von den Beteiligten. Birgt doch die letzte Frage geradezu das seit Jahrtausenden streitige Grundproblem der theoretischen Philosophie. Aber vielleicht ist es doch möglich, in einem kurzen Hinweis einige Gesichtspunkte zu geben, durch die die Polemik wenigstens auf den Weg gelenkt wird, auf dem ein Zusammentreffen, eine Verständigung überhaupt möglich ist. Denn die beiden Artikel reden an einander vorbei.

BEI der ersten Frage gleicht Pannekoek einem Manne, der die Unterschiede von Tag und Nacht in ihrem Einfluss auf die irdischen Lebensbedingungen betrachtet, Bax aber einem solchen, der sie astronomisch aus der Sonnenbewegung erklären will. Diese beiden Betrachtungsweisen aber sollten sich bei einigem guten Willen doch unschwer verbinden lassen. Pannekoek will die Klassenkämpfe in ihrem Einfluss auf Leben und Denken, Bax aber die tieferen Grundlagen auch der Klassenkämpfe erkennen. Pannekoek sagt unter anderm, dass eine neue Klasse durch ihre Klassenlage im stande ist, Wahrheiten zu verstehen, welche frühere nicht verstehen konnten, andere nicht verstehen können. Das ist richtig, genau so, wie dass jemand, der einen neuen Gipfel erklimmt, Dinge sehen kann, die auf dem anderen nicht zu sehen waren,. Wenn er sich dann bewusst bleibt, dass sein neuer Standpunkt eben auch nur ein *Standpunkt* ist, und dass er das Neuentdeckte methodisch mit dem früher Gesehenen zu verbinden hat, und so verbliebene Irrtümer korrigieren kann, so ist nichts dagegen zu sagen. Mit dieser Verwahrung kann man Pannekoek vollständig darin beipflichten, dass in der Entwickelung der Wissenschaft zwar nirgends ein *geistiger Bruch* im strengen Sinne zu finden ist, dass aber trotz-

[1]) E. **Belfort Bax**: *Die Geschichtstheorie und Philosophie des Sozialismus* in der *Neuen Zeit*, 1904-1905 I. Bd., pag. 48 ff.

[2]) A. **Pannekoek**: *Klassenwissenschaft und Philosophie* in der *Neuen Zeit*, 1904-1905, I. Bd., pag. 604 ff.

dem eine neue Weltanschauung in einer anderen Hinsicht einen scharfen Gegensatz zur vorhergehenden bedeutet. Was Pannekoek über die Beziehung des naturwissenschaftlichen Denkens zur vorhergegangenen Welt und weiter von der Beziehung zur werdenden Weltanschauung sagt, kann im Wesen unwidersprochen bleiben. Er zeigt nämlich, dass die Naturwissenschaft zugleich mit der Bourgeoisie emporstieg, dass ihre ketzerischen Entdeckungen gegen den Hass der alten Mächte zu streiten hatte; dass nun aber von der Bourgeoisie ihrerseits gegen die ökonomische Wissenschaft des Sozialismus Front gemacht wird, und dass erst die im neuen Produktionsprozess sich erhebende Arbeiterklasse das Interesse an reiner und unvoreingenommener Wahrheit auf allen Gebieten entwickeln kann. Dagegen ist kaum etwas zu sagen, nur dass man das Wort *Arbeiterklasse* nicht allzu enge fassen darf. Es entspricht den historischen Tatsachen; und auch das entspricht ihnen, dass die Bourgeoisie heute im Kampf gegen den geistigen Rückschritt sehr, sehr lau geworden ist und es gerne sieht, wenn die Kirche das Proletariat niederhält: vide *Schulkompromiss*.

MIT diesen Auseinandersetzungen hat sich Pannekoek nicht übel gegen Bax gewehrt. Dagegen hat er auf einige andere grundlegende Bemerkungen von Bax nicht geantwortet. Dieser leugnet nämlich, dass das Verhältniss der Ökonomie zum geistigen Leben das der Ursache und der Wirkung sei. Es sei vielmehr das der *Wechselwirkung*. Ohne genauer darauf eingehen zu wollen, deutet er dann an, in den Anfängen der Geschichte sehe man »keine Unterscheidungen zwischen ökonomischen, ethischen, politischen und intellektuellen Bestandteilen«; allmählich würden diese immer mehr ausgeprägt und schieden sich in zwei Hauptgruppen, die ökonomische und die geistige Entwickelungsreihe. Diese bestimmten sich zum Teil gegenseitig, zum Teil seien sie von einander unabhängig.

BAX hat das allerdings nicht ausgeführt; es wäre also schwer, etwas darüber zu sagen. Nur darauf sei aufmerksam gemacht, dass die Ökonomie schon geistige und materielle Momente in Verbindung enthält. Die Technik mit all ihrem ganze Wissenschaften voraussetzenden, durchgeistigten Verfahren lässt sich doch unmöglich als *ökonomische* Seite einer *geistigen* gegenüberstellen. Man könnte nur fragen, wie sich das abstrakt Geistige, wie sich ferner das ethische, religiöse, ästhetische Moment zu dem in der Ökonomie enthaltenen Geistigen verhalten. Was an der materialistischen Geschichtsauffassung eigentlich *materialistisch* ist, ist doch nur der Umstand, dass ungewollte Folgen gewollter menschlicher Handlungen die menschlichen Gesellschaften ändern und dem Menschen mit neuen Problemen entgegentreten. Sie hören natürlich in dem Masse auf, als der Mensch seine wirtschaftlichen Verhältnisse ebenso erkennen und beherrschen lernt, wie er die Natur gegenüber schon in weitem Umfange beherrscht. Das ist eben der *Sprung aus der Notwendigkeit in die Freiheit* — nur dürfte er kein *Sprung* sein.[3])

WAS Bax wohl bei der ganzen Auseinandersetzung vorschwebt, möchte sein, dass er die Sache nicht schablonenhaft mechanisch aufgefasst wissen, sondern die tieferen Verbindungsfäden finden möchte, die hier zusammenwirken. Darin hätte er recht.

[3]) Über den historischen Materialismus scheint sich Bax so ganz klar doch noch nicht zu sein, wie schon seinerzeit sein Artikel *Synthetische kontra neumarxistische Geschichtsauffassung* in der *Neuen Zeit*, 1896-1897, I. Bd., pag. 171 ff., zeigte.

VERSUCHEN wir einmal auf einen dieser Fäden einen kurzen andeutenden Blick zu werfen, auf ein Verhältnis, das über der Betrachtung der Klassenkämpfe, für die es doch selbst sehr massgebend ist, ein wenig vernachlässigt zu werden pflegt. Es handelt sich um das Doppelverhältnis des Menschen zum Menschen als zu einem Naturgegenstande, wie alle anderen, und als zu einem mit ihm zusammenwirkenden Gemeinschaftswesen. Das Lebewesen steht zur umgebenden Natur nur in der Beziehung, dass es die ihm schädlichen Einflüsse zu überwinden oder zu vermeiden, die ihm nützlichen aufzusuchen und zu beherrschen sucht. Mit der Entwickelung gemeinschaftlicher Tätigkeit, sei es in der Familienbeziehung, sei es in Schutz, sei es zum Aufsuchen der Nahrung, entsteht ein neues Moment. Und dies bedingt sofort andere Beziehungen der Beteiligten schon beim Tier. Es bedingt ein kameradschaftliches Verhältnis.

INNERHALB dieser beiden Verhältnisse spielen sich die menschlichen Lebensbeziehungen von Anbeginn ab. Das blosse Gegenstandsverhältnis zum Nebenmenschen bedingt beständigen Kampf um den Platz an der Sonne und um die Herrschaft über den andern. Ebenso ist aber auch das Verhältnis beider Verhältnisse selbst der Gegenstand beständigen Kampfes. Der Kampf um die Vorherrschaft zwischen diesen beiden Beziehungen durchdringt sowohl die Völker-, als die Klassenkämpfe. Autonomie oder Heteronomie? Das sind die beiden Pole, um die sich dabei der Streit dreht.

IN der älteren Geschichte war das Gemeinschaftsverhältnis stets dem rohen Naturverhältnis untergeordnet, nach dem der Mensch den Menschen entweder zu verdrängen, eventuell zu vernichten, oder als Mittel zu seinen Zwecken zu benutzen suchte. Selbst die Gemeinschaftsbeziehungen der Unterworfenen wurden von den Herrschenden benutzt, um jene besser zu fesseln. Die Ethik, die in ihrem Wesen ausschliesslich in den Gemeinschaftbeziehungen fusst, wird zu einer Moral im Dienste der Herren verbogen. Die Kämpfe drehten sich darum, an Stelle fremder Herrschaft die eigene zu setzen. Im Christentum kam zum erstenmal der gefühlsmässige Ausdruck einer Oberherrschaft des Prinzips der Gemeinschaft. Sie ward aber sofort wieder zu einer Gemeinschaft der Gläubigen und gar bald zu einer Gemeinschaft im Dienste des Herrengehorsams umgebildet. In den wilden Kämpfen des XV. bis zum XVII. Jahrhundert drängte sich der Gedanke der Autonomie etwas mehr hervor. In der grossen Revolution durchbrach er die Erddecke und forderte eine Gemeinschaft aller Menschen unter gleichem Rechte. Die heute im Gang befindlichen Kämpfe wollen diesen Sieg des Gemeinschaftsprinzips über das Naturprinzip respektive Beherrschungsprinzip durch die Überwindung des Kapitalismus vollenden.

AUF diesen Fundamenten, die sich eng mit den eigentlich ökonomischen verschmelzen, ruhen also die Klassenkämpfe selbst; auf und in ihnen entwickeln sich die Gesellschaften. Auf ihrem Verhältnisse ruht die jeweilige Moral. Von hier aus begreift sich, dass man sagen kann, es gebe im Prinzip nur eine Ethik und doch so viel Moralformen, als es menschliche Gemeinschaftsformen gibt. Von diesem Gesichtspunkte aber begreift es sich auch, dass man zwar vom engeren Kampfstandpunkte heutigen Tages von einer *sozialistischen Weltanschauung* reden kann, dass man aber, sobald man die geschichtlichen Grundfaktoren im Zusammenhange der Entwickelung betrachtet, nur

zwei Grundweltanschauungen unterscheiden darf: die autonome und die heteronome. Die autonome fordert heute zweifellos die Überwindung des Kapitalverhältnisses durch den Sozialismus. Aber nicht etwa deshalb, weil eine mechanische Gewalt zum Sozialismus drängte, sondern weil die durch den Kapitalismus um ihre Autonomie Gebrachten ihn als das einzige Mittel zur Befreiung erkennen, wird er notwendig. So sagt doch auch das Erfurter Programm. Und es ist vielleicht notwendig, das von Zeit zu Zeit zu betonen. Denn notwendige Mittel haben gar zu grosse Neigung, sich als *Ziele an sich* zu geberden und dann allerlei dogmatischen Unfug anzurichten, die Autonomie unter Umständen ihrerseits zu gefährden. Etwas derartiges dürfte wohl Bax vorschweben, wenn er sich gegen die engere Auffassung Pannekoeks wendet. Aber im Grunde brauchte hier kaum Streit zu bestehen, wenn man sich gegenseitig begreift.

DASS nun die Philosophie, welche ja die Weltanschauung systematisiert, wesentlich auf realem Boden wurzelt, und, wenn sie auch eine innere Entwickelung der Probleme zeigt, doch nicht losgelöst von dem Verhältnisse des mehr autonomen oder mehr heteronomen Lebens einer Zeitperiode bearbeitet werden kann, versteht sich von selbst. So ist auch die Grundfrage der Philosophie, wie das Denken zum Sein kommt, diesen Strömungen durchaus unterworfen. Und selbst wenn einmal ein Denker, seiner Zeit vorauseilend, etwas Richtiges entdeckt hat, so findet es doch keinen Anklang und muss später noch einmal gründlicher entdeckt werden. Dann erst pflegt man zu merken, dass es ja schon einmal im Kerne da war, und der alte Entdecker kommt nebenher auch zu Ehren: vide Goethe — Darwin.

WENN nun aber unsere beiden Kämpen in Bezug auf den vorigen Punkt bei gutem Willen sich leicht verständigen dürften, so möchte dies in Bezug auf die erkenntnistheoretische Grundfrage kaum möglich sein. Denn wenn sie dort bis zu einem Grade beide recht haben mochten, so haben sie hier beide unrecht.

BAX sagt, die Thesen Pannekoeks und Dietzgens mögen in vielem ihre Richtigkeit haben, aber sie lassen den Hauptstandpunkt der Philosophie beiseite. Dieser bestehe in der Einsicht, dass die Welt, alles, was entsteht und vergeht, Bewusstseinsinhalt, Bewusstseinsobjekt, Bewusstseinsbestimmung ist: »Die erkennbare Objektwelt existiert nur als solche innerhalb des Rahmens einer *möglichen Erfahrung* oder eines *Bewusstseins überhaupt*, wie Kant wiederholt betont hat.« Dem gegenüber sagt Pannekoek: »von seiner tiefsinnigen Hülle entkleidet«, sage »dieser Satz nichts anderes, als dass wir die Welt nur erkennen durch unser Bewusstsein, und unsere Erkenntnis also ganz durch die Organisation unseres Geistes bedingt wird.« Dazu macht er nachher die Bemerkung, die bürgerliche Erkenntnistheorie verkünde Sätze, wie den genannten, »um dadurch den Blick von dieser Welt des Sinnenscheins empor zu lenken«, wobei zugleich »das Streben der . . . Arbeiter . . . als kurzsichtig und beschränkt bezeichnet« werde.

NUN, das letzere mag zuweilen der Fall sein. Aber merkwürdig ist dann doch, dass gerade aus dem Kantianismus, dem offenbar auch Bax anhängt, eine ganze Anzahl sozialistischer Denker hervorgegangen sind, von denen einige sogar direkt der sozialdemokratischen Partei beitraten. Das lässt doch gerade nicht auf die Absicht schliessen, den Arbeitern etwas vorspiegeln zu wollen. Derartige Vorwürfe, die gewiss dem ernsthaften Suchen nach Wahrheit nicht

günstig sind, sollte man doch in solcher Allgemeinleit nicht erheben. Wenn man den Anspruch macht, selbst Wahrheit unbefangen erforschen zu wollen, und wenn man proklamiert, der Arbeiterklasse sei es um *reine* Wahrheit zu tun, so darf man nichts sagen, was nur Vorurteil schaffen kann, aber keinen Grund an die Hand gibt.

IMMERHIN muss allerdings dem Gedanken des *Bewusstseins überhaupt*, den Bax vertritt, als einem philosophischen Missgebilde der Krieg erklärt werden. Wenn Bax den Satz Kants vorführt, dass die Welt »nur Bewusstseinsinhalt, nichts als ein erkanntes oder bewusstes Objekt ist«, so ist gegen dies *ist* der allerentschiedenste Einspruch zu erheben. Es kommt nicht darauf an, was der Bewusstseininhalt ist, sondern, was er b e d e u t e t. Das ist allerdings etwas ganz anderes, als die Trivialität, die Pannekoek da Kant in die Schuhe schiebt. Dessen Fehler liegt doch ein klein wenig tiefer.

WIR haben auch in der Philosophie zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden, die, wenn erst richtig erfasst, ebensowenig feindlich wider einander stehen könnten, wie die vorhin behandelten. Der erste geht von der Welt aus, wie sie die Naturwissenschaft erkennt, und fragt, wie diese Welt ins Bewusstsein komme. Da wird zum Beispiel eine Lichtschwingung verfolgt, wie sie durch Linse, Netzhaut, Sehnerv ins Gehirn kommt. Und hier wird sie — Farbenanschauung = Bewusstseinserscheinung. Wie geht das letztere zu? Antwort fehlt. Wir müssen uns mit dem Faktum begnügen, wenigstens bis jetzt. Der zweite Gesichtspunkt geht von der Tatsache aus, dass alles, davon wir reden können, Inhalt des Bewusstseins sein muss, und fragt nun: Wie komme ich dazu, diesen Bewusstseinsinhalt auf eine Welt ausser mir zu deuten? Was bedeutet mir dieser Inhalt in Wahrheit? Da ich doch nichts ausser ihm habe, so ist es rätselhaft, wie er aus dem Bewusstsein herausdeuten kann. Wo ist die Brücke des Bewusstseins zu einem etwaigen Sein ausserhalb? Oder welch andere Erklärungsmöglichkeit gibt es?

KANT hat eine Brücke nicht gefunden und daher die tatsächliche merkwürdige Übereinstimmung der Menschen durch ein *Bewusstsein überhaupt* erklärt. Diese Erklärung kann und muss wohl bestritten werden, aber ehe man sie bestreitet, muss man sie genau kennen. Das scheint nun aber bei Pannekoek nicht der Fall zu sein. Dietzgen kannte das Problem. Er sagt: woher wissen wir, »dass hinter den Natur e r s c h e i n u n g e n . . . eine universale, unbegrenzte, absolute N a t u r sitzt«?[*]) Aber leider hat er das Problem, von Kants Lösungsversuch abgeschreckt, nicht weiter verfolgt. Er haut den gordischen Knoten durch und sagt: diese Wissenschaft »ist uns angeboren; s i e i s t m i t d e m B e w u s s t s e i n gegeben«. Das ist freilich ebenfalls keine Lösung des gestellten Problems.

WIR haben somit zwei gleich notwendige und gleich berechtigte Betrachtungsweisen, deren jede ihre eigenartigen Probleme entwickelt. Aber beide dürfen einander nicht widersprechen, sie müssen sich vereinigen lassen und ergänzen. Das geschieht aber weder, wenn man den Knoten einfach durchhaut, noch kann es, wie ich glaube, durch das *Bewusstsein überhaupt* geschehen. Diese Erklärung lässt vielmehr nur einen klaffenden Gegensatz zwischen beiden Betrachtungsweisen zutage treten. Also bleibt das Problem zunächst noch offen. Es ist eine Preisfrage, wie sie auf ökonomischem Gebiete bestand, ehe Marx

*) Vergl. J o s e f D i e t z g e n: *Kleinere philosophische Schriften* (Stuttgart 1903), pag. 198.

gezeigt hatte, wie sich die Tatsache des Mehrwerts, den der Kapitalist bekommt, mit dem Umstand vereinigen lasse, dass auf freiem Markte bei Gleichheit von Angebot und Nachfrage jede Ware, also auch die Arbeit, zu ihrem Werte verkauft werden muss. Mit der Entdeckung, dass nicht die *Arbeit*, sondern die *Arbeitskraft* verkauft wird, war die Lösung möglich gemacht. Ähnlich muss auch in der Philosophie nach der Lösung gesucht werden.

PAUL LANDAU · DER DICHTER BAUDELAIRE

»DU hast in deinem alten Singen, Bruder, Geheimnisse und Sorgen uns gemalt; feurige Liebe und der giftigen Blüte reizende Knospen. Die verborgene Ernte üppiger Zeiten reifte in deinem Werk, die wesenlose Sünde und die stumme Lust, der seltsame Traum eines unruhigen und schweren Schlummers. Schlafloses Herz, du düster wachende Seele! Du warst nach Schlaf so durstig, satt des Lebens, der Liebe, des Streits, nach Ruhen so durstig. Nun hält der düstere Gott des Todes den Leib, nun sind vorüber all die Wunderstunden seltsamer Liebe, dumpfgeheimen Singens, der Träume und der Wünsche Lust vorbei. Nun ruhst du in dem ungeheuren Schoss des bleichen Titanenweibes als Liebender, wie du es nicht geschaut, und dich beschatten ihre schweren Brüste, du schläfst, geborgen in den mächtigen Gliedern. Du Gärtner seltener Blumen und du Priester verschwiegener Liebe, bitterer, üppiger Geist!«

IN einer langen pathetisch rauschenden Threnodie hat Charles Swinburne dem toten Baudelaire sein *Ave atque vale* nachgerufen. Ein Gärtner sonderbarer Blumen war er, der Dichter der *Fleurs du mal*. Die blaue Blume der Romantik, sie war bei ihm gewandelt zum dunkelroten Mohn, zur Nachtviole und zur giftigen Tollkirsche, zu Blüten, die aus Fäulnis und Verwesung aufstiegen, und aus den Blütenkelchen dieser üppigen Pflanzen grüsst kein zartes Gesicht, wie es dem Heinrich von Ofterdingen des Novalis entgegenschwebt, vielmehr grinst eine grässliche Maske aus ihnen, ein Medusenhaupt mit dem teuflisch kalten Blick und der grausigen Gewalt der erbarmungslos breiten Stirn. Und doch haben auch diese Sumpfblumen noch den gleichen wundersamen Geruch und die strahlende vielfach schillernde Farbenpracht. Auch Baudelaires Kunst erwächst aus dem Boden der Romantik, auch sie ist eine Blüte jenes christlichen und asketischen Geistes, der am Anfange des XIX. Jahrhunderts die Welt wieder überflutete.

GOTIK, Barock, Romantik — es sind ja nur verschiedene Stilbenennungen für eine Kunst, die aus dem gleichen Lebensgefühl herauswuchs. Es sind religiöse Zeiten, Zeiten exstatischer Gottesinbrunst, nach dem Ewigen langender Leidenschaft, in denen jene qualzerrissenen, von Höllen umglühten und von Teufeln gehetzten Künstler erscheinen, zu denen Baudelaire gehört. Baudelaires ganzes Denken kreist um die Vorstellungen, die das Mittelalter bewegten, um Sünde, Teufel, Erlösung; wie der wirre Pfeilerwald einer gotischen Kirche erscheint ihm die Welt. Die alte Mönchauffassung von dem Weibe als unreinem Gefäss niedriger Lüste lebt in ihm auf. Wie die Verehrer der schwarzen Messen flucht er dem Heilande und preist den Satan, und er empfindet das Ungeheure seiner Blasphemie, weil zutiefst in ihm der Glauben an Gott wohnt.

DER höchste Gedanke der Mystik, von Plotin her und im Mittelalter seit Bernhard von Clairvaux, ist der Gedanke des allmählichen Aufsteigens, der steten Läuterung; auch für Baudelaire ist die Erde nur der trübe Spiegel der Ewigkeiten. In Dantes Gedicht finden wir dieses emporstrebende, nach dem Himmel sich reckende Sehnen der gotischen Menschen mit plastischer Kraft gestaltet in der heiligen Reise des Dichters. Aus den nächtigen Tiefen des höllischen Feuers steigen die Gebete zu der reinen Sphäre des Lichtes empor. So sind auch Baudelaires Gedichte Gebete eines verzweifelten Sünders, der aus dem Ekel, Kot und stinkenden Unrat aufschreit zu den Mächten der Verklärung seines Ideals. Aus seinem Schmerz windet er sich eine mystische Strahlenkrone, und in die sich herabsenkende Nacht hüllt er sich, wie in ein Märtyrerkleid seiner ruhelosen Süchte. Doch zu der Ruhe und Klarheit Dantes, zu der gottinnigen Gemeinschaft des mittelalterlichen Überwinders hat er sich nicht durchgerungen. Seine Beatrix lächelt ihm wohl in selig strahlendem Glanz, doch plötzlich scheint sie ihn mit einer schamlosen und obszönen Geberde zu verhöhnen. Die Bitterkeit, mit der die Wollust der Kreaturen gemenget ist, hat er ausgekostet, wie Meister Ekkehart, das Bild des Mystikers von dem Aufleuchten der reinen Flamme, die zum Sündengrab wird, umkreist seine ganze Erotik, und in der Ausmalung alles Grässlichen, der Verwesung, des Schmutzes und der eklen Unreinheit, hat er die ganze Wucht, die erbarmungslose grausame Lust der mittelalterlichen Kunst.

DER französische Dichter François Villon, in dem die ganze Gotik Frankreichs sich noch einmal sammelt, das ist sein frühester Geistesfreund und Verwandter. Über Jahrhunderte reichen sie sich beide die Hände. Beide sind sie solche *poètes maudits*, wie sie ihr letzter Nachfahr Verlaine in einem Buche versammelt, Dichter, die mit allen Fibern am Irdischen, an der Welt hängen und die entsetzlich gequält von des Lebens Tiefen und Abgründen die Schauer des Irdischen malen, sich einwühlen in alle Grässlichkeiten und einen Aufblick wagen nach jenseitigen Welten. Wie hat es Villon gemalt, wenn das Alter dem blühenden Leib seine Runzeln eingräbt, zu schlaffer Hagerkeit das Fleisch abdörrt, wenn aus roten Augenhöhlen blöde Augen starren und die spitzen Knochen vorstehen! Die Schauer der Verwesung nahen, der Leib wird eklen Würmern ein leckerer Frass, und Baudelaire wie Villon haben den Mut zu jenem grellen Hohn, der den Totenwürmern noch *Guten Appetit* zuruft. Das grässliche Geklapper des Totentanzes beginnt; in schauriger Lustbarkeit umarmen sich die Skelette, und in das wilde Stöhnen der Lust hallt das Klappern der Knochen herein. Diese Umarmungen sind wie ein grässliches Ringen, und diese Küsse werden ausgehaucht in einem unreinen, faulenden Geruch. So hat sich auch Baudelaire die Liebe erträumt zu mageren Frauen, deren Gebeine knirschen, aus Gräbern stieg ihm verführendes Leben und umschlang ihn in einem Totentanz der Liebe.

DOCH aus solchen mittelalterlichen Gefühlen erwuchs Baudelaire der Wunsch nach dem Erhabenen, dem Grossen. Seine Schönheit ist ein riesiges Weib von gewaltigem Gliederbau, das in den Frauen des Michelangelo ihre Schwestern erblickt. Und diese Schönheit kann nur in Kontrasten und Disharmonieen sich lösen. Aus Finsternis und Helle, aus Sonne und Nacht wird sie geboren, wie auf den Bildern seiner Lieblingsmaler, der Spanier, tiefdunkle Schatten mit hellem Lichte kämpfen. Es ist die Kunst und die Atmosphäre des Barocks, aus

der ein Geist geboren wurde, dem Baudelaires ähnlich. Pascal, der so konsequent, wie kein anderer, mit schmerzhaftem Wühlen in den Geist des Christentums sich versenkte, war sein Philosoph. Die Sehnsucht nach dem Unendlichen und dem Nichts, der Wunsch des Riesigen und Ungeheuerlichen, ihn hatten zuerst die Menschen der Gegenreformation, die schon den Glauben verloren hatten, in denen die alten Leidenschaften der Renaissance noch wild und krampfhaft gärten. Der Schauspieler seiner innersten Qualen, der seine Glaubensinbrünste heuchelt und sie dadurch nur stärker empfindet, in dem sich das perverse Gelüst satanischen Hasses regt, er stammt aus jener Zeit. Auch Baudelaire hatte viel vom Komödianten an sich, und so wahr auch die innerlichen Konflikte seiner Seele waren, sie erschienen in einer Pose, grotesk gesteigert, pathetisch verzerrt. Eine völlige Verwirrung alles Gefühls wird aus solch zwiespältigen Trieben geboren, Menschen, die durch Fluchen anbeten und im Quälen lieben. Das Barock hat schon jene verirrte Liebe zum Hässlichen und zum Künstlichen, vor allem ist ihm das Weib schon Martyrium und Qual, »Du schöner Henker du, du Büttel, mich zu quälen, der du die Folterbank an deinem Leibe trägst!«, so beginnt ein Gedicht des deutschen Barocks, und gar häufig tönt aus diesen schwerfälligen und abgezirkelten Alexandrinern ein gequälter Schrei der Lust, der merkwürdig an den Ton Baudelairescher Gedichte gemahnt.

EINE grosse Zeit religiöser Erhebung und mystischen Denkens ist es auch, in die Baudelaires Entwickelung fällt. Seit Chateaubriand und Lamartine, vor allem seit dem Auftreten de Maistres, dessen eifriger Anhänger Baudelaire war, war ein schwärmerischer, visionär erregter Katholizismus aufgewacht. Schon vorher hatten sich die Anfänge der Romantik geregt, in deren Kulturatmosphäre der Dichter der *Fleurs de mal* durchaus hineingehört. Man hat wohl vielfach in diesem Satanisten, der die Gossen des nächtlichen Paris in das kostbar ziselierte Gefäss seiner wohlgeformten Verse leitete, eine ganz einzigartige Erscheinung gesehen, die viel mehr zu den modernen Naturalisten gehöre, als zu den alten Romantikern. Dem gegenüber ist es wohl interessant, seine Persönlichkeit aufwachsen zu lassen aus den vergangenen Zeiten und vor allem aus seiner eigenen Zeit. Die beginnende Romantik trieb zunächst in England einige exotische und merkwürdige Blüten in jenen schaurigen und grausigen Romanen, die mit Horace Walpoles *Castle of Otranto* beginnen. Vor allem hat auf Baudelaire, wie auf Poe, das grausige Nachtstück Maturins *Melmoth the wanderer* gewirkt, dessen ruhmlose riesige Schattengestalt wie das Symbol des bösen Gewissens durch seine Gedichte geht. Wie verwandt ist dann Baudelaire in vielen Stücken unserm Clemens Brentano, dessen Lieder oft ebenso zerrissen und verzweifelt aus der Tiefe heraufschreien. Aus Wollust und Grausamkeit, aus einer Häufung von Grässlichkeiten und verzückten Extasen gemischt ist die Kunst des Zacharias Werner. Die stolze Gestalt des Satans, des grossen Fürsten der Finsternis, den schon Milton mit scheuer Ehrfurcht gezeichnet, reckt sich auf in den Versen Byrons und Shelleys, den Führern einer *satanischen* Dichterschule. All dies findet in Baudelaire eine höchste grandiose Steigerung, ebenso die geheimnisvollen und exotischen Tendenzen der Romantik. Der Weltschmerz Byrons oder Lenaus ist bei ihm zu einem Weltekel gesteigert, der selbst in den Versen Leopardis nicht seines gleichen findet. Die Menschheit ist ihm ein Schädel, aus dessen Hirn die Liebe Blut und Mark

saugt und es in lustigen Blasen ins Weltall steigen lässt, der Himmel der schwere Deckel, der den grausen Höllenbrodem der Erde bedeckt, ewige Folter, stete Qual unser Los, und Vergessen, sich Betäuben das einzige, was auf Augenblicke über all das Entsetzen hinwegtäuscht. So hat nur noch Schopenhauer gesprochen, den uns erst jüngst Karl Joel als den Philosophen der Romantik enthüllt hat. Auch die exotische Dichtung, jene Verherrlichung des Orients, die mit Victor Hugos *Orientales* beginnt, hat in Baudelaire ihren Höhenpunkt gefunden. Er hatte in jungen Jahren eine Reise unternommen, die ihn bis nach Madagaskar und Ceylon geführt. Von diesem Jugenderlebnis blieben ihm glühende Bilder, stete Visionen einer üppigen Pracht, eines farbenstrotzenden Eden in der Erinnerung, die ihn einwiegten in einen seligen Rausch. Diese Visionen waren es, die er in der Mulattin Jeanne Duval liebte, deren wiegender Gang ihm wie ein Schiff erschien auf der Fahrt nach fernen Meeren, und deren rauhe Stimme ihm wie eine wilde und exotische Musik klang.

ES lautet ein Aphorismus Nietzsches, die modernen Heiligen möchten wohl in der Maske von Lebemännern erscheinen. Solch ein Dandy und Heiliger, ein Blagueur und ein Asket war Baudelaire. Seit Byron hatte der Dichter auch die Gloriole des Wüstlings und des Sünders um sein Haupt gelegt; Baudelaire verschmähte Haremsabenteuer in den Palästen Venedigs, eine gewaltige Sucht trieb ihn durch die Winkel von Paris, in die Ballsäle der Vorstadt, in die Höhlen des Lasters. Die geschminkte Dirne mit den schweren geschwollenen Augenlidern, der spitzen Nase, der dick aufgetragenen Schminke und dem fahlen Puder schien ihm von einer perversen und grossen Schönheit, die damals wohl ein Daumier nachempfand und die wir heute in den Bildern von Toulouse-Lautrec bewundern. Diese Gestalten der Nacht zogen ihn an, wie ihm die Eulen lieb waren, die Vögel der Nacht. Alten Greisen und verschrumpelten armen kleinen Frauen schlich er nach und las ihr Schicksal aus ihren trippelnden Schritten, aus ihren verzweifelten Mienen. Bilder steigen auf in diesem dämmrigen Zwielicht, wie sie nur noch später Aubrey Beardsley gestalten konnte. Da sitzt ein ausgemergelter grinsender Geck unter dicken Dirnen, und ihn fröstelt's vor all dem üppigen Fleisch. Da geht ein bejahrtes, bereits verwelktes Weib ihrem nächtlichen Berufe nach, ein Symbol der alten Wollust und der Bitternisse der Erschlaffung. Gespenstische Landschaften tun sich auf. Regen rinnt, tiefe Wolken hängen zerfetzt herab, wie Spinnen fahren sie in der Luft herum. Ein Leichenzug taumelt daher. Oder bleiche Frühe hebt sich über Paris, Laternen flackern wie verirrte Seelen. Die Lampen graben dunkelrote Flecke in die matte und schmutzige Helle. Die Dirne ist mit offenem Munde in stupider Stumpfheit zum schweren Schlummer hingesunken. Der Dichter ringt qualvoll damit, seine Wut und seinen Schmerz zu gestalten. »L'homme est las d'écrire et la femme d'aimer.« Und dies Gedicht schliesst mit einem grossen Symbol, so anschaulich, wie es kaum Rops je in einer seiner Radierungen geschaut: Paris erhebt sich, ein alter rüstiger Arbeitsmann. Wie die fahle Frühe, so ist der Herbst die Lieblingszeit Baudelaires, Fäulnis atmet er und Verwesung. Die krachenden Äste, die brechenden Zweige, die fallenden Blätter deuten auf eine Ermordung und Hinrichtung der Natur; ein Grab wird gegraben für den grosen Pan.

DOCH all' sein leidenschaftliches Erleben birgt Baudelaire unter der Maske des Dandy, so wie es Barbey d'Aurevilly auch getan. In dem einleitenden Gedicht der *Fleurs du mal* erklärt er, dass Langeweile seine Gedichte geboren

habe. Nun sind es freilich die qualvollen Tage des Überdrusses und die langen Nächte des lastenden Ekels, aus denen seine Gedichte erblühen. Aber er möchte sie doch ein wenig als Produkte seiner Nebenstunden hinstellen. Auch sein Formideal ist in manchem auf sein Dandytum zurückzuführen, so, wenn er in seinem Aufsatz über Poe die Inspiration und geniale Eingebung verhöhnt und das Dichten als eine höchst überlegte Fertigkeit hinstellt, für die er sogar eine Anweisung und ein Rezept besitzen will, so, wenn er von der dichterischen Inspiration nichts hält. Er gefiel sich darin, der Poesie zu kommandieren, und behandelte sie wohl wie eine seinen Winken ergebene Dienerin, ja, wie eine Dirne. Überhaupt herrscht zwischen Form und Inhalt seiner Gedichte eine raffinierte und gewollte Disharmonie, in der vielfach die ganz eigne Stimmung seiner Werke liegt. Baudelaire, der Romantiker, der Naturalist, ist seinem Formideal nach Parnassien, gehört also jener Richtung einer plastischen Wortkunst an, die Gautier begründete und die in Sully Prudhomme gipfelt. Seine Leidenschaft macht sich also nicht in Wortungeheuern und Schreien, wie bei Victor Hugo, Luft, sondern sie fügt sich in eine strenge und feste Form, aus der nur manchmal ein Seufzer hervorzittert. Die Theorie des *L'art pour l'art,* die Gautier in der Vorrede zu seinem Roman *Madame de Maupin* begründet, hat auch er ausgesprochen: »Die Poesie hat keinen anderen Zweck, als sich selbst; sie kann keinen anderen Zweck haben, und kein Poet, mag er noch so gross, so ideal sein, wird wirklich den Namen eines Dichters verdienen, als der, der nur aus dem Vergnügen heraus, ein Gedicht zu schreiben, dichtet.« In seinem Aufsatz über Poe hat er das Lehrhafte als den Tod aller Kunst hingestellt. So war Baudelaires ganze Schönheit auf ein Wählen von Worten, ein Formen von Rhythmen bedacht. Seine Lieblingslektüre waren die spätlateinischen Kirchenschriftsteller, ein Tertullian, ein Augustin. Dieses marmorkalte, fest gefügte und von fremden, seltsamen Worten erfüllte Latein der römischen Spätzeit zog ihn, wie nachher wieder Huysmans, wunderbar an. Er hat selbst eine lateinische Hymne gedichtet, und der monotone und gewaltige Rhythmus eines hymnenhaften Gebetes, der Rhythmus der frühchristlichen lateinischen Kirchenlieder, klingt in vielen seiner Gedichte an. Das sind Gesänge aus der Tiefe, die wuchtig und rauschend einsetzen und dann ekstatisch sich steigernd in einem Ausruf, einem Seufzer enden. Baudelaire hat nicht die zarte Schlichtheit Mussets, nicht die rauschende Wortgewalt Hugos. Es ist ein weithinrollender, pathetisch getragener Tonfall, der aufrauscht, wie das feierliche Mantelwallen eines Priesters. Häufig tönt darunter der schwere, inbrünstige, süsse Takt einer verhaltenen Leidenschaft. Hinter den Orgelklängen hört man die dumpfen Trommeln eines Beethovenschen Trauermarsches. Wie die gesprungene Glocke, von der er gesungen, ist seine Kunst. Sie tönt schwer und tief von den Leiden der Welt, und mit ihrem ehernen Klange schwingt sie zu Ewigkeiten, doch auf einmal gellt sie in einem schrillen Schrei auf, in ersticktem Stöhnen, das die ehernen Töne wieder in ihrem Klange begraben.

ES ist unmöglich, diese Gesänge und Gebete, die nur diese eine Seele stammeln und zur Kunst formen konnte, übersetzen zu wollen. Selbst Stefan George in seinen Umdichtungen hat vielfach die aufgeregteren und unter dem stolzen Wortgewebe leidenschaftlich zitternden Rhythmen Baudelaires mit der allzu ruhigen Feierlichkeit seiner Kunst erfüllt; dennoch ist ihm das schwere Werk, soweit

es zu vollbringen war, gelungen, und neben seinen Übertragungen kommen die anderen Übersetzungsversuche von O. Hauser, Stefan Zweig, Paul Wiegler, Sigmar Mehring nicht in Betracht. Eine sehr gute Verdeutschung der Prosaschriften Baudelaires gibt Max Bruns bei J. C. C. Bruns in Minden heraus; bis jetzt sind davon drei Bände erschienen.[1])

DIE Prosaschriften vertiefen wohl das Bild des Dichters, das wir aus den *Fleurs du mal* gewonnen haben, aber fügen keine eigentlich neuen Züge bei. Sie zeigen in den *Kleinen Gedichten in Prosa* die scharfe Beobachtungskraft, die mystische Tiefe, die namenlose Verzweiflung, die bizarre Phantasie des Dichters. Es sind ja stets gewisse Manieen und Lieblinge, die stetig wiederkehren. Die Katzen, deren grüner Blick unheimlich funkelt, deren groteske Linien unsern E. T. A. Hoffmann und später den Zeichner Steinlen reizten, diese schleichenden Tiere, die Wärme ausatmen, wie der Körper einer Frau, und mit einem beissenden Geruch die Nase kitzeln. Und die Katzen recken sich gespenstisch auf zur Sphinx, der rätselvollen, kalten, grausamen Schönheit, die fühllos und unfruchtbar thront und zu Himmeln und Sternen blickt, während zwischen ihren spielenden Tatzen der Mensch verblutet. Und die Sphinx wächst zum Weib, zu dem grossen Weltgeheimnis, das alles in sich birgt, höchste Lust und schmachvollste Gemeinheit, Dirne ist und Heilige. Wenn Baudelaire von den Giften und dem Rausch der Welt spricht, dann steht das Weib neben Kunst, Wein, Opium und Haschisch. Dem rechten Pessimisten ist alles nur wertvoll, wenn es ihn vergessen lässt. Und Baudelaire war ein Virtuose in der Kunst des berauschten Vergessens, das ihm aufwuchs in einer visionären Verzückung.

ES ist das eigentlich Moderne seines Wesens, dass es eine Sensivität und Feinnervigkeit besitzt, die erst Huysmans und andere einer späteren Zeit aufwiesen. Alle Dinge sind ihm beladen mit Träumen und Visionen seiner Phantasie, sind ganz durchtränkt mit Assoziationen und erfüllt von Stimmungen. Wenn er eine Jüdin neben sich auf dem Lager sieht, dann wächst ihm ihre Gestalt zu einem Symbol ihrer Rasse, und in den schmerzhaft krampfigen Umarmungen, den tiefen Wollüsten kostet er Wunder der Vergangenheit aus. Wenn er in dem gekrausten, blauschwarzen Haar der Negerin sein Gesicht birgt, dann steigen Wälder von Ebenholz auf, glühende Sonnen, ein heisses und leuchtendes Leben der Tropen, wie es erst Ganguin wieder in seine Werke gebannt. Aus Düften und Gerüchen erwächst ihm überhaupt eine Welt des Klanges, der Farbe und leidenschaftliche Lust. Den Wein hat er in einer langen Reihe von Gedichten gefeiert, den seelenlösenden, der den Bettler seine Not vergessen lehrt. Die künstlichen Paradiese des Opiums und Haschisch, die ihn Thomas de Quincey gelehrt, hat er mit gieriger Hast genossen, und ähnliche Visionen zogen vor ihm auf, wie jene de Quinceys, die ebenfalls von einer exotischen Phantastik, einer üppigen Sinnlichkeit getränkt sind. Es war für Baudelaire alles Artifizielle und Künstliche von besonderem Reiz, für ihn, der die Natur hasste und am Unnatürlichsten sich berauschte. Allem Leben abhold, ein ewiger Freund des Todes und des Nichts, liebte er die fahlen Wangen, die hageren Gerippe, die geschminkten Lippen. Das ausgeartete und

[1]) Baudelaires Tagebücher sind von E. Crépet herausgegeben worden. Über sein Leben unterrichten die Werke von Assélineau und Féli Gautier. Eine gute Analyse seines Lebens und eine feine Psychologie seines Wesens hat Arthur Holitscher in einem Bändchen der von Georg Brandes herausgegebenen, im Verlag von Bard, Marquard & Co. in Berlin erscheinenden Sammlung *Die Literatur* uns geschenkt.

perverse Reich, das sich der des Esseintes des Huysmansschen Romans *A rebours* erbaut, es ist das Baudelaires.

DARUM konnte er auch nicht im Leben seine höchsten Extasen finden, sondern nur in der Kunst. Er hat selbst in einem Gedicht *Les phares* die Leuchttürme aufgezählt, die ihn in dem wirren Lebenssturm geleitet. Da naht Rubens, voll wütenden, berstenden Lebens, Michelangelo naht, der Gigant, es steigen auf die grossen Magier und dunklen Rätseldeuter des Ewigen, Leonardo und Rembrandt; Watteau schwankt herbei, dessen Insel der Cythere Baudelaire in einem Gedichte besucht und öde, trist, schaurig findet statt des schmeichelnden Singens, der lauschigen Lust; Goya und Delacroix schliessen den Reigen, beide dem Dichter eng verwandt in ihrer wilden Kraft, in den alpdrückenden Träumen ihrer Phantasie. Sie alle spiegeln nur des Dichters Seele wieder, sind wie das Meer, in das er versinkt und in dem er sich verliert. So war ihm auch Wagner, dessen begeistertster Verehrer in Frankreich er schon früh gewesen, nur ein Opium, in dem er vergass. Er hat fein die Verwandtschaft mit ihm herausgefühlt; die quälende Leidenschaft, die in seinen Werken zum Ausdruck ringt, seine zwischen Wollust und Askese hinschwankende Gestalt eines Heiligen und Schauspielers. Wahrlich, noch besser, als bei Nietzsche, können unsere Wagnerfreunde. die in ihm den *Teutonen* verehren, bei Baudelaire den Dekadenten, den Künstler des Barocks in Wagner erkennen lernen. So sah Baudelaire auch in Poe, in de Quincey Seelenverwandte, bei denen er die dunklen Träume seines eigenen Seins schon gedeutet und gestaltet fand. Für sie hat er einen schwärmerischen Enthusiasmus, und er findet feine Worte, sie zu charakterisieren.

SEINE eigene Stellung aber in der Literatur, als ein strahlender Fürst der Finsternis, als ein Erfinder rollenden Gesangs und wehvoll tiefer Klänge, wird stets in jenem Kranze nächtlicher und giftiger Blüten sich darstellen, die er sich um die bleiche Stirne flocht, in den *Fleurs du mal.*

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ANTON FENDRICH · ZUR FRAGE DER JUGENDLITERATUR

HANDELT es sich überhaupt noch um eine Frage? Wohl kaum; wenigstens nicht in dem Sinne, ob wir mehr, als bisher, unser Interesse der Jugendbildung zuwenden sollen. Darüber herrschte auf den beiden Parteitagen, auf welchen dieses Thema zur Sprache kam, fast völlige Übereinstimmung. Auch in der Parteipresse ist eine gegenteilige Meinung nicht laut geworden. Im Gegenteil. Mit frischem Eifer hat sich unsere Parteipresse daran gemacht, auf diesem Gebiete praktisch zu arbeiten. Rubriken fürs junge Volk sind im redaktionellen Teil zahlreicher Parteiblätter schon eingerichtet worden, und speziell unsere Frauenzeitung, die *Gleichheit,* gibt seit Januar dieses Jahres alle Monate eine besondere Beilage *Für unsere Kinder* heraus. Auch an anregenden Aufsätzen über Jugendbildung, die für die Eltern geschrieben sind, fehlt es nicht. Alles dies ist noch nicht sehr viel, aber es sind gute Anfänge, und die Erfahrungen, welche die

deutsche Sozialdemokratie seit vierzig Jahren mit allen ihren Anfängen gemacht hat, berechtigen zu der sicheren Hoffnung, dass es trotz einiger pessimistischer Stimmen, die ja überhaupt nirgends fehlen wenn es sich um Neues handelt, auch auf diesem Gebiete rüstig vorwärts gehen wird.

ALSO, all dies ist keine Frage. Fragen dagegen, welche auftauchen werden, je mehr wir in die praktische Arbeit auf dem Gebiete der Jugendbildung hineinkommen, sind die: An welches Alter sollen wir uns wenden? Und: Sollen wir Sozialisten auf unsere Kinder nur in dem Sinne erzieherisch einwirken, dass wir unser Augenmerk nur auf sogenannte *allgemeine Erziehungsziele,* also Wahrheitsliebe, Tapferkeit, Keuschheit u. s. w., richten, oder sollen wir sie im bewusstem Gegensatz zu vielem, was ihnen in der Staats- und Klassenschule beigebracht wird, auch neue Geistes- und Gemütswerte lehren, die dem sozialistischen Gedanken- und Gefühlskreise entnommen sind?

DIE Jugendliteratur bürgerlicher Kreise hat uns da in manchem schon vorgearbeitet, und wir können uns deren Erfahrungen zunutze machen. Es gibt im allgemeinen zwei klar geschiedene Gruppen von Jugendliteratur: *Für die Jugend* und *Für die reifere Jugend.* Die geschlechtlichen Entwickelungsjahre bilden die natürliche Grenzlinie. Vor dieser Entwickelung sind es die *Kinder,* zu denen man in der Jugendliteratur redet; nach ihr sind es die *Knaben und Mädchen.* Diese Unterscheidung sollte bei der Auswahl von Erzählungen, Märchen, Gedichten nie ausser acht gelassen und in den Rubriken stets genau berücksichtigt werden. Nur ein Beispiel, um dies zu illustrieren. Ein Teil der Parteipresse hat ein von mir geschriebenes Märchen *Piti und die Alpenveilchen* abgedruckt. Es war für *Kinder* geschrieben. Aber nur ein einziges Parteiblatt hat dies durch den sehr richtigen Obertitel *Für unsere Kleinen* auch äusserlich erkennbar gemacht. Ich kann mir denken, dass zum Beispiel Knaben, welche sich durch die Überschrift *Für unsere Jugend* angezogen fühlten, das Märchen zu lesen, über diese Sorte von Jugendliteratur sehr enttäuscht waren. Man darf eben nie vergessen, dass gerade in der Jugend, oder sagen wir: in der Zeit vom vierten bis zum achtzehnten Jahre ganz enorme Unterschiede im Gedanken- und Gefühlsleben ziemlich dicht bei einander liegen, und die feinen Unterscheidungen, welche beispielsweise der Hamburger Jugendschriftenverein bei der Auswahl seiner Bücher für bestimmte Lebensjahre macht, sind sehr am Platze. Solange wir keine selbständige Jugendzeitschrift haben und die Parteipresse hier die erste Arbeit leisten muss, wird es natürlich immer sehr schwer sein, stets das Richtige zu treffen. Es ist auch an sich schon schwer, mit einer politischen Zeitung an das Kind heranzukommen. Das Kind hat gern seine eigene Welt für sich, und die Zeitung ist kein Bestandteil dieser Welt. Um so mehr wird es die Aufgabe der sozialistischen Tagespresse sein müssen, in den Eltern das Verständnis für eine richtige Behandlung der Kinder zu wecken und ihnen klar zu machen, dass bei aller Erziehung man nie bei den anderen, also auch nicht bei den Kindern, sondern bei sich selbst anfangen muss, dass Erziehung im wesentlichen in Selbsterziehung besteht. Ich weiss, welche grosse Kluft die meisten Menschen und die meisten Väter und Mütter unter den Parteigenossen noch von dieser Einsicht trennt, aber es muss zu allererst damit angefangen werden, diese Grundwahrheit der Erziehung für alle Jugendjahre den Eltern selbst beizubringen. Wir alle müssen uns klar darüber werden, dass die Kindheit eine Welt für sich ist, die wir nicht mehr recht verstehen, und

dass die Hauptursache davon ist, dass uns die Kinder so oft nicht verstehen. Es ist nun immer so viel am Kinde ohne Erfolg geschulmeistert, gepredigt und geprügelt worden, dass wir endlich einsehen müssen, dass es nötig ist, die Kinder erst kennen zu lernen, bevor wir sie erziehen wollen. Diese Note wurde, allerdings bisher noch sehr leise, bereits von einigen Parteiblättern angeschlagen. Das Beste, was in dieser Beziehung bisher getan wurde, war der Abdruck eines Kapitels aus der trefflichen *Jugendlehre* Försters — einem ausgezeichneten Buche —, das die Überschrift *Über die Bezähmung der Naturgewalten* trägt und in einer schönen Parallele zwischen Technik und seelischer Innenarbeit auf die Grundlage aller Kindererziehung, die Selbsterziehung der Eltern, hinweist.

WENN wir also wieder auf die Frage zurückkommen, an welches Alter wir uns mit den uns jetzt zur Verfügung stehenden Mitteln denn wenden sollen, so sage ich: an alle Alter der Jugendjahre, aber stets mit klarem Bewusstsein darüber, dass hier grosse Unterschiede zu berücksichtigen sind, und dass diese Unterschiede in Obertiteln deutlich sichtbar gemacht werden müssen.

DIE Beeinflussung der Eltern in Bezug auf die Auswahl von Büchern kommt ja fast nur für Weihnachten in Betracht, und da würde durch Abdruck der Verzeichnisse des bereits genannten Hamburger Jugendschriftenausschusses in unserer Parteipresse das Mögliche getan werden. Die Beeinflussung der Eltern durch Vorträge an speziell angesetzten Abenden scheint noch an dem passiven Widerstand der meisten Parteigenossen, das heisst an dem mangelnden Verständnis für die grosse Bedeutung der Frage zu scheitern. In verschiedenen Parteiblättern waren im vergangenen Winter in dieser Beziehung recht ernste Klagen laut geworden.

MEHR Erfolge hatten speziell in meiner engeren Heimat Baden die Jugendorganisationen. Es bestehen jetzt in mehreren Städten schon solche. Die Frage der Jugendliteratur ist in ihnen naturgemäss schon leichter zu regeln, da man es in ihnen fast durchweg mit Lehrlingen oder jungen Gesellen zwischen 16 und 20 Jahren zu tun hat. Es werden für diese Jugendorganisationen, die ihr Entstehen besonders der Arbeit des Genossen Frank-Mannheim verdanken, besondere Bibliotheken gegründet. Da diese Organisationen aber schon eigentlich mehr als Verbreitungsschulen für das Parteileben gedacht sind und die Arbeit in ihnen eine vorwiegend agitatorische ist, so fallen sie aus dem Rahmen unserer heutigen Besprechung eigentlich hinaus.

DAMIT habe ich im Prinzip die zweite Frage, die ich am Anfang dieses Aufsatzes aufgeworfen, bereits beantwortet.

ALLES Agitatorische soll meiner Ansicht nach aus unserer Jugendliteratur bleiben. Man missverstehe mich dabei nicht. Ich bin weit entfernt davon, zu glauben, wir sollten unseren Kindern den ungeheuern sozialen Kampf der Gegenwart zu verbergen suchen. Durchaus nicht. Ihnen im Leben die sozialen Gegensätze zu zeigen und eine lebendige Erklärung dafür zu geben, ist sogar nötig. Aber in der Form darf das unter keinen Umständen agitatorisch geschrieben sein. Dagegen haben Kinder und auch die sogenannte *reifere Jugend* eine ausgesprochene Abneigung. Die scharfe Beweisführung, der logische Schluss, die packende Antithese, das sind die grossen Mittel der Agitation. Sie liegen im Bereich des abstrakten Denkens. Das ist aber nicht das Reich der Jugend. Die Phantasie ist es. Die Notwendigkeit der Arbeit, die Verwerf-

lichkeit des Nichtstuns, das heisst des Lebens von anderer Menschen Arbeit etc., all diese Dinge können und sollen auch in unserer Jugendliteratur besprochen werden, aber dazu muss es schon in einer Art geschehen, wie zum Beispiel im *Märchen von der Arbeit* von Ida Heijermans, das die Kinderbeilage der *Gleichheit* zum Abdruck gebracht hat. Das Kind ist eine positive Natur. Für Kritik ist sein Verständnis nicht entwckelt. »Baue de positive Seite des Kindes aus, die negative wird dir dann nichts zu tun geben«, sagt eine bekannte amerikanische Pädagogin. Das darf in der Jugendliteratur und speziell bei der Behandlung von Gegenständen, die dem spezifisch sozialistischen Gedankenkreis entnommen sind, nie vergessen werden.

IN der Hauptsache aber muss die Arbeit in der Richtung allgemeiner Erziehung zu körperlicher und moralischer Tüchtigkeit liegen. Wie innig diese beiden Dinge zusammenhängen, ist trotz der oft gehörten Aussprüche *Mens sana in corpore sano* u. s. w. noch nicht genügend erkannt worden. Aber selten hat der Mensch unter diesem Zusammenhang mehr zu leiden, als solange er auf der Schulbank sitzt. Ich denke hier, um nur eines zu erwähnen, an die heikle Frage der Onanie. Dass mangelnde Körperübung, mangelhafte Luft, unzweckmässige Kost und Schulüberbürdung auf diesem Gebiete heillose Schäden anrichten und besonders geistig und sittlich hochstehende Schüler in eine wahre Verzweiflung treiben, weil sie widerstandslos den ihnen unbekannten Reizursachen gegenüberstehen, ist für Ärzte und mit diesen Dingen vertrauten Laien eine bekannte Tatsache. Alles Predigen hilft hier nichts. Die stille Arbeit, welche Gymnastik, Sinnespflege im Freien, entsprechend reizlose Ernährung und eine vernünftige Art des Unterrichts im Körper verrichten, stärkt tausendmal mehr die körperliche und infolgedessen die moralische Widerstandskraft der Jugend. Ich weiss recht wohl, wie viele Hemmnisse wirtschaftlicher Natur gerade hier einer vernünftigen Erziehung der Arbeiterkinder entgegenstehen; aber es kann auch so schon sehr viel getan werden.

ÜBRIGENS haben die Kinder in den Städten einen ganz instinktiven Drang nach den Mitteln, die den degenerativen Wirkungen des Lebens in schlechter Luft und ohne viel Körperbewegung entgegenarbeiten. Der Sucht nach Indianergeschichten liegt keineswegs allein eine krankhafte Vorliebe für Phantastisches und Abenteuerliches zu Grunde. Stark sein oder werden, das wollen die Jungen, die Indianergeschichten so gerne lesen. Die körperliche Tüchtigkeit der die Wälder durchziehenden Trapper, ihr scharfes Gesicht, ihr feines Gehör: das ist es in der Hauptsache, was unsere Stadtkinder so anzieht an den meist blödsinnigen Indianergeschichten. Es liegen hier psychologische Reflexwirkungen vor, die oft ganz falsch gedeutet werden. Glücklicherweise gibt es jetzt eine Anzahl vorzüglicher Reisebeschreibungen, besonders die Bücher der Polarfahrer, sodann Sven Hedins und anderer, die in gleicher Weise, wie die Indianergeschichten, anregend auf die Selbstausbildung körperlicher Tüchtigkeit bei der Jugend bilden. Da aber die Bücher sehr teuer sind, so sollten meines Erachtens die parteigenössischen Vereine der Frage näher treten, ob es sich nicht empfehlen würde, im Anschluss an die Vereinsbibliotheken Jugendbibliotheken für die Kinder der Vereinsmitglieder zu gründen, aus denen die Eltern den Kindern gute Bücher mit nach Hause bringen könnten. Der Ausführung dieses Vorschlags stehen besonders bei starken Organisationen nicht die geringsten Schwierigkeiten entgegen. Dass die Volks- und Schulbibliotheken

da nicht genügen und den Schülern gerne ganz chauvinistisch zugestutzte Bücher, zum Beispiel über den deutschen Chinafeldzug, in die Hand spielen, ist eine Erfahrungstatsache.

EIN Gebiet der Jugendliteratur scheint mir in der Parteipresse bisher völlig vernachlässigt worden zu sein, nämlich das der Technik. Dass unser Zeitalter ein technisches ist, blieb naturgemäss auch auf die Jugend nicht ohne Wirkung. Weit mehr, als früher, beschäftigen sich heute Schüler der Mittel-, aber auch der Volksschulen mit chemischen, elektrischen und mechanischen Experimenten. Es gibt eine bürgerliche Jugendzeitschrift, die von Chauvinismus und Flottenagitation trieft; aber sie hat es richtig erfasst, dass technische Mitteilungen besonders die Knaben in hohem Grade interessieren, und gibt dazu vorzügliche Illustrationen. All das wird bei uns erst getan werden können, wenn wir eine eigene Jugendzeitschrift für die Arbeiterkinder haben.

ES ist bezweifelt worden, ob wir in unseren Kreisen genügend Kräfte besitzen, um mit deren Mitarbeit eine gute Jugendzeitschrift auszufüllen. Bis jetzt haben sich gerade nicht allzuviele gezeigt. Aber die Beobachtungszeit ist auch noch sehr kurz, und zweitens wird es meines Erachtens unmöglich sein, in absehbarer Zeit auf schriftstellerische Mitarbeit nur aus Parteikreisen zu rechnen. Dagegen wurde in der Tagespresse eine Menge sehr gut ausgewählten Materials von bürgerlichen Schriftstellern für die Jugend gebracht. Auch bei Gründung einer selbständigen Jugendzeitschrift wird man auf diese Mitarbeit zählen müssen. Vorerst aber gilt es noch, Beobachtungen zu machen und Erfahrungen zu sammeln. Denn wir alle sind auf diesem Gebiete Anfänger und Lernende.

WILLEM HUBERT VLIEGEN · DIE SOZIALE GLIEDERUNG UND ENTWICKELUNG DER NIEDERLANDE

DIE holländische Nation war bis in die sechziger Jahre bewegungslos, wie keine andere Westeuropas. Handel und Industrie waren überhaupt kaum vorhanden; Holland hatte viele Häfen, aber auch nicht einer konnte ein modernes Schiff fassen. Die Bourgeoisie war träge, zu energielos sogar, um im Welthandel für ihren Vorteil zu kämpfen; das Kapital fand in ausländischen Unternehmungen Anlage. Das Proletariat bot das erschreckendste Bild der Verwahrlosung, das sich denken lässt. Das Staatsbudget ruhte auf der Blutsteuer, die man den Javanern erpresste. In den siebziger Jahren änderte sich das. Die indische Milchkuh trocknete zusehends aus. Das Kapital schrie nach Abschaffung der Zwangskultur in Indien und Einführung der freien Arbeit, die es im Jahre 1869 bekam. Holland selbst erhielt weckende Fusstritte von Deutschland. Nach seinen grossen Siegen stieg der deutsche Export und Import riesig, und der natürliche Weg aus Rheinland und Westfalen zum Meer geht über Holland. Da lebte endlich auch in Holland die nationale Energie wieder auf. Vorbereitet war ihr Wiedererwachen dadurch, dass in der Bourgeoisie selbst seit 1848 doch etwas Anregung zu vermehrter Arbeit vorhanden war, und dass die Liberalen seit 1855, wenn auch schüchtern und langsam, doch etwas für den Volksunterricht getan hatten. So wurde 1873 der *Rotterdamsche Waterweg*

eröffnet, und zehn Jahre später hatte Rotterdam einen Hafen, der zu den besen Europas gehört. Von Amsterdam aus grub man den Nordseekanal. War dreissig Jahre lang der Verkehr im Amsterdamer Hafen nicht stärker geworden, so schwang es sich jetzt rasch in die Höhe. Alles ging vorwärts. Rotterdam ist zum Beispiel jetzt der drittgrösste Hafen des europäischen Kontinents. Nur Hamburg und Antwerpen hat es noch nicht überholt; aber diesem nähert es sich immer mehr. Der Tonnengehalt der Schiffe, die in den Rotterdamer Hafen einliefen, betrug 1871 1 211 017, 1903 7 744 722 Tonnen!

ÜBERHAUPT zeigt das ganze Land seit den Jahren 1865 bis 1875 alle Erscheinungen der modernen Entwickelung.

Der Wert des Gesamthandels (ohne Durchfuhr) betrug durchschnittlich pro Jahr:

1872 bis 1876	1 197 000	Gulden
1882 „ 1886	1 900 000	„
1892 „ 1896	2 623 000	„
im Jahre 1899	3 498 000	„

Das durchschnittliche Gewicht der Ein- und Ausfuhr (einschliesslich der Durchfuhr) betrug jährlich

1872 bis 1876	10 062 000 000	Kilogramm
1882 „ 1886	17 418 000 000	„
1892 „ 1896	28 187 000 000	„
1898 „ 1899	42 140 000 000	„

Der Verkehr zwischen Rotterdam und Deutschland auf dem Rhein stieg von 2 376 000 Tonnen im Jahre 1889 auf 7 735 307 im Jahre 1901. Auch das Anwachsen der grossen Städte ist riesig. Die Gesamtbevölkerung aller Städte mit mehr als 20 000 Einwohnern betrug:

1859	885 110	Seelen
1869	974 548	„
1879	1 152 724	„
1889	1 456 171	„
1899	1 857 309	„

Die folgenden einzelnen Städte vermehrten im Zeitraum 1869 bis 1902 ihre Bevölkerung:

Amsterdam	von	264 694	auf	538 815	Einwohner
Rotterdam	„	116 232	„	348 474	„
Haag	„	90 277	„	222 477	„
Utrecht	„	59 299	„	108 505	„
Groningen	„	38 528	„	69 479	„
Haarlem	„	30 530	„	68 121	„
Arnheim	„	31 626	„	59 029	„
Nimwegen	„	22 042	„	46 445	„
Tilburg	„	21 431	„	43 516	„
Zaandam	„	12 045	„	22 574	„
Enschede	„	5 072	„	27 581	„

Die gesamten Städte mit mehr als 20 000 Einwohnern nahmen an Volkszahl von 1840 bis 1870 um 25,5%, von 1870 bis 1900 um 62% zu. Die 4 grössten Städte allein wuchsen in diesen letzten 30 Jahren um 110, Rotterdam allein um 275%. So kräftig hat diese moderne Entwickelung Holland ergriffen, dass — ein Symptom davon — die Bevölkerungsvermehrung hier so stark ist, wie in keinem anderen europäischen Staate. Zwischen 1890 und 1900 vermehrte sich die Bevölkerung

Frankreichs	um	1,2 %	Englands	um	11,1 %
Österreichs	„	8,9 %	Deutschlands	„	13,2 %
Belgiens	„	10,6 %	Norwegens	„	13,9 %
Dänemarks	„	10,9 %	Hollands	„	14,0 %

Diese Symptome können nicht trügen. Sie beweisen, dass Holland mit Riesenschritten die Bahn der modernen Entwickelung vorwärts gegangen ist.

NUN hat am 31. Dezember 1899 in Verbindung mit der Volkszählung eine Berufszählung stattgefunden, deren Resultate vor einiger Zeit publiziert worden

sind. Volkszählungen haben in Holland seit 1830 regelmäsig alle zehn Jahre stattgefunden, Berufszählungen jedoch nur viermal, 1849, 1859, 1889 und 1899. Die Resultate der beiden ersten Berufszählungen von 1849 und 1859 sind zum Vergleich unbrauchbar, nicht nur, weil die Berufseinteilung anders war, als seit 1889, sondern auch, weil damals das allerwichtigste für die Erforschung sozialer Entwickelungstendenzen: die gesonderte Zählung von Arbeitern, Unternehmern und Zwischenpersonen, unterlassen worden ist. 1889 ist die Statistik besser angelegt worden. Man hat die verschiedenen Berufe in 35 Berufsgruppen eingeteilt und innerhalb jedes Berufes gesondert gezählt:

A: die Unternehmer, welche ihren Betrieb für eigene Rechnung führen.

B: die Unternehmer, welche einen Betrieb für fremde Rechnung leiten, zum Beispiel die Direktoren einer Aktiengesellschaft.

C: diejenigen, welche in einem Betrieb Aufsicht führen oder Kontrolle üben, oder dem Kontor- und Bureaupersonal angehören.

D: die gewöhnlichen Arbeiter oder Bediensteten.

Diese Einteilung hat man auch 1899 beibehalten, so dass wir jetzt ziemlich gute Vergleichsziffern haben. In der folgenden Übersicht sind die Buchstabenzeichen in dem soeben erklärten Sinne angewandt, die Zahlen der Berufszählung von 1889 denen von 1899 regelmässig vorangestellt. Der Vergleich zwischen den Ergebnissen der beiden Berufszählungen muss uns zeigen, welche Richtung die Entwickelung nimmt: ob die, die ihr von sozialistischer Seite stets angewiesen und vorhergesagt worden ist, oder eine entgegengesetzte, die eine Widerlegung der sozialistischen Anschauungen sehr leicht machen würde.

× × ×

DIE Bevölkerung Hollands ist vom 31. Dezember 1889 bis zum 31. Dezember 1899 gestiegen von 4 511 415 Seelen auf 5 104 137, das heisst um ungefähr 14 %. Diese Steigerung wird, wie ich schon erwähnte, von keinem europäischen Lande übertroffen. Erwerbstätige gab es 1889 1 658 321, 1899 1 932 591; davon waren 1 305 146 respektive 1 498 301 Männer und 353 727 respektive 433 612 Frauen. Die Zunahme an Erwerbstätigen betrug also für Männer 15 %, für Frauen 22,5 %.

DIE verschiedenen Erwerbszweige sind in 5 Hauptgruppen zusammenzufassen, welche folgende Zahlen Erwerbstätiger aufweisen.

	1889	1899	Zunahme
Industrielle Betriebe	532,273	652,471	24 %
Landwirtschaftliche Betriebe . . .	524,624	570,276	8½ „
Handelsbetriebe	268,730	332,223	32 „
Jagd und Fischerei	16,650	22,495	36 „
Freie Berufe (darunter alle Dienstboten und Beamten)	316,044	355,126	10 „

DIE frappanteste Ziffer in dieser Gruppierung ist natürlich die der **Landwirtschaft**. Wohl nahm die Zahl der in ihr Erwerbstätigen absolut zu. Diese Vermehrung blieb aber sehr weit hinter der der Bevölkerung zurück. Während 1889 von je 100 Erwerbstätigen 35 auf die Landwirtschaft fielen, waren es 1899 nur noch 30,5. Die Zunahme der in **freien Berufen** Tätigen spiegelt sich in den Zahlen nicht vollständig wieder. Verschiedene Gruppen, wie zum Beispiel Schreiber, Buchhalter, sind von hier auf die Handels- und anderen Betriebe übernommen worden.

DIE industriellen Betriebe sind in 17 Untergruppen geteilt, welche wir gesondert betrachten müssen, um ein klares Bild zu bekommen.

I. Herstellung von Steingut, Porzellan, Glas und Steinen

A:	1 033	944
B:	138	135
C:	429	1 271
D:	16 578	22 795

Man erkennt bei dieser ersten Berufsgruppe sofort die Konzentrationstendenz. Die Zahl der Unternehmer nimmt selbst absolut ab, die der Lohnarbeiter stark zu. Im ganzen vermindert sich die Zahl der Selbständigen (A und B) von 1171 auf 1079, also um 9%, steigt die der Abhängigen (C und D) von 17 016 auf 24 066, also um 45%.

II. Diamantbearbeitung

A:	33	731
B:	4	16
C:	15	107
D:	10 395	9 097

Von einer so starken wirklichen Vermehrung der Unternehmer in dieser Industrie kann natürlich keine Rede sein. Der Anschein dieser Zunahme wird dadurch hervorgerufen, dass man 1889 den eigentlichen Unternehmer in der Diamantindustrie, den Juwelier, unter die Kaufleute gerechnet hatte, während man ihn diesmal hierher übertragen hat als Unternehmer in der Diamantindustrie. Der Rückgang in der Arbeiterzahl hat zwei Ursachen. Einmal machen die zahlreichen Krisen in diesem Gewerbe die Arbeitslosigkeit fast chronisch, andererseits hat der Fachverein der Diamantarbeiter den Zugang zu diesem Beruf vorläufig abgeschlossen. Der dahingehende Beschluss wirkte 1899 schon drei Jahre und wurde erst 1904 wieder aufgehoben.

III. Buch- und Steindruckerei, Gravure, Photographie u. s. w.

A:	1 044	1 281
B:	44	82
C:	131	1 045
D:	8 810	11 473

Das Bild dieser Gruppe wird durch die Zusammenfassung richtig wiedergegeben. Von der Vermehrung der Selbständigen mit 239 fällt mehr als die Hälfte auf die Photographie. Diese beschäftigt nur ein Dreizehntel von den gesamten Erwerbstätigen dieser Gruppe. Von den Unternehmern zählt sie aber ein Drittel. Die Zahl der Schriftsetzer stieg von 4319 auf 6389, die der Drucker von 2151 auf 2514. 1889 kamen auf jeden Buchdruckereiunternehmer 8 Schriftsetzer und 4 Drucker; 1899 auf jeden Unternehmer 11 Schriftsetzer und 5 Drucker.

In der Gesamtgruppe stiegen:
die Selbständigen von 1 088 auf 1 363 = 27 %,
„ Lohnarbeiter „ 8 941 „ 12 518 = 48 %.

IV. Baubetriebe (dazu zählen Unterhalt und Reinigung von Gebäuden, Strassenanlagen u. s. w.)

A:	31 824	33 161
B:	375	354
C:	1 778	3 561
D:	87 008	107 824

Auch hier haben wir eine Zunahme, sowohl der Unternehmer, als der Arbeiter. Aber wer ist im Baubetrieb nicht Unternehmer? Die Zahl der Zimmer- und Maurermeister verminderte sich von 13 962 auf 13 546 und von 5253 auf 5053. Die Gesamtgruppe ergab, dass sich vermehrten:
die Selbständigen von 32 199 auf 33 515 = 4 %,
„ Lohnarbeiter „ 88 786 „ 111 485 = 25 %.

V. Chemische Fabriken (Herstellung von Kerzen, Schwefelhölzern, Pulver, Farben, Seife u. s. w.)

A:	1 030	1 227
B:	145	177
C:	1 062	1 966
D:	2 680	6 862

Hier nahmen die Selbständigen von 1175 bis 1384 um 20%, die Lohnarbeiter von 3742 bis 8828 um 135% zu.

VI. Holzindustrie (Möbelfabrikation, Böttcherei, Korb- und Flechtarbeit, Strohflechterei, Herstellung von Korken)

A:	11 515	11 523
B:	99	123
C:	311	858
D:	25 462	26 316

Der Grad der Zunahme wird hier stark herabgedrückt durch den raschen Verfall der Böttcherei. In diesem Gewerbe fiel die Zahl der Unternehmer von 1878 auf 1449, die der Arbeiter von 3825 auf 2823. Hauptgründe hierfür sind, dass die Bauern es fast allgemein aufgegeben haben, Butter und Käse selbst herzustellen, und dass der Maschinenbetrieb in der Böttcherei das Handwerk verdrängt. Die meisten *Unternehmer* leisten nur noch Flickarbeit auf dem Lande. In der Möbeltischlerei sank die Zahl der Unternehmer von 2043 auf 1858, stieg die Zahl der Arbeiter von 5456 auf 6223. Dabei ist noch zu erwähnen, dass viele verwandte Gewerbe, wie die Fabrikation von Billards, die Drechslerei u. s. w., nicht 1889, wohl aber 1899 gesondert gezählt worden sind.

Das Gesamtbild der Gruppe zeigt allerdings fast absoluten Stillstand. Nur nahm die Zahl der Arbeiter um 6% zu, während die Unternehmerzahl sich völlig gleich blieb.

VII. Kleidung und Reinigung			
	A:	40 276	47 804
	B:	314	388
	C:	379	1 251
	D:	34 676	42 124

Diese Gruppe umfasst als Unternehmer unter anderm 3000 Barbiere, 5000 Wäscherinnen und Plätterinnen. Die Zahl der selbständigen Schneider stieg von 11 358 auf 24 856. Bekanntlich sind diese Leute aber nur gewöhnliche Heimarbeiter, welche von Zeit zu Zeit auch als selbständige Unternehmer auftreten. Selbst in dieser Gruppe stieg aber doch die Zahl der Selbständigen nicht so stark, wie die der Lohnarbeiter.

Die ersteren gingen von 40 580 auf 48 192 hinauf = 4,5 %,
„ zweiten „ „ 35 055 „ 43 375 „ = 6,0 %.

VIII. Kunstgewerbe (Bildhauerei, Ornamentarbeit, Dekoration, Kunstblumenfabrikation u. s. w.)			
	A:	632	491
	B:	—	3
	C:	10	53
	D:	956	1 137

IX. Fabrikation und Bearbeitung von Leder, Wachstuch, Kautschuk u. s. w.			
	A:	16 805	17 321
	B:	104	142
	C:	117	499
	D:	20 396	21 864

Diese Gruppe wird fast ganz beherrscht durch die Schuhmacherei, in der die Unternehmer von 15 125 auf 15 794 stiegen, die Lohnarbeiter von 16 861 auf 16 225 sanken. Dies Ergebnis ist so zu erklären, dass die Schuhreparateure zunahmen, das neue Schuhwerk aber mehr und mehr fabrikmässig hergestellt wurde. Und die Schuhflicker sind ja meistenteils selbständig!

Das Verhältnis in dieser Gruppe blieb vollständig konstant.

X. Steinkohle und Torf			
	A:	1 159	1 067
	B:	81	63
	C:	160	322
	D:	13 971	14 803

In den Steinkohlenbergwerken arbeiteten 1889 1328 Arbeiter, 1899 2375. Die Torfgräberei blieb also stationär. Die ganze Gruppe zeigt eine Abnahme der Selbständigen um 10%, ein Anwachsen der Lohnarbeiter um 8%.

XI. Metallbearbeitung (Gold- und Silberarbeit, Schlosser- und Schmiedearbeit, Herstellung von Eisendraht, Öfen, Blech-, Zinn-, Stahl- und Kupferwaren u. s. w.)			
	A:	9 493	9 364
	B:	130	162
	C:	260	1 014
	D:	31 750	29 784

In dieser Gruppe ist jeder Dorfschmied und alles, was sonst in der Metallbearbeitung Kleinbetrieb ist, mitgerechnet. Dass die Zahl der in diesem Gewerbe arbeitenden Personen absolut abnahm, rührt daher, dass eine Masse von diesen Dingen, zum Beispiel Hausgerät, jetzt fabrikmässig hergestellt und meist vom Auslande eingeführt wird.

XII. Fabrikation von Dampf- und anderen Maschinen			
	A:	2 563	2 801
	B:	34	108
	C:	393	1 930
	D:	3 466	15 113

In diesen Zahlen steckt ein gut Teil industrieller Entwickelung. In die Zahl von 2801 Unternehmern sind mit einbegriffen 1489 selbständige Uhrmacher, welche insgesamt keine 1000 Arbeiter beschäftigen, und 330 — Scherenschleifer! Fabrikanten gab es nur 258, und diese hatten 11 605 Lohnarbeiter in Dienst, gegen 887 (achthundertsiebenundachtzig) im Jahre 1889!
In der Elektrotechnik verdoppelte sich die Zahl der Unternehmer, verneunfachte sich aber die Zahl der Arbeiter.
Die Fahrrad- und Automobilfabrikation beschäftigte 1889 in Holland — 13 Menschen, 1899 zählte sie: A: 139; B: 22; C: 120; D: 977.
In der ganzen Gruppe stiegen:
die Selbständigen von 2597 auf 2909 = 12%,
„ Gehilfen „ 3859 „ 17 043 = 330%.

XIII. Schiffs- und Wagenbau			
	A:	3 249	3 362
	B:	65	65
	C:	240	861
	D:	10 172	18 449

In dieser ziemlich grossen Zahl Selbständigen sind natürlich alle sogenannte *Schiffsmacher* enthalten, welche in einem Lande wie Holland mit seiner kolossalen Binnenschiffahrt in jeder Landesecke sitzen, um kleine Reparationen an vorüberfahrenden Schiffen zu machen. Die Unternehmerschaft im wirklichen Schiffs b a u ist sehr klein. Jedenfalls stehen wir hier vor einer starken Konzentration.
Die Selbständigen stiegen von 3314 auf 3427 = 3,5 %,
„ Lohnarbeiter „ „ 10 412 „ 19 310 = 90 %

XIV. Papierfabrikation und -verarbeitung			
	A:	675	667
	B:	18	28
	C:	118	357
	D:	4 189	5 940

Die Papier- und Kartonfabrikation allein beschäftigte 1889 56 Unternehmer und 1871 Arbeiter; 1899 waren es noch immer 56 Unternehmer, aber Arbeiter zählte man 2886! Von den 667 Unternehmern der Gruppe sind 478 Buchbinder.
Die Gesamtlage ist:
Die Selbständigen stiegen von 693 auf 695 = 0 %,
„ Lohnarbeiter „ „ 4307 „ 6297 = 46 %.

XV. Textilindustrie			
	A:	3 172	2 773
	B:	160	163
	C:	746	1 777
	D:	39 350	34 773

Also eine absolute Abnahme der in diesem wichtigen Gewerbe Beschäftigten.
Diese Abnahme betrifft drei Gruppen: die Faserstoffverarbeitung, die Spinnerei und die Seilerei. Es ist gewiss der Mühe wert, diese Unterabteilungen näher anzusehen.

1. Faserstoffverarbeitung (Bearbeitung von Flachs und Hanf)	A:	342	78
	B:	28	6
	C:	48	59
	D:	4 331	1 510
2. Spinnerei	A:	702	163
	B:	47	7
	C:	335	158
	D:	18 160	7 289

Hier stehen wir vor einem riesig schnellen Verschwinden der altmodischen Arbeitsweise. So gab es 1889 noch einige Hundert Wollkämmer, 1899 noch 3. Die Flachs- und Hanfverarbeitung wird jetzt immer mehr maschinell betrieben. Bei der Spinnerei wird die Heimindustrie wie von einem grossen Besen weggefegt.

3. Seilerei			
	A:	776	372
	B:	160	12
	C:	746	82
	D:	7 232	2 033

Hier ist die Handtaufabrikation fast völlig verschwunden. Denn trotz dieser Abnahme der Seiler stieg die Ausfuhr von Seilen schneller, als die Einfuhr.

Im Gegensatz zu den hier erwähnten Gruppen der Textilindustrie stehen die Weberei und Strickerei. Diese beschäftigten

A:	1 449	1 932
B:	40	118
C:	264	1 279
D:	12 073	29 009

Hier findet also eine riesige Zunahme und schnelle Konzentration statt.
Die Selbständigen stiegen von 1489 auf 2050 = 34 %,
„ Lohnbeziehenden „ „ 12 337 „ 30 288 = 150 %.
Die ganze Textilindustrie befindet sich aber, wie sehr gut erkennbar ist, in einer Übergangsperiode.

XVI. Gas und Elektrizität

A:	42	27
B:	82	97
C:	10	650
D:	689	3 711

In solch modernen Betrieben ist das Bild deutlich genug.
Hier blieb die unbedeutende Zahl der Selbständigen sich fast gleich, während die Lohnarbeiter um 500% zunahmen.

XVII. Nahrungs- und Genussmittel

A:	24 899	27 909
B:	776	1 182
C:	1 326	6 460
D:	57 326	78 751

In dieser Gewerbegruppe gibt es eine grosse Zahl von Betrieben, in welchen der Kleinbetrieb überwiegend bleiben wird, und doch hat kein einziges Gewerbe sich ganz dem Konzentrationsprozess entziehen können. So die

Bäckerei

A:	11 637	12 878
B:	48	251
C:	274	1 313
D:	18 609	22 754

Die Selbständigen stiegen also um 11, die Lohnarbeiter um 27%.

Fleischerei

A:	7 092	8 664
B:	58	153
C:	56	306
D:	7 699	10 996

Die Selbständigen nahmen also zu um 25, die Gehilfen um 45%.
Eine stärkere Konzentration fand zum Beispiel statt in der

Zuckerindustrie

A:	38	25
B:	49	56
C:	133	467
D:	2 613	3 130

Also eine Abnahme der Selbständigen gegen eine Zunahme der Lohnbeziehenden um fast 50%. Und in der

Bierbrauerei

A:	756	500
B:	79	78
C:	100	495
D:	2 399	2 581

Also eine Abnahme der Selbständigen um 50% gegen eine Zunahme der Gehilfen um 25%. Ganz gleich ergeht es der

Schnapsbrennerei

A:	378	271
B:	18	38
C:	135	598
D:	2 247	2 581

Eine Abnahme der Selbständigen um 25% gegen eine Zunahme der Gehilfen um 35%. Die ganze Gruppe der Nahrungs- und Genussmittel ergab eine Vermehrung:
der Selbständigen von 25 675 auf 29 091 = 13 %,
„ Lohnbeziehenden „ 58 652 „ 85 211 = 45 %.
Die gesamten industriellen Betriebe beschäftigten:

1889:		1889:		1899:		1899:	
A:	149 444	C:	7 485	A:	162 433	C:	23 993
B:	2 469	D:	371 901	B:	3 332	D:	460 816

Die Selbständigen stiegen von 151 913 auf 165 765 = 9½ %.
„ Lohnbeziehenden „ „ 379 386 „ 484 809 = 27½ „.
1889 kamen auf jeden Selbständigen 2,5 Gehilfen; 1899 auf jeden Selbständigen 3,0 Gehilfen. Ich vermute, dass, wenn man einmal in Holland eine Betriebszählung vornimmt, diese Konzentrationstendenz weit stärker hervortreten würde; denn die Berufszählungen bleiben immer noch unklar durch die Zusammenfassung verschiedener Berufe, welche oft nur sehr wenig miteinander zu tun haben.

ÜBER die Landwirtschaft ist ein einleitendes Wort notwendig. Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, dass in Holland von den 2 369 018 Hektar kultivierten Bodens 1 186 066 Hektar Grasland und nur 868 469 Hektar Ackerland ist. Der grösste Teil des Bodens ist also für die Viehzucht und Molkerei bestimmt. Wenn trotzdem der Ackerbau sieben Achtel aller in der Landwirtschaft Tätigen beschäftigt, so ist dieses Ergebnis nur daraus zu erklären, dass da, wo der Ackerbau den Hauptteil eines Bauerngutbetriebes ausmacht, alle Leute ganz beim Ackerbau mitgezählt sind, obschon sie einen Teil und oft einen grossen Teil ihrer Arbeitskraft auf die Viehzucht und Molkerei verwenden. Ferner hat in Holland seit einem Jahrzehnt ein starker Rückgang der *Wüste Grunden* stattgefunden. Diese verringerten sich von 712 514 Hektar im Jahre 1889 auf 589 072 Hektar im Jahre 1899. Auf diese 123 000 Hektar Heide hat man eine ganze Masse *selbständiger* Landbauern gesetzt, die, was die Zahl der Beschäftigten anlangt, den Ackerbau auf einer gewissen Höhe gehalten haben. Im allgemeinen aber wird seit ein paar Jahren das Grasland wieder sehr schnell vermehrt, seitdem nämlich die Viehpreise wieder hoch geworden sind. Dagegen vermindert sich der Getreidebau. Die mit Weizen bebaute Fläche umfasst 1899 nur noch 54 452 Hektar gegen 85 376 im Jahre 1889. Die so gewonnene Fläche wird grösstenteils in Grasland verwandelt, der Rest mit Zuckerrüben bepflanzt. Der Getreidebau, der guten Boden braucht, lohnt eben die Mühe nicht in einem Lande, wo der Boden so teuer ist. Daher sind unter der Rubrik *Ackerbau* eine grosse Menge Menschen mitgezählt, welche erst seit wenigen Jahren auf einem Stückchen kultivierter Heide etwas Ackerbau treiben, deren Produkt aber in keinem Verhältnis steht zu der grossen Zahl von Personen, die in der Berufsstatistik figurieren. In Wahrheit nimmt die landwirtschaftliche Bevölkerung viel schneller ab, als die Zahlen zeigen. Die Konzentration hat aber fast immer einen Fortschritt im Gewerbe zur Voraussetzung, erfordert neue höhere Produktionsweisen. Werden diese nicht angewandt, so verfällt das ganze Gewerbe, wenigstens wenn es nicht durch Schutzzölle erhalten wird.

XVIII. Die verschiedenen landwirtschaftlichen Gruppen ergaben:

Ackerbau	A:	134 072	151 887
	B:	2 210	2 326
	C:	143	1 938
	D:	327 779	341 649
Viehzucht	A:	15 265	14 344
	B:	187	207
	C:	51	180
	D:	17 966	22 157
Gartenbau, Obst-, Blumenzwiebel- und Blumenkultur	A:	9 022	12 089
	B:	234	281
	C:	244	486
	D:	15 363	18 148

Forstwesen	A:	402	1 026
	B:	10	29
	C:	60	284
	D:	1 626	3 309
Insgesamt	A:	158 761	179 344
	B:	2 638	2 783
	C:	498	2 888
	D:	362 727	395 263

Das bedeutet eine Zunahme der Selbständigen um 13, der Gehilfen um 10%. Ein Stück moderner Entwickelung steckt in den Ziffern der Viehzucht. Da haben wir eine Abnahme der Selbständigen und eine Zunahme der Lohnarbeiter um 24%. Hierbei ist aber zu bemerken, dass die Butter- und Käsefabrikation, welche doch der Viehzucht annex ist, jetzt fast überall fabrikmässig getrieben wird und an die Industrie übergegangen ist. Sie steht da unter der Nahrungsmittelfabrikation und umfasst:

A:	211	539
B:	70	396
C:	65	746
D:	941	3 797

Diese Gruppe hat die, welche Viehzucht treibt, von einem ganz gewaltigen Stück Arbeit entlastet, ihr rasches Anwachsen beweist, wie schnell in manchen Zweigen der Landwirtschaft die Industrialisierung vor sich geht.

Im ganzen muss anerkannt werden, dass angesichts dieser Zahlen von einer Betriebskonzentration keine Rede sein kann, was auch die Zahl der Betriebe schon beweist. Bemerkenswert ist, dass in den beiden Provinzen, in denen der Grossbetrieb vorherrscht, in Seeland und in Groningen, die Zerbröckelung am stärksten ist. Diese Berufszählung beweist also nochmals, was schon die Programmrevisionskommission der niederländischen Sozialdemokratie berichtete, dass in Holland eher eine Verkleinerung, als eine Konzentration der landwirtschaftlichen Betriebe zu konstatieren ist.

XIX. Jagd und Fischerei	A:	5 962	7 234
	B:	194	205
	C:	361	980
	D:	10 133	13 877

Zählt man die Seefischerei gesondert, so bekommt man ein anderes Bild.

Seefischerei	A:	2 899	3 311
	B:	142	153
	C:	101	567
	D:	7 860	11 487

Dieser weitaus wichtigste Zweig der Fischerei, in dem moderne Apparate notwendig sind, zeigt also eine bedeutende Konzentration.
Die Selbständigen vermehrten sich von 3041 auf 3466 = 13 %,
„ Lohnarbeiter „ „ „ 7961 „ 12 054 = 50 %.

SCHON die oben mitgeteilten allgemeinen Zahlen deuteten den Aufschwung an, den die Handelsbetriebe in Holland in den letzten zehn Jahren gewonnen haben. Der Handel beschäftigt naturgemäss verhältnismässig wenig Arbeiter; denn seine Aufgabe besteht nur darin, die von anderen produzierten Waren hin und her zu schaffen und unter die Konsumenten zu verteilen. Wenn trotzdem in Holland 17% aller Erwerbsfähigen im Handel ihren Unterhalt verdienen können, so ist das neben der günstigen Lage des Landes dem Umstand zu verdanken, dass eine Freihandelspolitik dem Handel bis jetzt kein einziges Hemmnis in den Weg gelegt hat. Pro Kopf der Bevölkerung überragt der holländische Handel noch bei weitem den englischen. Dabei ist natürlich eine Masse Transithandel; aber gerade dieser beschäftigt eine grosse Zahl von Hafenarbeitern, Seeleuten, Binnenschiffern u. s. w.

DAS niederländische statistische Bureau teilt die Handelsbetriebe in vier Gruppen (XX bis XXIII):

XX. Warenhandel	A:	88 979	108 176
	B:	2 935	3 920
	C:	16 408	33 659
	D:	18 984	40 345

Hier stieg also die Zahl der Selbständigen um 22,5, die der Gehilfen um 110%.

XXI. Verkehrswesen (darunter Eisenbahn, Schiffahrt, Post und Telegraphie, Hotel- und Wirtshauswesen, Fuhrwesen u. s. w.)	A:	35 796	39 054
	B:	2 552	3 346
	C:	8 044	18 962
	D:	84 863	74 617

Wir stehen hier vor einer nicht ganz leicht zu erklärenden Verminderung der Arbeiterzahl. Die Lastträger sind von 23 148 auf 2755 zurückgegangen! Zum grössten Teil dürften sie wohl unter die Rubrik *Losse Arbeiders* (Arbeiter ohne bestimmtes Fach) gebracht worden sein; denn diese hat ausserordentlich stark zugenommen. In der Kategorie der Selbständigen ist die Gruppe der Spediteure, die 1889 318 zählten, 1899 auf 2547 Köpfe angewachsen. Wahrscheinlich hat man auch hier den selben Dingen andere Namen gegeben.

XXII. Kredit- und Bankwesen	A:	80	1 053
	B:	399	416
	C:	180	3 730
	D:	49	674

Ein Kommentar wäre auch hier gewiss nicht überflüssig; aber die Namen der Berufsgruppen geben uns keinen. 1899 finden wir ganz neue Kategorieen, die sicherlich 1889 unter ganz anderen Bezeichnungen aufgeführt worden sind.

XXIII. Versicherungswesen	A:	147	15
	B:	918	137
	C:	—	312
	D:	33	1 570

Die gesamten Handelsbetriebe zählten:

A:	125 180	138 525	C:	27 513	59 264
B:	13 064	8 099	D:	103 970	116 337

Einem Anwachsen der Selbständigen um 6 % steht das der Lohnempfangenden um 35 % gegenüber.

BEI den freien Berufen brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten; eine einfache Aufzählung zur Vervollständigung des Materials genügt.

Ärzte, Advokaten, Ingenieure, Künstler, Journalisten u. s. w. (Die Verminderung entfällt ganz auf die Schreiber und Buchhalter)	30015	13110
Krankenpflege und Versorgung	3782	8485
Dienstboten aller Art	166495	176092
Losse Arbeiders (Arbeiter ohne bestimmten Beruf)	25164	33296
Im Staatsdienste (Staatsbetriebe ausgeschlossen)	34436	34246
Im Provinzialdienst	886	750
Im Gemeindedienst (Gemeindebetriebe ausgeschlossen)	25299	28963
Im Dienste eines *Polders*	2604	3315
Im Kirchendienst	12208	9597
Insgesamt in freien Berufen	316081	358012
Pensionierte	5540	7072
Ohne Beruf	2853281	3173431

× × ×

ZÄHLEN wir in den vier Hauptberufsgruppen die Selbständigen und die Unselbständigen zusammen, so erhalten wir

	1889	1899	Zunahme
Selbständige	457 712	501 954	9,70 %.
Lohnempfänger	884 588	1 073 438	20,25 %.

Wir haben also als Endresultat der niederländischen Berufszählung in dieser Hinsicht zu verzeichnen, dass die Zunahme der Lohnarbeiter mehr als doppelt so schnell ist, wie die der selbständigen Gewerbetreibenden.

ES liesse sich ja über die Selbständigkeit der *Selbständigen* ja noch vieles sagen, aber wir unterlassen es. Auch ohne das beweist diese niederländische Berufszählung, dass die industriellen und Handelsbetriebe im ganzen einer schnellen Konzentration unterworfen sind, und dass nur die Landwirtschaft eine entgegengesetzte Tendenz zeigt. Wenn auch in manchen Zweigen der Industrie die Tendenz zur Konzentration nur schwach wirkt, so tritt doch auch in Holland die verhältnismässig schnellere Vermehrung des Proletariats, wie sie in fast allen Ländern bei den Betriebs- und Berufszählungen bewiesen ist, klar zu Tage. Demnach kann für die industriellen und Handelsbetriebe die Konzentrationsklausel des sozialdemokratischen Programms für Holland aufrechterhalten werden.

KONRAD FINK · VOM BÄCKERGEWERBE

IN diesen Tagen findet in Hamburg die Generalversammlung der Organisation der deutschen Bäckereiarbeiter statt: die zehnte seit ihrem Bestehen. Es ziemt sich, zu diesem Ehrentag der Bäcker einen Blick zu werfen auf das Gewerbe selbst und das Tätigkeitsfeld der Organisation: er bietet genug des Interesses auch für die Allgemeinheit.

DAS Bäckergewerbe ist in seiner Konstruktion ein recht merkwürdiger Betrieb. Von den Bäckern hat die Menschheit nur verlangt, nie aber mitgeholfen, die Herstellung des Verlangten so zu gestalten, dass sie der Wichtigkeit des Produktes entsprach. Man hat es den Bäckern überlassen, sich einzurichten, und niemand hat darnach gefragt: wie, wann, wo und unter welchen Verhältnissen wird unser wichtigstes Nahrungsmittel hergestellt? So haben die Bäcker, um den Anforderungen gerecht zu werden, zur Nachtarbeit gegriffen. Der Bäcker hat sich dieses Los — heute nach allgemeinen Begriffen kein menschenwürdiges — selbst geschaffen, aber das Publikum war der Anlass dazu, und heute tut es gar nichts, um die Nachtarbeit mit beseitigen zu helfen. So sind die Bäcker darauf angewiesen, sich selbst zu helfen. Die Nachtarbeit gab denn auch stets den Stoff zu regen Verhandlungen; man agitierte und suchte dem Publikum, sowie den Behörden klar zu machen, wie schädlich die Nachtarbeit auf die Gesundheit wirke, und wie leicht sie auf gesetzlichem Wege ganz oder zum grössten Teile abzuschaffen sei.

ALLEIN die Nachtarbeit ist nun etwas Altgewohntes, und daher kommt es auch, dass die Bäckermeister sich für die Beibehaltung erklären. Unter dem Schutze der Nacht ist es auch so leicht, die Arbeiter zahm zu erhalten und das Backen selbst an Orten vornehmen zu lassen, die oft nichts als reine Pesthöhlen sind und allem anderen eher gleichen, denn einer Werkstätte zur Herstellung eines Nahrungsmittels, das täglich in Massen konsumiert wird. Mit diesem Konsum werden daher Tausende und Abertausende von Krankheitserregern mit in das Volk geschleppt. Wäre die Tagarbeit auch im Bäckergewerbe herrschend, so würden wir gewiss keine Bäckerwerkstätte 3, 4 und mehr Meter tief in der

Erde finden, ein Tummelplatz aller schädlichen Keime. Und wäre das vielleicht nicht besser für das Wohl und Wehe der Bäckereiarbeiter, wie für das Publikum? Nun, was von Natur so schädlich und unhaltbar ist, wie die Einrichtung der Nachtarbeit im Bäckereibetriebe, kann auf die Dauer nicht bestehen, wenn es sich auch durch einige Jahrhunderte hindurchgeschleppt. Der fortschreitende Geist der Menschheit und das wachsende Verständnis in der Masse des Volkes für ihr eigenes Wohlergehen wird schon dafür sorgen, dass die Herrlichkeit der Nachtarbeit für die Bäcker allmählich ein Ende nimmt.

EIN weiteres Charakteristikum des Bäckergewerbes ist der Kost- und Logiszwang im Hause des Meisters. Obwohl dieses Verhältnis genug der Mängel für die Arbeiter in sich birgt, ist es doch weniger bösartig in seinen Erscheinungen, als die Nachtarbeit. Es ist überhaupt nur die Folge der selben und kann auch leichter beseitigt werden, als diese. Das hat auch die Organisationsverwaltung eingesehen. Sie lässt nie einen Streik beginnen, der die Beseitigung der Nachtarbeit bezweckt. Stets ist die Parole auf das andere, von dieser abhängige System gerichtet.

WENN die Nachtarbeit beseitigt werden soll, müssen zuerst die Mängel, die sich durch sie erst so recht eingebürgert haben, verschwinden. Zu ihnen gehört auch die Sonntagsarbeit. Während andere Arbeiter, während die frommen Vertreter des Bürgertums es für etwas ganz Selbstverständliches halten, dass der Sonntag geheiligt wird, mutet man dem Bäcker zu, gerade für diese Propagandisten der Sonntagsruhe sich abzurackern. Wie schwer es den Bäckereiarbeitern gemacht wird, ihre Forderungen auf Abschaffung des Kost- und Logiszwanges und der Sonntagsarbeit zur Geltung zu bringen, mag wohl am besten die Tatsache beweisen, dass man das gewiss von jedermann zu billigende Verlangen auf drei freie Tage im Jahre (zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten) selbst an Regierungsstellen abschlägig beschieden hat, ohne dafür andere Gründe zu haben, als die, dass die Konkurrenz es nicht zulasse oder dass die Krankenhäuser und sonstigen Anstalten auch Sonntags mit frischer Ware versehen werden müssen. Man scheint am Regierungstische zu fürchten, die Bäckermeister würden — Sozialdemokraten werden, wenn man ihnen nicht im Verordnungs- oder auch Ablehnungswege die Möglichkeit gibt, ihre Arbeiter in ihrer Art auszubeuten. Es gibt Betriebe, die Sonntags oft noch mehr, als das Doppelte der Wochentage, zu tun haben. Wenn zu einer solchen Arbeitsleistung nicht gute Arbeitskräfte oder gar nur Lehrjungen beisammen sind, ist nicht die geringste Möglichkeit vorhanden, in der vorgeschriebenen Zeit bis 8 Uhr morgens, längstens aber in 12 Stunden, damit fertig zu werden. Allerdings spielt nun da auch die Art der herzustellenden Backwaren eine Rolle. Eine Bäckerarbeit, die möglichst einfache Waren umfasst, wird viel schneller zu bewältigen sein, als eine solche, in der viele feine (Bleche-) Backwaren herzustellen sind. Daher mag es auch wohl kommen, dass die Fälle der Sonntagsarbeitszeitübertretung aus Orten mit komplizierten Bäckereiverhältnissen viel häufiger sind, als in Orten mit einfacher Bäckerei.

WENN man nun im Verhältnis zur Arbeitsleistung die Lohnverhältnisse prüft, so wird man von dem Resultat sicherlich enttäuscht sein. Diese Enttäuschung wird aber noch empfindlicher, wenn man Arbeitsleistung und Lohnverhältnisse anderer gelernter Arbeiter dazu in Vergleich bringt. Es überkommt einen da

das Gefühl, als ob die Bäckermeister mit ihrer gelernten Gehilfenschaft wie mit Tagelöhnern und Gelegenheitsarbeitern umgehen. Die vom Vorstande des Bäckerverbandes herausgegebene Broschüre *Zur Lage der Bäckereiarbeiter*, die Material aus allen Gegenden Deutschlands umfasst, bringt Beweise dafür in Fülle. Wohl die miserabelsten Löhne werden noch in Süd-, West- und Ostdeutschland, sowie in Thüringen bezahlt. Aber nicht allein auf dem Lande, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte: die Städte marschieren hier voran, und es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, dass in den genannten Gegenden Löhne bis zu 5 oder 6 Mark 45 bis 50 % aller Löhne ausmachen. Unter ihnen betragen die von 3 Mark 3 bis 5 %, von 4 Mark ebensoviel, von 5 Mark ungefähr 20 % und endlich von 6 Mark 15 bis 20 %. Welch' ein erbärmlicher Lohn das ist, zeigt ein Vergleich mit den als zum Lohn gehörigen verabreichten Naturalien. Die Wohnung der Bäckergesellen liegt meistens in Winkeln, die zu nichts anderem zu gebrauchen sind. Dafür darf man kaum mehr rechnen, als 40 Pfennig die Woche; für den Frühkaffee mit Brot kann man 92 Pfennig rechnen, für Frühstück 1,65 Mark[1]), für Mittagessen 2,10 Mark, für Abendessen höchstens 2,20 Mark[2]), an Barlohn 6 Mark. Das gibt zusammen den horrenden Lohn von 13 Mark 27 Pfennig. Wenn wir noch dazu in Betracht ziehen, dass viele Bäckermeister selbst ihren Bedarf an Fleisch, Gemüse u. s. w. herstellen, dürfte der Durchschnittslohn kaum so hoch sein, wie ausgerechnet. Also, man sieht: durch das Kost- und Logissystem im Hause des Meisters sind die Gesellen in allem benachteiligt. Die Kost und Verpflegung wird wohl hoch berechnet, aber wert ist sie es nicht.[3]) Man kann also nur dringend wünschen, dass das Kost- und Logiswesen endlich beseitigt wird. Dann ist es ein leichtes, die Sonntagsarbeit im Streikwege abzuschaffen.

EIN gefährlicher Gegner ist dem Bäckergewerbe die Einführung der Gewerbefreiheit geworden. Die in den Beruf einziehende Technik hat die Gefahr wesentlich erhöht. Die Gewerbefreiheit brachte dem Handwerke die Konkurrenz aus dem Berufe fernstehenden Kreisen. Wer Geld genug hatte, konnte Bäckermeister werden, indem er sich eben *das Handwerk kaufte*. Dem Gesellen konnte es gleich sein, von wem er bezahlt wurde. War so die Gefahr der Konkurrenz gross, so wurde sie noch grösser durch die mit Maschinen eingerichteten auftauchenden Betriebe. Die Inhaber solcher waren auch meist blosse Geldbesitzer, die nichts nach den Normen des Bäckermeisters fragten und ihn ruhig niederkonkurrierten. Die Bäckermeister lehnten sich stocksteif auf gegen jede Neuerung. Jene hingegen führten solche ein, machten die Arbeit in ihrem Betriebe leichter und angenehmer, zahlten womöglich auch noch bessere Löhne. Das wirkte auf die Gesellen, zog sie in diese Betriebe und entfremdete sie dem Meister. Dieser sah sich nach anderer, billiger Arbeitskraft um und griff, um dem Gewerbe einen neuen Stamm guter Arbeitskräfte heranzuziehen, zur L e h r l i n g s z ü c h t e r e i. Wie gut das dem Gewerbe bekam, beweist die heute so grosse Arbeitslosigkeit unter den Bäckereiarbeitern. Der alte, tüchtige, im Beruf

[1]) Hier habe ich angenommen, dass ein erheblicher Prozentsatz keine Getränke erhält; deshalb ist der Durchschnitt etwas geringer.
[2]) Hier ist angenommen, dass ein erheblicher Prozentsatz abends warmes Essen erhält; der Durchschnitt stellt sich demgemäss etwas höher, dürfte jedoch kaum so hoch sein, wie angegeben.
[3]) Der Schreiber dieses arbeitet bei einem Bäcker, wo er auch Wohnung hat; diese Wohnung besteht aus zwei Betten von mittlerer Beschaffenheit und zwei Koffern. Seine schriftlichen Arbeiten muss er in der Backstube erledigen; auch dieser Aufsatz riecht nach Mehlstaub.

erfahrene Geselle muss ihm Valet sagen, Tagelöhner werden und für die anderen Arbeiter selbst zum — Lohndrücker. Das ist das Traurigste, was einem gelernten Arbeiter widerfahren kann, und empört gegen die Gesellschaftsordnung. Auch die Bäckereiarbeiter haben das empfunden, und ihr Kampf gegen die Lehrlingszüchterei beweist, wie ernst sie besseren Zuständen entgegenstreben.

MIT der kapitalistischen Produktion im Bäckergewerbe wird auch ein neuer lohndrückender Faktor hineingekommen: die Frauenarbeit, die in Teigwaren- und Oblatenfabriken schon längst heimisch ist. Man denke ja nicht, dass dies unmöglich sei. Mit der Übernahme der schweren Arbeit durch die Maschinen und der Arbeitsteilung steht der Frauenarbeit kein Hindernis mehr im Wege. Über kurz oder lang werden die Unternehmer die *moralischen Bedenken* durchbrechen und zum *vernünftigen Handeln* übergehen.

DAS führt mich unmittelbar zu der Tagesordnung, die für die zehnte Generalversammlung des Verbandes der Bäcker aufgestellt ist. Vor allen Dingen beantragt der Hauptvorstand, auch Frauen und Mädchen, die im Bäckereibetriebe gewerblich tätig sind, zur Organisation zuzulassen. In Anbetracht der kommenden Entwickelung der Arbeitsverhältnisse im Bäckereibetriebe halte ich den Antrag für etwas ganz Selbstverständliches und seine Annahme für sicher.

DIE ersten vier Punkte der Tagesordnung betreffen den Vorstandsbericht. Für meinen Zweck kann es genügen, den selben mit einigen Zahlen und Bemerkungen zu streifen. Die beiden letzten Jahre, besonders aber das Jahr 1904, waren äusserst arbeitsreich. Am besten geht das daraus hervor, dass den Bureauarbeiten des Vorstandes 186 Tage durch Agitationstouren entzogen wurden. Das ist in gewissem Sinne ein äusserst empfindlicher Schaden und wird wohl zur Anstellung eines dritten Beamten, eines Redakteurs, führen. Die Fluktuation unter den Mitgliedern ist sehr gross. Von nahezu 11 000 Aufgenommenen sind etwa 7000 dem Verbande wieder abtrünnig geworden. Das liegt zum grossen Teil daran, dass die Beitragseinkassierung von den Mitgliedschaftskassierern zu flau betrieben wird. Die Kassenverhältnisse haben sich erfreulich gebessert, obwohl die letztjährigen Streiks und die Arbeitslosenunterstützung bedeutende Summen verschlangen. Die Einnahmen betrugen 212 613 Mark. Eintrittsgelder gingen ein 10 961 à 50 Pfennig; Beiträge à 40 Pfennig wurden 324 141 eingezogen und 4486 Streikbeiträge à 1 Mark. Die Ausgaben weisen recht respektable Ziffern auf. So verschlang die Agitation 24 974 Mark; die Arbeitslosenunterstützung 26 693, die Gemassregeltenunterstützung 2472, die Streikunterstüzung an Berufsangehörige 23 755 Mark; endlich findet sich noch mit einer grösseren Ziffer, mit 14 102 Mark, unter den Ausgaben das Verbandsorgan. Trotz alledem schliesst die Hauptkasse einschliesslich der Kassenbestände in den Mitgliedschaften mit einem Bestand von 57 941 Mark ab.

ALS fünfter Punkt steht der Tarifvertrag mit den Konsum- und Genossenschaftsbäckereien auf der Tagesordnung. Er wird wohl einen wesentlichen Teil der Verhandlungen einnehmen und erregte Debatten mit sich bringen. Es wird sich vielleicht empfehlen, diesen Tarif zusammen mit den Tarifen im Bäckergewerbe überhaupt zu besprechen.

VON wesentlicher Bedeutung dürften noch die Verhandlungen über das Unterstützungswesen sein. Es macht sich das Bedürfnis geltend, dieses weiter auszudehnen, besonders die Krankenunterstützung in demselben Verhältnis, wie die Arbeitslosenunterstützung: nach 52 Wochen Mitgliedschaft 42 Tage pro Tag

1 Mark, nach 156 Wochen Mitgliedschaft pro Tag 1,20 Mark und nach 262 Wochen Mitgliedschaft pro Tag 1,50 Mark. Durch diesen Antrag werden besonders die Mitglieder berücksichtigt, die in konsumgenossenschaftlichen Bäckereien beschäftigt sind und dauernd Stellung haben, die Arbeitslosen- respektive Reiseunterstützung also wenig in Anspruch nehmen. Dass derartige durchgreifende Reformen im Unterstützungswesen Geldmittel erfordern, ist wohl jedem klar. Vom Verbandsvorstand ist deshalb beantragt, den Beitrag auf 50 Pfennig pro Woche zu erhöhen. An sich wäre das ja nun sehr zu wünschen. Im Interesse der älteren Mitglieder ist dies durchaus gelegen, und diese werden den höhern Beitrag auch bezahlen. Aber in der Agitation, besonders in den schlechten Gegenden Deutschlands, bei den geringen Löhnen, wird uns die Beitragserhöhung zunächst ein Hemmschuh sein. Denn jungen Leuten, denen das Verständnis für den Zweck des so angelegten Geldes fehlt, bleiben uns fern. Diese rechnen mit den momentanen Ausgaben und damit, dass 50 Pfennig jede Woche bei 5 bis 6 Mark Lohn unbedingt zu viel seien. Auch für unsere Gegner würde das ein Ansporn zu neuen Gehässigkeiten sein, und die Innungsgrössen werden nichts lieber tun, als bei ihren Getreuen über den Verband schimpfen, der schliesslich auch noch den ganzen Wochenlohn verlangt. Natürlich sollen die Bedenken, die ich hier mache, durchaus nicht von der Beratung des Antrags zurückhalten. Er erfordert eine sehr eifrige Diskussion, die wohl recht befruchtend werden dürfte. Uns älteren Mitgliedern wäre es sehr erwünscht, wenn die Beiträge erhöht würden; aber im Allgemeininteresse ist es vorderhand noch nicht gelegen, weil es uns in den schwarzen Winkeln am Fortschreiten hindern würde. Es wird wohl noch zwei Jahre so gehen, bis zum nächsten Verbandstage, wo eine weit grössere Anzahl gut geschulter Mitglieder vorhanden sein dürfte, die es schon eher gestattete, über diesen Punkt schlüssig zu werden.

AUCH der Punkt *Unsere zukünftigen Lohnbewegungen und Streiks* bietet grosses Interesse. Die letzten Kämpfe haben eine Menge Lehren gezeitigt, die nun in praktische Arbeit umzusetzen sind. Es ist nötig, dass die Delegierten sich den Beobachtungen der Personen anschliessen, die auf dem Kampfplatz tätig gewesen sind. Die Lohnbewegungen werden als Tarifbewegungen zu führen sein. Die Bäckerbewegung ist ja überhaupt allgemach in das Stadium der Tarifbewegung getreten, und es legt beredtes Zeugnis für die Fortschritte der Bäckereiarbeiter ab, dass die Erfolge auf diesem Gebiet nicht ausgeblieben sind. Daher hat es gar keinen Zweck, bei Lohnbewegungen sofort mit Streik zu drohen. Die leitenden Personen in der Organisation werden der gleichen Ansicht sein und auch darnach handeln. Ein magerer Tarif kann auf jeden Fall mehr einbringen, als eine fette Streikrechnung. Bei Streiks in der Bäckerbewegung kann es sich vorderhand nur um A n g r i f f s streiks handeln. Denn so viel haben die Bäcker noch nicht errungen, dass sie einen Abwehrstreik zu führen brauchten. Die Korporationen, die einen Tarifvertrag abgeschlossen haben, werden sich hüten, sich in Unruhe, in Sorgen zu stürzen. Und die Bäckermeister in den anderen Städten haben nichts zu brechen, nichts zurückzugehen, weil sie keine Verpflichtungen eingegangen sind.

BEMERKENSWERT ist die geistige Schulung, die sich in den Anträgen der Mitglieder zur Generalversammlung offenbart. Im Gegensatz zum letzten Verbandstage, wo die Zahl der Anträge — meist recht unüberlegt gestellt von

jungen Einzelmitgliedern — fast 400 erreichte, sind es diesmal bedeutend weniger und weit stichhaltigere, über die sich immerhin diskutieren lässt.

BETRACHTEN wir nun noch zum Schlusse kurz die Bedeutung der Bäckerorganisation und ihrer Kongresse für die Kollegenschaft im Berufe im besonderen, für das Publikum im allgemeinen.

WENN es je eine Korporation im Berufe gab und gibt, die die Interessen der Arbeit, ganz gleich ob vom Arbeitgeber oder -nehmer geleistet, vertritt, so ist es die Organisation der Arbeiter. Sie ist die einzige Korporation, die die Schäden an der Wurzel fasst, um das Gewerbe zu reformieren, die Schleuderkonkurrenz und sonstige Mängel beseitigt und so dem Gewerbe im modernen Sinne zur Gesundung verhilft. Sie klärt die Kollegen auf und schult sie zu Männern, die wissen, was sie zu erfüllen und zu verlangen haben. Sie veranstaltet Erhebungen über hygienische und sonstige Verhältnisse und beeinflusst die Gesetzgebung durch ihr zusammengetragenes Material.

DAS Publikum sollte der Bäckerbewegung noch bedeutend mehr Aufmerksamkeit schenken, als das bis jetzt geschehen ist; denn es ist gerade so gut an der Brotproduktion interessiert, wie die Bäckereiarbeiter selber. Das Publikum, und besonders die Frauen, die doch hin und wieder gelegentlich einer Hausbäckerei in die Bäckerwerkstätten kommen, sollten sich nach der Beschaffenheit der Räume, der Reinlichkeit der Geräte und Tücher umsehen, was mit wenigen Blicken geschehen kann, und Missstände unverzüglich zur Anzeige bringen. Aber darin hapert es gewaltig, und es ist zu verurteilen, wenn Arbeiterfrauen an diesen Dingen kein Interesse zeigen, die ihnen selbst und ihren Kindern zu gute kommen würden. Gerade die Frauen, die den Haushalt zu besorgen haben, könnten die Bäckergesellen in ihrem Kampfe bedeutend unterstützen.

FÜR die Bäckergesellen bleibt die Pflicht, die jungen, am Orte gewonnenen Mitglieder daselbst zu halten. Wo schlechte Lohnverhältnisse sind, herrscht unter den Organisationsmitgliedern selbst Uneinigkeit. Das ist grundverkehrt, weil es die jungen Leute der Organisation entfremdet und sie vom Orte wegtreibt. Und wenn man an solchen Orten es stets mit neuen Elementen zu tun hat, ist es schwer, Fortschritte zu machen. Das muss aufhören. Es soll ja keinem jungen Menschen verwehrt sein, sich die Welt anzusehen; gleichwohl erfordert es die Pflicht gegen die Gesamtheit, die jungen Mitglieder anzuhalten, am Orte zu bleiben und mitzuhelfen, bessere Verhältnisse zu schaffen, damit aus Durchgangsstationen, wie sie Orte mit schlechten Löhnen sind, Plätze werden, an denen die Arbeitsbrüder im Bäckergewerbe ihre Berufspflichten mit Stolz und Freude erfüllen können.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Diskont NACHDEM am 25. Februar die deutsche Reichsbank ihren Diskont weiter, von 3½ auf 3%, herabgesetzt hatte, ermässigte am 9. März die englische Bank gleichfalls ihren Diskont, und zwar von 3 auf 2½ %. Seit 1898, seit der kritischen Gestaltung der südafrikanischen Gegensätze, war das Leihkapital in England fast stets zurückhaltender und weniger flüssig gewesen, als nunmehr schon seit geraumer Zeit. Wenn nicht ganz unerwartete Ereignisse

in Russland und Ostasien die allgemeine Stimmung wieder verschlechtern, so dürfte ein Abschluss dieser Periode der Geldmarktspannung erreicht sein. Die Diskontpolitik der englischen Bank seit Anfang 1900, wo zeitweise ein Diskontsatz von nicht weniger als 6% herrschte, spiegelt sich in folgenden Änderungen wieder:

18.	Jan.	1900	4½ %	3.	Septbr.	1901	4 %
25.	Jan.	1900	4 %	23.	Jan.	1902	3½ %
24.	Mai	1900	3½ %	6.	Febr.	1902	3 %
14.	Juni	1900	3 %	2.	Oktbr	1902	4 %
19.	Juli	1900	4 %	21.	Mai	1903	3½ %
3.	Jan.	1901	5 %	18.	Juni	1903	3 %
7.	Febr.	1901	4½ %	3.	Septbr.	1903	4 %
21.	Febr.	1901	4 %	14.	April	1904	3½ %
6.	Juni	1901	3½ %	21.	April	1904	3 %
13.	Juni	1901	3 %	9.	März	1905	2½ %

× ×

Reichsbank DER am 6. März der Generalversammlung vorgelegte Geschäftsbericht der Reichsbank beleuchtet die aussergewöhnliche Lage im Jahre 1904 nochmals scharf. Im Durchschnitt haben während des Jahres 1904 ungedeckte Noten in einem Masse ausgegeben werden müssen, wie seit dem Bestehen der Bank in keinem anderen Jahre. Die steuerfreie Notengrenze ist achtmal überschritten worden, obwohl (laut Bekanntmachung vom 5. Juni 1902) der steuerfreie ungedeckte Notenumlauf unterdes auf 470 Mill. M. erhöht ist. Die Überschreitungen betrugen 1904:

am	7. Januar	99 861 153	M.
„	31. März	166 12 902	„
„	7. April	16 222 87	„
„	30. Juni	105 400 518	„
„	30. September	305 038 527	„
„	7. Oktober	179 169 568	„
„	15. Oktober	28 298 848	„
„	31. Dezember	173 519 879	„

Die Gesamtumsätze, die 1900 bis 1902 ziemlich stabil geblieben waren (189 Milliarden M., dann etwas über 193 und unter 192 Milliarden M.), zeigen 1904 gegen das Vorjahr eine Erhöhung um 16,3 Milliarden M. (1903: 205,28, 1904: 221,59 Milliarden M.). Der Bankzinsfuss war vom 1. Januar bis 10. Oktober 4% (für Wechsel, 5% für Lombarddarlehne), vom 11. Oktober bis 31. Dezember 5% (respektive 6%). Durchschnittlich war der Goldbestand höher, als im Jahre 1903 (682,2 Mill. M. gegen 650,8 Mill. M.). Daneben war der durchschnittliche Talerbestand zurückgegangen von 166,9 Mill. M. auf 148,3 Mill. M., offenbar infolge der veränderten deutschen Verwaltungspraxis hinsichtlich der Silbermünzen. Der Scheidemünzenvorrat nahm etwas zu, von 87,2 Mill. M. auf 96,15 Mill. M., wobei wahrscheinlich die im Umlauf durch Taler ersetzten Fünfmarkstücke eine Rolle gespielt haben. Die Dividende wurde diesmal auf 7,04% festgestellt. Vom gesamten Reingewinn von 26,46 Mill. M. erhalten die Anteilseigner 10,55 Mill. M., das Reich 15,91 Mill. M.

× ×

Erntestatistik IN den *Vierteljahrsheften* der deutschen Reichsstatistik werden soeben die deutschen Ernteziffern für 1904 ausführlich von Professor Dr. Mayet veröffentlicht. Wir gaben bereits (pag. 74) einige wesentliche Ergebnisse wieder, nach den vorläufigen Mitteilungen der *Statistischen Korrespondenz* respektive des *Reichsanzeigers* vom 19. Dezember 1904. Mayet beurteilt jetzt auch die üblichen und zweifellos kommerziell ganz unentbehrlichen Ernte v o r h e r s a g e n auf Grund der Saatenstandsnoten. Er kommt dabei zu dem Ergebnis: die Berichterstattung arbeite bei der Wiesenproduktion noch sehr unzuverlässig, dagegen bei Klee und Luzerne sehr befriedigend — bei den Getreidefrüchten und den Kartoffeln zwar richtig, aber doch nicht so, dass man aus der letzten Saatenstandsnote die kommende Ernte an Körnern oder Knollen unmittelbar ablesen könne. Die Saatenstandsnote beziehe sich eben nicht nur auf Körner und Knollen, sondern auf den Stand der ganzen Pflanze, also auch auf Halm und Kraut, deren Aussehen sehr oft der späteren Ernte widerspricht. In diesen Abweichungen zeigt sich jedoch eine gewisse Regel: in trockenen Jahren fällt die letzte Saatenstandsnote meist zu ungünstig, in nassen Jahren zu günstig aus; »in t r o c k e n e n Jahren ist die E r n t e menge [von Korn und Knolle] also g r ö s s e r, in nassen kleiner, als die letzte Saatenstandsnote es eigentlich erwarten liess«. Das vorige trockene Jahr hat das beim B r o t g e t r e i d e in geradezu verblüffender Weise bestätigt. Denn hier war schon das Jahr 1903 ein gutes, 1904 stand jedoch noch um 3% ü b e r seinem Vorgänger (um 411 878 t), während vorher die schlimmste Missernte prophezeit wurde. Dagegen betrug gegenüber dem Jahre 1903 die M i n d e r ernte an gesunden K a r t o f f e l n 4 481 221 t oder 11,1%, an Luzerne- und Wiesen h e u 6 924 852 t oder 18,5%. Sommer g e r s t e und - h a f e r, die hauptsächlich zur tierischen, in gewissem Umfange aber doch auch (Bier, Graupen) zur menschlichen Ernährung dienen, ergaben zusammen-

gefasst ebenfalls eine Minderernte von 1 312 837 t oder 11,7%.

× ×

Fleischkonsum EINE grosse Erweiterung unserer sozialstatistischen Feststellungen ist übrigens durch das deutsche Fleischbeschaugesetz beziehungsweise den Bundesratsbeschluss vom 1. Juli 1903 angebahnt. Die *Vierteljahrshefte* bringen nunmehr regelmässig die Einzelangaben über die *Zahl der beschauten Schlachttiere*. Leider fehlen dabei, nach der ganzen Anlage des Gesetzes, die Hausschlachtungen, für die allerdings kaum Rinder, aber um so mehr Schweine, vielleicht auch Ziegen, in Frage kommen. Ferner ist die verzeichnete Stückzahl noch kein genügender Massstab für das Fleischgewicht und den Konsum. Der *Reichsanzeiger* macht jedoch folgenden Versuch einer praktisch leidlich genügenden Schätzung: Es sind, statistisch nachweisbar, im II. Halbjahr 1904 geschlachtet (der Beschau unterworfen worden): 68 486 Pferde und andere Einhufer, 298 542 Ochsen, 240 285 Bullen, 789 519 Kühe, 466 295 über 3 Monate alte Jungrinder, 2 072 126 bis 3 Monate alte Kälber, 7 908 921 Schweine, 1 378 060 Schafe, 181 180 Ziegen und 2524 Hunde. Pferde und Hunde kann man für die Fleischkonsumberechnung ausser Betracht lassen. Für die anderen Schlachttiere muss man ein ungefähres durchschnittliches Schlachtgewicht zu Grunde legen, nach dem *Reichsanzeiger* von 350 kg für Ochsen und Bullen, 250 kg für Kühe, 150 kg für Jungrinder, 40 kg für Kälber, 80 kg für Schweine, 22 kg für Schafe und 15 kg für Ziegen. Danach beträgt die Gesamtmenge 2,41 Mill. t Fleisch oder die bei 60 Mill. Einwohnern auf den Kopf kommende Menge von Rind- und Kalbfleisch 17,96 kg, Schweinefleisch 21,09, Schaffleisch 1,01 und Ziegenfleisch 0,09 kg, zusammen also von Fleisch 40,15 kg. Das Ergebnis ist wesentlich höher, als das bisher allgemein geschätzte. Dazu käme ferner noch das (Schweine-) Fleisch aus den unkontrollierten Hausschlachtungen. Nach ziemlich bestimmten Anhalten, die für Preussen die Trichinenschau bietet, wird man das verfügbar gewesene Schweinefleisch gegen die obige Ziffer noch um etwa 30% höher ansetzen müssen, also auf annähernd 27,40 kg pro Kopf, so dass die auf den Kopf verfügbare Fleischmenge auf 46,5 kg steigt, wozu noch 1,95 kg an eingeführtem Fleisch und Schmalz kommen, so dass wir in Deutschland etwa 48,5 kg auf den Kopf der Bevölkerung jährlich an Fleisch verbrauchen.

× ×

Branntweinkonsum FERNER sei aus der letzten Publikation der Reichsstatistik noch eine bezeichnende Tatsache hervorgehoben. Der Branntweinverbrauch ist zwar in Deutschland nach wie vor im Wachsen geblieben. Er betrug

1894-1895 . . .	2 938 045 hl,
1895-1896 . . .	3 094 738 „
1901-1902 . . .	3 509 233 „
1902-1903 . . .	3 631 565 „
1903-1904 . . .	3 743 817 „

Das ist im grossen und ganzen, obwohl mit Schwankungen in den einzelnen Jahren, sogar eine raschere Steigerung, als das Bevölkerungswachstum (1894-1895 pro Kopf 5,7 l, 1903-1904 6,3 l). Eine immer grössere Quote beansprucht jedoch der gewerbliche Verbrauch (1894-1895: 718 806 hl = 1,4 l pro Kopf, 1903-1904: 1 391 895 hl = 2,4 l pro Kopf). Mithin blieb für den Trinkkonsum pro Kopf:

1894-1895 . . .	4,3 l,
1895-1896 . . .	4,4 „
1901-1902 . . .	4,2 „
1902-1903 . . .	4,0 „
1903-1904 . . .	4,0 „

Die gefährlichste Art des Alkoholgenusses zeigt also keine Expansionskraft mehr, im Gegenteil, sie geht zurück, wesentlich infolge der fortschreitenden Erhöhung der Lebenshaltung der Massen.

× ×

Kurze Chronik ANFANG März veröffentlichten die Grossbanken ihre Jahresübersichten pro 1904. Die vorgeschlagenen Dividenden sind fast überall höher, als 1903; sie betragen bei der *Deutschen Bank* 12% (1903 11%), bei der *Diskontogesellschaft* 8½% (wie 1903), bei der *Dresdner Bank* 7½ (7) %, bei *Schaaffhausen* 7¼ (6) %, bei der *Darmstädter Bank* 7 (6) %, bei der *Berliner Handelsgesellschaft* 8% (wie 1903), bei der *Nationalbank* 6 (5) %, bei der *Kommerz- und Diskontobank* 6½ (6) %. × Das Kohlensyndikat setzte am 10. März die Beteiligungsziffer bei Kohlen und Koks auf 80% fest. × Am 11. März wurde unter Führung der *Diskontogesellschaft* und Bleichröder die *Allgemeine Petroleum-Industrie A. G.* mit 12 Mill. M.

Grundkapital gegründet, zur Förderung von Unternehmungen des In- und Auslandes, welche der Erdölindustrie und dem Erdölhandel dienen: ein Seitenstück zur *Deutschen Petroleum A. G.*, deren finanzielles Zentrum die *Deutsche Bank* bildet. Fast zu gleicher Zeit trifft die Nachricht ein, dass das amerikanische Repräsentantenhaus eine Enquête gegen die *Standard Oil Co.*, wegen ihrer monopolistischen Auswucherung der Besitzer von Petroleumquellen, eingeleitet habe.

× ×

Literatur DIE *Untersuchungen zum inneren Vereinsrecht* von Professor Dr. Alexander Leist-Giessen /Jena, Gustav Fischer/ spitzen sich zuletzt zu einem pessimistischen Urteil über die ›Zwangsmacht moderner Vereinigungen auf privatrechtlicher Grundlage‹ und die Wirkungen auf die ›wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kämpfe der Gegenwart‹ zu. Die Rechtsprechung oder die Gesetzgebung werde diese den Vereinen zustehende Zwangsmacht kaum eindämmen wollen, Deutschland werde sich deshalb weiter ›sozial zerklüften und die Herrschaft des Staates dahinschwinden‹. Indes ist diese praktische Nutzanwendung nur Beiwerk. Den Kern des Ganzen bildet eine überaus eingehende und belehrende Analyse: mit welchen Mitteln wirtschaftliche Verbände aller Art ihre Interessen durchsetzen, Widerstrebenden, innerhalb und ausserhalb ihrer Reihen, ihren Willen aufzwingen, einseitig Pflichten und Verbindlichkeiten begründen, den normalen Rechtsweg ausschliessen, überhaupt innerhalb einer gewissen, oft sehr weitreichenden Wirkungssphäre eine eigenartige, oft sehr tiefgreifende Herrschaft ausüben. Die Kartelle der Unternehmer, die Gewerkschaften der Arbeiter, auch zahllose sonstige Vereine, Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Genossenschaften werden nach diesen Seiten in ihrer inneren Struktur und nach ihren Funktionen dargelegt. Gerade der Wirtschafts- und Sozialpolitiker wird deshalb viel aus diesen Untersuchungen lernen. × Für den Rückfall ungenützter Mutungsrechte an den Staat, zum Zwecke der Bekämpfung jedes monopolistischen Kohlenwuchers, tritt die von den Bodenreformern herausgegebene Schrift von Ludwig Eschwege *Zum Kampf um die deutschen Kohlenschätze* /Berlin, Verlag *Bodenreform*/ ein. × Professor Rob. Liefmann-Freiburg, der seit langem die Kartelle zum Gegenstand seiner Spezialstudien gemacht hat, bietet in einer kleinen,billigen Schrift *Kartelle und Trusts* /Stuttgart, Moritz/ eine sehr glückliche Popularisierung des Tatsachenmaterials und der angeregten Gegenmassnahmen, und zwar im allgemeinen in so unparteiischer Weise, dass das Werkchen auch in Arbeiterkreisen Verbreitung verdient. × Ein seltsamer Zufall hat in England kurz hintereinander zwei Schriften von ganz entgegengesetzter Tendenz erscheinen lassen: A. L. Bowley: *National progress in wealth and trade* /London, King & Son/, eine Schrift, die vor allem den Aufschwung und das Gedeihen der englischen Arbeiterklasse unter dem englischen Freihandel während der letzten zwanzig Jahre statistisch zu illustrieren sucht (vergl. den Artikel Eduard Bernsteins *Englands Wirtschaftsentwickelung im letzten Jahrzehnt* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, II. Bd., pag. 806 ff.) — und andererseits *The progress of the German working classes* /London, Longmans, Green & Co./ von dem ausgezeichneten Wirtschaftshistoriker W. J. Ashley-Birmingham, der dem englischen Freihandelssystem sehr kritisch gegenübersteht und nunmehr seine Landsleute von festgewurzelten Vorurteilen aller Art dadurch zu befreien sucht, dass er ihnen das Gedeihen der deutschen Arbeiterklasse in dem letzten Vierteljahrhundert der schutzzöllnerischen und sozialreformerischen Ära statistisch vorführt. Selbstverständlich kann es bei dem uns zur Verfügung stehenden Raum nicht unsere Absicht sein, beide Schriften eingehend zu charakterisieren. Bowley ist als gewissenhafter Statistiker bekannt. Ashley bekundet auch hier von neuem seine reiche Kenntnis der deutschen nationalökonomischen Literatur, und seine wissenschaftliche Objektivität bewahrt ihn davor, mit einem einfachen *post hoc, ergo propter hoc* den deutschen Aufschwung glattweg dem Protektionismus zuzuschreiben. Auch in Deutschland wird man daher die Schrift mit grossem Interesse lesen. Über den Eindruck auf englische Sozialreformer vergl. die *Fabian News* vom März 1905. × Weiter gingen uns zu: Dr. Bernhard Rost *Über das Wesen und die Ursachen unserer heutigen Wirtschaftskrisis* /Jena, Gustav Fischer/, Siegfr. Bloch *Die Entwickelungstendenzen und Betriebsformen*

im Tuchhandel der Stadt Zürich /Zürich, Rascher/, Professor Friedr. Fellner *Die Schätzung des Volkseinkommens*, vorgelegt der 9. Tagung des *Internationalen Statistischen Instituts* /Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht/.

MAX SCHIPPEL

Politik

Mukden

DIE blutigste Schlacht im russisch-japanischen Kriege endete mit einer entscheidenden Niederlage der Russen. Seit Ende Februar führten die Japaner ihren Plan, die bei Mukden lagernde russische Armee zu umgehen, systematisch durch. Nach russischer Darstellung griffen die Japaner in den Tagen vom 7. bis zum 9. März die russische linke Flanke und die Stellungen am Schaho an. Gleichzeitig umgingen sie unter hartnäckigen Gefechten den rechten Flügel und näherten sich den Kaisergräbern. Am 9. März wurden von den Japanern andauernd Angriffe auf die Eisenbahn unternommen. Um die Umgehungskolonne der Japaner zurückzuwerfen, ging Kuropatkin zum Angriff vor, und zwar zunächst mit einigem Erfolg. Aber am nämlichen Tage noch durchbrachen die Japaner die südlichen Stellungen der Russen und rückten von Osten und Westen gegen die Bahn vor. Nunmehr war Mukden selbst bedroht, umzingelt zu werden. Daher wurde in der Nacht zum 10. März der Befehl erteilt, nach Tieling zurückzugehen. Am 10. und 11. März dauerte der Rückzug an. Die Verfolgung des russischen Heeres wurde von den Japanen eifrig betrieben. Die japanischen Heeresabteilungen fügten den Russen schwere Verluste zu. Bis Sonntag, den 12. März, säuberten sie die ganze Gegend bis 25 Meilen nördlich von Mukden vom Feinde. Die Russen liessen zahllose Wagen mit Mundvorräten und Munition im Stich. Auch viele Geschütze fielen in die Hände der Japaner. Von den Japanern wurden nach einem Bericht Oyamas erobert: 2 Fahnen, zirka 60 Geschütze, 60 000 Gewehre, 150 Munitionswagen, 1000 Waggons, 200 000 Artilleriegeschosse, 25 Millionen Gewehrpatronen, 15 000 Koku Getreide, 55 000 Koku Futter, 45 Meilen Feldeisenbahnschienen, 2000 Pferde, 23 Wagen, in denen sich Karten befanden, 1000 Wagen mit Kleidungsstücken, 1 Million Portionen Brot, 70 000 Tonnen Brennmaterialien, 60 Tonnen Tee, eine Anzahl Viehzelte, Werkzeug, Draht u. s. w. u. s. w. Die Verluste an Menschen waren sowohl bei den Japanern, wie bei den Russen äusserst gross. Die japanischen Verluste werden auf zirka 50 000 Mann, die russischen Verluste inklusive der Gefangenen auf 90 000 bis 100 000 Mann angegeben. Nach dem ersten Eindruck der dritten russischen Niederlage hielt man die Widerstandskraft Russlands für endgültig gebrochen und glaubte an die Möglichkeit von Friedensverhandlungen. Indes wurden alle Meldungen über Absichten der russischen Regierung, Vorverhandlungen über einen Frieden zu beginnen, als durchaus unbegründet bezeichnet. Die Entsendung neuer Truppen werde die Antwort auf die Niederlage Kuropatkins sein, der seines Oberkommandos enthoben wurde. Inzwischen haben die Japaner ihren Sieg unter Aufbietung aller Kräfte ausgenutzt und haben Tieling fast ohne Kampf besetzt. Die Verfolgung erstreckt sich schon über ein Gebiet von mehr als 80 Meilen Länge. Nach einer Äusserung des japanischen Kriegsministers will Oyama von Mukden als neuer Operationsbasis aus mit einem grossen Teil der Armee nach Norden in der Richtung auf Charbin vordringen und die Schwäche des russischen Heeres zu weiteren Erfolgen so rasch wie möglich ausnutzen. Die Bedeutung der Niederlage bei Mukden liegt einmal darin, dass das Prestige Russlands in China endgültig dahin ist; in der Mandschurei haben die Russen für lange Zeit ihre Rolle ausgespielt. Aber auch für die weitere Entwickelung des Krieges führt die Schlacht eine entscheidende Wendung herbei. Russland vermag wohl mit neuen Verstärkungen zu drohen, ob es aber im stande ist, diese neuen Armeen wirklich auf die Beine zu stellen. die Soldaten auszurüsten, die nötigen Geschütze und die nötige Munition zu beschaffen und für eine ausreichende Verproviantierung zu sorgen, das ist sehr fraglich. Nicht dass Russland überhaupt nicht fähig wäre, grosse Truppenmassen ins Feld zu stellen, aber im gegenwärtigen Zeitpunkt stehen einer raschen Mobilisierung ganz beträchtliche Schwierigkeiten entgegen: die revolutionäre Stimmung der Bevölkerung, die durch die Fortsetzung des Krieges weiter gesteigert wird und sich auch auf den Bauernstand ausdehnt, die ungünstige finanzielle Lage und die erschwerte Beschaffung des beträchtlichen

Kriegsbedarfs. Dagegen wird sich Japan rasch von den bisherigen Verlusten des Krieges erholen. Schon jetzt steigt sein Kredit, und selbst in Deutschland, wo in den bisher so russenfreundlichen amtlichen Kreisen merkwürdig rasch die Stimmung für Japan umgeschlagen ist, findet man sich zur Aufnahme einer japanischen Anleihe bereit.

× ×

Zentrum und Landheer WOZU eigentlich die Zentrumspartei noch immer den Anlauf zu einer Opposition gegen die Heeres- und Marineforderungen der Regierung nimmt? Es ist doch schon von vornherein sicher, dass diese Opposition sofort zusammenbricht, wenn die Regierung gegen geplante Abstriche oder Vertagungsanträge ein entschiedenes Veto einlegt. Warum hat das Zentrum die verlangte Verstärkung der Infanterie um 8 Bataillone und der Kavallerie um 28 Eskadrons erst nach einigen, nirgends ernst genommenen Sperenzien bewilligt? Es ist politisch recht unklug vom Zentrum, seine Folgsamkeit und Schwäche der Regierung gegenüber durch seine Taktik so besonders scharf zu akzentuieren. Entweder es ist die Überzeugung des Zentrums, dass die geforderte Vermehrung der Friedenspräsenz unnötig ist, dann darf die Opposition nicht durch einige energische Worte, hinter denen die Drohung mit einer Reichstagsauflösung lauert, schon in sich zusammensinken. Da schwindet ja sonst das Renommée der einst auf ihre demokratische Haltung so stolzen Zentrumspartei rapider, als seinerzeit der gute Ruf der Nationalliberalen. Das Zentrum kennt die Ziele der Militärverwaltung und weiss, dass das dicke Ende der Forderungen noch kommt, zirka 35 Infanteriebataillone und 30 weitere Schwadronen. Wenn das Zentrum schon bei der ersten Rate dieser Forderungen seinen Widerstand so leicht bezwingen lässt, so schätzt man ihn als nichts weiter, denn als ein blosses taktisches Manöver ein, und für derartige Äusserlichkeiten hat die grosse Masse der Wähler kein Verständnis. Sie glaubt, mit dem scheinbaren Widerstand einfach gefoppt werden zu sollen. Oder die Zentrumspartei hat innerlich wirklich die Überzeugung von der Notwendigkeit der geplanten Heeresverstärkung: wäre es alsdann den Wählern und auch der Regierung gegenüber nicht loyaler, dieser Überzeugung Ausdruck zu geben und jedes kleinliche Feilschen und Handeln beiseite zu lassen? Wozu dann die in der Budgetkommission beliebte Taktik, erst *Nein* und ein paar Tage danach *Ja* zu sagen? Glaubt denn die Zentrumspartei, durch eine solche Taktik die Regierung zur Nachgiebigkeit auf anderen Gebieten besser nötigen zu können? Wie sind doch immer gerade die Regierungsparteien bei uns mit Blindheit geschlagen; nicht einmal aus der parlamentarischen Geschichte wollen sie lernen, wie der Regierung nicht zu imponieren ist.

× ×

Kurze Chronik EIN Erlass des Zaren vom 3. März benimmt jede Aussicht auf die Gewährung einer Verfassung und Volksvertretung für Russland. In dem Erlasse heisst es: eine neue Landesverwaltung auf neuer Grundlage würde tatsächlich unserem Vaterlande nicht angemessen sein. × Die Obstruktion der Eisenbahner in Italien, die sich gegen das Streikverbot in der Eisenbahnvorlage richtete, hat die Demission des Kabinetts Giolitti am 5. März zur Folge gehabt. × Am 19. März sind dem Reichstag Nachtragsforderungen für Deutsch Südwestafrika in Höhe von 60,7 Mill. M. zugegangen. × Am 20. März starb der preussische Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, der 1901 sein Amt angetreten hatte. RICHARD CALWER

Sozialpolitik

Soziale Zustände AUS der Publikation des Berliner statistischen Amtes *Lohnermittelungen und Haushaltungsrechnungen im Jahre 1903* sind besonders die Angaben über die Jahreseinnahmen der Haushaltungen (Einnahmen des Arbeiters und seiner Angehörigen aus Löhnen, Mietsbeträgen von Schlafleuten und Rentenbezügen) sozialpolitisch bedeutungsvoll. Als Durchschnitt der Haushaltungsaufnahmen ergab sich: eine Haushaltung von etwas über 4 Personen mit rund 1751 M. Gesamteinkommen. In den vom statistischen Amt berücksichtigten Haushaltungen wurde alljährlich 1/6 aller Ausgaben für die nur aus 1 oder 2 Stuben bestehende Wohnung verwendet. In 908 Wohnungen mit 1261 Stuben hausten 3828 Personen. Bei den 908 Familien verschlang allein das Essen und Trinken etwa die Hälfte aller Ausgaben. Für die Erholung der Familien wurde 1/8 bis 1/20 der Ausgaben aufgebraucht.

× ×

Prostitution AN die Wohnungen der grossstädtischen Prostitution knüpfen sich schwere soziale Missstände: der Prostitutionsbetrieb wird vielfach rücksichtslos in die Öffentlichkeit gestellt, und die schlecht situierten Gruppen des weiblichen Proletariats werden durch die intime Berührung mit den Dirnen sozial korrumpiert. Die Prostitution tritt werbend in den Schichten des Proletariats auf. Die *Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* erliess nun zur Erforschung der Massnahmen, die unsere deutschen Stadt- und Polizeiverwaltungen gegen die Missstände der Prostitutiertenwohnungen trafen, im Oktober 1903 ein Rundschreiben an diese Verwaltungen. Von 33 Grossstädten über 100000 Einwohnern beantworteten 29 Magistrate oder Polizeiverwaltungen dieses Rundschreiben, von 42 Städten mit 50000 bis 100000 Einwohnern 36, von 19 Städten mit 40000 bis 50000 Einwohnern 15 Magistrate oder Polizeiverwaltungen. Die Umfrage gibt somit ein fast vollständiges Bild von den typischen Wohnungsverhältnissen unserer gross- und mittelstädtischen Prostitution. Die deutschen Stadt- und Polizeiverwaltungen suchen 1. den Prostitutionsbetrieb in einige öffentliche Häuser zu verlegen, 2. ihn in einigen Strassen zu kasernieren, 3. ihn nur aus der Nähe der öffentlichen Gebäude und der Verkehrsstrassen zu weisen. Es gelingt nun keineswegs in Grossstädten, wie in Hamburg, Nürnberg, Magdeburg, Altona, Mainz, Leipzig, die Prostituierten in eine Anzahl von Häusern, noch in eine Reihe von Unzuchtstrassen hineinzudrängen. Selbst in einer leicht zu überschauenden mittleren Stadt, wie Worms, verseucht die geheime Prostitution die Bevölkerung in einem sehr bedenklichen Umfange mit Geschlechtskrankheiten. Von den Polizeiverwaltungen der mittleren Städten sprechen sich nur die Verwaltungen von Karlsruhe und Hildesheim unbedingt lobend über die Resultate der Kasernierung der Prostitution aus. Bewegliche Klagen über die geheime Prostitution lassen die Verwaltungen von Dresden, Stuttgart, Bromberg, Worms etc. erschallen. Die einschneidendsten Polizeiverordnungen, die die Prostitution ganz ausserhalb des gesellschaftlichen Verkehrs zu stellen suchen, erreichen diesen Zweck niemals, weil die grossen Gruppen der geheimen Prostitution nicht unter die sittenpolizeilichen Bestimmungen über die Wohnungsverhältnisse der Prostituierten zu bringen sind. Nur ein allgemeines Wohnungsgesetz, das in die Wohnungsmissstände des heutigen Prostitutionsbetriebes eingreift, kann auch die geheime Prostitution erfassen. Ein derartiges Gesetz müsste vor allem den Prostitutionsbetrieb aus den mit Kindern und minderjährigen Personen durchsetzten Familienhaushaltungen fortweisen. Nur eine regelmässige Wohnungskontrolle über kleine, leicht zu durchforschende Wohnungsbezirke sichert die Durchführung derartiger wohnungsgesetzlicher Bestimmungen. Der Wohnungspfleger oder besser die Wohnungspflegerin ist vor allem zur Eindämmung der Missstände der Prostituiertenwohnungen berufen. Soziale Hilfsaktionen zu gunsten der Prostituierten lassen sich leicht an eine eingehende, die individuellen Verhältnisse der Prostituierten erfassende Wohnungspflege anschliessen.

IN Polizeikreisen erhitzt man sich nach dem Mordprozesse Berger wieder stark für die Einführung von Bordellen und Bordellstrassen. In dieser Hinsicht war vor einigen Wochen schon eine längere Rede des inzwischen verstorbenen Polizeiministers von Hammerstein im Abgeordnetenhause sehr bemerkenswert.

× ×

Krankenversicherung DIE Reichstagsdebatten der letzten Wochen über die deutsche Krankenversicherung bewegten sich dank den ciceronianischen Reden Dr. Mugdans gegen die sozialdemokratischen Catilinas der Krankenkassen vielfach in den Niederungen persönlicher Auseinandersetzungen. Der Selbstverwaltungsgedanke befindet sich in einer wirklichen Lebensgefahr; denn, seitdem die Korpsstudenten in ganz unbegreiflicher Weise immer noch die höheren Verwaltungsstellen im Staate bestürmen und erobern, werfen sich die bösen Sozialdemokraten auf so einflussreiche Positionen, wie die der Krankenkassenportiers und der Krankenkontrolleure. So ein Krankenkontrolleur mit einem Höchstgehalt von 1400 bis 1700 M. spottet der Herrlichkeit der Minister, Staatssekretäre und Oberpräsidenten und überlässt gern den kurzsichtigen, mit den hohen Staatsbeamten versippten Korpsstudenten die Eroberung der hohen Staatsstellungen. Nicht aus den Reihen der privilegierten Klassen dräut der Selbstverwaltung eine schwere Gefahr, sondern aus den Kreisen der sozialdemo-

kratischen Budiker, die zu der schwindelnden Höhe von Vorsitzenden und Rendanten der Krankenkassen emporsteigen.

IM August 1905 wird ein internationaler Kongress der gegenseitigen Hilfs- und Krankenkassen in Lüttich tagen. Die Vorarbeiten des Kongresses werden sich auf die Gesetzgebung der Krankenversicherung und ihre Erfolge, sowie auf das Schiedsgerichtswesen in den Krankenkassen erstrecken. In alle die hitzigen Debatten, die sich in Deutschland um die Arztfrage entsponnen haben, kann das Kongressthema *Gestaltung oder Abschaffung des ärztlichen Dienstes* führen. Die Loslösung der freien ärztlichen Behandlung von den obligatorischen Leistungen der Krankenkassen dürfte wohl sehr ernstlich von dem internationalen Krankenkassenkongress erwogen werden. Wir können uns nicht für die Abtrennung dieser Dienste von den Krankenkassen erwärmen; wir befürworten aber eine Neuorganisation der Berufsgruppe der Ärzte für die öffenlich-rechtlichen Körperschaften des Arbeiterversicherungswesens. Der Krankenkassenarzt der heutigen Form muss ebenso verschwinden, wie der Vertrauensarzt der Berufsgenossenschaften. Das Thema des Kongresses *Die Familienhilfskassen, die Wöchnerinnen- und Mutterhilfskassen* dürfte eine willkommene Gelegenheit zur Diskussion der grundlegenden Gedanken der Mutterschaftsversicherung bieten. Bei der Kongressleitung scheint sich die Tendenz zu regen: eine in den Hauptzügen übereinstimmende internationale Krankenversicherung mit internationaler gegenseitiger Mitgliederannahme ins Leben zu rufen. Zu begrüssen ist die Anregung eines internationalen Zusammengehens in der Statistik.

× ×

Unfallversicherung

DIE Unfallverhütung ist noch immer ein sehr vernachlässigtes Gebiet der deutschen Unfallversicherung. Es lässt noch eine ganze Reihe von Berufsgenossenschaften die Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften durch technische Beamte nicht überwachen. Im Jahre 1903 betätigten sich erst 218 technische Aufsichtsbeamte. Von diesen fungierten jedoch noch 146 als Rechnungsbeamte. Diese geringe Zahl der Beamten gestattet nur die Kontrolle über die Unfallverhütungseinrichtungen einer kleinen Gruppe von Betrieben. Der Abgeordnete Raab betonte im Reichstag, dass heute noch nicht 10% aller Schiffe besichtigt werden. Die Tiefbauberufsgenossenschaft hat nach einer Angabe Bömelburgs fast 162000 Betriebe mit wohl mehr als 485000 Arbeitsstätten. Für die Kontrolle der Unfallverhütungseinrichtungen dieser Arbeitsstätten sind nur 57 Aufsichtsbeamte eingesetzt. Die Einstellung von Arbeiterkontrolleuren zur Verhütung von Unfällen zeitigte nach Bömelburg treffliche Resultate. In München, Nürnberg, Würzburg, Augsburg und anderen Städten berief man Arbeiterkontrolleure zur Überwachung der Betriebsstätten. In München wurden täglich 234 Arbeitsstätten kontrolliert, und die Zahl der Todesfälle ging in wenigen Jahren von etwa 40 auf 5 herab.

× ×

Invalidenversicherung

DER Staatssekretär Graf Posadowsky hob jüngst im Reichstag mit Nachdruck hervor, dass infolge einer Revision zahlreiche Invalidenrentenempfänger festgestellt worden seien, die zu Unrecht Invalidenrenten bezogen. Diese Redewendung des Staatssekretärs veranlasste den Zentralarbeitersekretär Schmidt, im Reichstag auf die Vorkommnisse im Bezirk der Landesversicherungsanstalt Sachsen-Anhalt hinzuweisen, wo wiederholt ein Kreisarzt die Invalidenrentenbewerber zu sich eingeladen hatte, um sie ohne vorherige Untersuchung durch einen Revers zum Verzicht auf die Rente zu veranlassen. Die Landesversicherungsanstalt Sachsen-Anhalt hat wiederholt durch ihre rigorosen Nachprüfungen der bereits gewährten Rentenansprüche von sich reden gemacht. Nach dem 5. Geschäftsbericht des Arbeitersekretariats Halle gingen die Rentenanträge und Rentenfestsetzungen im I. Halbjahr 1904 in den Kreisen Wanzleben und Worbis sehr herab. Es betrug die Zahl der Invalidenanträge im I. Halbjahr der Jahre 1900, 1901, 1902, 1903 im Durchschnitt 278, im I. Halbjahr 1904 dagegen nur 205, die der Rentenfestsetzungen im I. Halbjahr 1900 bis 1903 246, im I. Halbjahr 1904 dagegen 173. Die Rentenablehnungen vermehrten sich von 16 im I. Halbjahr der Jahre 1900 bis 1903 auf 58 im I. Halbjahr 1904. Bei der Übernahme des Heilverfahrens für Versicherte glaubt sich die Anstalt berechtigt, folgende Fragen zu erheben: »Ist Antragsteller bestraft? Von welchem Gericht? Wegen welcher Vergehen?«

× ×

Gewinnbeteiligung

DIE Frage der Gewinnbeteiligung ist zuletzt in einem grösseren Kreise von Sozialpolitikern, von dem evangelisch-sozialen Kongress am 26. Mai 1904, behandelt worden. An diesem Tage sprach der sozial fortgeschrittene Fabrikant H. Freese darüber. Den wesentlichen Inhalt seines Vortrags veröffentlicht er jetzt in seiner Schrift *Die Gewinnbeteiligung der Angestellten* /Gotha, Perthes/. Er rührt die Werbetrommel für diese Beteiligung sehr eindringlich und geschickt. In dieser Beteiligung liegt jedoch sehr viel verborgenes Gift. Jede Form der Gewinnbeteiligung ist unter dem Gesichtspunkt genau zu prüfen, ob sie nicht das Selbstbestimmungsrecht des Arbeiters in irgend einem Punkte einschränkt.

NACH der Broschüre Leopold Katschers *Die Gewinnbeteiligung* /Leipzig, F. Dietrich/ ist die Gewinnbeteiligung nur bei etwa 42 deutschen Firmen eingeführt. Die Gewinnbeteiligung tritt sehr sporadisch auf. Sie ist immer die freie Tat der Unternehmer, und die Form der Beteiligung hängt ganz vom Unternehmer ab. Ein wirklich die Verteilung des Arbeitsertrags umwälzendes Moment steckt in der Gewinnbeteiligung nicht.

DIE jüngst erschienene, sozialpolitisch bemerkenswerte Schrift des Diplomingenieurs W. Stiel *Die Gewinnbeteiligung der Arbeit* /Dresden, Böhmert/ gesteht bei der Bewertung der bisherigen praktischen Anwendung des Gewinnbeteiligungsprinzips ein, dass die Zahl derer, welche mit einem warmen Herzen für die Untergebenen zugleich den weiten Blick und das Verständnis für sozialen Fortschritt verbinden, klein sei und naturgemäss klein bleibe. Gegen ein Gewinnbeteiligungssystem, das die wirtschaftliche Freiheit des Arbeiters unangetastet lässt und für ihn eine wirkliche Verbesserung der Lohnverhältnisse einschliesst, ist selbstverständlich kein Wort zu sagen. Wir unterschreiben das Urteil W. Stiels, dass bei einer starken wirtschaftlichen Organisation der Arbeiter die Gewinnbeteiligung derselben keinen ungünstigen Einfluss auf die Löhne ausüben kann.

× ×

Arbeitersekretariate

DIE Berichte der deutschen Arbeitersekretäre tragen zur Erkenntnis der Mängel unserer sozialpolitischen Gesetzgebung und der Rechtsprechung in Sachen dieser Gesetzgebung ein stetig anschwellendes Material herbei. Seit einigen Jahren zeichnen sich die Berichte des Lübecker Arbeitersekretärs Wissel durch eine besonders geschickte Behandlung grundlegenden Entscheidungen in Unfallsachen aus. Auch diesmal stellt sich in dem Jahresbericht Wissels, der in seinem Kollegen Schneider offenbar einen tüchtigen Mitarbeiter gefunden hat, die klare und scharfe Besprechung der wichtigen vom Sekretariat vertretenen Unfälle als ein wirkliches Stück sozialpolitischen Unterrichts dar. Anklage auf Anklage häufen die Arbeitersekretariatsberichte gegen das Institut der Vertrauensärzte. Von einem armen Verunglückten, dem jüngst das Lübecker Arbeitersekretariat die so selten gewährte Hilflosenrente erstritt, hatte ein Vertrauensarzt der Berufsgenossenschaft geäussert, er leide an hochgradig gesteigerten Begehrlichkeitsvorstellungen und an einem gewissen Grade von Nervosität, die er sich auf der Jagd nach unberechtigtem Vermögenserwerb erworben habe. Der Antrag des Lübecker Arbeitersekretariats auf Gewährung einer Unfallrente war in einem anderen Falle fast buchstäblich von dem Atteste des Arztes, der den Verunglückten behandelte, abgeschrieben, aber der Vertrauensarzt, der von diesem Vorgange keine Ahnung hatte, bezeichnete den Antrag des Arbeitersekretariats einfach als *frivol.* »Es kann ja zu nichts führen«, schrieb der Vertrauensarzt, »als zur Unzufriedenheit . . .« Oder hat der Arbeitersekretär sein Ziel schon erreicht, wenn er Unzufriedenheit erregt? In solchen und ähnlichen Fällen würde es sich übrigens empfehlen, wenn der Arbeitersekretär Erhebungen anstellen würde über das gewohnheitsmässig genossene Quantum Alkohol.« Die Lektüre des Lübecker Arbeitersekretariatsberichts wäre dem Staatssekretär Grafen Posadowsky, der bereits so manchen unüberlegten Angriff gegen die um die Unfallrente kämpfenden Arbeiter gerichtet hat, sehr anzuempfehlen. Wahrlich, Leben atmen die Zeilen Wissels, die von dem seelischen Zustande der von den Vertrauensärzten im gröbsten Kasernentone angefahrenen Verunglückten reden. Man muss einmal die in leidenschaftlicher Aufwallung hervorgestossenen Zornesworte der Unglücklichen gehört haben, die, obwohl sich ihr Unfalleiden noch in ihrem Gesicht und ihrem ganzen zittrigen Benehmen aus-

sprach, als Simulanten von den Vertrauensärzten abgeschnauzt wurden, um jene ungeheure in Arbeiterkreisen vorhandene Empörung gegen das Institut der Vertrauensärzte zu begreifen. Das Lübecker Arbeitersekretariat, von dem wegwerfend einmal ein Schiedsgericht als von einem *sogenannten Arbeitersekretariate* sprach, schätzt den finanziellen Erfolg der von ihm rechtskräftig erledigten Unfallsachen auf 18498,80 M. ein. Mit der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes geht Wissel scharf ins Gericht. Der eine von ihm vorgetragene Fall erregt allerdings starke Bedenken gegen die Judikatur dieser höchsten Instanz in Arbeiterversicherungssachen; aber im allgemeinen darf man sich doch der streng sachlichen, durch eine reiche Erfahrung begründeten Ansicht des Zentralarbeitersekretärs, des Reichstagsabgeordneten Robert Schmidt, über die Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes anschliessen.

IN dem 5. Geschäftsbericht des Arbeitersekretariats Halle stellt der Arbeitersekretär Güldenberg die wichtigen von ihm behandelten Unfallsachen eingehend dar. Güldenberg hat seinem Bericht eine kurze Abhandlung *Das Klagerecht in den verschiedensten Instanzen* angehängt. Diese Abhandlung lenkt das Interesse der Arbeiter auf die Frage: Lassen sich nicht die Arbeitersekretariatsberichte zu einem grundlegenden volkstümlichen Belehrungsmittel in Rechtssachen für die Arbeiter gestalten? Dem Geschäftsbericht Güldenbergs ist eine kurze Darstellung über die Tätigkeit des Ortskrankenkassenverbandes Halle beigegeben, aus der sich zwei recht betrübende Tatsachen hervorheben: das mangelnde Interesse der Arbeiter für die Wahlen zu den Vertretungskörperschaften der Arbeiterversicherungsinstitute (zu den unteren Verwaltungsbehörden und zu dem Ausschuss der Landesversicherungsanstalt) und die Teilnahmlosigkeit derselben an der von dem Kassenverbande geschaffenen Walderholungsstätte.

× ×

Kurze Chronik DER von den Sozialdemokraten eingebrachte Gesetzentwurf Auer über die Errichtung eines Reichsarbeitsamts, von Arbeitsämtern, Arbeitskammern und Einigungsämtern wurde vom Reichstag der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen. × Anfang März ging dem preussischen Landtag die versprochene Novelle zum Berggesetze zu. × Am 2. März hielt Graf Posadowsky im Reichstag eine programmatische Rede über die Vereinheitlichung unseres gesamten Arbeiterversicherungswesens. PAUL KAMPFFMEYER

Soziale Kommunalpolitik

Fleischsteuer GEGEN die Aufhebung der kommunalen Verbrauchssteuern wird von den Gegnern der selben in der Regel der einzige Einwand erhoben, dass sie den Konsumenten überhaupt nicht zu gute käme, vielmehr die Steuersumme in die Taschen des Zwischenhandels fliessen und daher ihr Ersatz durch direkte Besteuerung auch eine doppelte Belastung der unglücklichen Konsumenten bedeuten würde. Wie ohne weiteres zugegeben werden kann, ist diese Tendenz vorhanden, und die geschilderten Wirkungen werden auch tatsächlich eintreten, falls von seiten der Kommunen nichts geschieht, um ihr Eintreten zu verhindern. Es kann weiter zugegeben werden, dass es Gegenstände des städtischen Massenkonsums gibt, bei denen die Städte kein Mittel besitzen, um eine wirkungslose Aufhebung der Verbrauchssteuer zu verhüten. Das gilt zum Beispiel für das Bier und die Biersteuer. Die Aufhebung einer kommunalen Biersteuer kommt weder im Preise, noch in der Qualität des Bieres zum Ausdruck; daran ist nicht zu zweifeln. Nur die einheitliche Aufhebung durch Landesgesetz würde darin eine Änderung schaffen können. Anders liegt die Sache zum Beispiel beim Fleisch. Hier stehen einer Stadtverwaltung Mittel zur Verfügung, um die Aufhebung der Fleischsteuer in einer Preisherabsetzung zum Ausdruck zu bringen, vor allem das wirksamste: die Einrichtung einer kommunalen Schlächterei mit der ausgesprochenen Aufgabe, durch Konkurrenz die in den Innungen meist sehr gut organisierten Metzger zum Preisabschlag zu zwingen. Auch beim Brot ist ein derartiges Vorgehen der Gemeinde möglich, wird aber dort überflüssig sein, wo ein starker Konsumverein mit einer gut eingerichteten Bäckerei besteht.

EINEN anderen Weg hat die Stadt Stuttgart eingeschlagen, um den Konsumenten den vollen Vorteil aus der Aufhebung der Fleischsteuer zuzuwenden. Hier bestand seit dem Jahre 1877 eine Fleischsteuer im Betrage von 6 M. für 100 kg, für unzerlegte Tiere seit 1. April

1899 Stücksätze, die nach dem Gewicht abgestuft waren, für Ochsen, Färsen, Stiere über 225 kg 18 M., darunter 9 M., für Kühe, Kalbeln 9 M., für Kälber, Schafe 1,50 M., für Schweine 4 M. u. s. w. Der Gesamtertrag der Steuer belief sich im Jahresdurchschnitt auf zirka 700 000 M. Alle sozialdemokratischen Anträge auf Aufhebung dieser Steuer wurden bisher von der regierenden volksparteilichen Majorität mit dem Mangel an Mitteln abgelehnt, so entschieden sie auch jedesmal ihre prinzipielle Geneigtheit aussprach. Als sich nun infolge des neuen Kommunalabgabengesetzes, das den Gemeinden gestattet, auch die Einkommensteuer bis zu einem gewissen Prozentsatz auszunutzen, grössere Einnahmen mit Sicherheit erwarten liessen, konnte die so oft versprochene Aufhebung der Fleischsteuer nicht länger umgangen werden. Um den Konsumenten den Vorteil der Aufhebung der Fleischsteuer voll zuzuwenden, schloss die Stadt mit der Fleischerinnung einen Vertrag folgenden Inhalts ab: Vom 1. April 1905 fällt die Fleischsteuer fort. Die Metzgerinnung verpflichtet sich, von diesem Tage ab den zu dieser Zeit gültigen Fleischpreis, nämlich den nach den bisherigen Grundsätzen nach Massgabe der allgemeinen Marktlage festgesetzten Ladenpreis, um den Höchstbetrag der Fleischsteuer, nämlich um 3 Pf. pro Pfund, zu ermässigen. Um aber zu verhindern, dass dieser Preisabschlag nach kurzer Zeit durch Preissteigerungen wieder eingebracht wird, soll die Festsetzung der Fleischpreise gesondert nach Qualitätsarten, wie bisher, durch eine gemeinschaftlich aus Vertretern der Stadt und der Metzgerinnung gebildetete Kommission erfolgen. Dieser gehören an als Vertreter der Stadt der erste Stadttierarzt, der Marktmeister und ein Beamter des Stadtpolizeiamtes, seitens der Metzgerinnung drei von ihr gewählte ansässige und selbständige Metzgermeister; den Vorsitz führt ein Mitglied des Gemeinderates, der bei Stimmengleichheit den Stichentscheid gibt. Die Preise werden allmonatlich festgesetzt; ausserordentliche Preisbestimmungen dürfen nur am 1. oder 15. eines Monats erfolgen. Um die Durchfürung dieser Bestimmungen zu sichern, sind Strafen festgesetzt. So weit, so gut. Es ist durchaus zweckmässig, dass sich die Stadtverwaltung einen Einfluss auf die Festsetzung der Preise als Zugeständnis für Aufhebung der Fleischsteuer gesichert hat. Die wichtige Frage aber, nach welchen Grundsätzen der Ladenpreis festgesetzt werden soll, ist in durchaus unzulänglicher Weise geregelt. Es heisst allerdings, dass der Ladenpreis nach den bisherigen Grundsätzen nach Massgabe der allgemeinen Marktlage bestimmt werden soll. Welches sind aber die bisherigen Grundsätze? Ist damit die bisher im Fleischergewerbe übliche Höhe des Profits gemeint? Wie gross ist dieselbe? Zweifellos muss die Kommission sich darüber ins reine kommen. Es wäre aber richtiger gewesen, sie im Vertrage festzulegen. Dann die Ausnutzung der Abfälle. Auch sie kann während der Vertragsdauer eine günstigere werden; kommt der Vorteil daraus nur als Profit dem Metzgergewerbe zu? Es zeigt sich also, dass eine ganze Reihe von Unklarheiten vorhanden sind, zu deren Beseitigung der Vertrag versagt. Dazu kommt, dass sich die Stadtverwaltung des einzigen Mittels, die Höhe des Profits nachzukontrollieren, begeben hat; sie hat nämlich während der Dauer des Vertrages auf die Einrichtung einer Gemeindeschlächterei verzichtet. Das ist eine Konzession an die Metzgerinnung, für die die Teilnahme an der Preisfestsetzung durchaus kein ausreichendes Äquivalent bildet. Denn im Besitz einer eigenen Schlächterei hätte die Stadt jederzeit die Metzgerinnung auch gegen ihren Willen zu einer sachgemässen Reduzierung der Preise zwingen können, wie das Beispiel der Stadt Freiburg aus dem Jahre 1895 aufs klarste beweist.

× ×

Altersversorgung städtischer Arbeiter

DAS Altersversorgungsstatut der Stadt Fürth vom 1. Mai 1900 zeichnete sich nicht gerade durch besonders grosse Vorteile aus, die es den städtischen Arbeitern gewährt hätte. Der Minimalsatz der Rente (20% des letzten Diensteinkommens nach 10jähriger, frühestens vom 21. und spätestens vom 40. Lebensjahr zu berechnender Dienstzeit), der Maximalsatz derselben (60%), die Höhe des Zuschlags für Dienstjahre (1%), der Abzug der reichsgesetzlichen Renten und dergleichen: nichts ragte über den Durchschnitt der kommunalen Versorgungseinrichtungen hinaus. Im Gegenteil, das Fürther Statut blieb in vielen Punkten hinter manchem fortgeschritteneren anderer Städte zurück. Zurzeit ist nun ein neues Statut in Beratung. Es bringt eine ganze Reihe von Fortschritten, die

zum Teil noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden haben. Anspruch auf Pension haben alle städtischen Arbeiter; den unständig beschäftigten wird beim Einrücken in eine ständige Stelle die Hälfte der früheren Dienstjahre angerechnet. Ein schwerer Nachteil war es bisher, dass nicht voll arbeitsfähige Arbeiter entweder entlassen wurden oder auf Stellen mit viel geringeren Löhnen versetzt wurden, für die ihre geminderte Arbeitskraft noch ausreichte. Die Folge war im einen Fall Verlust der Rente, im zweiten Fall Verlust der höheren Rente. Diesen Übelständen soll in Zukunft dadurch begegnet werden, dass den Arbeitern, die das 50. Lebensjahr überschritten haben und 10 Jahre im städtischen Dienst tätig gewesen sind, die Hälfte der ihnen nach dem Dienstalter zukommenden Rente bewilligt werden soll, wenn sie nicht mehr voll leistungsfähig sind und entlassen werden. Werden sie auf eine geringer entlohnte Stelle versetzt, so soll ihnen ein Zuschuss bis zur Hälfte der Entlohnung als ausserordentlicher Ruhelohn gewährt werden' auch wenn keinerlei Arbeitsunfähigkeit vorliegt; haben sie das 65. Lebensjahr überschritten, der volle Lohnunterschied. Mit dem vollendeten 65. (bisher 70.) Lebensjahr hat der Arbeiter oder Bedienstete Anspruch auf Pensionierung. Neu ist ferner die Berücksichtigung des Bedarfes des einzelnen zu pensionierenden Arbeiters bei der Bemessung der Rente, die Einführung besonderer Bedarfszuschläge, die ich in meinem Buche *Arbeiterpolitik und Wirtschaftspflege in der deutschen Städteverwaltung*, I. Bd., pag. 381 ff., allgemein als die Aufgabe einer fortschrittlichen kommunalen Lohnpolitik bezeichnet habe. Der Ruhelohn beträgt 20% des letzten Diensteinkommens, mindestens aber 300 M. (früher 360 M.; allerdings wird die Invalidenrente jetzt nur zu zwei Dritteln angerechnet, während sie früher voll abgezogen wurde), nach 10jähriger Dienstzeit und steigt jährlich um 1½% (früher 1%) bis zum Höchstbetrag von 60% des selben. Er erhöht sich aber um 20% des normalen Betrages, wenn der Empfänger für eine arbeitsunfähige oder bereits 60 Jahre alte Ehefrau zu sorgen hat, und steigt um je 10% für jedes noch nicht 16jährige Kind, für das der Empfänger zu sorgen hat. Das Maximum ist auf 90 % des der Rentenberechnung zu Grunde zu legenden Jahresverdienstes festgesetzt. Auch bei der Festsetzung der Witwen- und Waisengelder findet eine ähnliche Berücksichtigung des Bedarfs statt. Das Witwengeld von 30% des Ruhelohnes erhöht sich auf 45%, wenn die Witwe beim Tode des Arbeiters arbeitsunfähig oder über 60 Jahre alt ist; ebenso das Waisengeld von 20% des Ruhelohnes auf 30%. Weist also das Fürther Statut durchweg Verbesserungen auf, so lässt sich das gleiche leider nicht von den Vorschlägen des Berliner Magistrats sagen, die ebenfalls eine neue Festsetzung des Ruhegehalts der städtischen Arbeiter vertreten. Anstoss zu ihnen hatte ein Entscheid des Reichsversicherungsamtes vom 10. Februar 1904 gegeben, wonach der Ruhelohn der städtischen Arbeiter nicht als pensionsähnlicher Bezug mit der Wirkung des Ruhens der Rente gemäss § 48, Absatz 1, Ziffer 2, des Invalidenversicherungsgesetzes betrachtet werden kann. Die frühere Ansicht, wonach eine Kürzung der Reichsrente bei Bezug einer Gesamtrente im mehr als 7½fachen des Grundbetrages der Invaliden- oder Altersrente zu erfolgen hätte, war also von dem Amte aufgegeben worden. Der Magistrat schlug nunmehr vor, das von der Kommune gewährte Ruhegeld um den halben Betrag der Invaliden- oder Altersrente zu kürzen, während bisher die Kürzung nur bei Überschreitung des 7½fachen des Grundbetrages eintrat. Dadurch wurden allerdings den Arbeitern mit hohen Dienstaltern bessere Bedingungen gewährt; für die grosse Masse derer aber, die nach kurzer Dienstzeit arbeitsunfähig wird, bedeutete der Magistratsvorschlag eine Verschlechterung. Trotzdem fand er im besonderen Ausschuss, der sich mit der Frage zu beschäftigen hatte, Annahme, während der sozialdemokratische Antrag, der jeden Abzug aufheben wollte, und ein Antrag, es beim alten zu belassen, abgelehnt wurden.

× ×

Kurze Chronik DAS Bürgervorsteherkollegium in Hildesheim lehnte es ab, nach den Vorschlägen des Magistrats 1400 M. in den Etat einzustellen, um aus diesen Mitteln den städtischen Arbeitern während der Arbeitszeit unentgeltlich Kaffee zu verabreichen. × Die Schöneberger Stadtverordnetenversammlung nahm einen Antrag an, in dem der Magistrat ersucht wird, entgeltliche Arbeiten für die Stadt an Stadtverordnete nicht zu übertragen,

falls dies nicht durch ganz besondere Verhältnisse im Interesse der Stadt ausnahmsweise geboten erscheint, und von solchen Ausnahmefällen der Versammlung Mitteilung zu machen. × In der zweiten hessischen Kammer wurde ein Antrag auf Erlass eines Umlegungsgesetzes eingebracht. × Die Darmstädter Stadtverordnetenversammlung beschloss, die Frauen zur Teilnahme an der Armenpflege als Pflegerinnen heranzuziehen. × Zahlreiche Gemeindeverwaltungen wurden durch Anträge, für die Familien der streikenden Bergleute Unterstützungen zu bewilligen, zu einer Stellungnahme gegenüber dem Bergarbeiterstreik gezwungen. Die einen bewilligten, zum Teil einstimmig, die beantragten Summen, so Darmstadt, Mainz, Strassburg, Dessau, Hanau; in anderen bewilligte die Stadtverordnetenversammlung, während der Magistrat ablehnte, so in Frankfurt a. M.; wieder in anderen bewilligte der Gemeinderat, während der Bürgerausschuss ablehnte, so in Stuttgart, und wieder in anderen waren nur die sozialdemokratischen Vertreter für die Bewilligung, so in München, Fürth, Halle etc. Alles in allem war auch in dieser Angelegenheit ein Fortschritt in der sozialpolitischen Auffassung der kommunalen Verwaltungskörper zu konstatieren.

× ×

Literatur

DIE Lebensmittelversorgung der grossen Städte hat in den letzten Jahren mehr Aufmerksamkeit gefunden, als ihr bisher gewidmet war. Nicht nur die städtischen Verwaltungen sind bemüht, sich über die Bedeutung derselben zu unterrichten und über die Art und Weise, wie sie sich abspielt, durch statistische Aufnahmen ins klare zu kommen. Auch ausserhalb ihres Kreises findet dieser Gegenstand, so insbesondere in neuerer Zeit von seiten der nationalökonomischen Theorie, Bearbeitung. Der Schrift Creuzbauers *Die Versorgung Münchens mit Lebensmitteln* (vergl. die Rubrik *Wirtschaft* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, II. Bd., pag. 655) ist die Schrift Dr. Karl Grabenstedts *Woher bezieht die Stadt Halle a. S. ihre wichtigsten Lebensmittel?* /Jena, Gustav Fischer/ gefolgt. Die Stadt Halle trägt fast ganz den Charakter einer modernen Industrie- und Handelsstadt, die nach ihren Wohlhabenheitsverhältnissen unter dem Durchschnitt der 39 deutschen Grossstädte bleibt. Die Schwierigkeiten einer derartigen Untersuchung sind sehr grosse. Grabenstedt setzt sie in einem allgemeinen Teil ausführlich auseinander. Das Material, das seiner Arbeit zu Grunde liegt, besteht aus dem Zollmaterial, dem Material über den Wasserverkehr und besonderen Erhebungen über die per Achse eingeführten Lebensmittel. Namentlich das letztere Material, das zum Teil recht interessante Ergebnisse brachte, ist trotz aller Bemühungen des Verfassers dürftig und unvollständig geblieben. Vollständig fehlt die Berücksichtigung des Postverkehrs, der nicht unbedeutend ist. Am zuverlässigsten erwiesen sich die Angaben der Zollstatistik. Auf die einzelnen Ergebnisse der Grabenstedtschen Untersuchung können wir hier nicht eingehen. Sie zeigen uns aber recht deutlich, wie von einer grossen Stadt gewissermasssen ein ganzes Netz von Saugadern ausgeht, das sich nicht nur über die nächste und nähere Umgebung der Stadt, sondern über das ganze Reich und weiter in das Ausland hinein erstreckt. Ebenso klar beweisen sie, wie durch eine die Einfuhr der Lebensmittel belastende Zollpolitik gerade die Lebensmittelversorgung unserer grossen Städte aufs allerempfindlichste berührt wird. Die moderne Grossstadt bezieht ihre Nahrungsmittel, auch solche von kurzer Haltbarkeit, aus aller Welt. In- und Ausland sind beide an der Lebensmittellieferung intensiv beteiligt. Charakteristisch ist dabei, dass für eine ganze Anzahl von Lebensmitteln die ausländische Lieferung und die inländische sich ergänzen, die erstere dann eintritt und zunimmt, wenn die letztere versagt und umgekehrt. Von einer Konkurrenz zwischen beiden kann nur in bedingter Weise gesprochen werden. Grabenstedt hebt im Schluss hervor, dass es im höchsten Masse wünschenswert sei, solche Untersuchungen in bestimmten Zeitabschnitten zu wiederholen, um über die Verschiebung in den gesamten Produktions- und Handelsverhältnissen ins klare zu kommen. Diese Aufgabe falle in erster Linie den Kommunen zu, die an der Regelung des Lebensmittelverkehrs das grösste Interesse hätten. Wir stimmen dem Verfasser vollständig darin bei. Die Kommunen sind auch viel eher im stande, eine genaue Statistik zu führen, als dies ein Privatmann selbst mit Beihilfe der staatlichen und sonstigen Behörden kann. × Dr. Rudolf Eberstadt gibt in seiner

Schrift *Das Wohnungswesen* /Jena, Gustav Fischer/ auf zirka 80 Seiten eine gedrängte Darstellung der wichtigsten mit dem Sammelnamen *Wohnungsfrage* bezeichneten Probleme. Einem kurzen Überblick über die Entwickelung der städtischen Bauweise folgen das Kapitel *Wohnungsstatistik*, in dem die Bodenfläche, der bebaute Boden, die Hausform und die Wohnungsproduktion, die Mietspreise und die Bodenverschuldung abgehandelt werden, und die Kapitel *Gesundheitliche Verhältnisse* und *Soziale und verwaltungstechnische Massnahmen im Wohnungswesen*. Es ist begreiflich, dass der Verfasser überall seine Anschauungen dargestellt hat. Ob es aber für die Leser des *Handbuches der Hygiene*, von dem diese Schrift einen Teil bildet, vorteilhaft ist, die wichtigsten Probleme der Wohnungsfrage ausschliesslich unter den Eberstadtschen Gesichtspunkten kennen zu lernen, ist mindestens zweifelhaft. Die Eberstadtschen Theorieen sind mit Recht vielfach angefochten worden, und es ist oft keine leichte Mühe gewesen, das Körnchen Wahrheit, das sie enthalten, herauszuschälen. So anregend die Eberstadtschen Arbeiten wegen ihrer Einseitigkeit für den sind, der die Probleme der Wohnungsfrage kennt, so wenig geeignet sind sie, dem, der sich über dieselben orientieren will, ein vollständiges und zutreffendes Bild der Verhältnisse und ihres kausalen Zusammenhanges zu geben. × Wie gross der Widerspruch ist, den die Resultate Eberstadtscher Untersuchungen gefunden haben, das zeigt die Sammlung von Vorträgen, die C. J. Fuchs unter dem Titel *Zur Wohnungsfrage* /Leipzig, Duncker & Humblot/ veröffentlicht hat. Mit Ausnahme des ersten Vortrages *Der heutige Stand der Arbeiterwohnungsfrage in Deutschland* beschäftigen sich die übrigen Vorträge des ersten Teils teils ausschliesslich, wie der vierte, *Rheinisches Wohnungswesen*, und der fünfte, *Meliorations- und Spekulationsverschuldung*, teils vornehmlich, wie der dritte, *Die Abhängigkeit der Wohnungsmieten von Bodenpreis, Baukosten und Besteuerung*, teils beiläufig, wie der zweite, *Die Entwickelung der Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland in den letzten 15 Jahren*, mit den Eberstadtschen Theorieen über die städtische Grundrente, die Wirksamkeit der Bodenspekulation etc. Professor Fuchs lehnt dieselben keineswegs von vornherein ab, unseres Erachtens erkennt er sogar einen zu grossen Teil derselben als richtig an, trotzdem fällt er bei der Besprechung des Eberstadtschen Buches *Rheinische Wohnungsverhältnisse* das folgende Urteil: »Aber er [Eberstadt] sieht überall auf den Kopf gestellte Wirtschaftsgesetze und Besonderheiten der Preisbildung des städtischen Grund und Bodens, wo bei genauer Betrachtung und Formulierung nicht davon gesprochen werden kann, wo häufig einfach eine Verwechslung von konträrem und kontradiktorischem Gegensatz vorliegt — vor allem aber fast immer eine ungenügende Erfassung und Durchdenkung des Monopolcharakters des städtischen Bodens.« Die genannten vier Vorträge suchen aus dem Wuste Eberstadtscher Übertreibungen und Einseitigkeiten das Körnchen Wahrheit, das in ihnen enthalten ist, auszusondern, und geben zugleich eine kurze Darstellung von der Grundrententheorie ihres Verfassers, die wir jedermann zur Lektüre empfehlen können, auch wenn wir nicht mit ihr übereinstimmen. Der zweite Teil des Buches enthält die Beschreibung der kommunalen Wohnungsreform in England und Schottland, die seinerzeit als die Frucht einer im Jahre 1902 gemachten Studienreise in der *Zeitschrift für Wohnungswesen* veröffentlicht worden ist. Gegenüber der Neigung, die in letzter Zeit in Deutschland sich breit macht, die Leistungen Englands, insbesondere der englischen Kommunen, auf dem Gebiete des Arbeiterwohnungswesens zu verkleinern, zeichnet sich die Studie des Verfassers durch die gerechte Abwägung und Schätzung dieser Leistungen aus. Zwei Äusserungen seien hier kurz erwähnt. Fuchs betont, dass in England gar keine Meinungsverschiedenheit mehr darüber bestehe, dass der Gemeinde die Hauptaufgabe in der Lösung der Wohnungsfrage zufalle, und dass auch die nötige politische Voraussetzung dafür in einer Reform der Kommunalverfassung und einer allmählichen Durchdringung der Kommunalverwaltung mit neuen Männern seit dem *Local Government Act* von 1894 geschaffen worden sei. »Nur darüber, ob die Gemeinde selbst Wohnungen bauen soll, bestehen noch Meinungsverschiedenheiten, und auch da eigentlich nur für London . . . Aber auch da hat man nicht vorher lange über Richtigkeit oder Unrichtigkeit theoretisiert, sondern im grössten Massstab praktische Versuche gemacht, die allein in diesen Fragen ein richtiges Urteil ermög-

lichen. In den anderen Städten ist durch den besseren Erfolg der bisherigen Versuche auch diese Frage zu gunsten der direkten gemeindlichen Intervention entschieden.« Fuchs bezeichnet das als die erste und wertvollste Lehre speziell der neuesten von ihm geschilderten Entwickelung. Leider ist man in Deutschland noch nicht zu dieser Erkenntnis durchgedrungen. Und der andere Punkt: »Wir werden«, schreibt er, »nach meiner Überzeugung auch in Deutschland zu einer befriedigenden Lösung der Arbeiterwohnungsfrage nur kommen, wenn die äusseren Ansprüche herabgesetzt und die inneren gesteigert werden.« Damit berührt er unseres Erachtens in durchaus zutreffender Weise einen der wundesten Punkte unseres heutigen Bauwesens. HUGO LINDEMANN

Sozialistische Bewegung

Parteitag für Baden DEM diesjährigen Parteitag der badischen Sozialdemokratie, der von 76 Delegierten, welche 54 Orte vertraten, besucht war, lag ein Bericht des Landesparteivorstandes vor, der einen Beweis umfassender und erfolgreicher Arbeit gibt. Der Propaganda zur Erwerbung des badischen Staatsbürgerrechts diente ein vom Parteivorstand in einer Auflage von 265 000 Exemplaren herausgegebenes Flugblatt nebst 15 000 verschiedenen Formularen. Im Spätjahr 1904 erschien die in den *Sozialistischen Monatsheften* (1894, II. Bd., pag. 838) angezeigte Broschüre Eichhorns *Das neue Landtagswahlrecht*. Die Verhältnisse der Parteikasse haben sich im Vergleich zum Vorjahr erheblich günstiger gestaltet. Der Kassenbestand betrug am 31. Dezember 1904 1730,96 M. (gegen 676,18 M. im Vorjahre), das Gesamtvermögen 3492,31 M. (gegen 1465,18 M.). Besonders erfreulich ist der Aufschwung, den die Parteiorganisationen im Berichtsjahre genommen haben. Ihre Zahl ist von 96 auf 114 gestiegen. Die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder dieser Organisation ist von 6350 auf 7332, also um etwa 1000, gestiegen. Der *Volksfreund*, der im Laufe des Jahres in eigene Druckerei übergegangen ist, zählt jetzt über 11 000 Abonnenten. Die Stellungnahme zur bevorstehenden Landtagswahl wurde in einer einstimmig beschlossenen Resolution festgelegt. Danach haben die Genossen in allen Landtagswahlkreisen selbständig in den Wahlkampf einzutreten. Wo die Partei im zweiten Wahlgange den Ausschlag zu geben hat, wird sie ihre Entscheidung abhängig machen von der Stellung, welche die in Frage kommenden Kandidaten den ihnen auf dem Gebiete der praktischen Politik zu unterbreitenden Forderungen gegenüber einnehmen. Sodann beschloss der Parteitag, einen Parteisekretär anzustellen. Der Landesvorstand siedelt nach Karlsruhe über.

× ×

Organisation DIE sächsische Sozialdemokratie hat in den letzten Jahren erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der politisch organisierten Genossen, die im Jahre 1901 erst 25 000 betrug, stieg im Jahre 1903 auf 38 700; jetzt dürften zirka 50 000 politisch organisierte Genossen vorhanden sein. Die drei sozialdemokratischen Vereine Hamburgs haben zum erstenmal einen Jahresbericht in Form einer 56 Seiten starken Broschüre herausgegeben. Danach sind in den drei Vereinen insgesamt 18 186 Mitglieder organisiert. Die Einnahmen und Ausgaben der drei Vereine balanzieren mit 86 911 M.

× ×

Schweden DER Parteitag der schwedischen Sozialdemokratie, der in Stockholm stattfand, dauerte volle 9 Tage. Seit dem vorigen ordentlichen Parteitag in Malmö sind 5 Jahre verflossen; inzwischen wurden nur zwei ausserordentliche Parteikonferenzen abgehalten, die sich beide mit der Wahlrechtsfrage zu befassen hatten. Vertreten waren auf dem Parteitag 63 Arbeiterkommunen (Ortsabteilungen der Partei) durch 174 Delegierte. Die Berichte des Parteivorstandes über die Jahre 1900 bis 1904 lagen gedruckt vor. Danach zählt die Partei jetzt 114 Arbeiterkommunen und 804 Abteilungen. Die Mitgliederzahl ist im Jahre 1904 von 54 552 auf 63 023 gestiegen. Zwei fest angestellte Agitatoren und eine Reihe anderer Parteigenossen waren unablässig in der Agitation tätig. An den Demonstrationen gegen den Wahlrechtsreformvorschlag der Regierung nahmen zirka 80 000 Personen teil, an der Maifeier des letzten Jahres ungefähr 140 000. Die Partei hat in der zweiten Kammer vier Abgeordnete; die Zahl ihrer Gemeindevertreter in den verschiedenen Kommunen des Landes ist 26. Die Einnahmen der Partei betrugen im Jahre 1904 88 000 Kr.

NACHDEM der Parteileitung Decharge erteilt worden war, kamen die Anträge auf Änderung der Organisationsform zur Verhandlung. Die sozialdemokratische Partei Schwedens setzt sich aus örtlichen Arbeiterkommunen zusammen, die ihrerseits wesentlich aus den am Orte befindlichen Gewerkschaften bestehen, so dass also derjenige, der sich einer der Arbeiterkommune angehörenden Gewerkschaft anschliesst, damit zugleich Parteimitglied wird. Dem Parteitag lag eine grosse Zahl von Anträgen vor, welche eine Scheidung der gewerkschaftlichen und politischen Organisationen forderten. Schliesslich wurde mit 132 gegen 40 Stimmen beschlossen, die bestehende Organisationsform, bei der sowohl die gewerkschaftliche als auch die politische Bewegung mächtige Fortschritte gemacht hat, beizubehalten. Zur Unionsfrage wurde eine Resolution angenommen, in der es heisst, dass der Kongress die Solidarität der Arbeiterklasse ohne Rücksicht auf Landesgrenzen anerkennt; sollten trotz der entschiedensten und einstimmigen Volksmeinung grossschwedische und dynastische Interessen es zu einer gewaltsamen Lösung der Streitfrage zu treiben suchen, so erklärt sich die Partei bereit, gemeinsam mit der norwegischen Bruderpartei, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln eine solche Volksverräterei zu verhindern, von welcher Seite sie auch komme und mit welchem Vorwand sie auch bekleidet sein möge. Sodann wurden verschiedene Änderungen der Parteistatuten vorgenommen. Bei der Erörterung des Parteiprogramms wurde eine besonders lebhafte Debatte über die Militärfrage geführt. Hier standen sich zwei Anschauungen gegenüber: eine, wonach alles Militärwesen, auch die Volksbewaffnung, verwerflich ist, und die andere Anschauung, die in folgendem Programmpunkt ausgedrückt ist: »Ein volkstümliches System der Landesverteidigung, Kampf gegen den Militarismus. Internationale Schiedsgerichte.« In dieser Form wurde der Programmpunkt schliesslich mit 92 gegen 75 Stimmen angenommen. Auch die Frage des Generalstreiks wurde verhandelt, und zwar nach der Richtung hin, ob in diesem Jahre ein allgemeiner Streik zur Erringung des Wahlrechts veranstaltet werden soll. Hierüber hat eine Urabstimmung stattgefunden (vergl. den Artikel Hjalmar Brantings *Schweden vor einer neuen Stimmrechtskampagne* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, II. Bd., pag. 623). An der Abstimmung haben sich von den 114 Arbeiterkommunen 80 mit 31 253 Mitgliedern beteiligt; hierzu kamen noch 4766 Abstimmende, die ausserhalb der Partei stehenden Organisationen angehören. Die Abstimmung ist nicht zu gunsten eines solchen Wahlrechtsstreiks ausgefallen. Zwar wurden für die erste Frage: ob der Generalstreik ein für den vorliegenden Zweck dienliches Mittel sei, 21 460 Stimmen mit *Ja* und nur 13 934 Stimmen mit *Nein* abgegeben, doch wurde sogleich die zweite Frage: ob man zu einem bestimmten Zeitpunkt und auf eine unbestimmte Zeitdauer in den Streik treten wolle, wenn es vielleicht vom Parteitag beschlossen werden würde, mit 18 747 Stimmen gegen 16 617 Stimmen verneint. Die dritte Frage: ob man ohne Unterstützung den Streik mitmachen wolle, wurde mit 20 317 gegen 14 623 Stimmen verneint. Die letzte der Fragen: ob man gewillt sei, einen Tagelohn zum Wahlrechtsstreikfonds beizusteuern, wurde mit 18756 gegen 16 492 Stimmen bejaht. Nach Erledigung einiger weiterer Punkte wurde der Parteitag geschlossen.

× ×

Presse DAS *Hamburger Echo* hat jetzt einen Bestand von 40 500 Abonnenten. Ein eigenes Heim hat nunmehr auch das hallische Parteiblatt bezogen. In einem für diesen Zweck errichteten Neubau ist die Genossenschaftsdruckerei, Redaktion und Expedition, sowie das Arbeitersekretariat untergebracht. Die Parteigenossen von Remscheid haben mit der *Arbeiterstimme* in Solingen einen Vertrag auf Lieferung eines Kopfblattes für Remscheid abgeschlossen.

DIE *Nepssava*, das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Ungarns, erscheint vom 1. April ab täglich. Der *Avanti* wird vom 1. Mai ab in vergrössertem Format erscheinen.

× ×

Kurze Chronik DER Nestor des deutschen Sozialismus, Friedrich Lessner, ist am 27. Februar 80 Jahre alt geworden. Wir rufen dem Genossen, dessen Aufsatz *Aus der Entstehungszeit des Kommunistischen Manifests* in den *Sozialistischen Monatsheften* (1897, pag. 556 ff.) unseren Lesern in guter Erinnerung ist, und der jetzt

noch mit lebhaftem Interesse die Fortschritte der deutschen Sozialdemokratie von England aus verfolgt, ein fröhliches *Glückauf* zu. × Bei der Nachwahl zum gothaischen Landtag ist Genosse Bock, dessen Wahl für ungültig erklärt worden war, wiedergewählt worden. × Bei den Gemeinderatswahlen in Strassburg gewann unsere Partei 5 weitere Sitze, so dass die sozialdemokratische Fraktion mit ihren 16 Mitgliedern jetzt die stärkste ist.

× ×

Literatur DAS von W. H. Vliegen in holländischer Sprache verfasste Werk *Die Morgenröte der Volksbefreiung* ist kürzlich mit dem Erscheinen der 52. Lieferung vollständig geworden. Es umfasst 2 Bände mit zusammen über 800 Druckseiten und 58 vorzüglich ausgeführten Porträts derjenigen Personen, die in hervorragender Weise an der Bewegung teilgenommen haben. Der Zeit nach teilt der Verfasser seine Schilderungen in 5 Abschnitte ein, von denen der erste mit dem Jahre 1878 beginnt und der letzte mit dem Jahre 1894 endet. × Genosse Louis Bertrand, der belgische Abgeordnete, von dem bereits eine Geschichte der belgischen Genossenschaften erschienen ist, veröffentlicht gegenwärtig eine Geschichte der Demokratie und des Sozialismus in Belgien. Das Werk wird aus 2 Bänden zu je 600 Seiten bestehen und mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet sein. Es erscheint in monatlichen Lieferungen von 60 Seiten; der Gesamtpreis beträgt 10 fr.
IN Paris erscheint seit dem 1. Februar eine neue sozialistische Monatsschrift *La Société Future.* Sie soll weniger den Tagesfragen, den politischen Ereignissen und parlamentarischen Kämpfen, als vielmehr der Erörterung der sozialistischen Prinzipien dienen. × Seit Anfang dieses Jahres erscheint, wie wir schon mitgeteilt haben, in Rom noch eine weitere sozialistische Zeitschrift *Il Divenire Sociale.* Die erste Nummer enthält neben dem einführenden Artikel eine sehr instruktive Arbeit von Cabrini über die italienische Gewerkschaftsbewegung. Aus den weiteren Heften heben wir hervor: einen Artikel von Georg Gradnauer, in welchem die Bedeutung des ersten preussischen Parteitags gewürdigt wird, und die Studien über den Pauperismus von Niceforo.

HUGO POETZSCH

Gewerkschaftsbewegung

Gewerkschaftskongress in Cöln DIE *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* hat nunmehr offiziell den 5. Kongress der Gewerkschaften Deutschlands nach Cöln einberufen, und zwar für die Zeit vom 22. bis zum 27. Mai. Die von der *Generalkommission* provisorisch festgesetzte Tagesordnung zeichnet sich durch ihre Reichhaltigkeit aus. Neben den auf jedem derartigen Kongress wiederkehrenden Beratungen mehr geschäftlicher und allgemeiner Natur, wie Rechenschaftsberichte der verschiedenen dem Kongress unterstellten Körperschaften, allgemeine Agitation, Agitation unter den Arbeiterinnen und unter den fremdsprachigen Arbeitern, Streikunterstützung und Streikstatistik, Heimarbeit, Beseitigung des Kost- und Logiszwanges beim Arbeitgeber, *Korrespondenzblatt*, sind eine ganze Reihe von Punkten der Tagesordnung eingefügt, die zu einer Aufrollung des ganzen grossen Gewerkschaftsproblems führen, deren Diskussion für die Gewerkschaften aber zur unabweisbaren Pflicht wird. Wir nennen nur: 4. die Stellung der Gewerkschaften zum Generalstreik, 5. die Gewerkschaften und die Maifeier, 6. Gewerkschaften und Genossenschaften, 7. die Aufgaben der Gewerkschaftskartelle in der Gewerkschaftsorganisation und 8. die gesetzliche Vertretung der Arbeiterschaft in Arbeitskammern oder Arbeiterkammern. Wünschenswert wäre es, trotz der Reichhaltigkeit der Tagesordnung, dass der Gewerkschaftskongress sich auch mit der Frage der Schaffung gewerkschaftlicher Unterrichtskurse beschäftigen möchte.
SCHON die vorgesehene Tagesordnung lässt die grosse Bedeutung des diesjährigen Gewerkschaftskongresses erkennen.

× ×

Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands DIE *Generalkommission* veröffentlicht ihren Rechenschaftsbericht für die Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1904. Das letzte Jahr wird darin als ein Jahr des Erfolges bezeichnet; es sei damit zu rechnen, dass die absolute Zunahme an Mitgliedern im Jahre 1904 nicht hinter der des Jahres 1903 zurückbleiben werde. Der innere Ausbau und die finanzielle Stärkung der gewerkschaftlichen Zentralverbände habe mit der äusseren Ausdehnung Schritt gehalten. Es sei deshalb verfehlt, anzunehmen, die Gewerkschaften würden mit der

Kapitalskonzentration und der Schaffung grosser Unternehmerverbände immer machtloser. Die Gewerkschaften befänden sich in steter Aufwärtsentwickelung. Die Entwickelung deute höchstens darauf hin, dass sowohl Unternehmer wie Arbeiter mit der immer grösseren Steigerung ihrer organisatorischen Kräfte grosse Kämpfe immer mehr zu vermeiden und Differenzen nach Möglichkeit auf dem Wege friedlicher Vereinbarung auszugleichen versuchten. Das werde sich besonders in der Textil- und Metallindustrie bald als notwendig erweisen. In diesem Sinne werden die Kämpfe in Crimmitschau und in der Berliner Gelbmetallindustrie gewürdigt. Ferner wird der Mitarbeit der *Generalkommission* an dem allgemeinen Heimarbeiterschutzkongress, an der geplanten Ausstellung von Erzeugnissen der Heimarbeit, an der Bekämpfung des Kost- und Logiswesens und an der Errichtung von Unterrichtskursen gedacht. Die Agitation wurde von ihr im Berichtsjahre in weitgehendem Masse gefördert. Neben den früher schon von der *Generalkommission* begründeten Arbeitersekretariaten in Kattowitz, Posen und Iserlohn wurden im Vorjahre weitere Sekretariate mit besoldeten Beamten errichtet für Ost- und Westpreussen in Elbing, für das Saargebiet in Sankt Johann-Saarbrücken. Ausserdem wird von ihr das Agitationskomitee von Elsass-Lothringen subventioniert. Eine besondere Agitation wurde unter den italienischen Wanderarbeitern in der Provinz Udine in Oberitalien entfaltet, da von dort die meisten Arbeiter nach Deutschland wandern. Der Arbeiterstatistik wurde nach wie vor grosse Aufmerksamkeit gewidmet. Bei den von der *Generalkommission* herausgegebenen Organen, dem *Korrespondenzblatt* (Auflage 15 800), dem *Operaio Italiano* und der *Oswiata*, sind im letzten Jahre erhebliche Änderungen nicht eingetreten. Die Abrechnung pro 1904 weist eine Einnahme von 154 716,14 M., eine Ausgabe von 94 182,58 M. auf. Das von der *Generalkommission* im Jahre 1903 errichtete Zentralarbeitersekretariat wurde in steigendem Masse in Anspruch genommen. An Ausgaben entstanden durch das Sekretariat 8666,89 M. Dieselben dürften sich in den nächsten Jahren noch steigern, da die Anstellung eines weiteren Sekretärs bei der stetig zunehmenden Fülle der Arbeit unvermeidlich sein wird.

× ×

Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet

DER gewaltige Kampf im Ruhrgebiet, der in Deutschland ohne Beispiel dasteht, steht in gewerkschaftlichen Kreisen noch immer im Mittelpunkt der Diskussion. Nach der erschöpfenden Schilderung der ganzen Bewegung durch Otto Hue in den *Sozialistischen Monatsheften* (pag. 201 ff.) und seinem glänzenden Plaidoyer für die dabei beobachtete Taktik des Bergarbeiterverbandes müssen wir es uns versagen, an dieser Stelle den ganzen Streik nochmals aufzurollen. Wir beschränken uns deshalb darauf, seine Bedeutung für die deutsche Gewerkschaftsbewegung zu würdigen. In einer ganzen Reihe sozialdemokratischer Zeitungen ist den Führern des modern gewerkschaftlichen, des sogenannten *alten* Bergarbeiterverbandes der Vorwurf gemacht worden, sie hätten sich von den christlichen Führern geradezu über den Löffel barbieren lassen. Von Hue ist schon nachgewiesen worden, dass davon keine Rede sein kann. Das Verhalten der Leitung des alten Verbandes ist, vom gewerkschaftlichen Standpunkt betrachtet, durchaus einwandfrei. Angesichts der Tatsache, dass die grosse Mehrzahl der Bergarbeiter sozialdemokratischen Ideen leider noch indifferent gegenübersteht, dass sie gewerkschaftlich noch nicht organisiert ist und, soweit dies doch der Fall, wiederum in der Hauptsache in Organisationen, die dem alten Verband bisher feindlich gegenüberstanden, war eine erspriessliche Durchführung der Bewegung, so sehr bei ihr auch das politische Moment hervortrat, nicht anders möglich, als im Rahmen strengster politischer und religiöser Neutralität, als unter ausschliesslicher Betonung der gewerkschaftlichen Gesichtspunkte. Wie richtig diese Taktik war, hat der ganze Verlauf dieser Bewegung gelehrt. Die Leitung hat die gewaltige Masse zum Teil indifferenter, zum anderen Teil in gegensätzlichen organisatorischen Anschauungen erzogenen Arbeiter zu einer einheitlichen festen Kampfesphalanx zusammenzuschweissen vermocht. So entstand während und durch den Kampf eine gut disziplinierte Organisation, die Bewegung erhielt ihre imponierende Wucht. Ausschreitungen, die bei Kämpfen im Ruhrgebiet sonst unvermeidlich waren, wurden ganz hintangehalten. Diesen Umständen ist es zu danken, dass die öffentliche Meinung sich fast ohne Einschränkung auf die Seite der Streikenden stellte, dass auch die Regie-

rung und der Reichstag sich zu Kundgebungen für die Streikenden genötigt sahen. Ihnen verdankt die Bewegung auch ihren Erfolg. Die Gesetzgebung hat sich der Bergarbeiter annehmen müssen, die Grubenunternehmer haben von der nach solchen Bewegungen sonst üblichen Dezimierung der organisierten Bergarbeiterschaft absehen müssen. Die Bergarbeiterorganisationen gehen stark gekräftigt aus diesem Kampf hervor. Allen gewerkschaftsfeindlichen Gesetzgebungsaktionen, die für die Zukunft geplant sein mochten, wurde durch diesen Kampf der Boden entzogen. Dieser Streik war ein Triumph des Gewerkschaftsgedankens, er war eine einzige grosse Demonstration für starke, gutfundierte Gewerkschaften.

× ×

Gelbmetall-Industrie NACH einer Dauer von 5 Monaten ist der Streik in der Berliner Gelbmetallindustrie am 16. Februar durch Beschluss der Streikenden aufgehoben worden. Einen unmittelbaren Erfolg hat dieser Kampf, der der organisierten Arbeiterschaft weit über 1 Mill. M. an Unterstützungen gekostet hat, nicht gebracht, und doch kehren die Streikenden auch nicht als Besiegte an ihre Arbeit zurück. Sie haben es immerhin verstanden, die Organisation der *Kühnemänner* ganz empfindlich zu treffen, während die Arbeiterorganisation ungeschwächt blieb, die Einheitlichkeit und Disziplin und Kampfesfreudigkeit, die sie immer auszeichnete, ist ungebrochen. Zudem wurden in einzelnen Betrieben auch ganz nennenswerte Vorteile erzielt. Um die einzelnen Phasen des Kampfes kurz zu beleuchten, sei folgendes hervorgehoben. Am 28. September beschloss eine Versammlung der Gürtler und Drücker, von jenen Betrieben, wo der am 28. September 1903 vor dem Gewerbegericht Berlin abgeschlossene Tarif nicht durchgeführt war, bis zum 20. September die Durchführung desselben zu fordern und im Falle der Ablehnung am 21. September die Arbeit einzustellen. Die *Kühnemänner* beschlossen darauf in einer am 20. September abgehaltenen, von zirka 140 Firmen besuchten ausserordentlichen Generalversammlung, im Falle eines Gürtlerstreiks am 22. September 50% und am 29. September weitere 20% der Gürtler auszusperren. Die Aussperrung ist nur sehr unzureichend durchgeführt worden, erreichte doch die Zahl der an der Bewegung beteiligten kaum die 4000, bei insgesamt 12 000 Arbeitern der Berliner Gelbmetallindustrie eine geringe Zahl. Auch die anderen Abwehrmassregeln erwiesen sich gegen die Arbeiter als wirkungslos. Arbeitswillige waren so gut wie keine vorhanden, die Einigkeit der kämpfenden Arbeiterschaft wurde nicht gestört. Schliesslich musste der Kampf auf seiner Höhe abgebrochen werden, da erfahrungsgemäss Kämpfe von so langer Dauer selten noch erfolgreich durchzuführen sind.

DIE Presse, auch die sozialdemokratische, hat sowohl an den Ausgang des Bergarbeiterstreiks, als auch des Kampfes in der Berliner Gelbmetallindustrie Folgerungen geknüpft, die nicht unwidersprochen bleiben können. Es hiess da, angesichts der gewaltigen Konzentration der Unternehmerschaft seien die Gewerkschaften mehr oder weniger zur Untätigkeit verurteilt. Grössere Kämpfe gegen das koalierte Unternehmertum könnten von ihnen zukünftig mit Erfolg nicht mehr durchgeführt werden. Wir können zu dieser Ansicht nicht kommen. Kämpfe, die von der organisierten Arbeiterschaft mit solcher Ausdauer, solcher Disziplin und solchem Elan geführt wurden, haben stets noch ihre guten Wirkungen für die Arbeiterschaft gebracht. Und auf solche Niederlagen und vorbereitet durch sie folgten immer noch grosse Siege. Das dürfte auch in Zukunft kaum anders sein, in der Zukunft, die uns eine gewaltige Entwickelung der gewerkschaftlichen Macht verheisst.

× ×

Russisch Polen DER politische Generalstreik in Russisch Polen, an welchem rund 400 000 Arbeiter teilnahmen, und der im wesentlichen überall unter der Leitung der *P. P. S.* stand, wurde durchschnittlich nach 8 bis 10 Tagen — in Warschau schon nach 3 Tagen — von den Parteikomitees der einzelnen Städte für beendet erklärt. Da aber gleichzeitig auch ökonomische Forderungen aufgestellt waren, so empfahl die *P. P. S.* den Arbeitern, in all jenen Branchen und Fabriken, wo die Forderungen nicht bewilligt wurden, den Streik als ökonomischen Streik fortzusetzen. Diese ökonomischen Streiks sind nun in Warschau und einer Reihe kleinerer Städte bereits zum Abschluss gelangt, und zwar mit durchgehends sehr günstigem Ergebnis. In den grösseren

Fabriken von Warschau — es handelt sich vor allem um Metallwaren-, Maschinen- und Waffenfabriken, aber auch um Textilfabriken, Möbelfabriken und andere — wurde allgemein der Neunstundentag eingeführt, was einer Verkürzung der täglichen Arbeitszeit um 1 bis 1½ Stunden gleichkommt; gleichzeitig wurden die Löhne um durchschnittlich 10 % erhöht. Auch in den kleineren Warschauer Fabriken wurden Arbeitszeitverkürzungen — zum Teil von 10 auf 9, häufiger von 11 auf 10 Stunden — durchgesetzt bei gleichzeitiger Lohnerhöhung bis zu 25 %. Einzelne Firmen führten den Achtstundentag ein, so die Graveurfirma Weinkranz (bisherige Arbeitszeit: 10 Stunden), die Firnisfabrik von Stanislaus Sikorski (gleichzeitige Lohnerhöhung um 10 %, Bezahlung des ganzen Lohnes für die Streikzeit) und die Buchbinderei der Frau Szapakowska (Lohnerhöhung um 10 %). Die städtischen Kanal- und Wasserleitungsarbeiter erzielten Lohnerhöhungen von 10 bis 20 %, die Maschinisten des *Grossen Theaters* eine solche von 25 %. Andere Arbeiterforderungen, die vielfach bewilligt wurden, betrafen die Abschaffung der Leibesdurchsuchung beim Verlassen der Fabrik, Einrichtung von Krankenkassen, Sterbegelder, unentgeltliche ärztliche Hilfe und unentgeltliche Verabfolgung von Heilmitteln. Die Sonntagsruhe wurde durchgesetzt in zahlreichen Warschauer Kolonialwarenhandlungen, Drogerieen, Damenkleider-, Wäsche- und Galanteriemagazinen, Speditions- und Kommissionsfirmen. Ferner haben die christlichen Friseure volle Sonntagsruhe erlangt; die jüdischen Friseure, die ohnedies am Sonntag feiern, erhielten eine Verlängerung ihrer Ruhezeit bis Sonntag 3 Uhr nachmittags. Die Angestellten der Warschauer Handelsbank erhielten 7stündige Arbeitszeit und Gehaltserhöhungen von 10 bis 20 %. Ähnliche günstige Nachrichten kommen aus den Fabrikorten Zyrardow und Tomaszow-Rawski, sowie aus den Gouvernementshauptstädten Radom und Plock. Sehr beträchtliche Zugeständnisse, namentlich in finanzieller Hinsicht, haben ferner die Eisenbahner erkämpft. Auch die Kündigungsverhältnisse der staatlichen Eisenbahner sollen neu geregelt werden, in der Absicht, der willkürlichen Entlassung polnischer Eisenbahner zu gunsten eigens importierter Russen einen Riegel vorzuschieben.

NICHT so glatt verlaufen die Dinge in Lodz. Zwar zeigten die Fabrikanten anfangs auch dort Neigung zu Zugeständnissen, aber die Unterhandlungen gerade mit den wichtigsten Unternehmern gerieten wiederholt ins Stocken, woran zum Teil vielleicht die geringere Reife und Geschlossenheit der Lodzer Arbeiterbewegung, hauptsächlich aber die terroristische Einmischung der Regierung die Schuld trägt.

ANFANGS am glänzendsten, seither am unerfreulichsten verlief die Bewegung im Kohlenrevier. Ein bis vier Wochen herrschte dort eine förmliche Diktatur des Proletariats; die ganze Gegend erfreute sich einer geradezu englischen Versammlungs-, Rede- und Demonstrationsfreiheit, Fabrikdirektoren und Regierungsbeamte gehorchten den Befehlen und Verboten der Arbeiterkomitees. Wohl wurden Soldaten aufgeboten, aber sie zeigten anfangs keine Lust, zu schiessen. Dann aber bezwang der General Jedschinskij die Gewissensskrupel seiner Krieger durch Versprechungen, Drohungen und eine Sintflut von Schnaps. Nun wurden wohlvorbereitete Massakres inszeniert, wie vor allem das Blutbad in der *Katharinenhütte*. Das steifte den Kapitalisten den Nacken; die meisten von ihnen setzten nunmehr den Arbeiterforderungen den schroffsten Widerstand entgegen. Die Antwort der Arbeiter war erbittertes Weiterstreiken.

DIE Gesamtsumme der bisher durchgesetzten Lohnerhöhungen wird auf gegen 15 Mill. Rubel jährlich geschätzt; da die Gesamtzahl der Teilnehmer an den bisher abgeschlossenen Streiks gegen 180 000 betragen dürfte, so ergibt das eine Einkommenserhöhung von gegen 200 M. jährlich pro Kopf der Streikenden.

× ×

Holland

DIE Entwickelung der holländischen Gewerkschaftsschaftsbewegung nimmt fortgesetzt unser Interesse in Anspruch. Noch vor 10 und auch noch vor 5 Jahren war die grosse Mehrzahl der Gewerkschaften in Holland im *Nationalen Arbeitersekretariat* organisiert, das *antipolitisch* und im Geiste Domela Nieuwenhuis' geleitet war, welche Anschauungen damals in der holländischen Arbeiterschaft vorherrschten. Je mehr aber die sozialdemokratische Arbeiterpartei unter den Arbeitern an Einfluss gewann — und das geschah seit dem Jahre 1897, nach den Wahlen unter dem ausgedehnteren

Wahlrecht, in steigendem Masse — wandten sich die Gewerkschaften von dem *N.A.S.* ab, dessen Führung zudem immer mehr ausgesprochen anarchistisch geworden war. So sank das *N. A. S.* in wenigen Jahren von 17 000 auf 5000 Mitglieder, und ausser seinen Reihen standen die stärksten Gewerkschaften mit ungefähr 25 000 Mitgliedern. Nunmehr hat der von uns kürzlich (pag. 175) gewürdigte Diamantarbeiterbund, die stärkste und bestgeleitetste der holländischen Gewerkschaften, die Initiative ergriffen zur Gründung einer neuen zentralen Organisation der Gewerkschaften Hollands. Die konstituierende Versammlung hat am 26. Februar bereits stattgefunden. An derselben nahmen die Gewerkschaften der Textilarbeiter, Arbeiter in Butter- und Käsefabriken, Zimmerleute, Zigarrenmacher, Anstreicher, Tischler, Schneider, Bäcker, Eisenbahner, Buchbinder, Gemeindearbeiter, Tapezierer, Diamantarbeiter, Handels- und Kontorbediensteten, Bauzeichner teil. Die Hafenarbeiter und die Buchdrucker hatten die Einladung abgelehnt. Der Glasarbeiterbund wurde abgewiesen, weil er noch dem *N. A. S.* angehört. Auf Vorschlag Henri Pollaks, des Leiters des Diamantarbeiterbundes, wurde eine Resolution diskutiert, worin die Gründung einer Gewerkschaftsföderation beschlossen wird, die das Zusammenbringen und Zusammenhalten von Fachverbänden zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen bezweckt. Die Resolution wurde mit 10 Stimmen gegen 4 Enthaltungen angenommen. Die sich enthaltenden 4 Verbände dürften sich trotzdem der Föderation anschliessen, da ihre Gegnerschaft nicht eine prinzipielle ist. Bis Ostern werden die meisten Gewerkschaften über die Sache auf ihren Kongressen beraten und beschliessen, und es dürfte dann zur endgültigen Beschlussfassung der geplanten Zentrale kommen.

× ×

Kurze Chronik DIE Solinger Gewerkschaften haben zwecks Schaffung eines G e w e r k s c h a f t s h a u s e s das dortige Hotel Engels angekauft. × Die Zahl der deutschen G e w e r k s c h a f t s k a r t e l l e belief sich Ende Februar auf 464. × Eine Ausstellung für g e w e r k s c h a f t l i c h e n B u r e a u b e d a r f wird mit dem Gewerkschaftskongress in Cöln verbunden sein. × Zur Veranstaltung einer Ausstellung von Erzeugnissen der H a u s i n d u s t r i e ist nunmehr von den an der Beseitigung der Hausindustrie interessierten gewerkschaftlichen, christlichen, Hirsch-Dunckerschen und sozialpolitischen Organisationen in Berlin ein vorbereitendes Komitee gewählt. × Der Crimmitschauer Kampf hat insgesamt 1 145 629,82 M., der Kampf in der Berliner Holzindustrie 696 749 M. an K o s t e n verursacht.

ERNST DEINHARDT

Genossenschaftsbewegung

Connewitz DER Fall Connewitz hat nunmehr seine endgültige Lösung gefunden. Die am 5. März abgehaltene ordentliche Generalversammlung des Leipzig-Plagwitzer Vereins beschloss gegen wenige Stimmen die Übernahme der gesamten Connewitzer Liquidationsmasse. Dieser Beschluss, der ja im Gegensatz zu einem früher gefassten, der eine teilweise Übernahme vorsah, steht, wurde veranlasst durch die erst nachträglich gemachte Feststellung, dass tatsächlich eine bedeutende Unterbilanz bei dem liquidierenden Verein vorhanden war, die einen Konkurs unvermeidlich gemacht hätte. So ist nun ein Akkord mit den Gläubigern geschlossen worden, und Plagwitz übernimmt mit Ausnahme zweier Verkaufsstellen, die selbständig weitergeführt respektive an einen anderen Verein angegliedert werden, den ganzen Betrieb, also auch die Fleischerläden. Der Plagwitzer Verein hat damit einen sehr hohen und anerkennenswerten Beweis genossenschaftlicher Solidarität gegeben, der für ihn und die ganze Bewegung sicherlich die schönsten Früchte tragen wird.

DIE Aufsaugung der Connewitzer Mitgliederzahl geht verhältnismässig gut von statten. Von den 2250 Mitgliedern, die nach Abzug derjenigen, die auf die abgestossenen Verkaufsstellen zu rechnen sind, in Betracht kommen, haben bereits 1375 ihren Anschluss an den Plagwitzer Verein vollzogen, dem Ende Februar 38 210 Mitglieder angehörten. Der Umsatz der Genossenschaft hat sich bedeutend gesteigert und wies in den ersten beiden Monaten 1905 einen Mehrbetrag von 400 000 M. gegenüber dem Vorjahre auf. Auch im übrigen steht der Plagwitzer Verein so sicher und gut fundiert da, dass er aus den an sich traurigen Leipziger Vorkommnissen nur eine neue Stärkung und Anstoss zur Höherentwickelung ziehen kann.

× ×

Arbeitsbedingungen DIE *Konsumgenossenschaftliche Rundschau* veröffentlicht das Resultat der Verhandlungen des Vorstandes des *Zentralverbandes* mit den Vertretern der Handlungsgehilfen zwecks Einführung einheitlich geregelter Arbeitsbedingungen dieser Angestelltenkategorie in den Konsumvereinen. Eine tarifliche Regelung der Lohnbedingungen wurde als gegenwärtig noch nicht möglich anerkannt. Dagegen wird dem diesjährigen Genossenschaftstag eine Resolution vorgelegt werden, in der den Konsumvereinen unter anderm zur Einführung empfohlen wird: für die Ladenangestellten: 8 Uhr-Ladenschluss; für die Kontor- und Lagerangestellten: 8stündiger Arbeitstag; für sämtliche Angestellte: Arbeitsruhe an Sonn- und Festtagen, jährlich eine Woche Ferien unter Fortzahlung des Gehaltes, im Falle militärischer Übungen Fortzahlung des Gehaltes bis zu 6 Wochen.

DIE Annahme dieser Resolution würde für viele Angestellte eine Verbesserung ihrer gegenwärtigen Arbeitsbedingungen bedeuten. Sie würde die deutschen konsumgenossenschaftlichen Betriebe noch mehr, als bisher, zu Musterinstituten und zu einer Vorhut des sozialen Fortschritts machen.

× ×

Tabakarbeitergenossenschaft DAS Geschäftsjahr 1904 ist für die Hamburger *Tabakarbeitergenossenschaft* ein sehr erfolgreiches gewesen. Der Zigarrenabsatz hat sich von 10 585 053 Stück im Jahre 1903 auf 12 895 650 Stück gehoben, und zwar ist besonders der Absatz der mittleren und besseren Preislagen prozentual gestiegen. Der Reingewinn beträgt 39 246 M. Die Verwaltung hat beschlossen, davon eine Warenrückvergütung von 4% = 18 582 M. und einen ebensolchen Lohnzuschlag = 7269 M. zu gewähren. Die dann verbleibende Summe soll zur Verzinsung der verschiedenen Konten und Zuweisung an den Dispositionsfonds verwandt werden. Beschäftigt werden jetzt 233 Arbeiter und Angestellte, davon 82 in Hamburg, 151 in der Filiale Frankenberg.

DER Geschäftsbericht hebt hervor, dass das diesjährige günstige Ergebnis in erster Linie der Treue der genossenschaftlichen Abnehmer zu verdanken ist, deren Umsatz von 53% des Gesamtabsatzes im Vorjahre auf 56,4% gestiegen ist. Die Genossenschaft entwickelt sich dadurch auch praktisch immer mehr zu dem, was sie ja ihrer ganzen Organisation nach bereits ist: nämlich zu einer Produktivabteilung der vereinigten Konsumvereine. Es ist bedauerlich, dass gerade die älteren Vereine das noch nicht allseitig anerkennen und sich verblenden lassen durch die auf Zuchthaus- und schlecht bezahlter Heimarbeit beruhende Schleuderkonkurrenz, die manche Privatfirmen — aber auch das nur in der allerbilligsten Preislage — der Genossenschaft machen, die nur organisierte Arbeiter zu tarifmässigen Löhnen beschäftigt.

× ×

Kurze Chronik DIE anhaltische Regierung hat dem Landtag einen Gesetzentwurf vorgelegt, in dem den Gemeinden die fakultative Erhebung einer Umsatzsteuer für Konsumvereine, Warenhäuser etc. überlassen wird. × In Hagen i. W. ist im Februar das erste Detaillistenwarenhaus eröffnet worden. Um der Konkurrenz der grossen Bazare zu begegnen, haben eine Anzahl Kleinhändler verschiedener Branchen von einem Unternehmer ein grösseres Haus gemietet, worin sie gemeinsam ihre Geschäfte betreiben. × Die Schlächterei des Baseler *Allgemeinen Konsumvereins* hatte im Jahre 1904 eine Einnahme von 3 013 145 fr., aus der ein Nettoüberschuss von 145 000 fr. resultierte. In dem Betrieb werden 124 Personen beschäftigt; die Zahl der geschlachteten Tiere belief sich auf 11 657.

× ×

Literatur DAS von Dr. Reinhold Riehn auf der 2. Generalversammlung der *Gesellschaft für soziale Reform* gehaltene Referat über Konsumvereine und die sich daran anknüpfende Diskussion ist jetzt gemeinsam mit dem Referat und der Diskussion über Arbeitskammern als 16. Heft der *Schriften der Gesellschaft für soziale Reform* /Jena, Gustav Fischer/ im Druck erschienen . Die Lektüre des überaus gründlichen und mit reichem Agitations- und Kampfmaterial versehenen Referats kann nur empfohlen werden. × Dr. Hans Müller hat in einer interessant und klar geschriebenen Broschüre, betitelt *Der internationale Genossenschaftskongress in Budapest und seine Resultate* /Basel, Geering/, die Eindrücke niedergelegt, die er selbst als Kongressteilnehmer erhalten hat. Das Hauptergebnis der Tagung sieht Müller in der Klar-

heit, die sie in Bezug auf das Ziel und die Wege der internationalen Genossenschaftsbewegung geschaffen hat, indem bei dem Aufeinanderprallen der beiden feindlichen Richtungen der evolutionistische Standpunkt, der die Konsumvereinsbewegung »als eine auf die planmässige systematische Organisierung des Volkskonsums gerichtete Reformbewegung« auffasst, mit überwältigender Mehrheit den Sieg davontrug. GERTRUD DAVID

Sozialpädagogische Bewegung

Populäre Literatur GEMÄSS unserer Ankündigung in unserer letzten Rundschau (pag. 97 ff.) bringen wir eine Liste von guten Buchsammlungen, die infolge ihrer grossen Billigkeit den meisten die Anschaffung ermöglichen. Diesmal wollen wir nur solche Sammlungen berücksichtigen, die nur oder doch vorwiegend — wie zum Beispiel die folgenden drei — die Hauptwerke der sogenannten *schönen Literatur* aller Völker und Zeiten popularisieren wollen, um dann im nächsten Hefte die viel zahlreicheren rein populärwissenschaftlichen Sammlungen, die für Arbeiterbibliotheken in Betracht kommen, zu besprechen.

AM bekanntesten sind und von Arbeitern auch vielfach gekauft werden *Meyers Volksbücher* /Leipzig, *Bibliographisches Institut*/ (bis jetzt zirka 1500 Nummern à 10 Pf.) und *Reclams Universalbibliothek* /Leipzig, Reclam/ (bis jetzt zirka 4600 Nummern à 20 Pf.) Schon etwas weniger bekannt ist die *Bibliotehk der Gesamtliteratur des In- und Auslandes* /Halle, Hendel/. Sie enthält zirka 2000 Nummern à 25 Pf. und zeichnet sich durch grösseres Format und grösseren Druck vor den beiden vorher genannten Sammlungen aus. Bei Benutzung dieser drei Sammlungen schon ist es jeder Arbeiterbibliothek, und wenn sie mit den bescheidensten Mitteln zu rechnen hat, ja auch jedem einzelnen bildungsdurstigen Arbeiter, der sich mit wenigen Groschen eine kleine Hausbibliothek anlegen will, möglich, sich nach und nach das Beste von dem Guten, das die Literaturen der Kulturvölker aus Vergangenheit und Gegenwart bieten, sich in billigsten und schönen Ausgaben zu verschaffen. Jede Arbeiterbibliothek, ja jeder einzelne bildungseifrige Arbeiter sollte sich deshalb von diesen Sammlungen je einen Katalog verschaffen — sie sind gratis in jeder Buchhandlung oder von den Verlegern zu haben — und vor Ankauf irgend eines Buches, das man der Bibliothek einzuverleiben gedenkt, erst nachsehen, ob es nicht in einer dieser Sammlungen zu haben ist. In den allermeisten Fällen wird man mindestens in einer dieser grossen Sammlungen finden, was man wünscht, und so viel Geld sparen.

AUSSER diesen drei älteren Sammlungen nun, gibt es seit wenigen Jahren eine ganze Anzahl neuerer Sammlungen, die leider noch nicht so in den eigentlichen Volkskreisen bekannt geworden sind, auch noch nicht so ausserordentlich viele Nummern haben erscheinen lassen, wie diese, die aber unbedingt ihrer Vorzüglichkeit und Billigkeit wegen dieselbe Verbreitung verdienen. Ich denke dabei vor allen Dingen und zuerst an die *Wiesbadener Volksbücher,* die zu sehr billigem Preise (10 bis 30 Pf. pro Heft) und in guter Ausstattung vorwiegend moderne, meist treffliche Erzählungsliteratur verbreiten. Riehl, Rosegger, Dickens, Jensen, Stifter, Hauff, Heyse, Ebner-Eschenbach, Keller, Storm, Raabe, Grillparzer, Droste-Hülshoff sind in dieser Bücherei vertreten. Der Vertrieb, der durch die *Grosseinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine* in dankenswerter Weise unterstützt wird, hat sich in den wenigen Jahren des Unternehmens trefflich entwickelt. Der Absatz betrug im 1. Jahr 14000, im 2. Jahr 61500, im 3. Jahr 350000 und im 4. Jahr schon über 420000 Stück. Von den bisher erschienenen 58 Heften liegen die Nummern 1 bis 5 in vierter, 6 bis 22 in dritter, 23 bis 33 in zweiter Auflage vor. Für Gewerkschaften empfiehlt sich der Vertrieb dieser Schriften durchaus. Die *Vorwärts*buchhandlung hat sie ständig auf Lager. Der Wiesbadener Volksbildungsverein hat sich durch Herausgabe dieser Bücher ein dauerndes Verdienst um die geistig darbende oder durch Schundliteratur geistig entnervten Volkskreise erworben. Eine ebenso billige und gleichfalls gediegen ausgestattete Sammlung wirklich guter Unterhaltungsschriften ist die vom Verlag Max Hesse in Leipzig herausgegebene *Volksbücherei.* Der rührige Verlag will bei fortlaufender Ergänzung die Hauptwerke der schönen Literatur aller Völker bringen, hat sich aber vor allem die Aufgabe gestellt, gute Volks- und Unterhaltungsschriften neuerer und noch lebender Autoren herauszugeben, und das ist ihm auch bis jetzt voll gelungen. Wir empfehlen auch diese Sammlung, die

bisher 150 Nummern à 20 Pf. hat erscheinen lassen, aufs beste. Auch von dieser Sammlung sind Kataloge in jeder Buchhandlung oder direkt vom Verlage selbst gratis zu haben. Einen sorgfältigst ausgewählten, vortrefflichen Lesestoff bietet ferner die bei Alfred Sarganek in Berlin erscheinende *Deutsche Bücherei*. Sie ist gedacht als eine grossangelegte, fortlaufende Veröffentlichung, die in einzelnen Bänden Novellen, Erzählungen, Darstellungen, Essays und andere — in Zukunft nämlich auch populärwissenschaftliche — Werke namhafter Autoren bringt. Auch diese Sammlung ist sehr billig. Es kostet jedes Heft (6 bis 10 Druckbogen stark) 25 Pf. Format und Druck sind auch bei dieser Bücherei grösser, als wir es sonst von solchen Sammlungen gewöhnt sind. Zu tadeln wäre nur das geschmacklose Titelblatt der (broschierten) Bände 1 bis 17. Dem vor kurzem erschienenen 18. Bande hat man ein geschmackvolleres Titelblatt gegeben. Hoffentlich bleibt es in der Folge dabei.

× ×

Kurze Chronik IM Januar dieses Jahres verschied der nicht nur durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, sondern auch der durch sein grossartiges gemeinnütziges Wirken allgemein geehrte Professor Ernst Abbe in Jena. × Dem Oberbürgermeister von Heidelberg sind vor wenigen Monaten von Ungenannt 30 000 M. für den Bau einer Bücherhalle übergeben worden. × In Charlottenburg wurde vor kurzem eine *Freie Volksbühne* errichtet. × Am 18. März wurde in der Berliner *Freien Volksbühne* Beethovens IX. Symphonie aufgeführt. × Die Berliner *Arbeiterbildungsschule* veranstaltete eine Schillerfeier am 12. März. MAX HERMANN BAEGE

Frauenbewegung

Mutterschutz EINE der bedeutsamsten und begrüssenswertesten Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Frauenbewegung, und dazu eine, bei deren zweckentsprechender Verwirklichung sich Frauen aus allen Parteilagern zusammenfinden können, ist die neuerdings kräftig einsetzende Bewegung zu Schutz und Fürsorge der ausserehelichen Mutter und des unehelichen Kindes. In ihr bekundet sich neben dem Drang nach fürsorgender, charitativer Betätigung der gewaltige Umschwung, der sich in Bezug auf die geschlechtliche Moral vollzogen hat und fortwährend vollzieht. Man hat begonnen, die Würde, die Heiligkeit der Mutterschaft an sich und losgelöst von den vorübergehenden Erscheinungsformen zu empfinden, in die die geltende Eigentums- und Wirtschaftsordnung die geschlechtlichen Beziehungen eingezwängt hat. Das ist etwas völlig anderes, als der Schutz des unehelichen Kindes allein, der, aus warmherzigem Mitleid hervorgewachsen, seit Jahren schon von der Kinderschutzgruppe des *Bundes deutscher Frauenvereine* betrieben wird und im Jahre 1898 eine Eingabe der Frankfurter Rechtsschutzstelle an den preussischen Landtag veranlasste (vergl. meine Schrift *Kostkinderwesen in Frankfurt a. M. und Umgebung* /Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt/, auf die die Ermöglichung der Generalvormundschaft in Preussen, das heisst also einer wohlgeordneten Interessenvertretung der unehelichen Kinder zurückzuführen ist. Nun will man dazu übergehen, neben dem Menschenrecht des Kindes, des werdenden Menschen, auch das des Weibes auf Mutterschaft und Mutterschaftsschutz wahrzunehmen. Zu diesem Zweck ist vor kurzer Zeit ein Verein *Mütter- und Kinderheime* und ein *Bund für Mutterschutz*, beide mit dem Sitz in Berlin, gegründet worden. Der erstgenannte Verein will durch Heime, deren erstes am 1. Januar in Wilmersdorf, einem Vororte Berlins, eröffnet wurde, durch öffentliche Vorträge, freien Rechtsschutz für die Beteiligten, freie ärztliche Behandlung, Ausbildungsanstalten, Stellennachweis etc. seinem Ziele näherkommen. Der *Bund für Mutterschutz*, der auch bereits sein erstes Heim in Eisenach eröffnet hat, will ›Heimstätten schaffen, wo alle gesunden und arbeitswilligen unverehelichten Mütter willkommen sind, die den ernstlichen Wunsch haben, ihre Kinder zu gesunden und nützlichen Menschen zu erziehen. Tunlichst auf dem Lande oder in ländlichen Vororten der Städte sollen sie in gärtnerischer Bodenbearbeitung, in landwirtschaftlichen Nebenbetrieben oder gesundheitlich einwandfreier gewerblicher Tätigkeit wirtschaftliche Selbständigkeit gewinnen, unter gleichzeitiger Fürsorge für eine zweckmässige Pflege und Erziehung der Kinder, Gewährung von Rechtsschutz und ärztlicher Hilfeleistung. Hand in Hand damit sollen ein umfassender gesetzlicher Mutterschutz, eine allgemeine Niederkunftsversicherung etc. in

Angriff genommen werden.« Den ersten Anstoss zu dieser Gründung gab Ruth Bré, die tapfere und unermüdliche Vorkämpferin des Mutterschutzes; die Vorsitzende des neuen Bundes, der bereits Mitglieder in allen Teilen Deutschlands zählt, ist Dr. Helene Stöcker.

GLEICHFALLS in der Richtung einer Erweiterung und Vertiefung des Mutter- und Kinderschutzes geht eine Reihe anderer Bestrebungen. So hat in dem auf dem Gebiet der Sozialpolitik längst führend gewordenen Hessen die staatliche Betriebskrankenkasse, angeregt durch die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz vom 25. Mai 1904, die Wöchnerinnenunterstützung in Höhe von 1½fachem Krankengeld auf sechs Wochen ausgedehnt, also eine Art Mutterschaftskasse geschaffen. In Berlin, wo Frauen aller Parteien, und nicht zuletzt die Sozialistinnen, zu der Frage der übergrossen Säuglingssterblichkeit Stellung nahmen und energisch auf Abstellung der offenkundigen Schäden drangen, sollen jährlich 90 000 M. für Mutter- und Säuglingsschutz in den Gemeindeetat eingestellt werden. Es sollen Heimstätten für ortsangehörige Schwangere im letzten Stadium der Schwangerschaft, für Neuentbundene bis zur völligen Wiederherstellung ihrer Erwerbsfähigkeit errichtet werden. Dem Säuglingsschutz soll ein Netz von aufklärenden und pflegerischen Einrichtungen dienen, die Beschaffung von gebrauchsfertiger Säuglingsnahrung zu mässigen Preisen, die Errichtung von Fürsorgestellen und Zuschussleistung an den Berliner Krippenverein bis zur Übernahme der Krippen in städtische Regie (vergl. auch die Rubrik *Soziale Kommunalpolitik*, pag. 169 ff.).

EINE im Januar in Wien eröffnete Säuglingsschutzstelle verfolgt ähnliche Ziele, doch trägt die dortige Veranstaltung mehr den Charakter blosser Wohltätigkeit und ist auch nicht so umfassend gedacht.

× ×

Russische Frauen WER eines Tages die Geschichte der fürchterlichen Tragödie schreiben wird, die sich jetzt auf dem Boden Russlands abspielt, wird auch des Anteils gedenken müssen, den die Frauen an diesem gewaltigen Kampfe gehabt haben, der, heute noch ein Krieg der Notwehr und Rache, in naher Zeit zu einem Siege des Menschenrechts und der Freiheit werden muss. Studentinnen, Lehrerinnen, alle Typen der Intelligenz und in letzter Zeit auch Arbeiterinnen sind es, die mit einer Hingabe, einer Begeisterung und einem Opfermut ohnegleichen in den ersten Reihen der Kämpfer gegen das Knutenregiment des Absolutismus stehen. In den letzten fünf Jahren haben Frauen 30 bis 40% zu den wegen *illegaler* revolutionärer Tätigkeit Verurteilten, Ausgewiesenen, Verschickten und Eingekerkerten gestellt, und auch unter den Opfern der grauenvollen Januartage fehlt es nicht an Frauen. Und nicht abseits, sondern neben und mit den Männern haben diese Frauen von jeher gegen Unrecht und Gewalt gekämpft, auch sie zu brechen durch schweres Schicksal, aber nicht zu beugen. Wjera Figner, der Tapfersten eine, ist nach 20 Jahren Schlüsselburg, die ihre Gesundheit zerstört haben, zur Verschickung in ein entlegenes Dorf des Gouvernements Archangel verurteilt worden. Katherina Breschkowskaja hat 25 Jahre in Sibirien und den Minen von Kara überlebt. Im Jahre 1896 war ihre Strafzeit zu Ende. In die Heimat zurückgekehrt, nahm sie, 53jährig, die propagandistische Arbeit von neuem auf, um sie trotz aller Verfolgungen, Schwierigkeiten und Gefahren bis zum heutigen Tage fortzusetzen, ein herrliches Beispiel und Vorbild für das, was Frauen leisten können. Seit einigen Monaten bereist sie die Vereinigten Staaten, um der Sache der russischen Freiheitsbewegung Freunde und Mittel zu werben. Eine andere Heldin, Maria Lwowna Berditschewskaja, ist als Opfer des 22. Januar auf den Barrikaden gefallen. Schon seit Jahren hatte sie, die nur 26 Jahre alt wurde, für die Freiheit gekämpft, für die sie nun ihr Leben hingegeben hat. Aus solcher Saat muss neues Leben blühen, solcher Begeisterung und solchem Opfermut ein Auferstehen werden im Morgenrot der Völkerfreiheit.

× ×

Fabrikarbeit DIE Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen in den Fabriken hat nach den Veröffentlichungen der deutschen Reichsstatistik im Jahre 1903 wiederum beträchtlich zugenommen. Kinder unter 14 Jahren waren 5391 (gegen 4678) männliche und 3528 (3399) weibliche tätig. Jugendliche Arbeiter wurden 221 744 (215 074) männliche und 156 175 (101 229) weibliche beschäftigt. Die Zunahme der

jugendlichen weiblichen Arbeiter ist geradezu verblüffend. Sie zeigt deutlich die Entwickelungslinie der industriellen Arbeit an und bürgt dafür, dass auch bei flauer Geschäftslage die Frauen je länger je mehr zur ausserhäuslichen Erwerbsarbeit herangezogen werden. Diese Erkenntnis legt zugleich die Verpflichtung auf, den vorhandenen, wie den zu erwartenden Schäden und Missständen beizeiten und nachdrücklicher, als dies bis jetzt geschah, zu begegnen. Weibliche Arbeiter über 16 Jahre wurden etwa 40000 mehr beschäftigt, als im Jahre 1902.

× ×

Kurze Chronik DER *Bund deutscher Frauenvereine* hat an den Reichstag eine Petition um Aufhebung der Bordelle und der Reglementierung der Prostitution, sowie um Umgestaltung des § 180, des sogenannten *Kuppeleiparagraphen*, gerichtet. Unmissverständlicher wäre es gewesen, überhaupt die Abschaffung dieses in seiner Handhabung unmöglichen und sich selbst widersprechenden Paragraphen zu verlangen. Weiter soll dem Reichstag bei der bevorstehenden Revision des Strafgesetzbuches die Abschaffung des § 361, 6, die Erhöhung des *Schutzalters* vom 14. auf das 16. respektive 18. Lebensjahr empfohlen werden. × Vom 17. bis 19. März fand in München der 2. Kongress der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* statt, an dem Frauen sowohl als Referentinnen, wie in der Diskussion tätigen Anteil nahmen. × Eine seit etwa Jahresfrist bestehende amerikanische Dienstbotenorganisation, die *Womans Domestic Guild*, zählt bereits 14000 Mitglieder. ×

New York wurde vor kurzem der erste weibliche Schulinspektor ernannt. Bei den Bostoner Schulwahlen dagegen konnten die Frauen, trotz 18000 abgegebener Stimmen, keinen Kandidaten durchbringen. HENRIETTE FÜRTH

KUNST

Bildende Kunst

Französische Plastik RODINS *Denker* und andere französische Plastik aus der Werkstatt des Pariser Kunstgiessers Hébrard waren von Anfang Februar in Berlin bei Hirschwald ausgestellt. Die kolossale Sitzfigur gleicht in ihrer Stellung mehr der wuchtigen Zusammengefasstheit von Michelangelos *Jeremias* von der Decke der Sixtinischen Kapelle, als der geschmeidigen Eleganz des *Pensieroso* aus der Mediceerkapelle. An den Florentiner denkt man in jedem Fall bei der Statue. Die an manchen Stellen, so am Oberarm und am Unterschenkel, mit fast ornamentaler Regelmässigkeit gezeichneten Muskelmassen erkläre ich mir als auf den Anblick aus der Ferne berechnet. Da die Figur bestimmt ist, von der Höhe des Höllentors auf alles herabzuschauen, was unter ihm an plastischer Leidenschaftlichkeit brodeln soll, so erschiene eine allzu individuell differenzierende Modellierung, welche in der Nähe betrachtet sein will, nicht am Platze. Man weiss, dass die *Porte de l'enfer* für das *Musée des arts et métiers* bestimmt ist. Die Zeitschrift *Kunst und Künstler* brachte im letzten Herbst Abbildungen nach den Modellskizzen dieses Werks, namentlich von dem Gesamtplan für die Anordnung. Neben dem nach Rodin sieht man über hundert andere Metallgüsse aus derselben Werkstatt nach Modellen von Künstlern, die sehr verschiedenen Stilrichtungen folgen. Der plastische Impressionismus in seinen verschiedenen Stilrichtungen: Bei Bourdelle die Darstellung eines lebhaften Gesichtsausdrucks durch Unterdrückung der Form und Hervorhebung von Licht und Schatten, Vallotton, der als Zeichner so scharf und präzis ist, ist als Plastiker von einer fliessenden Weichheit, die an die griechischen Primitiven des VI. Jahrhunderts gemahnt. Mit mehr Eleganz und mehr Durchbildung der Gestalt geht Bartholomé, der Schöpfer des Totendenkmals vom *Père Lachaise*, den Oberflächen nach, und nur auf die auffallenderen Züge ihrer Erscheinung angesehen sind die Tierstatuetten von Rembrandt-Bugatti. Sie zeigen zugleich eine Vorliebe für die vereinfachten Stellungen, die simplen Breitansichten oft als Gegenüberstellung von zwei Geschöpfen, so dass ein Rhythmus ähnlicher Massen-

folgen entsteht. Wenn dadurch die Gebilde von dem Wirklichen mit seinen Zufälligkeiten und Ungleichheiten abgesondert werden, so verbindet Froment-Meuvice andererseits einen skizzenhaften Impressionismus der Form mit der Wahl einer momentanen Bewegung, die ihrer Natur nach vorübergehend sein muss. Der Künstler scheut sich nicht, das Figürchen eines mit aller Macht ausschlagenden Esels allein auf den gesteiften Vorderbeinen ruhen zu lassen. So ist der kleinste Unterstützungspunkt gewählt, der sich nicht einmal senkrecht unter dem Zentrum der zu tragenden Last befindet. Entgegen dem durch Rodins Autorität mächtig gestärkten andeutenden Formdarstellen, vertieft Dalou die genaueste Beobachtung zu einer seltenen Intimität. Seine Porträtbüsten, die Statuette einer Badenden und besonders das Köpfchen eines schlafenden Kindes scheinen mir in der diesmaligen Ausstellung das, was sich am besten neben dem gewaltigen Temperament von Rodin behauptet, weil sich hier ein ganz anderes Wollen mit eigenen Mitteln durchsetzt. Einige Ziergefässe in Silber, Kupfer, Bronze und Zinn, sowie einige Geschmeide von Desbois zeigen den eleganten Aufbau, verziert durch den massvollen Japonismus, wie diese Zwischenstufe zwischen Kunstwerk und Gebrauchsgegenstand sie in Frankreich auch heute noch aufweist. Die lebhafte Farbe verwendet der Goldschmied Feuillatre, indem er an den Vasenkörpern von getriebenem Silber die zartesten neben sehr leuchtenden durchscheinenden Emails ausbreitet.

✕ ✕

Ländliche Bauten

DIE verdienstlichen Bestrebungen einzelner Kunstfreunde und Vereine, die Reste alter Kunst zu erhalten und womöglich in die Zukunft hinüberwirken zu lassen, versprechen mehr Erfolg, seitdem man sich von dem Gedanken losgemacht hat, die selben Trachten, Häuser und Geräte, welche uns in den Museen entzücken, nun auch im Volk wieder einführen zu können. Heute denkt man nicht mehr das selbe zu machen, wie frühere Generationen, sondern etwas Neues, was womöglich auch schön sei und das dabei den modernen Ansprüchen an Zweckmässigkeit, Bequemlichkeit und Hygiene gerecht wird. Die vielfach übereinander gehäuften Stoffe, in denen sich viele Generationen hindurch die Landmädchen bei Arbeit und Tanz abquälten, waren so wenig vernunftgemäss, wie das Zusammenlegen von Wohnung und Viehstall. Eine Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum zeigte neben einander Proben kostbarer Museumschätze, besonders aus der Hamburger Sammlung hergeliehen, neben Architektur-, Gerät- und Trachtenaufnahmen — besonders die köstlichen Aquarelle von Hermann Hase-Hamburg — eine Reihe von Modellen und Planzeichnungen für ländliche Bauten, welche das feuergefährliche Strohdach und die Winzigkeit der Fenster opfern und dafür doch nicht gleich mit Erkern und Spiegelscheiben paradieren. Manches davon ist noch Luftschloss, aber es ist ein erfreuliches Zeichen, dass dergleichen geplant, auch von manchen Regierungen — wie der sächsischen — gefördert wird. Anderes ist auch bereits gebaut worden und wird seinen Einfluss üben. Unter den Modellen zeichneten sich die der *Saalecker Werkstätten* aus. Diese Pläne von Schulze-Naumburg zeigen eine markante Anlehnung an die Bauweise vor hundert Jahren, ohne doch der Gegenwart Gewalt anzutun. Ein gebrochenes Dach über zwei rechtwinklig aneinanderstossenden Gebäudeflügeln. Der Winkel ausgefüllt durch einen Erkerturm, der sich charakteristisch in die Höhe des Gesamtdaches mit seiner Bedeckung hineinduckt. Über die ganzen Wandbreiten einschliesslich des Turmes fort die gleichmässigen Fensterreihen ohne Unterbrechung fortgeführt. Das sticht sehr ab gegen den Villenstil jüngsten Datums, bei dem jeder Teil nach Höhe, [illegible] Lichtzuführung möglich [illegible] unterschieden [illegible]

[illegible] ausgeführte Wohnstätten, so [illegible] als Beispiel wirken. Der Bauer wird nicht länger nach städtischer Bauart streben, wenn er seinen *vornehmeren* Nachbar sich mit dieser dem ländlichen Charakter so erheblich angemesseneren Schlichtheit begnügen sieht. So kann

auch von dieser Seite her der Angriff gegen den Geschmack für das Überladene begonnen werden.

× ×

Kurze Chronik ALS Professor an die seit dem Tode Eckmanns unbesetzte Stelle am Berliner Kunstgewerbemuseum wurde Emil Orlik berufen. × Der Architekturmaler Rudolph Alt ist in Wien gestorben. × In Weimar wird eine van de Velde-Ausstellung arrangiert.

ANNA PLEHN

Dichtkunst

Lyrisches GIOSUE Carducci ist einer der italischen Lyriker, dessen Name in Deutschland bekannter ist, als seine Werke. Die unendliche Feinheit und Kultur der Verse d'Annunzios, der Ada Negri taumelnde Schreie und wehmütige Verehrung der Elendzeiten sind uns viel geläufiger aus guten Übersetzungen. Nun veröffentlicht Otto Haendler Verdeutschungen von *Ausgewählten Gedichten* Carduccis /Dresden, Reissner/. Kein so zart Besaiteter ist der Poet, der am 27. Juli seinen 70. Geburtstag feiern darf. Er hat viel gedacht und teilgenommen an den politischen Schicksalen seines Vaterlandes. Eine Kampfesnatur ist er, die von vornherein gegen sentimentale Weichheit sich sträubt und die Goldklarheit in Empfindungen und Formen liebt. Der Italiener rühmt die Reformationstat Luthers und ist geneigt, dem Goetheschen Griechenkult besonders anzuhangen. Das antike Metrum bevorzugt er. Schade ist, dass Haendler kein grosser Sprachmeister ist und auch in der Auswahl seiner Gedichte selten den persönlichen Herzenstönen guten Klang wiedergibt. Heinrich Kämpchen, ein deutscher Bergarbeiter, bietet freundlichen Lesern seine *Neuen Lieder* /Bochum, Hansmann/ an und beruft sich auf den Erfolg, den sein erster Gedichteband *Aus Schacht und Hütte* fand. Wer einen liebenswürdigen Mann kennen lernen möchte, der Herz und Mut am rechten Flecke hat, der soll das Buch in die Hand nehmen. Der Verwöhnte, mit Verssüssigkeit Gesättigte wird bei seinen Reimen leicht ermüden. Schollenliebe, Kameradschaft, Streik- und Notzeiten werden bald zornig, bald elegisch besungen. Auch der Sangesfreiheit erschallt ein mutiger Ton, und es macht Freude, wenn Kämpchen Heinrich Heine feiert, dem Deutschland immer noch sein Denkmal verweigert, das Deutschland,

»... wo doch zu Hauf
Der Soldateska erz'ne Bilder steh'n.«

Recht als Kampfesbarden fühlt sich auch Ludwig Lessen in seinen *Fackeln der Zeit* /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/. Aber eine lichtlüsterne, verträumte Wehmut mischt sich in seine Poesie. Zwar ist er kein ganz Selbständiger, der an Henckells Trutzart sich zündet und den Spuren nachgeht, die Richard Dehmel in sozialen Liedern vorzeichnete. Aber trotzdem spricht ein Sänger mit viel innerem Leben. *Proletariers Tod, Stichwahl, Streik* sind seine Kriegsgedichte. Dann gibt er wieder Naturstimmungen und stillfeierliche Idyllen, die Frühlingssonnenwende preisend und einen Weihnachten, den er im Arme seines lieben Weibes verbrachte, als ihm alle Friedensseligkeit aufging. Lessen sucht nicht zag und sorgsam nach einem seltsamen Worte, um seine lyrische Beichte in ein geheimnisvolles, eindringliches Schimmern zu tauchen, das nur als Ausfluss seiner Persönlichkeit gelten darf. Knotig und derb sagt er, was ihn drängt, und schert sich nicht drum, wenn ihm mal ein Satz ungeschickt oder abgebraucht aus der Feder schlüpft. Im Gegensatz zu ihm ist der Österreicher Richard Schaukal ein vorsichtiger, raffinierter Verskünstler, hochwillkommen denen, die ein Gefühl mehr noch schätzen, wenn es wohlberedt sich in die Seele zaubert. Seine *Ausgewählten Gedichte* /Leipzig, *Insel-Verlag*/ schmiegen sich lieb und lind ins Ohr. Der Poet — dieser Lehnausdruck passt viel besser, als *Dichter*, für Künstler seines Schlages — ist manchmal so auserlesen zart und dennoch unendlich einfach, dass sein leichtes Liedchen wie vom Hauch Goethescher Jugendlyrik gestreift scheint. Dann sind es in einer zweiten Abteilung Elegieen und Miniaturen von alten Schlössern, vom Rokoko, von Bildern des Velasquez und Goya, die Schaukal dichtet. In dieser Kunst will er weniger behaglich scheinen. Da rädert und schleift er zu viel an Wort- und Bildseltsamkeiten. Der sanfte Schwärmer Schaukal muss als ein inniger Dichter geehrt werden. Dem Artisten und historischen Maler kann nur folgen, wer von der Grandezza einer Allongeperrücke, von Spitzenjabots und zierlichen Brokaten geblendet wird.

× ×

Neuausgaben KLEINE *Schriften* von Helferich Peter Sturz gibt im *Insel-Verlag* Franz Blei neu heraus. Sturz war ein leidlich geschmackvoller Mann, der 1736 bis 1779 lebte. Er war dänischer Beamter und ein Günstling Struensees. Nach dessem Falle wurde auch Sturz aus seiner glücklichen Beamtenlaufbahn gerissen. Eine Studie über ihn existiert von Max Koch. Als Schriftsteller ist Sturz heute nicht mehr sehr unterhaltsam. Immerhin weiss er über Menschen, Nationen und Literatur viel klüger zu sprechen, als die meisten seiner oft sehr langweiligen Zeitgenossen, die trotz Lessing und Winckelmann einer zu redseligen, in Selbstverständlichkeiten sehr massiven Stilvorliebe huldigten. Er prägt gern so etwas, wie witzige Schlagwörter, und besitzt das, was die Modernen *Kultur der Feder* nennen.

× ×

Kurze Chronik EDWARD Waldo Emerson, der Sohn des grossen Ralph Waldo, hat das Leben seines Vaters geschrieben. Es erscheint in deutscher Übersetzung bei Bruns in Minden. Edward Waldo ist kein glänzender Schriftsteller, aber die Kindestreue hat ihn manchen warmen Ton finden lassen. Von Jugend auf war dieser ungewöhnliche Empfindungsmensch von grosser Welttüchtigkeit und geschäftlicher Umsicht. An den winzigen Gemeindeinteressen seiner Heimat nahm er stets regsamst teil. Arbeit und schwere Müh' ist der Inhalt des Buches. All die von Emerson sehr gewissenhaft und ernst genommenen Zwistigkeiten in seiner engen Kirche und Heimat möchten fast zu unwichtig erscheinen, wenn sie nicht im stande wären, die kleinen Eigenheiten dieses grossen Lebens zu beleuchten.

× ×

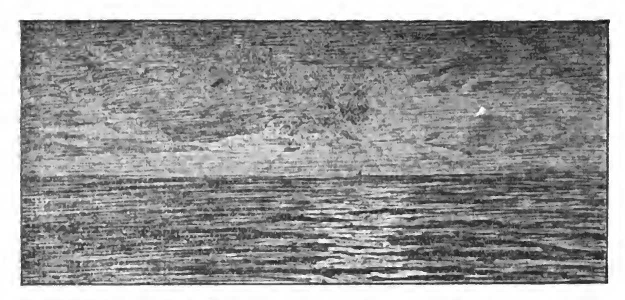
Literatur EINE Anzahl kritischer und biographischer Essays über Dichter hat die letzte Zeit gebracht. Hans Ostwald spricht über Maxim Gorkij in einem Bändchen, das er in der Sammlung *Die Literatur* /Berlin, B[illegible], Marquard & Co./ herausgibt. × Oscar Levertin schreibt an gleicher Stelle von Selma Lagerlöf. Die ethnographischen Wurzeln der grossen Phantastin werden aufgedeckt, der Mechanismus ihres Geistes zart und schön zergliedert. Francis Maro ist der Levertinschen Arbeit, wie schon manchem nordischen Buch, eine geschickte Übersetzerin. × Die *Berliner Bohême* nennt Julius Bab eine Sammlung Feuilletons /Berlin, Seemann/. Über seine Friedrichshagener hat schon Wilhelm Bölsche klug und herzlich geplaudert. Adalbert von Hanstein stellt das geistige Werden der jungdeutschen Literatur auf Grund eigener Erfahrungen und Anschauungen dar. Sehr bekannte Geschichten in wenig sorgsamer Form erzählt Bab von neuem. Seine ästhetischen Urteile sind oft ungerecht. Sachliche Unrichtigkeiten entschlüpfen ihm. × Bohémiens im deutschen Poetenkreis aus allen Zeiten sucht auch der feinhörige Arthur Moeller-Bruck auf. Er besitzt eine gefestigte Weltanschauung, mit der er seine Betrachtungen über die *Verirrten Deutschen* /Minden i. W., Bruns/ anregend zu würzen versteht. Bruck erörtert erst den Grundcharakter des Deutschen, in dem er das *Problematische*, das nicht recht zum System Fassbare, betont. Vom Christian Günther bis zum Peter Hille findet er dann eine Geisterreihe, die bis zum Übermass von diesem Problematischen durchtränkt war. Reinhold Lenz /1751 bis 1792/, Grabbe /1801 bis 1836/, Georg Büchner /1813 bis 1837/, Hermann Conradi /1860 bis 1892/ gelten ihm als solche Typen der Entgleisten. Sehr unterrichtend legt Bruck dar, weshalb in Maximilian Klinger /1752 bis 1831/ der Bohémien doch nie ganz erlosch oder vielmehr die Sehnsucht nach dem Zigeunertum. Klinger hatte eben zu viel vom *Asozialen* in seinem Blut, um ein Lieblingswort von Bab anzuwenden, der aus diesem ganz brauchbaren Wort sehr stürmisch, aber ebenso unwissenschaftlich eine ganze Wissenschaft der *Asoziologie* erbauen möchte.

EINE Zeitschrift mit eigenartigem Programm, *Dramaturgische Blätter*, gibt seit dem 1. Januar der gegenwärtig in Wien lebende Dramaturg Carl Ludwig Schröder heraus. Alle Fragen, die das Interne des Theaters, Inszenierung, historischen Stil, landschaftlichen Bühnenaufbau, berühren, sollen in dem neuen Organ zur Sprache kommen. Wertvolle Ausgrabungen alter Stücke werden von Zeit zu Zeit stattfinden, eine Bibliographie des dramatischen Schaffens aller Länder der Gegenwart soll gegeben werden und eine Aufführungsstatistik. Ob dem Herausgeber die Verwirklichung seiner Pläne gelingen wird, hängt vom materiellen Erfolg ab. MAX HOCHDORF

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION WILHELM STERNBAUER · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. · DRUCK VON CARL ROSEN · SÄMTLICH IN BERLIN



Henry Broadhurst · Gezeichnet von Otto Dely



5. HEFT / MAI 1905

CARL LEGIEN · IN CÖLN AM RHEIN

DER fünfte Kongress der Gewerkschaften Deutschlands, der in der zweiten Hälfte des Mai im *Gürzenich* zu Cöln tagen wird, dürfte mehr, als einer seiner Vorgänger, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erwecken. Die ungeahnte Entwickelung der Gewerkschaften, der Kongressort, die Tagung in dem der Stadt gehörenden Lokale geben diesem Kongress eine Bedeutung, wie sie früheren Gewerkschaftskongressen von Fernerstehenden nicht beigemessen worden ist.

DER *Gürzenich*, das altehrwürdige Gebäude, das fast sechs Jahrhunderte an sich vorüberziehen sah, in dem zahlreiche Festlichkeiten zu Ehren von Kaisern und Königen stattgefunden haben, wird für eine Woche seine Pforten den Vertretern des organisierten Proletariats öffnen. Bei Freunden und Gegnern der Gewerkschaften wird der Tatsache besondere Beachtung geschenkt werden, dass man selbst in einer Stadt wie Cöln dem Gewerkschaftskongress die Tür des städtischen Lokales nicht glaubte verschliessen zu dürfen. Nicht, als ob ich es nicht für selbstverständlich erachtete, dass der Arbeiterschaft die Räume, zu deren Erhaltung sie durch ihre Steuerleistung beitragen, genau so freistehen müssen, wie den sonstigen Bürgern eines Gemeinwesens, sondern Ort und Verhältnisse sind es, die der Sache eine grössere Bedeutung geben.

CÖLN ist der Krystallisationspunkt der christlichen Gewerkschaften. Hier wurden am 11. Oktober 1894 in einer Sitzung des Ausschusses des *Gesamtverbandes der evangelischen Arbeitervereine* die von Dr. Hitze aufgestellten Leitsätze für die Fachabteilungen in den katholischen Gesellenvereinen angenommen. Diese Leitsätze waren wenige Wochen vorher in Würzburg in der Generalversammlung der Präsides der katholischen Gesellenvereine gutgeheissen. Durch die Fachabteilungen sollte den Gewerkschaften Abbruch getan und dem Organisationsdrang der christlichen Arbeiter Genüge geleistet werden. In dem Programm wird gesagt:

»Die bestehenden Berufsvereine (Gewerk- und Fachvereine) stehen fast ausnahmslos unter sozialdemokratischem und liberalem Einfluss, sind so eine bedrohliche Gefahr für die christlichen Arbeiter.«

Es wird deshalb die Gründung christlicher Gewerkvereine und, als besserer und sicherer Weg, die Gründung von Fachabteilungen in den konfessionellen Ver-

einen empfohlen. In Cöln wurde am 8. Dezember 1898 die Vorkonferenz für Norddeutschland zur Beratung der Leitsätze für den *Gesamtverband der christlichen Gewerkvereine* abgehalten. Ist Cöln auch nicht der Vorort dieses Verbandes geworden, so ist der Ort doch mit der christlichen Gewerkschaftsbewegung auf das engste verknüpft, und nur mit Mühe gelang es den modernen Gewerkschaften, hier Boden zu gewinnen. Im Jahre 1896 gehörten dem Gewerkschaftskartell 24 Gewerkschaften an, die zirka 800 Mitglieder hatten. Die stärksten Verbände waren die der Metallarbeiter mit 170 und der Holzarbeiter mit 140 Mitgliedern. Noch im Jahre 1901 betrug die Mitgliederzahl der dem Kartell angeschlossenen Gewerkschaften nur 2194. Erst in den letzten drei Jahren zeigte sich ein bedeutender Aufschwung: die christlichen Arbeiter haben entweder den Glauben an das Christentum verloren, oder sie sind zu der Erkenntnis gekommen, dass die modernen Gewerkschaften keine *Gefahr* für die christlichen Arbeiter sind. Am Schlusse des Jahres 1904 zählten die dem Gewerkschaftskartell angeschlossenen 43 Organisationen 14 525 Mitglieder. Die Metallarbeiter haben 2616, die Holzarbeiter 1435 Mitglieder in dem Zweigverein des Verbandes, obgleich gerade für diese Berufe die Agitationskräfte der christlichen Gegenorganisationen ihr Äusserstes daran setzten, das *heilige Cöln* zur Festung der christlichen Gewerkschaften zu machen. So bietet der Ort, in dessen Mauern der diesjährige Gewerkschaftskongress tagen wird, für die Gewerkschaften in ihrem Verhältnis zu den christlichen Gewerkschaften, die die moderne Gewerkschaftsorganisation ablösen sollten, geschichtlich viel des Interessanten.

ABER auch in der Geschichte der letzteren ist Cöln von Bedeutung. Vor einem Jahrzehnt glaubte man in weiten Kreisen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, dass die Debatten auf dem 1893 in Cöln tagenden Parteitage der sozialdemokratischen Partei die Entwickelung der Gewerkschaften dauernd ungünstig beeinflussen würden. Sagte doch da ein enragierter Gewerkschafter:

»Die Tribüne dieses Saales ist nach dem bisherigen Gange der Debatte zur Guillotine für die Gewerkschaftsbewegung geworden. Ja, so ist es, und die bösen Folgen davon werden sich draussen bald zeigen.«

Diese Befürchtung hat sich nun glücklicherweise nicht bewahrheitet, wie auch manches andere, was man über die Zukunft der Gewerkschaften Deutschlands auf dem Cölner Parteitage prophezeite, nicht eingetroffen ist. Für die Gewerkschaften bildet das Jahr 1893 kein solches, an das man sich gern erinnert. Nicht wegen der Verhandlungen in Cöln, denn diese hatten nicht in der Sache selbst ihren Grund und konnten einen ungünstigen Einfluss nicht ausüben, da nun einmal die Gewerkschaftsbewegung eine Notwendigkeit im Emanzipationkampfe der Arbeiter war. Das ist auch in den Veröffentlichungen der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* in jener Zeit unzweideutig ausgesprochen worden. Es ist im Gegenteil der Hinweis auf diese Verhandlungen in den betreffenden Veröffentlichungen in agitatorischer Weise für die Gewerkschaften erfolgt. Wenig erfreulich ist vielmehr die Erinnerung an jene Zeit, weil sie den Tiefstand der gewerkschaftlichen Bewegung nach dem Fall des Sozialistengesetzes zeigte. Die Hoffnung, der neue Rechtszustand würde ein gewaltiges Emporschnellen der Mitgliederzahlen ermöglichen, erfüllte sich nicht. Der Glaube, durch Einsetzung der *Generalkommission* eine Vereinigung der Gewerkschaften und ihrer Kräfte erreicht zu

haben, um die Angriffe des Unternehmertums erfolgreich abwehren zu können, ging verloren, als der erste Versuch zu diesem Widerstande bei der Aussperrung der Tabakarbeiter in Hamburg /1890-1891/ scheiterte. Nachdem auch die stärkste Gewerkschaft, der Buchdruckerverband, in dem Kampfe von 1891-1892 unterlegen war, da wurde das Vertrauen zur gewerkschaftlichen Organisation erschüttert. Missstimmung griff Platz, und die natürliche Folge war ein Rückgang der gewerkschaftlichen Organisationen. Dazu kam, dass man in Parteikreisen fürchtete, die *Generalkommission* würde sich zu einer Nebenregierung neben dem Parteivorstand, zu einer Art *parlamentarischen Komitees* entwickeln. Ferner fürchtete man eine Anlehnung der Gewerkschaften an die bürgerlichen Parteien, weil Gewerkschaftsvertreter an dem sozialen Kongress in Frankfurt /1893/ teilnahmen, der von bürgerlichen Sozialpolitikern einberufen war und über Arbeitsvermittelung und Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beraten sollte. Es kam schliesslich wegen einiger Artikel im *Korrespondenzblatt der Generalkommission,* in denen an die Führer der Partei die Mahnung gerichtet wurde, für die Gewerkschaften zu wirken, zu Differenzen zwischen dem Parteivorstand und der *Generalkommission.* All dieses kam dann auf dem Parteitag in Cöln zum Ausdruck, und nur zu erklärlich war es, dass Debatten, die unter solchen Voraussetzungen geführt wurden, wenig geeignet waren, belehrend, anregend oder gar begeisternd zu wirken. Auf der einen Seite eine rückläufige Bewegung in den Gewerkschaften, auf der anderen jene gewaltige Aufwärtsbewegung, welche die sozialdemokratische Partei bei den Reichstagswahlen von 1893 aufwies. Wie sollte man unter solchen Umständen nicht in der Gewerkschaftsbewegung den von Natur wenig begünstigten Bruder sehen, der verurteilt war, nur ein kümmerliches Dasein zu führen? Wenig befriedigt zogen die Freunde der Gewerkschaften 1893 von dem Parteitag aus den Mauern Cölns; mit Befriedigung aber dürfen sie im Hinblick auf die Entwickelung der Gewerkschaften 1905 in Cöln einziehen. Diese Entwickelung hat auch die Hoffnungen der grössten Optimisten übertroffen.

DIE auf dem Gewerkschaftskongress in Halberstadt /1892/ vertretenen gewerkschaftlichen Zentralverbände zählten 237 023 Mitglieder. Vier Jahre später waren auf dem Kongress in Berlin /1896/ 329 230 Mitglieder der Zentralverbände vertreten. Zur Zeit des nächsten Gewerkschaftskongresses in Frankfurt am Main /1899/ hatten die Verbände 580 473 Mitglieder. Das Jahr 1902, in dem der vierte Kongress in Stuttgart abgehalten wurde, schloss mit einer Mitgliederzahl von 733 206, und der nächste Kongress in Cöln wird eine Vertretung von mehr als einer Million gewerkschaftlich organisierter Arbeiter und Arbeiterinnen sein. Aber, nicht nur die Zahl der Kämpfer ist in dem letzten Jahrzehnt in ungeahnter Weise angeschwollen, sondern auch die Waffen sind entsprechend verbessert; der vor einem Jahrzehnt herrschende Munitionsmangel ist zu einem guten Teil behoben worden. 1892 hatten die gesamten Zentralverbände eine Einnahme von 2 031 922 und einen Kassenbestand von 646 415 Mark, 1903 betrug die Jahreseinnahme 16 419 992 und der Kassenbestand 12 973 726 Mark. 1892 hatten 74 % der an die *Generalkommission* angeschlossenen Organisationen eine Beitragsleistung von weniger als 20 Pfennig pro Woche, 1903 erhoben einen solchen Beitrag nur noch 3, das heisst 5 %, der Organisationen von ihren Mitgliedern. Dieser eminente Fortschritt wird

sicher alle diejenigen, die nach Cöln zur Vertretung ihrer Organisation kommen, mit Genugtuung erfüllen; zufrieden stellen darf er aber die Gewerkschafter nicht, denn noch gilt es, gewaltige Massen von Arbeitern und Arbeiterinnen für den Organisationsgedanken, für das Verständnis, solidarisch mit den Arbeitsgenossen zu handeln, zu gewinnen. Sicherlich wird der Kongress in Cöln nicht wenig zum weiteren Fortschritt der Gewerkschaftsbewegung beitragen.

SEINE Tagesordnung ist in der Hauptsache von dem Gedanken beherrscht: Wie ist die Organisation am zweckmässigsten zu fördern? Das zeigen schon die Unterabteilungen, die für den zweiten Punkt *Rechenschaftsbericht der Generalkommission* vorgesehen sind:

a) Allgemeine Agitation;
b) Agitation unter den Arbeiterinnen;
c) Agitation unter den fremdsprachlichen Arbeitern;
d) Streikunterstützung und Streikstatistik;
e) Heimarbeit;
f) Beseitigung des Kost- und Logiszwanges beim Arbeitgeber.

Ferner soll noch über eventuelle Ausgestaltung des *Korrespondenzblattes* beraten werden. Die Erörterung dieser Fragen wird, wie auf früheren Kongressen, so auch in Cöln, den grössten Teil der Zeit des Kongresses in Anspruch nehmen. Es sind Lebensfragen für die gewerkschaftlichen Organisationen, von ihrer Lösung ist der Fortschritt der Gewerkschaften abhängig. Von einer Bemerkung über die allgemein und gemeinschaftlich von den Gewerkschaften zu betreibende Agitation können wir hier absehen, dagegen erscheint es angebracht, über die Frage der Agitation unter den Arbeiterinnen einiges zu sagen. Für einsichtige Gewerkschaftsmitglieder steht es ausser allem Zweifel, dass für zahlreiche wichtige Berufe die Erhaltung der erkämpften Lohnhöhe und die Aufbesserung der Löhne von dem Zutritt der Arbeiterinnen zu den Gewerkschaften und ihrer Anteilnahme an deren Kämpfen abhängt. Auf der anderen Seite ist man sich aber der Schwierigkeiten voll bewusst, die diesem Bestreben sich bieten. Es erübrigt sich, die oft dargelegten besonderen Hindernisse für dauernde Organisierung der Arbeiterinnen hier zu widerholen. Die Gewerkschaftskongresse von 1896 und 1902 haben sich eingehend mit der Frage beschäftigt, mussten sich aber damit begnügen, allgemeine Anregungen zur Förderung der Agitation unter den Arbeiterinnen zu geben. Der Kongress von 1902 empfahl zwar in einer Resolution den Gewerkschaften, sie möchten Beamte speziell mit den für die Agitation unter den Arbeiterinnen nötigen Arbeiten betrauen, doch ist meines Wissens dieser Vorschlag von keiner Organisation durchgeführt worden. Auch in der *Generalkommission* selbst hat es sich noch nicht ermöglicht, dem Vorschlag entsprechend zu verfahren, obgleich seitens der selben allen Anforderungen auf Beihilfe für diese Agitation stets entsprochen ist. Die Einsetzung einer besonderen Kommission für Förderung der Agitation unter den Arbeiterinnen hat der letzte Gewerkschaftskongress nicht für wünschenswert gehalten. Es hat sich jedoch nach dem Kongress ein Komitee aus einigen in der gewerkschaftlichen Agitation tätigen Frauen gebildet, das aber mehr den Zweck hat, die Vermittelung von Rednerinnen für Versammlungen zu regeln und zu erleichtern, als aktiv in die Agitation einzugreifen. Es ist damit immerhin ein kleiner Schritt vorwärts getan; doch genügt diese Einrichtung nicht. Notwendig ist eine aktive Förderung dieser Agitation,

und diese kann nur dadurch herbeigeführt werden, dass die Gewerkschaften entsprechend dem Beschluss des letzten Gewerkschaftskongresses Beamte anstellen, die sich dieser Agitation direkt widmen. Dass hierfür weibliche Beamte am geeignetsten sind, dürfte ausser allem Zweifel stehen. Der Kongress in Cöln wird deshalb aufs neue diese wichtige Frage zu erörtern haben und prüfen müssen, ob die Hemmnisse, die heute in grossem Masse der Agitation unter den Arbeiterinnen sich bieten, nicht beseitigt werden können.

NICHT viel weniger wichtig, als die gewerkschaftliche Organisierung der Arbeiterinnen, ist die Einbeziehung der fremdsprachlichen Arbeiter in die Organisation, sei es der vom Ausland kommenden oder der im Lande wohnenden. Diesen Zweck zu erreichen war die *Generalkommission* dadurch bestrebt, dass sie für die polnisch sprechenden Arbeiter ein besonderes Gewerkschaftsblatt herausgab, die *Oswiata,* sowie auch eines für die italienisch sprechenden Arbeiter, den *Operaio Italiano*. Für beide Blätter wird gewünscht, dass sie nicht, wie bisher, in vierzehntägigen, sondern in achttägigen Fristen erscheinen sollen. Von dem Kongress wird die Frage nicht endgültig entschieden werden können, er kann nur eine Anregung geben. Die Entscheidung wird durch die Organisationen zu treffen sein, welche den grösseren Teil dieser Kosten tragen.

VORAUSSICHTLICH wird die Frage der Regelung der Streikunterstützung, das heisst der gegenseitigen Hilfe der Organisationen bei grossen Kämpfen, und die Vereinheitlichung der Sammlungen bei solchen Kämpfen zu einer längeren Erörterung auf dem Kongress Veranlassung geben. Jedoch wird es jedenfalls bei einer Erörterung bleiben, weil eine einheitliche Regelung der Sache davon abhängig ist, dass die Organisationen in ihren Einrichtungen gleichartiger werden und zu annähernd gleicher Beitragsleistung kommen. Die Sache wird in absehbarer Zeit eine Regelung erfahren müssen, doch dürfte gegenwärtig die Vorbedingung noch nicht gegeben sein, und man wird es bei allgemein gehaltenen Beschlüssen bewenden lassen müssen.

DURCH Einberufung des Heimarbeiterschutzkongresses, der im März 1904 in Berlin stattfand, hat die *Generalkommission* einen Auftrag des letzten Kongresses ausgeführt. In Cöln wird zu bestimmen sein, ob weitere gleichartige Veranstaltungen zu treffen sind, oder in welcher Weise sonst der Kampf gegen die Schäden der Heimarbeit wirksam geführt werden kann.

DIE Beseitigung des Kost- und Logiszwanges beim Arbeitgeber wird zum erstenmal in den Kreis der Erörterungen eines Gewerkschaftskongresses gezogen. Diese Entlöhnungsart ist von den Gewerkschaften stets als hindernd für die freie Entwickelung der Arbeiter und als organisationshemmend betrachtet worden. Eine Agitation gegen dieses Lohnsystem ist ständig betrieben, und es sind auch zahlreiche Kämpfe um seine Beseitigung geführt worden. Eine einheitliche, planmässige Agitation ist jedoch erst durch eine Kommission in die Wege geleitet, die von den in der Sache am meisten beteiligten Gewerkschaften im Jahre 1904 eingesetzt worden ist. Der Gewerkschaftskongress wird zu entscheiden haben, ob die Arbeiten dieser Spezialkommission fernerhin von der *Generalkommission* zu erledigen sind.

DER Kontrolle durch den Gewerkschaftskongress unterliegt auch das am 1. Januar 1903 auf Beschluss des letzten Gewerkschaftskongresses eingerichtete Zentralarbeitersekretariat. Diese Institution ist zu dem Zweck ins Leben gerufen, um den Gewerkschaftsmitgliedern, die Anforderungen auf Grund der

Versicherungsgesetze zu stellen haben, eine sachgemässe Vertretung vor dem Reichsversicherungsamt zu gewähren. Wie wichtig diese Einrichtung für die Verletzten ist, geht daraus hervor, dass von dem Zentralarbeitersekretariat im Jahre 1903 608 und im Jahre 1904 992 Termine vor dem Reichsversicherungsamt wahrgenommen worden sind und den Klageführenden es erspart wurde, zu diesen Terminen selbst zu erscheinen oder in Sorge zu leben, dass ihre Sache keine Vertretung vor dem Richter findet. Eine Änderung in der Institution dürfte von dem Gewerkschaftskongress nicht getroffen werden; es ist anzunehmen, dass er den Beschluss seines Vorgängers als einen guten und zweckmässigen anerkennen wird.

ZU den organisatorischen Fragen, die in Cöln zur Verhandlung kommen, gehört die über die Funktionen, welche die Gewerkschaftskartelle innerhalb der Gesamtorganisation der Gewerkschaften auszuüben haben. Der Kongress dürfte die früher in der Sache gefassten Beschlüsse bestätigen oder doch nur unwesentlich ändern. Nach diesen Beschlüssen soll zu den Aufgaben der Kartelle die Regelung und Unterstützung der Streiks am Orte nicht gehören, diese soll Sache der Zentralstellen der Verbände oder deren Beauftragten sein. Den Kartellen soll die Betreibung der Agitation und die Regelung der sonstigen alle Gewerkschaften des Ortes gemeinsam berührenden Angelegenheiten zufallen. Diese, auf dem Frankfurter Kongress gtroffene Bestimmung wird man nach den Erfahrungen in den letzten Jahren nicht zu ändern brauchen.

SO weit die den Kongress beschäftigenden Fragen, welche die Gewerkschaften unmittelbar berühren. Neben diesen soll der Kongress noch beraten über die Stellung der Gewerkschaften zum Generalstreik und zur Feier des 1. Mai, über das Verhältnis zwischen den Gewerkschaften und Genossenschaften, sowie über die gesetzliche Vertretung der Arbeiterschaft in Arbeitskammern oder Arbeiterkammern. In Sachen der Genossenschaften handelt es sich darum, für die Zukunft Reibungen zwischen diesen und den Gewerkschaften zu vermeiden, die dadurch entstanden sind, dass die Genossenschaften nicht überall die Gewerkschaftstarife anerkannt haben und dass sie ihre Produkte zum Teil aus Quellen beziehen, die von gewerkschaftlichem Standpunkt aus als unsauber zu bezeichnen sind. Andererseits haben die Genossenschaften das erklärliche Bestreben, in Gewerkschaftskreisen eine grössere Zahl von Anhängern zu gewinnen. Das beiderseitige Interesse, das diese von der Arbeiterschaft ins Leben gerufenen Institutionen haben, dürfte es nicht schwierig machen, auf dem Kongress zu einer beide Teile befriedigenden Vereinbarung zu kommen.

AUCH bei der Maifeierfrage wird voraussichtlich eine Verständigung unschwer zu erreichen sein, wenn auch nicht zu verkennen ist, dass in den letzten Jahren die Meinungen über die Zweckmässigkeit, die Maifeier durch Arbeitsruhe zu begehen, sehr weit auseinandergegangen sind. Es wird an lebhaften Auseinandersetzungen in der Sache jedenfalls auf dem Kongress nicht fehlen.

DIE Frage *Arbeitskammer oder Arbeiterkammer?* dürfte weniger eine Einheitlichkeit der Auffassung bei dem zu erwartenden Beschluss ergeben. Man kann wohl sagen, der Streit sei für die Gewerkschaften müssig. Denn was die Regierung in dem von ihr in Aussicht gestellten Gesetzentwurf bringen wird, dürfte sicher nicht darauf zugeschnitten sein, die Arbeiterbewegung zu fördern; eher lässt sich das Gegenteil erwarten, und es ist nicht ausgeschlossen, dass die sozialdemokratische Fraktion im Reichstage schliesslich genötigt sein

wird, gegen die Regierungsvorlage zu stimmen, obgleich von dieser Fraktion ein entsprechender Gesetzentwurf gefordert worden ist. In der von der Fraktion im Reichstage eingebrachten Vorlage werden A r b e i t s kammern gefordert, obgleich die Zahl der Parteigenossen nicht gering ist, die A r b e i t e r kammern für das richtige halten. In den Gewerkschaftskreisen scheint die Stimmung für Arbeiterkammern die vorherrschende zu sein. Das ist nur zu erklärlich. In den letzten zwei Jahrzehnten — und so lange ist es her, dass von den Sozialdemokraten Arbeitskammern im Reichstage gefordert werden — hat man für alle Gruppen der Unternehmer, für Handwerker und Landwirte, für Kaufleute und andere Berufe, eine gesetzliche Vertretung geschaffen. Nun, da man Hand anzulegen verspricht, auch der Arbeiterschaft eine gesetzliche Vertretung zu geben, soll diese unter Anteilnahme der Unternehmer eingerichtet werden. Ich sehe keinen Grund ein, warum man nicht auch den Arbeitern eine Vertretung geben soll, durch die sie ihre Meinung ungeschminkt und unbeeinflusst von der Auffassung der Unternehmer zum Ausdruck bringen können. Die Freunde der Arbeitskammern erwarten zwar, dass diese einen grösseren Einfluss gewinnen werden, als die Arbeiterkammern, und dass die Vorschläge der ersteren viel leichter von der Regierung anerkannt und eventuell gesetzgeberisch zur Geltung gebracht werden. Das sind indessen nur Vermutungen. Tatsache ist, dass die Regierung nur insoweit sozialpolitisch sich betätigt, als durch eine solche Betätigung das Unternehmertum keinen Schaden leidet. Bewegen sich die Vorschläge der Arbeitskammern in dieser Bahn, dann werden sie bei der Regierung *Verständnis* finden. Sind sie ernsthaft sozialreformerisch, so erscheinen sie der Regierung genau so *utopistisch* und *undurchführbar,* wie die Vorschläge, welche die sozialdemokratische Fraktion im Reichstage macht. Warum gerade hier sich bei vielen Arbeitern und Arbeitervertretern ein so grosser Optimismus zeigt, ist mir unverständlich. Aber wir haben zu befürchten, dass, abgesehen von wenigen grossen Städten, in denen auch die in der Berufsarbeit tätigen Proletarier sich ein gewisses Mass von Unabhängigkeit erkämpft haben, die Arbeitskammern unter dem Einfluss der Unternehmer stehen werden. Dafür werden diese schon sorgen, dass die rebellischen Arbeiter aus den Betrieben hinausgemassregelt und damit aus den Arbeitskammern vertrieben werden. Oder glaubt man, die Regierung würde hier Sicherung dadurch treffen, dass auch ein nicht mehr in der Industrie tätiger Arbeiter Mitglied der Arbeitskammer sein könne? Will die Regierung durch die Arbeitskammern die Meinung der Arbeiter, und nicht die der Unternehmer, zum Ausdruck kommen lassen, dann muss sie durch eine solche Bestimmung die Arbeiter vor Massregelung schützen. Doch wir werden ja sehen, ob sie nur eine Scheinvertretung oder eine wirkliche Vertretung der Arbeiter haben will. Aber wenn auch das letztere wahr werden sollte, so ist doch die Arbeiterkammer vorzuziehen. Die Anträge der unteren Etappe der gesetzlichen Organisation der Arbeiter sollen ja nach den von den verschiedensten Seiten gemachten Vorschlägen erst durch eine höhere Instanz gehen. Es ist doch unter dieser Voraussetzung unbedingt richtiger, die Meinung der Arbeiter zunächst einmal unbeeinflusst zum Ausdruck kommen zu lassen. Die höhere Instanz paritätisch aus Unternehmern und Arbeitern zusammenzusetzen, halte auch ich für richtig, aber, wenn man schon eine gesetzliche Organisation der Arbeiter fordert, so soll man doch wenigstens eine Stelle darin vorsehen, an welcher die Arbeiter

ihre Meinung frei zum Ausdruck bringen können. Es handelt sich bei dieser Sache nicht um eine Frage des Prinzips, sondern um eine Zweckmässigkeitsfrage. Es lässt sich nach der bisher gepflogenen Diskussion nicht abschätzen, welche Meinung auf dem Kongress die Mehrheit finden, ob dieser sich für Arbeitskammern oder Arbeiterkammern entscheiden wird. Die geringe Diskussion über die Streitfrage mag ihre Ursache auch darin haben, dass die Arbeiterschaft sich dessen bewusst ist, von der Regierung nichts erwarten zu dürfen, was geeignet ist, den Interessen der Arbeiter zu dienen.

GRÖSSERE Einmütigkeit im Urteil wird sicher die Beratung über den Generalstreik zeigen. Diese hat sich auch für einen Gewerkschaftskongress notwendig gemacht, weil versucht worden ist, die Generalstreikidee innerhalb der Gewerkschaften zu propagieren. Soweit sich die Sache übersehen lässt, scheint die Organisation der Gewerkschaftsverbände gegen den Generalstreikbazillus immun zu sein. Gewiss, werden die Verfechter der Idee sagen, weil die Verbände reaktionär sind und zu versumpfen drohen. O nein, das ist es nicht, was die Mitglieder der Zentralverbände so wenig empfänglich für die Generalstreikidee macht, sondern es ist der Umstand, dass in diesen Verbänden die Kämpfe mit dem Unternehmertum nicht aufhören und ständig für diese Kämpfe gerüstet werden muss. Wer soll bei der notwendigen Arbeit, die zu verrichten ist, um Millionen noch fernstehender, organisationsfähiger Arbeiter und Arbeiterinnen für die Organisation, für die allgemeine Arbeiterbewegung zu gewinnen, sich dem Glauben hingeben, dass dieses Heer der Indifferenten zu bewegen sein wird, eines Tages einheitlich die Arbeit einzustellen, um einen Druck auf die Regierung auszuüben oder das heute herrschende System zu Fall zu bringen? Möglich, dass der Generalstreik einmal das Mittel sein wird, um den letzteren Zweck zu erreichen. Dafür aber ist die Propaganda der Generalstreikidee nicht notwendig. Zeiten revolutionärer Bewegung macht man nicht, sondern sie werden aus den Verhältnissen heraus geboren. Sind sie gekommen, dann bleiben die Arbeiter nicht in den Werkstuben und Fabriken, dann treten sie in den Generalstreik, ohne dass sie sich vorher mit diesem vertraut gemacht haben. Was not tut, ist, dass die Arbeiterschaft organisiert ist, dass Opfermut und Disziplin sie beherrscht, wenn diese Zeit gekommen ist. Solche Eigenschaften erzieht man der Arbeiterschaft aber nicht an, wenn man sie für die Idee einer gemeinsamen Arbeitsniederlegung zu begeistern sucht. Mit dieser Idee gewinnt man nicht einen Arbeiter, nicht eine Arbeiterin für die Organisation. Wäre diese Anschauung unrichtig, so müsste die politische und gewerkschaftliche Organisation des Proletariats in dem klassischen Lande der Generalstreikidee, in Frankreich, einigermassen Bedeutung haben. Kümmerlich und zerrissen zeigt sich uns aber die Arbeiterorganisation in diesem Lande. Das muss uns zum Nachdenken veranlassen, es ist ja der Vorzug des fortgeschrittenen Arbeiters Deutschlands, dass er über die Dinge, die er sieht, nachdenkt. Nicht, dass die deutschen Arbeiter über das Nachdenken und Erwägen den Kampf versäumen. Das wird niemand sagen, der die gewaltigen Kämpfe kennt, die im letzten Jahrzehnt von den Gewerkschaften in Deutschland geführt sind. Der Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier im Januar dieses Jahres hat uns gezeigt, dass die Arbeitseinstellung dann allgemein eintritt, wenn das Mass des Erduldens gefüllt ist. Nicht für diesen Streik, sondern gegen ihn haben die Bergarbeiterführer gesprochen, und er brach

trotzdem mit elementarer Gewalt aus. Aber vorbereitet haben sie diesen Streik durch Organisierung und Aufklärung der Bergarbeiter. Genau so haben wir uns gegenüber der Generalstreikidee zu verhalten. Organisieren und aufklären, aber nicht eine Idee propagieren, deren Ausführung viel weniger von uns abhängt, als von der Entwickelung der Verhältnisse! Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass die Diskussion über den Generalstreik auf dem Gewerkschaftskongress in diesem Gedankengang sich bewegen wird. Sie ist aber trotzdem notwendig, weil immer wieder versucht wird, den Glauben zu erwecken, dass nur die Führer der Gewerkschaften der Generalstreiksidee ablehnend gegenüber stehen, die Gewerkschaftsmitglieder aber sie sympathisch begrüssen. Die Delegierten auf dem Kongress verhandeln unter der Kontrolle von einer Million organisierter Arbeiter und Arbeiterinnen, und sie können unmöglich Meinungen zum Ausdruck bringen, die sich nicht mit denen der von ihnen vertretenen Mitglieder decken.
NEBEN diesen allgemeinen und weitergehenden Beratungsgegenständen werden auf dem Kongress noch eine grosse Zahl anderer, die Bildung, die Organisation und die Kampfestaktik der Arbeiterschaft betreffender Fragen erörtert werden. Nicht immer wird es Übereinstimmung in diesen Fragen geben. Das aber ist ja das Gute in der deutschen Gewerkschaftsbewegung, und das wird auch der Kongress an seinem Schlusse zeigen: Im Grossen und besonders im Kampfe einig, geschlossen, und Meinungsstreit über theoretische Fragen, deren Lösung die Organisation zu fördern, die Kraft und den Kampfesmut zu steigern geeignet sind!

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ADOLPH VON ELM · GEWERKSCHAFTEN UND GENOSSENSCHAFTEN

SCHON dem Berliner Gewerkschaftskongress /1896/ lag ein Antrag vor, den Punkt *Gewerkschaften und Genossenschaften* mit zur Verhandlung zu stellen; fast einstimmig wurde damals Übergang zur Tagesordnung beschlossen. Was gehen uns die Genossenschaften an? Das war damals in Gewerkschaftskreisen noch allgemein der Standpunkt, den man den Genossenschaften gegenüber einnahm. Die Anschauungen über diese Frage haben sich sehr geändert. Namentlich seit der Zeit, wo in Kreuznach gewaltsam die Loslösung der modernen Konsumvereine von den kapitalistisch organisierten Kreditgenossenschaften erfolgte, haben die organisierten Arbeiter ein immer lebhafteres Interesse für die dem *Zentralverband deutscher Konsumvereine* angeschlossenen Genossenschaften bekundet. Mit dem Wachstum der Genossenschaften ist den denkenden Arbeitern immer mehr die Erkenntnis gekommen: es ist an der Zeit, darauf hinzuwirken, dass die grossen Massenorganisationen der Konsumvereine derart ausgebaut werden, dass sie den Interessen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter entsprechen.
ALLERDINGS sind die Meinungen darüber, wie sich die Gewerkschaften zu den Genossenschaften stellen sollen, noch sehr geteilt.
VON einem Teil der als Angestellte und Arbeiter der Genossenschaften direkt interessierten Arbeitergruppen wird manchmal erklärt: es sind kapitalistische

Unternehmungen, wie andere auch; der einzige Unterschied ist der, dass hier an Stelle des einen ein vielköpfiger Ausbeuter tritt, der die Arbeiter manchmal noch rücksichtsloser, als jener, behandelt. Darüber, ob die Genossenschaften *kapitalistisch* sind oder nicht, will ich nicht streiten — ich überlasse das den Theoretikern —, ich lege lediglich darauf Wert, dass allseitig anerkannt werden muss: die *vielen Köpfe*, die Massen sind es, die die Entscheidung in den Genossenschaften in der Hand haben. Die Genossenschaften sind demokratische Institutionen; die aus Mitgliedern bestehenden Generalversammlungen wählen Aufsichtsrat und Vorstand, die Mitglieder haben es also in der Hand, Personen in die Verwaltung hineinzudirigieren, die ihre Interessen am besten zu wahren im stande sind. Von dem Verständnis der breiten Massen für die Bedürfnisse des Arbeiterstandes wird es mithin abhängen, wie diese durch die von ihnen beauftragten Verwaltungsmitglieder gefördert werden.

BIS in die jüngste Zeit war es Sitte, dass in einzelnen gewerkschaftlichen Organisationen herbe Kritik an den Zuständen in den Genossenschaften geübt wurde; die schärfsten Kritiker aber waren in der Regel Leute, die selbst nicht Mitglied einer Genossenschaft waren. Wollen die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter Einfluss auf die Genossenschaften gewinnen, so müssen sie vor allem zunächst selbst Mitgliedsrechte in diesen besitzen und in den Generalversammlungen und sonstigen Mitgliederzusammenkünften für Aufklärung der Massen der organisierten Konsumenten sorgen. Die gewerkschaftlich geschulten Arbeiter sollten nie vergessen, dass ihnen zunächst die Pflicht obliegt, die hohe kulturelle Bedeutung der gewerkschaftlichen Bewegung den Massen klar zu machen. Für völlig falsch halte ich es, wenn sich Gewerkschaften den Genossenschaften gegenüber einzig und allein auf den Machtstandpunkt stellen und erklären: wollt ihr unsere Forderungen nicht anerkennen, gut, dann greifen wir euch gegenüber genau so, wie wir das sonst im gewerkschaftlichen Kampfe tun, zu dem Mittel des Streiks. Einen Streik einer Gewerkschaft gegen eine Genossenschaft halte ich dann für berechtigt, wenn diese sich weigert, an die Gesamtheit der Unternehmer gestellte Forderungen anzuerkennen. Handelt es sich aber lediglich darum, die Genossenschaft zu bewegen, mehr zu bewilligen, als mit ihnen konkurrierende Betriebe der gewerkschaftlichen Organisation schon zugestanden haben, so kann dies nur auf dem Wege einer gegenseitigen freundschaftlichen Vereinbarung geschehen. Nun wird von einzelnen Gewerkschaften zur Begründung ihrer Wünsche an die Genossenschaften mitunter geltend gemacht, dass dieser oder jener Privatbetrieb der Branche bereits bewilligt habe, was man von der Genossenschaft beanspruche. Auch das kann so lange nicht entscheidend sein, als nicht die besonderen Verhältnisse, die zu der Bewilligung in einem solchen Ausnahmefall führten, näher klargelegt sind. Vielleicht arbeitet die Firma unter ganz abnormen Konkurrenzverhältnissen, führt sie Artikel, für welche sie höhere Preise ohne weiteres von ihrer Kundschaft bekommen kann, für die Konkurrenz mit der betreffenden Genossenschaft kommt die selbe eventuell überhaupt nicht in Betracht. Derartige Streitfragen können immer nur von Fall zu Fall entschieden werden. Der Standpunkt: wenn die Genossenschaft in solchen Fällen nicht das selbe leisten könne, wie jener Privatbetrieb, habe sie überhaupt keine Existenzberechtigung, ist in der Regel nur ein Beweis für

den Mangel jeglicher geschäftlicher Kenntnisse und Erfahrungen. Eine Genossenschaft hat im Anfangsstadium ihrer Entwickelung oft mit sehr hohen Unkosten zu rechnen; erst mit dem wachsenden Umsatz verringern sich prozentual die Spesen und kann ein höherer Überschuss herausgewirtschaftet werden. Es wäre sehr kurzsichtig gehandelt, wenn die beteiligten Gewerkschaften junge Genossenschaften zur Bewilligung aussergewöhnlicher Lohn- und Arbeitsbedingungen zwingen, sie konkurrenzunfähig machen und dadurch tatsächlich den Ast absägen wollten, auf dem der Organisation ihre Stütze erwachsen soll. Die Konsumvereine tragen den Keim der Entwickelung zu leistungsfähigen Grossbetrieben in sich und sind als solche nicht nur im stande, allgemeine gewerkschaftliche Forderungen bewilligen zu können, sondern darüber noch erheblich hinaus zu gehen.

IN den Erörterungen über den Anspruch, welchen die Arbeiter an den Überschuss der Genossenschaften zu stellen berechtigt sind, ist mehrfach schon der Standpunkt vertreten worden, der ganze Überschuss gehöre von Rechts wegen den Arbeitern und Angestellten, denn durch deren Leistungen sei der Überschuss entstanden. Das ist ein Irrtum. Nehmen wir einen grossen Konsumverein, der, sagen wir, 5 % mehr Nutzen erzielt, als die Konkurrenz. Ist dieser Nutzen entstanden lediglich durch die Leistungen des Personals? Es liegt mir fern, zu behaupten, die Tüchtigkeit und der Arbeitseifer eines gut geschulten genossenschaftlichen Personals hätte keinen Anteil an einem günstigen Geschäftsergebnis, im Gegenteil, dieses kann viel dazu beitragen. Aber vergessen wir doch nicht, dass in Privatbetrieben bei geringeren Löhnen und längerer Arbeitszeit dieselben Anforderungen an das Personal gestellt werden, wie in genossenschaftlichen. Die Hauptursache des höheren Überschusses liegt in dem durch den Zusammenschluss der Massen bewirkten grösseren Umsatz und der dadurch entstehenden Verminderung der Unkosten bei dem Transport und der Verteilung der Waren. Wenn zum Beispiel 1000 Pfund Waren auf einmal transportiert werden, dann sind die Transportspesen, auf das einzelne Pfund Ware berechnet, geringer, als wenn viermal 250 Pfund befördert werden müssen; wenn ein Verkaufslokal 1000 Mark Miete kostet und es werden in dem selben wöchentlich für 2000 Mark Waren abgesetzt, so ist die Miete pro Pfund verkaufter Ware geringer, als wenn in demselben Raum nur für 1000 Mark Waren umgesetzt werden; das nämliche trifft zu bei den Ausgaben für die Reinigung, die Beleuchtung, die Heizung des Lokals. Der *Gordion,* das Fachblatt für die Chokoladenindustrie, hat einmal berechnet, dass im Kleinhandel durchschnittlich 12 % vom Umsatz für Miete verausgabt wird, während beim Konsumverein *Vorwärts* in Dresden die Ausgabe hierfür kaum 1 % beträgt. Die Beleuchtungskosten berechnet der *Gordion* beim Kleinhandel auf 2· % vom Umsatz, während der Konsumverein Leipzig-Plagwitz für diesen Zweck nur 0,13 % verausgabt.

VOR allem aber: leistungsfähige Konsumvereine, welche über das nötige Betriebskapital verfügen, kaufen grosse Warenposten aus erster Hand gegen bar und erhalten sie dadurch um 3 bis 5 % billiger, als die meistens wenig kapitalkräftigen Kleinhändler, die ihrem Bedarf entsprechend doch in der Regel nur kleine Quantitäten aus zweiter, dritter, vierter Hand kaufen können. Der durch den Grosseinkauf und den hohen Umsatz erzielte Nutzen ist aber doch lediglich das Resultat der Massenorganisation der Käufer und nicht

das der Tätigkeit der Angestellten. Wollte man diesen Nutzen ausschliesslich den Arbeitern und Angestellten zuwenden, so würden die organisierten Konsumenten jegliches Interesse an der Sache verlieren. Die Warenrückvergütung — von einem Gewinn kann keine Rede sein, da die Mitglieder der Konsumvereine sich doch nur deshalb zusammengeschlossen haben, um zum Selbstkostenpreis zu kaufen — völlig auszuschalten, wäre gleichbedeutend mit dem Ruin der Konsumvereine. Darüber wolle man sich auch nicht täuschen, dass aus purem Idealismus die Frauen der Mitglieder nicht weite Wege machen und in einem Konsumvereinsladen eine halbe Stunde und länger stehen und warten, bis an sie die Reihe kommt. Die Arbeiterfrau muss bei ihrem Hausstandsgeld, welches manchmal infolge der traurigen Erwerbsverhältnisse sehr schmal bemessen ist, mit jedem Pfennig rechnen, sie kauft im Konsumverein des Vorteils wegen, nicht aus Begeisterung für die Genossenschaft.

NUN hat ja allerdings in vielen Konsumvereinen die Sucht, hohe *Dividenden* herauszuwirtschaften, vielfach dazu geführt, dass berechtigte Interessen der Angestellten aufs gröblichste verletzt wurden, dass enorme Summen als Steuern bezahlt werden mussten, und dass die weitere Entwickelung der Genossenschaft dadurch auf Jahre hinaus gehemmt wurde. Die Errichtung einer eigenen Bäckerei ist vielfach deshalb abgelehnt worden, weil man befürchtete, beim Eigenbetrieb nicht so hohe Prozente als Produktionsgewinn zu erzielen, wie sie die Bäckermeister dem Konsumverein für den Bezug des Brotes gewährten. In Ortschaften, in denen vielleicht 75 % aller Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben wurde, die Mitglieder des Konsumvereins sich also fast ausschliesslich aus Genossen zusammensetzten, entwickelten einzelne dieser Genossen Grundsätze, wie man sie wohl bei einem reaktionären Zünftler, aber nicht bei einem Sozialdemokraten erwarten sollte. Dies beweist, dass bei einem grossen Teil der Arbeiter heute noch unsere Grundsätze nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind. Umsomehr ist es notwendig, dass diejenigen Genossen, die auf einer höheren Warte stehen, aufklärend wirken und die niedrigen kapitalistischen Instinkte, die in der Dividendenseuche zutage treten, zu bannen suchen. Das geschieht aber nicht, wenn man lediglich ausserhalb der Genossenschaft Kritik übt, sondern wenn man an ihrem Ausbau als Mitglied tätigen Anteil nimmt.

SOBALD ihr Käuferinteresse in Frage kommt, vergessen viele Arbeiter, dass sie selbst oder ihre Arbeitsbrüder doch auch Hersteller von Waren sind, und dass für Waren, welche zu abnorm billigen Preisen verkauft werden, nur Hungerlöhne bezahlt sein können. Nehmen wir einmal einen Artikel, den nur die Männer, bei denen man wegen ihrer Beteiligung an Partei und Gewerkschaften in erster Linie soziales Verständnis voraussetzen sollte, konsumieren: Zigarren. Ein Teil der sächsischen Konsumvereine führen Zigarren 4 Stück 10 Pfennig und 3 Stück zu 10 Pfennig. Bei auch nur einigermassen ausreichenden Löhnen diese Zigarren herzustellen, ist ganz unmöglich, sie werden entweder in Zuchthäusern, Strafanstalten oder zu unerhörten Hungerlöhnen angefertigt. Die Konsumvereine führen diese Zigarren, weil die Mitglieder sie verlangen. Die Arbeiter selbst sind es also, welche in diesem Fall Zuchthausarbeit, Heimindustrie und Hungerlöhne durch ihren Kauf unterstützen. Das selbe trifft zu bei einer ganzen Reihe anderer Artikel: Kleidern, Schuhen, Bürsten, Pinsel etc. etc.

WIE hier Wandel schaffen?

NUR Aufklärung der Massen kann eine Besserung herbeiführen. Die Macht der Arbeiter als Konsumenten kann äusserst wirksam gestaltet werden, wenn sie für die Interessen der gewerkschaftlichen Bewegung in die Wagschale fällt. Das sollte nicht nur geschehen bei anerkannten Boykotts, sondern die Arbeiterkonsumenten müssten derartig geschult werden, dass, auch ohne dass eine Ware direkt boykottiert ist, sie die selbe ausschalten, sofern ihnen bekannt ist, dass die Firma die gewerkschaftlichen Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht anerkennt. Die Konsumvereinsleiter sind nahezu machtlos, solange die Mitglieder der Vereine noch in all diesen Fragen völlig indifferent sind. Die betreffenden Gewerkschaften sollten deshalb von den Verwaltungen der Konsumvereine auch nicht auf diesem Gebiet Unmögliches verlangen. Von unten auf muss die Wandlung vor sich gehen; die Geschäftsführer der Konsumvereine können nicht die Geschäfte der Gewerkschaften besorgen: das verbietet schon das Genossenschaftsgesetz. Ist aber erst einmal in den Arbeiterkreisen selbst Verständnis für solche energische Wahrung der Arbeiterinteressen beim Einkauf der Waren vorhanden, dann ergibt sich nach dieser Richtung hin das Weitere von selbst. Erklären die Mitglieder: diesen oder jenen Artikel kaufen wir nicht, wir wünschen, dass der selbe von einer anderen Firma bezogen wird, so wird sich die Verwaltung eines Konsumvereins — schon aus rein geschäftlichen Gründen — nicht weigern, den Wünschen der Käufer Rechnung zu tragen. Leider muss jedoch gesagt werden, dass heute manchmal noch das Gegenteil der Fall ist. Die Verwaltungen der Konsumvereine können bei einem über eine Ware verhängten Boykott zuweilen die Erfahrung machen, dass ein grosser Teil der Mitglieder, sofern der Konsumverein den Artikel nicht mehr führt, einfach zum Händler geht und ihn dort kauft.

DESHALB sollte auch bei Verhängung von Boykotts mit der nötigen Vorsicht zu Werke gegangen werden. Ein Boykott ist unwirksam, wenn nicht hinter dem selben die breiten Massen der Konsumenten stehen; auch ein Konsumverein muss mit der Massenstimmung rechnen. Boykotts sollten nur bei ganz eklatanten Fällen verhängt werden; nicht irgend eine Zahlstelle einer Gewerkschaft, sondern die örtliche Gewerkschaftskommission oder, falls ein Boykott für das ganze Reich in Frage kommt, der gesamte Gewerkschaftsausschuss der Zentralverbände sollte berechtigt sein, Boykotts zu verhängen; die Konsumvereine verpflichten wollen, jedem Boykottbeschluss einer einzelnen Zahlstelle eines Verbandes Rechnung zu tragen, hiesse diese schädigen, ohne dass der Gewerkschaft selbst dadurch ein Nutzen erwachsen würde. Die bei einer solchen Frage direkt interessierten Gewerkschaftsmitglieder vergessen in der Regel, dass bei dem jetzigen Stand der Entwickelung die Macht der Konsumvereine noch sehr beschränkt ist: eine grosse Firma ist von den Konsumvereinen allein, an welche sie vielleicht nur einen geringen Teil ihrer Waren verkauft, durchaus nicht abhängig. Der Fall ist in Grossbritannien sogar schon wiederholt eingetreten, dass grosse Firmen sich geweigert haben, an Konsumvereine überhaupt Waren zu verkaufen, um dem wachsenden Einfluss der selben auf ihr Geschäft entgegenzuarbeiten. Sind die Konsumvereine mächtig genug, dann werden sie einen solchen über sie verhängten Boykott damit beantworten, dass sie die ihnen zum Verkauf entzogenen Waren in eigener Fabrikation herstellen lassen.

SO weit sind wir in Deutschland jedoch noch nicht; man denke nur daran, welche enormen Schwierigkeiten der *Grosseinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine* bereitet worden sind, um zu verhindern, dass die selbe auf ihrem eigenen Grund und Boden in Aken an der Elbe eine Seifenfabrik errichten konnte. Die erforderliche Genehmigung hierzu ist bis heute noch nicht erteilt worden. Aber das wäre noch das geringste Bedenken; diese Hindernisse sind zu überwinden. Viel mehr kommt in Betracht, dass sich genossenschaftliche Grossbetriebe nicht von heute auf morgen aus der Erde stampfen lassen; dazu gehören zunächst grosse Kapitalien. Es mangelt bis jetzt noch an der nötigen Organisation, solche zu beschaffen. Sind die Gewerkschaften bereit, mit den Genossenschaften gemeinsam auf diesem Gebiet zu wirken — auch hierüber wäre eine Aussprache auf dem Gewerkschaftskongress sehr erwünscht —, dann könnte in Deutschland eine Zentralgenossenschaftsbank errichtet werden, die dem Kapitalmangel abzuhelfen schon in der Lage wäre. Die Gewerkschaften sind ausser stande, aus eigener Kraft eine solche Bank zu schaffen; sie selbst betreiben Geschäfte, wenn überhaupt, doch nur in ganz minimalen Massstabe, würden mithin immer wieder gezwungen sein, damit die von den Gewerkschaften bei der Bank deponierten Gelder nicht als müssige Kapitalbestände im Geldschrank liegen blieben, sich an kapitalistische Institute zwecks Verwertung der selben zu wenden, um die Zinsen, auf welche die Gewerkschaften doch auch nicht verzichten können, herauszuwirtschaften. An dem heutigen Übelstand, dass mit Arbeitergeldern kapitalistische Aktiengesellschaften gespeist werden, würde mit der Einrichtung einer Gewerkschaftsbank nichts geändert werden; im Gegenteil, neue Schwierigkeiten würden entstehen, von denen die eben geschilderte vielleicht noch die kleinste ist. Mit Erfolg eine Bank im Interesse der Arbeiter betreiben, können nur die Genossenschaften. Ich halte jedoch die Mitwirkung der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft hierzu für absolut notwendig, weniger wegen der Zuwendung von Kapitalbeständen — denn über kurz oder lang werden auch die Genossenschaften über grössere Kapitalien verfügen —, als um im Interesse der deutschen Arbeiterschaft ein so festes Bündnis zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften zu errichten, dass die selben Schulter an Schulter solidarisch zu marschieren genötigt sind. Von diesem praktischen Solidaritätsbündnis von Gewerkschaften und Genossenschaften wird nicht zum geringsten das Tempo abhängen, in welchem die organisierte Arbeiterschaft ihre wirtschaftliche Macht von Position zu Position zu steigern und zu befestigen im stande ist.

DURCH die Organisation der Konsumenten ist die Basis geschaffen, auf welcher wir weiter bauen können. Wie wir weiter bauen, hängt von dem Verständnis der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter für die genossenschaftliche Organisation ab. Wenn die Erfolge der selben in nichts weiterem bestehen sollten, als für die Arbeiter als Konsumenten alljährlich einen je nach der Höhe der Verkaufspreise mehr oder minder grossen Prozentsatz *Dividende* herauszuwirtschaften, dann würde ich selbstverständlich immer noch die Konsumvereine als ganz nützliche Institutionen für die Arbeiterschaft betrachten, aber ein Grund, sich für dieselben besonders zu begeistern, läge dann wahrlich nicht vor. Gewerkschaftlich interessiert wären dann an der genossenschaftlichen Bewegung nur diejenigen Gewerkschaften, welche bei der Warenverteilung

beschäftigte Arbeiter zu ihren Mitgliedern zählen, hauptsächlich also die Handlungsgehilfen und die Handels- und Transportarbeiter; das Interesse der übrigen gewerkschaftlich organisierten Arbeiter als Produzenten an den Genossenschaften wäre gering.

DIE bisherige Entwickelung in Deutschland zeigt uns jedoch, dass schon andere Gewerkschaften durch die genossenschaftliche Organisation profitieren.

DIE *Tabakarbeitergenossenschaft,* die ihren Hauptabsatz bei den Konsumvereinen hat, beschäftigt nach ihrem letzten Jahresbericht schon 233 Arbeiter; wenn alle organisierten Konsumenten ihre Zigarren von der selben beziehen würden, könnte die zehnfache Zahl schon heute beschäftigt werden. Auch die Genossenschaft der Kautabakarbeiter in Nordhausen hat einen wesentlichen Rückhalt in dem Absatz an die Konsumvereine.

DAZU kommen dann die in Genossenschaftsbäckereien beschäftigten Arbeiter, deren Zahl sich heute vielleicht auf zirka 1500 abschätzen lässt. Für die gewerkschaftliche Organisation der Bäcker hat sich die Errichtung von Genossenschaftsbäckereien als eine wesentliche Hilfe im Kampfe um geordnete Arbeitsverhältnisse erwiesen. Auf dem letzten Genossenschaftstag, am 13. und 14. Juni 1904, wurde zwischen dem Verband der Bäcker und dem *Zentralverband deutscher Konsumvereine* ein Tarifvertrag abgeschlossen, der für alle kontinuierlichen Betriebe inklusive 20 Minuten Essenspause die achtstündige Arbeitszeit, in nicht kontinuierlichen Betrieben inklusive einer Stunde Essenspause die neunstündige Arbeitszeit vorsieht. Die Löhne sind in der Form der Staffelung dem Buchdruckertarif nachgebildet, das Lohnminimum für kleine Orte beträgt 21 Mark, für grössere Orte wird ein Lokalzuschlag bis zu 26,25 Mark berechnet; ausserdem sind bei Fortzahlung des Lohnes Ferien von drei Tagen bis zu einer Woche je nach der Dauer der Beschäftigung festgesetzt. Auf dem letzten Verbandstag der Bäcker, im April dieses Jahres, musste nun leider konstatiert werden, dass sich in einigen kleineren Orten die Konsumvereine dem Tarif gegenüber bisher noch ablehnend verhalten haben. Auch dieser Widerstand dürfte bald gebrochen werden infolge des Umstandes, dass der Bäckerverband jetzt überall eine rege Tätigkeit entfaltet, den Tarif auch in Privatbäckereien durchzusetzen. Ohne die Bereitwilligkeit der grösseren Konsumvereine, einen solchen Tarif abzuschliessen, würde das letztere schwer möglich gewesen sein; auch hier erweist sich mithin die genossenschaftliche Organisation als ein wesentliches Förderungsmittel gewerkschaftlicher Bestrebungen.

ÜBER die Verhandlungen mit dem Zentralverband der Handels- und Transportarbeiter schreibt der *Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgiesser* vom 28. März:

›Resultatlos sind wieder die weiteren Verhandlungen mit der Organisation der Handels- und Transportarbeiter geblieben. Wir haben schon in Nr. 93 vorigen Jahres in dem Berichte über die Verhandlungen des Genossenschaftstages gesagt, dass hier die Hauptschuld den genannten Verband trifft. Wenn in den Genossenschaftsbetrieben eine Regelung der Arbeitsverhältnisse eintreten soll, dann müssten auch einheitliche Grundlagen als Ausgangspunkt alles weiteren angenommen werden. Nun mögen ja im Handels- und Transportgewerbe ganz besondere Verhältnisse obwalten, namentlich bezieht sich das auf die Staffelung des Lohnes nach Dienstjahren; aber in Betrieben, wo alle möglichen Branchen vertreten sind, ist eine so weitgehende Differenzierung unmöglich, hier muss eine begrenzte Schematisierung eintreten. Die Handels- und Transportarbeiter aber verwerfen den Minimallohn, verwerfen die

Lokalzuschläge, verwerfen auch die Ferien in ihrem jetzigen Umfange und anderes. Den nächsten Genossenschaftstag erwartet in dieser Beziehung also keine angenehme Aufgabe.«

Nach dem Scheitern der Verhandlungen mit den Handels- und Transportarbeitern auf dem letzten Genossenschaftstag in Hamburg wandten sich die Handels- und Transportarbeiter an die einzelnen Konsumvereine, um die selben zur Annahme ihres in Hamburg abgelehnten Tarifes zu bewegen. Die Konsumvereine wiesen dieses Ansinnen zurück, indem sie sich auf den korrekten Standpunkt stellten, dass Verhandlungen zwecks Abschluss eines Tarifes nur zwischen dem Zentralverband der Gewerkschaft und dem der Konsumvereine geführt werden könnten. Die Zurückweisung soll in einzelnen Fällen in ziemlich brüsker Form geschehen sein, wofür aber wohl niemand die Gesamtheit oder die Leitung der deutschen Konsumvereine verantwortlich machen dürfte, welche zu weiteren Verhandlungen auf Grundlage des Bäckertarifs sich stets bereit erklärt hat.

WAS die Arbeitsbedingungen der kaufmännischen Angestellten angeht, so soll dem nächsten Genossenschaftstag ein von dem Vorstand des Handlungsgehilfenverbandes und dem des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* gemeinsam ausgearbeiteter Vorschlag unterbreitet werden.

ES ist erklärlich, dass auf dem Genossenschaftstag vereinbarte Tarife nicht sofort von allen Konsumvereinen anerkannt werden; die Verwaltungen der betreffenden Konsumvereine sind hier nicht immer der schuldige Teil. Die Arbeiter der übrigen Gewerbe beurteilen häufig die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Genossenschaftsarbeiter und Angestellten nach ihren eigenen traurigen Lohn- und Arbeitsverhältnissen und können nicht verstehen, dass jene besser gestellt sein sollen, als sie.

AUF dem nächsten Genossenschaftstag wird unter anderm die Frage der Fürsorgekassen für die Angestellten und Arbeiter wiederum zur Erörterung kommen. Um einigermassen ausreichende Alters- und Invaliditätsrenten zahlen zu können, ist ein Beitrag von 6 % vom Lohn respektive Gehalt der Angestellten erforderlich, nach dem von der auf dem letzten Genossenschaftstage gewählten Kommission ausgearbeiteten Entwurf soll die Hälfte des notwendigen Betrages von den Genossenschaften, die andere Hälfte von den Angestellten getragen werden. Gerade bei der Durchführung dieser Bestimmung wird sich wahrscheinlich leider zeigen, dass in den einzelnen Konsumvereinen ein Teil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter es ist, der gegen solche Fürsorgebestrebungen entschiedenen Widerstand leistet. Ist es doch Tatsache, dass die gleiche Bestimmung für die Angestellten der Arbeiterpresse noch keineswegs überall durchgeführt ist. So müssen die Angestellten der *Leipziger Volkszeitung* noch jetzt den vollen Beitrag für die Unterstützungseinrichtungen des Vereins *Arbeiterpresse* selber zahlen. Wenn schon bei den politisch geschulten Arbeitern Leipzigs ein so geringes Verständnis für ihre Pflichten als Arbeitgeber möglich ist, was soll man dann in kleineren Orten erwarten?

NICHT an der genossenschaftlichen Organisation an sich liegt es, wenn sich in ihren Handlungen manchmal kein genügendes soziales Verständnis kundgibt, die Arbeitermassen selbst sind es, die die Entscheidung in den Konsumvereinen in der Hand haben. Solange indessen in den Gewerkschaften die Mitglieder noch auf dem Standpunkt stehen: bessere Verhältnisse, als wir

sie haben, brauchen auch die in unserem Dienst tätigen Angestellten nicht, ist an eine Wandlung zum bessern nicht zu denken.

DESHALB haben aber auch die Beschlüsse des Gewerkschaftskongresses in Bezug auf die Stellung der Gewerkschaften zu den Genossenschaften die grösste Bedeutung. In Grossbritannien hat sich mit der Zeit ein völlig harmonisches Verhältnis zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften entwickelt. Auf den Gewerkschaftskongressen erscheint regelmässig eine Deputation der Genossenschaften, um sich über die Wünsche der Gewerkschafter bezüglich der Genossenschaften zu informieren.

DIE genossenschaftliche Eigenproduktion in Grossbritannien wächst von Jahr zu Jahr. Von den zirka 100 000 Arbeitern und Angestellten in der Genossenschaftsbewegung sind annähernd 50 000 schon in genossenschaftlicher Produktion tätig. Mit jeder neu errichteten Genossenschaftsfabrik wächst das Interesse der Arbeiter als Produzenten an der Genossenschaftsbewegung. In hervorragendem Masse sind schon heute durch die grosse Zahl der von den einzelnen Gewerben in Gewerkschaftsbetrieben beschäftigten Arbeiter die Textilarbeiter, die Schuhmacher, die Metallarbeiter, die Holzarbeiter, die Bauarbeiter, die Buchdrucker, die Müller, die Bäcker, die Tabakarbeiter und andere mehr an der Genosssenschaftssache interessiert.

ALLERDINGS hat diese Entwickelung in England einen Zeitraum von zirka 30 Jahren in Anspruch genommen. Wollen wir in Deutschland schneller vorwärts kommen, so kann dies nur unter der tätigen Beihilfe der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter geschehen. Die dieser Entwickelung entgegenstehenden Hindernisse sind keine geringen. Es weht zurzeit in Deutschland ein scharfer Wind gegen die moderne Genossenschaftsbewegung. Die Regierungen in einzelnen Bundesstaaten, namentlich in Preussen, suchen die Genossenschaften heute gerade so in ihrer Entwickelung zu hemmen, wie einst die Gewerkschaften. Durch Steuern aller möglichen Art, in erster Linie durch die im Interesse des Kleinhandels geschaffene Umsatzsteuer, dadurch, dass den Beamten und Arbeitern der Staatsbetriebe direkt verboten wird, sich an allgemeinen Konsumvereinen zu beteiligen, glaubt man, dem Anwachsen der Konsumvereine Einhalt gebieten zu können. Umsomehr ist es Pflicht der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, die Konsumvereinsbewegung ihrerseits nach Kräften zu fördern. Die Entwickelung der genossenschaftlichen Eigenproduktion in Deutschland wird von dem Interesse der Gewerkschaften an derselben abhängen. An Kapital wird es nicht mangeln, sofern in den einzelnen Konsumvereinen die Gewerkschafter dafür eintreten, dass alljährlich zu Zwecken der Eigenproduktion, sowohl der örtlichen, wie der für sämtliche Konsumvereine Deutschlands durch die *Grosseinkaufsgesellschaft,* die nötigen Rücklagen gemacht werden. Wenn ausserdem die Gewerkschaften zu dem gleichen Zwecke ihre Reservefonds bei einer Zentralgenossenschaftsbank zinstragend anlegen, so wäre in kurzer Frist die Möglichkeit geschaffen, genossenschaftliche Grossbetriebe zur Herstellung diverser Waren zu errichten. Mit den Kapitalien an sich sind allerdings die Vorbedingungen hierfür nur zur kleineren Hälfte gegeben. Nur auf Grundlage des organisierten Absatzes können genossenschaftliche Fabrikbetriebe errichtet werden. Solange in den Konsumvereinen für Arbeiterkleider und Schuhe kein Absatz

vorhanden ist, können diese Artikel nicht selbst fabriziert werden. Erst Fabriken bauen und dann den Absatz organisieren, das wäre ein gewagtes Experiment, vor dem nach allen bisherigen mit Produktivgenossenschaften gemachten Erfahrungen gewarnt werden muss. Eine Genossenschaftsfabrik wird nur dann der Konkurrenz gewachsen sein, wenn ihr Absatz von vornherein ein grösserer ist, als der der konkurrierenden Privatbetriebe.

EIN grosses Tätigkeitsgebiet wird hier den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern erschlossen, wenn sich diese mit der von ihnen beim Ausbau ihrer eigenen Organisationen bewährten Energie auch der Genossenschaftssache widmen. Aber die Aufgabe ist schon des Schweisses der Edlen wert. Die Gewerkschaftsbewegung wird an der Genossenschaftsbewegung, und umgekehrt die letztere an der ersteren, einen Rückhalt haben, und es wird zur Tat werden, was Sidney Webb in einem Vortrag in Grossbritannien über diese Frage sagte:

»Das richtige Verhältnis zwischen der Genossenschaft und der Gewerkschaft, wie ich es mir denke, ist das einer idealen Ehe, in welcher jeder Partner die Individualität des anderen achtet und seine Arbeit fördert, während beide herzlich ihre Kräfte vereinigen, um ihr gemeinsames Ziel zu fördern: den auf Kooperation gegründeten Staat.«

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

OTTO HUE · ZUR GESCHICHTE DER CHRISTLICHEN GEWERKVEREINE



DER Generalstreik im Ruhrgebiet hat für einige Nurpolitiker die Frage der gewerkschaftlichen Neutralität wieder einmal als *brennend* auf die Tagesordnung gesetzt. Hätte der Streik mit einem vollen Erfolg geendet, so hätte kein Mensch sich über die eingehaltene Taktik entrüstet; nun aber aus Gründen, die in dieser Zeitschrift schon dargelegt sind[1]), der Streik den bekannten Ausgang nahm, muss unbedingt die *verfehlte Taktik* den Misserfolg verschuldet haben. Jetzt tauchen — auch in Kreisen der Gewerkschaftsmitglieder — wieder *taktische Ratschläge* auf, die insonderheit den älteren Bergarbeiterverbändlern nicht unbekannt sind. Ist doch im Bergarbeiterverbande diese angeblich allerneueste Methode schon vor 14 bis 15 Jahren praktiziert worden, mit negativem Resultat. Schliesslich musste die *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* dem Bergarbeiterverbande Gelder zur Betreibung der Agitation überweisen. Der Verband war auf den Hund gekommen, und gerade diejenigen, die früher am *radikalsten* gewettert hatten, sah man nicht mehr, als die Organisation fast zertrümmert war. Solche Spuren schrecken.

WER sich darüber unterrichten will, wie man dem Klerikalismus auf gewerkschaftlichem Gebiete die tiefsten Wunden schlägt, der lese das soeben erschienene Buch über die christliche Gewerkschaftsbewegung, das Herr Dr. Müller verfasst hat[2]), ein Sekretär in der Gladbacher *Volksvereins-* und Gewerkvereinszentrale, ein Mann, der sehr viel zur Sache sagen kann, viel mehr, als

[1]) Vergl. meinen Artikel *Über den Generalstreik im Ruhrgebiet* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte,* pag. 201 ff.

[2]) Dr. Otto Müller: *Die christliche Gewerkschaftsbewegung Deutschlands* (*Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen,* VIII. Band), /Karlsruhe 1905/.

er in seinem Buche niederlegt. Eine *wissenschaftliche Darstellung* kündigt der Verfasser im Vorwort an, aber es ist klerikale *Wissenschaft*, die er gibt. Wer die Gewerkvereinsbewegung miterlebte, findet in dem Müllerschen Werke eine Unmenge von Lücken, verzerrte Darstellungen, mangelhafte Quellenstudien, Verschweigen charakteristischer Tatsachen. Das Buch soll eine Rechtfertigung der Gladbacher Gewerkvereinsrichtung sein, Herr Müller schreibt daher *pro domo*. Darin beruht auch der Wert seiner Arbeit, die als Material für die noch zu schreibende Geschichte der *nichtsozialdemokratischen* Arbeiterverbände alle Anerkennung verdient. Aber diese Geschichte kann *sine ira et studio* nur jemand schreiben, der an den Gewerkschaftskämpfen nur als Beobachter beteiligt war.

MÜLLER müht sich ab, die unbedingte Notwendigkeit und Folgerichtigkeit der *christlichen-interkonfessionellen* Gewerkvereinsbewegung darzutun. Um dies zu können, muss er die *Irreligiosität* und die *parteipolitische Ausnutzung* respektive *Beherrschung* der anderen Gewerkschaftsgruppen zu beweisen versuchen. Es zeigt sich hier, dass Herr Dr. Müller weder die ältere, noch die neueste Gewerkschaftsliteratur genügend kennt. Was er über die Ursprünglichkeit der *Harmonielehre* der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine sagt, hat Dr. Rudolf Meyer in seinem *Emanzipationskampf* schon längst korrigiert. Desgleichen kennt Müller nicht das Bringmannsche Werk über die Zimmererbewegung[3]), wo interessante Dokumente für die Gewerkschaftstätigkeit der Lassalleaner beigebracht sind.

GANZ und gar misslungen ist der Müllersche Versuch, der Sozialdemokratie von vornherein und schlechthin die parteipolitische *Indienststellung* der Gewerkschaften aufzuhängen. Hat doch der von den *Eisenachern* (Bebel, Liebknecht u. s. w.) arrangierte Erfurter Gewerkschaftskongress /1872/ folgende Resolution Theodor Yorks einstimmig angenommen:

»In Erwägung, dass die Kapitalmacht alle Arbeiter, gleichviel, ob sie konservativ, fortschrittlich, liberal oder Sozialdemokraten sind, gleich sehr bedrückt und ausbeutet, erklärt der Kongress es für heilige Pflicht der Arbeiter, allen Parteihader beiseite zu setzen, um auf dem neutralen Boden einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation die Vorbedingungen eines erfolgreichen kräftigen Widerstandes zu schaffen, die bedrohte Existenz sicher zu stellen und eine Verbesserung ihrer Klassenlage zu erkämpfen.«

Als die Sozialdemokratie dieses Gewerkschaftsprogramm guthiess, da hatten sich die Parteifreunde Müllers noch längst nicht einmal zu den *interkonfessionellen-christlichen* Gewerkvereinen durchgemausert, sondern propagierten *christlich-soziale* (katholische) Arbeitervereine ohne eigentlich gewerkschaftliche Zwecke. Das Sozialistengesetz hat den Entwickelungsgang der Gewerkschaften naturgemäss im parteipolitischen Sinne beeinflussen müssen, so sehr, dass heute selbst viele Sozialisten in den Grundsätzen der 1872er Erfurter Resolution *parteischädigende Tendenzen* wittern. Indessen hat sich Bebel in seiner Berliner Rede vom 31. Mai 1900 ausdrücklich für die gewerkschaftliche Neutralität ausgesprochen; in unserer Gewerkschaftspraxis wird überwiegend dementsprechend verfahren. Doch teilt Herr Dr. Müller weder die grundlegende Erfurter Resolution, noch die Rede Bebels mit. Dagegen sucht der Gladbacher Sekretär nach Gladbacher Methode alle möglichen neutralitäts-

[3]) August Bringmann: *Geschichte der deutschen Zimmererbewegung* /Stuttgart 1903/ (besprochen in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, I. Bd., pag. 255 ff).

feindlichen Zitate aus unserem Lager zusammen, will er doch die Notwendigkeit seiner Gewerkvereinsrichtung beweisen.[4]) Diese Unwissenschaftlichkeit zeigt zur Genüge, dass dem Klerikalen die Arbeiterzersplitterung Selbstzweck ist. Wer so, wie Dr. Müller, die Zersplitterungsmomente hervorhebt, die Einigungsbestrebungen ignoriert, verdächtigt oder verkleinert, dem kann nur die Arbeiteruneinigkeit lieb sein.

WER waren denn eigentlich die Inspiratoren der *christlichen Gewerkvereinsbewegung*? Herr Dr. Müller behauptet, es seien in erster Linie die Arbeiter selbst gewesen, und keine parteipolitischen Interessenten. Dem steht die — von Müller allerdings verschwiegene — Tatsache gegenüber, dass der katholische Pfarrer Driessen-Essen 1894 den Anstoss zur Inszenierung der christlichen Bergarbeiterorganisation gab; dass ferner Herr Trimborn am 2. Februar 1897 in Cöln und Herr J. Bachem in der Generalversammlung des *Augustinusvereins* 1899 die Gründung von *nichtsozialistischen* Gewerkvereinen anregten, um die Arbeiter dem Zentrum zu erhalten! Herr Dr. Müller widerlegt sich auch selbst, wo er sagt, »nur ein geringer Bruchteil« der christlichen Arbeiter hätte »Bedürfnis« zur Organisation, gerade bei den »christlich und vaterländisch gesinnten Arbeitern« herrsche eine »ausserordentliche Gleichgültigkeit«. Als auf Betreiben von Geistlichen und Zentrumsjournalisten 1890 der angeblich unparteiische, tatsächlich ultramontane Bergmannsverband *Glück Auf* dem alten Verband entgegengegründet war, empfanden die Arbeiter sehr bald wieder das Bedürfnis zur Einigung. Auf der Generalversammlung des *Glück Auf* in Essen am 8. März 1891 sagte sein Vorsitzender A. Fischer: es sei eigentlich gleichgültig, welchem Verbande jemand angehöre, denn wer gegen das Kapital auftrete, sei geknechtet, ob er schwarz oder rot oder blau sei! Hier tritt das Klassenempfinden auch der katholischen Arbeiter so krass in die Erscheinung, dass es alle Schranken klerikaler Erziehung durchbricht. Von da aus hätte die Verständigungsbrücke betreten werden sollen, aber Arbeiterfeindschaft auf der einen, Kurzsichtigkeit auf der anderen Seite vermochten den Bruderkampf weiter zu führen.

KEIN Klassenkampf! Dies das Leitmotiv der Gewerkvereinsgründer. Herr Müller kann aber nicht anders, er muss das Vorhandensein der Klassengegensätze zugeben — so auf Seite 55 — sogar innerhalb der durchweg katholischen Aachener Bevölkerung. Ja, er bestätigt uns, dass jede Arbeiterorganisation eine Klassenorganisation ist und Klassenkämpfe führen muss, entweder — oder! Die konfessionellen Arbeitervereine waren noch reinkirchliche Gebilde mit nebenbei humanitären Zwecken. Das Emporkommen der *sozialdemokratischen* Gewerkschaften ängstigte die Klerikalen, die fortgeschrittensten propagierten und gründeten deshalb *interkonfessionelle* Gewerkvereine. Sie sollten programmatisch *Nichtkampfvereine* sein, ihr Ziel war *Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit, Befreiung der Arbeiter von der klassenkämpferischen Sozialdemokratie*. Jedoch, grau war auch diese Theorie. Nach nur sechsjähriger Existenz des ersten christlichen Gewerkvereins fand in Frankfurt 1900 ein Gewerkvereinskongress statt, dessen Grundstimmung Herr Dr. Müller, der dem Kongress beiwohnte, in folgenden Worten kennzeichnet.

[4]) Auf Seite 242 reproduziert Herr Müller sogar ein angebliches Zitat aus der *Bergarbeiterzeitung* vom Jahre 1899, das allerdings in der Gladbacher Presse, aber niemals in der *Bergarbeiterzeitung* stand. Ein Beweis dafür, dass Herr Müller die von ihm zitierte Quelle nicht gelesen hat!

»Die frühere Anschauung von der Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Kapital und Arbeit war gegenüber der anderen, dass zwischen Kapital und Arbeit ebensosehr ein naturgemässer Gegensatz bestehe, durch die Erfahrung in den Hintergrund gedrängt worden.«

Und dann bestätigt uns Herr Müller, dass die christlichen Gewerkvereine nur durch die Belehrung »christlicher Sozialpolittiker« und vielleicht auch durch die »versöhnlichen Lehren des Christentums« von dem »grundsätzlichen Klassenhass gegen das Unternehmertum« abgehalten wurden! Hier haben wir wieder die — klerikalerseits stets bestrittene — Beeinflussung der christlichen Gewerkvereine durch Nichtarbeiter.[5]) Die gewerkschaftliche Praxis drängte die Gewerkvereine zum Klassenkampf, ja zum *grundsätzlichen Klassenhass*; dieser natürlichen Entwickelung einer jeden selbständigen wirtschaftlichen Arbeiterorganisation werfen sich die klerikalen Parteipolitiker entgegen. Sie versuchen, ihr Gewalt anzutun, und bekämpfen diejenigen Vereinigungen, die in dem Klassenkampf das natürliche Ergebnis unserer Wirtschaftsordnung erblicken. Aus Vernunft wollen die Klerikalen Unsinn machen, das bestätigt uns in dankenswerter Weise Herr Dr. Müller. Mit anderen Worten: Die christlichen Gewerkvereine hatten die Hoffnungen ihrer Väter zerstört, es waren sehr schnell trotzalledem aus den *Nichtkampfvereinen* Klassenkampforganisationen geworden, und durch künstliche Mittel versuchte man nun die natürliche Entwickelung, die zur gewerkschaftlichen Organisationseinheit führen muss, zu hindern.

NUR von diesem Gesichtspunkte aus ist die taktische Schwenkung der christlichen Gewerkvereine nach 1900 und die seitherige Propagierung der *katholischen* Gewerkschaften (*Berliner Richtung*) zu begreifen. Die Herren von Savigny, Fleischer, Fournelle, Korum, Kloos etc. sind die konsequenten Klerikalen, daher auch ihre Unterstützung durch die höchste kirchliche Autorität, den Papst und das preussisch-deutsche Episkopat. Im Saargebiet tobt augenblicklich ein gehässig-wilder Kampf zwischen *christlicher* und *katholischer* Richtung. Die letztere ist entschieden im Recht, wenn sie dogmatisch die Existenz eines *interkonfessionellen Christentums* bestreitet und den *Gladbachern* den Katholizismus abspricht. Leo XIII. und Pius X. haben wiederholt zwar zur Organisierung der christlichen Arbeiter aufgefordert, aber nur katholische Vereine gemeint, entsprechend der Lehre von der alleinseligmachende Eigenschaft der katholischen Kirche. Dr. Kempel hat das überzeugend nachgewiesen[6]), Herr Dr. Müller vermeidet es, hierauf des näheren einzugehen. Eine *christliche* Organisation kann nur konfessionell-katholisch sein, es gibt keine *interkonfessionelle-christliche* Erziehung, die »Erziehung zur Religion soll aber das vornehmste Ziel der Arbeiterorganisafion sein« u. s. w. (Kempel, Savigny, päpstliche Enzykliken etc.) »Die interkonfessionellen Gewerkvereine sind Vorschulen für den Klassenkampf, für die Sozialdemokratie.«

MAN kann sich denken, dass in München-Gladbach ob solcher unbestreitbaren katholischen Beweisführung Schwüle herrscht, hin und her fliegen die schwer-

[5]) Gerade das Eingreifen *christlicher Sozialpolitiker* nach dem revolutionär gestimmten Frankfurter Kongress ist die bisher interessanteste Episode in der Gewerkvereinsbewegung. Schade, dass der kundige Herr Dr. Müller hier so schweigsam ist!

[6]) Vergl. Dr. Franz Kempel: *Die christliche und die neutrale Gewerkschaftsbewegung* (Mainz 1901). Weiteres und Spezielles siehe in meinem Artikel *Klerikalismus und Gewerkschaftsbewegung* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1902, II. Bd., pag. 925 ff.

sten Schimpfworte. Inzwischen hat der Generalstreik im Ruhrgebiet bewiesen, dass der proletarische Klassenkampf seine Bahnen zieht, unbekümmert um Kongressresolutionen und ausgeklügelte Taktik. Es kam der Bergarbeiterkongress in Berlin. Was der *sozialdemokratische* Verband schon 1890 als sein Gewerkschaftsprogramm formulierte, es ist vom 28. bis zum 30. März 1905 in Berlin von den Vertretern aller Bergarbeiterorganisationen einmütig als richtig anerkannt und gutgeheissen worden! Welch' eine Wendung! Wer hätte das bei der Gründung des christlichen Gewerkvereins 1894 gedacht? Damals waren unsere Forderungen bekämpfenswert, weil *sozialdemokratisch*, heute sind die selben *sozialdemokratischen* Forderungen Gemeingut aller Bergarbeiterverbände! Die ideale Organisationseinheit ist erreicht, tiefsinnige Kalkulationen der Arbeiterzersplitterer sind zu schanden geworden. Während des Generalstreiks jammerte die Unternehmerpresse, die Flugblätter und Zeitungsartikel des christlichen Gewerkvereins führten eine *schärfere Sprache* gegen das Unternehmertum, als die Publikationen des *alten* Verbandes. Und der erstere sollte doch ein *Nichtkampfverein* sein! Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? Herr Dr. Müller hat diese letzte Phase in der Geschichte der christlichen Gewerkvereinsbewegung nicht mehr erörtern können, vielleicht holt er es in der zweiten Auflage seines Buches nach.

IHM kommt es darauf an, die Anfänge der gewerkschaftlichen Zersplitterung als von Sozialdemokraten ausgehend nachzuweisen. Dabei offenbart er alle Schönheiten einer klerikalen Polemik. Den 1877er Verband der Ruhrbergleute lässt er »unter sozialistischem Einfluss« entstehen, nur als minderwertigste Strömung wird die Richtung Rosenkranz erwähnt. Tatsächlich war die Anschauung Rosenkranz', des katholischen Bergarbeiters und Zentrumsanhängers, der eine neutrale Gewerkschaft wollte, unter den Bergleuten die massgebende; sie wurde auch lebhaft von Sozialisten, wie Hasselmann, Schröder etc., unterstützt. Für eine Parteigewerkschaft traten nur die Zentrumsführer Kaplan Laaf, Stötzel, Rittweger und andere ein. Herr Laaf erklärte ausdrücklich, dass er »als Parteimann«[7]) gegen den neutralen Rosenkranz-Hasselmann-Verband sei! Als Parteimann hat ihn Laaf denn auch leidenschaftlich bekämpft, die Zentrumspresse hat den Rosenkranz-Verband systematisch den *sozialdemokratischen* genannt, den Zentrumsmann und Verbandsvorsitzenden Rosenkranz frischweg zum *Sozialdemokraten* gestempelt.[8]) Sogar zum *Geldunterschlager* avancierte Rosenkranz in seiner Parteipresse, die in diesen Praktiken nicht nachliess, bis der erste Versuch, einen neutralen Bergarbeiterverband zu schaffen, missglückt war. Dies alles unterlässt Herr Müller, obwohl es ihm bekannt sein muss, objektiv zu schildern; nach seiner Darstellung hat es den Anschein, als ob der zertrümmerte Verband wegen seiner *sozialdemokratischen* Tendenz bekämpft worden sei. In der Tat wollten die Klerikalen aber von einer unparteiischen Gewerkschaft nichts wissen, sie verlangten — wie heute noch die *Berliner Richtung* — christlich-soziale, das heisst katholische Parteigewerkschaften und halfen deshalb dem Unternehmertum 1878 den Rosenkranz-Verband zertrümmern. Viel objektiver beurteilt Giesberts[9]) die damaligen Vorkommnisse, auch die Einleitung

[7]) Vergl. *Christlich-soziale Blätter*, 1878, pag. 141-142.
[8]) Rosenkranz lebt heute noch, war stets Zentrumsmann; sein Sohn ist Geistlicher.
[9]) Vergl. Johann Giesberts: *Die christlichen Gewerkschaften in Deutschland* in den *Historisch-politischen Blättern*, 1903, pag. 793 ff.

zum Protokoll des Crefelder christlichen Gewerkvereinskongresses lässt keinen Zweifel darüber, dass die Darstellung Müllers unrichtig ist. Er hätte zugeben müssen, dass die Anfänge der gewerkschaftlichen Zersplitterung im Ruhrgebiet von Klerikalen ausgegangen sind, das ist die historische Wahrheit; aber gab Herr Müller dies zu, dann krachte seine Rechtfertigung der Gladbacherei zusammen, er hätte ein anderes Buch schreiben müssen.

FALSCH oder schief dargestellt sind auch die Vorgänge bei der Gründung des *alten* Bergarbeiterverbandes /1889/ und die Ursachen der späteren organisatorischen Kämpfe. Indes, Müller schrieb eben *pro domo* und kein wissenschaftliches Werk. Wichtig ist, von Herrn Dr. Müller zu hören, dass die Kämpfe um den Zolltarif eine Krisis in den christlichen Gewerkvereinen erzeugten; sonst wird das immer bestritten. Wieber, dem *positiv-christlichen* Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes, wird zugegeben, dass er erst gegen den Zolltarif auftrat, als vor ihm Giesberts, Brust, Schiffer etc. für den selben zu agitieren versuchten. Und dann erfahren wir, dass die christlichen Arbeiter durchaus keine Freunde des Zolltarifs seien, dass das Eintreten bekannter Führer für diesen die Ausbreitung der Gewerkvereine hinderte! Dem *Gesamtverband* waren angeschlossen 1901 84 497, 1902 79 077, 1903 84 652, 1904 100 053 Mitglieder. Die Zolltarifagitation hat den Organisationen 1901 bis 1903 Rückgang respektive Stillstand gebracht. Aber das Bekenntnis der massgebenden Führerkreise zur Zollpolitik ist auch nur ein Teil der Reaktion gegen die klassenkämpferische Stimmung auf dem Frankfurter Kongress. Nach dem Kongress erfolgten prompt die Kundgebungen der Bischöfe, darauf trat der »fluchtartige Rückzug von der Neutralität« ein (Wieber). In diese reaktionäre Zeit fallen die schärfsten Bruderkämpfe zwischen freien und christlichen Verbänden; es sollte unter allen Umständen gezeigt werden, dass die Befürchtungen der Bischöfe nicht zuträfen. Daher 1901 der von Herrn Brust provozierte Bruch zwischen den beiden Bergarbeiterverbänden, daher die systematisch zum Bruderstreit anfeuernden Artikel in dem *Christlichen Textilarbeiter*, dem *Bauhandwerker*, der *Westdeutschen Arbeiterzeitung* u. s. w. Es sollte eine Rehabilitierung der *verdächtigten christlichen Bewegung* durchgeführt werden, koste es, was es wolle. Und es hat die Gewerkvereine zahlreiche Mitglieder gekostet, sie sind während der *Rehabilitierungs*zeit nicht vorwärts gekommen, besonders das schroffe Auftreten des Bergarbeiterführers Brust gegen die Einigung der Bergleute hat seinen Verein von Niederlage zu Niederlage geführt, bis endlich Herr Brust kurzerhand seines Amtes entsetzt wurde. Welche tiefere Ursache dem Sturze Brusts zu Grunde lag, hat der Generalstreik bewiesen: Die Arbeiter wollen von einer gegenseitigen Bekämpfung der Organisationen nichts wissen, die Arbeiter bejubelten die Kampfeseinigkeit der Verbände! Wer sich diesem natürlichen Drange dauernd widersetzt, der *fliegt*, ob er gleich der Liebling hochmögender Herren ist.

BIS zum 1. April 1904 hatten die 22 christlichen Gewerkvereine *Gladbacher Richtung* erst 100 053 Mitglieder erreicht, das heisst nur 16 000 gewonnen innerhalb 4 Jahren. Die dem *Gesamtverbande* nicht angeschlossenen 9 Vereinigungen, die aber trotzdem in seiner Statistik geführt werden, zählten 103 108, gewannen 27 000 Mitglieder seit 1901. Für eine besondere Zugkraft der *Gladbacher* spricht ihr Mitgliederstand gewiss nicht. Unsere Gewerk-

schaften, die 1899 in Rheinland-Westfalen erst zirka 40000 Mitglieder zählten, verfügten Ende 1904 in dieser Domäne der christlichen Gewerkvereinsbewegung schon über rund 140000 Angehörige. Ein besonders dringendes Bedürfnis für speziell *christliche* Sonderorganisationen ist also auch bei den rheinisch-westfälischen Arbeitern nicht zu spüren. Im letzten Jahre ist wieder häufiger ein Zusammengehen freier und christlicher Gewerkschaften bei Lohnkämpfen ermöglicht worden, den Nutzen davon hat nur die moderne Arbeiterbewegung. Bringt Arbeiter zusammen, wo und wie nur möglich, das schliessliche Resultat wird sein eine Stärkung ihres Klassengefühls.

DAS *religiöse Moment* ist der Hinderungsgrund der Arbeitereinigung in neutralen Gewerkschaften. So wiederholt Herr Dr. Müller. Er hat in einem gewissen Sinne recht.[10]) Jedoch, was ist eigentlich Religion? Ist es der Katholizismus, der Protestantismus, oder kann man die interkonfessionellen Vereine religiös nennen? Herr Müller weiss recht gut, dass die Befürworter der katholischen Gewerkschaften den *Interkonfessionellen* rundweg die Religiosität absprechen. Die *Gladbacher* Gewerkvereine könnten nicht als *religiöse* gelten. Nach den Gesetzen der Logik kann also die Religion auch kein Hinderungsgrund zwischen *interkonfessionell-christlichen* und *sozialististhen* Gewerkschaften sein. Die orthodoxesten Klerikalen, deren Organ der Berliner *Arbeiter* ist, erklären geradezu: »Für die christliche Liebe und Gerechtigkeit ist in der Arbeiterbewegung kein Platz.« Ist das richtig — und auch im *Arbeiter* schreiben gelehrte Doktoren und Kleriker —, wozu dann die Bezeichnung *christliche Gewerkvereine*? Es steht auch fest, dass die offizielle Zentrumsmeinung die *interkonfessionellen* Gewerkvereine als Hüterinnen christlicher Gesinnung verwirft. Unter brausendem Beifall des Katholikentages sprach Herr Dr. Schaedler in Regensburg den Lapidarsatz aus: »Religion ohne Konfession ist leerer Schall, Religion ohne Konfession ist Konfusion!«[11]) Kann man sich eine stärkere Verwerfung der *interkonfessionellen-christlichen* Gewerkvereine denken? Den gleichen Gedanken, wie Schaedler, entwickelte kürzlich in einer Arbeiterinnenversammlung Herr Dr. Huppert-Cöln — er ist Redakteur der *Cölnischen Volkszeitung*, die gegen konfessionelle Gewerkschaften eifert! Der selbe Herr Huppert schreibt: »Religiöse Gleichgültigkeit, Entchristlichung des Volksgeistes ist die Signatur des heutigen Protestantismus!«[12]) Ja, zum Henker, und dennoch bringt man protestantische Arbeiter in Gewerkvereinen mit katholischen dauernd zusammen? Fürchtet man nicht die *Entchristlichung* der Katholiken, oder sollten gar diejenigen protestantischen Wortführer recht haben, welche in den *interkonfessionellen* Gewerkvereinen ein neues Mittel zur Katholisierung Deutschlands erblicken?

JEDENFALLS steht das eine fest: sollen die Gewerkvereine *Gladbacher Richtung* die religiöse Gesinnung pflegen — und so lautet die Empfehlung —, dann kann nur eine *interkonfessionelle Religiosität* gemeint sein. Da es aber eine solche nach den Lehren sowohl der katholischen, wie der evangelischen

[10]) Es gibt bei uns immer noch Gewerkschafter und Parteigenossen, die zu den Aufgaben der Gewerkschaft auch die *religiöse Aufklärung* zählen. Mir erscheint das mit dem Wesen der Gewerkschaft unvereinbar.

[11]) Vergl. das Protokoll des Regensburger Katholikentages, pag. 391.

[12]) Vergl. Philipp Huppert: *Der deutsche Protestantismus zu Beginn des XX. Jahrhunderts*, (Cöln 1902), pag. 67.

Theologen nicht gibt, »Religion ohne Konfession« nur »Konfusion« ist, so setzen sich die theologischen Gelehrten und Gönner der *interkonfessionellen* Gewerkvereine mit sich selbst in Widerspruch. Will man aber eine von allen dogmatisch-konfessionellen Spitzfindigkeiten losgelöste religiöse Gesinnung gelten lassen, dann nehmen wir diese auch für die *sozialdemokratischen* Gewerkschaften vollauf in Anspruch. Denn eine solche Religiösität kann nichts anderes sein, als Übung der Nächstenliebe, Bekämpfung jeden Unrechtes, Hingabe für ein ideales Ziel! Und wer will leugnen, dass die *sozialdemokratischen* Gewerkschaften alle charakteristischen Merkmale einer Gemeinschaft mit solchen religiösen Motiven an sich tragen? Was wollen da Ausnahmen bedeuten! Der christliche *Bergknappe* vom 4. Januar 1902 schrieb: »In der allerchristlichsten Gegend ist die Arbeiterschaft am rückständigsten.« Kann man sich eine wuchtigere Verurteilung der christlichen Erziehung denken? Dies Zitat fehlt in dem Zitatenschatz des Herrn Dr. Müller, und doch hätte er damit nach seiner Methode die Christentumsfeindschaft des — christlichen Gewerkvereins dartun können. Man könnte derartiger Zitate noch mehrere bringen, aber es genügt wohl, um zu zeigen, was man mit Zitaten aus irgendwelchen Blättern alles für oder gegen die Neutralität einer bestimmten Vereinigung *beweisen* kann. Wer überdies inmitten der Gewerkschaftsmitglieder verkehrt, wird recht bald entdecken, dass es gar nicht möglich ist, schematisch zwischen *christlichen* und *unchristlichen* Organisationen zu unterscheiden. Heute treten bei uns aus einem rein persönlichen Grunde Dutzende von Mitgliedern von dem *christlichen* zum *unchristlichen* Verbande über, morgen geschieht das Umgekehrte. Keiner denkt beim Übertritt daran, dass er nun eine *andere Weltanschauung* bekommt; in der Regel sind sehr materielle Gründe die Triebfedern des Übertritts. In München-Gladbach und anderswo zieht man fein säuberlich eine Trennungslinie durch die Arbeiterschaft, aber wenn es darauf ankommt, sie genau zu markieren, so finden die Mathematiker, dass sie sich verrechneten. Jedesmal nach einer solchen Enttäuschung wird verstärkt gebremst, lauter, als früher, werden dann *gegensätzliche Weltanschauungen,* die eine einheitliche Organisation *unmöglich* machen, vorgeschützt. Unaufhaltsam unterspült währenddessen die harte Not der Zeit zwischen den Arbeitern die *Gegensätze in der Weltanschauung,* und unsere Pflicht ist nur, diesem Unterspülungsprozess keine Hindernisse zu bereiten.

WIE schrieb doch im Jahre 1900 die klerikale *Cölnische Volkszeitung*?

»Wir brauchen unsere scharf ablehnende Stellung gegen die Sozialdemokratie nicht zu betonen, halten es aber für bedenklich, in diesem Kampfe die Eigentumsfrage zu stark zu betonen. Wenn sich das zuspitzt, kommt es zuletzt zu einem Gegensatz zwischen Reichen und Armen, und wer dann — zumal bei dem allgemeinen und gleichen Reichstagswahlrecht — den kürzeren zieht, brauchen wir nicht weiter auszumalen . . . Statt der Eigentumsfrage soll man mehr ideale Gesichtspunkte ins Feld führen. Auch bei den *Ordnungsparteien* haben die meisten Wähler an irdischen Glücksgütern nicht schwer zu tragen. Wenn man gläubigen und königstreuen Arbeitern sagt: ihr müsst die sozialdemokratischen Feinde des Altares und des Thrones bekämpfen, so wird das viel wirksamer sein, als wenn man nur hervorhebt, dass die selben die Reichen expropriieren wollten. Sie könnten sonst auch mit dem konservativen Staatsphilosophen Stahl sagen: Gegen dieses selbstsüchtige und profane Eigentum ist der Krieg des Sozialismus nicht ohne Berechtigung.«

Na also! Auch dieses Zitat hätte Herr Dr. Müller benutzen sollen, es sagt uns

ohne Kommentar, weshalb partout die *christlichen* und *patriotisch* gesinnten Arbeiter in Gewerkvereine zusammengebracht werden mussten, obgleich zugestandenermassen dafür bei den Arbeitern nur geringes Bedürfnis vorlag. Das *religiöse Moment* hat man in die Wirtschaftsorganisationen der Arbeiter — aber nur der Arbeiter! — hineingetragen, um sie von der gemeinsamen Vertretung ihrer materiellen Interessen abzulenken. Man hat aller theologischen Doktrin zum Trotz ein *interkonfessionelles* Christentum zu konstruieren unternommen, weil entweder k e i n e der bürgerlichen Parteien sich getraut, rückhaltlos als gewerkschaftsfreundlich aufzutreten, oder aber alle wissen, dass sie keine Zugkraft für gewerkschaftsfreudige Arbeiter besitzen. Das Ziel war Schwächung der Arbeiterbewegung! Keine bürgerliche Partei wagte es, ihr Programm der christlichen Gewerkvereinsbewegung zu empfehlen, die Gründe liegen offen zutage: man hoffte, im trüben zu fischen.

UND das Resultat? Eine relativ sehr geringe Mitgliederzahl, in ihrem Wachstum gewaltig zurückgeblieben gegen das der freien Gewerkschaften; das Erwachen und die Betätigung des Klassenempfindens innerhalb der Abgesonderten, und zwar bis zur regelrechten Ausbildung des Klassenkampfes im Massenstreik. Im Generalstreik der Bergleute soll der christliche Gewerkverein sogar die Führung gehabt haben, was rühmend von der *Gladbacher* Presse betont wird. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! War es doch der Plan der Gewerkvereinsgründer 1894, einen *Nichtkampfverein* zu schaffen, darauf tat man sich damals sehr viel zu gute. Und heute liegt nicht nur der erhoffte *Nichtkampfverein* in Trümmern, sondern nun wollen uns die Herren noch glauben machen, der jetzige Gewerkverein sei der ihrige. Nein, es ist ein ganz anderer, als der, den man 1894 aus der Taufe hob. Die ganze christliche Gewerkvereinsbewegung ist heute eine andere, als sie von ihren Gründern gedacht war! Alle Kinkerlitzchen und Demagogenkniffe sind zerschellt an den felsenfesten Tatsachen der wirtschaftlichen Entwickelung. Wir stehen heute vor der V e r e i n h e i t l i c h u n g d e r d e u t s c h e n G e w e r k s c h a f t s b e w e g u n g, worunter ich mir nicht das *Verschlucken* des einen Vereins durch den anderen denke, sondern zunächst periodische oder von Fall zu Fall eintretende Verständigung der verschiedenen Gruppen, der später feste Kartellverträge folgen müssen. Für das, was sich daraus entwickelt, haben die Zeitgenossen zu sorgen. Aber wir müssen diesen vorarbeiten, uns soll in der Flucht ärgerlicher Erscheinungen nicht der Sinn für die Gemeinsamkeit der Interessen a l l e r Arbeiter, die doch alle Klassengenossen sind, verloren gehen. Sehen wir nicht nur Momentbilder, sehen wir die Dinge im Fluss! S e i e n w i r k e i n e *N u r g e w e r k s c h a f t e r*, aber belasten wir die Berufsorganisation auch nicht mit Aufgaben, die aus sehr triftigen Gründen nur der politischen Partei und den religiösen Gemeinschaften zukommen! Ü b e n w i r v o r a l l e n D i n g e n s t e t s T o l e r a n z i n S a c h e n d e r r e l i g i ö s e n Ü b e r z e u g u n g ! Wir vergeben uns dadurch nichts, im Gegenteil, wir zerstören damit die Spekulation der Reaktionäre, die schon nicht mehr überall wagen, dem Arbeiter den Satz *Es muss stets Reiche und Arme geben* zu predigen, da die Gemeingefährlichkeit des Kapitalismus in stets grösser werdenden Volkskreisen erkannt wird, womit auch der Glaube an diese beste der Welten ins Wanken kommt und schliesslich zusammenbricht.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · BERGARBEITER UND PREUSSISCHER LANDTAG

DIE Bergarbeiter sind vom preussischen Landtag schon einmal um die bescheidensten Hoffnungen betrogen worden.

IHREM grossen Ausstand von 1889 durften sie es mit Recht zuschreiben, dass die Arbeiterschutzbewegung endlich auch in Regierungskreisen wirklich in Fluss kam, nachdem Fürst Bismarck jahrelang dem Drängen der parlamentarischen Mehrheitsparteien des Reichstags mit Erfolg widerstanden und die Arbeitergesetzgebung möglichst auf den Ausbau der Zwangsversicherung, auf die öffentlichrechtliche Fürsorge für Erkrankte, Unfallverunglückte und Invalide zu beschränken versucht hatte. Die kaiserlichen Erlasse, die Berliner internationale Regierungskonferenz, die Berlepschschen Reichtagsvorlagen über Arbeiterschutz und gewerbliche Rechtsprechung hatten ihren nächsten Ursprung vor allem in den aufsehenerregenden Vorgängen des rheinisch-westfälischen Grubenreviers.

GERADE die eigentlichen Urheber des Umschwungs hatten jedoch am wenigsten Glück. Die Bergarbeitsreform verblieb der Landesgesetzgebung; und als das legislatorische Vorgehen endlich, nach umständlichen Enquêten und nach Erledigung der Reichsgewerbeordnungsfragen, in Preussen einsetzte, da war der erste Reformeifer längst erkaltet. Zum Teil war er sogar in das Gegenteil umgeschlagen: die verletzten oder doch beunruhigten Besitzinteressen, die anfangs eingeschüchtert und nach der Entlassung Bismarcks zunächst führerlos und ohne lebengebenden Mittelpunkt gewesen waren, hatten sich unterdes rasch von der ersten Verblüffung erholt und wieder einheitlich zusammengefunden. Neben den industriellen Scharfmachern fühlten, nach der Durchdrückung der grundlegenden Handelsverträge, auch die agrarischen Konservativen nach dem Vorbilde Bismarcks das Bedürfnis, den bedenklichen *Elan* der Regierungsspitze nach Kräften abzustumpfen — ähnlich, wie das heute der amerikanische Senat gegenüber dem allzu fühlbar eigenmächtigen Präsidentenregiment beliebt —, während früher ostelbische Granden und stockkonservative Gesellschaftsreformer mit mittelalterlich-feudalen Vorstellungen gar nicht selten für die umfassendste Fabrikgesetzgebung, sogar für den Normalarbeitstag schwärmten, um das allzu rasche Wachstum der verhassten Grossindustrie und Grossbourgeoisie zu unterbinden.

DIE Novelle von 1892 brachte daher den Arbeitern, ausser der unvermeidlichen Anpassung an die neuen Reichsgewerbeordnungsvorschriften, eigentlich nur bestimmtere und umfassendere Arbeitsordnungen, da gerade beim Bergbau die Unklarheit der Arbeitsbeziehungen, der gegenseitigen Berechtigungen und Verpflichtungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, sich als ein wahrer Treibherd für Streitigkeiten herausgestellt hatte. Was jedoch die Hauptfrage, die Regelung der Arbeitszeit betraf, so machte man eher wieder einen Schritt hinter die Reichsgewerbeordnungsnovelle zurück. Während diese für einzelne Gewerbe — sobald in ihnen »durch übermässige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird« — dem Bundesrat die Befugnis zuspricht, »Dauer, Beginn und Ende der

zulässigen täglichen Arbeitszeit und der zu gewährenden Pausen vorzuschreiben und die zur Durchführung dieser Vorschriften erforderlichen Anordnungen zu erlassen« — wähend der preussische Regierungsentwurf die entsprechende Befugnis den Oberbergämtern übertragen wollte, also allgemeinere Anordnungen für ein umfassenderes Produktionsgebiet erstrebte — liess der Landtag nur noch einmalige Verfügungen für einzelne »Betriebe« zu. Es war einer der grössten Fehler des damaligen Handelsministers von Berlepsch, dass er an diesem Punkte ohne besonderen Widerstand zurückwich; denn mindestens die gleiche Machtbefugnis besass die Regierung schon vor dem Erlass der damaligen Berggesetznovelle.

SO gaben die Bergarbeiter zwar an der Wende der achtziger und neunziger Jahre den Anstoss zur damaligen allgemeineren Reformströmung; sie selber jedoch haben den Rückschlag durch die rasch wiedereintretende sozialpolitische Reaktion in erster Linie spüren müssen.

× × ×

SOLL der diesjährige, musterhaft geleitete und durchgeführte Riesenstreik gleichfalls lediglich in bitteren Enttäuschungen enden, soweit es sich um Gesetzgebung und Regierung handelt?

DIE Siebenerkommission, als gewählte Vertretung der vier Bergarbeiterorganisationen, hatte in ihrer Eingabe an die preussische Regierung folgende Mindestforderungen unterbreitet; wir teilen sie ihrer Bedeutung wegen im Wortlaut mit, unter Weglassung der auf das Knappschaftswesen bezüglichen Stellen, da sich eine besondere Vorlage mit diesen Zwangskassen beschäftigen soll:

»1. In allen Steinkohlengruben tritt vom 1. April 1905 ab eine Höchstdauer der Schicht von 8½ Stunden in Kraft, vom 1. Januar 1907 8 Stunden.
Vor zu nassen Arbeitsorten und solchen, die mehr als 28° Celsius Wärme aufweisen, ist die Arbeitszeit auf höchstens 6 Stunden zu beschränken.
Diese Schichtzeiten verstehen sich für alle Grubenarbeiter vom Beginn der Einfahrt des einzelnen Mannes bis zu Beginn seiner Ausfahrt (Seilfahrt).
2. Verbot aller Überschichten und Sonntagsarbeiten.
Es sind solche nur zur Rettung von Menschenleben, bei ausserordentlichen Betriebsstörungen oder Schachtreparaturen zulässig.
Haben im Sommer wegen Mangel an Absatz Feierschichten eingelegt werden müssen, so kann die betreffende Zeche dieselben im Winter wieder nachholen lassen. Mehr als zwei Schichten dürfen im Monat jedoch nicht nachgeholt, und auch Doppelschichten dürfen dabei nicht gemacht werden.
3. Verbot des Wagennullens. Wo Wagenkontrolleure von der Belegschaft gewählt werden, dürfen denselben seitens der Zechenverwaltung keine Schwierigkeiten gemacht werden, auch müssen die Kontrolleure seitens der Zechenverwaltung genau wie Belegschaftsmitglieder anerkannt werden und deren Rechte ihnen verbleiben. Den Lohn des Wagenkontrolleurs zahlt die Zeche verlagsweise aus und zieht ihn der Belegschaft am Lohntage ab.
4. Auf jeder Zeche mit über 20 Mann Belegschaft ist innerhalb vier Wochen nach Inkrafttreten dieses Gesetzes ein aus geheimen Wahlen hervorgegangener Arbeiterausschuss zu errichten. Wahlberechtigt ist jedes grossjährige Belegschaftsmitglied, wählbar jeder Arbeiter, der über 1 Jahr auf der betreffenden Zeche arbeitet und über 25 Jahre alt ist.
Die Arbeiterausschüsse sollen nicht nur alle Beschwerden und Missstände bei der Verwaltung vorbringen, sondern haben auch die Grube mit zu kontrollieren und die Unterstützungskasse mit zu verwalten, sofern zu letzterem nicht ein besonderes, aus geheimer Wahl hervorgegangenes Arbeiterkomitee vorhanden ist.

5. Strafen dürfen erstmalig 50 Pfennig nicht überschreiten, die Höchststrafe für ein Vergehen darf nicht höher, als die Hälfte des täglichen Durchschnittsschichtlohnes des betreffenden Arbeiters, sein.
Die Gesamtstrafen für verschiedene Vergehen dürfen in einem Monat höchstens 4 Mark betragen. Bei Verhängen von Strafen, die höher, als 1 Mark, sind, ist der Arbeiterausschuss erst zu hören.«

Unbescheiden oder gar auf eine agitatorische Wirkung berechnet waren diese Wünsche sicherlich nicht. Dennoch brachte der Regierungsentwurf, der bedenklich lange auf sich warten liess, bereits starke Einschränkungen. Die 8½stündige, später (jedoch erst vom 1. Oktober 1908, nicht vom 1. Januar 1907 ab) 8stündige Normalarbeitszeit wurde lediglich vorgeschlagen für »Gruben oder Grubenabteilungen, in denen mehr als die Hälfte der belegten Betriebspunkte eine gewöhnliche Temperatur von mehr als 22° Celsius hat«[1]). Gleichzeitig wurde zwar behauptet, dass 90 % der Bergleute des Ruhrreviers unter dieser Begrenzung der Schichtdauer fallen würden. Aber von anderer Seite wurde dies bezweifelt, und ausserhalb des Ruhrreviers gibt es auch noch Grubenproletarier; ferner bezieht sich in der Vorlage die Regelung der Arbeitszeit nur auf die »in Steinkohlenbergwerken unterirdisch Beschäftigten«. Überschichten (unmittelbare Verlängerungen der Arbeitsdauer) und Nebenschichten (durch eine mehrstündige Pause getrennte besondere Schichten) sollten bei über 28° Celsius im allgemeinen ausgeschlossen sein, in den Gruben oder Grubenabteilungen mit mehr als 22° gewöhnlicher Temperatur »wöchentlich nicht mehr, als eine achtstündige Nebenschicht, oder mehr, als 2 Überschichten bis zur Gesamtdauer von vier Stunden,« betragen dürfen. Das war zwar immer noch ein Fortschritt gegen die bisherige wildwuchernde Überstundenwirtschaft, hinter den Bergarbeiterforderungen bleibt es jedoch abermals wesentlich zurück. Hinsichtlich des Wagennullens und der Wagenkontrolleure lautete der Regierungsvorschlag:

»Ungenügend oder vorschriftswidrig beladene Fördergefässe müssen insoweit angerechnet werden, als ihr Inhalt vorschriftsmässig ist.
Der Bergwerksbesitzer ist verpflichtet, zu gestatten, dass die Arbeiter auf ihre Kosten durch einen aus ihrer Mitte von dem ständigen Arbeiterausschusse oder, wo ein solcher nicht besteht, von ihnen gewählten Vertrauensmann das Verfahren bei Feststellung der ungenügenden oder vorschriftswidrigen Beladung und des bei der Lohnberechnung anzurechnenden Teiles der Beladung überwachen lassen . . .
Der Bergwerksbesitzer ist ferner verpflichtet, den Lohn des Vertrauensmannes auf Antrag des ständigen Arbeiterausschusses oder der Mehrzahl der beteiligten Arbeiter vorschussweise zu zahlen; er ist berechtigt, den vorschussweise gezahlten Lohn den beteiligten Arbeitern bei der Lohnzahlung in Abzug zu bringen.«

Der ständige Arbeiterausschuss war obligatorisch gemacht für »alle diejenigen Bergwerke, auf welchen in der Regel mindestens 100 Arbeiter beschäftigt werden«; in alter, bisheriger Weise sollten ihn Kassenvorstände und Knappschaftsälteste bilden können; sonst sollte er aus »unmittelbaren und geheimen Wahlen« seitens der »volljährigen« Arbeiter hervorgehen. Die Voraussetzungen für die Wählbarkeit sollten sein: Alter von mindestens 25 Jahren, mindestens einjährige Beschäftigung auf der Grube, daneben noch der Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte und der Reichsangehörigkeit, sowie die Kenntnis der deutschen Sprache. Als Aufgaben zugewiesen waren dem Ausschuss: die Begutachtung der Arbeitsordnung und ihrer Änderung, der Einlegung von

[1]) Die 6stündige Maximalarbeitszeit bei mehr als 28° gewöhnlicher Temperatur war aufgenommen.

Über- und Nebenschichten, die Wahl des Wagenkontrolleurs, die Mitwirkung bei der Verwaltung der Unterstützungskassen — respektive der Verwendung der Strafgelder —, über deren Finanzlage in Zukunft öffentlich Bericht erstattet werden muss. Weitere Aufgaben »können« dem Ausschuss durch die Arbeitsordnung übertragen werden; in den Motiven tauchte bei dieser Gelegenheit schüchtern der Arbeitergrubenkontrolleur auf:

»Auf den Königlichen Steinkohlengruben bei Saarbrücken ist zum Beispiel den Mitgliedern der Arbeiterausschüsse die Befugnis beigelegt worden, die Grubenbaue in Bezug auf die Sicherheit des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter zu befahren und ihre Wahrnehmungen zur Kenntnis der Werksverwaltung zu bringen. Wenngleich die hier gemachten Erfahrungen bislang nicht derartige sind, dass eine obligatorische Einführung der von den Arbeitern geforderten *Arbeiterkontrolleure* empfohlen werden könnte, so hat sich doch der Gedanke, gerade die Mitglieder der Arbeiterausschüsse . . . mit derartigen Funktionen zu betrauen, immerhin als ein glücklicher erwiesen.«

Den Strafgelderbestimmungen, die sich bisher einfach an die Reichsgewerbeordnung (§ 134b, Absatz 2) anschlossen, war nunmehr als Höchstgrenze hinzugefügt: der monatliche Gesamtbetrag dürfe den doppelten Betrag des durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes nicht überschreiten.

× × ×

MAN sieht, bereits die Siebenerkommission hatte ihre Mindestforderungen in bescheidensten Grenzen gehalten; trotzdem setzte die Regierung dem Landtage nur einen arg verdünnten Aufguss vor. Aus den Verhandlungen des Bergarbeiterkongresses, der in bewundernswerter Einmütigkeit als Vertretung etwa einer halben Million *Knappen* vom 28. bis zum 30. März in Berlin tagte, klang deutlich vernehmbar die Stimme der Enttäuschung heraus. Aber daneben noch immer die Stimme der Hoffnung, dass im Laufe der parlamentarischen Beratungen manche Verbesserung zu erzielen sein werde.

DREIKLASSENLANDTAG und Verbesserung! Die Kommission des Abgeordnetenhauses hat es in kurzer Beratung glücklich so weit gebracht, dass überall ein Schrei der hellen Entrüstung ausbrach, weit über die Kreise der Bergarbeiter und der Arbeiterklasse hinaus. In erster Lesung wurde das Obligatorium der — in ihren Befugnissen noch dazu stark eingeschränkten — Arbeiterausschüsse gestrichen. Der sanitäre Maximalarbeitstag wurde gestrichen. Den Ausschussmitgliedern wollte man sogar jede *politische Betätigung*, ausser dem Gebrauch des politischen Wahlrechtes, untersagt sehen. In zweiter Lesung nahm man zwar das Obligatorium für die Arbeiterausschüsse wieder auf; dafür schrieb man die öffentliche Wahl vor. Selbst Freisinnige und Zentrum mussten sich zuletzt gegen das Verstümmelungswerk erheben.

× × ×

WAS nun? Niemand hält die Kommissionsbeschlüsse für endgültige; die letzte Entscheidung, im Plenum, steht vor der Türe. Es lohnt sich kaum, heute noch an dieser Stelle Wahrscheinlichkeiten zu erwägen.

NUR eines ist unumstösslich sicher: war es der Regierung jemals Ernst mit ihrem Worte, das sie den Hunderttausenden von Streikenden im Ruhrrevier verpfändet hat, an das die Bergleute geglaubt haben, als sie in das alte Joch zurückkehrten und den kleinbürgerlichen Geschäftstreibenden, den Dutzenden und Hunderten von Gemeinden, der ganzen Provinz die Ruhe wieder zurückgaben — war es der Regierung zum mindesten noch Ernst mit ihrem Gesetz-

entwurf, so kann, so muss sie es jetzt durch Taten beweisen. Die Regierung hat, wenn sie nur will, die Scharfmacher an der Leine, denn keine Gesellschaftsschicht hängt so sehr von staatlichen Liebesgaben, von Frachttarifvergünstigungen, von Staatsbestellungen ab, wie dieses verwöhnte und anmassende Gruben- und Hüttenkapital im westlichen schwarzen Lande. Ist doch der ganze Mittellandkanal, verstümmelt oder unverstümmelt, nichts als eine einzige ungeheure Riesenliebesgabe seitens des Staates und der Steuerzahler an diese ewig nehmenden und niemals gebenden grosskapitalistischen Interessenten des rheinisch-westfälischen Montanreviers, da hierbei auf absehbare Zeit Verzinsung und Amortisation aller staatlichen und kommunalen Aufwendungen vollständig ausgeschlossen ist — auch wenn der monopolistische Schleppbetrieb und die Schiffahrtsabgaben zu einer wirklichen Einnahmeerhöhung führen sollten. Und bis zum 1. Juli 1906 hat die Staatsregierung noch gar vieles mit den beisteuernden Provinzen und anderen öffentlichen Verbänden zu regeln, ehe das Kanalgesetz wirklich zur Ausführung reif wird. Vor allem jedoch: die Landtagsmehrheit ist in der Zwangslage; sie muss ein Gesetz zu stande bringen. Die Regierung dagegen hat freie Hand; sie kann sich im Ernstfalle von einer Reichstagsmehrheit einen Berggesetzentwurf vorlegen lassen und braucht alsdann nur im Bundesrat die preussischen Stimmen nicht dagegen abzugeben. Auch wichtige kapitalistische Interessen drängen bekanntlich längst auf ein einheitliches Reichsbergrecht hin. Diese Gefahr kennen die preussischen Bergherren ganz genau; sie müssen die Frage in Preussen, wo sie über den grösseren Einfluss gebieten, zu lösen suchen, wenn durch ein Reichseingreifen nicht noch ganz andere Steine ins Rollen kommen sollen. Die bisherige Kommissionsmehrheit wird daher im Plenum das Spiel nur dann zu Ende spielen, wenn sie des Umfalls, des Wortbruchs der Regierung sicher ist. AUSSCHLIESSLICH bei der Regierung liegt also nunmehr die Verantwortung für die Fortentwickelung und den Abschluss des ganzen legislatorischen Vorgehens.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · GEWERKSCHAFTSWESEN UND SOZIALE AUSLESE

DIE soziale Auslese als regulierender Faktor der Menschheitsentwickelung ist lange Zeit das Schlagwort der Anwälte des Kapitalismus und der ihm entsprechenden Gesellschaftsordnung gewesen. Für die Kulturmenschheit sollte sie das selbe leisten, was für die Pflanzen- und Tierwelt, sowie für die sogenannten *Naturvölker* die natürliche Auslese nach allgemeiner, auf Darwins Aufstellungen fussender Ansicht geleistet hatte: die Erhaltung und Förderung der Tüchtigsten unter Zurücksetzung und möglichster Ausmerzung der Untüchtigen, womit die fortschreitende Vervollkommnung der Menschheit allein verbürgt sei. Fanatiker dieser Theorie — es sei nur an Otto Ammon erinnert — wollten die Auslese auch in der menschlichen Gesellschaft am liebsten nach Art der natürlichen Auslese walten lassen und bekämpften demgemäss alle humanitären Ein-

griffe in das Gesellschaftsleben, die alte Charitas, wie die moderne Sozialpolitik, als zur Verschlechterung der Rasse, zu physischer und geistiger Entartung führende Verirrung.

IN neuerer Zeit ist es in dieser Hinsicht etwas stiller geworden. Nachdem das Prinzip der Auslese von manchen sonderbaren Jüngern Nietzsches und den Gläubigen des Herrn H. St. Chamberlain bis zur äussersten Karikatur verzerrt worden ist, hat gerade in den Reihen der wissenschaftlich arbeitenden Vertreter der Soziologie eine merkbare Reaktion eingesetzt und dahin geführt, in der Übertragung biologischer Erfahrungen auf das Gesellschaftsleben der Menschen die grösste Vorsicht walten zu lassen. Ein Umschwung, dem von anderer Seite das Erstarken der modernen Arbeiterbewegung und die Verbreitung ihrer Theorie, des Sozialismus, teils stark vorgearbeitet hat und teils noch immer Vorschub leistet.

DER Sozialismus stellt dem Selektionsdogma der Verherrlicher des Kapitalismus die Theorie vom gestaltenden Einfluss der Umwelt und planmässigen Erziehung gegenüber. Während die Theorie der Auslese der bürgerlichen Manchesterlehre entspricht — man kennt die Rolle, welche die Malthussche Theorie bei Ausarbeitung der Darwinschen Lehre gespielt — und von allen Verfechtern aristokratischer Tendenzen für diese ins Feld geführt wird, ist die Lehre vom Einfluss der Umwelt ihrer ganzen Tendenz nach demokratisch, man könnte auch sagen: kommunistisch. Indes sind die Gegensätze nur solche der Tendenz, nicht absolut. Die Selektionsfrage, wie Darwin und die besseren seiner Schüler und Nachfolger sie begründen, schliesst die Lehre von der Umwelt nicht aus, sondern knüpft an sie an: es handelt sich um die Auslese derjenigen, die sich der Umwelt am besten anpassen. Ebenso kann die sozialistische Theorie ihrerseits das Selektionsprinzip nicht mit Stumpf und Stiel verwerfen. Ohne jedwede Auslese hiesse die Abhängigkeit von der Umwelt starrer Konservatismus, Negation der Vervollkommnung. Es gibt aber verschiedene Arten und Methoden der Auslese, und wenn der Sozialismus die eine verwirft, so heisst dies noch nicht, dass er auch andere nicht gelten lässt. Der Sozalismus erstrebt kein Schlaraffenland. Er sagt nicht: heute Fortschritt, aber morgen Stillstand, sondern: immer Fortschritt, immer vorwärts. Er adoptiert das Wort *Wie ich beharre, bin ich Knecht.*

WIR können das deutlich an dem Stück Sozialismus sehen, das sich schon in unseren Tagen, vor unseren Augen Schritt für Schritt verwirklicht: der modernen Gewerkschaftsbewegung.

DIE moderne Gewerkschaft, was sie auch auf ihre Fahne geschrieben hat, wofür ihre Leiter und Mitglieder sie auch halten, ist mindestens potentiell, in vielen Fällen aber schon faktisch ein mehr oder minder bedeutsames Stück Sozialismus. Tor, wer es nicht sieht, er sieht den Wald vor Bäumen nicht. Er sieht nicht, dass die Demokratisierung der Industrie, auf welche die Gewerkschaft hinarbeiten muss, um ihre Ziele in Bezug auf Lohnsicherung, Erkämpfung von Musse, Arbeitsrecht zu verwirklichen, im entsprechenden Masse Sozialisierung der Industrie heisst.

DIE Sachwalter des Kapitalismus sehen das besser und greifen die Gewerkschaft, sobald sie ihre Funktion ausübt, als *sozialdemokratisch* an, ob sie selbst sich *christlich, harmonistisch* oder wie immer nennt. Und sie werfen ihr die gleichen Verstösse gegen die heiligen Gesetze der kapitalistischen

Gesellschaftswissenschaft vor, wie dem Sozialismus. Wie von diesem und seinem so gern aufs Tapet gebrachten Zukunftsstaat, heisst es bei ihnen auch von der Gewerkschaftsbewegung, dass sie keinen Unterschied zwischen faul und fleissig, tüchtig und untüchtig anerkenne, dass sie jedwede vernünftige Auslese unmöglich mache und somit in dem Masse, wie sie an Macht und Ausdehnung zunehme, eine wachsende Gefahr für den gesellschaftlichen Fortschritt bedeute und bedeuten müsse.

AUF diejenigen, welche die Gewerkschaftsbewegung nicht näher kennen und sie nur nach einigen Äusserlichkeiten beurteilen, pflegen solche Behauptungen ihren Eindruck nicht zu verfehlen. Selbst durchaus wohlmeinende Leute lassen sich durch sie beirren, wenn ihnen Mindestlohn, Maximalarbeitstag, gebundener Lohntarif u. s. w. in zweckentspechender Beleuchtung als Beweise vorgeführt werden.

DAHER ziemt es sich, diesen Vorwurf etwas genauer zu untersuchen.

VON vornherein ist es klar, dass ein Mindestlohn kein undifferenzierter Lohn zu sein braucht. Der Mindestlohn hindert keinen Prinzipal, höhere Leistungen höher zu bezahlen, keinen Arbeiter, für höhere Leistung höhere Lohnzahlung zu verlangen. Dass beides stattfindet, ist bekannt. In fast jeder Industriebranche, wo Mindesttarife bestehen, findet man Firmen, die besondere Qualitätsarbeiten ausführen und Löhne zahlen, welche den für die Branche normierten Mindestlohnsatz übersteigen, in vielen anderen Geschäften ausserdem Arbeiter, die über den Mindestsatz bezahlt werden. Insoweit ist also mit diesem eine Differenzierung in der Bezahlung und damit der Antrieb zur Steigerung von Leistungen tatsächlich vereinbar und vorhanden.

ABER das ist doch nur erst eine Möglichkeit, die eine starke soziale Bedeutung nicht beanspruchen kann. Sie verspricht zum Beispiel keine Gewähr gegen ein Sinken der Durchschnittsleistung. Und es braucht nicht erst gesagt zu werden, dass und warum solches Sinken dem sozialen Fortschritt entgegenwirken würde. Wohl ist es zu erstreben und wird es auch dahin kommen, dass eine bessere Organisation der Wirtschaft das Quantum Arbeit, welches heute von einem grossen Teil der Arbeiter für einen meist kläglichen Lohn geleistet werden muss, bei gleichzeitiger Erhöhung der Einkommen erheblich zu reduzierten erlaubt. Aber diese quantitative Reduktion der sozialen Mindestleistung heisst nicht Verzettelung der Arbeitszeit und wahllose Anstellung von Arbeitern ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeit und Leistungen, sondern ist im Gegenteil nur durch zweckmässige Ausnutzung der jeweils normierten Arbeitszeit und Auslese der berufstüchtigen Arbeiter ohne Schaden für die Gesamtwirtschaft durchzuführen. Und für diese zweckmässige Verwendung der Arbeitszeit und Auswahl nach Berufstüchtigkeit sorgt gerade in Verbindung mit der Maximalarbeitszeit der gewerkschaftliche Mindestlohn.

ES liegt im Wesen der modernen Verkehrswirtschaft, dass der Unternehmer den Preis seiner Produkte nicht beliebig emporschrauben kann. Bei Konkurrenzwaren sorgt die Bedrohung, den Absatz zu verlieren, für Masshalten im Preise, und selbst bei einer Anzahl von Monopolartikeln muss auf die Kaufkraft des Publikums Rücksicht genommen werden, soll der Absatz nicht starke Beeinträchtigung erleiden. Absolute Monopole, das heisst solche, die jeden Preis erzwingen können, weil das Publikum den betreffenden Artikel braucht und ihn nicht anderweitig beschaffen oder ersetzen kann, sind ihrer Zahl nach

begrenzt und verfallen auch immer mehr der öffentlichen Kontrolle. Für den grossen Wirtschaftsorganismus bleibt das Bestreben bestehen, die Preise auf einem gewissen Niveau zu halten. Damit bleibt aber auch, ganz abgesehen von der berühmten Profitwut, der Antrieb für die Unternehmer bestehen, auf ein bestimmtes Verhältnis zwischen Lohn und Leistung zu achten. Erhöhung des Mindestlohnes bedeutet fast überall, und namentlich bei begrenztem Arbeitstag, Erhöhung des Anspruchs an die Leistungsfähigkeit der Arbeiter. Arbeiter, die einen Mindestgrad von Leistungsfähigkeit nicht erreichen, werden alsdann nicht mehr eingestellt.

DAS bedeutet eine Auslese, gegen die sich, soweit sonst gesunde Arbeiter in Betracht kommen, wenig wird einwenden lassen. Mangelhafte Leistungsfähigkeit für eine bestimmte Berufsarbeit heisst nicht absolute Arbeitsunfähigkeit. Der Arbeiter, der nicht im stande ist, eine bestimmte Dreherarbeit in einer bestimmten Spanne Zeit zu leisten, mag deshalb doch ein ganz guter Anschläger sein oder sich zum Glaser oder Einleger qualifizieren. Im allgemeinen wirkt daher der Anspruch auf eine Mindesttüchtigkeit dem wahllosen Drängen nach bestimmten Arbeiten oder Stellungen sozusagen automatisch entgegen. Das mag im Einzelfall mit einer gewissen Härte verbunden sein, es ist aber keine Gesellschaft denkbar, die jedem ein unbedingtes Recht auf jedes gewähren oder gar verbürgen kann. Wo die Minderleistung durch vorgerücktes Alter und Ähnliches verursacht ist, pflegen die Gewerkschaften proportionelles Abgehen vom Mindestlohn zuzulassen und können sie dies auch, ohne Prinzip und Zweck des Mindestlohnes zu beeinträchtigen. Sie wahren aber nicht nur ihr spezielles Interesse, sondern handeln tatsächlich im Interesse ihrer ganzen Industrie und der Volkswirtschaft im allgemeinen, wenn sie im übrigen streng auf Innehaltung der Mindestlohnbestimmung sehen. Je mehr sie dies tun, um so mehr dienen sie dem technischen und allgemein wirtschaftlichen Fortschritt. Sie nötigen den Unternehmer, seine ganze Intelligenz auf Hebung der Qualität seines Fabrikats und Vervollkommnung der Technik zu werfen, was beides dem Allgemeininteresse zu gute kommt. Es ist, was ersteres anlangt, eine von englischen Industriellen oft gemachte Erfahrung, dass in Gewerben, wo durch das Mittel starker Gewerkschaften der Mindestlohn eingewurzelte Einrichtung geworden ist, die betreffenden Arbeiter nicht dazu zu haben sind, Schundarbeit zu machen. Diese Industrieen haben sich vielmehr überall zu Qualitätsindustrieen entwickelt oder ihren schon erworbenen Qualitätscharakter bewahrt und gestärkt. Das gilt von Feinspinnerei und Feinweberei, wie von gewissen Metallverarbeitungsgewerben, von der besseren Möbelfabrikation, wie von der Schiffskesselindustrie. Die selben Industrieen haben auch der ausländischen Konkurrenz am kräftigsten standgehalten.

ES ist überaus bezeichnend, dass gerade diejenigen englischen Industrieen, deren Arbeiter nicht oder nur schlecht organisiert waren, wo also die Unternehmer die *Herren im Hause* waren, sich der ausländischen Konkurrenz am wenigsten gewachsen gezeigt haben. Zu ihnen kommen nur noch solche Gewerbe, wo die Arbeiter zwar gut organisiert waren, aber ihre Kunst hauptsächlich darauf verwendeten, durch Niederhaltung ihrer Zahl sich eine Art Monopol zu sichern. Diese Zunftpolitik führt da, wo sie Erfolg hat, beziehungsweise so lange sie Erfolg hat, zu technischer Stagnation, wie sie jede rationelle Auslese unter den Arbeitern erschwert oder gar unmöglich

macht. Sie ist aber mit dem entwickelten Verkehr unverträglich und muss daher, wo sie nicht auf rein örtliche Besonderheiten sich stützt, früher oder später zusammenbrechen. Im allgemeinen haben die zunftartigen Abschliessungsmassregeln bloss die Wirkung, ausserhalb des Machtbereichs der Organisation Konkurrenzgeschäfte erstehen zu lassen, die den von ihr besetzten Unternehmungen den Markt entziehen.

ES ist dies beiläufig ein Punkt, den die Gewerkschaften bei Bestimmungen über die Lehrlingsfrage nicht übersehen sollten. So begreiflich es ist, dass sie der Lehrlingszüchterei entgegenzuwirken suchen und so wenig sich gegen die Festsetzung von Normen für die Lehrlingsproportion einwenden lässt, so sehr ist vor Übertreibung in dieser Hinsicht zu warnen. Im Einzelgewerbe führt sie bloss zur Erstehung von Lehrlingsbrutanstalten, die durch Schmutzkonkurrenz den Fortschritt erschweren, für die Gesamtwirtschaft ist sie einfach unmöglich. Denn schliesslich tritt nun einmal alljährlich eine bestimmte Anzahl heranwachsender junger Leute ins Wirtschaftsleben ein, die untergebracht sein wollen und Unterkunft suchen, wo sie sie finden. Man kann durch Heraufsetzung des Schulalters und gesetzliche Festsetzung des Mindestalters für gewerbliche Verwendung die G e s a m t z a h l in vernünftigen Grenzen halten, aber ihre Zahl im Einzelgewerbe auf einen Prozentsatz reduzieren, der die Ausdehnung der Industrie unterbindet und jede Auslese verhindert, ist eine Politik, die als widersinnig und in der Regel auch zweckwidrig unbedingt zu verwerfen ist.

DIE Gewerkschaft, die auf modernem Boden steht, das heisst, die erkannt hat, dass es unmöglich ist, sich den technischen Umwälzungen und den auf Arbeitsersparnis gerichteten Reformen der Produktionsordnung hemmend in den Weg zu stellen, wird auf solche und ähnliche Mittel der Sicherung der Lebenshaltung ihrer Mitglieder verzichten. Sie wird nie ausser acht lassen, dass sie nur ein Glied im grossen Organismus der gesamten Volkswirtschaft ist, deren Gedeihen an den Produktionsfortschritt, die Hebung der Produktivität und die Verbesserung des Geschmacks gebunden ist. Der Gewerkschaftsbewegung als Ganzem kommt nur das wirklich zu gute, gereicht nur das wirklich zum Vorteil, was überhaupt auf der Linie des gesellschaftlichen Fortschritts liegt. Wäre die Industrie durch irgend welche Kunstmittel vor jenen grossen Umwälzungen bewahrt worden, welche die alten Gewerberegeln durchbrochen haben, wo wäre da die Gewerkschaftsbewegung? Sie selbst ist ja ein Kind der modernen Entwickelung.

UND überblickt man sie als Ganzes, so wird man auch finden, dass a l l e n Gewerkschaften nur diejenigen Bestrebungen gemein sind, die der modernen Entwickelung, der Tendenz zu fortgesetzter Vervollkommnung entsprechen. Mindestlohn, Maximalarbeitszeit, die Ausbildung eines Arbeitsrechts, das der Willkür der Betriebsleiter in Personenfragen immer engere Grenzen zieht und die Leitungsbestimmungen der Industriechefs auf das Technische beschränkt, das sind Bestrebungen, in denen alle Gewerkschaften übereinstimmen. Sie aber stehen, wie gezeigt wurde, derjenigen Auslese, welche die moderne Wirtschaft, wie überhaupt das moderne Kulturleben braucht, in keiner Weise im Wege, sondern ebnen ihr im Gegenteil den Weg.

BERUFS- und Ortswahl gehören zu denjenigen Problemen, deren Regelung theoretisierenden Sozialisten und Sozialreformern die grössten Kopfschmerzen

bereitet haben. Vielen schien hier die Alternative des krassen Manchestertums nur in einer nicht minder krassen Aufhebung des Selbstbestimmungsrechts zu liegen, die das Wort vom *Zuchthausstaat* zur Wahrheit machen musste. Wie eine spätere sozialistische Zukunft das Problem lösen wird, kann man wohl getrost den Menschen jener Zukunft überlassen. Einstweilen zeigt die Entwickelung einen Weg, auf dem das Problem lösbar ist. Er besteht in der Erzwingung eines gesetzlichen Minimums an Lebenskomfort und seiner schrittweise durchgeführten Erhöhung. Vermöge dieses Mittels ist es möglich, von Beruf zu Beruf und je nachdem auch von Ort zu Ort nach Quantität und Qualität unterschiedene Mindestleistungen zu normieren, die es stärker, als dies vielfach heute der Fall ist, von der Anlage des Beschäftigungsuchenden abhängig machen, in welchem Beruf und an welchem Ort er Arbeit findet. Eine gewisse Beschränkung in beiden Beziehungen ist allerdings auch dann noch vorhanden. Aber eine absolute Freiheit der Selbstbestimmung gibt es nicht, kann es in keiner Gesellschaftsform geben. Es wird sich immer nur um Art und Grad der Abhängigkeiten handeln. Die Abwesenheit jeder Ausbeutungsschranke zum Beispiel bedeutet formell die grösste Freiheit des Bewerbs, materiell aber die grösste Abhängigkeit im Beruf. Es ist indes die am wenigsten drückende Beschränkung der Freiheit, die dem einzelnen verbietet, seine Arbeit unterhalb gewisser Bedingungen zu verkaufen beziehungsweise mehr, als ein begrenztes Mass seiner Freiheit zu veräussern. Diese Beschränkung des Rechts auf Verfügung über sich selbst ist nur eine Fortentwickelung des Verbots, sich in Sklaverei oder Leibeigenschaft zu veräussern. Auch dadurch dokumentiert sie ihren progressiven Charakter.

ES wäre Utopismus, sich einzureden, dass die Erzwingung eines Lohnminimums auf gewerkschaftlichem Wege heute für die gesamte Arbeiterschaft möglich ist. Es gibt Millionen von Arbeitern, darunter die Masse der weiblichen Arbeiter, für die das wahrscheinlich noch auf lange hinaus unmöglich sein wird, denen meines Erachtens nur auf gesetzlichem Wege geholfen werden kann. Ich glaube aber auch, dass man die Bedenken, die der gesetzlichen Vorschrift von Mindestlöhnen im Wege stehen, überschätzt. Die Gefahr der Auswanderung von Industrieen ist nicht so gross, als man sie sich vorstellt, es kann sich dabei nur um parasitäre Industrieen handeln, an denen wenig verloren sein würde. Indes, das gesetzliche Lohnminimum würde aus verschiedenen Gründen auch wirklich nur ein Minimum von Lebenskomfort darstellen, das heisst die unterste Skala auf der Sprosse der Lebensmöglichketen in der Kulturwelt. Es würde deshalb die Gewerkschaften in keiner Weise überflüssig machen. Ihnen bliebe vielmehr immer die Aufgabe, für die organisationsfähigen Arbeiter, deren Zahl sich alsdann sehr vermehren würde, durch Erzwingung höherer Lohnminima immer höhere Sprossen zu erobern. Und dann würde — ich glaube mit Gewissheit sagen zu dürfen: dann w i r d erst recht durch das Mittel der Gewerkschaften für diejenige soziale Auslese gesorgt sein, die einer Gesellschaft entspricht, welche für ihre Mitglieder die brutalen Mittel der Naturauslese weder in Anspruch nehmen kann, noch will.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

THEODOR LEIPART · DIE GEWERKSCHAFTEN UND DIE MAIFEIER

DIE Gewerkschaften stehen bei einem Teil der Parteigenossen allen Ernstes in dem schwarzen Verdacht, dass sie die Maifeier abschaffen wollen. Es gibt, oder gab doch, tatsächlich Genossen, die in ehrlicher Sorge sind darüber, dass die Maifeier eine offene Spaltung zwischen Gewerkschaften und sozialdemokratischer Partei herbeiführen könnte. Das sind allerdings meist die selben, die seit einigen Jahren schon von der sogenannten *Neutralitätsbewegung* in den Gewerkschaften lebhaft beunruhigt sind und darin alle möglichen Gefahren erblicken. In dem einen, wie im anderen Falle: Gespensterseherei.

UM über die Neutralität der Gewerkschaften nur einige Worte zu sagen, so betrachte ich die Dinge wesentlich anders, als sie gewöhnlich hingestellt werden. Man spricht ganz irrtümlich von Neutralisationsbestrebungen der Gewerkschaften im Sinne eines Abrückens der selben von der sozialdemokratischen Partei. Die Gewerkschaften, zur Zeit des Sozialistengesetzes entstanden, haben schon aus diesem Grunde von allem Anfang an ihren unpolitischen Charakter stets betont, sie sind also nicht erst neutral geworden, sondern es immer gewesen, mussten und müssen es immer sein. Da aber standen Gegner der Arbeitersache auf und behaupteten, ein Christ und Nichtsozialdemokrat könne nicht Mitglied der Gewerkschaften sein; man gründete die christlichen Gewerkschaften, indem man böswillig behauptete, die Meinungen Andersgesinnter würden in unseren Gewerkschaften terrorisiert. Lediglich in der Abwehr dieser unberechtigten Vorwürfe wurde dann von uns häufiger, als früher, auf unsere Neutralität hingewiesen, vielleicht von einzelnen öfter, als nötig und angebracht war. Weiter aber hat sich nach meinem Dafürhalten nichts geändert: die Gewerkschaften konnten eben gar nicht parteipolitisch neutraler werden, als sie es schon bei der Gründung waren. Nur scheint dieser oder jener Parteigenosse erwartet zu haben, dass die Gewerkschaften, besonders nach der Aufhebung des vereinsgesetzlichen Verbindungsverbotes in Preussen, sich direkt in den ausgesprochenen Dienst der Partei stellen würden, und diese Hoffnung hat sich natürlich nicht erfüllt. Die Enttäuschung hierüber berechtigt aber niemand, nun von einer *Neutralitätsduselei* und von *Versimpelung* und *Versumpfung* der Gewerkschaften zu reden.

NUN haben bekanntlich im letzten Jahre innerhalb der Gewerkschaften Debatten über die Form der Maifeier stattgefunden. Diese Debatten haben ohne allen ersichtlichen Grund allerhand Vorwürfe gegen die Gewerkschaften veranlasst, unter denen, wie gesagt, die *Neutralitätsduselei* und die *Versimpelung* der Gewerkschaften am häufigsten wiederkehrten. Während es sich für die Gewerkschaften nur um die Form der Maifeier, richtiger gesagt nur um die Arbeitsruhe am 1. Mai handelt, beschuldigte man sie der Gegnerschaft gegen die Maifeier überhaupt und hat in der ganzen Auseinandersetzung bisher hartnäckig an diesem Vorwurf festgehalten.

DEM gegenüber glaube ich denn doch sagen zu dürfen, dass bis zum heutigen Tage noch nicht eine Gewerkschaft, kein Verbandstag und selbst nicht die

kleinste Zahlstellenversammlung daran gedacht hat, von den Ideen der Maifeier zurückzutreten. Und wie die Gewerkschaftsmitglieder stets die aufrichtigste Begeisterung für die Demonstration zu gunsten des Achtstundentags gezeigt haben, so sind sowohl sie, wie ihre Führer, auch heute noch von der Wichtigkeit der Maifeier als Propagandamittel vollkommen überzeugt, so dass von einer Gegnerschaft gar keine Rede sein kann. Wenn es vorgekommen ist, dass ein einzelner sich hier und da einmal etwas despektierlich über den Wert der ganzen Maifeier ausgelassen hat, so soll man dafür nicht die Gewerkschaften zur Verantwortung ziehen, zumal erst noch zu untersuchen wäre, ob dieser einzelne seine Meinung als Gewerkschafter oder als Parteimitglied geäussert hat.

ALSO nicht um die Maifeier, sondern um die Arbeitsruhe am 1. Mai handelt es sich für uns. Die heutige Meinung innerhalb der Partei, dass ohne Arbeitsruhe die Maifeier unmöglich sei, wurde ehemals von ihr nicht vertreten. Man lese nur die folgende Auslassung:

»Der Gedanke eines allgemeinen Feiertags für Deutschland, der hier und da gehegt wurde, ist bald wieder verflogen. Der allgemeine Feiertag, dem sich die Mehrzahl der Arbeitgeber unzweifelhaft widersetzt hätte, wäre gleichbedeutend gewesen mit der allgemeinen Arbeitseinstellung, dem sogenannten *Generalstreik*, dessen Unsinnigkeit auf dem Pariser Kongress Liebknecht unter einstimmigem Beifall nachgewiesen hat.«

So schrieb im Jahre 1890 der *Wähler*, der Vorgänger der heutigen *Leipziger Volkszeitung*. Und wenige Tage später erfolgte der Aufruf der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vom 13. April 1890, der sich mit grösster Schärfe gegen die Arbeitsruhe wandte. Bei der Beschlussfassung auf dem internationalen Kongress in Paris sei nicht davon die Rede gewesen, am 1. Mai die Arbeit ruhen zu lassen. »Wäre eine derartige Ansicht ausgesprochen worden, so wäre sie auf entschiedenen Widerstand [nämlich von den deutschen Delegierten] gestossen.« Eine allgemeine Arbeitsruhe lasse sich unmöglich erwirken, denn die gleichen Gründe, welche zur Verwerfung des Generalstreiks führen, stellten sich auch der allgemeinen Arbeitsruhe am 1. Mai entgegen. Die Fraktion könne es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen, den deutschen Arbeitern zu empfehlen, dass sie den 1. Mai zu einem Tag allgemeiner Arbeitsruhe machen.

DAS war in der Zeit, als die Maifeier erst eingeführt wurde, und niemand wird die Fraktion anklagen wollen, dass sie etwa damals schon habe abflauen wollen; dagegen befürchtete man allerdings grössere Konflikte nicht nur mit dem Unternehmertum, sondern besonders auch mit der Polizei und Staatsgewalt. Deshalb spricht der Aufruf der Fraktion auch von »politischen Bedenken« gegen die Arbeitsruhe am 1. Mai, und die Sorge um das Wohl der Partei lässt ihn eindringlich warnen vor der Arbeitsruhe, welche »möglicherweise wirtschaftliche und politische Konflikte von unabsehbarer Tragweite veranlassen und dem Zweck der Manifestation nur Abbruch tun würde«.

AUF die Motive für die damalige Stellungnahme der Partei kommt es hier aber weniger an; ich wollte nur daran erinnern, dass die Arbeitsruhe anfänglich überhaupt gar nicht mit in Absicht gestanden hat, geschweige denn dass man, wie heute, die ganze Maidemonstration von der selben abhängig gehalten hätte. Denn dass die angeführte Meinung nicht etwa nur eine vorübergehende

war, beweist die Tatsache, dass die Fraktion ein Jahr darauf, am 4. Februar 1891, nochmals einen Aufruf erliess und darin nunmehr empfahl, die Maifeier allgemein auf den ersten Sonntag im Mai jedes Jahres zu verlegen, lediglich, um der Kalamität wegen der Arbeitsruhe damit aus dem Wege zu gehen. Deshalb muss es denn doch wenig angebracht erscheinen, die Gewerkschaften und ihre Führer zu schmähen, weil sie es heute sind, die ganz die gleichen Vorschläge empfehlen.

ES ist auch gar nicht richtig, dass die Gewerkschaften es waren, welche die jetzigen Auseinandersetzungen hervorgerufen, die Zweifel an der Form der Maifeier erneuert haben. Vielmehr darf gesagt werden, dass in den Gewerkschaften kaum jemand an ein Vorgehen gedacht hat, als auf dem Parteitag in Hamburg /1897/ Genosse Stolten seine wohlbegründete Rede für Abschaffung der Arbeitsruhe hielt. Nicht von einer Gewerkschaft, sondern von der Hamburger Parteiorganisation war dieser Antrag gestellt, und kein Gewerkschafter, sondern der ausgesprochene Parteimann Stolten war es, der ihn begründete. Und es ist nicht uninteressant, dass auch er schon den jetzt so hart angegriffenen *Krämerstandpunkt* verteidigte:

»Die grosse Menge sagt sich: wenn wir demonstrieren unter der Gefahr, schwere persönliche Verluste zu erleiden, so müssen wir einen greifbaren Erfolg sehen. Den bietet die Maifeier nicht. Die Freigabe des 1. Mai, was wird damit für die Arbeiter gewonnen?«

Nun, in den Resolutionen der Parteitage heisst es ja, die Demonstration komme in dem Ruhenlassen der Arbeit am wirksamsten zum Ausdruck. Das ist aber, wie die Dinge nun einmal liegen, mit Verlaub zu sagen, eine objektive Unwahrheit. Dazu ist die Beteiligung der Arbeiter an dieser Arbeitsverweigerung viel zu schwach und unbedeutend, als dass es wahr sein könnte, dass eine wirksamere Demonstration, als solche Halbheit, nicht möglich wäre.

DAMIT komme ich zu den Gründen, die es heute den Gewerkschaften erwünscht erscheinen lassen, von der Arbeitsruhe Abstand zu nehmen. Nach den geltenden Beschlüssen sollen alle diejenigen die Arbeit ruhen lassen, welche es ohne Schädigung der Arbeiterinterssen möglich machen können. Hierin liegt die Hauptursache aller Misshelligkeiten: jeder kann für sich selbst entscheiden, ob er arbeiten darf oder die Arbeit ruhen lassen muss. Die Gewerkschaften haben hiermit schon seit Jahren ihre liebe Not gehabt. In der einen Werkstatt glauben die Mitglieder nicht an eine Schädigung der Arbeiterinteressen; in der anderen aber liegt die Sache umgekehrt. Wieder in einem anderen Falle handelt es sich um ein und dieselbe Werkstatt, die Mehrheit der Beschäftigten beschliesst vielleicht, die Arbeit ruhen zu lassen, die Minderheit aber befürchtet von ihrem Standpunkt daraus eine Schädigung der Arbeiterinteressen, und der Konflikt ist gegeben. So ist in manchen Fällen schon die Einigkeit der Arbeiter in einzelnen Fabriken allein durch die Frage der Maifeier in Grund und Boden zerstört worden. Alljährlich gelangen an die Vorstände der Gewerkschaften Anträge, solche Mitglieder aus dem Verband auszuschliessen, welche nicht an der Arbeitsruhe teilgenommen haben, obgleich auch diese Mitglieder sich auf den Parteitagsbeschluss berufen und ihr Verhalten oft mit guten und triftigen Gründen rechtfertigen können. Wird dann der Ausschluss abgelehnt, dann entrüsten sich hierüber wieder die Antragsteller, und andauernder Unfriede ist die Folge. Dass ich hierin nicht über-

treibe, werden mir die meisten Gewerkschaftsvorstände, soweit in ihren Berufen überhaupt die Durchführung der Arbeitsruhe versucht wird, bestätigen können. Und so erklärt es sich denn auch, dass gerade die Vorstände der Gewerkschaften sich zum Sprachrohr der Wünsche auf Beseitigung dieser Misshelligkeiten gemacht haben. Ganz falsch aber ist die Behauptung, dass die Gewerkschafts m i t g l i e d e r selbst der Sache fern stehen, dass es sich nur um die Führer handle. Abgesehen von den geschilderten Zerwürfnissen unter den Mitgliedern waren es auch zuerst die Mitglieder selbst, welche darüber ungehalten wurden, dass sie auf der einen Seite von ihrer Verbandszeitung jedes Jahr ermahnt wurden, die Arbeit am 1. Mai ruhen zu lassen, während auf der andern Seite ihr Vorstand sie im Stich liess, wenn einzelne wegen der Arbeitsruhe ausgesperrt oder gemassregelt waren. So wurden die Vorstände von den Mitgliedern alljährlich aufs neue gedrängt, sich der Frage anzunehmen. Darauf aber, die Verbandsmittel zur Unterstützung der Maiausgesperrten zur Verfügung zu stellen, konnten und können die Gewerkschaften sich unmöglich einlassen. Das Schlagwort vom *Krämerstandpunkt* kann auf diese Ablehnung gar nicht angewendet werden, weil es sich hierbei nicht etwa bloss um Pfennige, sondern unter Umständen um Hunderttausende von Mark handeln kann. Zweifellos würde die Arbeitsruhe am 1. Mai an Umfang gewinnen, wenn alle Teilnehmer der Unterstützung aus ihren Gewerkschaftskassen sicher wären. Dann aber hätten auch die Unternehmer leichtes Spiel, alle paar Jahre im Monat Mai die Gewerkschaftskassen einfach zu sprengen. Es widerspricht eben aller gewerkschaftlichen Taktik und aller Erfahrung im wirtschaftlichen Kampfe, den Unternehmern alljährlich zu einem im voraus bestimmten Termin den Kampf anzubieten. Und das müsste geschehen, wenn nach dem Wortlaut des Amsterdamer Beschlusses die Gewerkschaften wirklich verpflichtet sein sollen, die Durchführung der Arbeitsruhe anzustreben.

NUN liegen aber heute die Dinge glücklicherweise anders, als in früheren Jahren; heute haben die Gewerkschaften dank ihrer erfreulichen Entwickelung schon teils recht wertvolle Erfolge aufzuweisen. U m s o m e h r a b e r k ö n n e n s i e a u c h v e r l i e r e n. Man sollte das Verantwortlichkeitsgefühl der Gewerkschaftsleiter doch höher bewerten, als es recht häufig geschieht. Keine noch so hochtönende Redewendung von der Notwendigkeit ideeller Begeisterung der Mitglieder hilft ihnen über diese Verantwortung hinweg. Und die Sicherstellung der Vorteile, welche in Bezug auf die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen dem Unternehmertum im harten Kampfe bisher abgerungen sind, sollte man vernünftigerweise doch noch höher anschlagen, als die Form der Demonstration am 1. Mai. Die deutsche Arbeiterbewegung hat immer den Vorzug gehabt, dass sie sich nicht, wie hier und da das Ausland, mit D e m o n s t r a t i o n e n begnügt, sondern im Gegenteil alles Gewicht auf die O r g a n i s a t i o n der Arbeiter gelegt hat. Es wäre sehr zu wünschen, dass uns dieser Vorzug erhalten bleibt. Andererseits wird zwar auch gegen die fortdauernde Erstarkung der gewerkschaftlichen Organisationen gesagt, wie es Richard Fischer auf dem Parteitag in Bremen /1904/ getan, dass sie die Gefahr vergrössere, dass die Gewerkschaftsbewegung »über den Kämpfen des Tages, über dem Streit um Einzelfragen die grossen Ziele der Arbeiterklassenbewegung, das Endziel der Befreiung der Arbeiterklasse und der Zertrümme-

rung des kapitalistischen Lohnsystems mehr und mehr aus dem Auge verliert«. Ähnlich las ich fast zur selben Zeit in einem bürgerlichen Blatte, dass die Gewerkschaften »mit der Vermehrung und Vervollkommnung der Unterstützungseinrichtungen, mit der Ausgestaltung der Tarifverträge, mit dieser allmählich eintretenden Behäbigkeit ihrer sozialen Verhältnisse den Charakter einer Klassenkampfpartei abgestreift« hätten. Ich halte beide Hypothesen für gleich falsch. Im Gegenteil. Erst wenn durch die Erstarkung der Gewerkschaften wirkliche Verbesserungen der Lage der Arbeiter erzielt worden sind, die Arbeiter also in die Lage versetzt sind, nicht nur zu arbeiten und zu schlafen, sondern noch andere Bedürfnisse zu empfinden und zu befriedigen, erst dann, oder dann erst recht, werden sie wirklich anfangen, ihre Ansprüche als gleichberechtigte Staatsbürger auch im politischen Staatsleben geltend zu machen. Denn die Bedürfnisse wachsen mit der Möglichkeit, sie zu befriedigen, und nur bedauerlicher Kleinmut kann von den gewerkschaftlich organisierten und aufgeklärten Arbeitern annehmen, dass die bisher erreichte oder noch in Aussicht stehende *Behäbigkeit der sozialen Verhältnisse* sie mit all der kapitalistischen Ungleichheit und Ungerechtigkeit des Klassenstaats aussöhnen und von weitergehenden Forderungen abbringen könnte. Ich habe mehr Vertrauen zu den Arbeitern und begreife wirklich nicht, wie man von einer Gefahr reden kann, wo im Gegenteil gerade die Aussicht des sicheren Erfolges winkt.

DIE Sorge, durch die Arbeitsverweigerung am 1. Mai die Errungenschaften der Organisation nicht gefährden zu lassen, namentlich, wo es sich um die bereits mehr und mehr vervollkommneten Tarifverträge handelt, muss aber als durchaus berechtigt anerkannt werden. Sie entspringt keineswegs einem Gefühl der Zufriedenheit, sondern viel eher dem Streben, möglichst bald weitere Fortschritte reifen zu sehen. Denn bis heute sind selten mehr, als die Minimalforderungen der Arbeiter von den Unternehmern erfüllt, so dass, ehe nur das heutige Maximum der Wünsche und Forderungen durchgeführt ist, noch mancher Strauss wird ausgefochten werden müssen. Mit der Erstarkung der Unternehmerorganisationen ist die Bewegung aber immer schwieriger geworden, und auf die sicher zu erwartende weitere Machtstärkung derselben muss auch bei der Frage, die uns hier beschäftigt, Bedacht genommen werden. Es kann aber von einer imponierenden Einwirkung auf die Unternehmer keine Rede sein, wenn wir die Maidemonstrationen ins Auge fassen, wie sie seither im Durchschnitt sich gestaltet haben. Vielfach wird in den Werkstätten und Fabriken die Genehmigung des Arbeitgebers zur Arbeitsruhe erbeten, und die Arbeiter demonstrieren alsdann unter Einwilligung — ja man möchte mitunter sagen: nach Vorschrift — des Unternehmers, nämlich, je nach dem Grade der Genehmigung, einen ganzen, halben oder viertel Tag. Wird aber die Genehmigung versagt, dann verzichtet man wohl oder übel auch ganz auf die Demonstration. So zwingt uns die Maifeier, in allen diesen Fällen alljährlich dem Unternehmertum das Zeugnis unserer verhältnismässigen Schwäche abzulegen, womit doch sicher das Gegenteil von dem erreicht ist, was der Zweck jeglicher Arbeiterdemonstration sein sollte.

AUS diesen und ähnlichen Gründen haben die Gewerkschaftsvertreter in Amsterdam voriges Jahr gefordert, dass die Maifeier von dem Hemmschuh der Arbeitsruhe befreit werde. Nur dieses! Zum Beweis hierfür möge der

Wortlaut der von den Gewerkschaftsdelegierten vertretenen Resolution hier folgen:

»Ausgehend von der Erwägung, dass die Arbeiterdemonstration am 1. Mai den Zweck hat, an einem bestimmten Tage in allen Ländern mit moderner Arbeiterbewegung einheitlich für die Forderungen der Arbeiterschaft, insbesondere für den Arbeiterschutz, den Achtstundentag und den Weltfrieden einzutreten und damit die Einheitlichkeit der Bewegung und der Forderungen der Arbeiter aller Länder zum Ausdruck zu bringen; in fernerer Erwägung, dass die Einheitlichkeit der Demonstration noch nicht gegeben ist, weil in einzelnen Ländern nicht am 1. Mai, sondern am ersten Sonntag im Mai demonstriert wird, beschliesst der Kongress: dass von nun ab die Demonstration einheitlich am 1. Mai zu erfolgen hat. Um dieses zu erreichen, soll in allen Ländern die Demonstration in der Weise erfolgen, dass in Versammlungen, die zu einer Zeit stattfinden, die der Mehrheit der Arbeiterschaft die Teilnahme ermöglicht, die Durchführung des vom internationalen Kongress 1889 in Paris aufgestellten Arbeiterschutzprogrammes gefordert und über die Mittel zu seiner Durchführung beraten wird. Die Demonstration soll einen durchaus würdigen Charakter haben, es ist deshalb davon abzusehen, an Stelle der Versammlungen oder anschliessend an diese, festliche Veranstaltungen zu treffen. Der Kongress ist sich bewusst, dass die Demonstration am 1. Mai eine weltgeschichtliche Bedeutung und dieser Tag als internationaler Festtag der Arbeit zu gelten hat.«

Infolge des Widerstands der Parteidelegierten, welche in der deutschen Delegation die Mehrheit hatten, gelangte diese Resolution nicht an den Kongress. Auch die deutschen Parteitage haben eine Änderung der Maifeier abgelehnt. Dem gegenüber wird man es begreiflich finden, dass nun auch der Gewerkschaftskongress einmal direkt zu der ganzen Frage Stellung nimmt. Das erfordern allein schon die Erörterungen auf dem letzten Parteitag und in der Presse, namentlich über die Sünden, deren die Gewerkschaften sich schuldig gemacht haben sollen. Wie immer nun die Stellungnahme des Cölner Kongresses ausfallen wird, so viel wird sich in jedem Falle voraussagen lassen, dass weder die Befürchtungen, noch auch die etwaigen Hoffnungen auf eine Sensation sich erfüllen werden.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JOHANNES TIMM · ZUR KONFERENZ DER ARBEITER-SEKRETÄRE



IM Anschluss an den fünften Kongress der Gewerkschaften Deutschlands hat die *Generalkommission* eine Konferenz der Arbeitersekretariate einberufen, die am 29. und 30. Juni 1905 in Cöln stattfinden soll. Für die Tagesordnung sind folgende Punkte vorgesehen:

1. die Statistik der Arbeitersekretariate;
2. Auskunfterteilung an Unorganisierte und Gebührenerhebung;
3. Ausbildung und Weiterbildung der Arbeitersekretäre;
4. ärztliche Gutachten;
5. Dienstvertrag und Werkvertrag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch.

DIE Notwendigkeit einer gemeinschaftlichen und persönlichen Fühlungnahme der Arbeitersekretäre unter einander ergibt sich von selbst. Die Zahl der deutschen Arbeitersekretariate ist gegenwärtig auf zirka 60 angewachsen. Ihre sprunghafte Entwickelung, die voraussichtlich in den kommenden Jahren noch anhalten wird, zwingt allein schon dazu, das Wirkungsgebiet der Arbeiter-

sekretäre möglichst nach einheitlichen Grundsätzen zu regeln. Die Geschlossenheit steigert die Leistungen. Die rastlos vorwärts strebende Arbeiterschaft lässt es auf keinem Gebiete zum Stillstand kommen. So kann sie sich auch nicht damit begnügen, in den Arbeitersekretariaten Institute geschaffen zu haben, deren bisherige Leistungen mit geringen Ausnahmen selbst von ihren Gegnern anerkannt worden sind, sondern sie muss darauf bedacht sein, ihre Einrichtungen auf die Stufe der höchsten Leistungsfähigkeit zu stellen. Ein Austausch der Erfahrungen der Arbeitersekretäre über die zur Debatte stehenden Punkte wird deshalb von grossem Nutzen sein. Die gegenseitige Aussprache wird dazu dienen, strittige Fragen zu klären und den leitenden Organen der Gewerkschaften praktische Winke für die Ausgestaltung der Arbeitersekretariate zu geben.

DIE Besprechung der Statistik der Arbeitersekretariate soll die Beseitigung eines Übelstandes herbeiführen, der ständig von der *Generalkommission* gerügt wurde, ohne dass es bisher gelang, die Mängel abzustellen. Die Registrierung der Zahl der Auskunftsuchenden und der Zahl der erteilten Auskünfte wird in den einzelnen Sekretariaten nach verschiedenen Methoden vorgenommen. Während ein Teil der Sekretariate jeden Besuch einer Person in ein und derselben Sache als einen besonderen Fall registriert, wird in anderen Sekretariaten jeder Fall, ohne Rücksicht darauf, wie oft der Auskunftsuchende in der Sache beim Sekretariat erschienen ist, nur einmal gezählt. Auch werden in einigen Sekretariaten alle Besucher, auch solche, denen keine Auskunft erteilt wurde, gezählt, während in anderen nur die Fälle gezählt werden, in denen tatsächlich Auskünfte erteilt worden sind. Diese verschiedenartige Führung der Frequenzregister führt selbstverständlich in der Statistik zu ganz falschen Schlussfolgerungen und gewährt durchaus keinen Überblick über die wirklich geleistete Arbeit. Die im vorigen Jahre der *Generalkommission* eingesandten Fragebogen hatten wesentliche Mängel. Bei 14 Sekretariaten stimmte die Zahl der Auskunftsuchenden mit der Zahl der erteilten Auskünfte überein, während bei 20 Sekretariaten die Zahl der Auskünfte grösser war, als die der Auskunftsuchenden, und bei 2 Sekretariaten war die Zahl der Auskunftsuchenden wesentlich höher, als die der erteilten Auskünfte.

UM eine einheitliche Registrierung zu ermöglichen, gab die *Generalkommission* die Anleitung: 1. nur die Fälle zu notieren, in denen tatsächlich Auskunft erteilt worden ist; 2. jede Auskunft an eine Person besonders zu notieren, sofern es sich um verschiedene Objekte oder Rechtsfälle handelt; 3. jede Person, die in einer Sache mehrmals kommt, nur einmal zu notieren. Dieses Prinzip erscheint als das richtige für die Führung der Frequenzregister. Neben der Beseitigung der angeführten Mängel in der Registrierung der Auskunftsuchenden und erteilten Auskünfte wird es sich darum handeln, den Gegenstand der Auskunft präziser zu buchen.

DIE Kritik hat auch nach dieser Richtung beachtenswerte Vorschläge gemacht. So August Müller und Paul Kampffmeyer.[1]) Letzterer führt aus:

›Es ist überhaupt eine einheitliche Buchung der Rechtsfälle durch die Sekretäre dringend geboten. Anderenfalls können die Berichte der verschiedenen Sekretariate gar nicht mit einander verglichen werden. Bei der Eintragung der Rechtsfälle in

[1]) Vergl. August Müller: *Arbeitersekretariate und Arbeiterversicherung in Deutschland* /München 1904/, pag. 40, und Paul Kampffmeyer: *Ein Wort über die deutschen Arbeitersekretariate* im *Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik* XVI. Bd., pag. 407.

das Frequenzbuch muss sich der Sekretär an die gegebene Gliederung des Rechtsstoffes halten. Bei den bürgerlichen Rechtsfällen zum Beispiel richtet er seine Eintragungen nach den Titeln des Bürgerlichen Gesetzbuches.«

Ebenso wünscht er bei der Buchung der gewerblichen Streitigkeiten eine enge Anlehnung an die massgebenden Paragraphen der Gewerbeordnung und ferner die Feststellung, welche Paragraphen der Gewerbeordnung und von welchen Parteien diese verletzt wurden. Gewiss lässt sich in den angeregten Fragen und noch in einer Anzahl anderer, beispielsweise der Buchung der Schriftsätze, vieles einheitlicher gestalten. Was durch den schriftlichen Verkehr nicht erreicht werden konnte, lässt sich sicher durch eine mündliche Aussprache der Fachkollegen regeln.

SCHWIERIGER, als der erste Punkt, dürfte sich die Diskussion des zweiten, der Auskunfterteilung an Unorganisierte und der Gebührenordnung, gestalten. Die Meinungen über diese Frage gehen sehr auseinander. Auf der einen Seite stehen die begeisterten Idealisten, die in den Arbeitersekretariaten die Vorstufe für die Erkämpfung der unentgeltlichen staatlichen Rechtshilfe und des Rechtsbeistandes erblicken. So meint Kampffmeyer:

»Steckt gerade ein Stück des fleischgewordenen Sozialismus in den Arbeitersekretariaten, so muss man den Zugang zu diesen Institutionen allen Gesellschaftsklassen weit, weit öffnen. Über den Portalen unserer Arbeitersekretariate muss, bildlich gesprochen, die Aufschrift *Nur für Organisierte!* verschwinden.«[2])

Die gleiche Auffassung vertritt August Müller in ausführlichen Darlegungen seines Buches.[3]) Eine grosse Anzahl von Fachkollegen teilt dieselbe Meinung. Der Kollege Schneider-Nürnberg hat in dieser Zeitschrift in längeren Ausführungen zu der Frage Stellung genommen und den gleichen Standpunkt vertreten[4]); aus den Erfahrungen des Nürnberger Arbeitersekretariats berichtet er, dass durch die unentgeltliche Rechtsauskunft an jedermann viele Arbeiter der Organisation zugeführt werden. Auf der anderen Seite stehen die Praktiker der Gewerkschaftsbewegung, welche die Frage von anderen Gesichtspunkten heraus beurteilen. Auf dem dritten deutschen Gewerkschaftskongress vertrat Legien diesen Standpunkt:

»Schon bei der heutigen, freiwilligen Beitragsleistung sind es ausschliesslich die organisierten Arbeiter, die die Mittel zur Erhaltung der Sekretariate beschaffen, und wir haben keine Ursache, den unorganisierten Arbeitern, die es nicht für notwendig halten, den Gewerkschaften beizutreten, im Gegenteil, in vielen Fällen bei Streiks ihnen in den Rücken fallen, auf Kosten der Organisierten Unterstützung und Hilfe zu teil werden zu lassen.«

Weder der dritte, noch der vierte Gewerkschaftskongress hat sich klar für die eine oder andeer Auffassung entschieden; die Frage wurde vielmehr offen gelassen. In einer Resolution des Stuttgarter Gewerkschaftskongresses, die einstimmig angenommen wurde, heisst es:

»Die Frage, ob die Auskunfterteilung unentgeltlich oder gegen eine Gebühr respektive nur an Organisierte zu erfolgen hat, bleibt den Sekretariaten beziehungsweise ihren zuständigen Organisationen zur eigenen Entscheidung überlassen.«

Wenn nun neuerdings die Konferenz der Arbeitersekretäre zu der Frage Stellung nehmen soll, so wird damit keineswegs die Angelegenheit zum endgültigen Abschluss gebracht werden; es wird sich aber aus dem gegenseitigen Meinungsaustausch brauchbares Material herausschälen lassen.

[2]) Vergl. die Rubrik *Sozialpolitik* der Rundschau in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1904, II. Bd., pag. 921.
[3]) Vergl. Müller, loc. cit., pag. 52 ff.
[4]) Vergl. Hermann Schneider: *Die unentgeltliche Auskunfterteilung in den Arbeitersekretariaten* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1903, I. Bd., pag. 144 ff.

TRITT man der aufgeworfenen Frage näher, sucht man sie mit aller Objektivität zu lösen, so hat man zunächst zu fragen: was ist nötig, um die Sekretariate in stand zu setzen, ihre Aufgaben zu erfüllen, und was kann bei den vorhandenen Mitteln geleistet werden? Einiges Material aus dem Entwickelungsgang des Münchener Arbeitersekretariats wird für die Angelegenheit nicht ohne Interesse sein.

DAS Münchener Arbeitersekretariat wurde am 1. März 1898 eröffnet. Die Organisation des Instituts und sein Arbeitsplan lehnten sich eng an das Muster des Nürnberger Arbeitersekretariats an. Zur Inanspruchnahme des Sekretariats waren alle Personen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, des Berufs, der Konfession, der Parteistellung und des Wohnortes berechtigt. Gebühren wurden nicht erhoben. Das Bureau des Sekretariats war täglich geöffnet von vormittags 9 Uhr bis mittags 1 Uhr und von nachmittags 3 Uhr bis abends 7 Uhr. Zwei Sekretäre hatten zunächst die Arbeit zu versehen. Was ein Sekretariat zu leisten hat, das hat sich überall aus den praktischen Bedürfnissen ergeben. Die Vornahme von statistischen Erhebungen, wie sie in dem Arbeitsplan vorgesehen war, ist niemals verwirklicht worden, weil bei uns, wie auch in anderen Sekretariaten, keine Zeit dazu übrig blieb. Die Rechtsauskunft und Rechtshilfe wurde für die Folge das ausschliessliche Tätigkeitsgebiet. Die Arbeitskraft der beiden Sekretäre wurde hierdurch vollständig in Anspruch genommen. Die Arbeiterversicherungsgesetzgebung, und hierunter wieder die Unfallversicherung, beanspruchte den Löwenanteil. Wollte man den Unfallverletzten und Invaliden wirksame Hilfe gewähren, so genügte es nicht, formell nur Berufungsschriftsätze anzufertigen, es musste die persönliche Vertretung vor den Rechtsprechungsinstanzen übernommen werden. Eine zeitraubende, aber notwendige Tätigkeit, die indessen auch für den Arbeitersekretär von grossem Nutzen ist; er lernt dadurch die keineswegs einfache Rechtsprechung der Arbeiterversicherung nicht bloss theoretisch beherrschen, sondern er bekommt praktische Erfahrungen, die den Versicherten wieder zu gute kommen.

DIE Münchener Arbeiterschaft legte von Anfang an Wert darauf, so ausgiebig, wie nur möglich, die Interessen der Arbeiter in der Versicherungsgesetzgebung, dem eigentlichen Tätigkeitsgebiete der Arbeitersekretäre, zu vertreten. Um dies gewährleisten zu können, waren Reformen nötig. Zunächst mussten die Sprechstunden auf täglich 4 Stunden, von 11 bis 1 und von 5 bis 7 Uhr, eingeschränkt werden, damit die erforderliche Zeit für die Bearbeitung der Schriftsätze blieb. Dann wurde ein Hilfsarbeiter angestellt. Eine Entlastung für das Arbeitersekretariat trat später durch die Anstellung eines eigenen Gewerkschaftssekretärs ein. Damit waren die organisierten Münchener Arbeiter an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Im Geschäftsjahr 1903 verursachten diese Einrichtungen den Gewerkschaften eine Ausgabe von reichlich 10 000 Mark bei einer Mitgliederzahl von 17 000. Nach einem Beschluss des Münchener *Gewerkschaftsvereins* vom 2. September 1902 wird seit dem 1. Oktober 1902 von den Besuchern des Sekretariats, die keiner der an das Arbeitersekretariat angeschlossenen Gewerkschaften angehören, für Auskunfterteilung eine Gebühr von 20 bis 50 Pfennig erhoben. Der Zweck dieses Beschlusses war der, den vielen Besuchern des Sekretariats, die aus bösem Willen oder aus Nachlässigkeit keiner Organisation angehören, ein materielles Opfer

aufzuerlegen, um so die allzu grosse Ausnutzung des Instituts durch Nichtberechtigte hintanzuhalten. Den mittellosen Personen, die keiner gewerkschaftlichen Organisation angehören können (Witwen, Dienstboten, Landarbeiter etc.) sollte nach wie vor unentgeltlich geholfen werden. Die beabsichtigte Wirkung des Beschlusses wurde erreicht. Die Gesamtfrequenz ging etwas zurück. Dagegen erhöhte sich die Frequenzziffer der Organisierten. Die Zahl der Organisierten ist seitdem im Verhältnis zur Zahl der Unorganisierten gestiegen. Sie betrug 1902: 59 %, 1903: 62 %, 1904: 66 %.

DIE Münchener Arbeitersekretäre waren Gegner der Einführung von Gebühren. Es muss aber jetzt anerkannt werden, dass schlechte Erfahrungen damit nicht gemacht wurden. Weder hat die Bedeutung und das Ansehen des Instituts Einbusse erlitten, noch haben sich sonstige Mängel ergeben. Mir erscheint daher die Erhebung einer mässigen Auskunftsgebühr für die Nichtorganisierten unbedenklich. Wesentliche rechtliche Schwierigkeiten können sich auch nicht daraus ergeben. Würde ein engherziger Polizeigeist wirklich hier und da hineintapsen, so wäre das nicht einmal so schlimm. Dann hätten nur noch die Organisierten Zutritt, und die Unorganisierten werden dank der polizeilichen Fürsorge in die Organisationen hineingetrieben, um sich die Hilfe der Arbeitersekretariate zu sichern. Solange aber eine solche Notwendigkeit nicht besteht, würde ich den generellen Ausschluss der Unorganisierten von den Arbeitersekretariaten nicht befürworten, dagegen die Erhebung einer entsprechenden Gebühr für angezeigt halten.

JEDENFALLS hat aber eine ungeheure Inanspruchnahme der Sekretariate, ohne dass die Arbeitskräfte zur Erledigung der dadurch notwendigen Geschäfte entsprechend vermehrt werden, auch seine grossen Bedenken. Die angestellten Sekretäre werden dadurch zu maschinenmässigen Automaten herabgedrückt, die nur noch trachten müssen, in nervöser Hast möglichst schnell eine grosse Besucherzahl abzufertigen. Wenn die Tore der Arbeitersekretariate allen Unorganisierten unentgeltlich weit geöffnet bleiben sollen, und wenn diese Leute nicht bloss flüchtig hineinschauen dürfen, wenn ihnen wirkliche Hilfe zu teil werden soll, so muss man sich auch darüber klar werden, dass die Leistungsmöglichkeit der organisierten Arbeiter eine Grenze hat. Von dieser sehr realen Tatsache hängt es ab, solange der schnöde Mammon noch eine Rolle spielt, inwieweit man eine Zunahme der Frequenzziffern von Unorganisierten freudig begrüssen kann, ohne zugleich befürchten zu müssen, dass das Sekretariat durch diese Zunahme in seiner inneren Leistungsfähigkeit gehemmt wird. Die Konferenz der Fachgenossen wird sich diesen Einwänden nicht verschliessen können, so sehr jeder Kollege auch bestrebt sein mag, seine Tätigkeit einer möglichst grossen Zahl von Arbeitern zu gute kommen zu lassen.

STEIGERUNG der Leistungsfähigkeit der Arbeitersekretariate, das ist die Forderung, die überall erhoben wird. Im engen Zusammenhang damit steht der dritte Punkt der Tagesordnung, der von der Ausbildung und Weiterbildung der Arbeitersekretäre handelt. Dieses Thema ist in der Literatur sehr oft behandelt und über das, was notwendig wäre, sind mancherlei Vorschläge gemacht worden. Kampffmeyer meint in seiner zu Anfang erwähnten Arbeit:

›Nehmen wir an, die Arbeitersekretariate haben sich auf ihre eigenartige Aufgabe beschränkt, auf die Rechtsauskunftserteilung und den Rechtschutz, so drängt sofort eine zweite, ebenso gewichtige Frage auf die Entscheidung hin: welche Elemente sind

besonders zur Bekleidung der Arbeitersekretariatsposten geeignet? Unzweifelhaft Männer mit tüchtigen Kenntnissen auf dem Gebiete der Jurisprudenz und des Arbiterversicherungs- und des Verwaltungswesens. In späteren Zeiten werden sich vielleicht akademisch gebildete Männer besonders für den Arbeitersekretariatsposten schulen.«[5])

Kampffmeyer rechnet aber mit der Tatsache, dass vorläufig aus den verschiedensten Gründen die gebildeten, aufstrebenden Elemente der Arbeiterklasse vorzugsweise in die Sekretariatsposten einrücken werden:

»Diese Elemente haben sich vielfach in der Verwaltung der Krankenkassen eine tüchtige Kenntnis der Arbeiterversicherung erworben. Die Vorbildung dieser Männer für die anderen Sekretariatsgeschäfte ist naturgemäss nicht ausreichend. Hier hat daher die Reform der Arbeitersekretariate in zweiter Linie einzusetzen.«

Dann werden noch eine Anzahl praktischer Vorschläge gemacht. Der künftige Arbeitersekretär muss mindestens 6 bis 9 Monate für seinen Beruf vorgebildet werden, die Sekretäre müssen durch Einschränkung der Sprechstunden entlastet werden, damit Zeit zur Fortbildung bleibt, auch durch Entbindung von Sitzungen und Versammlungen und dergleichen. Ähnliche Vorschläge macht August Müller; er hält die auf den Sekretären ruhende Arbeitslast einfach für zu gross:

»Sie haben nicht Musse genug, sich weiter zu bilden, neue Gesetze gründlich zu studieren, ihren Jahresberichten die nötige Sorgfalt zu widmen. Deshalb müssen mehr Sekretäre angestellt, die vielfachen Nebenarbeiten der Sekretäre, die Verpflichtung zum Halten von Vorträgen und dergleichen mehr anderen Kreisen übertragen werden.«[6])

Müller hält es für die Aufgabe der Arbeitersekretäre, spezialisierte Vorschläge für die Ausbildung zu machen. Dieser Anregung ist der Kollege Johannes Heiden gefolgt. Seine Vorschläge, deren Besprechung und Ergänzung er wünscht, sind in dieser Zeitschrift enthalten.[7]) Was Heiden anregt, ist ebenso richtig, wie das, was Müller und Kampffmeyer über die Ausbildung der Arbeitersekretäre und ihre Weiterbildung ausgeführt haben. Wie soll das aber geschehen? Hier hapert es an Vorschlägen zur praktischen Verwirklichung. Bleiben wir nur einmal bei der Frage der Weiterbildung der im Amte befindlichen Sekretäre.

ES dürfte wohl keinen Kollegen geben, der nicht ein planmässiges theoretisches Vertiefen seiner Kenntnisse als Notwendigkeit empfindet. Wir sind ja fast alle Autodidakten in unserem Beruf. Wenn trotzdem die Kritik anerkennt, dass unsere Tätigkeit bisher zu Bedenken keinen Anlass gegeben hat, so ist dies ein gutes Zeugnis. Allein die Jurisprudenz, in die wir als Laien hineingeraten sind, ist eine schwierige Sache. Selbst wenn uns die nötige Musse zum Selbststudium und zur Weiterbildung bleiben würde, wie es nicht der Fall ist, so würde das noch nicht ausreichen, um die nun einmal fehlende theoretische Schulung zu ersetzen. Alle Vorschläge, eine Entlastung der Arbeitersekretäre herbeizuführen, um die nötige Zeit zur Weiterbildung zu gewinnen, scheitern an der einen Tatsache, dass wir Arbeiterangestellte sind und zugleich mitten im Befreiungskampfe der Arbeiterklasse stehen. Im Gewühl der täglichen Arbeit gibt es keine Ruhe und Rast. Es ist nicht möglich, sich auf das Studierzimmer zurückzuziehen, denn täglich treten neue An-

[5]) Vergl. Kampffmeyer, loc. cit., pag. 403.
[6]) Vergl. Müller, loc. cit., pag. 93.
[7]) Johannes Heiden: *Ein Wort über die Aufgaben der Arbeitersekretariate und die Ausbildung der Arbeitersekretäre* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, II. Bd., pag. 967 ff.

forderungen an den Arbeitersekretär heran. Mit dieser Tatsache ist zu rechnen. Deshalb wüsste ich nur folgenden Ausweg. Von einer Zentralinstanz, sagen wir der *Generalkommission,* aus müssten an einem bestimmten Ort Ferienkurse für Arbeitersekretäre veranstaltet werden. Juristisch geschulte Fachleute hätten über das Arbeiterversicherungsrecht, über das bürgerliche, Straf- und Prozessrecht, sowie über die Grundzüge des Verwaltungsrechts zu unterrichten. Solche periodischen Kurse, von vielleicht jährlich vierwöchentlicher Dauer, hätten die amtierenden Sekretäre zu besuchen, und sie hätten während dieser Zeit planmässig theoretisch in den betreffenden Rechtssparten zu arbeiten. Wenn eine solche Einrichtung von einer bestimmten Stelle aus geschaffen wird, so werden die Arbeiterinstanzen sich sicherlich nicht der Notwendigkeit verschliessen, ihren Angestellten die nötige Zeit und die nötigen Spesen zu gewähren, damit sie ihre Kenntnisse im Interesse der Arbeiter erweitern könnten. Der Arbeitersekretär wiederum wäre dem Orte seiner Tätigkeit auf eine kurze Zeit entrückt, und so bekäme er in Wirklichkeit die Musse und Ruhe, die zum theoretischen Studium erforderlich ist. Er würde dann, um mit Kampffmeyer zu sprechen, den Arbeitern mit vollen Händen das zurück geben können, was sie für die Erweiterung und Vertiefung seines Wissens aufwenden. Solche Lehrkurse wären zugleich auch geeignet zur Heranbildung neuer Arbeitersekretäre für ihren künftigen Beruf. Da die Konferenz in Cöln sich mit der Frage der Ausbildung und Weiterbildung der Arbeitersekretäre beschäftigen soll, wird es Aufgabe der Kollegen sein müssen, praktische Vorschläge zu machen. Ein solcher Vorschlag ist hier gemacht. Wenn er als nicht zweckmässig erscheint, so mögen ihm andere entgegengestellt werden.

DIE Konferenz soll sich dann noch mit der Frage der ärztlichen Gutachten beschäftigen. Um zweckentsprechende ärztliche Gutachten für das Rechtsverfahren in der Unfallversicherung zu erhalten, ist in Berlin, nach Rücksprache der *Zentralkommission der Krankenkassen,* des Zentralarbeitersekretariats und des Berliner Sekretariats mit dem *Verein der freigewählten Kassenärzte* eine Vereinbarung getroffen, dahingehend, dass sich eine Anzahl Ärzte bereit erklärt haben, auf Verlangen der Verletzten oder der Arbeitersekretariate respektive Gewerkschaften, Gutachten auszustellen. Der Kollege Robert Schmidt hat über die Angelegenheit ausführlich im *Korrespondenzblatt der Generalkommission* berichtet. Es wird sich auf der Konferenz jedenfalls darum handeln, anzuregen, dass die Arbeitersekretariate an den übrigen Orten versuchen, ähnliche Einrichtungen zu treffen.

DER letzte Punkt, *Dienstvertrag und Werkvertrag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch,* ist ein Thema, bei welchen es sich um eine Aussprache über die juristisch nicht einheitliche Beurteilung dieser Rechtsmaterien handeln wird. SO hat die Konferenz eine Anzahl wichtiger Punkte zu erledigen; sie wird sicher beitragen zur Förderung des inneren Ausbaus und der Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeitersekretariate.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ROBERT SCHMIDT · DER STREIT UM DIE RENTE


ON allen denen, die der Erfüllung sozialpolitischer Aufgaben ablehnend gegenüberstehen, werden die stetig anwachsenden Lasten der Arbeiterversicherung mit steigendem Misstrauen betrachtet. Bei jeder Erhöhung der Rentenbeträge der Berufsgenossenschaften ertönt immer wieder aufs neue der Warnungsruf: die Industrie ist nicht im stande, diese Lasten auf die Dauer zu tragen, die Ansprüche der Arbeiter steigern sich ins Ungemessene. Gleichwohl merkt man nichts von einer Entkräftung der Industrie; im Gegenteil, ihre Kraftentfaltung ist eine vorzügliche.

MISST man die Bedeutung unserer Versicherungseinrichtungen nach dem Gesamtbetrag der aufgewandten Mittel, so ist nicht zu bestreiten, dass sie einen sehr imponierenden Eindruck machen und leicht zu der Schlussfolgerung verleiten, als geschehe auf diesem Gebiet ungeheuer viel, so dass die Arbeiterschichten, die sich der sozialen Fürsorge erfreuen, sehr zufrieden sein könnten. Es soll nicht bestritten werden, dass unsere Versicherungsgesetzgebung manches Gute den Arbeitern bietet, doch lässt sich ihre Bedeutung und ihre Wirksamkeit nicht nach der verausgabten Summe abschätzen, sondern es muss gefragt werden: wie gross sind die sozialen Missstände, denen entgegengewirkt werden soll? Vergegenwärtigt man sich, dass im Jahre 1903 für 129 375 Personen Entschädigungen festgesetzt wurden, die durch Betriebsunfälle Schaden erlitten hatten, von denen 8370 zu Tode gekommen waren, 1538 ihre Arbeitsfähigkeit ganz eingebüsst, 119 467 ihre Erwerbsfähigkeit teilweise verloren hatten und 150 207 zu Invaliden geworden, das heisst nicht mehr fähig waren, ein Drittel dessen zu verdienen, was sie in gesunden Tagen verdient hatten, so wird man erschreckt sein über die Summe sozialen Elends, die der moderne Industrialismus hervorruft. Die Eingriffe, die die Versicherungseinrichtungen ausüben, bedeuten doch nur eine M i l d e r u n g desselben. Die Unfallversicherung gewährt dem durch Betriebsunfall zu Schaden Gekommenen zwei Drittel Ersatz dessen, was er durch seine Erwerbsverminderung eingebüsst hat. Der Witwe des verstorbenen Arbeiters wird eine Rente von 20 % dessen, was der Ernährer verdient hat, geboten, und im Höchstfalle bekommt sie mit ihren Kindern eine Rente bis zu 60 % des Arbeitsverdienstes des Verstorbenen. Die Invalidenrente bewegt sich in weit geringeren Sätzen; sie betrug im Vorjahre im Durchschnitt für jeden Rentenempfänger 152,26 Mark. Diese Rentenbeträge berechtigen nicht zu einer begeisterten Lobhymne, als ob nun für den Arbeiter in Zeiten, wo seine Arbeitskraft versiegt, hinreichend gesorgt sei; vielmehr darf man folgern, dass noch von der grossen Mehrzahl der Rentenempfänger ein unausgesetzter schwerer Kampf ums Dasein geführt werden muss. Es zeugt deshalb von einem geringen sozialpolitischen Empfinden, wenn aus Unternehmerkreisen immer wieder Klagen über die hohen Lasten, die die Versicherungseinrichtungen erfordern, laut werden. Die schweren Opfer, die der moderne Industrialismus heischt, dürfen schliesslich nicht dem einzelnen, das heisst dem Arbeiter, zur Last gelegt werden, sondern demjenigen, der den Nutzen aus der Arbeitskraft gezogen und sie nicht selten durch die Art der Betriebsweise verbraucht oder schwer geschädigt hat.

DIE Unfallversicherung ist von unseren Versicherungseinrichtungen diejenige,

die in ihren Rentenbeträgen einen Schadensersatz gewährt, der am nächsten der tatsächlichen Einbusse gleichkommt. Die Rentenabmessung wird nach Schätzungen der effektiven Erwerbseinbusse in Rücksicht auf den wirklichen Arbeitsverdienst, soweit die Industriearbeiter in Betracht kommen, vorgenommen. Um die Höhe dieser Rente tobt ein fortgesetzter Streit, der zu herben Angriffen seitens der Interessenten der Berufsgenossenschaften gegen die Arbeiter und umgekehrt vielfach in Arbeiterkreisen zu einer Missstimmung über ungerechte Würdigung ihrer Erwerbseinbusse geführt hat. Im nachstehenden sollen die Grundsätze, die bei der Rentenabmessung den Verletzten gegenüber angewendet werden, einer kritischen Betrachtung unterworfen werden.

EINE wichtige Stellung bei der Rentenabmessung nimmt naturgemäss der ärztliche Sachverständige ein. Auf ihn müssen sich die entscheidenden Instanzen stützen, da nur er in der Lage ist, die Krankheit des Rentenempfängers zu beurteilen. Es sind zwei verschiedene Gebiete, die der Arzt beherrschen soll: er soll nicht nur eine bestimmte Diagnose der Erkrankung oder äusserlich wahrnehmbaren körperlichen Schädigung feststellen, er soll auch die Frage beantworten: wie weit hat die Krankheit oder die Verkrüppelung eines wichtigen Organs des menschlichen Körpers die Erwerbsfähigkeit des Verletzten beeinträchtgt? Nicht immer wird man den Arzt in solchen Fällen als den berufensten Beurteiler der Erwerbseinbusse anerkennen können. Bei körperlichen Defekten muss die Berufstätigkeit des Verletzten berücksichtigt werden. Eine Verkrüppelung der Hand wird bei einem Arbeiter, der sehr diffizile Arbeiten zu verrichten hat, schwerere Nachteile zur Folge haben, als bei einem Arbeiter, der auf die Entwickelung roher physischer Kräfte angewiesen ist. So hat sich denn auch in der praktischen Handhabung bei der Rentenabmessung eine gewissse Norm herausgebildet für die Abschätzung bestimmter körperlicher Defekte. Bei qualifizierten Arbeitern wird der Verlust eines Auges mit 33⅓ %, bei weniger qualifizierten Arbeitern mit 25 % bemessen. Schwieriger gestaltet sich natürlich die Beurteilung der Erwerbseinbusse bei inneren oder nervösen Leiden. Während bei äusserlich wahrnehmbaren Defekten der Laie die Schätzung des Arztes nachprüfen kann, ist bei anderen Erkrankungen diese Nachprüfung schwieriger und fast unmöglich. Hier gibt in der Regel der Arzt ausschliesslich das Urteil ab. Man hat vielfach gefordert, der Arzt solle überhaupt keine Schätzung der Erwerbseinbusse vornehmen, sondern dies der Berufsgenossenschaft, dem Schiedsgericht respektive dem Reichsversicherungsamt nach Würdigung des eingehend beschriebenen objektiven Befundes überlassen. In einigen Fällen mag das Verlangen berechtigt sein, aber als Regel würde es sich für die Praxis nicht empfehlen. Die entscheidenden Instanzen würden sicherlich bei der freien Schätzung, selbst an der Hand einer sehr eingehenden Schilderung des objektiven Befundes, zu den willkürlichsten Rentenabmessungen kommen, denen das heutige System der ärztlichen Rentenschätzung sicherlich vorzuziehen wäre. Wie weit eine Lungenerkrankung, ein Bruchschaden, eine nervöse Magenerkrankung, eine Herz- oder Nierenerkrankung die Erwerbsfähigkeit eines Mannes beeinflusst, das zu beurteilen, bleibt zu einem guten Teil doch immer Sache des Arztes. Nur e i n e s muss mit allem Nachdruck verlangt werden: dass die Schilderung des Arztes über den Zustand des Mannes so eingehend ist, dass auch eine Nachprüfung seiner Schätzung möglich ist und sie an innerer Wahrscheinlichkeit gewinnt.

DIE Stellung des Arztes muss deshalb eine von keiner Seite beeinflusste sein, und es gehört zu einer sachgemässen Erfüllung dieser Aufgaben ein Mann, der auch dem praktischen Leben nicht fern steht und eine gewisse sozialpolitische Einsicht bekundet. Ein Arzt, der in der ganzen Versicherungsgesetzgesetzgebung nur ein Übel sieht, eine ungerechte Belastung der Industrie und eine Anreizung der Arbeiter zu übermässigen Ansprüchen, wird immer ein einseitiger und ungünstiger Beurteiler des Verletzten sein. Es ist nur zu natürlich, dass die Berufsgenossenschaften aus reinem fiskalischen Interesse versuchen, gerade solche Ärzte zu Gutachten heranzuziehen; deshalb herrscht auch ein gewisses Misstrauen gegen Ärzte, die als Vertrauensärzte der Berufsgenossenschaften fungieren. Die nahen Beziehungen zu der Verwaltung der Berufsgenossenschaft üben in vielen Fällen einen Einfluss nach einer der Berufsschaften zweckdienlichen Richtung aus. Dabei spricht auch viel persönliches Empfinden mit. Der fortgesetzte Umgang mit Leuten, die durch Unfall zu Schaden gekommen sind, verleitet zu einer ins Geschäftsmässige übergehenden Gleichmässigkeit. Nicht immer bewahrt sich der Arzt den freien Blick, um über einige vorkommende absichtliche oder unabsichtliche Übertreibungen des Patienten hinwegzusehen, ohne in einem starken Misstrauen auch seinerseits über das Ziel hinauszuschiessen. So berechtigt es ist, die unwahren Angaben von den wahren zu sondern, so stellt sich doch sehr oft heraus, dass auch der Arzt Irrtümern unterworfen ist, die, zumal wenn er viel beschäftigt ist, nicht selten auf eine nur flüchtige Untersuchung zurückzuführen sind. Es mag deshalb auch an dieser Stelle den Arbeitern der dringende Rat gegeben werden, sich von Übertreibungen und unwahren Angaben über ihre Beschwerden fernzuhalten, da sie in der Regel die schwersten Nachteile davontragen. In den meisten Fällen der Täuschung ist es dem Arzt leicht, diese nachzuweisen. Nach unserer Erfahrung darf gesagt werden, dass zu den Arbeitern, die den Arzt zu täuschen versuchen, in der Regel die geistig am tiefsten stehenden gehören. Diejenigen, die von dem Wesen der Versicherungsgesetze eine Vorstellung haben, die in Fühlung mit den Arbeitersekretariaten bleiben und dort schon mit zu weit gehenden Ansprüchen abgewiesen werden, haben viel weniger mit Vorwürfen über unwahre Angaben zu rechnen. Ob übrigens solche Anklagen der Ärzte, dass der Verletzte übertreibe oder unwahre Angaben mache, tatsächlich begründet sind, ist oftmals auch sehr in Zweifel zu ziehen. Weichen doch die Gutachter in der Beurteilung dieser Wahrnehmungen oft vollständig von einander ab. Man muss berücksichtigen, dass bei solchen Rentenschätzungen beide Teile sich mit Misstrauen gegenüberstehen: auf der einen Seite der Verletzte, der befürchtet, eine bisher innegehabte Rente werde gekürzt, auf der anderen der Arzt, der alle Angaben misstrauisch wägt, ob nicht dennoch zum Nutzen der Berufsgenossenschaft eine Besserung zu konstatieren ist.

ALS Beweis, wie eng sich mancher Arzt mit den Interessen der Berufsgenossenschaft liiert fühlt, mag die Äusserung des Leiters des medikomechanischen Instituts in Karlsruhe dienen. Dieser Arzt äusserte sich, wie eine Verhandlung vor dem Reichsversicherungsamt ergab, in einem Gutachten vom 14. September 1902, wie folgt:

›Ich möchte dringend bitten, den Rekurs einzulegen, denn es ist geradezu unglaublich, was über die Narben und die Finger des L. behauptet wird. Es scheint dem

Schiedsgericht nicht klar zu sein, dass L. hier in Behandlung war und dass der Erfolg unserer Behandlung in unserem Gutachten wahrheitsgemäss niedergelegt wurde. Ich glaube, dass Professor von B. und ich doch etwas mehr Erfahrung und Wissen besitzen, als der Oberarzt B.; die Röntgenuntersuchung beweist uns gar nichts.«

Es folgt nunmehr eine Begründung des Standpunktes des Gutachters, und gegen Schluss heisst es dann:

»Alle die Urteile, die das Schiedsgericht Constanz in letzter Zeit erlassen, stützen sich gewöhnlich auf die Äusserungen von praktischen Aerzten, die uns gegenüber als Autoritäten ausgespielt werden. Das wäre ja für uns erheiternd, wenn nicht die ernste Seite dabei wäre, dass, wenn unsere Gutachten fortwährend angezweifelt werden, die Ansprüche der Verletzten schliesslich ins Masslose gehen. Wir werden schliesslich genötigt, uns zu weigern, für die dem Schiedsgericht Constanz zustehenden Verletzten ein Gutachten abzugeben. Man stelle sich nun wieder den vorliegenden Fall objektiv vor . . .«

Ein Gutachter, der an dem Ausgang des Rentenstreites nur ein rein medizinisches Interesse nimmt, wird unmöglich in eine solche Erregung geraten. Das Bedenkliche bei privaten Heilanstalten ist, dass der fiskalische Standpunkt überwiegt, und damit der Arzt leicht der Berufsgenossenschaft näher rückt, als dem Patienten. Es ist nur zu natürlich: eine solche Anstalt soll den Nachweis führen, dass sie grosse Erfolge in der Heilbehandlung aufweist, und damit gerät der Arzt, sei es absichtlich oder unabsichtlich, in eine einseitige Beurteilung. Man muss nur wissen, wie ungeheuer gross das Angebot der Ärzte bei den Berufsgenossenschaften ist, um sich klar darüber zu sein, wie sehr die unabhängige Stellung des Arztes gefährdet wird.

EINEN grossen Raum nimmt in dem Rentenstreitverfahren auch die Frage ein: wie weit ist eine Erkrankung auf den Unfall zurückzuführen? Es gibt eine Reihe von Erkrankungen, über deren ursächlichen Zusammenhang mit dem Unfall die ärztlichen Gutachten sehr auseinandergehen. Es mag nur an die vielen Streitfälle erinnert werden, die Magenkrebs als Unfallfolge ansprechen, ferner Lungenerkrankung, auch Herzerkrankung mit einem Unfall in Zusammenhang bringen, ganz abgesehen von den Rentenstreitsachen, die nervöse Erkrankungen betreffen. In allen diesen Fällen ist es für den Arbeiter oft sehr schwierig, einwandsfrei den Nachweis zu führen, dass der Unfall die Ursache der Erkrankung ist. Meist ist erst ein Arzt in Anspruch genommen worden, nachdem das Leiden in weit fortgeschrittenem Stadium sich befand, es fehlten mithin voraufgegangene ärztliche Beobachtungen. Hat wirklich eine ärztliche Behandlung vorher stattgefunden, so durch einen Kassenarzt, der bei dem Umfang seiner Praxis kaum über eine flüchtige Notiz in seinem Krankenjournal hinausgekommen ist. Die einfache Erklärung des Verletzten, dass er nach dem Unfall unausgesetzt diese oder jene Beschwerden gehabt habe, genügt natürlich nicht, um den ursächlichen Zusammenhang zwischen Unfall und Erkrankung nachzuweisen. Es ist nicht selten der Glücksumstand, an welchen Arzt der Verletzte gelangt, ausschlaggebend für eine seinen Ansprüchen günstige Beurteilung.

EINE schwere Plage sind die Nervenerkrankungen, die im Anschluss an Unfälle sich bemerkbar machen. Über das Wesen der selben herrscht unter den ärztlichen Autortäten keine Einstimmigkeit. Wenn auch die Zahl der Ärzte, die traumatische Neurasthenie und Hysterie überhaupt ablehnen, immer geringer wird, so ist die Zahl derer, die gegenüber den Kranken bei der Schätzung der

Erwerbsfähigkeit einen überaus schroffen Standpunkt einnehmen, sehr erheblich. Sicherlich treten auf diesem Gebiet auch für den Laien ganz überraschende Erscheinungen zutage. Unfälle, die zunächst keine schwere Folgen zeitigten, rufen die schwersten nervösen Störungen hervor. Am eigentümlichsten prägt sich dies bei der Hysterie aus. Man betrachte folgenden Fall:

Das Zentralarbeitersekretariat hatte vor kurzem einen Mann zu vertreten, der nach einem nicht sehr bedeutenden Unfall von der hysterischen Vorstellung geplagt wird, er könne sein linkes Bein nicht gebrauchen. Der Mann geht seit Jahr und Tag mit einer Krücke unter dem Arm, in der anderen Hand einen festen Stock, und humpelt schwerfällig dahin. Die ärztlichen Gutachten können an ihm irgendwelche organische Veränderung nicht wahrnehmen. Als einziger Anhalt könnte nur eine geringe Gefühlsstörung in Betracht kommen. Es entsteht nun die Frage, ob dieser Mann ein Simulant ist. Die Berufsgenossenschaft hält ihn dafür. Demgegenüber steht aber folgende Tatsache: Der Mann wird, wie eine ganze Reihe einwandsfreier Zeugen bekundete, nie anders angetroffen, als mit seiner Krücke. In der rechten Hand, wo er den Stock als Stütze gebraucht, befindet sich eine fingerdicke Schwiele, die dafür Zeugnis ablegt, dass der Mann regelrecht den Stock als Stütze gebraucht. Man sträubt sich, einen so raffinierten Betrug anzunehmen. Einer der ersten Nervenärzte in Berlin, der den Mann untersuchte, ist sich über den Fall nicht ganz klar und kommt zu einem abschliessenden positiven Ergebnis überhaupt nicht.

Fälle so krasser Art sind seltener, aber dem Nervenarzt nicht gerade unbekannt. Professor Thiem erwähnt in seinem *Handbuch der Unfallerkrankungen* einen Fall, dass jemand, der durch einen Blitzschlag erschreckt wurde, ohne getroffen zu sein, Lähmungserscheinungen bot, die auf hysterischer Vorstellung beruhten. Es ist bekannt, dass starke seelische Erregung ein Gefühl der Angst und der Willensschwäche hervorruft. Ganz unverständlich und ohne jede tatsächliche Kenntnis ist die in letzter Zeit vielfach auftretende Behauptung, dass nur die Unfallversicherungsgesetze solche Erkrankungen hervorgerufen habe, und dass die Erkrankung mehr in der Sucht nach Rente ihre Erklärung finde. Jeder erfahrene Nervenarzt weiss, dass beispielsweise Leute, die einen schweren Unglücksfall mit angesehen haben, den Ort des Unfalls nicht mehr betreten, ohne von einem unausstehlichen Angstgefühl gepeinigt zu werden. Es gibt Bergarbeiter, die nach schweren Unfällen nicht mehr zu bewegen sind, in den Schacht hinabzufahren, weil sie ein Angstgefühl zeigen, das sie zur Arbeit unfähig macht. Bei Eisenbahnunfällen hat man beobachtet, dass Leute, die gar keine Verletzung erlitten hatten, nicht mehr zu bewegen waren, einen Zug zu besteigen oder, wenn es dennoch geschah, von einem starken Angstgefühl beherrscht wurden. Professor Thiem vertritt die Anschauung, und mit ihm andere hervorragende Ärzte, dass für eine Unfallneurasthenie und Hysterie gewisse Vorbedingungen vorhanden sein müssen. Ein gesundes Nervensystem wird eine schwere seelische Erschütterung bald überwinden; ein schon schwaches oder krankes wird viel leichter Krankheitserscheinungen zeitigen, wie sie unter den Begriffen *Unfallneurasthenie* und *Hysterie* zusammengefasst werden. Wenn nun heute diese Erkrankungen mehr auftreten, als je, so gibt Professor Thiem dafür folgende Erklärung:

»Unter den Ursachen sind zu unterscheiden allgemeine und persönliche Ursachen. Die allgemeinen sind teilweise im *nervösen Zeitalter,* dem des Dampfes und der Elektrizität, begründet, welches ein Hasten und Jagen nach Gewinn, eine beständige *fieberhafte Erregung nach Gelderwerb,* ein Wettlaufen mit der Konkurrenz zur Folge hat. Der ruhige, eigentliche Handwerksbetrieb und die gesunde landwirtschaftliche Arbeit sind mehr dem hastigen, aufregenden und gefahrvollen Fabrikbetrieb gewichen. Die Arbeiter ziehen nach Städten oder in Bergwerke und Hüttenbetriebe

oft in Massenwohnungen, wo die hygienischen und auch die Verpflegungsverhältnisse ungünstig liegen, oder sie wohnen zwar auf dem Lande, machen aber weite Wege zur Stadt oder Fabrikstätte, verkürzen dadurch die Nachtruhe und fügen der Arbeitsstrapaze noch die langen Wege hinzu. Ich kenne viele Fabrikarbeiter, die ausserhalb der Stadt wohnen, sich deshalb das Mittagessen nicht bringen lassen können und selten oder nie warm am Tag essen. Als Ersatz der ungenügenden Nahrung dienen Bier und vor allen Dingen Schnaps. Auch regt die Überreizung des Nervensystems zu anderem Massenverbrauch von Genuss- und Reizmitteln, Tabak, Tee, Kaffee, Essig, Mostrich, Paprika, Zwiebel in einer die anderweitige Ernährung beeinträchtigenden Weise an. Beard hat behauptet, dass die mangelhafte Zufuhr von Fetten, die die meisten Menschen nicht vertragen, ebenfalls einen Grund für die Nervosität bilde . . . Die Erholung von der Arbeit suchen Arbeiter vielfach nicht in Ruhe und ländlichen Ausflügen, sondern in . . . Vereinen oder in ungesunden Pflegestätten durch Schnaps- und Biergenuss, Tanz und geschlechtliche Ausschweifungen, zu denen die Leute um so eher geneigt sind, als die soziale Lage ein frühzeitiges Heiraten verbietet. Umgekehrt stürzen sich Arbeiter, die trotz Mangel gesicherter Existenz zu früh heiraten, noch mehr in Sorge und Elend. Das zwingt die junge Mutter, mit auf Arbeit zu gehen und die Erziehung der Kinder zu vernachlässigen, was natürlich auch deren Nerven schädigt. An Kindern wird auch dadurch gesündigt, dass sie vielfach und viel zu früh an den leiblichen (Bier, sogar Schnaps) und geistigen (Theater, Konzert, Tanz) Genüssen der Erwachsenen teilnehmen. Die Kinder aus Ehen, in denen beide oder ein Teil zu jung oder zu alt sind, erscheinen ebenfalls nervös belastet. Die ersteren sind unter Arbeitern nicht selten, so dass Abschlüsse der Heiraten vor Eintritt ins Militär vorkommen. Auch die Heirat unter zu nahen Verwandten führt zur nervösen Belastung der Kinder . . . Die besonderen und persönlichen Ursachen der Nervosität sind nach von Krafft-Ebing in etwa 80% Vererbung, derart, dass die Eltern dauernd an Geistes- oder Nervenkrankheiten oder Trunksucht gelitten haben, oder dass die Eltern zur Zeit der Zeugung infolge von schwächenden, namentlich Infektionskrankheiten, Typhus, Syphilis oder antisyphilitischen Kuren, Morphinismus, seelischer Aufregung, Kummer und anderem geschwächt waren. Auch sollen im akuten Rausch erzeugte Kinder nervös belastet sein. Unter erworbenen Ursachen zur Nervosität sind zu nennen alle körperlich schwächenden Erkrankungen und Einflüsse, plötzliche Blutverluste, kurz anhaltende körperliche Anstrengungen, gestörte Nachtruhe, seelische Aufregungen infolge anhaltenden Kummers und Sorgen, ungerechte Behandlung durch Vorgesetzte, getäuschte Hoffnungen oder plötzlich einwirkende Aufregungen bei Unfällen (psychisches Trauma) oder plötzliche Schicksalsschläge, Tod, Erkrankungen oder Unfälle von Familienmitgliedern, Vermögensverlust u. s. w.«

Manches in den Schilderungen der gesellschaftlichen Übelstände wird auch dem Laien die Schlussfolgerung des Arztes zum näheren Verständnis bringen. Das Wesen der Hysterie soll nun darin bestehen, dass sie krankhafte Vorstellungen erweckt, eine Suggestion auf den Erkrankten einwirkt. Dr. Möbius gibt darüber in den *Monatsheften für Unfallheilkunde* folgende Darstellung:

»Die der Hysterie wesentliche Veränderung besteht darin, dass vorübergehend oder dauernd der geistige Zustand des Hysterischen dem des Hypnotisierten gleicht, das heisst jener reagiert, ohne hypnotisiert zu sein, wie dieser. Ebenso wie alle im hypnotischen Zustande beobachteten Erscheinungen (Anästhesie, Amnesie, Halluzination, Lähmung, Kontraktur, vasamotorische Veränderungen, Ödeme, Blutungen u. s. w.) sind alle Erscheinungen bei der Hysterie Wirkungen der Suggestion, das heisst des Vorstellens.«

Ob diese Definition richtig ist, darüber gelangt man schon wieder zu einem Zweifel, wenn Professor Thiem schildert, dass ein Patient ihm über Schmerzen in der Brust klagt, ohne von den sehr erheblichen Gefühlsstörungen an beiden Oberschenkeln etwas zu wissen. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, über die verschiedenen Anschauungen der Ärzte, die auf diesem Gebiet herrschen, zu referieren; es genügt, die Schwierigkeit darzustellen, das Wesen der Krankheit richtig zu erkennen.

DIE Heilmittel, die dem Arzt zur Verfügung stehen, sind sehr beschränkte. Der beste Weg zur Heilung wäre sicherlich eine Loslösung des Kranken von allen unangenehm auf ihn einwirkenden Verhältnissen, eine längere Verpflegung und Behandlung in einer Anstalt und genügende Unterstützung seiner Familie. Natürlich ist mit solchen Nervenkranken schwer umzugehen, und der Arzt muss Nachsicht und Geduld üben gegen solche nicht gerade immer friedlich gestimmten Patienten. Ein solcher Heilungsprozess würde der Berufsgenossenschaft zu lange dauern, und manche Ärzte glauben deshalb, durch andere, energische Mittel den Verletzten wieder zur Arbeit und damit zur Heilung zu bringen. Diese Anschauung wird auch von dem dirigierenden Arzt des *Hermannshauses* in Stötteritz vertreten. Da die Anstalt von der sächsischen Baugewerksberufsgenossenschaft unterhalten wird, so hat das Urteil des leitenden Arztes, des Professors W., eine um so grössere Bedeutung. Professor W. äussert sich über dieses Thema in der *Ärztlichen Sachverständigenzeitung* 1904, wie folgt:

»Jeder Weg, auf dem sich der Unfallhysteriker sich dieses Heilmittel [Arbeit] verschaffen kann, soll uns recht sein — leider wird er es selber nur in den allerwenigsten Fällen freiwillig tun. Da müssen andere für ihn die Aufgabe übernehmen, ihn wieder zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft machen. Und das kann nur geschehen, indem man den Nachweis einer Besserung erbringt und auf dieser Basis die Renten verkürzt, allerdings — und das habe ich immer wieder betont — in kleinen, vorsichtigen Sprüngen.«

Dieser Standpunkt scheint in vielem verfehlt. Es soll zugegeben werden, dass die Rückkehr zur Arbeit ein zu empfehlendes Mittel ist, indes erscheinen Zwangsmassregeln, wie sie der Gutachter beliebt, nicht sehr geeignet, vor allem auch nicht wirksam, denn nunmehr sinkt der Kranke in seiner sozialen Stellung immer tiefer, bis er vollkommen verloren ist. Die allgemeine Behauptung, der Arbeiter müsse auf jede Art zur Arbeit angehalten werden, zeigt auch wieder die vollkommene Unkenntnis unserer Erwerbsverhältnisse. Wie soll ein Mann Arbeit finden, der nur ein Viertel oder selbst die Hälfte der normalen Erwerbsfähigkeit besitzt? Einmal will der Arbeitgeber vollwertige Arbeiter, sodann muss der Nervenkranke Arbeit in schlechter Luft oder grosses Geräusch vermeiden, also auch noch Auswahl treffen. Solche Unglücklichen werden von einer Betriebsstätte in die andere geworfen, versuchen immer wieder vergebens, festen Fuss zu fassen, ohne dass es ihnen gelingen will. Gewiss, nach dem Gesetz ist die Berufsgenossenschaft nicht verantwortlich dafür, ob jemand seine Erwerbsfähigkeit ausnutzen kann, aber, wenn der Gutachter Arbeit als Heilmittel empfiehlt, muss er auch die Frage sich vorlegen, ob dieses Heilmittel zu erlangen ist. Welche Wirkung übt nun aber der unausgesetzte misslungene Versuch, Arbeit aufzunehmen und Arbeit zu finden, auf den hysterisch erkrankten Menschen aus? Sein Leiden wird verschlimmert. Dazu kommt weiter die Not in der Familie. Da die Rente nicht langt, wird die Frau zum Erwerb angetrieben; der Mann sitzt mürrisch, niedergeschlagen, apathisch da, ohne Beschäftigung; er hat, wie nicht selten, ein sonst gesundes Aussehen und macht den Eindruck eines Faulenzers, der selbst in der Familie nicht den Glauben findet, dass seine Arbeitsfähigkeit aufgehoben ist. So kommen Widerwärtigkeiten der mannigfaltigsten Art, die auf den Unglücklichen einwirken und damit das Leiden so hartnäckig gestalten.

SEHEN wir nun, zu welchen Fehlschlüssen die von dem dirigierenden Arzt des

Hermannshauses vertretene Ansicht in der Praxis führt. Professor W. gab am 10. November 1902, in der Unfallsache des Arbeiters W. gegen die sächsische Baugewerksberufsgenossenschaft, folgendes Gutachten ab:

»W. klagt über Schmerzen in den Beinen und im Kreuz, Schwäche in denselben, Schwindel, Kopfschmerzen. Arbeiten konnte er gar nicht. Aussehen immer noch etwas elend. Innere Organe gesund. Die Wirbelsäule ist in ihrer Bewegung noch etwas gehemmt, wenn mir auch die Funktion besser, als früher, vorkommt. Klopfempfindlichkeit einzelner Wirbel besteht nur noch in geringem Grade. Die Beine sind aktiv etwas schwerfällig beweglich, zeigen verminderte rohe Kraft, wozu im Gegensatz steht die Beweglichkeit derselben beim Gehen. Hier ist nur eine ganz geringe Behinderung wahrzunehmen, keinesfalls die Störung, welche man nach der Untersuchung der aktiven Motilität erwarten sollte. Die Störungen der Sensibilität an den Beinen sind genau dieselben, wie früher. Kniescheibensehnenreflexe gesteigert. Zittern an den Armen ist nicht mehr vorhanden. Eine Besserung ist sicher eingetreten: die Wirbelsäule erscheint beweglicher, weniger empfindlich, das Zittern hat aufgehört. W. wird immer noch von seinen hysterischen hypochondrischen Vorstllungen beherrscht. Entsprechend meinen im Gutachten vom 27. November 1900 ausgeführten Ansichten kann hier nur eine allmähliche Verminderung der Rente den heilsamen Zwang zur Arbeit ausüben.«

Nach dem Gutachten könnte der Eindruck erweckt werden, als ob die Rente eine Höhe erreicht hätte, die es dem Verletzten erlaubte, ohne jede Beschäftigung auszukommen. Das war aber keineswegs der Fall. Der Verletzte bezog monatlich 25,45 Mark an Rente. Natürlich musste er arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, aber er war ausser stande, schwere oder andauernde Arbeit zu leisten. Den »heilsamen Zwang zur Arbeit« übte sicher schon die Rente von 25,45 Mark aus, das musste sich der Leiter des *Hermannshauses* bei objektiver Würdigung des Tatbestandes selbst sagen, denn von 25,45 Mark im Monat kann kein Arbeiter leben. Nichtsdestoweniger empfiehlt nun der Professor, die Rente auf 17 Mark pro Monat herabzusetzen, damit seine Heilmittel — Hunger als Antreiber zur Arbeit! — weitere Erfolge zeitigen.

In jenem Falle handelte es sich um einen vollkommen entkräfteten Menschen, für den eine geeignete Beschäftigung schwer zu finden war. Fortgesetzt war der Mann gezwungen, freiwillig und unfreiwillig seine Arbeitsstätte zu ändern oder aufzugeben. Dazu kam das Verfahren der Berufsgenossenschaft, in langem Prozessverfahren den Versuch zu unternehmen, die Rente herabzusetzen, und damit eine weitere Bedrängnis des Kranken; denn die Herabsetzung der Rente tritt ein, bevor noch das Schiedsgericht entscheidet. Diese Entscheidung traf aber zu ungunsten des Verletzten, und erst das Reichsversicherungsamt stellte die alte Rente wieder her. Der Mann bezog also über ein Jahr lang — so lange dauerte das Verfahren — die herabgesetzte Rente.

Dass eine solche Bedrängnis nicht zum Vorteil des Kranken ausschlagen kann, ist wohl verständlich, und somit hat das von Professor W. empfohlene Mittel geradezu die entgegengesetzte Wirkung hervorgerufen. In einem anderen Gutachten vom 12. Dezember 1902 schätzt der selbe Arzt die Erwerbsfähigkeit eines Arbeiters auf 40 % und gibt als objektiven Befund an:

»Die Narben auf dem Kopf sind druckempfindlich. Es besteht eine Gehörverminderung. Die Kniescheibensehnenreflexe sind sehr gesteigert. Bei Druck auf die unteren Rippen, die Unterbauchgegend und die Schenkelbeuge entsteht noch dieselbe heftige nervöse Erhöhung der Respiration. Schwanken bei geschlossenen Augen. Der Patient ist geistig minderwertig.«

Von der hochgradigen Nervenerkrankung des Verunglückten legte der Umstand Zeugnis ab, dass der Kranke in seiner Wahnvorstellung nur mit dem Hemd bekleidet in der Nacht umherwandelte. Darüber sagt nun Professor W.: »Er [der Patient] ist geistig minderwertig, das ist sicher; dass aber zum Beispiel das Herauslaufen im Hemde nicht etwas Beabsichtigtes war, lässt sich nicht ganz leugnen.« Des weiteren schildert dann der Gutachter, dass der Mann übertreibe und stark simuliere.

Das schien nun selbst der Armendirektion in Delitzsch zu viel, die den Verunglückten wiederholt unterstützen musste. In einem Schriftsaz an die Berufsgenossenschaft bestreitet sie entschieden, dass der Mann simuliere, und bemerkt dann wörtlich: »Auf Grund unserer in letzter Zeit gemachten Erfahrungen in Unfallsachen glauben wir, dass auch Herr Professor W. sich bezüglich des p. C. geirrt haben kann und dass sich andere Sachverständige von nicht geringerer Bedeutung finden werden, welche sich dem von Herrn Professor W. eingenommenen Standpunkt nicht anzuschliessen vermögen.« An anderer Stelle wird dann das Verfahren der Berufsgenossenschaft als ausserordentlich hart bezeichnet und gerügt, dass dem Verletzten nicht das Gutachten des Professors W. in dem Bescheid, der die Rente herabsetzt, bekannt gegeben wird. Darauf antwortet die sächsische Baugewerksberufsgenossenschaft: »Dem C. das neue Gutachten des Professors W. mitzuteilen, erachten wir für eine völlig überflüssige Massnahme, denn er gibt ja doch nichts darauf und geht auf alle Fälle wieder an das Schiedsgericht.«

Das Reichsversicherungsamt hat zwar ausdrücklich angeordnet, dass dem Verletzten im Bescheid die Grundlage mitgeteilt wird, die zur Herabsetzung oder Festsetzung der Rente diente, aber die sächsische Baugewerksberufsgenossenschaft bekümmert sich um diese Dinge nicht.

Zur weiteren Beurteilung der Sache muss man erwägen, dass der Dachdecker C. am 18. November 1901 dadurch einen Unfall erlitt, dass er fünf Stock hoch herunterfiel, ein Glasdach durchschlug und mit schweren Verletzungen liegen blieb. Erst nach einer Woche kam der Verletzte im Krankenhaus zur Besinnung. Er hatte sich schwere Kopfwunden zugezogen, mehrere Rippenbrüche, Arm gebrochen, Verletzungen des Rückgrats u. s. w.

Das Reichsversicherungsamt holte nun, nachdem das Schiedsgericht auf 50% der Vollrente erkannt hatte, ein Obergutachten der Universitätsklinik in Leipzig ein, das die Erwerbsbeeinträchtigung des Verletzten auf 75% schätzte, allerdings mit der Begründung, dass inzwischen das Leiden sich abermals verschlimmert habe: deshalb die Differenz zwischen der Schätzung des Herrn Professors W. und dem Gutachten der Klinik. Aus dem Gutachten sei das folgende wiedergegeben:

»Am 19. März fing C., während er untersucht wurde, plötzlich an, die Augen zu verdrehen, sprang auf, fasste mit den Händen vor die Stirn und fiel dann langsam zu Boden, er rutschte an einer Bettstelle herunter und blieb in leicht gebeugter Haltung am Boden liegen. Der Körper war steif, die Gliedmassen starr. Auf Anrufen reagierte er nicht, tiefe Nadelstiche waren ohne Wirkung, Druck auf die Druckschmerzpunkte war resultatlos. Die Pupillen reagierten. Nach zwei Minuten kam C. allmählich wieder zum Bewusstsein. . . . Unverändert bestehen jetzt noch die beiderseitigen konzentrischen Gesichtsfeldeinengungen, die Druckempfindlichkeit der vom Unfall unmittelbar betroffenen Körperstellen, die Druckpunkte an den Rippen, der Unterbauchgegend und in den Weichen, die Klopfempfindlichkeit des Schädels, das Zittern der Zunge, die Steigerung der Sehnenreflexe und die Gefühlsstörungen am linken Unterschenkel. Einige Symptome haben sich verschlimmert. So sind die Herzkrämpfe häufiger geworden — in fünf Wochen wurde im *Hermannshause* ein Unfall beobachtet, hier in wenig längerer Zeit eine ganze Anzahl . . . Eine weitere neue Krankheitserscheinung, die mehr in die Augen fallend ist, als die Herzerscheinungen — wennschon sie für die Erwerbsfähigkeit bei weitem nicht so beeinträchtigend ist, wie diese — ist die Neigung zu Krämpfen in der Gesicht-, Kau- und Zungenmuskulatur.« Einige andere Symptome werden von dem Gutachter als simuliert bezeichnet, wenn er auch zugibt, dass in der ganzen Erkrankung die Neigung zu einer Übertreibung liegt.

Sicherlich würde einem anderen Gutachter schon dieser Befund zu einer Schätzung auf vollständige Erwerbsunfähigkeit geführt haben. Die Schätzung lässt sich mit dem objektiven Befund gar nicht vereinbaren. Dennoch hatte nun der Verletzte wenigstens die Genugtuung, dass seine Rente vom Reichsversicherungsamt auf 75% erhöht wurde. Was soll man aber dazu sagen, wenn einem solchen elenden Menschen gegenüber von einem *Zwang zur Arbeit* gesprochen wird?

ABER Professor W. steht mit seiner Anschauung nicht vereinzelt da. Vor allen Dingen wird von vielen ärztlichen Gutachtern damit operiert, dass das sogenannte *Rentenstreitverfahren* den Zustand der Verlezten verschlimmere, und zwar wegen der Aufregung über den Ausgang des Prozesses. Das Reichsversicherungsamt hat sich dieser Auffassung angeschlossen und entschieden, dass die angeblich auf das Rentenstreitverfahren zurückzuführenden Verschlimmerungen von der Berufsgenossenschaft nicht zu entschädigen seien. Es ist klar, dass eine solche Annahme, dass durch das Rententstreitverfahren das Leiden verschlimmert ist, rein willkürlich ist. Man wird in der weiteren Folge schliesslich dann auch dazu kommen müssen, die Verschlimmerung bei einem Lungenkranken abzulehnen, denn die Aufregung, ob der Verletzte eine Entschädigung erhält, der Mangel jeder Unterstützung vor Abschluss des Verfahrens, kann sehr leicht zur Verschlechterung des Zustandes des Kranken beitragen. Es liegt in dieser Beurteilung der Sache eine schwere Ungerechtigkeit gegen den Arbeiter, denn das Leiden hat er dem Unfall zu verdanken, die Verschlimmerung kann nicht irgend einem Umstand zur Last gelegt werden, der angeblich gar nichts mehr mit dem Unfall zu tun hat. Schliesslich käme man auch dazu, zu sagen, der Kranke hätte eine nahrhaftere Kost zu sich nehmen müssen; wäre dies geschehen, dann — das könnte mit Sicherheit angenommen werden — wäre seine Krankheit zu mildern, wenn nicht zu beseitigen gewesen; so hätte er es selbst verschuldet, dass eine Besserung nicht eingetreten sei, weshalb die Rente gekürzt werden müsste.

WELCHE grosse Rolle dieser sogenannte *Rentenstreit* für die Verletzten spielt, dafür mag der Standpunkt zeugen, den ein in Berlin sehr bekannter gerichtlicher Sachverständiger, der Geheime Medizinalrat Dr. L., in einem Gutachten vom 12. November 1902 in der Unfallsache des Arbeiters K. vertrat. In dem Gutachten heisst es:

›Nun könnte man es ja auffallend finden, dass eine Krankheit, die nahezu ein Jahrzehnt allen Bemühungen getrotzt hat, sich nachträglich noch bessert. Aber gerade bei der Hysterie sind dergleichen Vorkommnisse nicht unerhört. Ich selbst habe mich gerade in den letzten Jahren überzeugt, dass Unfallhysteriker, wenn man sie mit einer hohen Rente eine Reihe von Jahren in Ruhe lässt, mit allen Untersuchungen zum Zweck der Rentenherabsetzung verschont, oft in ganz auffallender Weise besser werden. Man ist dann ganz verblüfft, an Stelle einer trübseligen Jammergestalt, wie man die betreffende Person von früher her im Gedächtnis hatte, einen kräftigen, wohlgenährten und frischen Menschen vor sich zu sehen.‹

Nach einer Untersuchung, die nach Angabe des Verletzten ungefähr eine Viertelstunde dauerte, sagt dann Dr. L.:

›Die Annahme, dass K.s Zustand sich wesentlich gebessert hat, wird aber auch durch meine eigene Untersuchung trotz der augenblicklichen Aufregung und Verstimmung des Verletzten vollkommen bestätigt. Er sieht viel frischer, gesünder und kräftiger aus, als früher, die Gehstörungen sind ihm viel weniger hinderlich, und die Krämpfe haben einen weniger schweren Charakter. Dazu kommt, dass K. sich in die zur Auslösung notwendige Erregung gewissermassen erst gewaltsam hineinreden muss, dass eine dauernde Gemütsverstimmung nicht mehr nachweisbar ist . . . Gerade, wenn man K. nötigen will, sich zu seinem eigenen Wohle von dem Nachgrübeln über sein Leiden durch Arbeit ablenken zu lassen, ist es richtig, seine Rente weiter herabzusetzen, als bisher vorgeschlagen ist, man wird ihm kein Unrecht tun, wenn man ihn für halb erwerbsfähig erachtet.‹

Eine längere Beobachtung im Krankenhause ergab, dass der Kranke von schweren Krämpfen geplagt wurde, und dass er auch geistig nicht ganz intakt

war. Die Heilmittel des Herrn Medizinalrates wurden deshalb von ihm abgewendet. Man kann aber nicht behaupten, dass der Herr Medizinalrat seiner Theorie irgendwie untreu wurde; im Gegenteil, es soll auch dargetan werden, wie Herr Dr. L. geradezu unerschütterlich in allen Phasen diese Theorie als Leitstern in der Beurteilung Nervenkranker befolgt. In einer Unfallsache des Tischlergesellen L. begutachtete Herr Dr. L. am 22. Mai 1903 folgendes:

›Jetzt ist nämlich eine weitgehende Besserung ausser allem Zweifel. Eine solche aber wäre bei einer schleichenden Wirbelerkrankung, für die übrigens kein einziges einigermassen kennzeichnendes Merkmal vorhanden ist, ebenso unwahrscheinlich, wie bei einer Unfallnervenschwäche. Lehrt doch die Erfahrung, dass Unfallneurastheniker durch die Aufregung eines jahrelangen Rentenstreits gewöhnlich immer kränker werden.‹

DIE Betätigung dieser Theorie kann für die Berufsgenossenschaften nie versagen. Tritt eine Verschlimmerung in dem Zustand eines Nervenkranken während der Prozessführung ein, oder beansprucht ein Nervenkranker überhaupt Rente, dann gibt Herr Dr. L. den wohlwollenden Rat: Lieber Mann, klagen Sie nicht, Ihr Leiden wird nur schlimmer, sobald Sie klagen! Wird dieser Rat nicht befolgt und wird der Mann während des Rentenstreitverfahrens nicht kränker, dann triumphiert wieder Herr Medizinalrat L. mit seiner Theorie und folgert nun: Der Patient muss kränker werden; geschieht das nicht, dann sind überhaupt keine nervösen Erkrankungen vorhanden. So sehen Gutachten von anerkannten Autoritäten aus, man ist immer erschreckt, wenn das Reichsversicherungsamt beschliesst, solche *bewährten* Gutachter zu hören.

DIESE Beispiele aus der Praxis legen wohl am besten Zeugnis dafür ab, wie schwere Nervenerkrankungen durch Unfälle entstehen können, und wie ungerecht diese Unglücklichen beurteilt werden, wenn Ärzte von der falschen Vorstellung getrieben werden, unter allen Umständen den Kranken zum Arbeiten zu zwingen. Zum Gutachter sollte nur der Arzt herangezogen werden, der nicht nur die körperlichen Leiden des Menschen studiert hat, sondern auch die gesellschaftlichen Gebrechen kennt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ALWIN KÖRSTEN · IST AKKORDARBEIT DIENST- ODER WERKVERTRAG?



MANCHEM Leser dürfte diese Frage nicht besonders interessant erscheinen. Und doch handelt es sich hier um eine Frage, welche für die Arbeiterschaft von grosser Bedeutung werden kann. Die Veranlassung, sie aufzurollen, gab ein Antrag, der zurzeit den Ausschuss des Berliner Gewerbegerichts beschäftigt, und der, wie folgt, lautet:

›Der Ausschuss des Gewerbegerichts wolle bei den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches beantragen:

1. den Geding- (Akkord-) Vertrag gesetzlich zu regeln;
2. diese Regelung im Anschluss an die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs über den Dienstvertrag vorzunehmen;
3. insbesondere Bestimmungen über den Gruppenakkord (Kolonnenvertrag) zu treffen.‹

Die Behandlung dieser Frage wird den im Herbst stattfindenden Juristentag

beschäftigen, ebenso wird eine Vorkonferenz des Gewerkschaftskongresses in Cöln dazu Stellung nehmen. Es ist deshalb wohl von Wert, wenn einiges aus der Praxis darüber gesagt wird.

DAS Bürgerliche Gesetzbuch kennt zweierlei Arbeitsverträge, einen Dienstvertrag (§§ 611 bis 630), der die Dienstleistung einer Person für eine gewisse Zeit bei einer anderen voraussetzt, und einen Werkvertrag (§§ 631 bis 651), der nicht nur auf die Zeit oder Person, sondern in erster Linie auf das Werk verfasst ist.

BEIM Werkvertrage handelt es sich gewöhnlich um die Herstellung eines Werkes, eines abgeschlossenen Ganzen, das nicht unterbrochen werden kann oder darf. Nehmen wir hier ein Beispiel an folgenden beiden Arbeitsverträgen: Früher nahm man sich einen Schneider ins Haus, liess ihn einen oder zwei Anzüge machen, Ausflickarbeit verrichten u. s. w.; das wäre ein Dienstvertrag, denn der Schneider bekam Kost oder Lohn für die Zeit seiner Beschäftigung, gleichviel, wie die Waren aussahen. Man hatte wohl das Recht der Kritik, doch an dem Lohn liess sich nichts abziehen, und jede Änderung erfolgte unter Fortsetzung der Kost oder des Lohnes. Jetzt lässt man sich den Anzug u. s. w. anfertigen, ohne zu fragen, wie oder wo und wie lange der Schneider daran arbeitet, man wählt den Stoff, bedingt den Preis und verlangt einen gut sitzenden Anzug. Fällt er nicht nach Wunsch aus, so nimmt man ihn dem Schneider nicht ab. Das ist ein Werkvertrag, weil hier die Bezahlung vom Erfolge des Werks abhängt; auch jede Abänderung muss der Arbeitende auf seine Rechnung übernehmen .

DER Unterschied zwischen Werk- und Dienstvertrag besteht also darin, dass im Werkvertrage der Verfertiger einer Ware für den Erfolg der selben einzustehen hat, während beim Dienstvertrage nur die Zeit des Dienstverpflichteten in Frage kommt. Die gesetzlichen Bestimmungen, welche den Arbeiter, oder, wie es im Gesetz heisst, den Dienstverpflichteten zur Forderung seines Lohnes berechtigen, sind in erster Reihe im § 115 der Gewerbeordnung enthalten. Dieser bestimmt, dass dem Arbeiter der Lohn in bar gezahlt werden muss. Demnach hat der Arbeiter zu den bestehenden oder verabredeten Lohnzahlungsperioden seinen Lohn oder Verdienst zu beanspruchen, ohne dass dieser vom Erfolge seines Produkts abhängig gemacht werden kann. Ferner heisst es im § 394 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, dass, soweit eine Forderung der Pfändung nicht unterworfen ist, die Aufrechnung gegen die Forderung nicht stattfindet. Hier kann vom Dienstberechtigten (Arbeitgeber) eine Aufrechnung mit dem Lohn oder Verdienst des Dienstverpflichteten für eine Schuld oder ein Versehen desselben nicht vorgenommen werden. Drittens bestimmen die §§ 1 und 2 des Lohnbeschlagnahmegesetzes vom 21. Juni 1869, abgeändert unterm 29. März 1897:

›§ 1. Die Vergütung (Lohn, Gehalt, Honorar u. s. w.) für Arbeiten oder Dienste, welche auf Grund eines Arbeits- oder Dienstverhältnisses geleistet werden, darf, sofern dieses Verhältnis die Erwerbstätigkeit des Vergütungsberechtigten vollständig oder hauptsächlich in Anspruch nimmt, zum Zwecke der Sicherstellung oder Befriedigung eines Gläubigers erst dann mit Beschlag belegt werden, nachdem die Leistung der Arbeiten oder Dienste erfolgt und nachdem der Tag, an welchem die Vergütung gesetzlich, vertrags- oder gewohnheitsmässig zu entrichten war, abgelaufen ist, ohne dass der Vergütungsberechtigte dieselbe eingefordert hat.

§ 2. Die Bestimmungen des § 1 können nicht mit rechtlicher Wirkung durch Vertrag ausgeschlossen oder beschränkt werden. Soweit nach diesen Bestimmungen die

Beschlagnahme unzulässig ist, ist auch jede Verfügung durch Zession, Anweisung, Verpfändung oder durch ein anderes Rechtsgeschäft ohne rechtliche Wirkung.«

§ 850 der Zivilprozessordnung bestimmt, dass Gehalt und Dienstbezüge nur so weit der Pfändung unterworfen sind, als der Gesamtbetrag die Summe von 1500 Mark für das Jahr übersteigt.

FÜR die Arbeiter kann die Frage, worunter die Akkordarbeit fällt, nicht zweifelhaft sein, sie werden sich für die Unterstellung unter den Dienstvertrag entscheiden; nur viele Juristen möchten gern den Arbeiter zu einem Selbständigen machen, indem sie die Akkordarbeit aus der Fabrikordnung herausnehmen und dem Arbeiter eine grössere einseitige Verantwortung aufzwingen, ihn zu einem Kontrahenten stempeln, der die Arbeit nur nach Erfüllung seines Werkes verlassen darf, gleichviel, ob es ihm möglich ist oder nicht; der die Bezahlung des Werkes nur verlangen kann, wenn keine Mängel darin enthalten sind oder sich später herausstellen.

PRÜFEN wir nun, ob ein Arbeiter diese Bedingungen erfüllen kann, ohne sich erheblich zu schädigen, und ob ein Akkord wirklich ein Vertrag ist, der erfüllt werden muss. Ein Akkord kann unter Umständen auch ein Werkvertrag sein, aber nur, wenn er ein abgeschlossenes Ganzes bildet, wenn die Vertragschliessenden gegen eine unabänderliche feste Summe eine bestimmte abgegrenzte Arbeit vereinbaren, die nicht durch eventuell bestehende Arbeitsordnungen oder andere Verträge abgeändert werden können. Dass es solche Akkorde oder Verträge gibt, lässt sich nicht bestreiten; doch ist es nur ein kleiner Bruchteil der Akkorde, bei denen von fest abgeschlossenen Vereinbarungen keine Rede ist. In den grossen Maschinenfabriken, den Metallwaren- und anderen auch handwerksmässig betriebenen Werkstätten, in denen Hunderttausende beschäftigt sind, ist die Akkordarbeit nur eine sogenannte *Stücklohnberechnung*; die Kontrolle der Arbeitsleistung liegt durch dieses System nicht dem Arbeitgeber, noch dessen Angestellten ob, sondern wird durch den Preis bedingt, von jedem Arbeiter selbst ausgeübt. Der Arbeitgeber oder dessen Angestellter beobachtet den Arbeiter einige Zeit bei einer neuen Arbeit, bedingt alsdann den Preis und ändert den selben oftmals, wenn er am Schluss der Woche sieht, dass er sich verkalkuliert hat. Auch auf Einwendung der Arbeiter werden Änderungen vorgenommen. Es handelt sich also niemals um etwas fest Abgeschlossenes.

IN vielen Fabriken ist es üblich, dass eine gewisse Stundenlohnberechnung eingeführt ist. Das heisst: der oder die Arbeiter bekommen einen Akkord, dessen Wert oft in die Hunderte geht. Nun wird gearbeitet, einige erhalten 65, die anderen 60, auch 55 Pfennig, die Hilfsarbeiter 40 und 35 Pfennig Stundenlohn am Lohnzahlungstage für die entsprechende Stundenzahl, die sie gearbeitet haben. Vielfach kommt während dieses Akkordes der Meister und gibt Lohnarbeit dazwischen oder neue, eiligere Akkorde, der früher angefangene Akkord bleibt dann liegen, der neue wird zuvor fertiggestellt, und so arbeiten die Arbeiter von einem Akkord in den anderen hinein. Eine regelrechte Berechnung der Über- oder Unterschüsse der Akkorde erfolgt gewöhnlich nicht, oder doch nur sehr mangelhaft, so dass davon in erheblichem Masse nicht die Rede sein kann. Die Arbeiterschaft rechnet auch gar nicht darauf, weil man weiss, dass über den Stundenlohn hinaus doch nicht viel gezahlt wird. Die Akkordberechnung ist also nur ein Mittel zum Antreiben des Arbeiters zur

Arbeit. Das Berliner Gewerbegericht hat des öfteren entschieden, dass bei Kolonnenarbeiten, auch wenn diese nur mit einem Vorarbeiter abgeschlossen sind, der etwaige Überschuss allen beteiligten Arbeitern gehört. Also nur eine kleine Prämie zum Stundenlohn, kein Werkvertrag.

NOCH weniger kann von Verträgen im Sinne des Werkvertrages die Rede sein, wo die Anfertigung der Gegenstände nach Dutzenden, Hunderten und Tausenden geht, wo nur sogenannte *Teilarbeit* gemacht wird, bei den Schraubendrehern, Mechanikern, Metallformern, Schlossern, Drehern u. s. w. Auch in anderen Gewerben ist die Teilarbeit eingeführt so bei den Tabakarbeitern, den Textilarbeitern, im Baugewerbe; selbst in der Holzindustrie greift die Teilarbeit immer mehr um sich. Da werden von einem Gegenstand ein, zwei Hundert bestellt, plötzlich wird mitten im Akkord Halt gemacht: man hat genug von dem Quantum des Zwischenteils, oder es wird dieses Modell geändert, bleibt wochenlang liegen, oftmals bekommt der Arbeiter diesen Gegenstand gar nicht mehr zur Fertigstellung; wo kann da von abgeschlossenen Verträgen die Rede sein? Wir finden auch in der ganzen Arbeiterbewegung keinen Anhalt, aus dem zu ersehen wäre, dass von den Arbeitern ein festeres Gepräge der Akkordverträge gefordert wird. Dagegen ist fast aus allen Tarifen ersichtlich, dass bei Akkordarbeiten ein gewisser Mindest- oder Durchschnittslohn verlangt wird.

IST es dem Arbeiter möglich, ohne erheblichen Schaden zu erleiden, aus solchem Vertrage herauszukommen? Es kann dieses zweifellos verneint werden. Denn wie schon gezeigt wurde, hat der Arbeiter gewöhnlich zu gleicher Zeit mehrere Akkorde in Arbeit; will er nun aufhören, in der betreffenden Werkstatt zu arbeiten, so stellen sich ihm oft Hindernisse in den Weg. Bei dem einen Akkord fehlt es an Rohmaterial, oder ein anderer Kollege bearbeitet dieses Stück zurzeit, oder es ist eine anderweitige Abänderung überhaupt notwendig, ehe der Gegenstand weiter bearbeitet werden kann. Was soll er nun tun? Einen neuen Akkord anfangen und damit das Arbeitsverhältnis immer mehr verlängern? Lohnarbeit lässt ihn der Meister in der Zwischenzeit nicht verrichten; soll er nach Hause gehen und darauf warten, bis die Hindernisse beseitigt sind? Das kann er nur auf eigene Kosten tun, denn entschädigt wird er dafür nicht, weil er gewöhnlich die Fabrikordnung unterschrieben hat, in welcher es heisst, dass er für ein Aussetzen von der Arbeit keine Entschädigung zu verlangen hat. Verlässt er jedoch den Akkord, bevor dieser fertiggestellt ist, so verklagt ihn der Meister wegen Kontraktbruchs. Leider haben sich verschiedene Gewerbegerichte dieser Auffassung angeschlossen, ungeachtet der Bestimmung des § 134, Absatz 2, der Gewerbeordnung.

KOMMEN wir nun zu der Frage, ob ein Arbeiter für den Erfolg seiner Arbeit einzustehen hat, so muss auch diese verneint werden, und zwar aus folgenden Gründen: Der Erfolg des Werkes hängt ja nur zum geringsten Teil von dem Arbeiter ab. In den meisten Fällen trägt das minderwertige Rohmaterial die Schuld. Wie kann man einen Former verantwortlich machen wollen für porösen oder Kaltguss u. s. w., wo er selten oder gar nicht das Rohmaterial zu sehen bekommt, jedenfalls nie in die Zusammensetzung der Legierung hineinreden darf? Ja, noch mehr. Oft ist der Arbeiter gar nicht der eigentliche Fertigsteller seiner Arbeit, Hilfsarbeiter verrichten die

Nebenarbeiten, die zur Fertigstellung gehören und auf den Erfolg oftmals grossen Einfluss haben. Wie kann der Gürtler, Drücker, Hobler, Schlosser u. s. w. für den Erfolg einstehen, wenn sich während der Arbeit allerlei Guss-, Walz- und andere Fehler herausstellen, die vorher nicht ersichtlich waren und immer zum Streit Anlass geben, da niemand genau die Ursache der Fehler kennt? Der Bäckergeselle für Brot und Kuchen, der Schlächtergeselle für die Güte der Wurst, der Bauarbeiter für die Haltbarkeit des Rohmaterials, wenn dieses dem Arbeiter mangelhaft zur Verarbeitung gegeben wurde?

VIELFACH besteht noch bei den Richtern der Irrtum, dass sie glauben, der Arbeiter könne eine Verfügung über das von ihm zu bearbeitende Rohmaterial treffen. Ja, viele Richter glauben sogar, der Arbeiter habe eine gewisse Pflicht, den Arbeitgeber auf die Mängel des Rohmaterials aufmerksam zu machen, dieses liege im Interesse des Meisters. Weit gefehlt: die Entlassung ist die gewöhnliche Folge, wenn der Arbeiter sich erlaubt, auf ein minderwertiges Material hinzuweisen. In der Regel bestimmen die Meister oder Vorarbeiter auch die Methode oder Art, nach der der Gegenstand zu bearbeiten ist; der Arbeiter hat sich dem unterzuordnen, selten kommt seine Initiative zur Geltung. Widerspricht er, so ist er nicht lange der Freund des Meisters. Wie kann da der Arbeiter verantwortlich gemacht werden, wo er nichts zu sagen hat, wo er nur nach den Anordnungen seines Vorgesetzten seine Arbeit zu verrichten hat?

EIN weiterer wichtiger Grund, weshalb die Arbeiter ihre Akkorde nicht als Werkvertrag ansehen lassen können, ist der, dass sie als *Selbständige* aus der sozialen Gesetzgebung ausscheiden. Hat doch das Reichsversicherungsamt in einem Falle, wo es sich um einen Putzer handelte, welcher in einer Kolonne arbeitete, erkannt, dass der selbe nicht versicherungspflichtig, weil er als ein selbständiger Arbeiter anzusehen sei. Gewiss war dieses ein Fehlurteil und ist nicht wiederholt worden. Würde aber der Fall eintreten, dass man die Akkorde durchweg zu Werkverträgen stempelte, dann könnte in der Tat das eintreten, was oben gesagt wurde: der *Selbständige* würde Gefahr laufen, nicht vor den Gewerbegerichten klagen zu können u. s. w., er würde auch nicht mehr als versicherungspflichtig angesehen werden.

DIE Arbeitgeber machen sich das jetzt schon viel zu sehr zu nutze; sie richten ihre Fabriken in Abteilungen ein, setzen Vertreter hinein und übergeben ihnen die Arbeiten auf eigene Rechnung. Diese viel geübte Praxis, bei der man ja leider den Werkvertragscharakter zugestehen muss, möchte man verallgemeinern, auf alle Akkordarbeiter anwenden. Dadurch kann sich der Arbeitgeber bequem seiner Pflicht gegenüber den Versicherungsgesetzen entziehen. Würden die Juristen sich wirklich für diese Auffassung entscheiden, so könnten Zustände eintreten, wie wir sie bei dem grossen Bauschwindel kennen gelernt haben. Wo der Hintermann, der eigentliche Arbeitgeber nicht recht erkenntlich ist, wo alle Arbeitsverträge nur mit vorgeschobenen Strohmännern abgeschlossen werden können und dann gewöhnlich nicht oder nur mangelhaft erfüllt werden, weil der Betreffende nichts hat, woran sich der Arbeiter im Notfalle halten könnte.

LEIDER scheint auch die Kammer III des Berliner Gewerbegerichts derartige Verträge als Werkverträge anzusehen, denn die ergangenen Urteile bei den sogenannten *Kolonnenarbeiten* gehen dahin, dass nur die geschlossene Kolonne,

neuerdings die Mehrheit der Kolonne, in der Lage ist, eine Klage auf Überschuss aus einem Vertrage bei Gericht anhängig machen zu können, ein einzelner aber nicht. Durch derartige Urteile wird dem Strohmännersystem Vorschub geleistet. Der Kolonnenführer braucht nur einige aus der Kolonne zu bevorzugen oder ihren Forderungen entgegenzukommen, dann ist es den anderen Beteiligten aus der Kolonne unmöglich, die ihrigen einzuklagen. AUS alledem geht wohl hervor, dass die Akkordarbeit nicht auf Werk-, sondern auf Dienstvertrag beruht, dass der Arbeiter nicht selbständig, sondern abhängig von dem bestehenden wirtschaftlichen Übergewicht des Arbeitgebers ist. Der Arbeitgeber ist der Stärkere, der Arbeiter der Schwächere: deshalb bedarf er des sozialen Schutzes der Bestimmungen, die im Bürgerlichen Gesetzbuch für diesen festgelegt sind.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

GUSTAV LINK · DIE AUFGABEN DER GEWERKSCHAFTSKARTELLE UND IHRE BEGRENZUNG

NACHDEM auf die vorläufige Tagesordnung des Cölner Gewerkschaftskongresses auch der Punkt *Die Aufgaben der Gewerkschaftskartelle in der Gewerkschaftsorganisation* gesetzt ist, dürfte es angezeigt sein, diese Frage in ihrer praktischen Bedeutung für die Gewerkschaftsbewegung zu beleuchten. Umsomehr, als sie schon auf dem Frankfurter Kongress /1899/ akut war und in Stuttgart /1902/ behandelt werden sollte, dort aber nach den Ausführungen Legiens bis zum nächsten Kongress zurückgestellt wurde. Es blieb demnach bei der folgenden Resolution des Frankfurter Kongresses:

»Die Gewerkschaftskartelle haben die gemeinsamen gewerkschaftlichen Interessen ihres Ortes zu vertreten, wie Regelung des Arbeitsnachweises und des Herbergswesens, der Statistik, Bibliotheken, Errichtung von Arbeitersekretariaten etc. Sie haben die Arbeiterinteressen gegenüber den Behörden: Gewerbeinspektionen, Gemeindeverwaltung etc. und bei Wahlen zu Gewerbegerichten und Versicherungsanstalten zu wahren. Sie haben weiter im Einverständnis mit den betreffenden Organisationsleitungen die Agitation unter den Berufen, deren Organisationen aus eigener Kraft dazu nicht im stande sind, zu unterstützen.
Die Beschlussfassung über Streiks ist ausschliesslich Aufgabe der Vorstände der Zentralverbände.
Die Kartelle sind verpflichtet, dem Zentralvorstand der Organisation, die am Orte in einen Streik eintreten will oder sich im Streik befindet, auf Erfordern einen Situationsbericht zu geben. Materielle Unterstützung für Streiks wird seitens des Kartells nur dann gewährt, wenn der Zentralvorstand der im Streik befindlichen Organisation dies beantragt oder seine Zustimmung erteilt hat. Über die Taktik bei Lohnbewegungen und bei auftauchenden Fragen innerhalb ihres Gewerbes entscheidet die betreffende Gewerkschaft selbständig.«

SIND die Kartelle der in der Resolution niedergelegten Auffassung nachgekommen?

DIE Gewerkschaftskartelle, die seit 1889 bestehen, sind ein Produkt des früheren § 8 des preussischen Vereinsgesetzes, der ein *Inverbindungtreten* der Vereine mit einander verbot — sie sollten ursprünglich nur der Regulierung der planlosen Streiks dienen. In der ersten Entwickelungsphase unserer Gewerkschaftsorganisationen, die man damals in manchen Kreisen nur als Vorschule

der politischen Organisation ansah, war deren Bedeutung eine minimale. War die Konjunktur gut und hielt die Organisation den Zeitpunkt für geeignet, dann wurde der Kampf aufgenommen, ohne Verständigung mit den andern am Ort befindlichen Gewerkschaften, oder auch nur mit denen, die der streikenden Organisation nahe standen und durch den Streik in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ob die Mittel ausreichend waren oder nicht, das war Nebensache. Die *Solidarität* der Arbeiter würde durch Sammlungen schon das weitere ergeben. Um dieser, den Gewerkschaften so verhängnisvollen Anschauung ein Ende zu bereiten, wurden die Kartelle oder auch *Streikkontrollkommissionen* gegründet. Die Streikregelung, die Streikunterstützung bildeten die Hauptaufgabe der Kartelle, und diese beiden Punkte waren es, die auch die *Generalkommission* im *Korrespondenzblatt* bei ihrer Empfehlung der Gewerkschaftskartelle erwähnte.

UND trotz der Frankfurter Resolution hat sich diese Anschauung in den meisten Kartellen bis auf den heutigen Tag erhalten. Obgleich die Tätigkeit der Gewerkschaftsorganisationen in den letzten zehn Jahren auch auf andere Gebiete, als das der Lohnfrage, übergreifen musste, ist von einer analogen Entwickelung der Gewerkschaftskartelle — mit wenigen Ausnahmen — nichts zu merken. Wir wollen daher diese Aufgaben, die wir den Kartellen zuerteilt wissen möchten, in kurzen Umrissen beleuchten.

DASS die Kartelle im Interesse der Gewerkschaftsorganisationen bestehen bleiben müssen, darüber dürften Meinungsverschiedenheiten heute nicht mehr vorhanden sein. Wenngleich auch dem Zusammenarbeiten der Zentralverbände vereinsgesetzliche Bedenken nicht mehr entgegenstehen, so gibt es doch Aufgaben, die ihre Erledigung in dem blossen Zusammenarbeiten und sich Verständigen nicht finden können; sondern einer Stelle bedürfen, von der aus ihre Inangriffnahme und Durchführung zu erfolgen hat. Diese Stelle wird das örtliche Kartell sein. Es kommt vor, dass einzelnen Gewerkschaften die an das Kartell abzuführenden Beiträge als eine zu hohe Belastung der Organisation erscheinen, und es muss in der Tat zugegeben werden, dass in einer Reihe von Orten die Beitragsleistung an die Kartelle in keinem Verhältnis steht zu deren Leistungen für die Allgemeinheit. Die daraus resultierende Missstimmung wird indessen nicht durch Fernbleiben vom Kartell beseitigt, dadurch werden die Differenzen nur noch genährt, und schliesslich hat den Schaden doch nicht das Kartell, sondern die gesamte Gewerkschaftsbewegung. Man wird sich also auch hier weiser Mässigung befleissigen müssen. Vor allem soll man auf die Delegation zum Kartell Sorgfalt verwenden und stets nur die Organisationsleiter ins Kartell entsenden. Man wird dadurch Kompetenzstreitigkeiten des Kartells mit den Zentralverbänden respektive Ortsverwaltungen vermeiden.

WIE die Gewerkschaften selbst Kinderkrankheiten haben durchmachen müssen und zum Teil noch durchmachen, so auch die Kartelle. Sie können indes aus der Erfahrung das eine jedenfalls lernen, dass alle Erfolge nur durch praktische agitatorische Kleinarbeit erzielt werden können. Die Aufgaben der Kartelle bei Streiks sind wesentlich beschränkt; diese werden heute lediglich durch die Zentralverbände geregelt, und mit vollem Recht. Entstehen indessen Aussperrungen grösseren Stils — wie in Crimmitschau und jüngst beim Bergarbeiterstreik —, wo es der Mithilfe sämtlicher klassenbewusster Arbeiter

bedarf, da allerdings werden die Kartelle — durch die *Generalkommission* veranlasst — die Sammlungen zu leiten und an die kämpfenden Organisationen abzuführen haben; damit erschöpft sich aber auch unseres Erachtens deren Tätigkeit bei Streikbewegungen.

ES kommt dann die Regelung des Herbergswesens und der Lokalfrage in Betracht. Das Herbergswesen wird ja von den einzelnen Gewerkschaften in seiner Bedeutung immer mehr gewürdigt; es wirksam zu fördern, dazu ist das Zusammenwirken der Gewerkschaften eines Ortes erforderlich, und das Kartell als Ausführungsinstanz der Organisationen hat diese Frage nach Prüfung aller Faktoren in dem Sinne zu lösen, dass an Stelle von so und so viel Verkehrslokalen und Herbergen ein Logierhaus geschaffen wird — wenn möglich, in eigener Regie —, eine Zentralherberge, die in hygienischer Hinsicht modernen Anforderungen entspricht. Wohl dürfte die Frage der eigenen Regie Konzessionsschwierigkeiten begegnen, indessen dürfte es möglich sein, in den meisten Städten eine entsprechende Gastwirtschaft zu finden. Schwieriger gestaltet sich die Lokalfrage. Diese ist in den letzten fünf Jahren das Schmerzenskind der Arbeiterbewegung geworden. An Orten, wo wir Hunderte von Mitgliedern haben, ist ein Lokal zur Abhaltung von Versammlungen nicht zu haben. Selbst wenn Wirte ihr Lokal den Gewerkschaften hergeben wollten, werden sie von den Behörden u. s. w. derartig bearbeitet, dass sie ihre Zusage wieder zurückziehen. Diese Frage ist indessen für die Entwickelung der Gewerkschaften und der Arbeiterbewegung überhaupt von weittragender Bedeutung, so dass hier alle Hebel angesetzt werden müssen, um sie zu lösen. Freilich nicht so, wie es in einigen Städten geschehen ist: dass man einfach ohne Überlegung Gewerkschaftshäuser baut, gleichviel, ob die Mittel dazu vorhanden sind, oder nicht. Wir meinen vielmehr, durch das Zusammenwirken der Gewerkschaftsmitglieder und gegebenenfalls durch Anwendung des Boykotts auf ein Lokal, wird man auch des Erfolges sicher sein können. Indes, haben wir durch Energie uns einen Saal verschafft, dann ist es auch Pflicht, dieses Lokal durch den Besuch der Arbeiterschaft zu unterstützen und uns das selbe zu erhalten. Leider begegnen wir hier der grössten Gleichgültigkeit bei unseren Gewerkschaftsgenossen, das von der Arbeiterschaft errungene Lokal wird unter den nichtigsten Vorwänden gemieden. Das kann zweierlei zur Folge haben: einmal geht uns das Lokal wieder verloren, und ausserdem wird man uns bei weiteren Kämpfen nicht mehr ernst nehmen. Besondere Vorsicht ist bei der eigenen Regie der Gewerkschaftshäuser zu beobachten. Es kommt nicht darauf an, dass es ein bewährter, tüchtiger Genosse ist, der an der Spitze steht, sondern es kommt auf die Fähigkeit, auf das praktische Können an. Auch hier haben die Kartelle als die berufene Instanz der Gewerkschaften, die vereinte Kraft nutzbringend im Interesse der Organisationen zu verwerten.[1])

FÜR die Organisierung des Arbeitsnachweises kommen in erster Linie die einzelnen Gewerkschaften in Betracht. Indes, in denjenigen Orten, wo eine Arbeitsvermittelung nicht besteht, liegt es im Interesse der Arbeiterschaft, für die am Orte bestehenden Organisationen eine gemeinsame Arbeits-

[1]) Nach der Statistik der *Generalkommission* über die deutschen Gewerkschaftskartelle haben 1903 von 413 Kartellen 80 einen eigenen Versammlungssaal unterhalten, 21 eine Zentralherberge und 117 Kartelle hatten eine Herberge beim Gastwirt unter ihrer Kontrolle.

nachweisstelle zu schaffen. Dort, wo Arbeitsnachweise der Unternehmer bestehen, muss versucht werden, sie paritätisch zu gestalten. Freilich wird dies wesentlich von dem guten Willen der Unternehmer abhängig sein. Doch der Versuch muss gemacht werden, und gegebenfalls bildet die Regelung oder Errichtung eines Arbeitsnachweises durch die Gemeinde ein wirksames Gegengewicht gegen die Unternehmermacht. Hier ist die Mitwirkung der Gewerkschaftskartelle geboten. Durch ihre Erfahrung im Erwerbsleben und durch genügende Aufsicht werden sie in der Lage sein, nicht nur eventuellen Bureaukratismus auszuschalten, sondern den Arbeiterinteressen im weitesten Masse zu dienen.

ALS eine wichtige Aufgabe der Kartelle kommt für mich die Auskunfterteilung bei Lohn- und Rechtsstreitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis und der Arbeiterversicherung in Frage. Wohl steht den Kartellen die Errichtung von Arbeitersekretariaten zu. Indessen gibt es doch unzählige Orte, die ein solches nicht errichten können, da die materiellen Mittel fehlen. Doch auch mit geringen Mitteln lässt sich manches erreichen, dadurch, dass man von Kartell wegen an bestimmten Abenden organisierten Arbeitern Auskunft erteilt, natürlich unentgeltlich. Dadurch wird den beteiligten Zentralverbänden eine beträchtliche Summe für Rechtsschutz erspart, und auf der anderen Seite werden die Kartelle in ihrer Bedeutung wesentlich gehoben.

DAMIT komme ich zu einem etwas wunden Punkt: Was haben die Gewerkschaftskartelle auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes geleistet, haben sie da ihre Aufgaben erfüllt? Man darf wohl mit Fug sagen, dass hier mehr hätte getan werden müssen. Nicht nur auf die Übermittelung der Beschwerden kommt es an, vielmehr auf die Kennzeichnung der Verhältnisse, wie sie in den Fabriken u. s. w. bestehen. Die §§ 120 a bis e bieten ein reiches Feld für die Tätigkeit der Gewerkschaftskartelle. Unsere Gewerbeaufsicht liegt noch recht im argen. Erhebungen über das Vorhandensein von Unfallverhütungsvorschriften, Schutzvorrichtungen und anderes mehr müssen von den Kartellen angestellt und verarbeitet werden. Die Tabelle I in der Rubrik 17 der im *Korrespondenzblatt* veröffentlichten Statistik über die Gewerkschaftskartelle für 1903 zeigt uns ein Bild der Gleichgültigkeit, wie man es nach dem Stand der heutigen Organisationen gerade nicht erwarten sollte. Hier haben die Kartelle eben die Pflicht, der Gewerbeaufsicht nachzuhelfen. Ebenso verhält es sich mit dem Bauarbeiterschutz; auch hier kann den Kartellen — mit wenigen Ausnahmen — der Vorwurf des Nichtverstehens ihrer Aufgabe nicht erspart werden. Würden nicht in den grösseren Orten, unabhängig vom Kartell, Bauarbeiterschutzkommissionen bestehen, dann sähe es mit dem Schutz der baugewerblichen Arbeiter sehr übel aus.

AUCH das Gebiet der Arbeiterversicherung bietet ein weites Feld für die Betätigung der Gewerkschaftskartelle. Leider begegnet man da auch unter den organisierten Arbeitern nicht immer dem richtigen Verständnis. Im vergangenen Jahre haben Arbeitervertreterwahlen stattgefunden, die in Arbeiterkreisen kaum Beachtung gefunden hätten, wenn nicht vom Zentralarbeitersekretariat die genügende Anregung gekommen wäre. Und doch hängt davon, ob es gelingt, die geeigneten Vertreter in die sogenannte *unterste Verwaltungsbehörde* hineinzubekommen, zu einem guten Teil das Schicksal unserer gesamten Versicherungsgesetzgebung ab. Diese Behörde ist die erste Instanz, die

in dem Verfahren zur Erlangung der Invalidenrente ihr Gutachten abzugeben hat, sie wählt die Ausschussmitglieder der Landesversicherungsanstalten u. s. w. Man braucht also über ihre Bedeutung nicht viele Worte zu verlieren. Ihre Vertreter werden nun gewählt von den Vorständen der Orts-, Betriebs-, Bau- und Innungskrankenkassen, der Knappschafts- und Seemannskassen, sowie der freien Hilfskassen, die die Rechte aus § 75 a des Krankenversicherungsgesetzes besitzen. Man kann mithin ohne weiteres sagen: Die Träger unserer Versicherungsgesetzgebung sind die Ortskrankenkassen, und hier ist seitens der organisierten Arbeiterschaft einzusetzen. Bei den Delegiertenwahlen zu den Ortskrankenkassen haben die Kartelle die Vorbereitungsarbeiten in ihren Orten in die Hand zu nehmen, die Wahlagitation zu leiten, organisierte Arbeiter mit diesem Mandat zu betrauen und ebenso bei den Vorstandswahlen nur organisierte Arbeiter zur Wahl zu stellen und durch unermüdliche Tätigkeit durchzubringen. Ebenso ist es Aufgabe der Kartelle, die Zentralisierung der Ortskrankenkassen, zunächst der einzelnen Orte, anzustreben. Von selbst versteht es sich, dass von den Kartellen alle Arbeitervertreterwahlen (zu den Gewerbegerichten etc.) zu fördern und zu leiten sind.

ES ist ein weites Tätigkeitsfeld, das für die Gewerkschaftskartelle abgesteckt ist. Und dieses sollen sie im Interesse der Gewerkschaftsorganisationen bearbeiten. In Fragen, die die Organisation selbst betreffen, sollen sie sich indes ohne Grund nicht einmischen.

NOCH auf einen Übelstand sei hingewiesen. In denjenigen Orten, wo geographische und wirtschaftliche Grenzen nicht gezogen sind, sollte vom Gründen *eigener* Kartelle abgesehen werden. Wir haben beispielsweise Berlin mit seinen Vororten im Auge. Alle diese Kartellchen sind nicht im stande gewesen, ihren Aufgaben nachzukommen, sie bleiben Geldsammelinstitute und nichts weiter. Hier liegt es im Interesse der Gewerkschaften, die Selbständigkeit des Kartells aufzuheben und die Tätigkeit dem Hauptort zu übertragen. Man kann so weit gehen, dass man eine Vertrauensperson an diesem Ort wählt und diese an den Sitzungen des Hauptkartells mit beratender Stimme teilnehmen lässt. Man bracht hierbei kein Misstrauen wegen *Bevormundung* und *Majorisierung* zu hegen. Wir wollen doch schliesslich alle nur unser Bestes für die Verwirklichung der Arbeiterforderungen einsetzen. Dann aber können und dürfen uns keine Machtgelüste beherrschen; nur die Vernunft und die Praxis soll unser Leitstern sein.

ERNST DEINHARDT · GEWERKSCHAFTLICHE UNTERRICHTSKURSE

AUF dem Gewerkschaftskongress in Cöln dürfte es wohl auch zu einer Auseinandersetzung über die Frage der Errichtung gewerkschaftlicher Unterrichtskurse kommen. Zwar lässt das die provisorische Tagesordnung des selben nicht erkennen, wer aber die Gewerkschaftspresse verfolgt hat, ist darüber nicht im Zweifel, dass man in gewerkschaftlichen Kreisen eine eingehende Erörterung dieser Frage gerade auf diesem Kongress wünscht. Und die Debatte über den Rechenschafts-

bericht der *Generalkommission* dürfte denn auch hinreichende Gelegenheit zu einer Aussprache darüber geben.

BEREITS der letzte Gewerkschaftskongress in Stuttgart hatte seine Debatte über gewerkschaftliche Unterrichtskurse. Anlass dazu bot ein Antrag des Vorstandes des Verbandes der Lithographen und Steindrucker, der die *Generalkommission* beauftragte, »die Einrichtung periodischer Unterrichtskurse über die Theorie und Praxis der Gewerkschaftsbewegung in verschiedenen Orten Deutschlands ernstlich erwägen und eventuell zur Ausführung bringen zu wollen«. Die Debatte über diesen Antrag beschränkte sich aber auf einige wenige Bemerkungen. Was der Antrag forderte, war für die Gewerkschaften zu neu, die Meinungen über die Bedeutung solcher Unterrichtskurse waren viel zu wenig geklärt, es fehlte jede Erfahrung auf diesem Gebiete, so dass der Gewerkschaftskongress sich darauf beschränken musste, den Antrag der *Generalkommission* zur Erwägung zu überweisen. Diese hat sich nun, wie aus ihrem Rechenschaftsbericht für das Jahr 1904 hervorgeht, wiederholt mit der Frage der Errichtung von Unterrichtskursen für die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft beschäftigt, ohne dass ihre Beratungen aber ein positives Resultat bezeitigt hätten. Den beiden Projekten der Genossen Rühle und Sassenbach, mit denen wir uns weiter unten noch zu beschäftigen haben werden, konnte sie nicht zustimmen. Mittlerweile hat denn noch die Konferenz der Vertreter der Vorstände der Zentralverbände zu der Frage Stellung genommen, und die Gewerkschaftspresse hat sie seit Monaten rege diskutiert.

DARIN sind wohl alle Gewerkschafter einig, dass auf dem Gebiete des gewerkschaftlichen Unterrichts mehr, als bisher, geschehen muss. Mit der gewaltigen Ausdehnung der deutschen Gewerkschaften hat ihre geistige Durchbildung nicht gleichen Schritt gehalten. Zwar ist die geistige Verfassung der grossen Masse der Mitglieder unserer Gewerkschaften jetzt besser, als zu irgend einer früheren Zeit. Und die Gewerkschaften stehen hier ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe. Ihre von Jahr zu Jahr sich steigernden Ausgaben für aufklärende Vorträge, für Bibliotheken, für die Gewerkschaftspresse und -literatur und die bessere Beschaffenheit dieser der Bildung der Mitglieder dienenden gewerkschaftlichen Einrichtungen legen davon Zeugnis ab. Aber wir haben hier zunächst nicht die *grosse Masse* der Mitglieder im Auge. Wir denken vielmehr daran, dass die gewaltige Ausdehnung der deutschen Arbeiterbewegung in den letzten zehn Jahren gewissermassen zu einem Mangel tüchtiger, zu l e i t e n d e n Stellungen befähigter Kräfte geführt hat. Die Gründe hierfür sind mannigfacher Art. Einmal absorbierte die politische und die genossenschaftliche Bewegung ein gutes Teil der sonst in der Gewerkschaftsbewegung hervorragend tätigen Kräfte. Mit diesem Kräfteverlust werden die Gewerkschaften auch künftig zu rechnen haben. Auch die Krankenkassen und Arbeitersekretariate ziehen oft genug Personen an sich, die sonst in den Gewerkschaften leitend tätig waren. Und gerade in den letzten Jahren, die uns eine enorme Steigerung der Gewerkschaftsziffern brachten, machte sich in vermehrtem Umfange die Anstellung von Gewerkschaftsbeamten notwendig. Viele Ortsvereine hatten sich so stark entwickelt, dass ihre Leitung nur mehr durch eine freigestellte Person sachgemäss möglich war. Das um so mehr, als auch der innere Ausbau unserer Gewerkschaften — so namentlich der Ausbau des Unterstützungswesens mit seiner komplizierten Verwaltung — die An-

forderungen, die an die Leiter auch der örtlichen Organisationen gestellt wurden, ganz erheblich steigerte. Dann machte sich in den Gewerkschaften immer mehr das Bedürfnis geltend, die Agitation systematischer zu betreiben; die Ausdehnung der Unternehmerorganisationen gestaltete die wirtschaftlichen Kämpfe schwieriger, so dass eine sachgemässere Einleitung und Führung derselben erforderlich wurde. Alles das machte die Anstellung einer grösseren Zahl von Beamten nötig. So haben einzelne Verbände zurzeit schon einen grossen Beamtenstab. Der Metallarbeiterverband beispielsweise dürfte gegen 100 angestellte Beamte haben, der Holzarbeiterverband hat zurzeit mehr als 70, der Maurerverband wohl eben so viele Beamte.

FÜR die Gewerkschaften wird es angesichts dieser Entwickelung der Dinge zur dringenden Pflicht, für die Ausbildung dieser zahlreichen Beamten etwas zu tun, wie auch Einrichtungen zu schaffen, um einen tüchtigen gewerkschaftlichen Nachwuchs heranzuziehen. Das Bedürfnis danach ist allgemein, nur über das Wie ist man sich noch nicht im klaren. Einzelne Gewerkschaften, wie der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiterverband, lassen, wenn wir recht berichtet sind, ihre Berliner Beamten einen Kursus der *Arbeiterbildungsschule* absolvieren; andere, wie beispielsweise der Holzarbeiterverband, machen die Beamten, die besonders verantwortungsvolle Aufgaben zu erfüllen haben, wie die Gauvorsteher, an der Verbandszentrale zunächst einmal mit dem Verwaltungsapparat vertraut. Das genügt aber nicht, um dem sich immer steigernden Mangel an genügend vorgebildeten Kräften zu steuern.

ES ist nun von verschiedenen Seiten, so auch von dem Lithographenverbandsvorstand in seinem oben genannten Antrag, die Einrichtung *periodischer Unterrichtskurse* gefordert worden. Man hatte bei diesem Vorschlage wohl an jene Unterrichtskurse gedacht, die von unseren Gegnern, den christlichen und katholischen Arbeiterorganisationen, seit Jahren schon geschaffen worden sind. Am weitesten ausgebildet sind diese Unterrichtskurse vom *Volksverein für das katholische Deutschland,* der sowohl an seinem Sitz, in München-Gladbach, eine Agitationsschule, wie auch Wanderkurse eingerichtet hat. Ausserdem werden auch von den katholischen Arbeitervereinen und christlichen Gewerkschaften, namentlich in grösseren Städten, solche Kurse arrangiert.

DIE Kurse des *Volksvereins für das katholische Deutschland* werden in der Hauptsache für Arbeiter veranstaltet, die von den katholischen Arbeitervereinen als besonders befähigt und zur Ausbildung geeignet ihnen überwiesen werden. Ausserdem ist die Teilnahme, wie es da heisst, den »hochwürdigen Herren Präsides und anderen Geistlichen und Laien« gestattet. Ein solcher Kursus währt gewöhnlich 10 Wochen lang. Als Lehrkräfte fungieren die zahlreichen Angestellten des *Volksvereins* (Kapläne), die die München-Gladbacher Zentralstelle dieses Vereins bilden, und die sich da vornehmlich mit Sozialistenvernichtung beschäftigen. Gebühren für Teilnahme am Kursus werden nicht erhoben. Die Ausgaben für Beköstigung und Logis belaufen sich für die Arbeiter auf monatlich 60 bis 70 Mark, so dass wohl nur solche Arbeiter an diesen Kursen teilnehmen können, die von katholischen Arbeitervereinen unterstützt werden. Die meisten katholischen Arbeitervereine haben übrigens zur besseren und systematischen Ausbildung von Arbeitern in München-Gladbach, also zur Heranziehung von katholischen Arbeiteragitatoren, besondere Fonds gegründet, zu Ehren des *Arbeiterpapstes,* Leos XIII., *Leofonds* genannt. In der Einladung

zu jenem Kursus wird ausdrücklich gesagt: »Nur solche Arbeiter und Gesellen mögen sich zur Teilnahme am Kursus melden, die bereits praktische Erfahrungen in der Arbeiterbewegung gesammelt haben, die ferner eine gute Schulbildung besitzen, orthographisch richtig und in gewandtem Stile schreiben können und dazu auch eine natürliche Redegabe (nicht Wortschwall) besitzen.« Das Lehrprogramm dieser Unterrichtskurse ist sehr vielgestaltig und umfangreich. Es zerfällt zunächst in zwei Hauptteile: einen volkswirtschaftlichen (Bestimmungen und Durchführung der Arbeitergesetzgebung, aktuelle Fragen der Arbeiterbewegung, praktische Übungen) und einen apologetischen (über die *Grundwahrheiten des Christentums,* wobei die »landläufigen Einwendungen der Sozialdemokratie widerlegt werden« sollen). Auf diese Kurse legt man grossen Wert. Dem letzten ist sogar die hohe Ehre eines Besuches des Cölner Erzbischofs, des Kardinals Dr. Fischer, zu teil geworden. Die meisten christlichen Gewerkschaftsführer sind durch diese Gladbacher Agitationsschule hindurchgegangen. Ihr Auftreten verrät das auch nur zu deutlich. Ihre ganze Agitation ist auf das Gladbacher System zugeschnitten, ihre Vorträge sind zumeist einer Materialsammlung entnommen, die von der Zentralstelle des *Volksvereins* herausgegeben wird. Ausser diesen Kursen werden noch, wie schon gesagt, von den grösseren katholischen Arbeitervereinen und christlichen Gewerkschaften l o k a l e Unterrichtskurse arrangiert, in denen strebsame Arbeiter und zukünftige Arbeiterführer, für die Gladbacher *hohe Schule* gewissermassen zurechtgedrillt werden. Analog diesen Unterrichtskursen der *Gladbacher Richtung* der *christlichen* Bewegung sind die der *Berliner Richtung,* die *katholische* Gewerkschaften kultiviert; doch bevorzugen diese W a n d e r - k u r s e , die sie zumeist mit einwöchentlicher Dauer abhalten.

AUCH der *Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine* veranstaltet neuerdings solche *Ausbildungskurse,* die ausser Arbeitern in gewissen Ausnahmefällen auch Angehörigen anderer Berufsschichten zugänglich sein sollen. Der zweite dieser Kurse findet vom 1. bis 27. Mai dieses Jahres in Frankfurt am Main statt. Trotz der sehr viel kürzeren Dauer dieses Kursus ist das Programm nicht weniger umfangreich, als das der Gladbacher. Es enthält nicht weniger, als 18 Lehrstoffe, darunter *Geschichte des Sozialismus mit Erläuterungen der volkswirtschaftlichen Grundbegriffe, Arbeiterschutz und Gewerbehygiene, Die soziale Frage in der Kirchengeschichte, Kommunale Sozialpolitik, Genossenschaftswesen, Politische Grundbegriffe, Christliche und materialistische Weltanschauung.*

DER Vollständigkeit halber sei auch der Unterrichtskursus erwähnt, der seitens der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine vom 27. Dezember 1904 bis 5. Januar dieses Jahres zum ersten Male in Düsseldorf abgehalten wurde. Das Programm umfasste zehn Vorträge über Volkswirtschaftslehre, Arbeiterbewegung, Arbeiterschutzgesetzgebung und Arbeiterversicherung. Die Teilnehmer, im ganzen 60, wurden zum Teil durch ihre Organisationen finanziell unterstützt.

SO viel über die gegnerischen Einrichtungen auf dem Gebiet der gewerkschaftlichen Weiterbildung. Zur Lösung dieses Problems für unsere Gewerkschaften sind nun zwei Vorschläge von Bedeutung gemacht worden.

ZUNÄCHST das Projekt R ü h l e , das in der Hauptsache unter den Arbeitern die Kenntnis der deutschen Sprache fördern will. Das soll zunächst erreicht werden durch Unterrichtsbriefe, deren Stoff dem Gedankenkreis und Organi-

sationsleben der Arbeiterklasse entnommen werden soll, um so die Teilnehmer zum Selbststudium anzuregen. Eine Zentrale soll dann die Durchsicht und Korrektur der schriftlichen Arbeiten der Teilnehmer vornehmen. Die Gewerkschaftskartelle sollen die Teilnahme an diesem Volksunterricht propagieren, die örtlichen Gewerkschaftsfilialen können durch einen Gesamtbeitrag für ihre Mitglieder das Recht der Teilnahme erwirken. Ausserdem sollen Wanderlehrer angestellt werden, die von Ort zu Ort kurze Kurse abhalten. Das Projekt Rühle will also ausschliesslich der Erteilung und Vermittelung von Elementarunterricht dienen.

ANDERS das Projekt Sassenbach, das in Berlin, dem Sitze der *Generalkommission*, umfassende Unterrichtskurse eingeführt wissen will, wie die in München-Gladbach. Die Kurse sollen je 4 Wochen dauern. Während derselben sollen an jedem Werktage 5 Vorlesungen von je ¾ Stunden abgehalten werden. Ausserdem täglich 2 Diskussionsstunden, in denen unter Leitung des betreffenden Lehrers einer der behandelten Lehrgegenstände besprochen werden soll. Zur Teilnahme berechtigt sollen in erster Linie die besoldeten Gewerkschaftsbeamten und Arbeitersekretäre sein, in zweiter Linie diejenigen, die von einer Organisation auf Organisationskosten entsandt werden. Sollte dann noch Platz vorhanden sein, so soll auch anderen Gewerkschaftsmitgliedern die Teilnahme gestattet werden. Die Ausgabe für Schule und Lehrkräfte soll die *Generalkommission* bestreiten. Die Aufenthaltskosten der Schüler sind, soweit sie nicht selbst getragen werden, von den Organisationen zu zahlen, die Schüler entsandten. Für den ersten Kursus schlägt Sassenbach Vorträge vor über 1. Theorie und Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung (insgesamt 12 Stunden), 2. die gegnerischen Gewerkschaften in Deutschland (4 Stunden), 3. die Gewerkschaftsbewegung im Ausland (4 Stunden), 4. die Versicherungsgesetzgebung (16 Stunden), 5. die Arbeiterschutzbestimmungen (16 Stunden), 6. die Gewerbeordnung (12 Stunden), 7. die Tätigkeit der Arbeitersekretariate, mit praktischen Übungen, (12 Stunden), 8. Nationalökonomie (12 Stunden), 9. Kartelle und Unternehmervereinigungen (8 Stunden), 10. Vorbedingungen der Statistik (8 Stunden) und 11. neue Literatur (12 Stunden). Die spätere Abfassung des Lehrplanes für die abzuhaltenden weiteren Kurse könnte nach den beim ersten gemachten Erfahrungen erfolgen. ebenfalls sei dann erst über eine eventuelle Begrenzung der Zahl der Teilnehmer zu entscheiden. Jedenfalls sei aber daran festzuhalten, dass nur solche Gegenstände in den Lehrplan aufgenommen werden, die in direkter Beziehung zur Arbeiterbewegung stehen.

BEIDE Vorschläge, sowohl der Rühles, wie der Sassenbachs, treffen meines Erachtens nicht das Richtige.

ES kann nicht Aufgabe der gewerkschaftlichen Weiterbildung sein, sich in der Erteilung von Elementarunterricht zu erschöpfen. Diesen Teil der Weiterbildung der Arbeiterschaft sollte man nach wie vor den örtlichen Bildungsvereinen überlassen. Man kann allerdings lebhaft wünschen, dass derartige Einrichtungen — wie beispielsweise auch die Berliner *Arbeiterbildungsschule* — von den Gewerkschaften und von den Gewerkschaftskartellen mehr, als bisher, auch materiell, unterstützt, eventuell da, wo sie noch nicht bestehen, mit Hilfe der Gewerkschaftskartelle geschaffen werden. Dem Verlangen nach gewerkschaftlichen Unterrichtskursen ist aber mit der Schaffung solcher Elementar-

bildungsstätten lange nicht Genüge geschehen. Da kommt der Sassenbachsche Vorschlag dem sich in den Gewerkschaften geltend machenden Bedürfnis nach gewerkschaftlicher Weiterbildung schon mehr entgegen. Indes, er erinnert zu sehr an das Gladbacher Vorbild, als dass wir damit zufrieden sein könnten. Im Grunde genommen, sollten uns doch gerade die *Erfolge*, die man in München-Gladbach erzielt hat, dazu bestimmen, andere, als die dort vorgezeichneten, Wege einzuschlagen. Ich stosse mich natürlich nicht an dem Sassenbachschen Vortragsprogramm wegen seiner *Tendenz*. Denn darüber bin ich nicht im Zweifel, dass wir einen weit besseren, gediegeneren Unterricht bieten können, als das den Gladbacher Zentrumsmännern möglich ist. Aber das Vortragsprogramm, wie es Sassenbach vorschlägt, scheint mir viel zu umfangreich. Das kann doch nicht Aufgabe solcher Unterrichtskurse sein, die für die Gewerkschaften auszubildenden Teilnehmer gewissermassen im Geschwindschritt mit dem ganzen Wissen des Jahrhunderts versehen zu wollen. Meiner Ansicht nach wären von dem Sassenbachschen Programm von vornherein die Punkte 4 bis 11 zu streichen. Aufgabe dieser Unterrichtskurse kann es wirklich nur sein, die zu unterrichtenden Personen mit dem Wesen der Gewerkschaften, mit ihrer Theorie und Praxis vertraut zu machen. Je mehr wir uns bei der Ausbildung der gewerkschaftlichen Kräfte auf dieses Gebiet beschränken, um so grösser dürften die Erfolge sein. Die Ergebnisse der Gladbacher Agitationsschule sollten uns, wie gesagt, vor ähnlichen Experimenten warnen. Der Drill lässt dort wirklich nichts zu wünschen übrig, das beweisen nur zu sehr die Zöglinge dieser Schule, die alle nach *Schema F* auf die Sophismen der Sozialistenvernichter abgerichtet sind. Es ist ja zuzugeben, dass es auch unter den christlichen Führern hervorragend tüchtige Männer gibt; die verdanken ihre Tüchtigkeit aber wohl kaum der Gladbacher Schule, die wären auch ohne diese ihren Weg gegangen.

JE einfacher der Plan ist, um so leichter lässt sicht die Sache durchführen, um so erfolgversprechender ist sie auch. Nach meiner Ansicht ist es deshalb das zweckmässigste, der Gewerkschaftskongress verpflichtet die örtlichen Gewerkschaftskartelle zu tatkräftigerer Unterstützung der örtlichen Arbeiterbildungsvereine, und er beauftragt weiter die *Generalkommission* in aller Form, für Gewerkschaftsbeamte und solche, die es werden wollen und werden sollen, Kurse einzurichten, die ausschliesslich dem Unterricht über Theorie und Praxis der Gewerkschaftsbewegung dienen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EMMA IHRER · DIE PROLETARISCHE FRAU UND DIE BERUFSTÄTIGKEIT



IN gewissen Perioden menschlichen Fortschritts treten stets Erscheinungen auf, die auch diejenigen, die mit ihrem Sein und Denken in dem Kampf um höhere Gesellschaftsformen aufgehen, zeitweilig als Gegner jenes Fortschrittes erscheinen lassen. So ist die Tatsache nicht abzuleugnen, dass auch Sozialdemokraten, trotz programmatischer Bestimmungen und theoretischer Lehren über die Gleichberechtigung der Frauen, leider nur zu oft zu Darlegungen kommen, die sie anscheinend zu

Gegnern der Gleichberechtigung der Geschlechter im wirtschaftlichen und politischen Leben machen. Das Verhalten weiter Kreise von Anhängern der sozialdemokratischen Partei — über deren theoretische Anschauung in Sachen des gleichen Rechtes für Mann und Weib kein Zweifel bestehen kann — bei dem leisesten Versuch der praktischen Durchführung dieses Grundsatzes, auch innerhalb der bescheidenen Grenzen, in denen dies heute möglich ist, zeigt uns die gleiche Rückständigkeit, wie sie eigentlich sonst nur bei reaktionär Empfindenden anzutreffen sein dürfte.

EIN derartig *Rückständiger* aus dem eigenen Lager, Genosse Edmund Fischer, bietet uns durch seine Ausführungen in dieser Zeitschrift die willkommene Gelegenheit, auch einmal die Ansicht der proletarischen Frau über die Emanzipationsbestrebungen des weiblichen Geschlechts zum Ausdruck zu bringen. Noch immer plagt nämlich manche Gemüter der Zweifel, ob es zulässig sei, dass auch die verheiratete Frau Berufsarbeit leiste, oder ob es nicht im Interesse der Gesamtheit geboten sei, diese Möglichkeit so viel als möglich einzuschränken, gerade so wie die Kinderarbeit, und die Frau und Mutter lediglich auf ihren *Naturberuf* zu verweisen. Bei diesen, scheinbar dem Interesse für das Fortbestehen der heutigen Familienform sich ergebenden Bedenken treten dem Unbefangenen sofort verschiedene Widersprüche entgegen.

ZUVÖRDERST ist doch die verheiratete Frau ein erwachsener und, allen antiquierten, sie rechtlos machenden Gesetzen zum Trotz, selbständiger Mensch, dem man es überlassen sollte, in eigener Sache selbst zu urteilen. Dann sind Frauenberufsarbeit und Kinderarbeit zwei an sich so verschiedenartige Dinge, dass ein denkender, vorgeschrittener Mensch keine Parallele zwischen beiden ziehen sollte. Die Kinderarbeit ist durch gesetzliche Verbote unbedingt auszumerzen; sie ist nicht nur eines jener vielen Übel unserer kapitalistischen Gesellschaft, sondern sie ist eine Barbarei an sich und ein Hindernis und Hemmnis für die Regelung der Arbeitsbedingungen im Interesse der Arbeiter. Die Berufstätigkeit der Frauen ist jedoch eine wirtschaftlich notwendige Vorbedingung für deren persönliche Selbständigkeit, deren volle Menschwerdung.

MAN erhebt nun den Einwand, dass auch nur die Berufsarbeit der verheirateten Frau als Missstand anzusehen sei, weil diese die Hausfrau und Mutter der Familie entziehe und allmählich zur Auflösung der Familie führen müsse. Und nur die äusserste Not, ein zu geringer Erwerb des Mannes, könne als Entschuldigung für die Erwerbsarbeit der Frau dienen; das Ziel aller Sozialdemokraten müsse sein, die Frau der Familie wiederzugeben. Es wäre demnach die Frage aufzuwerfen: Ist die Frau bei den heutigen Lebens- und Arbeitsbedingungen, durch Aufgabe jeder Berufsarbeit und mit Aufopferung aller ihrer geistigen und körperlichen Kräfte nur für den Haushalt, in der Lage, ein ideales Familienleben herzustellen? Ich sage: Nein, denn Vorbedingung dafür ist nicht nur das Schalten und Walten der Frau im Hause, sondern das Zusammenwirken aller Kräfte, vor allem auch des Mannes, ganz speziell bei der Erziehung der Kinder. Hierbei empfindet gerade die Frau des Arbeiters so häufig die zu lange Abwesenheit des Mannes vom Hause als einen Übelstand, durch den die gemeinsame Beratung über wichtige Erziehungsfragen und ähnliches zur Unmöglichkeit wird.

WER da behauptet, dass innerhalb der Arbeiterinnenbewegung der Emanzipationsgedanke nicht lebendig sei oder doch nicht vorherrsche, der hat sich

noch nicht klar gemacht, welche Umstände es waren, die die Bewegung überhaupt hervorriefen. Nichts anderes war es, als der lebhafte Wunsch der Arbeiterinnen, zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit und politischen Gleichberechtigung zu gelangen. Niemand bemisst heute den Wert der Hausfrauenarbeit für den Einzelhaushalt so hoch, wie den auch der einfachsten und schlechtestbezahlten Berufsarbeit. Das ist sicher einer der Faktoren, welche die Frauen mehr und mehr veranlasst, sich neben der Hausarbeit nach Erwerbsarbeit umzusehen. Dem Manne aller Schichten dünkt in der Regel diese eintönige, sich täglich wiederholende Hausarbeit unnütz und auch wohl ein wenig verächtlich: Was habt ihr Frauen denn auch gross zu arbeiten? Das ist die landläufige Antwort des Mannes auf die Klage der durch Hausarbeit übermüdeten Frau. Und welche Empörung ruft es bei ihm hervor, wird ihm einmal eine dieser gering geschätzten Arbeiten zugemutet! Es sind wirklich nicht die schlechtesten Elemente unter den proletarischen Frauen, denen es auf die Dauer nicht genügt, nur das gute *Haustierchen* zu sein, das lediglich dem Wohlbehagen des Hausgenossen dienen will, ohne selbst einen Anteil an höheren, grösseren Aufgaben bei dem Vorwärtsstreben der Menschheit zu haben.

DIE Mitarbeit der Frauen, und speziell auch der verheirateten, an der industriellen Entwickelung Deutschlands ist bereits ein beträchtlicher, die Zahl der erwachsenen arbeitenden Frauen ist im fortwährenden Steigen begriffen, wie die offizielle Statistik für das Deutsche Reich nachweist. 1899 betrug die Zahl der erwachsenen Arbeiterinnen 501 021, 1900 522 578, 1901 537 175, 1902 680 900. Und wer noch daran zweifeln wollte, dass unter diesen erwachsenen Arbeiterinnen der Prozentsatz der Verheirateten ebenfalls stetig ansteigt, der brauchte nur in einem einzigen Textilarbeiterbezirk Umschau zu halten, um sich von dieser Tatsache zu überzeugen. Im Geraer Bezirk sind 40 % der Arbeiterinnen verheiratet. Einem Volksvertreter eines industriellen Kreises sind diese Dinge schwerlich fremd. Zur Genüge bekannt ist aber auch, dass ganze Industriezweige auf die leichte Hand und die Fingerfertigkeit der Frauen angewiesen sind, dass diese bei einer ganzen Anzahl industrieller Arbeiten unentbehrlich geworden sind und die weitere Entwickelung dieser Gewerbe direkt gehemmt würde, sollten gerade die geübtesten, die älteren Arbeiterinnen keine Berufsarbeit mehr leisten dürfen. Wie bei so eklatanten Beweisen noch jemand mit der Behauptung kommen kann, es ginge die Entwickelung der Frauenarbeit nicht vorwärts, sondern zurück in den häuslichen Schmollwinkel, das ist schwer zu begreifen.

WIE nun richten sich die 40 % der Geraer und ein Teil der Lausitzer Arbeiterinnen ein, deren e r s t e Aufgabe es ist, ihre Berufsarbeit zu tun? Es sind bekanntlich gerade unter den Textilarbeitern nicht immer und überall die Arbeiterinnen, welche die niedrigsten Löhne erhalten; sondern bei bestimmten Arbeiten stellt sich das Verhältnis so, dass der Mann 8 bis 12, die Frau dagegen 12 bis 18 Mark verdient. Hieraus ergibt sich von selbst die Erklärung dafür, dass die Frau, die besser entlohnte, ihre Arbeit auch nach der Verheiratung beibehält. Eine Anzahl dieser Verheirateten tut sich zusammen, für die dann ein älteres Ehepaar das Essen bereitet und wohl auch die nötigen Aufräumearbeiten im Heim der jungen Leute besorgt. Und ebenso werden dann älteren Frauen, die ihren Erwerb in der Fabrik nicht mehr finden können, die Kinder zur Pflege übergeben. Alle Teile stehen sich leidlich gut bei dieser, allerdings

sehr unvollkommenen Form eines genossenschaftlichen Haushalts, der nur eines verständigen Ausbaues bedürfte, um zu erweisen, dass die hauswirtschaftliche Genossenschaft kein »utopistischer Traum« ist, »der an der psychologischen Beschaffenheit des Menschen . . . allezeit scheitern wird«. Es zeigen diese Dinge aber auch, dass die heutige Familie durchaus nicht den Einzelhaushalt bedingt. Widerlegt ist damit auch jene Behauptung, es zögen neun Zehntel aller Frauen die Knechtschaft des Hauses der Berufsarbeit vor. Sie wählen jene Arbeit, welche am höchsten bewertet wird, das ist in den meisten Fällen die Berufsarbeit, und sie entgehen bei dieser Wahl jener Qual, jener doppelten und dreifachen Arbeitslast, welche die im eigenen Heim, in der Hausindustrie arbeitende Frau zu tragen hat.

HIER sind wir bei dem Kern der Sache angelangt: Was erstrebt werden soll und muss, ist die Befreiung der Proletarierin von der Überarbeit. Die Frau der Zukunft wird sich einen Beruf wählen, und zwar ganz nach ihren Fähigkeiten und Neigungen, sie wird entweder Berufsarbeiterin oder Kindererzieherin oder Haushälterin sein, nicht aber alles zugleich sein müssen, wie die heutige Proletarierfrau. Nur hierin, in der dreifachen Arbeitslast, liegt die Schwierigkeit, die heute den meisten Menschen so unüberwindlich scheint. Wie aber die heutige Hausfrau nicht mehr, gleich unseren Grossmüttern, Hausindustrielle für den Hausbedarf zu sein braucht, weil die Grossindustrie alle Bedarfsartikel billiger und besser liefert, so wird man auch allmählich erkennen lernen, dass es eine Kräfte- und Materialvergeudung ist, Einzelhaushalte zu führen. Die untüchtigste Hausfrau wird vielleicht auf einem anderen Arbeitsgebiete das Beste zu leisten vermögen.

WER da meint, es werde, wenn die Hausarbeit berufliche Regelung erfahre, diese doch wieder den Frauen zufallen, der übersieht, dass, soweit sich die Teilung bereits vollzogen hat, es nicht mehr als selbstverständlich angesehen wird, dass wiederum jede, auch die schwerste Hausarbeit, wie Waschen, Plätten, Fensterputzen u. s. w., den Frauen zufällt. In unseren Grossstädten werden von den Reinigungsinstituten ausschliesslich Männer als Fensterputzer angestellt; die Wäschereinigung entwickelt sich ebenfalls zur Berufsarbeit welche von Männern geleistet wird, soweit sie Fabrikarbeit mit Maschinenbetrieb ist. In Amerika aber wird der Plättereiberuf vorwiegend von Männern ausgeübt. Diese Dinge haben sich ganz allmählich so entwickelt; es haben bisher auch die ärgsten Eigenhaushaltsfanatiker sich nicht dagegen gewandt, dass der Waschmeister das Reinigen der Wäsche an Stelle der Hausfrau überwacht. Und auch bei der Fensterreinigung hat bisher niemand die hausfrauliche Hand vermisst. So wird sicher allmählich auch die Einbildung verschwinden, dass unter allen Umständen der *eigene Herd* Goldes wert sei. Denn, ob jene intelligente Textilarbeiterin, welche mit ihrer Berufsarbeit um ein Drittel mehr, als der Mann, erwirbt, auch eine gleich tüchtige und so sparsame Hausfrau sein würde, die mit der alleinigen Einnahme des Mannes von 8 bis 12 Mark im stande sein würde, der Familie ein angenehmes Heim zu bereiten, ein gutes kräftiges Essen herzustellen, das darf wohl mit Recht angezweifelt werden; bei so geringer Einnahme ist auch ein Spargenie ausser stande, Grosses zu leisten.

DER oben zitierte Genosse Fischer glaubt einen Haupttrumpf auszuspielen, wenn er ausführt: sobald man *am Tage nach der sozialen Revolution* den Arbeitslohn auf das Doppelte und Dreifache erhöhen würde, »geht keine ver-

heiratete Frau mehr in die Fabrik oder ist sonst beruflich tätig«.[1]) Mit Verlaub: werden die Arbeitslöhne erhöht, so werden sie es doch für alle Arbeiter, mithin auch für die weiblichen! Dann aber ist der Schluss doch zu nahe liegend, dass der weitaus grösste Teil der Frauen sich nicht danach sehnen dürfte, Haussklavin im heutigen Sinne zu werden, ganz abgesehen davon, dass die wirtschaftliche und industrielle Entwickelung bis dahin so weit fortgeschritten ist, dass kaum etwas von der alten, heut gewohnten Art der Wirtschaftsführung übrig geblieben sein dürfte, es sei denn, dass einzelne Sonderlinge, vom Geschmack des Genossen Fischer, sich einspinnen, umgeben von den Überbleibseln einer vergangenen Zeit.

OB die heutige Form der Familie — die nach Fischer die einzige ist, welche der Natur des Menschen entspricht — bei diesen grundlegenden Umwandlungsprozessen bestehen bleiben wird, das können wir getrost der Zukunft überlassen; die Form ist doch lediglich eine Folge der gesellschaftlichen Entwickelung, und gerade wir Sozialdemokraten hatten bisher immer die mehr und mehr hervortretenden Mängel dieser Form, die oft genug ohne jeden Inhalt ist, als unzeitgemäss scharf kritisiert. Wenn Fischer als Beweis für seine *Theoria* über die heutige Eheform auch Stuart Mill anzieht, so scheint er gerade den Ausspruch Mills übersehen zu haben, der da lautet: »Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, welche das Gesetz kennt.«

ZWEIFELLOS ist trotzdem heute die Anzahl jener Frauen nicht gering, welche den Fortbestand dieser Art Leibeigenschaft als den einzig richtigen und normalen Zustand ansehen. Naturen, die, wenn auch nicht denkunfähig, so doch denkfaul sind und das Dienen der persönlichen Freiheit vorziehen, weil letztere Setlbständigkeit des Handelns und Denkens von ihnen erfordert, wird es immer geben. Am wenigsten wird man solchen im Proletariat begegnen, bei der eigentlichen Arbeiterin. Die Mehrzahl von ihnen ist durch die eigene Arbeit an wirtschaftliche Selbständigkeit von Jugend auf gewöhnt, und darum empfinden gerade sie die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne sehr schwer. Und weil sie diese Abhängigkeit schwer empfinden, sind den Arbeiterinnen Emanzipationsbestrebungen nicht gegen die *weibliche Natur*, sondern ein natürliches Bedürfnis, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Nur die guten, aber beschränkten *Haustierchen* unter den Frauen sind es, die abseits stehen und noch immer nicht begreifen können, dass es auch für den weiblichen Menschen noch andere Lebensaufgaben gibt, als Kindergebärerin und Dienerin des Mannes zu sein.

WÄHREND unsere Epoche die Sentimentalität eines vergangenen Zeitalters mehr und mehr abstreift, können wir beobachten, dass diese an einer Stelle wieder aufzutauchen scheint: bei den mütterlichen Gefühlen. Bei Fischer finden wir, gerade wie bei vielen Schriftstellerinnen unserer Tage, ein mit gewisser Absichtlichkeit wiederkehrendes Hervorheben des Mutterberufs, der *Mütterlichkeit*; es ist dies fast zur krankhaften Manie ausgeartet. Selbst einer so klaren und entschlossenen Denkerin, wie Oda Olberg, muss man widersprechen, wenn sie behauptet, die Entziehung der Kinder sei eine Verstümmlung des Weibes, die Pflege der selben ein Lebensbedürfnis der Mutter.[2]) Ich

[1]) Vergl. Edmund Fischer: *Die Frauenfrage* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 265.
[2]) Vergl. Oda Olberg: *Polemisches über Frauenfrage und Sozialismus* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 304.

meine: nicht j e d e r Mutter! Mutter Sein hat keineswegs zur Voraussetzung, dass eine Mutter unter allen Umständen besonderes Verständnis für die Kinderseele habe oder natürliche Talente, das nötige Wissen und Können, das zur Kinderpflege und -erziehung doch in weit höherem Masse vorhanden sein muss, als für irgend einen anderen Beruf. Ich möchte direkt sagen: die m e i s t e n Mütter haben weder das eine, noch das andere. Sie finden sich allmählich in diese Art der Pflichterfüllung hinein, wie in eine andere Aufgabe der Hausfrau, die sie als solche zu erfüllen haben, o h n e d a r a u f i m g e r i n g s t e n v o r b e r e i t e t z u s e i n. Und nicht jede Mutter sieht *mit Herzeleid* die Kinder ihrer Pflege entwachsen. Der beschäftigten Proletarierin ist es eine Lasterleichterung, die sie mit Freude erfüllt, sieht sie, wie mehr und mehr das Kleine ihrer Pflege entwächst, indem es zu laufen, sich selbst zu beschäftigen beginnt. Der vernünftigen Arbeiterfrau wird es keine Qual sein, ihr Kind für einige Stunden des Tages, ihre Arbeitsstunden, einem gut geleiteten Kindergarten zur Aufsicht und Pflege anzuvertrauen. Wer sich diese Einrichtungen genauer angesehen hat, der wird nur wünschen können, dass man endlich daran gehen möge, nicht nur so kleine derartige Institute einzurichten, wie die bisher durch Privatwohltätigkeit geschaffenen, welche nur einige Dutzend Pfleglinge aufzunehmen vermögen, sondern dass Staat und Gemeinde sich vereinigen und im allgemeinen Interesse für ausreichende Stätten sorgen, in denen die Kinder aller Mütter weit besser und richtiger gehegt und gepflegt werden, als im eigenen Heim. Die Mutter, welche dem Broterwerb nachgeht, hat keine Zeit, sich um die Pflege und Erziehung des Kindes zu kümmern, die körperliche Versorgung ist alles, was sie ihm angedeihen lassen kann. Und die Mutter in den besitzenden Klassen überlässt ihre Kinder und deren Pflege ihren Dienstboten, die gerade so wenig geschult dafür sind, wie die Mutter selbst! Warum aber eine Freundin oder Nachbarin zuverlässiger bei der Beaufsichtigung sein sollte, als die gewissenhafte und geschulte Kinderpflegerin, ist nicht einzusehen. Bei der Kindergärtnerin darf man doch voraussetzen, dass sie ihren Beruf wählte gerade aus Liebe zu den Kindern. Aber auch die Unkosten, wenigstens den grössten Teil derselben, tragen die Kinderpflegeinstitute, auch diese Einrichtung ist schon heute keine *Utopie* mehr.

EIN gewaltiger Irrtum liegt in der Annahme, das erste und höchste in der Natur der Frau begründete Lebensziel sei es, Mutter zu sein, der Pflege und Erziehung der Kinder zu leben. Mutter Sein ist so wenig ein Lebensziel wie Vater Sein. Der Züricher Arzt Brubpacher meint mit Recht: »Stelle man sich einen Mann vor, stündlich dem Fortpflanzungsgeschäft sich widmend, in seiner Gesamtheit in ihm aufgehend!«[3]) Unnatürlich und lächerlich zugleich. Lebensziele findet auch die Frau nur auf den allgemeinen Arbeitsgebieten oder bei Lösung sozialer Aufgaben, die im Interesse aller liegen. So kann zum Beispiel die Vervollkommnung der Pflege und Erziehung des Kindes das Lebensziel eines Berufspädagogen sein, nicht aber das aller Frauen, die Mutter wurden.

MIT der Mutterschaft tritt eine Verschiedenartigkeit des Geisteslebens, der geistigen Fähigkeiten zwischen beiden Geschlechtern auf, sagt Fischer. Er schreibt diese Verschiedenartigkeit den Störungen zu, welche das Geschlechtsleben im Gefolge habe. Hier ist Fischer zu einem Trugschluss gekommen. Die sonst normale und gesunde Frau wird durch das in vernünftigen Grenzen

[3]) Vergl. F r i t z B r u b p a c h e r: *Kindersegen — und kein Ende?* /München 1904/, pag. 6.

gehaltene Geschlechtsleben weder geistig, noch körperlich beeinträchtigt. Immer und überall wird darauf hingewiesen, dass dieses für die normale Entwickelung des Weibes sogar eine Notwendigkeit ist, also nicht verkümmernd wirken kann. Ein Einschlummern des Geisteslebens muss aber allmählich eintreten, wenn die Frau nur auf die einseitigste Beschäftigung verwiesen bleibt, auf das tägliche Einerlei des Hauses, ohne dass ihre eine geistige Anregung von aussen wird. Der müde von der Arbeit heimkehrende Mann bringt ihr keine Abwechslung, nur neue Arbeit; auch er verlangt, gepflegt zu werden, von der Misère des Hauses mag er nichts wissen, er will die kurze Ruhepause geniessen können. Mit den kleinlichen Tagessorgen muss die Frau sich allein abfinden, und schliesslich nehmen diese sie so ganz in Anspruch, dass von geistigen Interessen nichts mehr übrig bleibt.

DAMIT diese geistige Öde verhütet werde, bedarf auch die Frau eines Berufs, der sie unabhängig macht von jeder Art der Bevormundung. Und auch, wenn sie nur die Wahl hätte, täglich fünf Stunden an einer Spinnmaschine stehen oder im engen Heim, das vom Kindergeschrei erfüllt ist, bleiben zu müssen, die meisten wählten das erstere und würden diese schwere Arbeit selbst unter den heutigen ungünstigen Arbeitsbedingungen für das kleinere Übel halten. Die Proletarierin erstrebt nicht nur ihre Befreiung aus dem Joch des Kapitalismus, sie muss gleichzeitig kämpfen für eine Befreiung von den Familienfesseln: dahin gehen ihre Emanzipationsbestrebungen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass durch die immer umfangreicher werdende Berufsarbeit der Frauen und die damit verbundene Selbständigmachung einer grösseren Zahl von Proletarierinnen sich die nämliche Fortentwickelung bei dem weiblichen Geschlecht zeigen wird, wie sie bei den Männern beobchtet werden kann, die aus den patriarchalischen Verhältnissen der Landwirtschaft in die Städte kommen und dort aus willenlosen, demütigen Knechten zu selbstbewussten, sich selbst achtenden Menschen werden. Aber wenn man auch diese Entwickelung nicht in dem gleichen Masse gelten lassen, sondern nur von dem ausgehen will, was heute schon ist, so kann man ohne weiteres sagen, dass es durchaus wünschenswert und durchführbar ist, die Frauen aus dem engen Kreis der Hausarbeit in den erweiterten Kreis der Berufsarbeit hineinzuziehen. Schon innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft könnte bei vernünftiger Regelung der Hauswirtschaft die Arbeitskraft auch der verheirateten Frau in der Industrie Verwendung finden, ohne dass dadurch die Natur des Weibes beeinträchtigt, die Neigungen zum Familienleben unterdrückt werden müssten.

ES hiesse daran verzweifeln, dass der Sozialismus allen Menschen — und zu diesen sind doch schliesslich auch die Frauen zu zählen — sichere und bessere Daseinsbedingungen geben wird, wollte man anders denken. Das, was heute in Anfängen sich zeigt, für manchen nicht ein Fortschritt zu sein scheint, wird in erhöhter und veredelter Form im sozialistischen Gemeinwesen allgemeine Geltung haben. Völlige ökonomische Freiheit, nicht nur für einen, und zwar den kleineren Teil des Menschengeschlechts, sondern für alle Menschen, das soll und das wird der Sozialismus bringen. Und daher muss der Sozialist auch heute schon fordern, dass die Frau als gleichberechtigt, und infolgedessen auch gleichverpflichtet, im Dienste der sozialen Gemeinschaft an d e m Platze Verwendung findet, an den ihre Fähigkeiten sie weisen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JOHANNES SCHLAF · DIE FELDARBEITER

EINEN Feldweg wandere ich entlang; zwischen weiten Felderbreiten hin in den Sommermorgen hinein, die freie Natur zu geniessen.
DIE Sonne ist kaum erst aufgegangen und hat mit ihren Strahlen das Zwielicht verdrängt. Über den Gefilden fängt die Lerche an zu trillern; steigt in klares Blau und grossgetürmtes, starres, weissblitzendes Gewölk hinein.
VOR mir her aber zieht auf dem staubigen Weg und auf dem Graspfad, der dicht an den Feldern auf dem hohen Rand eines Grabens hinläuft, bereits ein grosser Trupp von Feldarbeitern, sich an ihr Tagewerk zu begeben.
SIE erregen mein Interesse.
IHRE Gestalten sind angeglüht von dem ersten roten Strahlengold der Frühsonne. Wie alles ringsum: der Wegstaub, die Felder, die Kartoffel- und Rübenäcker, die graulich wogenden Kornbreiten, das im Morgenwind flüsternde Laub der Kirschbäume, mit denen der Feldweg zu beiden Seiten bestanden ist, und fern drüben auf der anderen Wegseite der dunkelgrüne Waldstrich des Horizontes.
ES ist selbstverständlich, dass man an Millet denkt. Man kommt aus der Kultur. Man ist Bürger der Weltstadt. — Und der Anblick hat das auch. Es ist der Eindruck. Millet!
ABER vergiss das wieder. Tauche in diese einfachen, rauhen Seelen hinein. Erfasse ihr Dasein. Werde eins mit dem wundersamen frischen Pathos dieser Morgenstunde, wie sie, und mit ihnen.
WENDE dich und sieh da drüben das Dorf, aus dem sie herkommen.
IM flachen Land liegt es hingestreckt mit der ernsten Prosa seines Alltags. Du erblickst, von den dunkelgrünen runden Massen alter Linden flankiert, die langen weissgetünchten Gebäude der Domäne mit ihren hohen braunen Ziegeldächern; überragt von den beiden Schloten der Branntweinbrennerei und der Zuckerfabrik. Du siehst die buntgetünchten Katen grell von der Morgensonne erhellt. Die Katen mit ihren schwarzen Fensterlöchern, den kleinen plumpen Kirchturm mit seiner stumpfen Ziegelhaube und das Kirchdach zwischen hochragenden Eschen gewahrst du oben auf der Wölbung des weiten flachen Bühels.
DIE Katen! Man ist wohl gelegentlich mal an ihnen entlang geschlendert und hat einen Blick auf ihr Kleinleben geworfen. Rissig ist ihre Tünche und fleckig; kahl und schwarz starren die kleinen Fenstervierecke mit ihren blinden Scheiben und ihren verschmutzten weissen Kreuzen. Keine Blume, die sie schmückte; kein freundlicher Vorhang; kaum mal ein verschieftes buntes Leinenrouleau. Zerbrochene Fensterscheiben, hier und da mit Papierstreifen verklebt. Und du blickst durch offene Türen oder über morsche Halbtüren hinweg in dumpfe, schmutzige Hausflure, deren Tünche abgeblättert ist, so dass der gelbgraue Lehm der nackten Wand hervortritt. Grobe, unbearbeitete Steinplatten oder roher Lehm oder auch mürbe Backsteine bilden den Fussboden, der von dem Kot von Gänsen und Hühnern verunreinigt ist. Du siehst eine schmutzige, gebrechliche Treppe, oder an ihrer Stelle gar nur eine Leiter, die zu einem Bodenraum oder einem Giebelkämmerchen hinaufführt.

Dunkle, dumpfige Stubenlöcher mit zerbrechlichen, groben Möbeln. Düngerhaufen, Pfützen und Schmutz vor den Türen, und triste kleine Hoflöcher mit winzigen Ziegen- und Schweinekoben.
DORT kommen diese Feldarbeiter her. Von rauhem Lager und kurzer Nachtruhe sich an ihr Tagewerk zu begeben.
TRIST ist dies alles; öde, wenn nicht gar Abscheu erregend. Was wären sie, wäre einzig dies ihr Element!
ABER befreie jetzt deinen Sinn davon; hafte nicht an solchen kläglichen Eindrücken. Richte deine Seele, wie sie in ihrer Weise, in die grosse, herbe, reiche, gesunde Welt und werde mit ihr eins.
ES ist ein langer Zug. Ich schätze, dass es ihrer fünfzig sind oder mehr; Männer, Weiber, einige Kinder und Halbwüchsige. Hinterher in schicklichem Abstand schreitet der Aufseher mit seiner Halbpfeife im Mundwinkel, mit seinem Filzhütchen, seiner Lodenjoppe und seinen Schaftstiefeln; mit der Krücke, die eine kleine Stahlhacke hat. Sein Hund folgt ihm.
MÄNNER, Weiber, Burschen, Mädchen, Greise, Halbwüchsige und Kinder. Ein paar grobe, weidengeflochtene Kinderwagen sind beim Zug, die von Kindern geschoben werden. Ein paar von den Weibern sind schwanger.
WIE sie schreiten!
SPÜRE in dem frischen Morgenhauch, in seinem herzhaften Rhythmus, spüre in den würzigen Nährdüften von den Kornbreiten her das grosse, ruhige Atmen der Natur; lenke deinen Blick auf den Rhythmus der vom Wind aufgewühlten wogenden Ährenfelder; sieh das krause, kräftige Dunkelgrün der Kartoffelbreiten; sieh die langen, tiefbraunen Furchen dazwischen; sieh die gehaltene kräftige Ruhe dieser Farben; sich die grosse Gelassenheit in den Linien des Geländes; richte deinen Blick gegen das Firmament und gewahre die sichere Stetigkeit des vorwärts strebenden Gewölkes mit seinen erhabenen Formen: und dann gewahre mit Lust und Bewunderung die ruhige Mechanik, die sichere Gelassenheit, die vollendete herbfrische Schicklichkeit und Art in der Bewegung all dieser groben, bäuerischen Gliedmassen.
WIE ein stummes Lied, wie das eigenartige Wiegen eines Rhythmus und einer Melodie nimmt man das Vorwärtsstreben dieser Kolonne wahr; mit Lust fühlt man sie in den Nerven; fühlt ihre Notwendigkeit und Einheit, die so viel kleine, einzelne, verschiedenartige, triviale, komische, plumpe und unschöne Bewegungen, Gesten, Formen und Linien doch in eine schöne und kräftige Harmonie fasst.
UND man richtet seine Aufmerksamkeit auf diese Einzelheiten.
DU denkst an die Bilder und Gedichte einer vergangenen Zeit und idealisierenden Kunstrichtung, die eine Verherrlichung und einen Preis des Landlebens erstrebte. Wie viel reicher, wahrer und würdiger, wie viel tiefer, vielseitiger und magischer aber vermögen wir den aus seiner Umgebung und aus seinen Lebensbedingungen verstandenen Menschen und Landmann zu erfassen!
MIT ihren Spaten, Hacken und Rechen, mit all ihren Geräten bewegt sich die lange Kolonne vorwärts.
WIE sie schreiten!
LEICHTFÜSSIG die Dirnen und jungen Weiber mit ihren nackten Beinen, die weit aus den hochgeschürzten Röcken hervorkommen. Die Dirnen und

Weiber mit ihren Kopfgugen aus buntem Kattun, deren Spitzen hinten auf ihrem Rücken flattern und wimpeln und deren weit und schaubenförmig vorragender Rand vorn ihre Augen gegen die grelle Feldsonne schützt. Sie schwatzen und lachen; verweilen wohl auch, stossen sich in scherzendem Übermut; laufen sich haschend und albernd einen Augenblick über den Weg hin, um sich gleich wieder der Kolonne einzufügen. Schwerfällig die Schwangeren mit ihren ungefügen Leibern. Schweigsam, mit ernsten, harten, faltigen Gesichtern, braunfarbig und ungeschlacht die Züge; mit mürben Bewegungen ihrer steifen Glieder die älteren Weiber.

SCHWERFÄLLIG bewegt sich das Mannsvolk daher mit gekrümmten Rücken und steifen, eckigen Gliedmassen. Müd und krank nehmen sich ihre Bewegungen aus; aber es ist das Phlegma gesparter und zielbewusster, ihrer Funktion sicherer Kraft. Wie geknickt, gekrümmt, gebrochen von schwerer Verrichtung; wunderlich, komisch und unschön verrenkt nehmen sich diese Gliedmassen und Körper aus. Und doch ist dies alles sehnige, sichere Kraft in mannigfacher, wundersamer Anpassung an notwendige und geheiligte Verrichtungen. Wie viel ehrwürdiger sind diese verkrümmten, ungestaltenen Leiber, als jene als Landleute kostümierten Schemen von Griechengöttern an den Bauern und Winzern einer idealisierenden romantischen Kunst! All diese zerfurchten, wetterbraunen, sehnigen und knochigen Bauernschädel mit ihren Kanten und Ecken, ihren breitgebauten und vorgeschobenen Kiefern! Die ehrbar ernsten, gelassenen, schweigsamen Augen! Die schmalen, festgeschlossenen Lippen! Die dunkelbraunen Hälse mit ihren hervortretenden Sehnen- und Muskelbündeln; ihren Furchen, Narben, Riefen und Adern! Und das rauhe, flachsblonde, braune, schwarze und graue Haupt- und Barthaar! Unter den verschossenen und verbogenen, zerknüllten Mützen, unter Filz oder breitrandigem Strohhut! Ihre schwieligen, starkknochigen Hände, die den Schaft der Hacke, des Spatens umklammern! Die entblössten hageren, braunen Arme aus den aufgekrempelten Ärmeln der groben Hemden hervor! Die verschossene, geflickte und bepatzte Kleidung mit ihren pittoresken Halb- und Zwischenfarben! Die groben Stiefeln, Schuhe und Holzpantoffeln! Der Rauch des Knasters aus ihren Halbpfeifen!

WIE ein Trupp Kriegsvolk, ernst, gefasst, mit würdiger Gelassenheit bewegen sie sich langsam und bedacht vorwärts zum Ernst der friedlichsten Verrichtung; ihre Kräfte sparend dennoch wie zu einem harten Kampf. Mit all seinen prosaischen, humoristischen, komischen, unschönen, ungeschlachten und trivialen Einzelheiten hat es dennoch seine Harmonie, seine Schönheit; hat es sein Pathos, seinen Ernst und seine Würde.

SIE singen nicht das traditionelle Lied, wie in der Dichtung; schweigsam rücken sie vorwärts. Die älteren plaudern ein weniges; wechseln Beobachtungen mit karger, halber Stimme. Das jüngere Volk schwatzt und lacht und treibt grobe und ungefüge Spässe. Roh, wild, frisch sind ihre Seelen, herb und kräftig, wie das freie, grosse, rauhe Element, in dem sie leben, mit dem sie verwebt sind. So viel freiluftwilde Weisheit ist in ihrem Leben, in ihren groben, primitiven Gewohnheiten, in ihren rauhen Worten mit ihrer simplen, gesunden Trivialität und ihrem Mutterwitz.

WIE sie schreiten!

GRELLE Sonnenlichter wittern über ihren Zug und schwankende, wiegende

Laubschatten und weben ihn bedeutsam ein in die grosse, frische Schönheit des ländlichen Morgens; in die grosse Harmonie der Gefilde.

ES rauschen, schlürfen, trappeln und poltern ihre groben Schritte. Es klirren und klappern ihre Geräte.

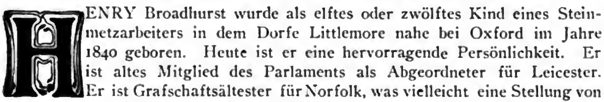

N einer riesigen Kartoffelbreite, die sich weit bis zum fernen hohen Horizont des Feldbühels hindehnt, mit ihren endlosen, braunen Furchen und ihrem krausen, dunkelgrünen Kraut, machen sie Halt, sich zu ihrer Arbeit zu rüsten, und legen ab. Die Kinderwagen stehen am Rand des Grabens. In langer, malerischer Reihe liegen die groben, verschossenen Oberkleider zwischen dem üppigen, verstaubten Gras und den wildbunten Blumenflecken am Graben hin; braunirdene, bauchige Bier- und Kaffeeflaschen; irdene und blecherne Töpfe; bunte Tuchbündel und Papiere, Körbe und Taschen mit Nahrungsmitteln, Ledertaschen und verschabte Ranzen.

LÄSSIG, mühsam, gleichsam unlustig schreiten sie mit ihren eckigen, müden, verkrümmten Bewegungen die dunkle Feldbreite hinauf.

DIE Arbeitsgeräte blitzen. Weisse Hemdärmel und helle Strohhüte schimmern und nackte Glieder aus dem dunklen Braun der Schollen. Gegen die Höhe des Bühels bewegen sie sich langsam vorwärts. Wie eine Kolonne zum Kampf. Kleiner werden sie und kleiner und einen sich dem Element, mit dem ihr Leben und Wirken verwebt ist; tauchen ein und unter in seinen herben, gesunden, freiwilden Odem, in seine grosse, erhabene, nährende, ehrwürdige Dunkelheit.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDWARD REYNOLDS PEASE · HENRY BROADHURST · DAS LEBEN EINES GEWERKSCHAFTSFÜHRERS


ENRY Broadhurst wurde als elftes oder zwölftes Kind eines Steinmetzarbeiters in dem Dorfe Littlemore nahe bei Oxford im Jahre 1840 geboren. Heute ist er eine hervorragende Persönlichkeit. Er ist altes Mitglied des Parlaments als Abgeordneter für Leicester. Er ist Grafschaftsältester für Norfolk, was vielleicht eine Stellung von noch grösserem Ansehen ist, denn Grafschaftsräte sind in der Regel, obwohl sie nach einem demokratischen Stimmrecht gewählt werden, aus geographischen und anderen Gründen Landbesitzer und wohlhabende Leute, und die kleine Zahl von Ältesten, die von ihnen gewählt wird, ist gewöhnlich noch aristokratischer und in höherer Stellung, als sie selbst. Er ist Friedensrichter, das ist ein unbezahltes Mitglied der Gerichtshöfe erster Instanz — was nur recht und billig ist —, nachdem er selbst im Jahre 1885 die Regierung zu der vortrefflichen Praxis bewogen hatte, führende Gewerkschafter auf diese Posten zu berufen. Aber weit mehr, als alle diese Auszeichnungen, schätzt er zweifellos das Vorrecht, auf den vordersten Bänken im Hause der Gemeinen zu sitzen, die nach strenger Sitte auf der einen Seite für die Minister der Krone, auf der anderen für die Exminister reserviert sind, ein Vorrecht, das nur ein anderer Arbeiter, Thos. Burt, jemals mit ihm geteilt hat. *Last, but not least,* ist Broadhurst Schriftsteller. Sein unterhaltendstes Buch *Henry Broadhurst, die Geschichte eines Lebens von der*

Steinmetz- bis zur Ministerbank, wurde 1901 veröffentlicht und ist eine Fundgrube belehrender und interessanter Geschichten und Anekdoten.

SEIN Vater war ein Arbeiter, der seine 20 bis 24 Shilling die Woche verdiente, und der Sohn versprach nach seiner eigenen Angabe nicht allzuviel auf der Dorfschule, die er bis zum Alter von zwölf Jahren verliess. Mit dreizehn Jahren ergriff er seines Vaters Gewerbe, und ein oder zwei Jahre später wanderte er, in verschiedenen Städten arbeitend, durch das Land. Einige Jahre hielt er sich in Norwich auf, wo er für 24 Shilling wöchentlich 60 Stunden arbeitete. Dann kam eine Zeit, wo die Geschäfte schlecht gingen, und monatelang streifte er im Lande umher, vergeblich Arbeit suchend, während er von seiner Gewerkschaftsunterstützung lebte. Im Jahre 1865 kam er nach London und arbeitete da am Glockenturm des selben Hauses der Gemeinen und auf dem Gebäude eben des Ministeriums des Innern, von denen er einige Jahre später gewissermassen Inhaber und Benutzer sein sollte.

IM Jahre 1872 fand eine Aussperrung der Steinmetzen statt: er wurde von den Arbeitern zum Vorsitzenden gewählt, und hatte den Erfolg, den Streik innerhalb eines Monats unter sehr vorteilhaften Bedingungen für die Maurer beizulegen. Im November dieses Jahres verliess er seine Berufsarbeit — wie er glaubte, für einige Wochen, wie es sich später erwies, für immer. Der Trade-Unionismus begann um jene Zeit sehr aktiv politisch zu werden, was zum Teil einem Streik der Gasarbeiter im Süden Londons zuzuschreiben war, in dessen Gefolge die Führer zu langen Einkerkerungen wegen Verschwörung und Kontraktbruch verurteilt worden waren. Broadhurst scheint vollständig in der darauf folgenden Bewegung aufgegangen zu sein, die nach wenigen Monaten zur Freilassung jener Männer führte. Er wurde zum Gewerkschaftskongress jenes Jahres delegiert, um seine Organisation zu vertreten, und wurde dort in das parlamentarische Komitee gewählt. Im Jahre 1873 wurde er Sekretär eines Arbeitervertretungsbundes und trug 6000 Stimmen als Kandidat für den Londoner Schulrat davon. Er war nicht immer erfolgreich, aber 23 Jahre später wurde er ohne Opposition gewählt.

SIDNEY und Beatrice Webb schildern in ihrer *Geschichte des britischen Trade-Unionismus* sehr lebendig die Tätigkeit der *Junta,* einer heimlichen Verbindung von fünf Gewerkschaftsführern während jener Jahre. Broadhurst war keiner von den Fünfen, aber er gehörte zu ihren tätigsten Offizieren, und bei der allgemeinen Wahl im Jahre 1874 machte er, allerdings ohne Erfolg, das kleine Landstädtchen High Wycombe den liberalen und Tory-Kandidaten streitig. 1875 wurde er zum Sekretär des parlamentarischen Komitees des Gewerkschaftskongresses gewählt: ein Posten, der der bedeutendste in der Gewerkschaftswelt war, damals aber nur ein Gehalt von 150 Pfund eintrug. Dieses Amt bekleidete er 14 Jahre hindurch mit Ausnahme der kurzen Zeit, während deren er Unterstaatssekretär für innere Angelegenheiten war. In diese Zeit fällt der berühmte Streik beim Bau des Justizpalastes, bei dem deutsche und italienische Arbeiter durch die Unternehmer herübergebracht wurden, um die gewerkschaftlich Organisierten zu ersetzen. Broadhurst gibt eine interessante Darstellung seiner erfolgreichen Anstrengungen, die Deutschen zur Heimkehr zu bewegen; die Intelligenz und das rasche Verständnis, mit der sie die Sachlage begriffen, hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Viele von den Italienern andererseits arbeiteten als Streikbrecher bis zu Ende. Eine Zeit intensiver politischer

Tätigkeit folgte, während der er kräftigst Gladstones Agitation gegen die türkenfreundlichen Tendenzen der Disraelischen Regierung angesichts der Scheusslichkeiten in Bulgarien unterstützte.
IM Jahre 1880 kam eine neue Hauptwahl, und Broadhurst wurde für Stoke-on-Trent als liberaler Kandidat gewählt, wobei er doppelt so viel Stimmen, wie sein konservativer Gegner, auf sich vereinigte. Er war nun ganz in der politischen Welt lanziert und spielte eine aktive Rolle in der Forderung der von der liberalen Partei damals vorgebrachten Arbeitergesetzgebung, wie zum Beispiel des berühmten Haftpflichtgesetzes von 1880, über das er seine Jungfernrede hielt. 1883 wohnte er dem internationalen Gewerkschaftskongress in Paris bei, von dem er eine interessante Schilderung in seiner Autobiographie gibt. Im Jahre 1881 veranlasste er die Regierung, Gewerkschafter als Fabrikinspektoren anzustellen, und im Jahre 1885 desgleichen als Friedensrichter. Ihm selbst wurde das erstgenannte Amt angetragen und weiterhin die Stellung eines Inspektors der Kanalschiffe mit einem Gehalt von 600 Pfund pro Jahr; aber er lehnte beides ab, um seine politische Tätigkeit fortsetzen zu können.
BEI der allgemeinen Wahl von 1885 kehrte er als Abgeordneter für einen der Birminghamer Wahlkreise zurück, und 1886 bot ihm Gladstone den Posten eines Unterstaatssekretärs der inneren Angelegenheiten an, ein bezahltes politisches Amt, durch das er Mitglied der Regierung, wenn auch nicht des Kabinetts, wurde. Sechs Monate später hob eine andere allgemeine Wahl die Liberalen aus dem Sattel, aber Broadhurst gehörte zu der erfolgreichen Minorität, diesmal als Abgeordneter für Nottingham. Er setzte seine gewerkschaftliche Tätigkeit zunächst weiter fort. Auf dem Kongress von Dundee /1889/ wurde er von seiten der Sozialisten, die damals anfingen, in der Gewerkschaftsbewegung eine Rolle zu spielen, bitter angegriffen: damals bestand bekanntlich ein scharfer Gegensatz zwischen den Sozialisten und den reinen Gewerkschaftern, ein Gegensatz, der durch die natürliche Entwickelung seither mehr und mehr geschwunden ist. Broadhurst wurde übrigens damals gleichwohl mit 177 gegen 11 Stimmen wiedergewählt, musste aber später infolge schlechter Gesundheitsverhältnisse, die einige Jahre anhielten, sein Amt als Gewerkschaftssekretär niederlegen. 1892 hatte er das Unglück, seinen Siz im Parlament zu verlieren, und er blieb dem selben fast während der ganzen letzten liberalen Amtsperiode fern. 1894 wurde er dann für Leicester bei einer Nachwahl gewählt und behielt seinen Sitz bis heute.
BROADHURST ist einer der Veteranen der englischen Arbeiterbewegung. Seine wirklich bedeutende Persönlichkeit macht ihn allgemein populär. Er gehört natürlich zur alten Schule und nimmt wenig Anteil an der modernen Strömung in der englischen Gewerkschaftsbewegung. Aber schliesslich kann man dem frühern Mitglied einer liberalen Regierung und dem persönlichen Freund aller älteren liberalen Führer es nicht verargen, dass er den alten Ideen treu bleibt. Seine Autobiographie gibt eine interessante Darstellung seiner sozialen Erfahrungen und einer Zeit, in der es für Arbeiter neu und fremdartig war, in öffentlichen Angelegenheiten in der ersten Reihe zu stehen. Auch die jüngere Generation hat, bei aller prinzipiellen Verschiedenheit des Anschauungskreises, Anlass, auf den alten Führer mit Verehrung und Dankbarkeit zu blicken.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Anleihen DIE Beteiligung an der japanischen Anleihe (600 Mill. M., 4½% Übernahmekurs 86¼) ist der deutschen Grossfinanz — unter Vorangang der *Deutsch-Asiatischen Bank* und wohl auch unter der anfeuernden Einwirkung der deutschen Diplomatie — schliesslich doch entgangen. Das englisch-amerikanische Konsortium behielt die Alleinverfügung, die in London aufgelegte Hälfte wurde zehnfach, der Anteil New Yorks etwa siebenfach überzeichnet; in wenigen Tagen standen die Titres 2¾% über dem Emissionskurs. Bis jetzt hat die siegreiche Kriegführung die Bewertung der japanischen Finanzkraft beträchtlich gesteigert. Die erste, in England-Amerika begebene Anleihe brachte Japan, trotz der 6% Zinsen, nur zu netto 88% unter; für die zweite, gleichfalls 6prozentige Anleihe erzielte es vollends nur 86¼%. Heute stehen diese Werte wesentlich über 100, so dass das Angebot eines Kurses von 86¼% für einen 4½prozentigen Titre zwar im Augenblick nicht niedrig ist, aber bei der Fortsetzung der bisherigen Höherbewertung noch immer ansehnliche Zukunftsgewinne verspricht.

UMGEKEHRT hat es die deutsche Reichsfinanzleitung vorgezogen, vom 3- wieder zum 3½prozentigen Anleihetypus zurückzukehren. Mit einem Rückgang der Kreditwürdigkeit hat das natürlich nichts zu tun, obwohl unsere Schuldenmacherei kein Ehrenblatt in der politischen Geschichte Deutschlands bildet. Vielmehr spiegelt sich hierin nur das stärkere Wiederanziehen des allgemeinen Zinsfusses seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre wieder, während die vorangegangenen Jahre mehr und mehr die baldige Verwirklichung einer 3prozentigen Norm erwarten liessen. 1886 verzeichnete die Reichsbank einen Diskontsatz von 3,28%, 1888 von 3,32%, 1892 von 3,20%, 1894 von 3,12%, 1895 von 3,14%. Dann begann der abermalige Umschlag, bis 1899 5,4%, 1900 5,33% erreicht waren, auch 1903 und 1904 standen mit 3,84 und 4,22% weit über dem einst so naherückten Zinsniveau. Freud und Leid der seit 1890 zur Einführung gelangten 3prozentigen Anleihen des Reiches und der Einzelstaaten lässt sich aus diesen Ziffern ahnen. 1895 bewertete man, der Zinsfusskonjunktur entsprechend, ein Papier, das jährlich 3% Zinsen versprach, zeitweilig wirklich mit 100. Dafür fiel der Kurs der 3prozentigen Reichsanleihe 1899 bereits zeitweilig bis auf 87,60, 1900 bis auf 84,90. Erst nach 1900, wiederum der Zinsfussbewegung ungefähr entsprechend, wechselt das Bild. Der tiefste Jahresdurchschnitt war 1900 mit 86,74, die nächsten Jahre folgen alsdann mit 89,27—92,18—91,49 (im Jahre 1904). Die etwas abnormen deutschen Zinsfussverhältnisse im Vorjahre brachten dann an der Berliner Börse einen höchsten Kurs von 92,20 am 23. Januar 1904, einen niedrigsten von 89 am 20. Februar 1904. Beliebt ist dieser Typus nie geworden, weil alles anders kam, als man anfangs dachte. Damals konvertierte man höherverzinsliche Schulden von Staaten, Pfandbrief- und anderen Instituten in niedriger verzinsliche. Heute kehren das Reich und Preussen zum alten Typ zurück, nachdem man im Vorjahre schon mit 3½prozentigen, mit vierjähriger Umlaufsfrist versehenen Schatzscheinen den Anfang gemacht hatte. Die am 10. April aufgelegte 3½prozentige Reichsanleihe betrug 300 Mill. M., der Preis 101,20%, respektive 101,10 bei Eintragung in das Reichsschuldbuch, also bei festerer, immobilerer Unterbringung, die für jede Finanzverwaltung erklärlicherweise die willkommenere ist. Die Zeichnungen mit der Verpflichtung, die Stücke bis zum 15. Oktober *sperren* zu lassen respektive sie zur Eintragung ins Reichsschuldbuch zu bringen, deckten bereits überreichlich den Gesamtbetrag. Obgleich das Reich nunmehr auf die schwindelnde Höhe von 3823 Mill. M. Schulden (einschliesslich der Schatzscheine und der Reichskassenscheine) hinaufgelangt ist, sind ihm die Grossfinanz, das Rentnertum und die auch mit kleineren Kursgewinnen zufriedenen spekulierenden Mitläufer treu geblieben.

× ×

Kohle und Eisen AUS den Montanproduktionen lauten die Berichte nunmehr fast übereinstimmend hoffnungsvoll. Der deutsche Stahlwerksverband beschloss am 27. März, die Beteiligunsziffer der Werke um 5% zu erhöhen. Für verschiedene Erzeugnisse des Eisengewerbes sind Preiserhöhungen eingetreten oder zu erwarten. Der Koksversand des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats stellt sich für den März auf 775 000 t, gegen 701 369 t im gleichen Monat des Vorjahres, wobei der Mehrversand teils auf die notwendige Wiederauffüllung der während des Streiks erschöpften Hüttenvorräte, teils auf den laufenden Mehrverbrauch der Industrie zurückzuführen ist. Ausserdem wurde die Börse mit einer Freudenbotschaft beglückt: ein Konsortium, die *Berliner Handelsgesellschaft* an der Spitze, hat die Umwandlung des riesenhaften oberschlesischen Montanbesitzes des Fürsten zu Hohenlohe-Oehringen, Herzogs von Ujest, in eine Aktiengesellschaft übernommen. Der Wert wird auf 120 Mill. M. geschätzt, doch soll für etwa 80 Mill. M. dem Fürsten zu Hohenlohe eine feste Rente gezahlt werden, so dass 40 Mill. M. Grundkapital für den eigentlichen Aktienumlauf blieben. Diese *Hohenlohe-Werke* würden nächst Krupp und neben *Gelsenkirchen*-Schalke- *Rothe Erde* das grösste industrielle Aktienunternehmen in Deutschland sein. Auf dem Bankgebiete sind wir schon weiter vorwärts gerückt.

× ×

Schiffahrt DER vorjährige Schiffahrtskrieg hat, wie der Anfang April veröffentlichte Jahresbericht ergibt, die englische Cunardgesellschaft schwerer getroffen, als man vermutete. Da zum verlustbringenden Passagierverkehr noch die starke Depression auf dem Frachtenmarkt trat, da man ferner, um künftigen Angriffen gewachsen zu sein, die Beträge für Abschreibung, Versicherung und für den Reservefonds nicht allzu stark kürzen wollte, so ist von einer Dividende diesmal überhaupt keine Rede. Der Überschuss betrug nur 75 000 Lstrl., gegen 267 000 in 1903, 262 000 in 1902, 211 000 in 1901 und 550 000 im Jahre 1900, wo alle Reeder, teils direkt, teils indirekt, von der enormen Inanspruchnahme des Schiffsparkes durch den südafrikanischen Krieg profitierten. DIE englische Gesellschaft kann sich damit trösten, dass auch der *Norddeutsche Lloyd* nur 2% Dividende zahlen kann, während die *Hamburg-Amerika-Linie* mit ihren Schiffsverkäufen an Russland und ihren Kriegstransporten einen Reingewinn von 30 Mill. M. und eine Dividende von 9% verzeichnen konnte.

× ×

Literatur DIE Flut der handelspolitischen Literatur scheint noch immer im Wachsen. Wir verzeichnen zunächst zwei popularisierende Einführungen: Professor Dr. Heinrich Sieveking *Auswärtige Handelspolitik* (in der bekannten *Sammlung Göschen*) /Leipzig, Göschen/, ferner Dr. Borgius *Handelspolitik und Handelsverträge* (Nr. 31 und 32 der Flugschriftensammlung *Sozialer Fortschritt*) /Leipzig, Dietrich/. × In den *Züricher volkswirtschaftlichen Studien*, die Heinrich Herkner leitet, hat Dr. Bernh. Braude, im wesentlichen nach den englischen Blaubüchern, eine sehr dankenswerte grössere Schrift *Die Grundlagen und die Grenzen des Chamberlainismus* /Zürich, Rascher/ veröffentlicht. × Überaus fleissig, aber meines Erachtens in den Grundzügen wenig geglückt ist das im Titel bereits früher (pag. 200) verzeichnete Werk von Dr. L. Glier *Die Meistbegünstigungsklausel* /Berlin, Reimer/. Dr. Glier verfolgt auf nicht weniger als 434 Druckseiten die Formulierung der Meistbegünstigungsklausel durch eine Unzahl von Handelsverträgen, vom XVIII. Jahrhundert angefangen bis zur Gegenwart. Er sucht, dadurch zu Typen, zu *Grundgedanken* vorzudringen. Er verfährt dabei jedoch in keiner Weise historisch-realistisch. Er bemüht sich gar nicht erst, hinter den Sinn und Zweck der vielgebrauchten Formel dadurch zu gelangen, dass er eine bestimmte Vorstellung zu gewinnen sucht von den eigenartigen handelspolitischen Erfahrungen, Bedürfnissen und Zielen der Vertragschliessenden, von den entscheidenden besonderen Umständen der in Frage kommenden Länder und Zeitabschnitte. Für ihn ist wesentlich die formalistische Interpretationslogik der Schlüssel zur Erkenntnis. Um eine »logische Aufeinanderfolge der Bestimmungen« zu finden — weil man »eine derartige Unlogik den Unterhändlern nicht unterschieben darf« —, weil »Widersprüche beseitigt« werden müssen, so ergibt sich

»als logisch und völlig ungezwungen«: die Meistbegünstigung habe von jeher eigentlich weiter nichts bedeutet und bedeute nach amerikanischer Auffassung auch heute noch weiter nichts, als einfach die Einräumung des Generaltarifs, sie habe nur festsetzen wollen, dass die gegenseitige Einfuhr nicht höher (!) verzollt werden dürfe, als zu den Sätzen des Generaltarifs (!). Dabei würde meines Erachtens schon ein summarischer geschichtlicher Rückblick ergeben, dass zur Zeit der Entstehung der Klausel Vorstellungen, wie *General-* und *Konventionaltarif, Tarifvertrag* etc., alles im heutigen Sinne, vollständig unbekannt und undenkbar waren. Und nur mit Hilfe der unbegreiflichsten Willkürlichkeiten in der Wortauslegung, in der Übersetzung aus den verschiedensten Sprachen vermag Dr. Glier seinen Ausführungen einen Schein von, wenigstens innerer, Folgerichtigkeit zu geben. Der ganze Aufwand von Fleiss und stellenweise auch von Scharfsinn scheint mir fast nutzlos verschwendet. Andererseits wird man durch das gesammelte reiche Handelsvertragsmaterial auf viele interessante, oft überraschende Einzelheiten aufmerksam gemacht, die zum mindesten zu weiterem Nachdenken und Nachforschen anregen. MAX SCHIPPEL

Politik

Marokko IN der deutschen Presse wird es vielfach so dargestellt, als ob das Interesse Deutschlands an der Zukunft Marokkos künstlich aufgebauscht werde. Träfe dies zu, so würde die Durchkreuzung der französischen Politik durch Deutschland, wie sie sich namentlich deutlich in dem Besuch des Kaisers in Tanger ergibt, nichts weniger, als ein Meisterstück diplomatischer Kunst sein. Aber für Deutschland ist die zukünftige wirtschaftliche und politische Entwickelung Marokkos keineswegs so gleichgültig. Die Handelsziffern sind für die Beurteilung dieser Frage nicht massgebend. Zunächst zählt Marokko, das man wegen seiner natürlichen Reichtümer schon das *afrikanische China* genannt hat, zu den fruchtbarsten und bestgelegenen Gebieten der ganzen Erde. Und wohlgemerkt: dieses Gebiet ist industriell noch nicht erschlossen. Die Ausbeutung der mineralischen Schätze ist verboten, Hafenanlagen, Eisenbahnen fehlen. Das Land, dem das Protektorat von Marokko zufällt, wird also seiner Industrie ganz erhebliche Vorteile sichern können, die nicht etwa dadurch ausgeschlossen werden, dass das Prinzip der offenen Tür gewahrt wird. Es gibt so viele Mittel der indirekten Bevorzugung, durch deren Anwendung gerade Frankreich sich seinen Kolonieen gegenüber ausgezeichnet hat. Ein Kenner des Landes, Dr. P. Mohr, verlangt im Interesse Deutschlands, dass im Falle einer Aufteilung Marokkos der von Deutschen erworbene Grundbesitz anerkannt, Siedelungsfreiheit für deutsche Kolonisten gewahrt und das maurische Zollwesen durch Abschaffung der Ausfuhrverbote, der übertriebenen Ausfuhrzölle und unnötigen Torsteuern umgestaltet werde. Die politische Seite der Frage kann aber Deutschland gleichfalls nicht gleichgültig sein. Frankreichs Streben nach dem Protektorat über Marokko hat seinen Grund hauptsächlich in der Förderung seiner Grossmachtstellung am Atlantischen Ozean. Frankreich spekuliert auf die Hafenplätze Rabat, Mediya, Casablanca, Masagan und Mogador. Der Versuch Frankreichs, seinem Ziele hinter dem Rücken Deutschlands näher zu kommen, konnte um so weniger hingenommen werden, nachdem der Sultan von Marokko sich an Deutschland mit der Anfrage wandte, ob es richtig sei, dass Frankreich seine Forderungen im Namen Europas stelle, wie der französische Gesandte Saint-René Taillandier behauptete. Es lag nunmehr für Deutschland ein durchaus begründeter Anlass vor, sich um die Wahrung seiner Interessen in Marokko zu kümmern. Selbst französische Politiker können nicht umhin, die Aktion Deutschlands als berechtigt anzuerkennen. Bei der augenblicklichen Stimmung in Frankreich ist wohl anzunehmen, dass die bestehenden Differenzen durch das Entgegenkommen Frankreichs gegenüber Deutschland ausgeglichen werden.

× ×

Russisch Polen DER Generalstreik des Proletariats hat in Russisch Polen einen eigenartigen Widerhall gefunden. Es brach nämlich ein Generalstreik der Gymnasialjugend beiderlei Geschlechts im ganzen Lande aus. Grund zur Unzufriedenheit war genug vorhanden. Die Gymnasien waren bisher reine Russifizierungsanstalten, die Weltgeschichte wurde in russisch-imperialistischer Verfälschung vorgetragen, die polnische Sprache war streng verpönt,

selbst polnisch geführte Privatgespräche innerhalb der Mauern der Anstalt wurden bestraft. Im Zusammenhang damit hatte sich ein Spionagesystem der widerlichsten Art ausgebildet. Ausserdem waren die jüdischen Schüler, deren Zahl übrigens durch eine Reihe von Ausnahmebestimmungen auf ein Minimum reduziert war, noch die Zielscheibe spezieller Verfolgungen. Gegen all das rebellierte die Schuljugend. Knaben und Mädchen wählten aus ihrer Mitte Streikführer, diese lasen den Professoren die Forderungen vor, und sagten die Professoren *Nein*, so ging die Jugend demonstrativ nach Hause. In einzelnen Fällen kam es zu recht gewaltsamen Szenen. Scharenweise wurden Knaben und Mädchen verhaftet, allerdings nicht auf lange. Die Eltern der streikenden Jugend aber hielten, allen zarischen Gesetzen und Verboten entgegen, eine öffentliche Versammlung in Warschau ab, zu welcher auch der kaiserlich russische Kurator des Warschauer Unterrichtsbezirks, ein Herr Schwarz, geladen wurde und erschien. Die Redner, die ohne Rücksicht auf die Gegenwart des Beamten Polnisch sprachen, verlangten mit grosser Entschiedenheit einen radikalen Systemwechsel im Schulwesen, die Kühneren auch einen Systemwechsel in der Politik. In eben dieser Sache fuhr auch eine Deputation aus Warschau nach Petersburg, um der Regierung eine Denkschrift zu überreichen. In der Deputation waren verschiedenerlei adelige und bürgerliche Elemente vertreten, von dem konservativen Grafen Tyszkiewicz bis zu dem greisen liberalen Schriftsteller Swientochowski. Letzterer hatte die Denkschrift verfasst, deren mannhafter Ton in Warschau allgemein Anklang fand. Als aber die Mehrheit der Deputation es für nötig hielt, den Wortlaut der Denkschrift in abschwächendem Sinne zu ändern, zog sich Swientochowski zurück. Witte, der die Deputation empfing, machte ihr einige Hoffnungen, die aber bald darauf durch einen Ukas des Zaren jäh zerstört wurden. Dazu kam dann noch die erste Tat des neuen Generalgouverneurs von Warschau, des bisherigen Kosakengenerals Maximowitsch: er forderte den Unterrichtsminister auf, die Universität Warschau als einen Revolutionsherd zu schliessen. Dies geschah, und zugleich wurden sämtliche Hörer für relegiert erklärt.

IN anderer Form äussert sich die nationale Bewegung bei den Bauern. Mehr und mehr war in den letzten Jahrzehnten die Selbstverwaltung der Dorfgemeinden zu einem toten Buchstaben geworden; man hatte der Gemeindeversammlung die russische Verhandlungssprache und — entgegen dem klaren Wortlaut des Gesetzes — die Anwesenheit und Leitung des russischen Landrats aufgedrängt, dem Gemeindeamt aber die russische Dienstsprache und einen vom Landrat ernannten Dorfschreiber oktroyiert; und Landrat und Schreiber taten mit der Gemeinde und ihren Geldern, was sie wollten. Jetzt aber hat eine Agitation zugunsten der Wiederherstellung der polnischen Sprache in Versammlung und Amt eingesetzt, was in der Praxis bedeutet, dass die russischen Beamten den Mund zu halten haben. Hunderte von Gemeinden haben bereits in diesem Sinne beschlossen und entsprechende Eingaben nach Warschau gerichtet. Die Regierung antwortet mit Drohungen und Verhaftungen.

INZWISCHEN geht in den polnischen adeligen und bürgerlichen Kreisen eine völlige Neuordnung der Parteiverhältnisse vor sich. Die konservativen *Ausgleichsfreunde*, welche durch geheuchelte Loyalität die Gunst der russischen Regierung und Dynastie zu erschleichen hofften, sind zum Anachronismus geworden; alle Welt sieht ein, dass von der russischen Regierung nichts, von der russischen Opposition aber recht viel zu erwarten ist. Aber auch die Nationaldemokratie, welche dem Bürgertum nur einen unfruchtbaren Chauvinismus und einen bornierten Sozialistenhass, aber weder ein brauchbares ökonomisches Programm, noch einen handfesten politisch revolutionären Aktionsplan zu bieten hatte, ist so gut wie völlig verfallen. Dagegen bildet sich eine neue, wesentlich radikalere bürgerliche Linke heraus, für die sich der Name *Fortschrittliche Demokraten* einzubürgern beginnt. Die neue Partei, zu deren Programmpunkten das allgemeine gleiche Wahlrecht und die Neugestaltung des russischen Reiches in föderalistischem Sinne gehört, ist bereits mit den russischen Liberalen in freundschaftliche Fühlung getreten. Aber auch ihre Stellung zum Sozialismus ist für den Augenblick wenigstens keine ganz unfreundliche, da die brennende Ungeduld, den zarischen Absolutismus nebst der Russifizierungswirtschaft endlich los zu werden, die

Klassenfeindschaft gegen die Arbeiterpartei fürs erste noch stark in den Hintergrund drängt.

×

Kurze Chronik DER bayerische Kriegsminister Freiherr von Asch, der sich mit dem Zentrum überworfen hatte, erhielt Anfang April den nachgesuchten Abschied bewilligt. × Das neue italienische Ministerium Fortis stellte sich am 4. April der Deputiertenkammer vor. × Am 8. April beschloss diie französische Kammer mit 353 gegen 219 Stimmen, in die Spezialdebatte über den Gesetzentwurf, betreffend die Trennung der Kirche vom Staat, einzutreten. × In Makedonien und Kreta nehmen die inneren Wirren und Unruhen wieder in bedrohlicher Weise zu.

RICHARD CALWER

Sozialpolitik

Soziale Zustände BIS in die dunkelsten Winkel hinein durchleuchtet die Schrift des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Joseph Herzfeld *Die Landarbeiter in Mecklenburg* /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/ die sozialen Verhältnisse des gelobten *Ochsenkopflandes*. Das erschütternde soziale Trauerspiel, das Mecklenburgs starke, steifnackige Bauern in armselige ländliche Lohnarbeiter verwandelte, entwickelt sich in der Herzfeldschen Schrift Akt für Akt. Mit russischer Brutalität *legten* die Junker Mecklenburgs die überwältigende Mehrheit des mecklenburgischen Bauernstandes. Eine wirkliche Hochflutwelle von mecklenburgischen Auswanderern ergoss sich nach der bürgerlichen Revolution von 1848 über Amerika. Nachdem sich ein rauher Reif über die fröhlichen Hoffnungsblüten, die diese Revolution in Mecklenburg weckte, gelegt hatte, wanderten 1850 bis 1854 allein über Hamburg nach den amtlichen Registern der Hamburger Polizeibehörde 27211 Mecklenburger, und zwar meist aus den Gebieten der Ritterschaft und der Domanialpachthöfe nach Amerika aus. Die Herzfeldsche Arbeit über die heutigen sozialen Verhältnisse der Tagelöhner Mecklenburgs bringt sehr lebenswahre Schilderungen dieser Verhältnisse aus den Federn ländlicher Arbeiter und Schnitter selbst. Die nüchternen, von Herzfeld wörtlich zum Abdruck gebrachten Arbeitsverträge von Schweinefütterern, *Deputatisten*, atmen den Geist mittelalterlicher Gebundenheit und Hörigkeit. Die landesgesetzlichen Ausnahmegesetze und die Rechtsprechung Mecklenburgs in vielen Prozessen der Arbeiter gegen ihre *Dienstherren* machen die Existenz der mecklenburgischen Landarbeiter zu einem wahren Helotendasein. Das Anklagematerial, das Herzfeld gegen die sozialen und rechtlichen Verhältnisse Mecklenburgs turmhoch aufhäuft, muss jeden vorurteilsfreien Leser zum uneingeschränkten, überzeugten Anschluss an die Ansicht Herzfelds führen: ›Für die Landarbeiter gibt es bei diesem Recht, dieser Besetzung der Gerichte, diesem Verfahren und diesem Kostenwesen materiell keinen Rechtsschutz im Arbeitsverhältnis.‹

×

Prostitution IM Auftrage der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* ermittelte der Verfasser dieser Zeilen die Wohnungsmissstände im Prostitutions- und Schlafgängerwesen der deutschen Gross- und Mittelstädte. Zur Kennzeichnung des eigenartigen sozialen Charakters der modernen Prostitution ist folgendes Ergebnis von Wert: Die Prostitution tritt in den Distrikten mit kapitalistischer Produktion nicht überall und namentlich nicht in dem gleichen Stärkegrade auf. Eine Konzentration verschiedener sozialer Klassenelemente an einem Ort ist die Voraussetzung für die massenhafte Entstehung der Prostitution. Das platte Land mit einer sozial einheitlichen landwirtschaftlichen Bevölkerung ist fast völlig von der Prostitution frei geblieben. Die konzentrierte Bevölkerung der Städte mit tiefgehenden sozialen Klassenunterschieden erzeugt die Prostitution als Massenerscheinung. Städte mit einem möglichst einheitlichen sozialen Charakter, zum Beispiel ausgesprochene Fabrikstädte mit nur geringen Prozentsätzen von Angehörigen der grossbürgerlichen Klassen, der liberalen Berufsarten etc., halten die Prostitution in sehr engen Grenzen. Die weiblichen proletarischen Klassenmitglieder, die sich am engsten mit den Elementen der oberen sozialen Klassen berühren, fallen am ehesten der Prostitution anheim, zum Beispiel die Dienstmädchen, die meist unter dem gleichen Dache mit den Angehörigen der bürgerlichen Schichten hausen. Die Prostitution ist also im wesentlichen eine städtische soziale Erscheinung, die auf der

massenhaften Anhäufung von Mitgliedern der verschiedenen sozialen Klassen, namentlich grossbürgerlicher und proletarischer, an einem Orte beruht.

DER Kongress der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* in München brachte, wenn man die gedruckten Referate der Anhänger der Kasernierung der Prostitution kritisch durchprüft, eigentlich eine vernichtende Niederlage diesen Anwälten des Kasernierungsgedankens. Die Kasernierung der Prostitution setzt, soll sie nicht die erst strauchelnden Mädchen völlig zum Ertrinken im Schmutze der Prostitution bringen, umfassende soziale Fürsorgeeinrichtungen für diese Mädchen voraus. Die Kasernierung der Prostitution erstreckt sich, wie das Beispiel Bremens beweist, nur auf eine kleine Gruppe von Prostituierten. Die Kasernierung der Prostitution ist offenbar ein üppiger Nährboden für sexuelle Perversitäten. In dem gedruckten Referate eines Anhängers der Kasernierung der Prostitution, des Herrn Dr. Stachow-Bremen, findet sich der Satz: »Ob die Ausübung sexueller Perversitäten häufig ist, ist mir nicht bekannt. Dass fast in jeder Wohnung eine Rute, gelegentlich auch Schliesseisen vorhanden sind, deutet darauf hin.«

× ×

Fürsorgeerziehung IN Preussen wurden 1901 im ganzen 7787 Knaben und Mädchen der Fürsorgeerziehung überwiesen. Im nächsten Jahre sank die Zahl der Fürsorgezöglinge infolge der engherzigen Auslegung des Fürsorgeerziehungsgesetzes durch das Kammergericht beträchtlich herab. In England und Schottland befanden sich in Zwangserziehung am 31. Dezember 1901 in den sogenannten *Reformatory Schools* 4637 Knaben und Mädchen und in den *Industrial Schools* 18 905 Knaben und Mädchen. England und Schottland greift viel energischer mit der Zwangserziehung durch, als die *soziale* Monarchie Preussen. Es wurden allein in den *Industrial Schools* im Jahre 1900 24 718 Kinder aufgenommen. Im ganzen wurden bis 31. Dezember 1900 in den *Industrial Schools* 128 067 Kinder und in den *Reformatory Schools* 68 136 Kinder bis zum 31. Dezember 1901 aufgenommen. Es wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt im Jahre 1856 11 808 Knaben unter 16 Jahren, 1899 dagegen nur 1286, und 1856 2173 Mädchen und 1899 nur 72 Mädchen. Man bestraft die jugendlichen Verbrecher nicht mehr in so grossem Umfange, wie früher, sondern überweist sie der Zwangserziehung.

DER Einfluss der Zwangserziehungsschulen wird in England und Schottland von dem genauen Kenner dieser Anstalten, von Herrn Dr. Heinrich Reicher, in seinem sehr instruktiven Werk *Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend* /Wien, Manz/ als ausserordentlich günstig bezeichnet. Beträchtlich ging übrigens in England und Wales die Zahl der erwachsenen Verbrecher herab: von 175 360 im Jahre 1882 auf 144 964 im Jahre 1900.

× ×

Arbeitersekretariate DIE bisher eingelaufenen Berichte der deutschen Arbeitersekretariate lassen im allgemeinen eine beträchtliche Erweiterung des Wirkungskreises dieser für den Rechtskampf des Proletariats so nützlichen Institute erkennen. In Nürnberg erhöhte sich die Frequenz im Jahre 1904 um 1278 Personen, in Frankfurt a. M. stieg die Besucherzahl des Sekretariats von 28 758 auf 29 904. In Frankfurt lag eine geradezu ungeheure Arbeitslast auf den Schultern von nur 2 Arbeitersekretären. Wann wird endlich ein dritter Arbeitersekretär in Frankfurt angestellt werden? Der Frankfurter Bericht bringt diesmal eine ausführliche, sachkundige Abhandlung über die Frankfurter Fabrikinspektion: *Dreissig Jahre Frankfurter Fabrik- und Gewerbeinspektion* aus der Feder Dr. Max Quarcks. Der Nürnberger Arbeitersekretariatsbericht trägt in fesselnder Darstellung die zehnjährige Geschichte des Nürnberger Arbeitersekretariats vor. Der Sozialpolitiker, der die Entstehungsgeschichte der deutschen Arbeitersekretariate studieren will, erhält jetzt in dem 10. Bericht des Nürnberger Arbeitersekretariats das Quellenmaterial dieser Geschichte in die Hände geliefert. Das Pforzheimer Arbeitersekretariat hat im ersten Jahre 1490 Besucher aufzuweisen.

× ×

Kurze Chronik DIE Errichtung eines *Sozialen Museums* in Bremen durch den bürgerlichen *Volksverein* steht bevor. × Die Kommission des Abgeordnetenhauses gab der Berggesetznovelle direkt eine arbeiterfeindliche Richtung. × Am 6. April 1904 betonte der neue preussi-

sche Minister des Innern, von Bethmann-Hollweg, bei der Besprechung des Antrags Douglas, betreffend die Schaffung eines Volkswohlfahrtsamtes, die Notwendigkeit einer Fürsorge für die Gesunden. Es stehe und falle die Zukunft unseres Geschlechts mit der Heranbildung einer körperlich derben, gegen die Unbilden des Lebens gefeiten Generation, es komme in erster Linie darauf an, gesunde Werte weiter zu entwickeln.

PAUL KAMPFFMEYER

Soziale Kommunalpolitik

Steuerprojekte DER stets wachsende Geldbedarf unserer Grossstädte zeitigt unaufhörlich neue Steuerprojekte, insbesondere dort, wo man daran festhält, bei der kommunalen Einkommensteuer den Satz von 100% der staatlichen nicht zu überschreiten. So hat Frankfurt, um dieses Ziel zu erreichen, sich im Vorjahre ein vollständig neues Steuersystem gegeben, so hat Wiesbaden, dem Beispiele Frankfurts folgend, in diesem Jahre sich mit neuen Steuervorlagen zu beschäftigen gehabt. So ist in Berlin ein besonderer Ausschuss für die Suche nach neuen Steuern eingesetzt worden. Der Frankfurter Magistrat hatte zur Deckung des Steuerbedarfes und zur Schonung der Einkommensteuer zwei Gebühren ausgeheckt: die Kanalbenutzungsgebühr und die Hausmüllabfuhrgebühr, die beide nicht von dem Hausbesitzer, sondern von dem Mieter zur Erhebung kommen, und da sie in Prozenten des Mietwertes berechnet werden, tatsächlich nichts anderes, als verkleidete Mietsteuern sind. Auch der Wiesbadener Magistrat hat zur Deckung des Defizits die Einführung einer Kanalbenutzungsgebühr vorgeschlagen und dafür auch die Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung gewonnen. Durch die Kanalbenutzungsgebühr sollen 200 000 bis 250 000 M. aufgebracht werden. Sie kommt bei einem Mietwert der Wohnungen bis 300 M. nicht in Ansatz, bei 300 bis 600 M. beträgt sie 1%, bei 600 bis 900 M. 1½ und bei mehr als 900 M. 2%. Ausserdem empfahl der Magistrat die Erhöhung der Umsatzsteuer für bebaute und unbebaute Grundstücke von 1 auf 1½%. Die erhöhte Umsatzsteuer soll 150- bis 200 000 M. einbringen. Die dann noch ungedeckt bleibenden 100 000 bis 150 000 M. sollen durch Streichung der Zuweisung an den Ausgleichsfonds und Kürzung der selben an den Dispositionsfonds gedeckt werden.

DER Berliner Ausschuss für Steuersuche macht zunächst eine Anzahl von Vorschlägen, die eine Änderung des Kommunalabgabengesetzes anstreben. Sie beziehen sich auf die Aufhebung der Privilegien hinsichtlich der kommunalen Einkommenbesteuerung, auf Erweiterung der Deklarationspflicht, auf Erweiterung des Kreises der einkommenpflichtigen Personen, auf die Beseitigung und Änderung der die Verteilung des Steuerbedarfs auf die Steuerarten regelnden Bestimmungen des Kommunalabgabengesetzes, sowie auf die Heranziehung der an regulierten Strassen liegenden unbebauten Grundstücke zu einer Bauplatzsteuer. Von den sofort ausführbaren Steuerprojekten hat insbesondere der Vorschlag einer Lustbarkeitssteuer Widerstand in weiten Kreisen der Bevölkerung hervorgerufen. Die Lustbarkeitssteuer soll die teureren Plätze im Zirkus, in Theatern, überhaupt bei Veranstaltungen, welche von Fremden viel besucht werden, treffen, kulturellen und gemeinnützigen Bestrebungen soll dabei in schonender Weise Rechnung getragen werden. Der Ausschuss hat es nicht klargestellt, ob er nur eine Theaterbilletsteuer oder eine allgemeine Lustbarkeitssteuer beabsichtige. Bei der letzteren würden in erster Linie wieder die nichtbesitzenden Klassen der Bevölkerung getroffen werden, deren Lustbarkeiten sich im Wirtshause, teils als Veranstaltungen der Wirte, teils als solche von Vereinen, abspielen, während die im privaten Hause gegebenen Vergnügungen der besitzenden Klasse steuerfrei bleiben würden. Nicht so schwerwiegende Einwände lassen sich gegen die Billetsteuer erheben, namentlich wenn die von den weniger bemittelten Klassen benützten Plätze von ihr befreit bleiben. Allein aus dem Einwand, dass sie eine indirekte Steuer sei, lässt sich keine Ablehnung deduzieren. Dagegen trifft auf sie das selbe zu, wie auf alle Luxussteuern überhaupt: ihre geringe Ertragsfähigkeit und der vexatorische Charakter der Massregel. Zwecks einer gleichmässigeren Besteuerung der bebauten und unbebauten Grundstücke schlug der Ausschuss eine Umgestaltung der kommunalen Grundsteuer nach dem Massstab des gemeinen Wertes vor und empfahl die Besteuerung des unbebauten Grundbesitzes zu einem höheren Prozentsatz, als die des bebauten Grundbesitzes. Eine Kritik dieser Vorschläge erübrigt sich an dieser Stelle, nachdem schon

früher in dem Artikel *Die städtische Grundrente und ihre Bekämpfung* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 248 ff., die Besteuerung nach dem gemeinen Werte eingehend untersucht wurde. Eine Erhöhung der Hundesteuer von 20 auf 40 M. empfahl der Ausschuss abzulehnen und den Beschluss über die Einführung einer besonderen Betriebssteuer auszusetzen. Man kann nicht gerade behaupten, dass die Vorschläge des Ausschusses sich durch schöpferische Kraft und Grosszügigkeit auszeichnen. Auch die vorgeschlagene Besteuerung des Grund und Bodens nach dem gemeinen Werte ist nur der schwächliche Anfang einer Besteuerung der Gewinne, die in der Rentensteigerung dem Grundbesitzertum zugefallen sind.

VOM 23. bis zum 25. März fand in Dresden der sächsische Gemeindetag statt, auf dem etwa 1200 Vertreter sächsischer Gemeinden sich mit der bevorstehenden Gemeindesteuerreform beschäftigten. Bekanntlich hatte die Regierung im Vorjahre dem Landtage ein Gemeindeabgabengesetz unterbreitet, dessen Bestimmungen sehr scharfe Angriffe fanden. Der Entwurf kam nicht zur Erledigung, die Regierung hält aber daran fest, dass infolge der wesentlichen Umgestaltungen der Gemeinverwaltung und der damit verbundenen Erhöhungen der Leistungen eine durchgreifende Reform des Gemeindesteuerwesens geboten sei. Sie ist auch jetzt noch der Überzeugung, dass einheitliche Grundsätze über das Steuerwesen im Staate und in der Gemeinde im Interesse der Gemeinden, wie in dem des Staates durchgeführt werden müssten. Infolgedessen beschäftigte sich der sächsische Gemeindetag zunächst mit der Stellung der Stände und den Erklärungen der Regierung zur Gemeindesteuerreform. Ein Referent, der diesen Punkt behandelte, empfahl die Annahme der folgenden vom Vorstande des Gemeindetages aufgestellten Leitsätze: »A. Der sächsische Gemeindetag hält eine gesetzliche Regelung des Gemeindesteuerwesens für notwendig. B. Die allgemeine Regelung hat sich zu erstrecken auf die Fragen 1. der Vorausbelastung, 2. der Befreiung von Steuern, 3. der Zulässigkeit von Steuerabzügen, 4. der interkommunalen Steuerpflicht, 5. des Beginnes und Endes der Steuerpflicht, 6. auf die wichtigsten Begriffsbestimmungen, wobei auch das Erfordernis der Verhältnismässigkeit näher bestimmt werden möchte.« Der Referent und sein Korreferent gingen davon aus, dass eine gesetzliche Regelung des Gemeindesteuerwesens wünschenswert sei, halten es aber für dringend notwendig, dass dabei die Steuerautonomie der Gemeinden möglichst erhalten werde. Den Gemeinden müsse das Recht gewahrt bleiben, bei Erhebung der Steuern und Auswahl der Steuerquellen die örtlichen Verhältnisse zu berücksichtigen. In der Debatte wurden energischere Töne angeschlagen. Nicht nur die möglichste Erhaltung der Gemeindeautonomie sei nötig, sondern die volle und uneingeschränkte Selbstverwaltung. Von anderer Seite wurde die Notwendigkeit einer Gemeindesteuerreform entschieden bestritten und sogar eine Resolution eingebracht, in der die Regierung aufgefordert wird, von einer Gemeindesteuerreform abzusehen und wieder Beruhigung eintreten zu lassen. Da diese Auffassung die der Mehrheit des Gemeindetages zu sein schien, so verzichtete der Vorstand darauf, die von ihm aufgestellten Leitsätze zur Abstimmung zu bringen. Da die Regierungsvertreter, wie der Staatsminister von Metzsch ausführte, sich eingefunden hatten, um schätzbares Material für die weitere Behandlung der Gemeindesteuerreform aus den Beratungen des Gemeindetages zu gewinnen, so werden sie die Versammlung unbefriedigt verlassen haben.

DAS wichtigste Ziel, das die Regierung mit ihrem früheren Gesetzentwurf angestrebt hatte, war der Schutz der staatlichen Einkommensteuer gegen eine zu starke Beanspruchung der selben für kommunale Zwecke. Es war weniger das Interesse an der kommunalen, als das an der staatlichen Besteuerung, das die Regierung seinerzeit zu ihrem Vorgehen veranlasst hat. Gegenüber diesem Streben der Regierung stellte der Referent über die Gemeindeeinkommensteuer, Bürgermeister Dr. Nettig-Reichenbach, die folgenden Leitsätze auf: »1. Die Einkommensteuer ist im System der Gemeindesteuern die Hauptsteuer. 2. Die selbe erfordert grundsätzlich eine Ergänzung durch eine allgemeine Vermögenssteuer, um das fundierte Vermögen nach der Leistungsfähigkeit stärker zu treffen. 3. Jedenfalls ist eine Grundsteuer obligatorisch zu fordern.« Was die Ausgestaltung der Gemeindeeinkommensteuer angeht, so empfahl er, sie auf Grund der Veranlagung zur Staatseinkommensteuer zu erheben. Die Steuerklassen der Staats-

einkommensteuer sollen auch der Gemeindeeinkommensteuer zu Grunde gelegt werden, doch sollen Unterabteilungen innerhalb der Klassen zulässig sein, und den Gemeinden soll gestattet werden, selbständige Steuersätze unter Voraussetzung einer progressiven Belastung aufzustellen. Die Gemeindeeinkommensteuer würde in diesen Fällen eine gewisse Selbständigkeit erhalten und nicht nur als Zuschlag zur Staatssteuer erscheinen.

EINE ausführliche Behandlung fand auch die Besteuerung des Grundbesitzes. Von den beiden Referenten, die sich in die Behandlung dieses Punktes geteilt hatten, beschäftigte sich der erste mit der Grundsteuer, der zweite mit den Besitzwechselabgaben und der Wertzuwachssteuer. Die Leitsätze des ersteren verlangen die Erhebung einer allgemeinen Steuer vom Grundbesitze als Vorausbelastung überall da, wo direkte Steuern in einer Gemeinde erhoben werden. Der Massstab der Veranlagung der Grundsteuer soll von der Gemeinde festgesetzt werden. Die in dem Regierungsentwurf enthaltene Bestimmung, dass durch die Steuer vom Grundbesitz mindestens ein Viertel des durch direkte Steuern zu deckenden Bedarfes aufzubringen ist, wird als ein Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinde abgelehnt. Der zweite Referent forderte die gesetzliche Festlegung einer Besitzwechselabgabe, deren Erhebung innerhalb der Grenzen von 0,5% und 2% von der Aufsichtsbehörde nicht versagt werden darf. Neben dieser obigatorischen Steuer will der Referent den Gemeinden eine Wertzuwachssteuer geben, die aber nur bei Veränderungen im Besitz von unbebautem Gelände zur Erhebung kommen sollte. Bei der Aufstellung der Steuersätze soll Rücksicht auf die Grösse der Werterhöhung genommen werden. Im Gesetze sollen Mindest- und Höchstsätze vorgeschrieben werden, denen die Aufsichtsbehörde nur ausnahmsweise die Genehmigung versagen darf. In der Debatte wurde von den Freunden der Wertzuwachssteuer ihre Ausdehnung auch auf bebaute Grundstücke verlangt, während von anderer Seite die Steuer ebenso wie die Grundsteuer bekämpft wurde.

NACH dem Regierungsentwurf sollte der erforderliche Aufwand der Gemeinden durch direkte Steuern nur soweit gedeckt werden, als er nach Abzug der indirekten Steuern und aller sonstigen Einnahmen der Gemeinden ungedeckt bleibt. Die Gemeinden wurden also in erster Linie auf die Einführung indirekter Steuern angewiesen und damit die bereits vorhandenen Bestrebungen auf Ausbildung der indirekten kommunalen Steuern unterstützt. Es ist daher nicht wunderbar, dass die Referenten auf dem Gemeindetage sich sehr entschieden für die Verbrauchsabgaben, Tanzsteuer etc. in Übereinstimmung mit dem Regierungsentwurfe ins Zeug legten. Ihre Leitsätze empfahlen sogar, im Gemeindesteuergesetz die Erhebung einer Biersteuer und einer Tanzsteuer obligatorisch vorzuschreiben.

DAGEGEN sprachen sich die Referenten entschieden gegen die obligatorische Einführung einer kommunalen Gewerbesteuer aus, wie sie der Regierungsentwurf vorgeschlagen hatte. Dieser wollte nämlich einen Teil der Erträgnisse der Gewerbesteuer dazu benützen, um Gemeinden mit starker Arbeiterbevölkerung zur Bestreitung der Armen- und Wegebaulasten daraus Beihilfen zu zahlen. Die obligatorische Gewerbesteuer sowohl, wie der sogenannte *Bezirksausgleich*, wurden aufs schärfste angegriffen. Doch wollte man den Gemeinden fakultativ die Erhebung einer solchen Steuer und ausserdem die Erhebung einer Umsatzsteuer vom Grossbetrieb im Kleinhandel und einer Filialsteuer nach wie vor gestatten. Sachsen ist ja das gelobte Land der Umsatzsteuer, in welcher der die Gemeindeverwaltungen beherrschende Mittelstand eine Panacee für seine Leiden sieht.

× ×

Arbeitslosenversicherung DER vergangene Winter hat in München eine grosse Arbeitslosigkeit mit sich gebracht, in deren Bekämpfung 7782 Personen mit etwas über 100000 M. unterstützt wurden. Zu den Unterstützungen trug die Gemeinde selbst 20000 M. bei. Dass eine derartige Unterstützung der Arbeitslosen nur ein Notbehelf ist, der schwerwiegende Übelstände mit sich führt, braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Am zweckmässigsten wird unter den heutigen Verhältnissen die Arbeitslosigkeit durch eine planvolle Kombination sorgfältig vorbereiteter und organisierter Notstandsarbeiten mit einer Arbeitslosenversicherung bekämpft, und von den vielen vorgeschlagenen und versuchten Arten der Arbeitslosenversicherung scheint uns wieder das sogenannte *Genter System* das zweckmäsisgste zu

sein. Es ist daher mit Freuden zu begrüssen, dass durch die Arbeitslosigkeit die Münchener Gemeindeverwaltung zu einer erneuten Prüfung dieses Systems veranlasst worden ist, die hoffentlich zu der Einführung des selben in München führen wird. Schon im Winter 1902-1903 hatte Dr. Singer vom statistischen Amt in einem Gutachten dargelegt, dass der einzige gangbare Weg auf dem Gebiete der Arbeitslosenfürsorge in der Annahme des Genter Systems bestehe. In einem soeben erstatteten zweiten Gutachten hat er diese Auffassung wiederum vertreten und mit neuen Gründen belegt. Alle Erwägungen sprechen nach ihm dafür, dass eine allgemeine Versicherung nur von den durch die Berufsvereine geschaffenen Unterstützungskassen ausgehen kann' weil nur hierdurch die Beteiligung von nur ungünstigen Risiken vermieden, die Zusammenfassung nach gleichartigen Risiken und die Kontrolle seitens der Angehörigen des gleichen Berufes ermöglicht werden können. Dabei wahre das Genter System in hohem Masse die Grundzüge der Selbsthilfe und der Versicherung. Ferner werde durch Ausdehnung der Zuschüsse auf die zum Zweck der Arbeitslosenunterstützung sich bildenden speziellen Vereine, sowie durch die Gewährung der Zuschüsse zu den Abhebungen von Ersparnissen, die für den Fall der Arbeitslosigkeit gemacht worden sind, eine einseitige Bevorzugung der Angehörigen der Berufsvereine im Prinzip vermieden. Die Gründe, die gegen die Gewährung solcher Zuschüsse geltend gemacht werden, fallen nach Dr. Singer gegenüber den Vorteilen nicht ins Gewicht. Er schlägt vor, den Zuschuss der Stadt auf 25% der von den Berufsvereinen gewährten Arbeitslosenunterstützungen festzusetzen und den selben zunächst im Maximum auf 35 000 M. zu beschränken.

DIE Vorschläge Dr. Singers haben in der Zentrumspresse, so zum Beispiel in der *Augsburger Postzeitung*, lebhafte Anfechtung gefunden. Die Herren vom Zentrum befürchten, dass eine derartige Einrichtung die Arbeiterschaft im Sommer vom Lande fernhalten und verhindern werde, dass die Landwirtschaft billige Arbeitskräfte bekomme. Zugleich aber sehen sie darin ein System von Liebesgaben für die *sozialdemokratischen* Gewerkschaften. In der Tat würde der städtische Zuschuss diesen in erster Linie zu gute kommen. Sie zählen nämlich in München über 25 000 Mitglieder, die christlichen dagegen nur 2050. Die ersteren haben im Jahre 1904 90 000 M. Arbeitslosenunterstützung ausgezahlt, die christlichen Organisationen dagegen nur 237 M. Die Bekämpfung des Singerschen Vorschlages beweist übrigens noch, dass man sich keine grosse Entwickelung der Zentrumsgewerkschaften in der nächsten Zeit verspricht.

× ×

Kurze Chronik DIE Mainzer Stadtverordnetenversammlung hat einen Antrag angenommen, durch den die Regierung ersucht wird, ein Gesetz über die Einführung der Zwangsversicherung des Hausgesindes zu erlassen. × Der Stadtrat von Pforzheim beschloss, die bisher von Gemeinde und Kreis erhaltene allgemeine öffentliche Arbeitsnachweisanstalt auf die Stadt zu übernehmen. × Die Metzer Strassenbahn hat während der ersten 6 Monate unter städtischer Regie eine Reineinnahme von 120 824 M. eingebracht, was einer Kapitalverzinsung von etwa 6% entspricht. × Der Geraer Gemeinderat beschloss, den städtischen Arbeitern nach fünfjähriger Tätigkeit und tadelloser Führung bis zu einer Woche Urlaub zu gewähren, dem Stadtrat aber die Entschliessung im einzelnen Fall zu überlassen. × Die Stadt Dresden steht in Unterhandlungen über den Ankauf der Dresdener Strassenbahngesellschaft. Nach der von der Stadtverwaltung gemachten Offerte erhält jede Tausendmarkaktie für 2000 M. 3prozentige Anleihe und ausserdem 65 M. bar. Ferner verpflichtet sich die Stadt, den Aktionären für das laufende Geschäftsjahr 1905 eine Dividende von 8¼% auszuzahlen. Die Stadt übernimmt das Aktienkapital im Betrage von 12 Mill. M., zwei Prioritätsanleihen von 2,04 Mill. M. zu 4% und von 4 Mill. M. zu 4½%. × Der Nürnberger Magistrat hat die Errichtung einer Ortskrankenkasse wiederum abgelehnt. In der Begründung wird anerkannt, dass die Ortskassen den Versicherten mehr Vorteile bieten, als die Gemeindekrankenkassen. Diese Vorteile wurden aber durch die höheren Beiträge aufgehoben. Ferner wird in der Begründung den Ortskassen vorgeworfen, dass sie die freie Ärztewahl beschränken, dass sie den Kranken aus Rücksicht auf die Kosten nicht die nötige Krankenhauspflege gewährten, und dass sie auch zu politischen Zwecken benutzt würden. Mit

diesen fadenscheinigen Gründen sucht der Magistrat seine ablehnende Haltung zu rechtfertigen, die, wie schon oft nachgewiesen wurde, durch die Rücksicht auf das die Verwaltung beherrschende freisinnige Grosskapital bedingt ist. HUGO LINDEMANN

Sozialistische Bewegung

Organisation DER Bericht des Zentralkomitees der sozialdemokratischen Partei Sachsens zeigt, dass, wie in der vorigen Rundschau bereits erwähnt, auch in dem abgelaufenen Geschäftsjahr die Bewegung grosse Fortschritte gemacht hat. Über 9500 neue Mitglieder wurden den sozialdemokratischen Vereinen zugeführt, so dass die Zahl der organisierten Parteigenossen von 38764 auf 48119 stieg. Das selbe gilt auch von der Parteipresse. Hier ist ein Aufschwung von 12650 Abonnenten zu verzeichnen, so dass jetzt 134400 Leser der sozialistischen Parteipresse vorhanden sind. Der Kassenbericht balanziert in Einnahme und Ausgabe mit 9241,40 M. Während am Anfang des Jahres in Sachsen 861 sozialistische Gemeindevertreter gezählt wurden, hatte man am Schluss des selben deren über 1100. Um den sozialistischen Gemeindevertretern ihre Arbeit zu erleichtern und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sich in Gemeindeangelegenheiten einzuarbeiten, wurde die *Kommunale Praxis* vom 1. Januar 1905 obligatorisch eingeführt; die Redaktion einer besonderen sächsischen Beilage der *Kommunalen Praxis* wurde dem Genossen Pollender in Leipzig übertragen. Vom 1. Juli ab wird das genannte Blatt wöchentlich und in grösserem Umfange erscheinen.

DAS Agitationskomitee für die obere Rheinprovinz veröffentlichte kürzlich seinen Jahresbericht. Dem Bezirke gehören jetzt 19 Reichstagswahlkreise und das oldenburgische Fürstentum Birkenfeld an. Der Bericht macht auf die grossen Schwierigkeiten der Agitationsarbeit aufmerksam und schildert dann den Stand der Organisationen: Sozialdemokratische Vereine bestehen jetzt in 10 Kreisen; darunter sind 8 Kreisvereine, während sich 2 auf einen einzelnen Ort beschränken. In einigen anderen Wahlkreisen musste man sich damit zufrieden geben, die Parteigenossen unter dem Vertrauensmännersystem an regelmässige Beitragszahlung zu gewöhnen; und dann bleiben immer noch etliche Kreise übrig, wie Adenau-Kochem-Zell, Heinsberg-Geilenkirchen, die nicht eine Spur von Organisation aufweisen. Die Zahl der organisierten Genossen beträgt 3200. Einen tüchtigen Schritt vorwärts haben die Kreise Cöln-Stadt und Cöln-Land mit ihrer am 1. Januar vollzogenen Verschmelzung getan. Hierdurch war die Anstellung eines besoldeten Parteisekretärs ermöglicht. Die Einnahmen der Parteiorganisationen betrugen 11644 M.

× ×

Frankreich: Parteitag des *P. S. F.* DER 7. Parteitag des *P. S. F.*, der am 26. März und die folgenden Tage in Rouen abgehalten wurde, war lediglich der Einigungsfrage gewidmet. Von den 37 Föderationen, welche der Partei zugehören, waren 35 durch 94 Delegierte vertreten. An eingeschriebenen Mitgliedern umfasst die Partei 10971; bei den Wahlen von 1902 hat sie 344500 Stimmen auf sich vereinigt. Das Hauptreferat hatte der Abgeordnete Genosse Augagneur. Der selbe erklärt sich, wie auch alle nachfolgenden Redner, im Prinzip für die Einigung; abweichende Meinungen sind vorhanden in den Fragen der Taktik, der Budgetbewilligung, der Beteiligung am *Bloc* und der Stellung der Fraktion zu dem *Nationalrat* und der Gesamtpartei. Das Resultat der dreitägigen Redeschlacht, an der sich fast alle bekannteren Wortführer der Partei beteiligten, war die einstimmige Billigung der Einigung und die unveränderte Annahme des Entwurfs der Einigungskommission. Die Abstimmung war eine namentliche; das Resultat wurde mit frenetischem Beifall aufgenommen. Auf Antrag Jaurès' wird dann noch beschlossen, die Delegierten zum Einigungskongress zu beauftragen, dahin zu wirken, dass die Verhandlungen des Kongresses öffentlich geführt werden, nicht, wie die Einigungskommission vorgeschlagen hat, hinter verschlossenen Türen. Nachdem noch eine Resolution angenommen war, in welcher bestimmte Grundsätze für die später nach vollzogener Einigung zu entfaltende Agitation festgelegt sind, und nachdem ferner beschlossen war, die Rede Jaurès' in Broschürenform herauszugeben, wurde der Kongress geschlossen.

AUS der Kammerfraktion des *P. S. F.* sind die Genossen Gabriel Deville-Paris und Normand-Rhône ausgetreten, und zwar, weil die Fraktion die bisherige

Taktik aufgebe und den *Bloc* verlasse. Die ganze durch den Kongress in Rouen geschaffene Lage wird in den *Sozialistischen Monatshcften* noch ausführlich beleuchtet werden.

× ×

Norwegen DIE sozialdemokratische Agitation im norwegischen Heere, die nach den dortigen Gesetzen öffentlich und ohne alle Scheu betrieben werden kann, versuchte der kommandierende General zu unterdrücken, indem die Vorgesetzten aufgefordert werden, den Mannschaften kundzugeben, dass auf den Exerzierplätzen, den militärischen Betrieben u. s. w. keinerlei gegen das Heerwesen gerichtete Agitation zulässig ist. Bei den Waffenübungen dieses Sommers wurde auf den Exerzierplätzen die Agitationsbroschüre eines Parteigenossen, des Leutnants Puntervold, in 13000 Exemplaren verteilt. Die betreffende Broschüre spricht sich nur gegen den Militarismus, nicht etwa gegen die Volksbewaffnung aus. Der Kriegsminister hat denn auch das Rundschreiben des kommandierenden Generals nicht gutgeheissen; er sieht in dem Verlangen nach einem Volksheer keine Wehrlosmachung des Volkes und keine staatsvernichtende Agitation.

DIE sozialdemokratische Vereinigung in Kristiania feierte im März das Fest ihres 20jährigen Bestehens. Sie wurde am 1. März 1885 durch den Genossen Knudsen gegründet (vergl. den Artikel von Olav Kringen *Der Sozialismus in Norwegen* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 297) und war die leitende Organisation für die norwegische Arbeiterbewegung, bis im Jahre 1887 die *Norwegische Arbeiterpartei* gegründet wurde. Die sozialdemokratische Vereinigung hat aber fortgesetzt für die Verbreitung der Parteigrundsätze gewirkt und ist auch jetzt noch in der selben Weise tätig. Bei der Feier gedachte der Vorsitzende Knudsen in seiner Festrede auch der Verfolgungen und Schikanen der Behörden gegen die Vorkämpfer der Arbeiterbewegung. Jetzt haben unsere Parteigenossen in Norwegen wenig oder gar nicht mehr mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen.

× ×

Belgien AUCH die belgische Arbeiterpartei feierte das Fest ihres 20jährigen Bestehens. Die Partei wurde im April 1885 von einer Anzahl Parteigenossen offiziell gegründet, nachdem die selbe schon jahrelang zuvor für den Sozialismus gewirkt hatten. Unter den Gründern sind die bekanntesten Louis Bertrand, Anseele, de Paepe, Demblon. Der *Peuple* hat anlässlich der Feier eine Festnummer herausgegeben. Diese enthält eine kurzgedrängte Geschichte der Partei, viele Reminiszenzen und auch die Bildnisse der verstorbenen Parteiführer, wie Jean Volders, Gustave Defnet, César de Paepe und Alfred Defuisseaux.

× ×

Russisch Polen DIE zahlreichen Mordtaten und Metzeleien, welche die tollgewordenen zarischen Schergen in Russisch Polen während des Generalstreiks verübten, haben für die politische Partei der Arbeiterklasse eine neue Situation geschaffen. Die Notwendigkeit einer weiteren Verschärfung des revolutionären Kampfes gegen den Absolutismus drängte sich gebieterisch auf. Da nun eine regelrechte Insurrektion derzeit nicht in Betracht kommt, so blieb nur ein Ausweg übrig: dem planlosen Terrorismus von oben einen planvollen Terrorismus von unten entgegenzusetzen. Durch systematische Vollstreckung von Todesurteilen an ihren einflussreichsten und schuldigsten Häuptern soll die blutbefleckte zarische Gewaltherrschaft in Polen in Verwirrung gebracht und lahmgelegt werden. Diesen Weg hat die *P. P. S.* betreten. Sie hat nunmehr ihren terroristischen Ausschuss, so gut wie ihre russischen Freunde, die *Sozialrevolutionäre*. Die erste Aktion dieses Ausschusses galt dem Warschauer Oberpolizeimeister Baron Nolken, einem hundertfachen Mörder wehrloser Arbeiter, Frauen und Kinder. Eine Bombe hat ihn grässlich zerfleischt. Er dürfte seinen Kollegen Nerrlich von Czenstochau nicht lange überleben.

FERNER wurde in Lodz der Polizeikommissär Schatalowitsch durch eine Bombe getötet. Er hatte am 15. Januar bei einer sozialistischen Strassendemonstration den Fahnenträger erschossen und sodann aus dem Hinterhalt eine Salve auf die Demonstranten abfeuern lassen. Endlich wird aus Sosnowiec die Erdolchung des Postdirektors Hradecki gemeldet; er war ein Spion und hatte zur Streikzeit Militär gegen die Arbeiter requiriert.

DAS Attentat auf Nolken hatte übrigens ein kleines Nachspiel in Krakau und

Wien. Der *Verschwörungs- und Kampfesausschuss der P. P. S.* bekannte sich nämlich zu der Tat in einem ernst und würdig gehaltenen Flugblatt, das in Warschau verbreitet wurde. Am 7. April druckte der *Naprzod* dieses Flugblatt ab und wurde deshalb konfisziert; es war dies die 258. Konfiskation seit Gründung des Blattes. Am 10. April verlas Daszynski das Flugblatt im Reichsrat in der Einkleidung einer Interpellation; dadurch war es *immunisiert*, zu einem Bestandteil des unkonfiszierbaren Sitzungsprotokolls des Reichsrats geworden. Am 11. April druckte der *Naprzod* das Flugblatt von neuem ab. . . .

× ×

Internationales sozialistisches Bureau DAS internationale sozialistische Bureau veröffentlicht einen Aufruf zu gunsten der Armenier im Kaukasus. Dort haben bekanntlich vor einigen Wochen blutige Metzeleien zwischen Muselmännern und Armeniern stattgefunden. Der hauptsächlichste Schauplatz der Kämpfe war die industriereiche Stadt Baku, wo Tausende von Arbeitern ohne Unterschied der Rasse und der Religion gemeinsam streikten und gegen den Absolutismus protestierten. In dem Schreiben, welche die Redaktion des Genfer Organs der armenischen Revolutionäre dem internationalen Bureau zur Verfügung stellt, wird der Nachweis geführt, dass die russischen Behörden es selbst waren, die das Massaker hervorgerufen haben, indem sie die Todfeinde der Armenier, die Türken, aufwiegelten und bewaffnet in die Stadt hineinliessen. 7- bis 800 Tote und gegen 1500 Verwundete: das ist das Resultat der tagelangen Schlächtereien in Baku, denen die russische Polizei und die Kosaken ruhig zusahen. Das Bureau fordert die sozialistischen Parteien aller Länder auf, gegen diese völkerverhetzenden Schandtaten des Zarismus energischen Protest einzulegen. Es erinnert an die Resolution des internationalen Kongresses zu Paris /1900/.

× ×

Totenliste GESTORBEN ist einer der älteren Görlitzer Parteigenossen, Benjamin Lukas, der seit 1886, besonders auch unter dem Sozialistengesetz, in Görlitz für die Partei tätig war. In Luxemburg ist im Alter von 82 Jahren ein treuer Freund der deutschen Sozialdemokratie, Fürsprech Wilhelm Leibfried, gestorben. Er hat namentlich während des Sozialistengesetzes zahlreiche Parteigenossen, die durch das Schandgesetz wirtschaftlich ruiniert waren, bereitwilligst unterstützt. Am 19. März starb in Frankfurt a. M. bei seinem Sohne der alte Parteigenosse Karl Schramm. Auf Grund des Sozialistengesetzes wurde er seinerzeit aus Berlin ausgewiesen. Er wandte sich nach der Schweiz, wo er das Bürgerrecht erwarb und sich eine neue Existenz gründete.

× ×

Kurze Chronik BEI den Linzer Gemeinderatswahlen wurden 10 Sozialdemokraten gewählt; die Beteiligung der Sozialdemokratie geschah hier zum erstenmal. × Einen überraschenden Wahlerfolg errangen die Sozialdemokraten der Stadt Freiburg in der Schweiz. Hier wurden neben 41 Katholiken und 15 Radikalen 17 Sozialdemokraten in den Grossen Stadtrat gewählt. Bisher hatten unsere Parteigenossen nur einen Vertreter in dieser Körperschaft. × Im *Pfauenzwinger* zu Warschau, einem Gefängnis, wo neben den schwersten gemeinen Verbrechern zeitweilig auch politische untergebracht werden, starben rasch hinter einander — wie es scheint, infolge von Misshandlungen — zwei Mitglieder des *Jüdischen Arbeiterbundes*: eine Frau namens Grabelska und ein Genosse, der unter dem Pseudonym *Mosiek* auftrat. Beidemal veranstalteten die jüdischen Genossen Strassendemonstrationen zum Zeichen der Trauer und des Protestes; beidemal gab die Polizei Feuer auf die Leidtragenden, beidemal gab es Tote und Verwundete. × Die Maifestschrift der polnischen Sozialdemokratie in Österreich wurde wegen angeblicher Gotteslästerung konfisziert. Die Konfiskation wurde jedoch durch das übliche *Immunisierungsverfahren* (siehe oben unter *Russisch Polen*!) unwirksam gemacht, so dass die zweite Auflage der Maifestschrift den *gotteslästerlichen* Artikel abermals enthalten konnte. × Die Gemeindewahlen in der dänischen Hauptstadt endeten mit einem grossartigen Erfolg für die Sozialdemokraten und Liberalen. Für die gemeinsame Liste der 4 sozialdemokratischen und 3 radikalen Kandidaten wurden 21 207 bis 22 133 Stimmen abgegeben, während die Gegner es nur auf 18 300 Stimmen brachten. Die Gemeindevertretung Kopenhagens besteht nunmehr aus 16 Sozialdemokraten, 12 Radikalen und 14 Reaktionären. HUGO POETZSCH

Gewerkschaftsbewegung

Internationale Organisation DIE vor 3 Jahren in Stuttgart geschaffene Vereinigung gewerkschaftlicher Landeszentralen hat durch ihren Sekretär, Carl Legien, jetzt ihren *Ersten internationalen Bericht über die Gewerkschaftsbewegung 1903* /Berlin, Verlag der *Generalkommission*/ herausgegeben. In dem selben ist alles irgendwie wichtige Material über die Gewerkschaftsbewegung der dem Sekretariat angeschlossenen Länder zusammengestellt, soweit es diesem zugänglich war. Berichtet haben die Landeszentralen von England, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Deutschland, Österreich, Ungarn, Serbien, Spanien und Australien; von Belgien, der Schweiz und Italien waren Berichte nicht zu erlangen, der Bericht aus Frankreich ist schon im Jahre 1903 eingeliefert worden. Wir wollen aus dem äusserst interessanten Bericht, der ein nahezu übersichtliches Bild der internationalen Gewerkschaftsbewegung gibt, nur einige wenige Zahlen anführen. Zunächst eine Tabelle über die Zahl der in den Ländern, die Berichte eingesandt haben, vorhandenen gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, sowie über die Mitgliederzahlen der den Landeszentralen angeschlossenen Organisationen:

Land	Zahl der Gewerkschaftsmitglieder		Der Landeszentrale gehören an Mitglieder
	insgesamt	davon weiblich	
England . . .	1 922 780a)	120 078	4[illegible]2 000
Dänemark . .	86 326	7 043	62 849
Schweden . .	80 000	3 750	47 920
Norwegen . .	15 906	926	7 972
Deutschland .	1 270 831	47 038	887 698
Österreich . .	177 592	12 063	177 592
Ungarn . . .	41 138	1 823	41 138
Serbien . . .	3 500	—	3 500
Spanien . . .	?	?	58 000

a) Für 1901 (letzte veröffentlichte Ziffer).

Weiter eine zweite Tabelle, welche über die Einnahmen und Ausgaben der in den Landeszentralen vereinigten Organisationen, soweit in den Berichten darüber Angaben gemacht waren, Aufschluss gibt:

Land	Jahreseinnahme M.	Jahresausgabe M.	Davon f. Unterstützungen	Ausgabe für Streiks
England . .	15792027 a)	14355206	10433772	967976
Dänemark .	1598024	1110117	388750	—
Schweden b)	738198	707043	31803	460379
Norwegen .	393385	356885	78594	192525
Deutschland	16419901	12724236	3720416	4529672
Österreich .	2547756	2290380	1055846	—
Serbien . .	14555	7651	2813	644

a) Nur für 53 Organisationen. b) Für 1902.

Der Versuch des internationalen Sekretärs, eine vergleichende Aufstellung der Höhe der Jahresbeiträge zu machen, musste leider aufgegeben werden, da die Angaben nicht vollständig sind. Der Bericht enthält auch Situationsberichte über den Stand der Bewegung in den Bericht erstattenden Ländern im allgemeinen, über die Arbeitergesetzgebung und anderes. Er sei jedem Gewerkschafter und Sozialpolitiker auf das wärmste empfohlen.

DIE 4. internationale Konferenz der Sekretäre der Landeszentralen findet am 23. Juni in Amsterdam statt.

× ×

Kongresse und Verbandstage IN diesem Jahre halten die meisten Gewerkschaften ihre Verbandstage und Generalversammlungen ab. Allenthalben ist man denn auch mit den Vorbereitungen zu diesen Tagungen beschäftigt. In der dritten Märzwoche tagten die Maler in Hamburg. Neben den bis jetzt angestellten 5 sollen weitere 7 Gauleiter, im ganzen also 12 dieser Beamten, angestellt werden. Ausserdem sollen Filialen mit mehr als 500 Mitgliedern Beamte anstellen können, deren Besoldung durch die Hauptkasse zu erfolgen hat; in Betracht kommen 11 Filialen mit 13 Beamten. Filialen mit 300 bis 500 Mitgliedern können unter Zustimmung von Vorstand und Ausschuss gleichfalls Beamte anstellen, doch müssen diese Filialen ein Drittel des Gehalts zahlen. Dem Verband entsteht dadurch ein Mehraufwand von 56 000 M., der durch eine Erhöhung des Verbandsbeitrages um 5 Pf. aufgebracht wird. Das Statut und das Streikreglement wurden erheblich modifiziert, die Bestimmungen über die Kranken- und Sterbefallunterstützung verbessert. Vorstand und Ausschuss wurden beauftragt, eine Beitragsberechnung für die Erwerbslosenunterstützung aufzustellen und bis 1. August den Mitgliedern zur Urabstimmung zu unterbreiten. Ferner wurde für die angestellten Beamten eine Gehaltsskala aufgestellt. Die Bäcker tagten vom 3. bis zum 5. April, ebenfalls in Hamburg. Die auf Ausgestaltung der Unterstützungseinrichtungen gestellten Anträge wurden abgelehnt; mit 26 gegen 20 Stimmen wurde beschlossen, vorbehaltlich einer innerhalb sechs Wochen vorzunehmenden Urabstimmung, den Wochenbeitrag von 40 auf 50 Pf. zu erhöhen. Der Mehrertrag soll ausschliesslich zur Förderung der Lohnkämpfe

Verwendung finden. Im Falle der Ablehnung der Beitragserhöhung durch die Mitglieder soll 1. Mai bis 30. September 1905 und 1. März bis 30. September 1906 zu dem selben Zweck ein wöchentlicher Extrabeitrag von 20 Pf. erhoben werden. Von Interesse war noch die Verhandlung über den Punkt 5 der Tagesordnung *Der Tarifvertrag mit den Konsum- und Genossenschaftsbäckereien*. Man beschloss ferner eine vermehrte Anstellung von Beamten und setzte eine Beamtengehaltsskala fest.

EIN allgemeiner Bergarbeitertag für Preussen, einberufen von der Siebenerkommission, fand in den Tagen vom 28. bis 30. März in Berlin statt. In der Hauptsache beschäftigte er sich mit dem Bergarbeiterschutz und der Berggesetznovelle, die während der Tagung, am 27. und 28. März, das preussische Abgeordnetenhaus in erster Lesung beschäftigte. Die Beschlüsse dokumentierten die Einmütigkeit der Bergarbeiter aller Richtungen in allen den Bergarbeiterschutz betreffenden Fragen. Der Bergarbeitertag bedeutet ein Ereignis in der Geschichte der Gewerkschaftsbewegung.

×

Unternehmertum

DIE gewaltigen Fortschritte der Gewerkschaften und ihre Erfolge haben sehr förderlich auf die Unternehmerorganisationen gewirkt. Die Unternehmer haben im steten Kampfe mit der organisierten Arbeiterschaft sich feste Kampfesmethoden angeeignet. Mit Vorliebe bedienten sie sich, namentlich in Abwehr partieller Lohnbewegungen der Arbeiter, des Mittels der allgemeinen Aussperrung. Doch führten diese Aussperrungen oft genug zu einer schweren Schädigung des Unternehmertums selbst, das sie in Szene gesetzt hatte. Deshalb beschäftigt man sich neuerdings in den Unternehmerorganisationen mit der Erfindung neuer Kampfesmethoden gegen die organisierte Arbeiterschaft. Das Neueste auf diesem Gebiete dürfte jedenfalls ein Vorschlag des Herrn Menck-Altona sein, den dieser nach dem *Vorwärts* in einer am 18. März abgehaltenen Sitzung des Vorstandes des *Vereins deutscher Arbeitgeberverbände* zur Diskussion gestellt hat. Herr Menck will die Aussperrungen künftig so organisiert wissen, dass die Arbeiter in der Reihenfolge ausgesperrt werden, wie ihre Namen im Alphabet aufeinanderfolgen. Diese nur auf einen Teil der Arbeiter auszudehnende Aussperrung treffe dann gleichzeitig alte und junge, tüchtige und untüchtige, verheiratete und unverheiratete Arbeiter, und deshalb wirke sie auf die Arbeiter empfindlicher. Unter Umständen könne man sogar als Gegenstoss gegen eine Reihe von Einzelstreiks eine Aussperrung von Arbeitern desselben Berufs über ganz Deutschland vornehmen in der Weise, dass man alle Arbeiter, deren Namen mit dem Buchstaben *A* anfängt, aussperrt. Diesen *A*-Leuten würden eventuell die *B*-Leute und die *C*-Leute folgen. Diese Art der Aussperrung vereinfache auch die Durchführung der Verrufserklärung der Arbeiter, indem jeder Arbeitgeber wisse, dass er in Zeiten solcher Kämpfe die *A*-Leute, eventuell die *B*- und *C*-Leute nicht in Arbeit nehmen dürfe. Dieses System der Aussperrungen werde viel wirksamer sein, als die jetzt üblichen Aussperrungen, indem es gewisse Arbeiterkategorieen geradezu zu Grunde richte und die Arbeiterorganisationen zu ausserordentlichen materiellen Aufwendungen nötige, somit lähmend auf die Aggressivkraft der Gewerkschaften wirke. Der Vorstand des *Vereins deutscher Arbeitgeberverbände* hat diesen schändlichen Plan einer Dezimierung der deutschen Arbeiterschaft, von dem Herr Menck so schön sagt, dass er sich von *sentimentalen Anwandlungen* allerdings frei halte, seinen ihm angeschlossenen Vereinen zur Diskussion empfohlen. Die Scharfmacherpresse begrüsst den Vorschlag Mencks natürlich lebhaft.

DIE Gewerkschaften werden sich auch mit dieser neuen Kampfesmethode der Scharfmacher abzufinden wissen, wie sie bisher mit allen Scharfmacheranschlägen fertig zu werden wussten.

×

Russisch Polen

DIE Streikbewegung hat nunmehr auf die Landarbeiter übergegriffen und dehnt sich hier in ungeahnter Weise aus. An diesen Streiks beteiligen sich alle, die dauernd oder zeitweilig Lohnarbeit im Dienste der Gutsherren verrichten, also sowohl die auf dem Gute selbst wohnhaften Diener, Knechte und Instleute, als auch die im Dorfe wohnenden Taglöhner, Häusler und Halbbauern. Schon haben Hunderte von Gutsbesitzern und Gutspächtern die Forderungen bewilligt, die meisten aus Furcht, manche auch aus achtbareren Motiven. Um so brutaler fährt die Regierung drein. In Lanienty (Bezirk Gostynin, Gouvernement

Warschau) hatte der Gutspächter die Forderungen der Streikenden glatt bewilligt. Ihres Erfolges froh, zogen die Arbeiter harmlos vergnügt und singend durch das Dorf. Plötzlich vertrat ihnen eine Abteilung Kosaken den Weg und feuerte ohne jede Warnung eine Salve ab. 9 Tote und 14 Verwundete blieben auf dem Platz; von den letzteren starben später noch 2. Die Untat war auf speziellen Befehl des kaiserlich russischen Landrats verübt worden. Der Adel des Bezirks Gostynin wusste der Regierung für ihr Eingreifen keinen Dank; vielmehr wurden die Särge der erschossenen Arbeiter von Gutsbesitzern zu Grabe getragen, welche dadurch ihren Protest gegen die Bestialität ihrer ungebetenen Beschützer zum Ausdruck brachten. Die Streikbewegung aber greift immer weiter um sich; um ihr Richtung und Ziel zu weisen, hat die *P. P. S.* ein Streikflugblatt in 50000 Exemplaren gedruckt und verbreitet. Dieses Flugblatt enthält ausser einer allgemein-prinzipiellen Belehrung und einer sehr eindringlichen Warnung vor Lockspitzeln ganz spezialisierte ökonomische Forderungen.

DIE Regierung hat ihrerseits zu den Agrarstreiks Stellung genommen — indem sie allfälligen *Aufrührern* mit Kriegsgerichten droht. Das besonnene Verhalten der Streikenden bietet ihr aber keinen Vorwand zu weiterem Einschreiten.

× ×

Kurze Chronik IM Buchdruckgewerbe sind im Jahre 1904 354 Firmen ermittelt worden, die insgesamt 7306 Gehilfen und 2524 Hilfsarbeitern Sommerferien gewähren. × Der Fabrikarbeiterverband veranstaltet eine Erhebung über die Verhältnisse der in Lichtziehereien und Lichtfabriken beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen. × Vom 27. bis zum 29. März tagte in Przemysl der 3. galizische Gewerkschaftskongress. Anwesend waren 75 Delegierte aus 14 Städten. Der Kongress fasste sehr energische Beschlüsse zu gunsten des Anschlusses aller bisher in lokalen und provinziellen Sondervereinen Organisierten an die gesamtösterreichischen Zentralverbände. ERNST DEINHARDT

Genossenschaftsbewegung

Gartenstädte DIE Arbeiten zur Gründung der ersten englischen Gartenstadt, die bekanntlich in der Nähe von London errichtet werden soll (vergl. *Sozialistische Monatshefte*, 1904, I. Bd., pag. 414), schreiten rüstig vorwärts. Wie aus dem Bericht der Direktoren an die Generalversammlung der *First Garden City Lim.* hervorgeht, ist der Bebauungsplan bereits genau geregelt, und es sind neben den vorhandenen Chausseen eine Anzahl Strassen gebaut, kanalisiert und mit Wasserleitung versehen. Die Errichtung eines Gaswerks ist in Angriff genommen. Eine provisorische Eisenbahnstation, Post-, Telegraphen- und Telephonverbindung sind vorhanden. Von industriellen Unternehmungen haben bis jetzt 6 Terrainabschlüsse gemacht. Weitere Nachfrage nach Terrain wird mit Sicherheit erwartet, wenn die Aufschliessungsarbeiten erst weiter fortgeschritten sein werden, da die Ersparnisse für Fabrikanten in der Gartenstadt sehr hohe sein werden. Sie betragen an der Pacht pro Acre Land gegenüber London etwa 10000 M., gegenüber kleineren Städten immer noch 1000 M. An Abgaben und Steuern sind beim Werte eines Fabrikgebäudes von 200000 M. 30000 M. jährlich weniger zu zahlen. Auch die Nachfrage nach Grundstücken zu Wohnzwecken lässt sich gut an. Für 300 Parzellen sind Abschlüsse erfolgt respektive in der Schwebe. Erleichtert wird die Wohnungsbeschaffung durch zwei Baugenossenschaften, von denen die eine, eigentlich mehr eine Kreditorganisation, 40000 M. ausgeworfen hat, um ihren Mitgliedern den Häuserbau in der Gartenstadt zu erleichtern. Die andere will selbst Häuser errichten, um sie später an ihre Mitglieder zu vermieten. Ferner wird die Gartenstadt vom 1. Juli bis 30. September der Schauplatz einer von einer englischen Gesellschaft veranstalteten Ausstellung billiger Landhäuser sein. Da die Gartenstadtgesellschaft der Ausstellung das Land zu den günstigsten Bedingungen zur Verfügung gestellt und sich ausserdem bereit erklärt hat, nach Beendigung der Ausstellung unter bestimmten Voraussetzungen die Häuser zu übernehmen respektive für ihre mehrjährige Vermietung aufzukommen, so wird voraussichtlich der Wettbewerb ein sehr reger sein und so dann die Besiedelung der jungen Stadt ausserordentlich gefördert werden. Und damit dürfte die Gartenstadtbewegung überhaupt vielleicht etwas in Fluss kommen.

× ×

Versicherung WÄHREND die englischen und französischen Genossenschaften soeben dabei sind, sich nationale Institute zur Lebens- respektive Altersversicherung ihrer Mitglieder zu schaffen, haben wir es in Deutschland bisher nur mit vereinzelten Versuchen einiger fortgeschrittener Konsumvereine in dieser Richtung zu tun. Unter diesen befindet sich die junge, 5000 Mitglieder zählende Elberfelder Konsum- und Produktivgenossenschaft *Befreiung*, die seit dem 1. Juli 1904 eine Sterbeunterstützung für ihre Mitglieder eingeführt hat. Die *Konsumgenossenschaftliche Rundschau* veröffentlicht jetzt einen Bericht über die Art und Weise dieser Unterstützung und ihre Erfolge. Die Genossenschaft zahlt bei Todesfällen ihrer Mitglieder oder deren Ehegatten ein Sterbegeld von 30 M., bei totgeborenen oder Kindern unter 10 Jahren 10 M., bei Kindern von 5 bis 10 Jahren 15 M., bei solchen von 10 bis 15 Jahren 20 M. Voraussetzung der Unterstützung ist, dass das Mitglied vor Eintritt des Sterbefalles seinen Geschäftsanteil voll einbezahlt und im vorhergehenden Geschäftsjahre einen Mindestumsatz von 250 M. im eigenen Geschäft der Genossenschaft gehabt hat. Nach der allgemeinen Elberfelder Sterblichkeitsstatistik würde eine solche Unterstützung, wenn sämtliche Mitglieder die notwendigen Voraussetzungen erfüllt hätten, die Genossenschaft jährlich 8730 M. kosten. Doch bleiben die bisherigen Ausgaben hinter diesen Ansätzen erheblich zurück: sie betragen etwa 5 Pf. auf je 100 M. Umsatz im eigenen Geschäft. Interessant sind die Mitteilungen über die Wirkungen der erwähnten Bestimmungen auf den Geschäftsgang der Genossenschaft. In der Zeit vom 1. Juli 1904 bis Ende Februar 1905 nahmen die Einzahlungen auf Anteile gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres zu um 55%. Der durchschnittliche Umsatz pro Mitglied im eigenen Geschäft stieg um 7½%, während der Umsatz im Lieferantengeschäft um 19% fiel, woraus für den Gesamtumsatz eine Steigerung von 3½% resultierte. Zugleich fand auch eine sehr starke Mitgliederzunahme, von 4795 auf 5416, statt. Dies alles beweist, dass die Elberfelder Genossenschaft mit der Einführung ihrer Sterbekasse nicht nur eine soziale Tat vollbracht, sondern zugleich ihr eigenstes Geschäftsinteresse gefördert hat.

× ×

Wien IN dem 40000 Mitglieder starken grössten Konsumverein Österreichs, dem *Ersten Wiener Konsumverein*, ist eine ernste Krisis ausgebrochen, die aber hoffentlich einen Gesundungsprozess einleitet. Eine Anzahl Missstände, so vor allem die hohen Preise des Vereins und die im Vergleich hierzu sehr niedrige Rückvergütung (6½%), die auf eine allzu kostspielige Geschäftsführung zurückgeführt wurde, hatten schon längere Zeit den Unwillen besonders der minderbemittelten Mitglieder des Vereins erregt. Anlässlich der letzten Preissteigerung der Lebensmittel in Wien verdichtete diese Unzufriedenheit sich nun zu einer direkten Oppositionsbewegung, deren Führung dem *Neuen Wiener Frauenklub* zufiel. Diese Opposition trat in der letzten Generalversammlung zunächst ganz bescheiden mit der Forderung der Aufnahme von zwei Frauen in die Verwaltung auf. Sie wurde aber von den vorläufig noch über eine Majorität verfügenden augenblicklichen Machthabern in der unwürdigsten Weise bekämpft und niedergeknüttelt; die betreffende Forderung wurde nach stürmischer Verhandlung abgelehnt. Nun hat die Gärung natürlich weiter um sich gegriffen. In einer kürzlich abgehaltenen grossen Protestversammlung wurden alle Übelstände öffentlich zur Sprache gebracht: die ausserordentlich hohen, von der 18köpfigen Verwaltung, die sich übrigens aus der Finanzwelt und der höheren Bureaukratie rekrutiert, bezogenen Tantiêmen (10% des 810000 K. betragenden Reingewinnes), die mangelhafte Rechnungslegung und Berichterstattung, das bureaukratische Verwaltungssystem und anderes mehr. Entschieden wurde ein Wechsel in den leitenden Personen verlangt. Wenn es auch auf alle Fälle bedauerlich ist, dass die Opposition zu diesem äussersten Schritte, der *Flucht in die Öffentlichkeit*, gedrängt wurde, so ist dafür die Hoffnung jetzt um so grösser, dass nunmehr auch ganz reiner Tisch mit den offenbar unhaltbar gewordenen Zuständen gemacht wird.

NEBEN diesem sich hauptsächlich aus Angehörigen des grösseren und kleineren Bürgertums zusammensetzenden Konsumverein gibt es in Wien noch einen ausgesprochenen Arbeiterkonsumverein *Vorwärts*, der im Jahre 1902 durch Verschmelzung von 5 kleinen Konsumvereinen gebildet wurde und es bis jetzt auf etwa 10000 Mitglieder gebracht hat. Er

hat mit den selben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie andere junge Vereine in Grossstädten.

× ×

Arbeiterdruckerei in Dessau DIE Dessauer *Arbeiterdruckerei* berichtet über ihr 1. Geschäftsjahr, das als eigentliches Betriebsjahr aber nur zwei Monate umfasst. Es wurden während dieser Zeit in der Druckerei für 5546 M. Arbeiten hergestellt. Ein Gewinn konnte den Umständen nach noch nicht erzielt werden. Doch setzte eine grössere Zuweisung des Hauptanteilhabers, des *Volksblattes für Anhalt*, die Genossenschaft in stand, die in Aussicht gestellte Kapitaldividende von 4% auszuzahlen. Die *Arbeiterdruckerei* besitzt ein eigenes Gebäude, das mit 55 269 M. zu Buch steht. Hier befindet sich auch das Heim des *Volksblattes*, das seit dem 1. Januar 1905 von der Genossenschaft in vergrössertem Umfange hergestellt wird. Am 31. Dezember gehörten der *Arbeiterdruckerei* 1069 Mitglieder an, die 4550 Anteile gezeichnet und 41 603 M. bar eingezahlt hatten. Wie der Bericht mit Genugtuung konstatiert, sind die Anteilhaber zum weitaus grössten Teil Arbeiter, so dass sich also die Genossenschaftsdruckerei mit Recht als ein wirkliches Arbeiterunternehmen betrachten darf.

× ×

Kurze Chronik DER Umsatz der *G. E. G.* betrug im Jahre 1904 33 929 406 M. gegen 26 445 889 M. im Vorjahre. Er hat also eine Steigerung von 28% erfahren. × Die englische *C. W. S.* setzte im abgelaufenen Geschäftsjahre für 396 183 920 M. (386 662 840 M. im Vorjahre) Waren um; davon waren für 66 523 580 (63 652 260) M. in den eigenen Fabriken der Gesellschaft hergestellt. Der gesamte Reingewinn belief sich auf 6 647 500 (6 977 640) M. × Die schottische *C. W. S.* verzeichnet für 1904 einen Umsatz von 136 025 440 (127 909 740) M. und eine Eigenproduktion im Werte von 36 355 460 (32 552 500) M. × Die dänische Grosseinkaufsgesellschaft endlich, die jetzt 951, das ist fast die Gesamtheit der dänischen Konsumvereine, umfasst, vermittelte im letzten Jahre Waren im Werte von 25 294 610 M. und erzielte dabei einen Überschuss von 1 155 541 M. Sie stellte im eigenen Betriebe Waren für 1 777 164 M. her. × Die *Konsumgenossenschaftliche Rundschau* veröffentlicht die Vorlage einer Unterstützungskasse des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine*, die auf dem nächsten Genossenschaftstag beraten werden soll. Die Kasse sieht Alters-, Invaliditäts-, sowie Witwen- und Waisenversicherung vor. Die Beiträge sollen zu gleichen Teilen von den Angestellten und den sie beschäftigenden Genossenschaften getragen werden. × Die Genossenschafts-Zuckerraffinerie der Kleinhändler in Barby a. E. hat ihren Konkurs angemeldet.

GERTRUD DAVID

Frauenbewegung

Mutterschutz DER jungen Bewegung zum Schutze der Mutterschaft und des unehelichen Kindes hat Ruth Bré in ihrer Schrift *Keine Alimentationsklage mehr! Schutz den Müttern!* /Leipzig, F. Dietrich/ keinen guten Dienst erwiesen. Statt den Ausbau des Instituts der Generalvormundschaft, wie überhaupt die Erweiterung des Rechtsschutzes für die aussereheliche Mutter und das uneheliche Kind in den Vordergrund ihrer Erwägungen und Forderungen zu stellen, verlangt sie die Verwirklichung eines höchst utopistischen Ideals einer ländlichen Mutterfamilie mit Landaufteilung etc. und einer noch verstiegeneren Mutterschaftsversicherung, die letzten Endes nicht etwa die auch von uns begrüsste, auf freier Übereinkunft beruhende Einehe, sondern eine Art Promiskuität herbeiführen und jedes Verantwortlichkeitsgefühl ausschalten würde.

GANZ anders Else Lüders in ihrem *Problem der Mutterschaftsversicherung* /Berlin, Mittler/. In übersichtlicher, geschickter und eindringlicher Weise gruppiert sie die Gründe, die einen besonderen Schutz der Mutterschaft in Gestalt einer Mutterschaftversicherung notwendig machen. Diese Versicherung soll an die Krankenkassen angeschlossen, und alle Einkommen unterhalb 3000 M. sollen versicherungspflichtig gemacht werden. Zahlenmässige Angaben macht Else Lüders nicht. Trotzdem liegt bereits seit zwei Jahren ein Versuch vor, auf Grund der preussischen Bevölkerungsbewegung und des preussischen Zensus eine zahlenmässige Grundlage für die von einer ausgedehnten Mutterschaftsversicherung zu erwartende Belastung der Krankenkassen zu gewinnen (vergl. meinen Artikel *Schutz der Mutterschaft* in *Deutschland*, 1903, pag. 10 ff.).

× ×

Eheproblem JACQUES Mesnils Plaidoyer für die *Freie Ehe* (deutsch von Karl Federn /Berlin, Verlag *Renaissance*/) ist wahr, warm und sympathisch; doch setzt Mesnil sich in seinen kühnen Träumen allzu leicht über die scharfen Ecken und Kanten der Wirklichkeit hinweg. Und muss selbt er zugeben, dass die freie Ehe, die nicht einmal des Austausches eines verpflichtenden Wortes bedarf, auf einige wenige Auserwählte beschränkt bleiben wird, so ist es wohl besser, sich von vornherein auf die von ihm angeführte Darlegung des mit Recht so berühmten und hochgeschätzten Richters Magnaud zu einigen, in der es heisst: »Ich wünsche, dass man neben der Institution der Ehe, wie sie heute besteht, eine freie Verbindung einrichte, die durch einfache Erklärung vor dem Standesbeamten herbeigeführt wird und genau die selben Familienrechte zur Folge hat, wie die gewöhnliche Ehe, und die auch durch übereinstimmende oder einseitige Erklärung vor dem Standesbeamten ihr Ende fände.«

× ×

Berufstätigkeit IN seinen Betrachtungen über *Feminismus und Rasse* in der *Zeitschrift für Sozialwissenschaft* geht Dr. R. Steinmetz von der Voraussetzung aus, dass die volle Erschliessung aller Berufe die begabteren Frauen notwendig zur Sterilität respektive zur folgenschweren Abgeneigtheit gegen die Mutterschaft führen müsse. Indessen ist seine Beweisführung nicht schlüssig; denn selbst die von ihm befürchtete Verspätung der Eheschliessung begabter Mädchen würde vielleicht die Quantität, ganz gewiss aber nicht die Qualität des Nachwuchses gefährden.

EINEN Beitrag zur Frauenberufsfrage bildet die Schrift *Gebildete Hebammen?* von Hulda Maurenbrecher /Leipzig, F. Dietrich/. Scharf zufassend, aber durchaus sachlich, nüchtern und überzeugend kritisiert sie die Missstände innerhalb der beruflichen Vorbildung der Hebammen, die man in den staatlichen Entbindungshäusern und Frauenkliniken der Universitäten mit allen gewöhnlichen Scheuerarbeiten und einer Menge für ihren künftigen Beruf unwesentlicher Arbeiten bepackt, natürlich zum Schaden besagter Ausbildung. Nicht beistimmen kann man aber der Verfasserin, wenn sie darum von dem Eintritt gebildeter Frauen in den Hebammenberuf überhaupt abrät. Gerade hier ist die gebildete Frau am Platz, sie hat dafür aber auch das Recht, vom Staat geziemende Ausbildung und ökonomische Sicherung zu verlangen. Warum die gebildete Frau es ablehnen sollte, nur die Gehilfin des Arztes zu sein, ist mir unerfindlich, ebenso auch, wie es gemacht werden soll, um alle Frauen des Volkes gegebenenfalls in Entbindungshäusern unterzubringen.

IN knapper und frischer Darstellung bespricht Dr. Käthe Schirmacher in der Schrift *Die Frauenarbeit im Hause, ihre ökonomische, rechtliche und soziale Wertung* /Leipzig, F. Dietrich/ die nicht nur erhaltende und verwaltende, sondern auch produktive Bedeutung des Hausfrauenberufs und verlangt eine entsprechende ökonomische Bewertung dieser misskannten und zu Unrecht gering geschätzten Arbeit.

× ×

Arbeiterinnenbewegung DIE Agitation unter den Arbeiterinnen wird von der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* eifrig betrieben. Sie hat dem *Komitee zur gewerkschaftlichen Agitation unter den Arbeiterinnen* einen Bureauraum zur Verfügung gestellt und sich bereit erklärt, Zuschüsse zu Agitationstouren zu gewähren. Im Verbandsorgan ist von Else Lüders dem Gewerkschaftskongress die Anstellung besoldeter Gewerkschaftsbeamtinnen, die Errichtung von gewerkschaftlichen Kursen für Frauen und die Herausgabe einer gewerkschaftlichen Frauenkorrespondenz empohlen worden. Auch in der provisorischen Tagesordnung des Cölner Gewerkschaftskongresses hat die Arbeiterinnenagitation ihren Platz geunden.

EINE Übersicht über die drei bekannten Organisationsgruppen der Arbeiterinnen und deren Verhältnis zur bürgerlichen Frauenbewegung gibt Else Lüders in ihrer Schrift *Arbeiterinnenorganisation und Frauenbewegung* /Leipzig, F. Dietrich/. Sie tritt für die freien Gewerkschaften und die Eingliederung der Frauen in diese ein. Sie ist für Beteiligung der bürgerlichen Frauen an der Organisation der Arbeiterinnen und rät ihren Mitstreiterinnen zu diesem Zweck ernstliche Vertiefung und Schulung auf den hier vornehmlich in Betracht kommenden Gebieten an.

DER ungarische Frauenbund hat eine Arbeiterinnensektion organisiert. Diese will für das unbeschränkte Ver-

einsrecht der Arbeiterinnen und für die Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren eintreten, sowie Haushaltungsschulen gründen.

×

Prostitution ZUR Abstellung der Wohnungsmissstände im Prostitutions- und Schlafgängerwesen schlägt Paul Kampffmeyer in der *Zeitschrift zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* neben Bestimmungen, die das Wohnen von Prostituierten in Familienhaushaltungen mit Kindern und ihre Bedienung durch jüngere Personen untersagen, eine ehrenamtliche energische Wohnungspflege und Aufsicht vor (vergl. auch die Rubrik *Sozialpolitik*, pag. 346). Wir möchten der ehrenamtlichen die beamtete Wohnungspflege bei- respektive übergeordnet sehen, da nur durch die Vereinigung beider durchgreifende Resultate zu erzielen sind. Durchaus zu begrüssen sind die Vorschläge zur Heranziehung von Frauen zur Wohnungspflege, sowie jene, die auf eine ausgedehnte Krankenfürsorge und Versicherung der Prostituierten abzielen und eine Ordnung und Verbesserung des Schlafgängerwesens anstreben.

EIN umfassendes und sympathisches Bild von den Grundsätzen und Zielen der abolitionistischen Bewegung und der Art ihrer Propaganda in Deutschland geben die von Katharina Scheven unter dem Titel *Internationaler Kongress der Föderation zur Bekämpfung der staatlich reglementierten Prostitution in Dresden im September 1904* herausgegebenen ausgewählten Referate. Eine Publikation der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* registriert als Haupterfolg der Münchener Tagung die einhellige Verurteilung, die dort die §§ 180 und 361,6 Str. G. B. gefunden haben. Weiter die Klärung, die die Anschauungen über die Schweigepflicht des Arztes in einer dieser Schweigepflicht prinzipiell günstigen Weise erfuhren.

IN einer Protestversammlung Hamburgs, die von Mitgliedern aller Volksschichten und Parteien besucht war, fand nach einem Referat von Fräulein Dr. Augspurg und einer erregten Diskussion, an der auch Genossin Steinbach teilnahm, die in hohen Wogen gehende Erregung über den unbegreiflichen Freispruch in dem bekannten Altonaer Notzuchtsprozess ihren Ausdruck in zwei Resolutionen, von denen die eine energisch gegen das Urteil protestiert und erklärt, dass es geeignet sei, das Vertrauen des Volkes in die deutsche Rechtsprechung auf das tiefste zu erschüttern.

×

Kurze Chronik EINE Bewegung zu gunsten der Beteiligung von Frauen an der Schulverwaltung macht sich neuerdings stärker geltend. Der *Rheinisch-Westfälische Frauenverband* hat eine entsprechende Eingabe an die Stadt- und Landgemeinden gerichtet. Desgleichen haben sich die hessischen Lehrerinnen an die Staatsregierung mit der Bitte um Zuziehung weiblicher Lehr- und Privatpersonen in die Schulverwaltungskörper gewandt. × An sämtlichen deutschen Universitäten waren im Winterhalbjahr 1904-1905 122 Frauen rechtmässig immatrikuliert, 1633 als Hörerinnen eingeschrieben. × Die schwedische Akademie hat der Schriftstellerin Selma Lagerlöf ihre grosse goldene Medaille verliehen. Vor ihr wurden schon Friederike Bremer und Emilie Flygaré-Carlén dieser Auszeichnung teilhaftig. × Am Kongress der italienischen Gewerkschaften, der am 8. bis 11. Januar in Genua stattfand, haben sich Frauen in hervorragender Weise beteiligt. Vor allen anderen wusste Maria Rygier, die Vertreterin der 25 000 Mitglieder zählenden Mailänder Arbeiterkammer, durch Inhalt und Art ihrer Ausführungen das Interesse des Kongresses zu gewinnen und festzuhalten. × Das Parlament von Queensland hat den Frauen das uneingeschränkte aktive und passive Wahlrecht für die Staatswahlen verliehen. HENRIETTE FÜRTH

KUNST

Bildende Kunst

Menzel-Ausstellung DIE Menzel-Ausstellung in den beiden oberen Geschossen der Berliner Nationalgalerie bietet, wie in der Einführung zu ihrem Katalog hervorgehoben werden darf, das nahezu vollständige Werk des Jüngstverstorbenen. Einmal wenigstens an einer Stelle vereinigt, muss diese Riesenarbeit das Staunen der ganzen Welt vor einer stets gesammelten, intensiven und erschöpfenden Künstlerschaft hervorrufen, die bis zum Ende von gleicher Güte blieb. Da die 5699 Nummern — davon über 5000 Zeichnungen — sich erstens faktisch noch vermehren

würden, weil so mancher mit einer Zahl bezeichneter Rahmen mehrere Blätter umschliesst, und da ausser dem Gemälde *Der Überfall bei Hochkirch* doch noch einige Wasserfarbenmalereien und besonders diese und jene Zeichnung im Dunkel geblieben oder auch untergegangen sein werden, so mag man nicht fehl gehen, wenn man die Gesamtproduktion auf 6000 Einzelwerke berechnet. Das macht im Durchschnitt auf ein Arbeitsjahr gegen 80 künstlerische Taten. Alle von den Zeichnungen des Siebzehnjährigen an bis zu denen aus den allerletzten Jahren von jenem Angriffstemperament der Natur gegenüber zeugend, welches niemals zum zweitenmal die selbe Stellung zum Objekt einnimmt. Höchste Vielseitigkeit der Auffassungsweise bei stets unverkennbarer Persönlichkeitsnote. Hier die starke, klare Farbe der seit ihrem Neubekanntwerden vor zwei Jahren vielbewunderten Interieurstudien aus den vierziger Jahren. Dort ein Nachtstück aus dem Jahre 1859. Der Glutschein zusammengeworfener Fackeln lichtet die schwarzen Silhouettenfiguren der Umgebenden etwas auf. Das geschieht da, wo einzelne höher über die Menge heraufreichen und darum von den durch feuchte Luft gebrochenen Strahlen teilweise auch vom Rücken aus getroffen werden. Eine Beobachtung, völlig frei von jeder Tradition, wie auch frei von jedem eigengebildeten Darstellungsvorurteil. Menzel hat Landschaften, wie die *Weiden auf dem Bauplatz* /1846/, von einer Frische und Sieghaftigkeit des Kolorits, umweht von den sänftigenden Schleiern der Luftweite und doch aus räumlich getrennten, höchst körperhaft deutlich hingestellten Einzelerscheinungen zusammengesetzt. Die Vereinigung des Auges eines Impressionisten mit dem erkennenden Verstande, der die Dinge sondert, während die Anschauung das Gleichhelle hier und das Gleichschattige dort mit einander vereinigt. Es ist, um seinen Überzeugungen untreu zu werden über die Berechtigung und die Notwendigkeit des Verwischens der Deutlichkeit durch den Impressionismus! Wüsste man nicht, dass eben immer nur der wahre Künstler mit seinem eigenen Verfahren und auch er nur für diesen einzigen Fall recht hat. Nebenbei wird man sich vor solchen Landschaften an die besten Holländer erinnert fühlen, mit ihrer erstaunlichen Detailtreue und ihrer gleich einheitlichen Gesamtwirkung. Und der selbe Menzel hat dann zwei Jahre später ganz im Gegensatz zu solcher Sommerhelle das dunkle, schwere Grün der späteren Jahreszeit recht pathetisch übertrieben, als er den gleichfalls schon vielgerühmten *Blick in den Garten des Justizministeriums* malte. Das war ein Blick aus der Höhe herab, mit dem Menzel den Anschauungen über das malerische Darstellbare in seiner Zeit ebenso ins Gesicht schlug, wie mit der hellen Beweglichkeit seiner Farben in diesem für ihn so überaus entscheidenden Dezennium. Er hat auch später fortgefahren, seinen Standpunkt zum Objekt, seine Wahl der Gegenstände und die Abgrenzung seiner Bildausschnitte in so revolutionärer Weise durchzuführen, dass die französische Malerei, als sie der modernen Anschauung endgültig die Form gab, nicht umhin konnte, sich mit diesen Einfällen zu berühren. Degas hat die dunklen Zuschauerreihen mit einzelnen vom Rahmen durchschnittenen Köpfen vor der hellen Gruppe auf der Bühne aufgebaut. Die Strassenansichten aus der Vogelperspektive wurden in den achtziger Jahren eine ganz geläufige Erscheinung, also dreissig bis vierzig Jahre nach dem Menzel von anno 48. Die Komposition mit Heranziehung von starkgefärbten und darum auf den ersten Blick sichtbaren Einzelheiten unmittelbar an den Bildrand hat Menzel dagegen mit der Generation von 1870 bis 1880 zeitlich gemeinsam. Auffallend erscheint sie bei ihm im *Ballsouper* /1870/. In einer Eigenschaft aber ist Menzel ganz für sich stehend in der modernen Kunst; er ist grade damit, wie mir scheint, sehr deutsch: ich meine sein stets sich steigerndes Bedürfnis, die Bildfläche bis aufs Äusserste mit einer Fülle kleinster Figuren zu bedecken, so dass sie zu vielen hinter einander stehen, doch alle noch scharf bis in die Details durchstudiert. Diese absichtliche Verwirrung, manchen und gewiss besonders französischen Augen qualvoll, ist verwandt Dürerischer Häufung des Sichtbaren, verwandt der Bildbehandlung der Deutschen im XV. Jahrhundert, welche ihre Altartafeln wie ein gedrängtes Mosaik von Edelsteinen oder wie die engen Maschenfolgen einer Teppichknüpferei behandelten. Menzel hat diese Kompositionsweise nicht vor dem Krönungsbilde. Die Friedrichsbilder stehen vielmehr der an italienischen und holländischen Beispielen genährten akademischen Kompositionsweise nahe. Seit er aber die aneinandergeschobenen

Porträtreihen der Assistierenden bei der Königsberger Zeremonie gemalt hatte, da verlangte ihn immer nach dieser Sättigung mit Bildinhalt. Wenn es nicht Menschen allein waren oder sein konnten, dann nahm er krause Architekturformen zu Hilfe oder die sausenden Räder und Treibriemen einer Fabrik, die er dann so geistreich und individuell lebendig werden liess, dass sie dem menschlichen Leben gleichwertig zu achten sind. Seine schnellsehenden Augen behinderte die Bewegung nicht am Erkennen, aber vielleicht hat er gerade darum, wie schon öfter bemerkt worden ist, für unsere Augen den Eindruck der Bewegung nicht gegeben. Wir sind gewohnt, das Fortschreitende unklar zu finden. Wer will entscheiden, ob das nur Schuld unserer Langsamkeit ist? Auch Leibl, gleichfalls ein deutscher Vielseher, hat nur das Beharrende darstellen können. Aber Leibl gab gewohnheitsmässig den Moment des Ruhens als unveränderlich. Menzel gibt oft die Nuance eines allerindividuellsten Bewegungsmoments, ohne gleichzeitig das Vorübergehende zwingend darzustellen in diesem Verbeugen, verlegenen Fortgehen, dem Niesen, während einer in einer Gruppe vorwärtskommt. Viele werden das wenigstens nicht in diesen Stellungen finden. Dafür aber ist seine Art, zu sehen, ein Ansporn für alle, die sich gegen diese Gründlichkeit des Beobachtens oberflächlich finden müssen.

× ×

Canonica PIETRO Canonica, ein italienischer Bildhauer, war bisher nur vorübergehend in Berlin und ausserdem in Deutschland meines Wissens nur noch in Dresden vor vier Jahren zu sehen. Er hatte im März eine grössere Zahl von Gruppen und Büsten in einer Wohnung am Pariser Platz in Berlin ausgestellt. Seine feine, vielleicht etwas sentimental geartete Fähigkeit, gesteigerte Empfindung auszudrükken, beruht auf einem weit ausgebildeten Vermögen, ganz feine Formunterschiede noch wirkungsvoll gegen einander zu unterscheiden. Er vermeidet die gleichgültig machende Eintönigkeit, welche sonst häufig die Begleiterscheinung einer sehr weit getriebenen Durchführung bei den Modernen ist. Klug unterstützt er dieses Vermögen dadurch, dass er die allzu häufige Wiederholung ähnlicher Oberflächenbewegungen durch abweichende Momente unterbricht. Ein paar Beispiele: Er gibt eine *Pietà*. Er will allen Ausdruck in das vertiefte Leiden des zur Seite gesunkenen Kopfes legen. Die detaillierte Durchbildung des Leichnams, wie sie an Schultern, Armen und Beinen erscheint, würde die Mittel seiner Ausdrucksskala zu sehr in Anspruch nehmen. Darum zeigt er den Körper von einem glattgespannten Tuch mehrfach umwunden, so dass nur an einzelnen Stellen Hauptmuskeln halbdeutlich erkennbar bleiben und so eine Partie unterdrückter Ausdrucksmomente neben das Gesicht gerückt wird, für das nun stärkere Erhebungen und Vertiefungen neben ganz weichen, zarten Oberflächenspannungen, mit einem Wort: die starken Mittel, übrig bleiben. Da auch die Maria schon durch Licht und Schatten der tieffaltigen Kleidung, mehr noch durch den abgespannten, im Zustand der Erstarrung aufgefassten Ausdruck des Antlitzes von der Miene des toten Dulders unterschieden ist, wird von der Gruppe eigentlich nur diese letzte gesehen. Ein anderer Gegenstand zeigt die zarten Mädchengesichter zweier Kommunikantinnen, unterschieden durch die gehobene Stellung des einen, das alles Licht auffängt, und die gesenkte des anderen, das so im Schatten ruht. Extase in gespannten, zu einiger Schärfe der Linien umgestalteten Kinderzügen bei der einen, daneben bei der anderen rundliche Weichheit, der sich enggefaltete Hände mit ihren bestimmten Parallelschatten ausdruckssteigernd nähern. Das Haar ist überall mit sehr feinen, ganz eng gezogenen Einritzungen rauher und dunkler behandelt, als das Gesicht, ohne durch Auflockerung und Schattentiefe dem Ausdruck der Köpfe Eintrag zu tun. Von ganz anderer Seite zeigt den Künstler die kleine Kinderbüste, die mit einer triumphierenden Lebenslust in die Welt lacht. Eine weibliche Büste, die mit ihren feingliedrigen Händen den Künstler von seinen besten Seiten zeigt, wurde für die Nationalgalerie erworben.

× ×

Kurze Chronik AM 4. April ist Constantin Meunier gestorben. × Im Bremer Kunstgewerbemuseum fand eine Kollektivausstellung von Werken der Münchener Künstlerin Margarethe von Brauchitsch statt. × Die Schillerfeier nimmt der Münchener Kunstverlag Ackermann zum Anlass, zwei farbige Künstlersteinzeichnungen von Hans Best herauszugeben, die

Schiller und Goethe darstellen: Brustbilder in Lebensgrösse, zum Preise von je 3 M.
× ×

Literatur Von Wilhelm Lübkes *Grundriss der Kunstgeschichte*, neu bearbeitet von Professor Max Semrau, war der IV. Band *Die Kunst der Barockzeit und des Rokoko* /Stuttgart, Neff/ völlig neu zu schreiben. Riss doch für die geläufige Vorstellung zur Entstehungszeit des Lübkeschen Buches die eigentliche Kunstgeschichte mit dem XVI. Jahrhundert ab. Danach gab es nur noch die Niederlande und Spanien. So wurde Schlüter als Architekt mit einer einzigen Zeile, als Plastiker mit vier bis fünf abgetan. Jakob Burckhard hat damals als erster die Baukunst des Barock gewürdigt. Nun ist in dieser populären Darstellung, unterstützt durch zahlreiche Textbilder, ein zusammenhängendes und objektives Bild dieser Epoche gegeben, die, wie jede andere, für sich allein gewürdigt sein will und nicht, wie es früher meist geschah, als Auflösung der Renaissanceideale betrachtet sein soll. Fünf farbige Tafeln geben auch in Bezug auf das Kolorit einige Andeutungen, welche für keine Zeit unentbehrlicher sind, als für diese. × *Plein-Air* nennt sich ein Wiener Kritiker, der in seinen *Kritischen Studien* /Wien, Scholl/, angestachelt durch die Übertreibungen der Anhänger des Impressionismus, seine Einwendungen gegen diese Anschauungsweise, wie auch gegen den Kultus der japanischen Kunst macht. Auch die gewollte Einfachheit mancher modernen Stilisten begleitet er mit seinen Zweifeln. Zur Abwechselung lesen sich alle diese Ansichten ganz gut, selbst wenn man sie nicht teilt oder doch nur bedingt ihnen zuweilen zustimmt. ANNA PLEHN

Dichtkunst

Dramen DAS klassische Mantel- und Degenstück der Spanier liebte es, die Weisheit eines Lebensspruches durch bühnenmässiges Hin und Her aufzurollen. In Frankreich hat Alfred de Musset das dramatische Sprichwort zu einer munteren und witzigen Spielerei verfeinert. Grillparzer schlürfte sein ganzes Leben lang Freude und Anregung aus den spitzigen Szenen des Calderon und Lope de Vega. Sein Traumspiel, sein Hohelied der Wahrhaftigkeit und die Tragödie des todgetreuen Untertanentums entflossen solcher Neigung. Als Hebbel im *Rubin* versuchte, eine ewige Regel im tändelnden Märchen auszudeuten, konnte sein Geist nicht duftig genug aufschweben, weil ihn die Erinnerungslast einer grausamen Vergangenheit noch zu wuchtig niederzog. Nun hat jüngst Moritz Heimann eine dramatische Sentenz gedichtet: *Die Liebesschule* /Berlin, S. Fischer/. Die Gaukelei hinter der Rampe soll lehren. Solange ein Jüngling noch im stande ist, der Welt Unergründlichkeiten und Geheimnisse im Schosse einer lustgewohnten Courtisane auszusinnen und bald darauf taumelnd von eben erst entknospenden Mädchenlippen seiner Seele die gleichen Schauer zu trinken, ist er noch ein tastender Stümper in der Liebesfron. Viel Galle muss sich in des Schülers Verlangen nach leichten Liebesüssigkeiten mischen, Bitternisse der Demütigung, des Entsagens und wehen Schmachtens. Die Meister und Meisterinnen des unsicheren Jünglings sind aber selber noch nicht voll gereift und zerren sich, wie er, wund am Narrenseil der Liebe. Bis ein ergrauter Schwärmer den letzten Tumult seines Blutes belächeln darf, wird er noch einmal aufgegeisselt und muss im unerhörten Werben girren. Die ganz Kalten, zur Liebe überhaupt Ungeschickten, verspüren doch ein zündliches Flackern in den Adern. Des Liebejüngers oberste Versucherinnen und Heilerinnen sind zwei Frauen: Die grösste und fürstlichste Hure von Venedig, die im heiligen Rom Kardinäle tanzen lassen kann, wenn sie den dort Harrenden in die Arme eilen wollte. Sie vergafft sich in das zu weisende Bürschlein. Seine Untreue macht sie todessiech und von jungfräulicher Gefühlsbrünstigkeit. Umgekehrt schmiegt das Geschick die Jungfrau mit dem Dirnenhange an den Liebesschüler. Der geht durch blinden Rausch, Traumseligkeit und Verzweiflung. Beim Ende des Spiels ist er wieder am Anfang, hungrig nach anderen Küssen, zwar ein wenig geknickt, aber hurtig wieder emporschnellend, der geschmeidigen Rohrweide vergleichbar. Er ist ja auch noch so jung und grün und saftig. Er lernte die Liebe noch nicht. Beatrice aber, Venedigs strahlendste Lustfrau, ward tief geritzt von ihrem Stachel und beneidet, sich schmerzhaft aufbäumend, sogar die schlumpige Bäuerin, die an ihre breit entstellten Brüste ein Kind, das Pfand der Liebe, zwängen darf. Der ungerührte Philosoph des

Stückes trägt Schellenkappe und Flitter, ist missgestaltet und im Hartsein geübt, wenn der Übermut ihn anspeit. Er hat das letzte Wort, wird müd seiner witzigen Eisigkeit und lispelt äussert sanft, was *Liebe* heisst: ›'s ist ein bitteres Vergnügen‹. Das gedankliche Stengelwerk will Heimann reizend und anmutig verbrämen. Seltsame, geschliffene Worte klingen ihm am heimlichsten. All seine Bilder tragen eine schimmernde Glorie über sich. Häufig aber scheint, als käme dies Leuchten nicht ungebrochen und schnurstracks aus der Sonne, sondern ströme aus schwächeren Quellen der Helligkeit. Weibesschönheit wird sehr andächtig und kenntnisreich gepriesen, Künstlers Glück und Zagheit wissend verfolgt, des Daseins Wirrnis mit den Augen des Erfahrenen angeschaut. Doch zu oft lullt sich der Dichter mit den eigenen Phantasieen ein. Er vergisst dann, ein Drama entschlossen vorwärts zu stossen. Darum wird die *Liebesschule* von der Bühne her wohl kaum anpacken. Zu viel Nachdenklichkeit und überlegtes Betrachten dämpfen und hemmen den Fortschritt der Handlung.

HEIMANNS Dichten mit entlegenen, auf der zartesten Goldwage des Klanges und der Bilderfülle geeichten Sätzen und Worten macht ihn verwandt dem Wiener Hugo von Hofmannsthal, der im *Geretteten Venedig* /Berlin, S. Fischer/ die lärmende Genieschöpfung des Thomas Otway sich aneignete, um das für modernen Geschmack zu trotzig und heiss hinbrausende Geschehnis seelisch zu vertiefen. Jungen Poeten empfahl der alte Goethe solche Betätigung. Hofmannsthal, der Erfolgreichste aus dem Kreise der Georgeschen Formevangelisten, nutzt diesen Rat und will ihn weiter üben an Stoffen der Antike und des Mittelalters. Zu sehen, wie er Otways Gebilde modelte, ist unterhaltend und auch gut für ein Begreifen der Notwendigkeiten, denen ein modernes Drama gehorchen muss. Elternliebe und Eheliebe ringen in der Brust einer Frau. Weil sie in Sinnen und Sehnsucht dem niedrigen Geliebten sich gab, ist sie von heimischer Pracht und Wohligkeit ausgestossen. Das erbärmliche Elend kommt über sie, ihren Gatten, ihre Kinder. Die verlorene Tochter drängt sich bettelnd an den stolzen Vater. Ihre verzweifelte Leidenschaft wirft auch den früher so mutigen, jetzt mürb gewordenen Gatten auf die Knie. Der Vater bleibt unbewegter Stein. Da stirbt in dem Gatten der Wurm. In wütender Rachegier verbrüdert er sich mit den Männern, die seines Schwiegervaters Macht, Reichtum, ja Leben zerschmettern wollen. Heldenhaft und treu, mit Recht die Kindesfrömmigkeit verleugnend, schwört sein Weib zu ihm. Beinah will das Schicksal die Darbenden und Armen belohnen, die sich gegen mitleidslose Starrheit empören. Seine Güte bewährt sich aber nicht. Dass ihr Vater gebeugt und aus Einfluss und Ansehen entwurzelt werden soll, vermag die Tochter knirschend zu loben. Wie jedoch sein Leben zum höchsten bedroht ist, hetzt sie mit tausend Künsten, Reden und Tränen den Gatten zum Verrat an den Bundesgenossen. Bei Atem bleibt der Vater allein und sein Anhang, die Hüter frevelnden Hochmutes und schändlichen Tyrannenwahns. Erstickt werden alle von echter Liebe Befeuerten, zur würdigen Freiheit sich Drängenden.

IM englischen Vorwurf sind die Menschen rauh und herbe gezeichnet. Sie fühlen ihre Leidenschaften nicht ausgiebig, sondern handeln triebmässig, riesenhaft manchmal, zumeist mit pathetischer Aufdringlichkeit. Hier mildert Hofmannsthal die zu ätzende Schärfe. Der einzelnen Begehren und Zertretenwerden ist bei ihm kein grader Vorgang, sondern ein innerliches Begebnis im welligen Auf und Nieder. Otway lässt im Urwerke die Sonderlose seiner Geschöpfe abhängig sein vom Schicksal eines grossen Staatswesens. Die bestehende Herrschaft soll gestürzt werden von deren glühendsten Feinden. Diese Hauptstütze des Dramas steht aber garnicht auf festem Boden, so dass vieles Handeln politisch Verstimmter keinerlei Begründung erhält. Vor allem diese Lücken suchte Hofmannsthal selbständig zu stopfen. — —

DER Graf von Charolais ist ein Drama von Richard Beer-Hofmann /Berlin, S. Fischer/. Gottselige, befriedigte Liebe, tagaus, tagein gehätschelt und gehütet, ist weich, aber ewig, wie das Sonnenlicht. Wer solche Liebe einmal trug, vergisst sie nie. Der Verlust stachelt ihn bis zur brennendsten Verzweiflung. Dem Grafen von Charolais ward das zu teil. Der Vater hat seine Seele wundervoll gekost, als er ein Kindlein war. Dem Jüngling wies des Vaters allsehende Liebe Sternenwege zum Leben, zum Ruhme. Und dieser heilige Vater stirbt. Der

verwaiste Sohn folgte ihm jubelnd gern, doch schrecklich unlösbare Ketten fesseln ihn noch ans Dasein. Drei Blutsauger, Gläubiger des toten Grafen, stützen sich auf ein grausames Gesetz und halten den Leichnam in Haft, weil der Sohn des Vaters Schulden nicht bezahlen kann. Der Bettelarme ist ohnmächtig gegenüber den herzlosen Geldsäcken, dem Müller, dem Paramentenmacher, dem roten Itzig, die auf ihren Schein bestehen und auch vor Gericht kein Tüpfelchen vom Buchstaben des verbrieften Rechtes fahren lassen. Darum klagt der Graf von Charolais in hallenden Molltönen vergebens, bis seine lohende Trauer und Kindesergebenheit fast märchenhaft begegnet werden. Der Präsident des obersten Gerichtshofes hat drei mächtige Tugenden. Mit aller ernsten Begeisterung übt er sein Amt, damit wirklich Recht geschehe jedem, der es sucht. Seine engelschöne Tochter, die eben zum Weibe erblüht, vergöttert er unsäglich. Das Adlige und Echte eines Menschen kann er im Bedrückten noch erkennen. Der Präsident zittert um das Glück seiner Tochter, und weil er im Grafen von Charolais den gewissesten Schützer dieses Glückes entdeckt, legt er sein Kleinod dem bezauberten Grafen ans traurige Herz. Damals stand das Taglicht am höchsten und flammendsten, und die Tochter Désirée mitten im Blenden. Nun wäre für den Präsidenten und das geeinte Paar der Himmel zur Erde gesunken. Anderes aber wird bestimmt. Ein Schleicher, ein leichter und lüsterner, schlängelt sich der jungen Gattin in die Sinne und Wünsche. Sie wird betört, verlässt ihr Kindlein und geht mit dem Verführer durch die Schneenacht, in einer Wollustspelunke sich ihm zu geben. In dem schmutzigen Winkel entlarvt der Graf die Ehebrecherin. Allen Mut zum Leben entreisst er ihr, die sich selber ersticht. Der greise Vater verlernt es im Jammer, blutendes, schreiendes Notrecht zu scheiden vom kalt erwogenen des Alltags. Der Graf von Charolais muss in neues Leben wandeln wie ein entblätterter Stamm. Es scheint, als wird er niemals wieder grünen. — Die Tragödie ist eine schöne Dichtung. In den ersten drei Aufzügen baut sich die Glücksidylle auf, während der Absturz durch die beiden letzten gemalt wird. Da erst im vierten Aufzug Désirées Versündigung sich motiviert, während vorher zur Einleitung dieser Schuld nur sehr Oberflächliches bezeichnet wird, ist in das Stück eine Kluft geraten. Und doch kann man diese nicht völlig tadeln, weil im vierten Aufzug alle Vorgänge zur unmittelbarsten Glaublichkeit sich entwickeln. Was die Menschen im Drama sprechen, ist nicht nur Wohllaut, sondern stellenweise so ergreifend, wie nur ganz reine Poesie.

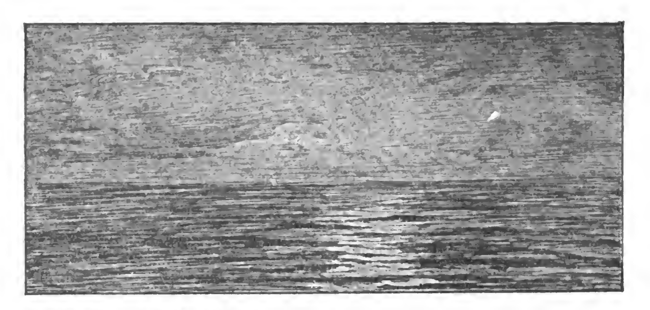
× ×

Neuausgaben WALTHER Heymel lässt im *Insel-Verlage* die sogenannte *Wilhelm - Ernst-Ausgabe* Goethes und Schillers edieren: Schöner Einband — den leider die Unsitte des senkrechten Rückendruckes (statt des wagerechten, ohne Körperverrenkung lesbaren) etwas entstellt — und gute Typen zeichnen sie aus. Das Seidenpapier ist freilich zu dünn, so dass die einzelnen Seiten des öfteren durchschimmern. Die vierbändige Jubiläumsausgabe des deutschen Cervantes leitet Wolfgang von Wurzbach ein /Leipzig, Hesse/. Im Verlag Franz Ledermann in Berlin erscheinen *Ausgewählte Werke* Honoré de Balzacs in deutscher Übertragung, bis jetzt Band I und II: *Die alte Jungfer, Der Landarzt.* Wilhelm Miessner schrieb die Einführung über Balzacs Leben und literarische Bedeutung. Luthers Werke publiziert in Lieferungen der Verlag Schwetschke in Berlin. In einer ganzen Reihe von Ausgaben wird Fritz Reuter neu aufgelegt: vor allem im *Bibliographischen Institut,* dann bei Reclam und in der trefflichen Hesseschen *Volksbücherei.*

× ×

Kurze Chronik AM 26. März fand im *Beethovensaal* in Berlin eine Gedenkfeier für den verstorbenen Otto Erich Hartleben statt, bei der Heinrich Hart die Weiherede hielt. × Eine Leipziger Arbeiterin gibt unter dem Pseudonym *Aristus* zwei Dramen heraus: *Frau Hawerland und ihre Söhne* und *Der Versöhnungstrunk* /Leipzig, *Leipziger Buchdruckerei A.G.*/, die dem Lobe, das ihnen Friedrich Stampfer in der *Neuen Zeit* erteilt, kaum entsprechen. × Friedrich Gundolf übersetzt kleine Essays über Stefan George, die von holländischen Kritikern erschienen /Berlin, Schnabel/. × Mit Routine, doch ohne Poesie schildert Carl Morburger das Leben russischer Studenten in Zürich und das Schicksal einer Deutschen, die in diese Kreise gerät (*Rebellen* /Wien, *Moderner Verlag*/). MAX HOCHDORF

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION WILHELM STERNBAUER · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. · DRUCK VON MÖLLER & BOREL G. M. B. H. · SÄMTLICH IN BERLIN



6. HEFT / JUNI 1905

JULIUS BRUHNS · ZUR NEUORGANISATION DER PARTEI


EIT Mitte April ist der Entwurf des neuen Organisationsstatuts für die sozialdemokratische Partei Deutschlands, die Arbeit einer Kommission von 23 Parteigenossen aus allen Teilen des Deutschen Reiches, bekannt, doch ist die Erörterung dieser für die gesamte Partei so wichtigen Frage bisher noch nicht sonderlich in Fluss gekommen. Wohl hat eine Anzahl Parteiblätter — nicht die Mehrheit — sich mit der Angelegenheit beschäftigt, in den Parteiorganisationen selbst aber ist der Organisationsentwurf noch fast gar nicht besprochen worden. Dieser scheinbare Mangel an Interesse kann nur dem Umstande zugeschrieben werden, dass die Entscheidung über die Organisationsfrage erst im September fallen wird. Wenn in den Parteiorganisationen über die Anträge zum nächsten Parteitag in Jena verhandelt werden wird, kommt sicher auch die Erörterung des neuen Oranisationsentwurfs zu ihrem vollen Rechte. Sind doch in demselben Bestimmungen gegeben, die Leben und Entwickelung der Parteiorganisation tief berühren.

DIE den Genossen vorgelegte Arbeit der Organisationskommission hält nach der bisher in der Erörterung ziemlich einmütig ausgesprochenen Ansicht den goldenen Mittelweg inne zwischen den föderalistischen Neigungen der einen und den zentralistischen Bestrebungen der anderen Seite. Gewiss sind die letzten Wünsche der Zentralisten nicht erfüllt. Aber im Grunde dürften die Zentralisten doch erheblich grössere Ursache zur Zufriedenheit mit dem neuen Statutenentwurf haben, als die Föderalisten. Denn dieser Entwurf bedeutet eine erhebliche Abkehr vom föderalistischen Prinzip und einen entsprechend grossen Schritt hin zur reinen Zentralisation. Die neuen Bestimmungen der §§ 7, 10 und 13, wonach die Grundlage der Gesamtorganisation der Partei die Wahlkreisorganisation ist, die Verpflichtung der Wahlkreisorganisation zur Abführung eines bestimmten Beitrages an die Parteikasse und zur alljährlichen Berichterstattung an den Parteivorstand bewegen sich unzweifelhaft entschieden in dieser Richtung. Dem gegenüber hat die Konzession an den

Föderalismus, wie sie die §§ 8 und 10 vorsehen, in dem Zusammenschluss der Kreisorganisationen zu Bezirksverbänden und Landesorganisationen und in dem Recht dieser Zwischenorganisationen, die Höhe der Mitgliederbeiträge festzusetzen, doch nur geringe Bedeutung. Denn materiell hängen diese Zwischenorganisationen in der Tat, wie schon von süddeutscher Seite betont wurde, ganz in der Luft, sie können bei der Höhe des Beitrags, den die Hauptkasse von den Kreisorganisationen heischt, von diesen nur noch einen sehr bescheidenen Anteil beanspruchen und sind im wesentlichen auf die finanzielle Beihilfe des Parteivorstandes angewiesen. Das drückt sich auch im neuen § 13 aus, der den Wahlkreisen, wie den Bezirks- und Landesorganisationen die Pflicht der Berichterstattung über ihre Tätigkeit, den letzteren besonders aber auch die Berichterstattung über die Verwendung der ihnen vom Parteivorstande überwiesenen Gelder auferlegt.

WENN an der *reinen Zentralisation* auch noch manches fehlt, so ist ihre Grundlage doch im neuen Organisationsstatut gegeben, und der weitere Ausbau wird nur eine Frage der Zeit und der noch entgegenstehenden gesetzlichen und polizeilichen Schwierigkeiten sein. Gegen diese Gestaltung der Dinge macht sich in der jetzt begonnenen Diskussion von süddeutscher Seite Widerspruch geltend, der sich auf dem Parteitage in Jena sicher noch erheblich verstärken wird. Soweit dieser Widerspruch sich darauf gründet, dass die Bezirks- und Landesorganisationen nicht finanziell geschwächt, sondern vielmehr gestärkt werden sollten, weil sie wichtige Aufgaben, insbesondere die mühsame und kostspielige Bearbeitung der noch ganz zurückgebliebenen Wahlkreise, zu erfüllen hätten, kann man ihm eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Dass die für jene Arbeit erforderlichen Mittel zu einem erheblichen Teil erst von den Wahlkreisen an die Hauptkasse abgeführt und von dieser dann jenen Zwischenorganisationen zugeführt werden sollen, will manchem nicht empfehlenswert erscheinen, so wenig, wie die dadurch bedingte Abhängigkeit und Unselbständigkeit der Bezirks- und Landesorganisationen, die lähmend auf die Tätigkeit der selben einwirken würden. Dabei wird auch auf die alsdann entstehende *krankhafte Machtfülle* des Parteivorstandes, die mit dem demokratischen Empfinden der Parteigenossen in Widerspruch stehe, hingewiesen. Gar so arg wird es mit dieser Machtfülle wohl nicht werden; andererseits kann eine auch erhebliche Stärkung der eigentlichen Parteileitung nur von Vorteil für die Partei sein, nach innen und aussen; denn eine geschlossene, in sich gefestigte Macht den Gegnern gegenüberzustellen, muss auch in der Zukunft eine unserer wichtigsten Aufgaben sein.

DASS die vorgeschlagene Umgestaltung der Organisation dem Parteivorstande vermehrte Arbeit bringt, ist nicht zu bestreiten. Aber das kann doch kein Grund sein, diese Umgestaltung abzulehnen, wenn sie sonst im Interesse der Partei liegt. Der Vorstand muss eben um einige tüchtige Kräfte mehr verstärkt werden, was ja auch die Besorgnisse jener etwas herabmindern kann, die in der besagten *krankhaften Machtfülle* einzelner Personen eine Gefahr für unser demokratisches Empfinden sehen.

DIE Bestimmungen über die Vertrauenspersonen, die aus dem bisherigen Statut herübergenommen respektive entsprechend gefasst wurden, passen in den Rahmen der nun geschaffenen zentralistischen Organisationen gar

nicht mehr hinein. Sie erscheinen mehr noch, als bisher, als ein notwendiges Übel in Rücksicht auf gewisse vereinsgesetzliche Hindernisse. Aber sie können, und nicht nur deshalb, noch lange nicht ganz entbehrt werden. Ausser den gesetzlichen gibt es noch manche andere zwingende Gründe, die Parteigenossen daran hindern, der in § 7 vorgesehenen Organisation anzugehören. Nicht nur in Schlesien, sondern in allen Gegenden Preussens und anderer Staaten des Reiches gibt es zahlreiche kleine und selbst grössere Orte, wo schon der Mangel des Versammlungslokals die Gründung und das Bestehen eines sozialdemokratischen Ortsvereins unmöglich macht. Gewiss gibt hier die Möglichkeit, einem an einem anderen Orte des Wahlkreises etwa bestehenden sozialdemokratischen Vereine anzugehören, einen Ausweg. Aber wirtschaftliche und soziale Verhältnisse verbieten es vielen Tausenden von Parteigenossen gerade in den kleinen Orten, sich als Mitglieder der sozialdemokratischen Organisation bei der Polizei anmelden zu lassen. Alles Räsonnement über die Notwendigkeit, offen für seine politische Gesinnung einzutreten, ändert an den harten Tatsachen des Lebens nichts.

GEWISS, in den Grossstädten ist die Erfüllung jener Forderung sehr leicht. Und unsere grossstädtischen Parteigenossen sollten mehr, als bisher, ihr Augenmerk darauf richten, von den zahlreichen nicht dem Arbeiterstande angehörenden Anhängern unserer Partei möglichst viele auch in die sozialdemokratischen Organisationen hineinzubringen. Nach den sehr interessanten, im *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* neulich veröffentlichten Untersuchungen Dr. Blanks über die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft Deutschlands betrug die Zahl der an der Reichstagswahl von 1903 beteiligten Arbeiter in Berlin 133 110, die Zahl der sozialdemokratischen Wähler jedoch 222 386, so dass, wenn man selbst sämtliche Arbeiterwähler als sozialdemokratische Wähler ansprechen wollte — was auch in Berlin noch nicht angeht — der Überschuss fast 90 000 Wähler, das sind 40 % der gesamten sozialdemokratischen Wählerschaft Berlins, beträgt, eine Masse, die sich aus Handwerkern, Gewerbetreibenden und Beamten zusammensetzt. Im benachbarten Charlottenburg macht dieser nicht der Arbeiterklasse angehörende Teil der sozialdemokratischen Reichstagswähler sogar 56 % der gesamten sozialdemokratischen Wählermasse aus. In Hamburg beträgt nach Dr. Blanks sehr vorsichtigen Berechnungen der Anteil der nicht der Arbeiterklasse (den in den Abteilungen A, B und C der amtlichen Berufsstatistik gezählten Beschäftigten) angehörenden sozialdemokratischen Wähler 41 %, in Altona 45, in Frankfurt am Main 41, Dresden 41, Leipzig 31, Chemnitz 36, München 39, Nürnberg 47, Halle 33, Königsberg 32, Bremen 31 %. In anderen Grossstädten ist dieser Prozentsatz zum Teil erheblich kleiner, so beträgt er in Elberfeld-Barmen und Düsseldorf nur 12, in Hannover und Magdeburg 13, in Breslau 19, in Strassburg 20, in Stuttgart 23 und in Braunschweig 26 %, während in Danzig, Cöln, Dortmund, Crefeld und Aachen ein Überschuss sozialdemokratischer Wähler über die Zahl der an der Wahl beteiligten Arbeiter überhaupt nicht vorhanden ist.

ZU einem Teile wird jener Überschuss aus den Kreisen der Beamten herrühren, zum weitaus grösseren Teile aber aus dem bürgerlichen Mittelstande kommen. Und von diesen letzteren, auch meist zahlungsfähigeren sozialdemokratischen Wählern kann und muss in den Grossstädten ein erheblich grösserer

Teil, als bisher, den sozialdemokratischen Organisationen gewonnen werden. Dagegen werden wir uns trotz des § 7 und trotz der hochfliegenden Pläne mancher Zentralisten in den kleinen Orten nach wie vor vielfach damit bescheiden müssen, die Genossen in loser Form und ohne den Zwang polizeilicher Kontrolle an die Partei zu fesseln.

DIE viel umstrittene Frage, wie hoch der an die Parteikasse zu zahlende Beitrag der Wahlkreisorganisationen sein muss, ist durch die Organisationskommission dahin entschieden worden, dass mindestens ein Viertel der aus den Beiträgen und Eintrittsgeldern kommenden Einnahmen an die Hauptkasse abgegeben werden soll. Je nachdem man auf föderalistischem oder zentralistischem Boden steht, wird man diesen Anteil als sehr hoch oder als zu niedrig ansehen. Ich glaube nicht, dass der nächste Parteitag schon die vorgeschlagenen 25 % akzeptieren wird, die einen gar zu weiten Abstand von den bisher allerdings vorgeschriebenen, aber darum noch keineswegs überall geleisteten 10 % darstellen. Man muss in der Tat den nun doch einmal vorhandenen Bezirks- und Landesorganisationen Zeit geben, sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Selbst der enragierteste Zentralist kann diese nicht mit einem Federstrich gewissermassen auslöschen wollen. Man wird also mit vielleicht 15 % zunächst zufrieden sein können und das Fehlende nach und nach einbringen, wenn die Grundlagen der Organisation, die Kreisvereine, sich stärker entwickelt haben.

RÄUMLICH sind in unserem Organisationsstatut ganz unverhältnismässig gewachsen die Bestimmungen über den Ausschluss von bisherigen Parteigenossen aus der Partei. Während bis zum Jahre 1900 diese Frage im Organisationsstatut mit 7 Druckzeilen erledigt war, brauchen wir zu diesem Zweck jetzt etwa 40 Druckzeilen. Es ist daher erklärlich, dass manche Parteigenossen, die früher nichts darin fanden, diese kurzen, unscheinbaren Bestimmungen gewissermassen mit an der Spitze des Organisationsstatuts zu sehen, jetzt wünschen, diese breiten, zwar notwendigen, aber unerfreulichen Vorschriften möchten möglichst an das Ende des Statuts gerückt werden. Gegen die Vorschläge der Organisationskommission selbst, die sich auf eine bessere Regelung des Ausschlussverfahrens etc. beziehen, kann wohl nichts Stichhaltiges eingewendet werden, und in der Tat haben sich ja auch die heissblütigsten Vertreter von rechts und links mit den selben einverstanden erklärt, wenn auch unter ganz entgegengesetzter Begründung ihrer Zustimmung.

HEFTIG gegen einander gerannt sind dagegen die Kämpen in der Frage der Vertretung der Reichstagsfraktion auf den Parteitagen. Man hat gegen den Vorschlag der Organisationskommission, die Bestimmung unverändert zu lassen, die sämtlichen Mitgliedern der Reichstagsfraktion das Recht gibt, an den Parteitagen teilzunehmen, in der Parteipresse mancherlei angeführt, das hier nicht wiederholt werden soll. Nur die Frage soll hier kurz betrachtet werden, ob denn bisher wirklich das numerische Gewicht der Fraktion auf den Parteitagen so bedeutend war, dass man in dem von der Organisationskommission nicht akzeptierten früheren Vorschlage des Parteivorstandes, nur noch ein Viertel der Reichstagsmitglieder als Delegation der Fraktion zu den Parteitagen zu entsenden, eine Rettung vor den Gefahren erblicken muss, die den Parteitagen und damit der Partei aus dem starken Anwachsen der Fraktion drohen. Im Jahre 1898 erschienen von den 56 neugewählten Abgeordneten

43 auf dem Parteitage, der im ganzen 252 Teilnehmer zählte. Unter diesen 44 Abgeordneten waren 4 Mitglieder des Parteivorstandes, 3 Mitglieder der Kontrollkommission, 4 Referenten und 16 von Wahlkreisen delegiert, so dass nur 16, also 28 % der Fraktion, lediglich auf Grund ihrer Eigenschaft als Abgeordnete am Parteitage teilnahmen. Im Jahre 1899 waren 30 = 52 % der Reichstagsabgeordneten lediglich in dieser ihrer Eigenschaft auf dem Parteitage anwesend, 1900 ebenfalls 30 = 52 %, 1901 24 = 41 % und 1902 45 %. Nach dem gewaltigen Siege unserer Partei bei den letzten Wahlen stieg die Zahl unserer Abgeordneten zunächst auf 81, von welchen 69 am Dresdener Parteitage teilnahmen. Von diesen waren 48 ganz unbekleidet mit irgend einem Mandat, lediglich als Reichstagsabgeordnete, erschienen. Sie repräsentierten 59 % der Fraktion. Diese hohe Ziffer war jedoch nur einem Zufall zuzuschreiben, dem Umstande nämlich, dass der Parteitag in Sachsens Hauptstadt tagte und damit nicht weniger, als 20 von den 22 neugewählten sächsischen Reichstagsabgeordneten Veranlassung bot, am Parteitage teilzunehmen. In Bremen sind denn auch nur noch 39 = 50 % der inzwischen auf 78 Köpfe zusammengeschmolzenen Fraktion ohne besonderes Mandat erschienen.

ZEIGEN diese Zahlen zunächst, dass die Beschränkung auf ein Viertel der Abgeordneten keine sonderliche *Rettung* bedeuten würde, da schon jetzt nie mehr, mit einer zufälligen Ausnahme, als höchstens die Hälfte der sozialdemokratischen Abgeordneten ohne besonderen Auftrag an den Parteitagen teilnahm, so zeigt eine andere Berechnung, dass auch die numerische Belastung der Parteitage mit mandatlosen Abgeordneten sowohl an sich gering war, wie auch keineswegs nennenswert gestiegen ist mit dem Anwachsen der Fraktion selbst. Während im Jahre 1898 die Zahl solcher Abgeordneter im Verhältnis zur Gesamtteilnehmerschaft am Parteitage 6,3 % betrug, ergaben sich für die folgenden Parteitage von 1899 bis 1904 die Verhältniszahlen: 12,2 %, 12,3, 10, 10, 14.4 und 13.7 %. Angesichts dieser Ziffern darf man sagen, dass es eine arge Übertreibung ist, wenn in einem sächsischen Parteiblatte behauptet wird, die Fraktion bilde auf den Parteitagen allein den v i e r t e n Teil der Besucher, und das bedeute ein Parteiunrecht, das nunmehr anfange, eine P a r t e i p l a g e zu werden. Man kann sich vielmehr durchaus der Organisationskommission auch in diesem Punkte anschliessen, in der beruhigenden Überzeugung, dass die Beibehaltung des bisherigen Brauchs die Partei in der Zukunft so wenig schädigen wird, wie sie es in der Vergangenheit getan hat.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JOHANN LEIMPETERS · DIE TAKTIK DES BERGARBEITERVERBANDES

WOHL niemals wurden nach Ausgang eines wirtschaftlichen Kampfes zu dessen Beurteilung so viele Federn in Bewegung gesetzt, wie nach dem Generalstreik der Bergleute im Ruhrrevier, und wohl niemals sind die Meinungen über den Erfolg oder Misserfolg eines Kampfes so weit auseinandergegangen, wie das hier der Fall ist. Noch heute sind die Akten zur Beurteilung dieses Streiks nicht geschlossen. Das macht die ungeheuere Wirkung, das machen mehr noch die

eigenartigen Erscheinungen, die dieser gewaltige Kampf gezeitigt hat, und über die man sich noch vielfach nicht klar geworden ist. Man hat die Streikleitung gelobt, man hat sie getadelt, man hat die Taktik als die einzig richtige anerkannt, man hat sie als verfehlt kritisiert und für verwerflich gehalten und somit von neuem die Frage über den Wert der Gewerkschaften, insbesondere aber über ihre Taktik und die gewerkschaftliche *Neutralität* in den Vordergrund geschoben. In verschiedenen Partei- und Gewerkschaftsblättern ist nach Abbruch des Bergarbeiterstreiks die Frage der Taktik bei Streiks besprochen worden, jedoch gehen die Urteile, wie erklärlich, weit auseinander. Ganz besonders ist man im Ruhrrevier gegen die Taktik des Bergarbeiterverbandes zu Felde gezogen, und selbst Verbandsmitglieder verlangen eine Änderung der selben. Von mehreren Zahlstellen (Ortsvereinen) des Dortmunder Kreises ist an die Generalversammlung der Antrag gestellt, den *Neutralitätsparagraphen* aus dem Statut zu streichen, der da besagt: »Diskussionen über parteipolitische oder religiöse Fragen sind innerhalb des Verbandes streng untersagt.« So wird sich die Generalversammlung, die Pfingsten in Berlin stattfindet, mit dieser Frage eingehend beschäftigen; der Vorstand hat sie als besonderen Punkt auch auf die Tagesordnung gesetzt. Ich nehme deshalb Anlass, meine Anschauungen, sowohl über den *Misserfolg* des Streiks, als auch über unsere bisherige Taktik hier auszusprechen, betone aber, dass ich n i c h t e i n e P o l e m i k schreibe, sondern zur Aufklärung, und, wenn es sein muss, auch zur Rechtfertigung.

DER Streik ist gänzlich gescheitert und hat mit einer völligen Niederlage der Gewerkschaften geendet: das ist die Meinung eines grossen Teiles unserer leitenden Parteigenossen und besonders derer im Ruhrrevier. Gewiss ist der Streik materiell verloren, aber um eine Niederlage der Gewerkschaften zu konstruieren, müssten vor allem die Gewerkschaften den Streik entweder veranlasst oder doch zum mindesten gewünscht haben. Aber nicht die Gewerkschaften, sondern die Unternehmer haben den Streik gewollt, sie haben ihn bekommen und auch gewonnen, wenn es auch nur ein Pyrrhussieg war. Die Gewerkschaften haben den Kampf, den sie zu verhindern nicht im stande waren, organisiert und geleitet, um, soweit es noch möglich war, den Plan der Unternehmer zu durchkreuzen; und das ist ihnen vollkommen gelungen. Die Unternehmer brauchten einen Streik, sie wollten ihn um jeden Preis, das hat ihr Verhalten vorher und während des selben allzudeutlich gezeigt. Meine Meinung ist: Das Kohlensyndikat hatte im Einverständnis mit dem Stahlverband eine Erhöhung der Kohlenpreise geplant[1]), um den Hütten und Eisenwerken, die noch nicht mit den Zechen fusioniert sind, die Rohprodukte zu verteuern und sie so konkurrenzunfähig zu machen, um ihnen dann später den Hals umzudrehen. Denn wie durch die Syndikatspolitik die kleinen Zechen bereits alle durch die grossen aufgesaugt worden sind, wird durch die Politik des Stahlverbandes den kleinen Eisenwerken allmählich das Lebenslicht ausgeblasen, damit so die ganze Eisenproduktion auf die grossen Zechenhütten übertragen werden kann. Die Leiter des Syndikats spielen auch im Stahlverband die erste Geige, und diese Herren, die rücksichtslos und kaltblütig über die wirtschaftliche Existenz von

[1]) »Bereits Ende Dezember lagen die neuen Preislisten mit der Preiserhöhung um 50 Pfennig in den Geheimfächern Kirdorfs unter stetem Verschluss ...« (vergl. A n t o n E r k e l e n z: *Kraftprobe im Ruhrgebiet* /Düsseldorf 1905/, pag. 8).

20- bis 30 000 Arbeitern und ganzen Gemeinden hinweggehen, fragen auch wenig danach, ob ein kleiner Fabrikant nicht mehr bestehen kann. Wer in diesem Kampf auf der Strecke bleibt, hat eben kein Recht, weiter zu existieren. Das beste und wirksamste Mittel, die kleinen Werke konkurrenzunfähig zu machen, ist die Verteuerung der Rohprodukte, vor allem der Kohle, die die Hüttenzechen ja zum Selbstkostenpreise erhalten, weshalb sie unter einer Verteuerung nicht mitleiden. Die Kohlenpreise konnte das Syndikat nach der Zechentöterei und der *Hibernia*affäre nicht erhöhen, ohne dass es Sensation im ganzen Lande erzeugte. Wäre es den Herren nun gelungen, einen Streik zu entfesseln, an dem sich höchstens 100 000 Mann, der *alte* Verband, die *Sozialdemokraten,* beteiligten, so hätten sie die ganze öffentliche Meinung auf ihre Seite bekommen, wie das vor der ersten allgemeinen Konferenz der Bergarbeiter schon tatsächlich der Fall war, und es hätte eine grosse Razzia auf die Sozialdemokratie gegeben, während die Kohlenbarone schmunzelnd die Kohlenpreise hätten erhöhen können, mit der Begründung, durch die *sozialdemokratische Machtprobe* schwer geschädigt worden zu sein. Der Streik wäre, wie der 1889er, für die Kohlenkönige zur rettenden Tat geworden. Dieser brachte den Herren folgende Preiserhöhung (in Mark):

Jahr	Flammkohle	Fettkohle	Magerkohle	Hochofenkoks	Giessereikoks	Brechkoks	Briketts
1889	9,29	8,48	8,26	15,72	17,00	17,69	11,86
1890	12,36	10,72	11,00	19,78	22,00	22,61	14,64

Diese Pläne, die wir hinter dem Unternehmertrick vermuteten, zu vereiteln und den Arbeitern das Koalitionsrecht zu retten — das ebenfalls zertrümmert werden sollte —, das hatten wir uns zur Aufgabe gemacht; denn nichts mehr war zu erreichen.

DASS das Ruhrrevier längst zum Vulkan geworden, wussten die Unternehmer recht gut, denn Herr Kirdorf, der leitende Kopf des Syndikats, hat selbst erklärt, gewusst zu haben, dass ein Streik über kurz oder lang ausbrechen müsste, und so wusste er auch recht gut, warum er ausbrach; falls man ihn hätte verhindern wollen, hätten die Herren ja einlenken und einige der ihnen längst bekannten Forderungen bewilligen können, ohne dass sie von neuem offiziell gestellt wurden. Statt dessen suchten sie den jahrelang durch skandalöse Behandlung der Beamten unter der Arbeiterschaft angesammelten Zündstoff zur Explosion zu bringen, und das konnte durch nichts Einfacheres erreicht werden, als durch eine Schichtverlängerung, die sich keine Belegschaft geduldig gefallen lassen konnte, wie der Fall Oberhausen und Baaker-Mulde ein Jahr vorher deutlich gelehrt hatte. Einen, von seinem Standpunkt aus *berechtigten* Anlass dazu bot sich Herrn Stinnes durch die Vermehrung der Belegschaft *Bruchstrasse* durch einen Teil der von *Louise Tiefbau,* und so brachte er den Stein ins Rollen, den einige von unseren Verbandsbeamten vergebens aufzuhalten versuchten. Besonders Genosse Sachse trat mit aller Entschiedenheit für Lokalisierung des Streiks ein und hat den Belegschaften, die zuerst die *Brocken* hinwarfen, göttliche Grobheiten gesagt. Umsonst. Andere, darunter auch der Schreiber dieses, waren der Überzeugung, dass ein Aufhalten vollständig aussichtslos sei, und haben sich auch nicht darum bemüht.

WEIL wir alle damit rechneten, rechnen mussten, dass der Streik grössere Dimensionen annehmen würde, hätten bessere Vorkehrungen getroffen werden müssen, als geschehen, wurde der Leitung nachträglich vorgeworfen. Aber wie hätten diese Vorkehrungen denn getroffen werden sollen? Niemand von uns konnte wissen, noch ahnen, ob die anderen Verbände mitgingen, oder ob wir den Kampf allein führen mussten, und da sofort Einigungsverhandlungen angeknüpft wurden, liess sich gar nichts machen, ehe diese abgeschlossen waren. Diesen Abschluss brachte die allgemeine Konferenz am 12. Januar, wo aber durchaus noch keine Einigkeit herrschte, wenn man sich auch unter dem Druck der Verhältnisse auf die Annahme einer Resolution einigte. So musste unsere Taktik aus den Verhältnissen geboren und diesen angepasst und so oft, wie es notwendig war, geändert werden. In solchen Zeiten macht man es, wie *unser Alte*, Liebknecht, sagte: »Wenn es notwendig ist, ändere ich meine Taktik in 24 Stunden 24mal.« Überhaupt lässt sich eine Streiktaktik für Kämpfe, die jeden Tag andere Ereignisse mit sich bringen, und wo ganz unkombinierbare Verhältnisse mitspielen, gar nicht in das Prokrustesbett schnallen; das mag sich nur jeder aus dem Kopfe schlagen.

ZWISCHEN der ersten und zweiten Konferenz, also zwischen dem 12. und 16. Januar, lag der entscheidende Zeitpunkt, wo die Unternehmer mit geradezu verblüffender Deutlichkeit gezeigt haben, dass sie den Streik haben wollten. An dem Abend des 12. Januar antwortete ich einem auswärtigen Parteigenossen, der mich fragte: »Was halten Sie von dem Streik? Ist eine Aussicht vorhanden, etwas zu erreichen?«: »Der Streik ist materiell verloren, ehe er noch proklamiert ist, und wenn die Unternehmer jetzt einen geschickten Schachzug machen — und ich befürchte, sie werden ihn machen — erleidet der Verband und auch die Partei eine gewaltige Niederlage, anderenfalls wird es uns gelingen, die Partei ganz aus dem Spiele zu bringen und für den Verband vielleicht einen moralischen Sieg zu erringen.« Auf die weitere Frage, welchen Schachzug die Unternehmer denn machen müssten, erklärte ich: »Der Siebenerkommission die Antwort erteilen, dass der Bergbauverein mit ihr zu verhandeln geneigt sei, jedoch erst dann, wenn die Arbeit auf allen Zechen wieder aufgenommen sei. Dann bliebe uns am 16. nichts anderes übrig, als zu beschliessen: die Arbeit wird überall wieder aufgenommen, oder der Verband nähme den Kampf allein auf, und das können und dürfen wir nicht. Nachher kann der Bergbauverein die Arbeitervertreter entweder mit nichtssagenden Zugeständnissen abspeisen oder sie ganz abweisen, zum zweiten Male werden die *Kumpels* nicht auf die Strasse gehen. Lehnen die Unternehmer aber alles ab, dann wird und muss der Generalstreik proklamiert werden, und damit hört er auf, ein Verbands- oder Parteistreik zu sein.« Dass die Unternehmer das Schachbrett nicht übersehen haben sollen, oder dass ihnen diese Position durchgegangen sein soll, ist gar nicht denkbar bei so bedeutenden und klaren Köpfen, wie es die Kirdorf, Krabbeler, Thyssen tatsächlich sind. Sie wollten eben die Proklamierung des Generalstreiks, weil sie ihn brauchten, und weil sie glaubten, dass sich trotz der Proklamation keine weiteren Belegschaften daran beteiligen würden. Aber damit hatten sie daneben kalkuliert und sich selbst den so meisterhaft angelegten Kriegsplan verdorben. Als wir am 16. Januar zur zweiten Konferenz nach Essen fuhren, erhielten wir vorher die telephonische Mitteilung, der Bergbauverein habe sämt-

liche Forderungen rundweg abgelehnt, und obwohl wir nicht so recht an die Wahrheit dieser Mitteilungen glaubten — denn keiner von uns hatte dem Bergbauverein eine solche Torheit zugetraut —, fuhren wir doch nach Essen mit dem Gefühl: dann ist wenigstens die Organisation gerettet!

ES trat nun ein, was wir erwartet hatten. Das hochmütige, vom Cäsarenwahnsinn diktierte Antwortschreiben des Bergbauvereins traf alle Bergleute wie ein wuchtiger Peitschenlag ins Gesicht und fegte mit einem Schlage alle Animosität unter den Verbänden fort, schmiedete den Brudersinn zusammen und lenkte die gesamte öffentliche Meinung, und damit auch die Sympathie des ganzen Landes bis hoch in die Regierungskreise hinauf, auf unsere Seite. Eine Versammlungs- und Koalitionsfreiheit trat ein, wie wir sie im Ruhrrevier niemals gekannt haben und vermittelst deren es uns möglich war, die musterhafte Ruhe aufrechtzuerhalten. Weiter trat eine allgemeine Kalamität ein; die Regierung musste einschreiten, und da sie gegen die Unternehmer keine Gewaltmittel anzuwenden sich getraute, gegen die Arbeiter auch nicht allzu brutal vorgehen wollte, gab sie das bekannte Versprechen, auf das hin die Bergleute *vertrauensselig* die Arbeit wieder aufnahmen. Das Regierungsversprechen hatte in Wirklichkeit die Bergleute, wenigstens die Leiter dieses Streiks, durchaus nicht vertrauensselig gemacht, denn sie alle wissen, dass Regierungsversprechen, besonders in Preussen, einen sehr problematischen Wert haben; aber immerhin war es ein eminenter Erfolg. Wenn man den Rücktritt Giolittis als einen gewaltigen Erfolg der streikenden Eisenbahner Italiens in die Welt posaunte, obwohl es doch den Anschein hat, dass die Unternehmer Giolitti gestürzt haben, so muss man es auch als einen Erfolg ansehen, wenn die preussische Regierung während des Streiks das Versprechen abgab, einen Teil der Forderungen der Streikenden gesetzlich zu realisieren. Ob die Regierung ihr Versprechen auch einlöst oder einzulösen noch die Macht besitzt, ist eine andere Frage und hat mit dem Streik nichts mehr zu schaffen. Jedenfalls steht fest, dass die Regierung ihr Versprechen vor aller Welt abgegeben und wohl auch die Absicht gehabt hat, den Bergleuten ein Schutzgesetz zu verschaffen, und nun muss und wird es sich zeigen, ob die Staatsgewalt der Omnipotenz der Kapitalisten weichen muss; daraus wird jeder Arbeiter dann schon seine Konsequenzen zu ziehen wissen.

TAKTISCH unrichtig soll es auch gewesen sein, dass Effert an die *Spitze* der Siebenerkommission *gewählt* worden ist, und nicht einer vom Verband, der stärksten Organisation. Dieser *Fehler* ist mit kalter Berechnung begangen worden, und niemand hätte es lieber gesehen, Sachse würde den Posten übernommen haben, als Effert selbst. Wie oft hat man uns entgegengehalten, die Unternehmer lehnten prinzipiell jede, auch die berechtigtste, Forderung der Arbeiter ab, wenn sie von Sozialdemokraten gestellt würde, und gerade der Gewerkverein hat das in seiner Agitation gegen uns wer weiss wie oft ausgenutzt; auch anlässlich des Cölner Brauerstreiks wurde es von mehreren Blättern von neuem behauptet. Hier bot sich nun die Gelegenheit zur Beweisführung. Hätten die Unternehmer die Forderungen bewilligt, nachdem sie Effert eingereicht, ja, dann wären wir schmählich *hineingefallen*, allerdings hätte damit die Arbeiterschaft einen grossen Vorteil errungen, womit unser Reinfall schon kompensiert gewesen wäre. So haben die Herren aber gezeigt, dass sie keinen Unterschied zwischen Arbeiterforderungen machen.

WIE man bei alledem von einer Niederlage des Verbandes und den taktischen Fehlern der Führer, die sich auf dem sozialen Kampffeld als *völlig unfähig* erwiesen haben, reden kann, ist mir unerklärlich, oder es müsste zutreffen, dass, wie oft behauptet wird, sich über eine Sache, von der man nichts versteht, am besten reden lässt. So viel steht fest: andere an ihrer Stelle hätten zum mindesten die selben, wenn nicht noch viel gröbere und tatsächliche Fehler gemacht. Der Grund der Vorwürfe ist jedoch noch anderswo zu suchen. Genosse Hue erklärte beim Streikabbruch: »Der Verlauf dieses gewaltigen Kampfes hat die Richtigkeit meiner seit Jahren vertretenen Taktik auf das glänzendste bestätigt.« Was ist das? Dieser Streik sollte nun mit einem Schlag die *Neutralitätsduselei* Hues *ad oculos* demonstriert haben! Darin sieht aber manch *prinzipienfester* Genosse buchstäblich den Untergang der Partei. Folglich musste von neuem gegen die Verbandstaktik gebohrt und damit das friedliche Verhältnis, das seit Jahren zwischen den örtlichen Parteileitern und der Verbandsleitung bestanden hat, gestört werden. Hue und mit ihm auch die anderen Verbandsleiter vertreten den Standpunkt, dass eine Gewerkschaft eine wirtschaftliche Berufsorganisation sein muss, die sich nur mit Fragen ihres Berufes zu beschäftigen hat. Eine solche Organisation kann aber nur dann ihre Bestrebungen erfolgreich vertreten, wenn sie die Arbeiter ihres Berufes möglichst vollständig umfasst: und weil die Arbeiter in ihrer Totalität sich bis heute weder zu einer politischen Partei noch zu einer Konfession bekennen, in Berufsfragen aber einheitliche Interessen haben, muss die Gewerkschaft die parteipolitischen und religiösen Anschauungen ihrer Mitglieder tolerieren, muss sie streng neutral sein. Ausserhalb der Gewerkschaft soll und muss sich jedes Mitglied politisch betätigen, sich einer Partei anschliessen und nach Kräften für die selbe wirken, nur darf die Gewerkschaft dem einzelnen Mitglied nicht vorschreiben, welcher Partei es sich anzuschliessen hat, hingegen wird jeder Gewerkschafter seinem Kollegen, der als indifferent zu ihm kommt, sagen, welche Partei er für ihn als die richtige ansieht; und das tun auch wir. Dann sollen die Gewerkschaften vollständig unabhängige Korporationen sein, die sich ihre Statuten und sonstigen Bestimmungen selbst geben und nicht unter der Kuratel einer politischen Partei stehen, ebensowenig, wie sich eine Partei unter die Kuratel der Gewerkschaften stellen würde. Das ist die ganze fluchwürdige Neutralität Hues, die er weder erfunden hat, noch allein vertritt, wenn er vielleicht auch darin die entschiedenste Haltung einnimmt und deshalb heute als das Prototyp der Neutralität gilt. Schon der von dem sozialdemokratischen Parteisekretär Theodor York 1872 nach Erfurt einberufene Gewerkschaftskongress nahm einstimmig folgende Resolution an:

»In Erwägung, dass die Kapitalmacht alle Arbeiter, gleichviel, ob sie konservativ, fortschrittlich, liberal oder Sozialdemokraten sind, gleich sehr bedrückt und ausbeutet, erklärt der Kongress es für heilige Pflicht der Arbeiter, allen Parteihader beiseite zu setzen, um auf dem neutralen Boden einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation die Vorbedingungen eines erfolgreichen kräftigen Widerstandes zu schaffen, die bedrohte Existenz sicher zu stellen und eine Verbesserung ihrer Klassenlage zu erkämpfen.«

Diese Resolution deckt sich fast vollständig mit einer 1897 auf unserer Generalversammlung in Helmstedt angenommenen, die bisher als unsere Richtschnur galt, aber noch den *verbrecherischen* Zusatz enthält, dass wir unter gewissen

Umständen mit anderen Organisationen zusammengehen, was andere Gewerkschaften, ohne dass die Partei Schaden erleidet an ihrem Seelenheil, bei jeder Gelegenheit tun. Bei den Lassalleanern fanden die Yorkschen Anschauungen allerdings keinen Resonanzboden, denn diese waren meistens heftige Gegner der Gewerkschaften, besonders der Dortmunder Parteiveteran W. Tölcke. Sie wollten *Klarheit* unter die Arbeiter gebracht wissen; höchstens waren sie dafür, dass die Lohnkämpfe im Parteiinteresse organisiert würden, wie Lesser 1873 ausführte:

›Wir formieren unter dem Donner dieser Kanonen [Streiks] unsere Bataillone. Aber jeder muss sich klar sein, dass diese Mittel nur dazu sind, um die grosse sozialpolitische Bewegung [muss heissen *Allgemeiner deutscher Arbeiterverein*] zu fördern.‹

Auch heute gibt es noch zahlreiche Lesser, die die Streiks als nichts anderes betrachten, als um unter dem Donner ihrer Kanonen ihre Bataillone zu formieren; das haben wir beim Bergarbeiterstreik ja sattsam erfahren. Die Lassalleaner schienen recht bald ihre Bataillone vollständig formiert zu haben, denn auf ihrer Generalversammlung in Hannover /1874/ erklärten sie jeden, der für eine Gewerkschaft tätig sei, für einen Verräter an der Arbeiterschaft, und bliesen damit ihren Gewerkschaften das Lebenslicht aus.

ANDERS beurteilten die Marxisten oder *Eisenacher,* die von den Lassalleanern spöttisch die *Ehrlichen* genannt wurden, die Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung. Ihr offizielles Organ, der von Liebknecht redigierte *Volksstaat* schrieb 1873 in folgender *revisionistischer* Weise über die Gewerkschaftsbewegung:

›Die Menge derer ist auch noch gross, welche die gewerkschaftliche Bewegung als einen Schweif an der politischen angesehen wissen wollen, auch diese werden von der Wucht unabänderlicher und schwerwiegender Tatsachen die Segel streichen müssen. Es liegt klar auf der Hand, dass derjenige, welcher praktische Erfolge haben und erreichen will, auch mit allen tatsächlichen Verhältnissen und Zuständen rechnen muss, die sich der Ausführbarkeit praktischer Versuche zur Organisation der Arbeiterklasse entgegenstellen. . . . Die bei weitem grosse Mehrzahl der Arbeiter hat keinen Sinn für politische Bestrebungen, das heisst, dieselben interessieren sich nicht für Reichstag und Gesetzgebung, für Zoll-, Steuer-, Landes- und Fürstenfragen, für Republik oder Monarchie. Am besten sind dieselben zugänglich für Lohnerhöhung, kurze Arbeitszeit, Reise- und Krankenunterstützung. Dieser durchaus rein praktische Sinn des Arbeiterstandes muss von denjenigen benutzt werden, welche erfahren und erkannt haben, dass die gewerkschaftliche Organisasation das natürliche und historisch gegebene Mittel ist, um der Arbeit allmählich zur Herrschaft zu verhelfen. Es ist eine Tatsache, dass diejenigen Gewerkschaften, wie zum Beispiel die der Buchdrucker, Hutmacher und Goldarbeiter deshalb so rasche Fortschritte machten, weil sie keiner politischen Parteirichtung angehören und allen politischen Hader grundsätzlich fernhalten, ohne jedem Mitglied das Recht zu nehmen, ausserhalb der Gewerkschaft sich rein politischen Parteien anzuschliessen.‹

Der Generalrat der *Internationalen Arbeiterassoziation,* dem Karl Marx angehörte, fasste 1873 einen Beschluss, der ebenfalls im *Volksstaat* veröffentlicht wurde und folgende Bestimmung enthält:

›Die tatsächlichen gewerkgenossenschaftlichen Organisationsbestrebungen reifen den Gedanken zur Emanzipation der Arbeiterklasse, und deshalb müssen die natürlichen Organisationen der reinpolitischen Agitation gleichgestellt und dürfen weder als eine reaktionäre Bildung, noch als ein Schweif an der politischen Bewegung betrachtet werden.‹

Der *Volksstaat* schreibt dazu:

›Aus vorstehenden Sätzen ergibt sich zugleich das taktische Vorgehen und Verhalten, welches die sozialdemokratische Arbeiterpartei gegenüber der Gewerk-

genossenschaftsbewegung einzunehmen hat. Es muss folgerichtig das selbe sein, welches von der *Internationalen Arbeiterassoziation* schon vor Jahren als das zweckentsprechende anerkannt worden ist, und welches darauf hinausläuft, dass das unabhängige Gewerkgenossenschaftswesen gefördert und das bewusste Emanzipationsbestreben in ihnen und durch sie zum präzisen Ausdruch gebracht wird.«

Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass, wäre das Sozialistengesetz nicht gekommen, das die Gewerkschafts-, sowie die Gesamtarbeiterbewegung in ihrer natürlichen Entwickelung aus dem Geleise warf, diese Anschauungen den Sieg davon getragen hätten, wie ja auch die politische Richtung der *Ehrlichen* sich siegreich behauptete. Dass man sich aber nach 35 Jahren noch um diese Selbstverständlichkeit herumstreiten würde, das hätte der Verfasser jener Sätze im *Volksstaat* sicherlich nicht erwartet. Ich bin der Überzeugung, dass der Streit noch längst nicht abgetan ist. Es werden immer von neuem Kassandras erstehen, die den Untergang der heiligen Ilios, Priamos' und seines Geschlechts verkünden, die die Gewerkschaften zur *Versumpfung* führen sehen. Als die *Generalkommission* 1895 den Vorschlag machte, auf dem Gewerkschaftskongress die Fragen der Koalitionsfreiheit und des Arbeiterschutzes zu behandeln, war man in der Partei entrüstet, dass die Gewerkschaften sich mit solchen *hochpolitischen* Fragen beschäftigten, zu deren Behandlung man für die Partei das Prioritätsrecht forderte. Der selbe Sturm entbrannte 1896 über die Quarckschen Thesen, die heute jeder Mensch für etwas ganz Selbstverständliches hält. Heute wieder sollen die Gewerkschaften zur Versumpfung führen, weil sie keine *grosszügige Politik* treiben. So segeln sie ständig zwischen der Skylla der Anmassung und der Charybdis der Versumpfung.

DEM christlichen Gewerkverein sollen wir durch unsere Taktik, und besonders durch das verschiedentliche Zusammengehen, gewaltigen Vorschub geleistet haben. In München-Gladbach und Altenessen ist man anderer Ansicht. Ein Zusammengehen fand nur in aufgeregten Zeiten statt, und dann förderten solche Aktionen naturgemäss beide Richtungen, aber Sozialdemokraten hat der Gewerkverein dabei nicht zu Mitgliedern bekommen, die er ja übrigens nicht aufnimmt. Das Zusammengehen geschieht nicht der schönen Augen des Gewerkvereins halber, sondern um eine einheitliche Aktion gegen die Unternehmer zu führen und dadurch Erfolge für die Kameraden herauszuschlagen, aber auch, um die Bahn zu einer einheitlichen Bergarbeiterorganisation zu ebnen. Meiner Überzeugung über den Gewerkverein habe ich auf der Essener Generalversammlung /1902/ Ausdruck gegeben mit den Worten Catos *Ceterum censeo Carthaginem esse delendam!* Aber damit ist Karthago nicht zerstört, und mit Streichung des *Neutralitätsparagraphen* aus unserem Statut werden wir es auch nicht zerstören. Der christliche Gewerkverein begründet seine Existenzberechtigung damit, dass der *alte* Verband bei seiner Gründung /1894/ offiziell sozialdemokratisch gewesen sei, deshalb hätten Anhänger anderer Parteien sich ihm nicht anschliessen können, und so habe man einen Verband gründen müssen, dem sich auch nichtsozialdemokratische Bergleute anschliessen konnten. In Wirklichkeit ist der Gewerkverein ja eine Schöpfung des Zentrums, das daran nicht allzuviel Freude erlebt, aber man hat diese Schöpfung unsrerseits trotz allen *Radikalismus* und aller *Prinzipienfestigkeit* nicht verhindern können, und mit der Streichung des *Neutralitätsparagraphen* würden wir sie nachträglich nur noch legitimieren.

DOCH die Kardinalfrage ist: Hat die Verbandstaktik auf die Entwickelung der Partei destruktiv gewirkt? Ist das der Fall, dann haben unsere Mitglieder, die Parteigenossen sind, durchaus recht, wenn sie eine Änderung der Verbandstaktik fordern, denn sie können und müssen verlangen, dass ihre Verbandsbeamten, die sich sämtlich zur Partei bekennen — die beiden bedeutendsten sind sogar Reichstagsabgeordnete — die Partei nicht schädigen. Um aber eine Änderung der Taktik zu begründen, die ja nur im Interesse der Partei verlangt wird, muss nachgewiesen werden, dass und wo eine Schädigung derselben durch den Verband stattgefunden hat. Hätte die Verbandstaktik wirklich so destruktiv auf die Parteientwickelung gewirkt, wie es von den *Prinzipienfesten* behauptet wird, so müsste die Parteiorganisation auf den Bergmannsdörfern total im argen liegen, in den Städten aber eine glänzende Bewegung vorhanden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Im vorigen Herbst wurden bei den Gemeinderatswahlen in 25 Bergmannsdörfern 43 sozialdemokratische Kandidaten gewählt, was allerdings bitter wenig ist. Bedenkt man aber die ungeheuere Abhängigkeit der Bergleute von den Zechen, die wirtschaftlich das ganze Dorf beherrschen und die Gemeindevertretung als ihr ausschliessliches Erbrecht betrachten — gibt es doch Ortschaften, wo die Zeche die Vertreter der ersten Klasse nur ernennt, die zweite wird durch ihre Beamten repräsentiert, während der andere *Klumpatsch* die dritte wählt — und weiter die *versumpfende* Tätigkeit des Verbandes, so müsste man glauben, dass in den grösseren Städten, wo die Abhängigkeit der Arbeiter von einem Betrieb nicht besteht, und wo vor allem das Proletariat nicht durch die Verbandstätigkeit verdorben ist, sondern den Sozialismus nur in der *prinzipiellen* Reinkultur geniesst, glänzende Erfolge aufzuweisen seien. Doch wie sieht es damit aus? Von der Lippe bis zum Rhein haben wir in sämtlichen Städten auch nicht einen einzigen sozialistischen Stadtverordneten! Und auf Jahre hinaus — ausser in Essen — auch noch keine Aussicht, einen zu bekommen. Man schreitet von Fiasko zu Fiasko, aber Kritik zu üben an den Bergarbeiterführern, die sich auf dem sozialen Kampffeld *vollständig unfähig* gezeigt hätten, dazu glaubt man sich dennoch berechtigt, verpflichtet und berufen.

VOR drei Jahren sollten wir die Arbeiterbewegung auf einmal ins Naumannsche Lager zu lenken versucht haben. Es stand damals im Ruhrrevier schlimm um unsere Partei, ja sehr schlimm, denn man entsandte extra einen Parteiemmissär von Berlin ins Ruhrgebiet, der retten sollte, was noch zu retten war. Und als Hue und ich gar keine Neigung zur Besserung zeigten, schrieb ein *Prinzipienfester* Resolutionen, worin uns der Standpunkt klar gemacht werden sollte, die aber niemand annehmen wollte; und so gehören wir heute noch zur Sozialdemokratie. Schon damals sagten wir den Purifikatoren, sie sollten die Reichstagswahl abwarten, die würde ja deutlich zeigen, welche Wirkung die Verbandstätigkeit auf die Entwickelung der Partei ausgeübt habe. Der über alle Erwartung günstige Wahlerfolg rehabilitierte uns, und wir bekamen Ruhe, die der Streik nun wieder gestört hat. Hätten unsere örtlichen Parteileitungen, die unsere *Fehler* so genau beobachten, auf ihrer vermeintlichen Höhe gestanden, so wären heute schon die Wahlkreise Essen und Mülheim-Duisburg durch Sozialdemokraten im Reichstag vertreten, denn sie waren ebenso *reif* dafür, wie Bochum. Man weiss, dass in Bochum nicht in erster

Linie der Sozialdemokrat, sondern der Bergarbeiterführer Hue gewählt worden ist, und dass Ähnliches auch in Essen und Mülheim-Duisburg geschehen wäre, bestreitet man nicht; aber man will keine *Berufskandidaturen*, die Wähler sollen erzogen werden, aus Überzeugung sozialistisch zu wählen. Ich vertrete allerdings die ketzerische Anschauung: man soll, wenn eben möglich, Kandidaten aufstellen, die auch die Berufsfragen der Mehlzahl der Wähler verstehen; und diese Kreise sind nun einmal bergmännisch prädestiniert. Selbstverständlich muss der Kandidat Sozialdemokrat sein; aber gibt es denn unter den Bergleuten keine Sozialdemokraten? Ich bin der Meinung: nimmt man den Wahlkampf auf, scheut man dabei keine Kosten, so will man auch siegen, und da soll ein guter Stratege keine Position verpassen. Die *Leipziger Volkszeitung* nannte unsere Wähler eine *unkontrollierbare Masse*, dann darf auch ich wohl fragen: wie steht es denn mit der *parteigenössischen Überzeugung*? Im Verbreitungsbezirk der Dortmunder *Arbeiterzeitung* und des Bochumer *Volksblatts* erhielt unsere Partei bei der letzten Reichtagswahl 134 684 Stimmen. Die beiden Zeitungen erschienen damals in einer Auflage von höchstens 20 000, so dass 114 684 Stimmen mehr fielen, als Leser sozialistischer Blätter vorhanden waren. Ob diese Wähler sich die *sozialistische Überzeugung* aus den bürgerlichen Presse gesucht häben? Es würde sicherlich nichts geschadet haben, wenn durch geschickte Kandidatenwahl noch 20 000 *überzeugungstreue* Wähler mehr für unsere Partei herausgeholt worden wären. Und dass der *Staatssozialist* Hue das Arbeiterinteresse besser im Reichstag vertritt, als der Scharfmacher Franken, steht wohl fest, und dass ein *Neutralitätsapostel* den Mülheim-Duisburger Kreis im Sinne der Arbeiter besser und würdiger vertreten würde, als der Scharfmacherhäuptling Dr. Beumer, wird wohl auch ein *Prinzipienfester* nicht bestreiten. Bei Besprechung der Bergarbeiterinterpellationen im Reichstag (Wurmkrankheit, Streik), die durch Hue und Sachse begründet wurden, schrieben unsere Parteiblätter im Ruhrrevier: die Bergleute müssten bei der nächsten Reichstagswahl dafür sorgen, dass sie noch ein halbes Dutzend weiterer Vertreter zu den beiden mutigen Verfechtern ihrer Rechte in den Reichstag hineinbekämen . . .

ÜBERLASSE man es doch dem Bergarbeiterverbande, diejenige Taktik einzuschlagen, die er für die richtige hält; und das ist die bis jetzt befolgte. Sehe man doch nicht Gespenster, und rede man nicht immer von einer Schädigung der Partei, die doch nur Vorteil durch die Verbandstätigkeit hat! Kann die Partei Anhänger verlieren, die sie nie besessen hat? Oder glaubt man, dass Arbeiter, die sich einmal zum Sozialismus durchgerungen haben, durch die gewerkschaftliche Neutralität wieder ins alte Lager zurückkehrten? Wer das glaubt, ist überhaupt kein überzeugter Sozialdemokrat, und wenn er sich noch so *prinzipienfest* gebärdet. Ebensowenig wird und kann die gewerkschaftliche Neutralität den Klassenkampf verwischen. Auf dem Kongress der *Internationalen* in Genf /1871/ schilderte Genosse Grosselin den Grund des Klassenhasses folgendermassen:

»Der Klassenhass existiert tatsächlich in der modernen Gesellschaft . . . Der Klassenhass entsteht nicht durch das Schüren einzelner Hitzköpfe, sondern durc die antagonistischen Klasseninteressen. Dieser Hass ist kein subjektiver, sich auf die Person beziehender. Er ist bedingt durch die materiellen Gesetze der heutigen Gesellschaft und ist somit, solange diese Gesellschaft besteht, naturnotwendig und objektiv. . . . . Man will nicht, dass man *die Masse fanatisiere*. Gut. Der, welcher die Masse

fanatisiert, nennt sich *der soziale Antagonismus der Interessen.* Er hat noch einen einfacheren Namen, und der ist *Hunger.* Dieser fanatische Agitator versteht keine menschliche Sprache, liest keine Zeitungen — auch nicht die Arbeiterzeitungen.«
Dieser Agitator, der in immer grösserem Umfang unter den Bergleuten seine *fanatisierende* Tätigkeit entfaltet — denn die von Tag zu Tag anmassender und hochmütiger werdenden Grubenbeamten sorgen hinlänglich dafür, dass eine Verwischung des Klassenkampfcharakters unter den Bergleuten unmöglich ist —, wird unsere Parteigrundsätze schon vor einer Fahnenflucht schützen. Die Scharfmacher in ihrem Klasseninstinkt urteilen viel richtiger, als so viele unserer Genossen. Herr Landrichter Lindemann in Bochum, der eine Broschüre zur Verteidigung der Unternehmer geschrieben hat, hält es für vollständig ausgeschlossen, durch Paktieren der nationalgesinnten Arbeiter mit den sozialdemokratischen auch nur einen Sozialisten zu bekehren, im Gegenteil, die Sozialdemokraten würden die anderen mit in ihr Lager hinüberreissen. Die selbe Anschauung vertritt die *Arbeitgeberzeitung,* wenn sie meint: »Im Gegenteil werden wir damit zu rechnen haben, dass sich über kurz oder lang die übergrosse Majorität aller Arbeiter zur roten Fahne bekennt.« Ich bin von der Richtigkeit der sozialistischen Grundsätze so fest überzeugt, dass ich zu wissen glaube: durch eine gewerkschaftliche Neutralität, und wenn sie selbst so weit ginge, dass auf dem Bureau des Verbandes neben Sozialdemokraten auch Beamte anderer Parteirichtungen tätig wären, leidet die Partei keinen Schaden, sie zieht daraus nur Vorteil. Die rote Farbe ist die Grundfarbe und ist so echt, dass wir sie durchaus nicht als *Noli me tangere* zu behandeln brauchen. Unsere Aufgabe muss vor allem sein, alle uns noch fernstehenden Arbeiter zu gewinnen, und da tue jeder nach Wissen und Können seine Pflicht, soweit es in seinen Kräften steht. Indifferente können wir aber nicht gewinnen, wenn wir uns in Volksversammlungen hinstellen und dort die angeblichen Fehler aufzählen, die durch diesen oder jenen *Neutralitätsapostel* gemacht wurden; wir gewinnen sie nur durch Aufklärung über die Natur unserer Gesellschaftsordnung. Wir haben alle das gleiche Ziel: streiten wir nicht länger über den Weg, den wir einschlagen sollen oder müssen, sondern schreite jeder auf dem von ihm als den richtigen befundenen mutig und energisch vorwärts!

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · VON EINEM TOTGESAGTEN

IN bürgerlichen Blättern und auch in einem Teil der sozialistischen Presse stösst man neuerdings wieder häufig auf die Behauptung, der *Revisionismus* in der Sozialdemokratie sei so gut wie tot. Es gebe wohl noch einige *Revisionisten,* aber die Bewegung sei gründlich aufs Haupt geschlagen und habe jede Bedeutung verloren.
UNTER verschiedenen Gesichtspunkten wäre dieser Anschauung jede Verbreitung zu wünschen. Vor allem deshalb, weil sie nur dazu beitragen kann, die Beruhigung der Gemüter in der Sozialdemokratie, die seit etwa einem Jahr eingesetzt hat, noch mehr zu festigen. Dann aber auch, weil der Begriff *Revisionismus,* den bekanntlich nicht diejenigen aufgebracht haben, die in erster Linie als *Revisionisten* bezeichnet werden, sondern ihre Opponenten, im Sprachgebrauch teils grundverschiedene, teils in keinem notwendigen Zusammenhange stehende Dinge umfasst und daher zu allem möglichen

Missverständnis und Missbrauch die Handhabe bietet. Je weniger dieses vieldeutige Wort daher in die Debatte gezogen wird, um so grössere Gewähr ist für eine unbefangen sachliche Erörterung aller die Theorie und Taktik der Sozialdemokratie betreffenden Streitfragen gegeben. An solchen aber wird es niemals fehlen. Auch wenn das Wort *Revision* oder *Revisionismus* niemals aufgekommen wäre, würde es darum doch Revision der Begriffe in der Sozialdemokratie gegeben haben und geben. Sie war vorher da, sie ist zur selben Zeit vor sich gegangen, wo der *Revisionismus* scheinbar die grössten Niederlagen erlitt, und sie wird auch in Zukunft sein, wenn anders die Sozialdemokratie nicht aufhören soll, eine lebenskräftige, lebenentfaltende Partei zu sein.

ICH sage, sie (die Revision) ist zur selben Zeit vor sich gegangen, wo der *Revisionismus* scheinbar die grössten Niederlagen erlitt. Wer dies bezweifelt, der braucht sich nur einmal darüber Rechenschaft abzulegen, welches denn die Fragen waren, die vor sieben bis acht Jahren die Sozialdemokratie beschäftigten, als die quasi Scheidung in *Revisionisten* und *Radikale* aufkam, und welche Gestalt sie heute haben, und er wird inne werden, dass auf dem Gebiet derjenigen Ideen, die sich auf Fragen der tatsächlichen Entwickelung beziehen, Abstimmungen ausserordentlich wenig bedeuten. Durch Abstimmungen können wohl zeitweilig Absichten festgelegt werden, aber durch Abstimmungen verewigt man keine Tatsachen oder auf sie bezügliche Ideen.

TEILEN wir die Streitfragen, die jeweilig als solche des *Revisionismus* betrachtet worden sind, nach diesem Schema in zwei Gruppen: solche der Theorie und solche der Taktik — denn darauf läuft die vorstehende Unterscheidung hinaus — und fassen wir zunächst die ersteren ins Auge, so waren die am meisten besprochenen davon:

1. die Agrarfrage;
2. die Frage der Zu- oder Abnahme der Kapitalistenklasse;
3. die Krisenfrage und die Zusammenbruchstheorie;
4. die Verelendungstheorie.

Die Werttheorie kann als zu abstrakten Charakters hier beiseite gelassen werden, zumal sie wohl von einzelnen *Revisionisten* erörtert, aber nie als Scheidungsmerkmal des *Revisionismus* anerkannt wurde. Die Frage des geschichtlichen Materialismus ist, wie die des Klassenkampfes, nur fälschlich als prinzipiell strittig hingestellt worden. In Wirklichkeit hat kein *Revisionist* je bestritten, dass ökonomische Veränderungen auf Politik, soziales Leben und Denken bestimmenden Einfluss haben; gestritten wurde nur über das Mass dieser Bestimmungskraft respektive über die Kraft, welche ihrerseits die ideologischen Faktoren in der Geschichte ausüben. Diese Grenzfrage besteht als solche fort und wird fortbestehen. Von einer Entscheidung kann da nicht gesprochen werden. Doch ist die simplistische Auslegung des Geschichtsmaterialismus, gegen welche die *revisionistische* Kritik sich auflehnte, so ziemlich aus der sozialistischen Literatur verschwunden, so dass hier jedenfalls eher ein Erfolg des *Revisionismus* zu konstatieren wäre. Hinsichtlich des Klassenkampfes hat sich der Streit nur um seine Formen und Tonarten gehandelt, ein Punkt, der besser in Verbindung mit den Fragen der Taktik behandelt wird, weil hier der Zweckgedanke überaus stark in die Diskussion hineingespielt hat.

BLEIBEN also die aufgezählten vier Fragen der Theorie. Wie steht es damit?

IN Sachen der Agrarfrage ist es schwerlich zu viel gesagt, von einem vollen Sieg der *revisionistischen* Richtung zu sprechen. Die in der Sozialdemokratie zuerst von *revisionistischer* Seite betonte Tatsache der starken Widerstandskraft der Klein- und Mittelbetriebe gegen die Grossbetriebe in den europäischen Industrieländern ist heute allgemein zugegeben. Keine sozialistische Partei, die, sofern sie in neuerer Zeit ihr Programm revidiert hat, nicht in diesem Punkt der von den *Revisionisten* vertretenen Auffassung stark Rechnung getragen hätte. Der gegen sie von Kautsky unternommene Versuch, die Konzentrationstheorie für die Landwirtschaft durch den Hinweis auf die Konzentration der Hypotheken in den Hypothekenbanken zu retten, bedarf keiner Widerlegung. Er, wie andere Versuche, die Benutzung moderner Verkehrsformen durch die Landwirtschaft als Beweise dafür anzuführen, dass die frühere Auffassung auch hier zutreffe, illustrieren nur die Hoffnungslosigkeit, die alte Lesart, die sich gerade auf die Betriebsform respektive die landwirtschaftliche Unternehmung bezog, aufrechtzuerhalten.[1])

NICHT anders steht es mit der Frage vom Wachstum oder Zusammenschrumpfen der Kapitalistenklasse. Entgegen dem von *revisionistischer* Seite erfolgten Hinweis, dass die Zahl der Kapitalisten heute nicht ab-, sondern zunimmt, suchte Kautsky noch in Stuttgart /1898/ die entgegengesetzte Anschauung als einen Grundpfeiler der sozialistischen Lehre hinzustellen. Als sodann der statistische Nachweis erbracht wurde, dass die Zahl der Personen mit hohem Einkommen überall stärker zunimmt, als die der anderen Bevölkerungsklassen, suchte er, umgekehrt wie in dem vorhergehenden Falle, nur diejenigen davon, die selbst als Unternehmer tätig sind, als eigentliche Kapitalisten gelten zu lassen beziehungsweise sich hinter die Unterscheidung von müssigen und nicht müssigen Kapitalisten zu flüchten. Bei der Landwirtschaft sollte die Hypothek, also das müssige Kapital, die Konzentrationstheorie retten; wo es sich um die Frage der Aufsaugung der kleinen durch die grossen Kapitalisten überhaupt handelte, sollte dagegen der müssige Kapitalist nicht mitzählen. So argumentiert aber höchstens der wissenschaftlich Geschlagene. Die Tatsache, dass in allen Ländern moderner Entwickelung die Zahl der Kapitalisten absolut und relativ zunimmt, wird durch solche Haarspalterei nicht aus der Welt geredet.[2])

VON der alten Krisen- und Zusammenbruchstheorie zu reden, verlohnt kaum noch der Mühe. Die mit so grossem Jubel begrüsste Krise von 1900 ist zu schnell vorübergegangen, um das von ihr erhoffte Werk der Be-

[1]) In der soeben erschienenen dritten durchgesehenen Auflage der Broschüre *Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie* /Berlin 1905/ hat Kautsky übrigens sich zu Änderungen verstanden, die das oben Gesagte durchaus bestätigen. So ist der Satz, dass es unmöglich sei, das Handwerk und die kleine Bauernwirtschaft dem Grossbetrieb konkurrenzfähig zu machen, dahin abgeschwächt worden, dass hinter die Worte *kleine Bauernwirtschaft* die Worte *diese namentlich nicht im Ackerbau* eingefügt sind, und dass für das Wort *konkurrenzfähig* die Worte *technisch ebenbürtig* gesetzt sind. Ferner sind in den Satz *Das Ende dieser Entwickelung ist der Untergang des [selbständigen, vom Kapital unabhängigen] Kleinbetriebs* die hier in Klammern gesetzten einschränkenden Worte eingefügt worden Es ist nicht viel, aber doch ein Zeichen, dass der Turm bedenklich wankt.

[2]) Von Kautsky nahestehender Seite wurde jüngst in der wirtschaftlichen Rundschau der *Leipziger Volkszeitung* behauptet, ich hätte die mittelst der Aktienform vor sich gehende Dezentralisierung des Kapitals als *Demokratisierung* des Kapitals bezeichnet. Diese Behauptung ist völlig aus der Luft gegriffen. In keiner meiner Abhandlungen, keinem meiner Artikel wird mau einen solchen Ausspruch finden, wohl aber Sätze, die streng gegenteilig lauten.

stätigung des Satzes von den *immer umfangreicher und verheerender werdenden* Krisen vollziehen zu können. Jedem aufmerksamen Beobachter des Wirtschaftslebens ist es heute klar, dass die grossen Veränderungen in der Struktur der modernen Wirtschaft, der ungeheuer gewachsene Kapitalreichtum und die Syndikatsbildungen dem Krisenproblem ein vollkommen neues Gesicht gegeben haben, und es verfrüht ist, überhaupt ein bestimmtes Krisengesetz zu formulieren. Sicher ist nur das eine, dass die Krisen in der neueren Zeit weder häufiger, noch heftiger geworden sind, und dass die auf diese Voraussetzung gegründete Zusammenbruchstheorie nicht aufrechtzuerhalten ist. So stark ist heute der Geldmarkt, so stark der Organismus der grossen Kreditinstitute, dass selbst ein Milliarden von Mark in Anspruch nehmendes Ereignis, wie der russisch-japanische Krieg, den Zinssatz der Banken kaum um Zehntel von Prozenten erhöht hat und die grössten Komplikationen des politischen Horizonts die Kurse der Anleihen der Grossstaaten fast unberührt liessen. Es ist überaus lehrreich, mit dem sehr langsamen Gang der Kursbewegung, die heutzutage im Gefolge von Kriegen eintritt, die fieberhaften Kursschwankungen zu vergleichen, wie sie ehedem durch Kriege und Kriegsgerüchte herbeigeführt wurden. Ich habe letzthin unter einem anderen Gesichtspunkt einige bezüglichen Zahlen festgestellt[3]), es wäre aber der Mühe wert, die Sache zum Gegenstand einer eingehenden, umfassenderen Studie zu machen. Sie könnte freilich nur genauere Illustrationen liefern und die Vorgänge im einzelnen klarlegen, denn an der Tatsache ist nicht der mindeste Zweifel möglich. Aber sie würde unter anderm den Zusammenhang aufzeigen zwischen der Konsolidierung der Finanzwirtschaft der Staaten und der Entwickelung der Banken und Börsen als Widerspiegelung der Zunahme des Kapitalreichtums und der Grossproduktion.

MIT der Theorie von der zunehmenden Häufigkeit, Heftigkeit und Ausdehnung der Krisen fällt auch die Theorie vom unvermeidlichen ökonomischen Zusammenbruch der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Kautsky hat nun allerdings bestritten, dass die alte sozialistische Zusammenbruchstheorie einen solchen ökonomischen Zusammenbruch zur Voraussetzung habe, ich glaube aber, ich kann es mir versagen, hier noch einmal die Reihe der Zitate aus Marx, Engels, Liebknecht, Bebel, Kautsky selbst anzuführen, die unzweideutig auf den ökonomischen Zusammenbruch als Grundlage des politischen Zusammenbruchs hinweisen. Sie sind seinerzeit in der Polemik über diese Frage wiederholt zur Sprache gebracht worden, und ausserdem entspricht ja diese Begründung der Theorie auch durchaus der materialistischen Geschichtsauffassung. Es ist allerdings möglich, auf Grund dieser die Entwickelung der sozialistischen aus der bürgerlichen Gesellschaft auch ohne Zuhilfenahme der Idee von einem mit Notwendigkeit eintretenden ökonomischen Krach zu folgern; und zwar ist gerade von *revisionistischer* Seite dieser Beweis geführt worden. Aber wenn die Lehre vom notwendigen sozialen *Zusammenbruch* keine mystische Spekulation sein soll, dann bedarf dieser gerade nach der materialistischen Geschichtsauffassung der materiellen Basis eines ökonomischen Zusammenbruches.

KAUTSKY, der diesen Zusammenhang ursprünglich zugegeben, dann aber, als der *Revisionismus*streit ausbrach, wieder bestritten hat, versucht in einem Beitrag zur diesjährigen Maifestzeitung des *Vorwärts* die Zusammenbruchs-

[3]) Vergl. meinen Artikel *Russenkurs und russische Kurse* in *Europa*, 1905, pag. 436 ff.

theorie zu rehabilitieren, und zwar unter allerhand Sticheleien an die Adresse der *Revisionisten.* Die Methode ist die bei ihm übliche: Unterstellung von Behauptungen, die nie gefallen sind, und Verschiebung der Gesichtspunkte. Er lässt die *Revisionisten* in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre finden, dass wir mit politischen Katastrophen und Zusammenbrüchen nicht mehr zu rechnen hätten, und widerlegt dieses Phantasiegebilde mit dem Hinweis auf die — Wahlerfolge der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1890 und die daran anschliessenden Wahlrechtsbewegungen, sowie auf die jetzige Revolution in — Russland. Die ersteren hätten die von Engels 1885 für jenes Jahr ungefähr vorausgesagte europäische Erschütterung bewahrheitet, die russische Revolution aber bekräftige aufs neue die Auffassung, von der Engels seinerzeit ausging, dass nämlich die Verfallszeit der europäischen Revolutionen in unserem Jahrhundert »15 bis 18 Jahre währe«.

WENN Kautsky noch den Befähigungsnachweis zum Synoptiker zu erbringen hätte, so hätte er ihn mit dieser Deduktion glänzend erbracht. Engels hatte, als er den zitierten Satz fallen liess, die Aufeinanderfolge: Julirevolution von 1830, Februar- und Märzrevolution von 1848, deutscher Krieg von 1866 in Verbindung mit dem deutsch-französischen Krieg von 1870 und dem Sturz des französischen Kaiserreichs im Auge. Obwohl dabei Ereignisse von so grosser europäischer Bedeutung, wie der Krimkrieg /1855/ und der italienische Krieg /1859-1860/, unberücksichtigt blieben, hat es doch den Sinn, dass die Daten 1830, 1848, 1870 den Zusammenbruch ganzer Regierungssysteme und Staatsformen bezeichnen. Aber den Ausfall der deutschen Reichstagswahl von 1890 mit jenen drei Revolutionen auf eine Stufe stellen, den Wahlerfolg, den die deutsche Sozialdemokratie 1890 erzielte, als eine Katastrophe aufführen, durch die erfüllt ward das Wort, das geschrieben steht etc. etc., das ist wirklich eine Musterleistung biblischer Interpretationskunst. Jener herrliche Wahlsieg und der ihm vorangegangene Sturz Bismarcks waren gewiss sehr bedeutsame Ereignisse, aber Katastrophen im Sinne des zitierten Engelsschen Satzes waren sie nicht. Dass Engels selbst sie nicht als solche betrachtete, geht aus seinem bekannten Brief an Lafargue hervor, wo er gerade unter Hinweis auf jenen Wahlausfall von 1890 den grossen politischen Umschwung für 1898 in Aussicht stellte, wo er aber auch nicht eingetreten ist.

WORAUF stützte aber Engels seine Vorhersage? Abgesehen davon, dass er die zitierten Daten vor sich hatte, durfte er sich auch sagen, dass in 15 bis 18 Jahren jeweilig eine neue Generation heranreift, für die das bis dahin Erreichte nicht ausreicht, für die die von den Alten erlittenen Rückschläge keine Schrecken haben, dass in dieser Zeit Systeme sich gründlich abwirtschaften, führende Personen sich abnutzen, Gegensätze sich neu herausarbeiten und zuspitzen können, so dass eine ganz neue politische Atmosphäre entsteht, die politischen Katastrophen günstig ist. Es liegt also der Vorhersage ausser der Empirie sicherlich eine rationelle Betrachtung zu Grunde. Aber aus ihr geht soweit nicht mehr hervor, als was selbst der alte bürgerliche Radikalismus sich gern zu sagen pflegte, nämlich die trostreiche Wahrheit, dass die Welt nicht still steht. Bestimmtes über die Natur der Veränderungen sagt sie nicht, sie hat p o l i t i s c h e Erschütterungen im Auge, die zu sozialistischen Umwälzungen führen k ö n n e n, aber nicht müssen. Es ist eine Generalisierung von Beobachtungen, aber keine Theorie.

DAS Schönste jedoch ist, dass die Gleichsetzung des Wahlausfalls von 1890 mit den Revolutionen von 1830, 1848 und 1870 gerade auf die Auffassung hinlenkt, die Kautsky *ad absurdum* führen will. Er will diejenigen widerlegen, die da gesagt haben sollen, es werden keine politischen Katastrophen mehr sein. Obwohl er keinen Namen nennt, weist der Satz unzweideutig auf den Schreiber dieses. In der Tat habe ich »in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre« über Katastrophen und ihre Wahrscheinlichkeit geschrieben. Aber nun vergleiche man das, was ich wirklich geschrieben habe, mit dem, was Kautsky oben den von ihm als kurzsichtige Philister hingestellten Leuten unterschiebt. Ich will alle Sätze hersetzen, die so ähnlich, wie seine Worte, klingen:

›Es spricht somit eine grosse Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir mit dem Fortschritt der wirtschaftlichen Entwickelung für gewöhnlich überhaupt nicht mehr mit Geschäftskrisen der bisherigen Art zu tun und alle Spekulationen auf solche als die Einleiter der grossen gesellschaftlichen Umwälzung über Bord zu werfen haben. . . . Die Sozialdemokratie hat also danach den baldigen Zusammenbruch des bestehenden Wirtschaftssystems, wenn er als Produkt einer grossen verheerenden Geschäftskrisis gedacht wird, weder zu gewärtigen, noch zu wünschen.‹[4])

›Ich bin der Anschauung entgegengetreten, dass wir vor einem in Bälde zu erwartenden Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft stehen, und dass die Sozialdemokratie ihre Taktik durch die Aussicht auf eine solche bevorstehende grosse soziale Katastrophe bestimmen beziehungsweise von ihr abhängig machen soll. Das halte ich in vollem Umfange aufrecht. . . . Je mehr aber die politischen Einrichtungen der modernen Nationen demokratisiert werden, umsomehr verringern sich die Notwendigkeiten und Gelegenheiten grosser politischer Katastrophen.‹[5])

Es wird also erstens als das, womit nicht zu rechnen ist, der baldige grosse wirtschaftliche Zusammenbruch bezeichnet, und zweitens ganz allgemein die Abnahme der Anlässe zu grossen politischen Katastrophen bei fortschreitender Demokratisierung der politischen Einrichtungen konstatiert. Von ersterem ist es heute vollständig still geworden, wer das zweite widerlegen will, muss den Nachweis führen, dass die Schweiz, das heutige Frankreich, England, Norwegen u. s. w. mindestens ebenso von grossen politischen Katastrophen bedroht sind, wie Österreich, die Türkei, Russland. Kautsky widerlegt die Kritiker der Zusammenbruchstheorie damit, dass er einen in Deutschland auf Grund des demokratischen Wahlrechts erkämpften Erfolg der Arbeiterklasse, den siegreichen Ausgang einer gesetzlichen Aktion, Katastrophen wie die Julirevolution an die Seite stellt und auf Russland verweist, wo das autokratische Regierungssystem des Zarismus einen katastrophalen Zusammenbruch erlebt. Diese Widerlegung ist in der Tat die Katastrophe — der Zusammenbruchstheorie.

DIE Verelendungstheorie ist abwechselnd als schon von Marx widerlegt und als noch heute zutreffend, als Theorie der absoluten und als solche bloss relativer Verelendung bezeichnet und verteidigt worden. Angesichts welcher Widersprüche man eher versucht ist, von einer Verelendung dieser Theorie zu sprechen. Eines aber ist klar: soll noch von einer Verelendungstheorie gesprochen werden können, so muss der Nachweis für eine positive Verelendung

[4]) Vergl. meinen Artikel *Der Kampf der Sozialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft* in der *Neuen Zeit*, 1897-1898, pag. 554 und 556.

[5]) Vergl. meine Zuschrift an den Stuttgarter Parteitag /1898/ im Protokoll des selben, pag. 123.

erbracht werden. *Relative Verelendung* ist eine begriffslose Phrase. Man kann sich in Einkommen, Lebenskomfort etc relativ verschlechtern, aber man kann nicht relativ verelenden. Der Nachweis für eine positive Verelendung ist aber nicht erbracht worden und auch nicht zu erbringen. Der von *revisionistischer* Seite verfochtene Gedanke dass der Weg zum Sozialismus über den Aufstieg und nicht über die Verelendung der Arbeiterklasse geht, ist vielmehr immer mehr zur Anerkennung gelangt.

WEIT entfernt, auf dem Gebiet der Theorie geschlagen zu sein, ist der *Revisionismus* hier vielmehr durchgängig Sieger geblieben. Kann es ein besseres Zeichen dafür geben, als die Begriffsverrenkungen, zu denen seine Kritiker ihre Zuflucht nehmen müssen, um ihre Opposition mit einem Schein von Berechtigung zu versehen? Wenn die Heuchelei ein Kompliment an die Adresse der Wahrheit ist, so die Rabulistik ein solches an die Adresse der Tatsachen. Die Tatsachen sprechen für den theoretischen *Revisionismus* aber eine so laute Sprache, dass, als ich im vorigen Jahre die Revision des theoretischen Teils des Parteiprogramms zur Sprache brachte, ein grundsätzlicher Widerspruch nirgends ruchbar wurde. Es wurde nur der Zeitpunkt für verfrüht erklärt. Bebel schlug vor, erst die Ergebnisse der diesjährigen Gewerbezählung abzuwarten, ein Gedanke, mit dem ich mich gern einverstanden erkläre. Mir eilt es mit der Abänderung des theoretischen Programmteils schon deshalb nicht, weil die Partei in ihrer Praxis sich niemals an den Buchstaben der Theorie gebunden, sondern sie stets von den realen Tatsachen und den gegebenen Bedürfnissen des Kampfs der Arbeiterklasse abhängig gemacht hat.

ABER wie steht es mit dem *Revisionismus* in der Praxis? Da hat er doch unleugbare Niederlagen erlitten?

GEWISS, auf verschiedenen Parteitagen, auf nationalen wie internationalen Kongressen sind gegen die von *Revisionisten* verfochtenen Ansichten über Fragen der Praxis Beschlüsse gefasst worden, die wegdisputieren zu wollen niemand einfallen kann. Es sind Willenskundgebungen, die als solche für die Partei massgebend bleiben, solange diese selbst sie nicht abändert.

IHRE Tatsächlichkeit beweist aber weder ihre Richtigkeit, noch ihre Endgültigkeit. Was ist, ist nach Hegel vernünftig, das heisst, es ist kausal begründet, aber es ist darum noch nicht final gerechtfertigt. Über die Zweckmässigkeit spricht die Erfahrung das entscheidende Wort. Sofern die Fragen der politischen Bündnisse, der sogenannten *Blocpolitik*, respektive des *Ministerialismus*, der Budgetbewilligungen als spezifische Fragen des *Revisionismus* zu bezeichnen sind, sind sie zurzeit in einem dessen Tendenzen entgegengesetzten Sinne entschieden. Aber nur durch Beschluss, nicht durch Erfahrung.

MAN wird das vielleicht bestreiten und sich darauf berufen, dass gerade die Erfahrungen, die mit Bündnissen etc. gemacht worden sind, jene Beschlüsse diktiert hatten. Das träfe zu, wenn die *revisionistische* Ansicht dahin ginge, es sollten unter allen Umständen oder wo nur irgend möglich Bündnisse geschlossen, Ministerposten angenommen, Budgets bewilligt werden u. s. w. u. s. w. Es braucht aber kaum noch gesagt zu werden, dass dies keineswegs der Fall ist.

IM Wesen der Sozialdemokratie liegt die Oppositionsstellung gegen alle nichtsozialistischen Parteien und Regierungen. Die Partei wird sich bei ihr immer am

wohlsten fühlen: die volle Unabhängigkeit nach allen Seiten hin, die Möglichkeit, überallhin mit gleicher Schärfe Kritik üben zu können, ist für sie der Normalzustand. Er ist deshalb und aus vielen anderen Gründen auch der mit den geringsten Schwierigkeiten verbundene Zustand. Die Politik der *glänzenden Isoliertheit* verursacht nicht viel Kopfzerbrechen. Es gibt aber Situationen, wo sie die Preisgabe wichtiger Interessen der Arbeiterklasse, den Verzicht auf Rechte bedeuten kann, deren diese zu ihrer Entfaltung durchaus bedarf. Je nach der politischen Verfassung und sozialen Zusammensetzung eines Landes und der Natur seiner Parteien heisst eine Koalition ausschlagen unter Umständen Rechte aufs Spiel setzen, die für die Arbeiterbewegung Lebensbedingung sind und Reformen von fundamentaler Wichtigkeit auf Jahre oder Jahrzehnte hinaus vertagen; heisst die Budgetverweigerung die politische Macht Parteien in die Hände spielen, welche sie ohne weiteres zur Verkürzung der Volksrechte (Wahlrechtsverschlechterungen) ausnutzen würden. In solchen Fällen, die natürlich stets sehr zu untersuchen sind, da eine Gefahr ebenso leicht überschätzt, wie unterschätzt werden kann, kann starres Festhalten an der absoluten Isoliertheit verwerfliches Vergraben eines Pfundes bedeuten, mit dem als gute Verwalter zu wirtschaften die natürliche Pflicht einer Partei ist. Jeder Machtbesitz legt Verantwortlichkeit auf. Ich habe deshalb jederzeit gegen alle Anträge etc. gestimmt, die darauf hinausliefen, der Partei für Wahlen und dergleichen im voraus die Hände zu binden, und sehe den Unterschied zwischen *Revisionismus* und *Radikalismus* in dieser Hinsicht lediglich darin, dass der erstere grösseres Gewicht auf die Wahrung der Aktionsfreiheit, der letztere grösseres Gewicht auf die Wahrung der Abgetrenntheit von allen nichtsozialistischen Parteien legt. Absolut ist der Gegensatz ja nicht, den Grundsatz, dass die Partei stets die Absonderung als den Normalzustand betrachten soll, erkennt auch der *Revisionist* an.

IM übrigen kann die Erfahrung mindestens ebensogut für die Taktik der Bündnisse, als gegen sie ins Feld geführt worden. Es ist nicht wahr, dass die Sozialdemokratie bei Bündnissen immer schlecht gefahren sei. Sie ist in Deutschland und anderwärts wiederholt bei solchen sehr gut auf ihre Rechnung gekommen. Auch ist nicht jedes Beispiel in gleichem Mass beweiskräftig. Ein Experiment kann im Prinzip richtig sein und doch misslingen, wenn es mit untauglichen Mitteln oder unter ungeeigneten Vorbedingungen unternommen wurde. Wir lächeln über das Kind, das das Messer dafür verantwortlich macht, dass es sich geschnitten hat. Aber die Art, wie verschiedentlich die Erfahrungen mit dem *Fall Millerand* verallgemeinert wurden, erinnert doch sehr an diese Folgerungsweise. Die Anarchisten haben seinerzeit auch als stärkstes Argument gegen die Wahlbeteiligung die *schlechten Erfahrungen* ins Feld geführt, die man mit ihr gemacht habe. Und was ist nicht sonst schon alles an voreiliger Verallgemeinerung von Einzelerfahrungen geleistet worden!

LASSEN wir aber die Bündnisfrage, die, wie ich unbedingt zugebe, stets eine sehr zu überlegende Sache ist, und kommen wir zu andern Fragen der Praxis, so kann der *Revisionismus* auf eine ganze Reihe unzweifelhafter Erfolge zurückblicken. So bei der Wertung der Entwickelungsmöglichkeiten und Funktionsausdehnung der Gewerkschaften und Konsumvereine. Es ist aus Anlass des Cölner Gewerkschaftskongresses von gewisser Seite viel Wesens gemacht worden von einem Satz von Parvus über die hohe Bedeutung des gewaltigen

Aufschwungs der deutschen Gewerkschaften. Den Satz in Ehren. Es wird aber wohl erlaubt sein, daran zu erinnern, als welch zweifelhafter Freund der Gewerkschaften sich Parvus längere Zeit erwiesen hat, wie er ihnen mit Gewalt eine Taktik aufdrängen wollte, bei deren Befolgung sie schwerlich die stetigen Fortschritte gemacht hätten, die sie auf ihre jetzige Höhe gebracht haben. Man wird ferner daran erinnern dürfen, wie das Eingehen von Tarifverträgen als Preisgabe des Klassenkampfes denunziert wurde, desgleichen die Einführung der Arbeitslosenunterstützung und anderes mehr. Es würde unbillig sein beziehungsweise den Tatsachen widersprechen, hier eine absolute Grenze ziehen zu wollen und zu sagen: hier *Revisionismus* Freund und Förderer, dort *Radikalismus* Feind und Hemmschuh. Aber wer die Diskussionen der abgelaufenen Jahre unparteiisch nachliest, wird unbedingt zu dem Resultat kommen, dass die grössere Geneigtheit zu unbefangener Prüfung und Würdigung des werdenden Neuen, die grössere Weitsichtigkeit im Erkennen auf Seiten derer lag, die vornehmlich als *Revisionisten* bezeichnet werden. Ich will ganz objektiv sein und zugeben, dass mit solcher Geneigtheit hier und da auch eine grössere Gefahr der Entgleisung verbunden sein kann — wer im Bett bleibt, bricht sich kein Bein —, aber wenn ich damit die griesgrämige Art vergleiche, wie gerade in dem Organ, dessen Titel das Wort *Neue* schmückt, alles Neue betrachtet und bekrittelt wurde, bis es sich trotzdem durchgesetzt hatte, so lasse ich es doch lieber auf den Beinbruch ankommen.

NEIN, auch in den Dingen der Praxis braucht der *Revisionismus* den geschichtlichen Rückblick nicht zu scheuen, kann er auf eine ganze Reihe von Erfolgen seiner Anschauungsweise, seiner Vorschläge zurückblicken. Seine Niederlagen sind mehr formell, als materiell. Wenn er heute numerisch schwach erscheint, so nicht deshalb, weil die von ihm verfochtenen Ideen unterlegen sind, sondern im Gegenteil, weil sie sich zum grossen Teil durchgesetzt haben und Gemeingut der Partei geworden sind.

DARUM mag man ruhig den *Revisionismus* totsagen, es soll uns *Revisionisten* wenig kümmern. Der *Revisionismus* ist keine Partei in der Partei. Und für die Aufgabe des Revidierens gilt, wie für andere, das Wort des Evanglisten, das Johann Jacoby, dessen hundertjährigen Geburtstag wir in diesen Tagen gefeiert, im Vorwort zur Ausgabe seiner Schriften an die Spitze gestellt hat: »Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen.«

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

PAUL KAMPFFMEYER · VOM STUFENBAU DER WELTGESCHICHTE

GÄRUNGSBLASEN steigen aus der deutschen Geschichtsforschung auf und zerplatzen mit einem solchen Geräusch, dass selbst die ältesten Herren der historischen Zunft ob des Rumorens in ihrem einst so ruhigen Forschungsgebiet kopfstutzig werden. Nicht zum mindesten hat wohl die sogenannte *materialistische Geschichtsauffassung* das Ferment in die altgewohnte Art, Geschichte zu treiben, hineingetragen. Der gedankenreichste und originellste Kopf unter den modernen

Geschichtsschreibern, der Professor Karl Lamprecht, wurde bereits von den Altmeistern der Zunft als strenggläubiger Jünger von Karl Marx angeschwärzt. Mit grossem Unrecht, denn Karl Lamprecht ist bei seiner geistvollen Darstellung der gesellschaftlich-seelischen Wandlungen des deutschen Volkslebens mit festem Schritt seinen eigenen Weg gegangen.

DIE Arbeiten von Marx und Engels dienten wohl manchem der selbständig forschenden, die Geschichte als wirkliche Wissenschaft erfassenden Historiker als Wegweiser zu den am vollsten und reinsten sprudelnden Quellen der Geschichte: zu den grossen Grundtatsachen der Wissenschafts- und Sozialgeschichte. Der Geist dieser Historiker bohrte sich in die Eigenart der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gebilde der Geschichte ein und suchte die Spuren dieser Gebilde bei alllen grossen Natur- und Kulturvölkern auf.

DER Berliner Geschichtsprofessor Kurt Breysig zeichnet sich vor so vielen seiner Fachgenossen durch ein tiefes Verständnis der sozialen und ökonomischen Institutionen der Völker und durch eine richtige Bewertung dieser Einrichtungen für das Werden der Menschheitskultur aus. Er bemühte sich bereits in seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit*[1]), die Stufen, die zur modernen Kulturepoche emporführen, mit sicherer Hand aufzubauen. Jetzt ist er mit einer geschichtswissenschaftlichen Arbeit[2]) hervorgetreten, deren Grundgedanke für die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung der Kulturgeschichte äusserst fruchtbar werden kann.

MIT feinem Spott streift Breysig die bisherige zünftige Betriebsweise der Geschichte, die mit spielerischer Freude Kriege an Kriege und Schlachten an Schlachten reihte, und der es erst so recht wohl in dem buntesten, nicht mehr zu entwirrenden Durcheinander von historischen Einzelheiten wurde. Breysig verwirft die Zusammenfassung der Geschichte nach den Gesichtspunkten der Zeit-, Orts- und Blutsgemeinschaft, er spürt der sachlichen, wesenhaften Zusammengehörigkeit gewisser Völkerzustände nach, die nicht an Ort, an Zeit und an Verwandtschaft gebunden ist. Der Inhalt der Weltgeschichte ist nach Breysig von einer Stufenfolge von Zuständen ausgefüllt, die sich bei allen Völkern und Völkerschaftsteilen in gleichem Nacheinander aufweisen lässt. Nur einzelne Glieder der Menschheit kletterten allerdings bis zur höchsten Kulturstufe aufwärts:

›Es ist ein Stufenbau der Weltgeschichte, den alle Völker emporgeklommen sind; nur liess der einen kindliche Kraft sie noch heute nicht über die erste Staffel hinauskommen, während die höheren Stufen von den besseren Steigern eingenommen werden.‹

DER Gedanke von einem Stufenbau der Weltgeschichte heimelt den wissenschaftlich forschenden Sozialisten, der in die soziologische Schule von Morgan, Marx und Engels gegangen ist, im hohen Grade an. Wenn wir nur ganz oberflächlich in die Schrift von Friedrich Engels *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* hineinschauen, so bleiben unsere Augen schon an der Kapitelüberschrift *Vorgeschichtliche Kulturstufen* hängen. In der Tat ging Engels bei der Abfassung seiner Schrift von dem Gedanken aus: die Menschheit entwickelte sich seit ihrem Emporsteigen aus der Tierheit ein-

[1]) Dieses Werk ist in den *Sozialistischen Monatsheften* bereits von Willy Hellpach gewürdigt worden in dem Artikel *Sozialformalismus und Kulturrealismus* (1902, I. Bd., pag. 111 ff) und in der Rubrik *Geschichtswissenschaften* der Rundschau (1902, II. Bd., pag. 829 ff.).
[2]) Kurt Breysig: *Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte* /Berlin 1905/.

heitlich, sie durchlief bei der Gestaltung ihrer grundlegenden Einrichtungen für ihre Lebensfürsorge und ihre Fortpflanzung die gleichen Phasen. Es ist bei der Diskussion des Gedankens vom Stufenbau der Weltgeschichte wohl am Platze, sich der Worte Morgans zu erinnern, in denen dieser grosse Forscher die Stufenbauidee formulierte; in der Vorrede zu seinem bahnbrechenden Werk *Die Urgesellschaft* /1877/ schreibt er:

»Man kann jetzt auf Zeugnisse von überwältigender Kraft hin behaupten, dass die Wildheit bei allen Stämmen der Menschheit der Barbarei vorherging, wie anerkanntermassen die Barbarei ein Vorläufer der Zivilisation war. Die Geschichte des Menschengeschlechts zeigt überall die gleichen Anfänge, die gleichen Erfahrungen, den gleichen Fortgang.«

Morgan steckt sodann die einzelnen Stufen der Menschheitsgeschichte ab: die Unter-, Mittel- und Oberstufe der Wildheit, die Unter-, Mittel- und Oberstufe der Barbarei und die Zivilisation mit ihren Stufen der antiken und modernen Zivilisation.

DIE Idee von dem Stufenbau der Weltgeschichte hat nun Professor Breysig keineswegs der Urgeschichte Morgans entnommen, er erhielt nur eine ganze oberflächliche Anregung zu diesem Gedanken von Karl Wilhelm Nitzsch und gestaltete ihn dann selbständig und ganz eigenartig in seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit* aus. Die am stärksten und am massigsten in Erscheinung tretenden Merkmale der Entwickelungsreihen sucht Professor Breysig zur Absteckung der einzelnen geschichtlichen Stufen herauszugreifen. Der Staat in der greifbaren Mannigfaltigkeit seiner Formen gibt ihm den leitenden Gesichtspunkt für die Konstruktion der kulturellen Phasen der Geschichte ab. Nur, so führt er seinen Gedanken erläuternd aus,

»darf darunter nicht die Staatsform allein verstanden werden, denn sie kann sehr mannigfache Wirklichkeiten decken: ein Königtum kann einen Geschlechterstaat, die Alleinherrschaft eines unumschränkten Herrn, ein schwaches Königtum an der Spitze eines übermächtigen Adels, ein aufgeklärt selbstherrliches Königtum, ein scheindemokratisches Kaisertum und ein verfassungsmässig eng eingeschränktes Fürstentum bedeuten. Nur im Zusammenhang mit der Familienverfassung, wo sie wichtig ist, mit der Klassenordnung, wo diese eintritt, kann die Staatsform recht verstanden werden.«

BEI der Absteckung seiner Kulturstufen tritt Breysig in einen gewissen Gegensatz, scheint uns, zu der Lamprechtschen Gliederung der Geschichte nach gesellschaftlich-seelischen Wandlungen. In seiner jüngsten Arbeit[3]) führt Professor Lamprecht die von ihm sozialpsychisch charakterisierten Kulturzeitalter dem Leser in sehr prägnanter Form vor Augen. An die symbolische Zeit des Seelenlebens reiht Lamprecht die Zeitalter der typischen Durchbildung und des Konventionalismus und an diese das Zeitalter des Individualismus. Die soziale Psyche wandelt sich, sie tritt in die subjektivistische Epoche ein und steigt zur Phase der Reizsamkeit empor. Selbst der grossen Darstellungskunst Lamprechts gelingt es nicht, sinnliche Anschauung und blühendes Leben in die Begriffe dieser Kulturzeitalter hineinzutragen. Eine Gliederung der Geschichte nach der gesellschaftlich-seelischen Deutung der Zeiten ist heute noch, da geben wir Breysig völlig recht, zu weitmaschig und benutzt zu ausgedehnte Begriffe. Die Dokumente für das Seelenleben der Gesellschaft auf den verschiedenen Kulturstufen sind zu bruchstückartig. Es scheint schier unmöglich zu sein, den Seelenzustand einer vielgestaltigen, in Klassen zer-

[3]) Karl Lamprecht: *Moderne Geschichtswissenschaft* /Freiburg 1905/.

splitterten Gesellschaft treffend und einheitlich zu charakterisieren. Sprechen wir von der individualistischen psychischen Richtung der Deutschen der Renaissancezeit, so bezeichnen wir damit immer nur die Seelenströmung eines sehr kleinen Bruchteils des deutschen Volks. Was erlebten weiter die ungeheuren Massen von hörigen Bauern und leibeigenen Tagelöhnern des XVIII. Jahrhunderts von der subjektivistischen Seelenstimmung der Sturm- und Drangzeit, der Wertherperiode? Die Schilderungen der seelischen Erlebnisse der Gesellschaft beziehen sich immer nur auf die psychischen Bewegungen einer kleinen sozialen Gruppe oder höchstens einiger Gruppen. Wir sprechen von den realistischen Kunstanschauungen der Gesellschaft und bezeichnen eigentlich nur damit die eines engbegrenzten Kreises von Kunstfreunden. Die Kunstanschauungen zwerghaft kleiner Prozentsätze der Gesellschaft läuterten sich vielleicht, während eine plumpe, bärentatzige Kunst oder besser Kunstlosigkeit im Volke ein Methusalemdasein fristete. Wir feiern die Siege der materialistischen Weltanschauung der Enzyklopädisten und vergessen völlig, welche dämonistischen, grob abergläubigen Vorstellungen noch in den Volkskalendern des XVIII. Jahrhunderts ein wunderfrisches Dasein führten. Wir begeistern uns über die Befruchtung des Volksgeistes durch die klassische Dichtung, und wir sehen über die elenden Reime und die Schauerromane hinweg, die die wirkliche Gesellschaft, das heisst die millionenköpfige Volksmasse, verschlingt. Einheit und Zusammenhang kann erst in die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen der Gesellschaft hineinkommen mit der riesigen Verbreitung der grundlegenden wissenschaftlichen Ideen in Tageszeitungen und Zeitschriften und mit der Massenreproduktion der bedeutendsten Kunstschöpfungen. Die übereinstimmenden Züge im Denken und Fühlen der Gesellschaft früherer Zeitalter sind ungeheuer schwer zu erfassen.

WIR verstehen vollkommen, dass Professor Breysig bei dem Aufbau der Kulturstufen der Menschheitsgeschichte gerade nach den auffälligsten und massigsten Merkmalen der Kulturerscheinungen griff: nach den Entwickelungsformen des Staates. Und doch packte er nicht einmal in diesen Formen gerade sehr handgreifliche Dinge. Die Zeugen wirtschaftlicher Kultur, die Werkzeuge reden meist eine unverfälschtere Sprache, als die schriftlichen Überlieferungen von staatlichen Verhältnissen. Steinwerkzeuge sprechen von längst vergangenen Kulturen. Gewiss, nicht die nackten Staatsformen führt Breysig vor unseren Augen auf, er bemüht sich stets, die Staatsformen in eine lebenswarme Verbindung mit den Standes- und Familienformen zu setzen, aber leider gelingt ihm das nicht immer. Und wenn er nun einmal seinen Blick durch die Beobachtung der Familien- und Standesverhältnisse erweitert, weshalb schaut er krampfhaft über die Wirtschaftsformen hinweg? Gerade in diesem Punkte hielt er es für seine Pflicht, sich energisch gegen die ökonomische Geschichtsauffassung aufzulehnen. Nach Breysig sind die Wirtschaftsformen zu riesenhaft ausgereckt, um mit Nutzen der Zeitenscheidung dienen zu können, und er weist auf die ungeheuere, die mannigfaltigsten Umbildungsprozesse umfassende Stufe der Naturalwirtschaft hin. Aber hat denn jemals ein ökonomischer Historiker von Bedeutung in Vorschlag gebracht, die gewaltige Geschichte des Menschen auf dieser Erde nur in zwei Zeitalter, in das natural- und das geldwirtschaftliche Zeitalter, zu scheiden? Mit einem tiefgründigen Scharfsinn gruppiert Engels im Anschluss an Morgan nach dem Gesichtspunkt

der Entwickelung des Werkzeugs, der technischen Produktionmethoden die aufeinanderfolgenden Kulturzeitalter. Und wenn Breysig den so geistvollen Darlegungen von Marx über die verschiedenen, durch die Entwickelung der Technik scharf von einander getrennten Perioden des Kapitalismus gefolgt wäre, so hätte er aus diesen Auseinandersetzungen schon entnehmen können, wie energisch Marx gerade auf eine haarscharfe Sonderung der einzelnen Wirtschaftsperioden nach der Höhe der jeweilig erreichten technischen Entwickelung hinarbeitete. Indem sich nun Professor Breysig hartnäckig gegen eine eingehende Berücksichtigung der Wirtschaftsformen bei der Konstruktion seiner Zeitalter verschliesst, entgeht ihm gerade das charakteristische Merkmal für die Schichtung der Weltgeschichte nach Kulturstufen.

DER Staat einer Epoche ist unmöglich von den Ständen und Klassen dieser Epoche loszulösen. Die in den Ständen und Klassen lebende Seele ist eigentlich das ökonomische Moment. Ein augenfälliger Mangel an Erdschwere muss stets dem Staatsbegriff des Kulturhistorikers anhaften, der Staat und Wirtschaft von einander trennt. Und in der Tat blendet die blosse Staatsform oft das Auge Breysigs und lässt ihn über die einschneidenden ökonomischen und sozialen Unterschiede, die jene Form in der gesellschaftlichen Entwickelung umfasst, hinwegsehen. Das Königtum dient Breysig zur Wesensbestimmung einer ausgedehnten Kulturstufe. Und indem er die Staaten mit ausgeprägter Monarchie zusammenstellt, rückt er in die gleiche Kulturstufe die Staaten der festländischen Karaibenstämme des nördlichen Südamerikas, die Negerstaaten Afrikas, die Staaten mit entwickelter städtischer Volkswirtschaft, wie China etc. Wirtschaftlich tiefstehende Mongolen marschieren zusammen mit Völkern mit bürgerlicher, ja selbst wohl schon kapitalistischer Ökonomie:

»Hier wurde also vorweggenommen, was die in Staat und Gesellschaft zu höheren Stufen emporgestiegenen Völker in der Regel erst in ihrem Mittelalter erreicht haben. Babylonien hat nicht allein für einen weiten Völkerkreis die Münze erfunden, sondern ein scharf geprägtes Handelsrecht, eine hochentwickelte Geldwirtschaft ausgebildet, China hat eine ungeheure Städtekultur erzeugt, die altamerikanischen Völker haben weit ausgedehnte Stadtruinen hinterlassen. Diese Unregelmässigkeit darf nicht an der Stufenteilung irre machen.«

Nun, sie muss geradezu an ihr irre machen, wenn sie Völker mit hochentwickelter Städtekultur mit Halbnomaden zusammenstellt.

DIE unterste Kulturstufe im Aufbau der Weltgeschichte wird bei Breysig von Völkern mit Geschlechterverfassungen ausgefüllt. Man kann diese Stufe, sobald man nur die bereits in das Stadium der Geschichtsschreibung eingetretenen Völkerschaften in dem Stufenbau berücksichtigt, als erste gelten lassen. Steigt man jedoch tiefer in die Geschichte hinab, so sieht man die Breysigsche erste Kulturstufe schon durch eine ganze Reihe von Stufen übergipfelt.

DIE zweite Kulturstufe ist nach Breysig durch die gewaltige weltgeschichtliche Tat gekennzeichnet: durch die Begründung des Königtums. Hier ist allen seinen kritischen Bemerkungen gegen die *Nurstaatsgeschichtsschreiber* zum Trotz Professor Breysig einer sehr einseitigen Wertung der Staatsform zum Opfer gefallen. Gehen wir, um tiefer in den von Breysig gemeisselten Stufenbau der Weltgeschichte einzudringen, einmal auf die Skizze ein, die er von den Entwickelungsstufen zweier Kulturvölker, der Griechen und der germanisch-romanischen Völker, entworfen hat. Folgende Tafel zeigt am besten die von Breysig festgelegte Stufenteilung:

Entwickelungsstufen	Griechenland-Athen	Germanisch-romanische Völker
Urzeit	—	bis vor 400
Altertum	(1500?) bis 1000	vor 400 bis 900
Frühes Mittelalter .	1000 bis 750	900 bis 1150
Spätes Mittelalter .	750 bis 500	1150 bis 1494
Neuere Zeit . . .	500 bis 400	1494 bis 1789
Neueste Zeit . . .	400 bis 30	seit 1789

Die bisherige Einteilung der Geschichte: in die Geschichte des Altertums (griechisch-römische Geschichte etc.), des Mittelalters (Geschichte vorzugsweise der germanisch-romanischen Völker bis zum Ablauf des XV. Jahrhunderts) und die neuere Geschichte ist von Breysig verworfen worden. Die Begriffe *Altertum, Mittelalter, Neuere Zeit* sind bei Breysig nur Bezeichnungen für Kulturepochen der Geschichte. Die Germanen durchlebten gerade wie die Griechen die gleichen Kulturzeitalter: die Epochen des Altertums, Mittelalters etc. Die Griechen und Germanen standen unter dem Szepter von Königen, also müssen sie in die gleiche Kulturstufe hineingedrängt werden. Mit dichterischer Kraft gestaltet Professor Breysig den Gedanken des Königtums:

»Von eines grossen Meisters Hand gibt es ein eindrucksreiches Blatt, das dem Gedanken des Königtums zum Sinnbild werden könnte. Es schildert den König, nicht einen König. In irgend einem steilen Prunke des Orients sitzt der Herr auf seinem Königsstuhl, starrend von Pracht und Edelsteinen. Drei seiner höchsten Diener nahen sich ihm. Der eine neigt sich tief vor dem Herrscher, der zweite beugt das Knie, der dritte wirft sich in den Staub und berührt mit der Stirn den Boden. Alles atmet herrischen Stolz dort, demütige Unterwürfigkeit da.«

Nur einem so übergewaltigen Königtum konnte natürlich Professor Breysig eine weltumwälzende, eine neue grosse Epoche in der Kulturgeschichte heraufführende Rolle zuschreiben. Aber selbst einer orientalischen Despotie würden die Kräfte bei der Ausführung von Zyklopentaten erlahmt sein, wie sie Professor Breysig von seinen stolzen Königen erwartete. Die Züge eines orientalischen Despoten finden sich nun nicht im Antlitz des griechischen βασιλεύς und des merowingischen Königs. Nicht etwas Ungeheures kam mit dem Königtum in die Welt, mochte auch mancher der Kronenträger ein moralisches Ungeheuer sein.

VERGEBENS suchen wir in dem Staate Athen ein so riesenhaftes, die Geschichte des Volkes bestimmendes Königtum, wie es Breysig im Bild geschildert hat. Und merkwürdig schüchtern spricht Professor Breysig selbst in seinem grosszügigen Geschichtswerk von dem griechischen Königtume. Die Grossartigkeit der Königsburgen von Tiryns und Mykene lassen nach seiner Meinung ein starkes Königtum »vermuten«. Also nur vermuten! Und seine Vermutung erhält noch eine Abschwächung durch den Satz, den er in einer Anmerkung sofort an sie knüpft:

»Dass man diese Monumente ebenso hypothetisch, aber, wie es für die Fernstehenden scheint, nicht mit dem selben Grade von Wahrscheinlichkeit einer nicht hellenischen Kultur, der der Karier, zuweist, sei hier nur erwähnt.«

Breysig verweist ferner auf die Schwäche der Monarchie Griechenlands in den Tagen der Tyrannis, weil das »Königtum so neu war«. Innerhalb der

eigentlichen griechischen Geschichte, deren Schlussstein die Schlacht von Chäronea ist, ist nach Breysig die Tyrannis die einzige Epoche des absoluten und einigermassen modern gearteten Königtums. Eine so wenig gefestigte, so schnell im Strom der Zeit dahinrauschende Einrichtung, wie die des Königtums in der griechischen Geschichte, darf nicht zum Wahrzeichen einer grossen Kulturepoche gemacht werden. Erweckt der Begriff *Königtum* ferner auch nur eine blasse Vorstellung von der Wirtschaft, von der Besitzverteilung, von der ständischen Gliederung der Griechen und Germanen der Altertumsstufe?
DER Altertumsstufe folgt im Aufbau der Weltgeschichte die Mittelalterstufe. Als die Eigenart dieser Stufe hebt Breysig das Vordringen des Adels in Gesellschaft und Staat hervor. Aber bringt eine derartige farblose Wendung denn das wirkliche Wesen des griechischen und germanischen Mittelalters nur entfernt zum Ausdruck? Gehen wir näher auf die wirtschaftliche, soziale und politische Struktur Griechenland-Athens ein, so entdecken wir geradezu abgründige Differenzen zwischen diesem griechisch-athenischen Staat und dem germanischen Staat des Mitteltalters. Athen ist ein Stadtstaat, in dem bereits der Erwerb aus Handel und Gewerbe den aus dem Ackerbau überflügelte. Die Geldwirtschaft ist in Athen in vollem Siegeslaufe, in Deutschland bricht sie erst in den Städten, die zum Teil noch Ackerbürgerstädte sind, durch. Bäuerliche Gemeinwirtschaft, die Markgenossenschaft, herrscht noch in grossen Gebieten Deutschlands. In Deutschland ist der alte Heerbann längst verfallen. Vassallenheere haben die Heere der freien Bauern ersetzt. In Griechenland-Athen dagegen ist nach Breysig das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wohl nie erstorben. Die reichen Athener versahen den Reiterdienst, die Bauern und Bürger bildeten das Fussvolk. Eine spezifisch höfisch-ritterliche Kultur schlug in Athen mit seinem streng städtischen Zuschnitte aller seiner wirtschaftlichen Verhältnisse keine Wurzeln. Der Adel wohnte zumeist in der Stadt und trieb oft Handel und Reederei. Und vor allem fehlte dem Griechenland-Athen die übergewaltige ökonomisch-politische Organisation der Kirche mit ihren zahllosen hörigen Bauern und ihren enormen Herrschaftsmitteln über die Geister der ganzen Bevölkerung. Nimmer werden die ökonomischen und politischen Verhältnisse des mittelalterlichen naturalwirtschaftlichen Deutschlands und des geldwirtschaftlichen Stadtstaates Athen auf der gleichen Kulturstufe Platz finden können! Nach anderen sozialwirtschaftlichen Merkmalen muss Professor Breysig schon ausschauen, wenn er bestimmte Phasen der griechischen und deutschen Geschichte zu einer Kulturstufe vereinigen will.
DIE Vernachlässigung der fundamentalen Tatsachen der Wirtschaftsgeschichte bei dem Aufbau der Stufen menschlicher Kultur rächt sich am schwersten in Breysigs historischer Arbeit bei der Zusammenfassung der neuesten griechischen und germanischen Geschichte zu einer Entwickelungsstufe der *Neuesten Zeit*. Die griechische Geschichte von 400 bis 30 vor Christus soll sich in ihren wesentlichen Erscheinungen mit der germanisch-romanischen Geschichte nach 1789 decken! Gewiss, wenn man aus der modernen Geschichte mit einem zyklopischen Fusstritt hinausstösst: die Dampfmaschine, die Werkzeugmaschine, das Riesendampfschiff, die Schiesswaffe, die Schnellpresse, wenn man an die Stelle rechtloser, politisch und ökonomisch einflussloser Sklaven moderne, unter dem allgemeinen direkten Wahlrecht für ihre volle ökonomische und soziale Gleichberechtigung kämpfende Lohnarbeiter setzt! Die freien athenischen Bürger

waren Sklavenhalter oder mit Staatsgeldern gespeiste Parasiten, die Richtersolde und Theatersolde erhielten; die deutschen Bürger sind in ihrer überwältigenden Mehrzahl schwer schaffende, vom Staat unabhängige Arbeiter — Arbeiter im engeren und weiteren Sinne des Wortes. Von der Sklavenhalterrepublik Athen in den Tagen der griechischen *Neuzeit* schreibt einmal Breysig:

»Es gab in Athen sehr viele Regierungsgeschäfte zu erledigen; es war nicht mehr der alte enge Territorialstaat, sondern der Bund, den Athen mit einer grossen Anzahl überseeischer kleiner Gemeinwesen geschlossen hatte, wurde tatsächlich von hier aus beherrscht. Die Demokratie war sehr glücklich über die grosse Menge von neuen Stellen, die aus diesem Anlass geschaffen werden mussten. Aristoteles rechnet aus, dass der gesamte Apparat über 20000 Männer ernährt habe, und dass insbesondere der Bund allein 700 Beamtenstellen erfordert habe.«

DIE Kultur Athens blieb immer eine ausschliessliche Herrenkultur. Erst mit der Einstellung der Naturkräfte in den Dienst des Menschen zur Produktion der Bedürfnismittel seiner materiellen und geistigen Kultur wird die Notwendigkeit einer nur physich arbeitenden, dienenden Klasse beseitigt. Selbst in unserer kapitalistischen Zeit nimmt der Anteil der arbeitenden Klasse an der geistigen Kultur schon gigantische Dimensionen an. Eine winzige Arbeiterbibliothek enthält heute mitunter mehr Lesestoff, als die Büchersammlung eines reichen Mannes in den Tagen vor der Erfindung des Buchdrucks. Und heute gewinnt die Kunst in zahllosen billigen Kunstblättern wirklich erst Leben in den arbeitenden Massen. Hand in Hand mit dem Siegeszug der selbsttätigen Maschine geht der Triumph der ökonomischen und politischen Gleichberechtigungsidee, und es arbeitet sich im Gegensatz zu der Nurherrenkultur der griechischen Neuzeit eine wirkliche Massenkultur empor, die nicht mehr zur Grundlage die Sklavendienste menschlicher, sondern eiserner Muskeln und Nerven hat. Die alte und die neue europäische Entwickelung weist eben — was Professor Breysig bestreitet — gewaltige Richtungsunterschiede auf. Und diesen Richtungsunterschied sah Breysig nicht, weil er das grosse schöpferische ökonomische Moment bei seinem Aufbau der Kulturstufen der Weltgeschichte nicht berücksichtigte. Unter dem Einfluss einer gar zu einseitigen Bewertung staatlicher Strömungen glaubt er in dem lärmenden, grosstuerischen und dennoch nur die Oberfläche der Gesellschaft leise streifenden Imperialismus der spätgriechischen und der neuesten germanisch-romanischen Zeit das charakteristische Merkmal erfasst zu haben, um beide Epochen auf die gleiche Kulturstufe stellen zu können. Und blind blieb er leider für die wirkliche, das Innere der Gesellschaft erschütternde Revolution in unserer technisch-ökonomischen und sozialen Kulturwelt, für eine Revolution, die in der Tat der Menschengeschichte eine ganz neue, dem Griechen- und Römertum völlig unbekannte Richtung geben und nicht das schon einmal Dagewesene wiederholen wird.

DER Breysigsche Grundgedanke eines *Stufenbaues der Weltgeschichte* enthält in sich entschieden eine gewaltige Zeugungskraft — aber in der wissenschaftlichen Werkstatt unseres Historikers erzeugte er zunächst eine Fehlgeburt, allerdings eine Fehlgeburt, die bereits auf nachfolgende kraftstrotzende, lebensfähige Geisteskinder deutet.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

AUGUST ERDMANN · SOZIALDEMOKRATIE UND RELIGION

INNERHALB der deutschen Sozialdemokratie ist die Frage nach der Stellung der Partei zur Religion immer umstritten gewesen. Im Eisenacher Programm hiess es unter den *nächsten Forderungen* der sozialdemokratischen Arbeiterpartei: »Trennung der Kirche vom Staat, und Trennung der Schule von der Kirche.« Ohne Debatte war dieser Punkt nach der Fassung des Entwurfes in das Programm aufgenommen worden.

IM Laufe der folgenden Jahre erfuhr diese Forderung vielfache Anfechtungen. Auf dem Kongress der Partei in Koburg /1874/ beantragte Dietzgen als Mitglied der Kommission zur Prüfung des Parteiprogramms folgende Fassung:

»Die Religion hat ebensowenig Anspruch auf Staatsschutz, wie irgend eine andere theoretische Kaprize. Dagegen soll uns die Pflege der Volksschule, der wir alle öffentlichen sogenannten *höheren Bildungsanstalten* beizählen, besonders angelegen sein.«

Der Antrag kam, da die Abänderung des Programms bis zum nächsten Kongress vertagt wurde, nicht zur Verhandlung. Der dem Einigungskongress in Gotha /1875/ vorgelegte Programmentwurf fasste das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Religion in dem einem Wort *Gewissensfreiheit* zusammen. Von den Leipziger Genossen lag ein Antrag vor, die Forderung der allgemeinen Schulpflicht zu ergänzen durch den Zusatz *religionslose Schulen,* weiter unter den die geistigen und sittlichen Grundlagen des Staates betreffenden Forderungen den Satz *Erklärung der Religion zur Privatsache* aufzunehmen. In der Debatte beantragte Bebel die Wiederaufnahme der Forderung des Eisenacher Programms auf Trennung der Kirche von Schule und Staat. Liebknecht wandte sich gegen Bebel und sprach sich für den Satz *Erklärung der Religion zur Privatsache* aus. In dieser Fassung wurde dann auch die Stellung der Partei zur Religion im Gothaer Programm festgelegt.

AUF dem Parteitag in Halle /1890/ kam Liebknecht in seiner Rede über die Revision des Programms auch auf die Religionsfrage zu sprechen. Er meinte, der betreffende Satz des Gothaer Programms sei ein kritischer, viel umstrittener Punkt; er wolle nicht sagen, dass der Ausdruck *Erklärung der Religion zur Privatsache* absolut fehlerlos sei, aber er müsse erklären, einen vernünftigeren, praktischeren Satz hätten wir nicht unter allen unseren praktischen Forderungen. Liebknecht begründete das damit, dass er durch die richtige Erklärung dieses Satzes in katholischen Gegenden zahlreiche Stimmen erlangt habe von Leuten, die heute noch sozialdemokratisch stimmen, die aber durch einen Angriff auf die Religion uns entfremdet worden wären. Liebknecht hielt die Wiederaufnahme der Forderung *Trennung der Kirche von Schule und Staat* für einen Rückschritt; die Erklärung der Religion zur Privatsache trenne von selber die Kirche von dem Staate, und die allgemeine und gleiche Erziehung durch den Staat schliesse selbstverständlich die Trennung der Kirche von der Schule mit ein.

DENNOCH erfuhr die programmatische Fassung unseres Verhältnisses zur Religion auf dem Parteitag in Erfurt /1891/ eine wesentliche Erweiterung. In dem dem Parteitag vorgelegten Programmentwurf des Vorstandes hiess es unter Punkt 5:

»Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als Privatvereinigungen zu betrachten.«

Dazu kam dann noch der erste Satz *Weltlichkeit der Schule* aus Punkt 6. Der Programmentwurf der Redaktion der *Neuen Zeit* verlangte:

»Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die Religion ist Privatsache. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als Privatvereinigungen zu betrachten.«

und ebenfalls unter Punkt 6 *Weltlichkeit der Schule*. An Anträgen lagen vor:

Genossen von Stuttgart: den Punkt 5 zu streichen.

Genossen von Bromberg und Tuttlingen: den alten Programmsatz *Erklärung der Religion zur Privatsache* beizubehalten.

Genosse Stadthagen: den Zusatz *Trennung der Kirche vom Staat und Erklärung der Religion zur Privatsache* zu machen.

Genosse von Vollmar: folgende Fassung zu wählen: »Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen Zwecken. Die religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, die ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen.«

Die endgültige Formulierung unserer Stellung zur Religion, wie sie im Erfurter Programm Aufnahme gefunden hat, schliesst sich dem Vorschlage Vollmars an, nur dass an Stelle der Worte *kirchliche Zwecke* und *religiöse Gemeinschaften* gesetzt wurde *kirchliche und religiöse Zwecke* und *kirchliche und religiöse Gemeinschaften*.

WIE man sieht, ist der programmatische Ausdruck unseres Verhältnisses zur Religion grossen Schwierigketen begegnet, und auch die Fassung im Erfurter Programm hat, wie Liebknecht im Namen der Programmkommission erklärte, manches Kopfzerbrechen verursacht. Auch die jetzige Fassung hat wohl nie allgemein befriedigt; auch sie ist manchen Anfechtungen ausgesetzt gewesen, und meines Erachtens wird, wenn das Erfurter Programm einer Revision unterzogen wird, unter den revisionsbedürftigen Forderungen der Punkt 6, die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion, nicht fehlen. Ich hoffe, in den folgenden Betrachtungen einige nützliche Fingerzeige zur besseren Formulierung der wichtigen Frage zu geben.

× × ×

WIR fordern in Punkt 4 unseres Programms »Abschaffung aller Gesetze, die die freie Meinungsäusserung und das Recht der Vereinigung und Versammlung einschränken oder unterdrücken«. Da diese Forderung ohne Ausnahme erhoben wird und für jedwede Meinung, Versammlung und Vereinigung gilt, so wäre mit ihrer Erfüllung auch der religiösen Freiheit des einzelnen, wie der Gemeinschaft, die weitestgehende Garantie gegeben.

JEDER einzelne darf glauben, was er will, und seinen Glauben betätigen, wie er will, wie das — selbstverständlich alles in den Grenzen der gesetzlichen Ordnung — auch der Gemeinschaft gestattet ist. Bezüglich des Masses an Rechten und Freiheiten in Glaubenssachen hat niemand, der diese Forderung unseres Programmes kennt, das Recht, der Sozialdemokratie einen Mangel an Toleranz vorzuwerfen. In dieser Beziehung ist die Sozialdemokratie zuverlässiger, als irgend eine Partei und irgend eine Kirche.

NUN verlangt aber die Kirche nicht nur Duldung ihres Glaubens und ihres Kultes, was wir ihr gerne zugestehen, sondern sie verlangt Vorrechte von einer Art und in einem Masse, die wir ihr verweigern müssen — auf Grund unserer Toleranz. Und es bleibt nicht beim Verlangen; der Staat gewährt der Kirche diese bevorrechtete Stellung, er stellt sich in ihren Dienst, stattet sie mit öffentlichen Mitteln aus — im Widerspruch mit der Toleranz, mit der Gleichberechtigung, worauf die Andersgläubigen und Unkirchlichen Anspruch haben.

WIR fordern Toleranz für die Gläubigen, wie für die Ungläubigen; und nicht nur Duldung verlangen wir, sondern auch gleiches Recht für die Bekenner jeder Religion, so gut, wie für die Religionslosen. Dazu ist es nötig, dass der Staat sich selber als religionslos erklärt, dass er sich enthält jeder Einmischung in die Glaubenssachen des einzelnen, der ihm Staatsbürger und nichts anderes sein soll, wie der Religionsgemeinschaft, die ihm gegenüber keine anderen Rechte haben darf, wie jede private Vereinigung. Jeder Gläubige hat das Recht, seinen Glauben zu äussern und zu betätigen nach Belieben, aber er hat kein Recht, vom Staate seines Glaubens wegen bevorzugt zu werden vor dem Ungläubigen: der Staat soll nur gleichberechtigte Staatsbürger kennen. Ebenso hat jede religiöse Gemeinschaft die Rechte, die jeder privaten Vereinigung zukommen, aber auch nicht mehr Rechte. Die Bevorzugung einer Glaubensgemeinschaft vor den anderen durch den Staat ist ebenso zu verwerfen, wie die Gewährung öffentlicher Mittel zu religiösen oder kirchlichen Zwecken; denn es könnte nur geschehen auf Kosten und zum Schaden derer, die keiner oder einer anderen Religionsgemeinschaft angehören.

DIE Forderungen, die unser Programm hinsichtlich Religion und Kirche aufstellt, sind also die notwendigen Folgerungen der staatsbürgerlichen Freiheit und Gleichberechtigung. Ihrem Sinne und Zwecke nach hat gewiss niemand in der Partei an diesen Forderungen etwas auszusetzen, nur scheint mir ihre Formulierung aus mehr als einem Grunde der Verbesserung bedürftig zu sein. Ich würde vorschlagen, den Punkt 6 unseres Parteiprogrammes wie folgt zu fassen:

»Weltlichkeit des Gemeinwesens, seiner Einrichtungen und Veranstaltungen; die religiösen Gemeinschaften haben die Rechte und Pflichten privater Vereinigungen.«

Das scheint mir die einfachste und deutlichste Fassung unserer bezüglich der Religion und der Kirche zu stellenden Forderungen zu sein, wobei — und darauf lege ich den Hauptwert — missverständliche und überflüssige Wendungen vermieden sind, wie sie sich im bisherigen Wortlaut des Punktes 6 unseres Programms finden.

ERKLÄRUNG der Religion zur Privatsache! Als Forderung an den Staat kann der Satz nur den Sinn haben: 1. Freiheit der religiösen Meinung und Betätigung, 2. der Staat als solcher hat mit der Religion nichts zu tun.

NACHDEM in Punkt 4 unseres Programms die Abschaffung aller die Freiheit der Meinungsäusserung, der Vereinigung und Versammlung einschränkenden Gesetze gefordert ist, halte ich es nicht für nötig, noch besonders die Freiheit in Glaubenssachen zu betonen. Dagegen muss Wert gelegt werden auf die entschiedenste Parteilosigkeit des Staates gegenüber Religion und Kirche. Damit ist gesagt, dass die Religion Sache des einzelnen ist (Privatsache), dass der Staat weder sich selber auf eine bestimmte Religion festlegen soll (christlicher

Staat), noch eine Religionsgemeinschaft begünstigen oder benachteilgen darf; er hat auch kein Recht, einen Bürger nach seinem Glauben zu fragen, bei Amtshandlungen (Eid) religiöse Formeln und Gebräuche anzuwenden u. s. w. Und was für den Staat gilt, findet selbstverständlich auch Anwendung auf die Gemeinde und jedes andere Gemeinwesen.

ICH werde nachher weiter ausführen, weshalb ich Wert darauf lege, den Satz *Erklärung der Religion zur Privatsache* aus unserem Programm auszuschalten. Es geschieht der missverständlichen Nebenbedeutung wegen. Sein berechtigter Kern soll erhalten bleiben, und ich glaube ihn in dem Satze *Weltlichkeit des Gemeinwesens, seiner Einrichtungen und Veranstaltungen* herausgeschält zu haben.

DIE beiden anderen Sätze des Punktes 6 lauten jetzt:

»Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken; die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, die ihre Angelegenheiten vollständig selbständig ordnen.«

Sie können meines Erachtens, ohne an ihrem Sinn einzubüssen, eine kürzere Fassung erfahren. Der Kern- und Hauptgedanke dieser Forderungen ist die Eigenschaft der religiösen Gemeinschaft als private Vereinigung. Steht diese Eigenschaft fest, dann ist das übrige von selber gegeben. Den Zusatz *die ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen* halte ich für überflüssig, da die religiösen Gemeinschaften als private Vereinigungen selbstverständlich mit diesen das Recht teilen, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen. Die besondere Hervorhebung dieses Rechtes könnte es als ein Vorrecht erscheinen lassen. Liebknecht hat in Erfurt diesen Zusatz mit der Absicht begründet, die Katholiken darüber zu beruhigen, als ob wir sie vergewaltigen wollten. Meines Erachtens gehören derartige taktische Erwägungen nicht in ein Programm, dessen Vorzug die knappe Kürze sein soll, abgesehen davon, dass wir von einem derartigen Verdacht genügend durch den vorgängigen Punkt 4 unseres Programms (Meinungs-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit) geschützt sind — wenn es überhaupt möglich ist, uns vor den Verdächtigungen unserer Gegner durch Programmerklärungen zu schützen. Sind die religiösen Gemeinschaften private Vereinigungen mit deren Rechten und Pflichten, dann hört es von selber auf, dass öffentliche Mittel für sie aufgewendet werden und der Staat für sie den Steuereintreiber macht, wie das ebenso wenig für andere private Vereinigungen geschieht. Die Zusammenstellung *kirchliche und religiöse Gemeinschaften* halte ich für überflüssig. Liebknecht sagte in Erfurt, man habe das Wort *religiöse* noch hinzugefügt, »weil es Gemeinschaften gibt, die religiöser Natur sind, ohne kirchlich zu sein, und auch da soll aus öffentlichen Mitteln keine Zuwendung erfolgen«. Gewiss gibt es religiöse Gemeinschaften, die nicht kirchlich sind, aber es gibt keine kirchlichen Gemeinschaften, die nicht religiös sind; und deshalb ist der Ausdruck *religiöse Gemeinschaften*, der auch die kirchlichen umfasst, genügend.

× × ×

ICH halte mit der Erfüllung der Forderung, dass die religiöse Gemeinschaft (Kirche) als private Vereinigung zu betrachten ist, und der Staat sich jeder Einmischung in Glaubenssachen zu enthalten hat — wozu dann die Weltlichkeit der Schule kommt —, unser Verhältnis zur Religion, soweit es auf gesetzliche Massnahmen ankommt, für vollkommen geregelt. Vor allem kommt es mir

darauf an, einen Satz aus unserem Programm auszuschalten, dessen berechtigter Sinn in anderer Form erhalten und klarer ausgedrückt werden kann, dessen missverständlche Nebenbedeutung aber unter allen Umständen vermieden werden sollte, da sie dazu dient, unsere Stellung zur Religion und zur Kirche nach einer wichtigen Seite hin zu verschleiern.

WAS wir vom Staate verlangen: dass er religiös parteilos sei, dass er keinen Bürger wegen seines Glaubens bevorzuge oder benachteilige, sind wir auch als Partei zu erfüllen genötigt. Die Sozialdemokratie als Partei hat keine Religion; sie fragt auch keinen, der sich in ihre Reihen stellen will, nach seinem Glauben, sie wertet ihn nur als Mitkämpfer für die Verwirklichung unserer Forderungen und Ziele. Und wie die religiöse Überzeugung des einzelnen, so achten wir auch die Freiheit des Glaubens und des Kults der Gemeinschaft. Aber es hiesse wider die Ehrlichkeit und das Parteiinteresse handeln, wollten wir der Anschauung Vorschub leisten, als ob es uns gleichgültig sein könnte, welche Macht Religion und Kirche im Volke haben, wie das durch die missverständliche, aber durch die unglückliche Form begreifliche Deutung des Satzes *Erklärung der Religion zur Privatsache* geschieht. Bekennen wir es offen: Wir werden nichts tun, um jemand in seiner religiösen Überzeugung zu vergewaltigen oder ihm den Eintritt in unsere Reihen erschweren, aber wir müssen und werden alles tun, um die Macht der Kirche, die alte und mächtige Feindin der Freiheit, zu brechen, und die religiöse Befangenheit, das stärkste aller Hindernisse auf der Bahn des Fortschrittes, aus den Köpfen der Masse zu verscheuchen. In diesem Sinne ist uns die Religion nicht Privatsache, und wir sollten einen Satz nicht länger konservieren, der zu missverständlichen Auffassungen über unsere Stellung zu Kirche und Religion Anlass geben kann.

WIR brauchen uns des Gegensatzes zu Religion und Kirche und des Bekenntnisses, dass wir diesen Gegensatz kämpfend betätigen werden, umso weniger zu schämen, als wir — zum Unterschied von unseren ausnahmegesetzlüsternen und unduldsamen Gegnern — den Kampf mit den lauternsten Mitteln des Rechtes, einzig durch Aufklärung und Verbreitung des Wissens, führen werden, als wir uns bewusst sind, unsere Gegner dadurch am wirksamsten zu bekämpfen, dass wir die Grundsätze der Toleranz, der Meinungsfreiheit und der Gleichberechtigung ins Feld führen und sie zwingen, entweder unseren Standpunkt als berechtigt anzuerkennen oder die Grundsätze von Wahrheit, Freiheit und Recht zu verleugnen. Im Kampfe gegen die Macht der Kirche, der gebietenden Trägerin der Religion, ist unsere Forderung, dass die religiösen Gemeinschaften bezüglich ihrer Rechte und Pflichten privaten Vereinigungen gleichzuachten seien, die wichtigste Waffe. Windhorst hat einmal, in der Zeit des seligen Kulturkampfes, sich — allerdings in hypothetischer Form — für die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen. Heute wird es keinem Klerikalen mehr einfallen, auch nur bedingungsweise einen solchen Gedanken zu äussern. Die Herren der Kirche und ihre politischen Sachwalter wissen, was sie dem Bündnis von Staat und Kirche zu danken haben, und unsere Staatsmänner wissen es auch, wie nutzbringend für beide Teile die heilige Allianz von Thron und Altar ist.

IN den ***historisch-politischen Blättern,*** den bekannten durch Görres' Namen geweihten gelben Heften, findet sich im Jahrgang 1848 ein Bief von Adolphe Thiers an einen Deputierten. Die genannte Zeitschrift veröffentlicht den

Brief unter der Überschrift *Kabinettstück* und bezeichnet das Schreiben als *höchst beachtenswert.* Es heisst darin:

»Von jeher war ich der Meinung, eine positive Religion, ein Kultus, ein Klerus seien notwendig, und das Älteste, was man hiervon besitze, sei das Beachtenswerteste und auch das Beste. Jetzt aber, da alle sozialen Ideen auf den Kopf gestellt sind und man jedem Dorf seinen Phalansterier zum Schulmeister geben möchte, betrachte ich den Pfarrer als den unerlässlichen Berichtiger der Ansichten des Volkes, der es wenigstens im Namen Christi lehrt, dass Leiden allen Ständen notwendig, dass sie die Bedingung des Lebens seien, und dass, wenn den Armen das Fieber befällt, nicht die Reichen es seien, die es ihm schicken. Ohne Besoldung hält sich kein Klerus. Darüber sind viele Katholiken im Irrtum und meinen, mit dem Verzicht auf die Besoldung würden sie vom Staate frei werden. Der Klerus würde bloss der Mühe enthoben, sein Geld vom Staate zu beziehen, das aber wäre alles. Er käme unter ein eisernes Joch, wie wir insgesamt, und in seiner erschwerten Knechtschaft würde er im Elend vergehen. Sei man überzeugt, dass in neun Zehnteilen Frankreichs die Priester Hungers sterben würden. . . .«

Thiers spricht sich in dem Schreiben dann weiter gegen das staatliche Unterrichtsmonopol aus; er fordert die Lehrfreiheit, des kirchlichen Einflusses auf die Schule wegen. Der Brief schliesst:

»Jedenfalls wiederhole ich, dass ich den Unterricht durch den Klerus, dem ich verschiedener Gründe willen niemals hold war, gegenwärtig demjenigen, der uns bereitet war, weit vorziehen würde . . . Ich bin immer noch derjenige, der ich war. Aber ich richte meinen Hass und meine Widerstandswärme nach derjenigen Seite, auf der gegenwärtig der Feind steht. Dieser Feind ist die Demagogie; ihm möchte ich nicht die letzten Reste der gesellschaftlichen Ordnung, die katholische Anstalt überliefern.«

»So spricht Herr Thiers und bewährt sich damit als praktischer Staatsmann, der doch etwas mehr wert ist, als ein blosser radikaler Zerwühler«, fügt die Redaktion der *Historisch-politischen Blätter* hinzu, in der Erkenntnis, dass mit dieser staatsmännischen Offenbarung, worin das Geheimnis der gegenseitigen Zuneigung von Staat und Kirche liegt, dem Klerikalismus aus der Seele gesprochen ist. Die Staatsmänner von heute werden Herrn Thiers ebenso bereitwillig zustimmen, wie alle um den Bestand der herrschenden Ordnung besorgten Seelen. Damals nannte man den Gegner, dem sich Staat und Kirche entgegenzustellen hatten, *Demagogie,* heute heisst der gemeinsame Feind *Sozialdemokratie.*

WIR haben gar keinen Anlass, ein Hehl daraus zu machen, dass die Sozialdemokratie der Kirche — ob katholisch oder evangelisch — feindlich gegenübersteht, und dass wir unsere Forderungen mit besonderer Entschiedenheit deshalb stellen, weil wir wissen, dass wir damit die Macht der Kirche brechen werden. Wir stehen der Kirche feindlich gegenüber, weil wir der bestehenden Gesellschaftsordnung, die in der Kirche eine ihrer stärksten Stützen findet, feindlich gegenüberstehen. Wir brauchen das nicht einmal bedingungsweise zuzugeben, indem wir sagen: wir bekämpfen die Kirche, solange sie auf der Seite der Herrschenden steht, solange sie sich als Kulturhindernis erweist. Die Zeit, wo die Kirche eine Kulturmacht, wo sie der Träger des wirtschaftlichen und geistigen Fortschrittes war, diese Zeit ist längst und endgültig vorüber. Die Kirche ist in einen unüberwindlichen Gegensatz mit der Entwickelung geraten; reaktionär an sich, hält sie sich auch nur im Bunde mit der Reaktion. Die Kirche ist heute das, was sie ist, nur durch die Gunst des Staates, das heisst der herrschenden Klasse, die wiederum sich der Kirche als ihres Helfers zur

Niederhaltung der Masse bedient. Und dieses Schutz- und Trutzbündnis wird umso inniger werden, je mehr Kirche und Bourgeoisie in ihrer Stellung bedroht werden durch die wachsende Sozialdemokratie, durch die zunehmende Aufklärung und Selbständigkeit der Masse. Der Kirche stehen wir nicht nur als Sozialdemokraten feindlich gegenüber, nicht nur, weil wir in ihr ein Hindernis auf dem Wege zu unserem Ziele sehen, sondern weil sie, trotz aller Anpassungsfähigkeit, ist und sein wird ein Hindernis für jeden Fortschritt politischer, geistiger und sittlicher Art. Das Prinzip der Unterordnung des Intellekts unter die Autorität des Dogmas, ohne das eine Kirche nicht denkbar ist, verträgt sich nicht mit der Freiheit des Denkens, der Grundbedingung allen Fortschritts. Wenn das Bürgertum die Aufgabe, die ihm seine Vorkämpfer zugewiesen haben, ernst auffasste, wenn es wirklich der Träger des geistigen Fortschritts, der Hort der Wissenschaft und freien Forschung wäre, der zu sein es sich rühmt, dann hätte es längst mit der Kirche abrechnen und sie in die Schranken weisen müssen, die die Sozialdemokratie durch ihre Forderungen gezogen hat. Wie so manche andere Aufgabe, die das Bürgertum unerfüllt gelassen hat, bleibt auch diese der Sozialdemokratie überlassen. Nun hat die Kirche am allerwenigsten Anlass, der Sozialdemokratie ihre Gegnerschaft zu verübeln oder als Verbrechen anzurechnen. Noch ehe die Sozialdemokratie dazu kam, sich als Gegnerin der Kirche zu bekennen, stand die Kirche schon ausgerüstet mit allen ihren Machtmitteln der Sozialdemokratie als Gegner gegenüber. Die Sozialdemokratie betrachtet die Kirche nicht einmal als ihren einzigen Gegner, sondern nur als einen unter vielen, als ein Glied des grossen Gesamtgegners: der kapitalistischen Gesellschaft. Dem gegenüber sieht die Kirche in der Sozialdemokratie, wenn nicht ihren einzigen, so doch ihren gewaltigsten Gegner, und ohne Zweifel sind die Anstrengungen, die die Kirche macht, um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, viel rücksichtsloser, als die Anstrengungen, die die Sozialdemokratie macht, um die Kirche zu bekämpfen. AUF alle Fälle ist der Kampf der Sozialdemokratie gegen die Krche ehrlich. Wir denken nicht daran, die Kirche unter Ausnahmegesetze zu stellen, sie soll alle Rechte geniessen, die andere Vereinigungen auch haben. Aber auch nicht mehr. Wenn sie mit diesen Rechten ihre Macht nicht behaupten kann, dann um so besser für uns. Wir haben unserer Pflicht genügt, wenn wir andern de Rechte gewähren, die wir für uns selber beanspruchen.

× × ×

ÜBER das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Kirche, wie ich es in obigen Sätzen darzulegen versucht habe, dürften in unseren Reihen wesentliche Meinungsverschiedenheiten schwerlich obwalten. Nun pflegt man einen Unterschied zu machen zwischen Kirche und Religion: die Kirche als Machtmittel der herrschenden Klasse zur Unterdrückung des Volkes ist selbstverständlich zu bekämpfen, aber die Religion, die innere Überzeugung des einzelnen Gläubigen, entzieht sich unserer Einwirkung, sie ist für die Partei *Privatsache*.

ICH bin der Meinung, dass sich Kirche und Religion wohl theoretisch, aber nicht praktisch auseinanderhalten lassen. Die Religion wenigstens, mit der wir es zu tun haben, das Christentum, kennen wir nur in organisierter Gestalt, als Kirche. Wir können zwar der Kirche vorhalten, dass ihre Religion kein Christentum ist, dass sie die Grundgedanken des Christentums verdorben und in ihr Gegenteil verkehrt hat, aber mir scheint, dass die Kirche ebenso viel

Gründe hat, darauf zu bestehen, dass ihre Auslegung und Anwendung des Christentums die richtige sei. Jedenfalls gibt der Erfolg ihr und nicht uns recht, denn, was sich christgläubig nennt, steht innerhalb, nicht ausserhalb der Kirche. Eine Religion aber, die, gleichviel ob aus richtiger oder falscher Auslegung, geeignet ist, Jahrhunderte hindurch zur Betörung und Bedrückung der Menschheit zu dienen, die heute noch weite Massen von der besseren Erkenntnis, von ihrer Hebung und Befreiung abzuhalten vermag, einer solchen Religion haben auch wir feindlich gegenüber zu stehen, sie kann uns nicht Privatsache sein, wir haben im Gegenteil alles aufzuwenden zur Einschränkung und Vernichtung ihres verderblichen Einflusses.

DIE Beantwortung der Frage, ob Religion für uns Privatsache ist, lässt sich nicht mit einem einfachen *Ja* oder *Nein* beantworten. Jede der praktischen Forderungen, die unser Programm an den Staat stellt, enthält auch eine Verpflichtung für die Partei, eine Prinzipienerklärung, nach der wir zu handeln genötigt sind. Somit wäre auch für uns die Religion Privatsache. Aber sie ist es nur in dem Sinne, dass die Sozialdemokratie als Partei religionslos ist; sie wird keinen ihrer Anhänger auf irgend einen Glauben verpflichten und niemandem, weder innerhalb noch ausserhalb ihrer Reihen, verwehren, diesem oder jenem Glauben anzuhängen. In diesem Sinne ist für die Sozialdemokratie die Religion Privatsache. Aber sie ist es nicht in dem Sinne, dass es uns gleichgültig sein kann, ob die Religion ihren den Geist der Masse beherrschenden Einfluss, ob der Glaube, die Unterordnung der Erkenntnis unter die Autorität des Dogmas die alte Macht behält. In diesem Sinne ist der Sozialdemokratie die Religion nichts weniger als Privatsache; es muss ihr, auch wenn es nicht im Programm ausgesprochen ist, Parteisache sein, dem für das sittliche und geistige Leben des Volkes verderblichen Einfluss der Religion nach Kräften entgegenzuwirken — im Interesse der Partei, im Interesse der Wahrheit und Freiheit.

MAN missverstehe mich nicht und halte mich nicht für fähig, in der Partei Propheten und Apostel des Unglaubens erwecken zu wollen. Von allen Disputationen sind die theologischen die unfruchtbarsten, und nichts wäre dümmer, als etwa in Versammlungen wider die Gläubigen zu Felde zu ziehen und die Religionslosigkeit zu predigen. Der Kampf wider die Religion ist eine Bildungsfrage, in letzter Linie, wie alles andere, eine Machtfrage. Die Masse glaubt, weil die herrschende Klasse sie zwingt zu glauben, weil man ihr das Wissen und die Anregung des Gemütes vorenthält. Man gebe uns, der Sozialdemokratie, die Schule; wir werden den Kindern die Religion nicht mehr einprügeln, wir werden sie lehren, sich eine Weltanschauung auf Grund des Erkennens zu bilden. Man öffne dem Volke die Theater und Kunsthallen und gebe ihm Gelegenheit, die Natur zu geniessen — und der Religion ist ihre Macht genommen, ohne dass wir ein Wort dawider geredet, ohne dass wir den Unglauben gepredigt und uns nur mit einem Laut der Unduldsamkeit schuldig gemacht hätten.[1])

[1]) Die hier vielleicht lautwerdende Frage: ob ein Katholik Sozialdemokrat, oder umgekehrt ein Sozialdemokrat Katholik sein könne, halte ich in dieser allgemeinen Fassung für müssig. Ich sehe nicht ein, weshalb nicht ein katholischer Arbeiter seiner wirtschaftlichen und politischen Interessen wegen sozialdemokratisch wählen oder der sozialdemokratischen Partei angehören soll. Wenn er nicht von Haus aus derart auf das Jenseits dressiert ist, dass er für sein irdisches Wohl und Wehe jeden Sinn verloren hat muss er sogar Sozialdemokrat sein, zumal wir eine religiös durchaus indifferente Partei sind, und nie-

ES gibt Leute in unseren Reihen, die unter allen Umständen der Sozialdemokratie den Ruhm retten wollen, dass sie der Religion nicht feindlich gesinnt sei. Sie machen dabei von dem Rechte eines jeden Gebrauch, der über Religion schreibt oder spricht, und konstruieren sich einen Begriff *Religion* nach ihrer Art, indem sie mit Faust Gott in allem erkennen und mit Wallenstein Religion auch in der Tiere Trieb entdecken. Gewiss ist des Menschen Wissen unvollkommen, die Forschung hat ihre Grenzen, und vor einem ungeklärten und unklärbaren Rest versagt auch die Hypothese. Und auch wenn der Mensch alles wüsste, wird das Wissen sein Dasein nicht ausfüllen. Die Neigung, über die Grenze des Wissens hinaus die Brücke zum Unendlichen zu schlagen und den Bedürfnissen des Gemütes zu ihrem Rechte zu verhelfen, wird immerdar bestehen bleiben. Aber ich vermag nicht einzusehen, was diese Neigung mit der Religion zu tun hat, wenigstens mit der Religion im heute üblichen Sinne. Und mag man es *Religion* nennen, ich bin der Meinung, dass wir uns über unser Verhältnis zu dieser *Zukunftsreligion* nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen; es wird sich sehr bequem regeln lassen.

ÜBER die Bedeutung des Satzes *Erklärung der Religion zur Privatsache* ist man sich auch bei seiner Entstehung nicht recht klar geworden. Vielfach hat man den Satz nur als Forderung der religiösen Meinungsfreiheit verstanden: jeder kann glauben, was er will, und seinen Glauben mit derselben Schrankenlosigkeit aussprechen und betätigen, wie das für politische und wissenschaftliche Anschauungen auch gestattet ist. Auch Liebknecht fasste in seiner Erfurter Programmrede den Satz in dieser Weise auf. Daneben hatte er aber auch noch praktisch-taktische Erwägungen, über die er sich, wie folgt, ausliess:

›Man weiss, wie viel es der Geistlichkeit, der katholischen, protestantischen und sonstigen, darauf ankommt, die Herrschaft über die Geister zu erhalten und zu befestigen. Man weiss, wie die Sozialdemokratie als das rote Gespenst hingestellt wird; wie es von uns heisst und wie namentlich die Geistlichkeit von uns sagt: wir seien die Partei der Atheisten und wollten als Sozialdemokraten jedem und jeder die Religion gewaltsam nehmen und die Kirche gewaltsam unterdrücken. Um solchen demagogischen Verleumdungen und frommen Lügen gleich von vornherein den Boden zu nehmen oder ihnen doch die Spitze abzubrechen, erklären wir hier, dass die Stellung zur Religion Sache eines jeden ist, erklären wir die Religion zur Privatsache. Ich gestehe, ich habe mich lange dagegen gesträubt, diese mir durch praktische Rücksichten gebotene, dem Inhalte nach selbstverständliche Erklärung in das Programm aufzunehmen. Aber im Hinblick auf die systematische Verdächtigung unserer Stellung zur Religion erschien es doch nötig, dies auszusprechen. Die Sozialdemokratie als solche hat mit der Religion absolut nichts zu tun. Jeder Mensch hat das Recht, zu denken und zu glauben, was er will, und niemand hat das Recht, ihn in seinem Denken und Glauben zu behelligen, einzuschränken, ihm sein Denken oder Glauben zu einem Nachteile irgendwelcher Art gereichen zu lassen.‹

Liebknecht hat nun sehr geirrt, als er meinte, der von ihm befürwortete Satz

mandem seines Glaubens wegen in unseren Reihen irgend welche Schwierigkeiten gemacht werden. Verlange ich aber von einem Sozialdemokraten die Anerkennung unserer wissenschaftlichen Grundlagen, dann muss ich die Frage, ob ein Katholik Sozialdemokrat sein kann, verneinen. Der biblische Gottesglaube und die kirchliche Gehorsamspflicht verträgt sich mit keiner wissenschaftlichen Anschauung. Von diesem Standpunkte aus ist auch die Kirche im Recht, wenn sie sagt, dass ein Katholik nicht Sozialdemokrat sein kann. Allerdings will die Kirche auch nicht zugeben, dass ein Katholik der praktischen Forderungen wegen der Sozialdemokratie angehöre Darüber mit ihr zu streiten, scheint mir zwecklos, denn schliesslich kann man der Kirche das Recht nicht abstreiten, zu bestimmen, was ihre Anhänger sein und tun dürfen; von ihrem Standpunkte aus handelt sie durchaus folgerichtig, wenn sie ihre Anhänger von jeder Berührung mit der Sozialdemokratie fernhält. Wenn man das zugibt, braucht man auf unserer Seite deshalb nicht darauf zu verzichten, die katholischen Arbeiter für die Sozialdemokratie zu gewinnen. An Material, um nachzuweisen, dass die Kirche das nur im Interesse der kapitalistischen Klassenherrschaft und zum Schaden der Arbeiter tut, fehlt es wahrhaftig nicht.

würde uns vor der Verdächtigung der Gegner schützen. Hätten wir keine besseren Zeugnisse für unsere Toleranz in Glaubenssachen, als diesen Satz, hätten wir dafür nicht Tatsachen anzuführen, zum Beispiel unser Verhalten im Kulturkampf, gegenüber dem Jesuitengesetz u. s. w., so würden wir kaum einem Gläubigen die Scheu vor der Sozialdemokratie nehmen. Es wird Liebknecht auch schwer gefallen sein, unsere klerikalen Gegner durch die Versicherung zu beruhigen, dass wir nicht daran denken, die Kirche *gewaltsam* zu unterdrücken und jemand *gewaltsam* seinen Glauben zu nehmen. Unseren Gegnern genügt es, dass wir den Einfluss der Kirche und des Glaubens bekämpfen, um uns der Religionsfeindlichkeit zu zeihen und uns mit unserem Programmsatz *Erklärung der Religion zur Privatsache* in Widerspruch zu setzen.[2]) Liebknecht hatte übrigens ein Jahr vorher, in Halle, seine Erfurter Ausführungen im voraus widerlegt. Er wandte sich dort mit Recht gegen die Kirchenstürmer und Pfaffenfresser, gegen das Hetzen und Schimpfen auf Andersgläubige, und meinte dann:

»Der Religion können wir bloss dadurch zu Leibe gehen, dass wir die Religion des einzelnen ruhig Religion sein lassen, ihm aber Wissen beibringen. Die Schule muss gegen die Kirche mobilisiert werden, der Schulmeister gegen den Pfaffen: richtige Erziehung beseitigt die Religion.«

Und an einer anderen Stelle:

»Unsere Partei ist eine Partei der Wissenschaft, die Wissenschaft steht der Religion feindlich gegenüber, aber sie kann und will sie nicht niederschlagen. Die Wissenschaft sorgt für gute Schulen, das ist das beste Mittel gegen die Religion.«

Liebknecht gesteht hier zu, dass die Sozialdemokratie doch, und zwar sehr viel, mit der Religion zu tun hat, und das stürmische Bravo und Händeklatschen, das der Bericht nach dem letzten Satze verzeichnet, lässt erkennen, dass die Delegierten des Hallenser Parteitages der selben Meinung waren.

DER Satz *Erklärung der Religion zur Privatsache* ist zum mindesten missverständlich; in gewissem Sinne setzt er sich mit den Grundsätzen und Interessen der Partei in Widerspruch. Verstehen wir darunter, dass die Sozialdemokratie und jeder einzelne von uns niemand wegen seiner religiösen Meinung verfolgen, dass wir keinem, der sonst seine Pflichten als Genosse zu erfüllen bereit ist, den Zugang zur Partei verwehren oder ihm das Bleiben darin verleiden, so ist der Satz richtig. Versteht man aber darunter — und das kann man darunter verstehen — dass es uns gleichgültig ist, ob Kirche und Religion

[2]) Wie unmöglich es ist, unseren Gegnern es recht zu machen, und wie überflüssig daher, durch Programmerklärungen ihr Wohlgefallen zu erringen, ergibt sich gerade in der Religionsfrage. Die Klerikalen haben mächtig über Rosenows Werk *Wider die Pfaffenherrschaft* geschimpft. An der geschichtlichen Methode Rosenows lässt sich gewiss vieles aussetzen, und über den erziehlichen Wert seines Werkes kann man verschieden denken — aber man glaube deshalb nicht, dass unsere Gegner das Werk mit geringerer Wut aufgenommen hätten, wenn es ein historisches Meisterwerk ohne jeden agitatorischen Beigeschmack wäre. Da hat zum Beispiel der biedere Poet P. K. Rosegger ein Buch geschrieben (*J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders*), von dem es in der literarischen Beilage der *Cölnischen Volkszeitung* vom 15. Dezember 1904 heisst: »Nimmt man das Buch mit der Erwartung in die Hand, hier einer brutalen freigeistigen Proklamation zu begegnen, so sieht man sich bald enttäuscht. Dafür ist das Leben Jesu einem Rosegger ja von vornherein auch viel zu *poetisch*, als dass er mit roher Faust hineintaste und das Heiligste durch schmutzige Profanierung in den Staub ziehe.« Nun sollte man meinen, dass der Kritiker ein solches Buch, wenn er dessen religiöse Tendenz auch nicht teilt, doch nicht zu den gefährlichen und schlechthin verwerflichen rechnen könnte. Aber man höre, was klerikale Duldsamkeit alles fertig bringt: »Solche Werke, die unter der gefälligen Maske einer poetischen Verschleierung ihr geistiges Gift mit Sicherheit an den Mann zu bringen wissen, wirken aber genau so gefährlich, wenn nicht noch gefährlicher, als jene, in denen der Rationalismus sich in widerlichen Zynismen Luft macht.« Ich glaube, diesem brutalen und bornierten System gegenüber verzichtet man doch besser auf das Bemühen, durch Nachsicht und Entgegenkommen Anerkennung zu ernten.

— nur theoretisch, nicht praktisch lassen sich beide trennen — eine grosse, geringe oder gar keine Macht über die Masse hat, dann ist der Satz falsch.

UND weil der Satz vieldeutig und missverständig ist, deshalb bin ich dafür, dass man ihn streicht. Zu dieser Forderung kommt auch Eduard Bernstein.[3]) Er meint ebenfalls, dass der Satz missverständlich sei, dass er einen richtigen Gedanken falsch ausdrücke. Er schlägt vor, statt seiner zu setzen: »Gleiches Recht für die Anhänger aller religiösen und philosophischen Bekenntnisse, Freiheit der Religionsübung.« Diese Forderung erscheint mir überflüssig, da wir, wie im grundsätzlichen Teil unseres Programms erklärt wird, für gleiche Rechte und Pflichten aller sind, und die Meinungsäusserung und -betätigung bereits durch Punkt 4 unseres praktischen Teils gesichert ist.

ICH glaube, dass die von mir angegebene Formel diejenigen Forderungen enthält, die wir bezüglich Staat und Kirche zu stellen berechtigt sind. Wa. Bekenntnisse, Freiheit der Religionsübung.« Diese Forderung erscheint mir grundsätzlichen Teil unseres Programms Aufnahme finden. Ich würde es aber für zweckmässiger halten, wenn einer der nächsten Parteitage sich einmal, wie das bereits vor einigen Jahren gewünscht wurde, mit dem klerikalen Problem beschäftigte und bei dieser Gelegenheit unsere Stellung zur Kirche und Religion gründlich erörtert und in einer Resolution festgelegt werden würde.

BEI dieser Gelegenheit könnten dann auch die praktischen Massnahmen debattiert werden, mit denen wir den Kampf gegen Religion und Kirche wirksam zu betreiben gedenken. Ausser der Förderung gesetzgeberischer Aktionen zur Verbreitung der Volksbildung und Volksaufklärung, namentlich durch Einwirkung auf die Schule, bleibt der eigenen Tätigkeit der Partei auf diesem Gebiete noch vieles vorbehalten. Eine Jugendliteratur haben wir noch gar nicht, und auch in der Herausgabe von Aufklärungsschriften über kulturgeschichtliche und naturwissenschaftliche Fragen hat die Partei noch sozusagen alles nachzuholen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ADELHEID POPP · DIE CHRISTLICHSOZIALE PARTEI IN ÖSTERREICH



ENN man von der christlichsozialen Partei in Österreich spricht, so meint man damit die Christlichsozialen in Niederösterreich und im engeren Sinne in Wien. Was darüber hinaus geht, ist von keiner nennenswerten Bedeutung. Auf den Eroberungszügen, welche die Wiener Christlichsozialen wiederholt über die Grenzen von Niederösterreich gemacht haben, haben sie schon manch gründlichen Schiffbruch erlitten. Ihre Domäne ist Wien, hier herrschen sie, hier ist ihnen das Kleinbürgertum unterworfen, und hier haben sich auch andere Schichten, ein grosser Teil der Intelligenz, mit ihnen abgefunden.

WIE konnte diese, gerade diese Partei so grosse Erfolge erringen, wie konnte sie eine Macht werden, die mit ihrem Terrorismus und mit ihrer Skrupellosig-

[3]) Vergl. Eduard Bernstein: *Die Programmrevision und der Bremer Parteitag* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1901, II. Bd., pag. 706.

keit eine Millionenstadt beherrscht? Die Bedeutung, die glänzenden Eigenschaften der Führer sind es nicht. Mit Ausnahme des hervorragendsten Führers der Christlichsozialen, des Dr. Karl Lueger, ist wohl keiner von so faszinierender Wirkung, um die Erfolge der Partei erklärlich zu machen. Sind doch viele ganz unbedeutende nichtssagende Menschen. Das Programm der Partei aber hat sich längst als hohl, unwahr und undurchführbar erwiesen. Die *Rettung des kleinen Mannes,* die *Vernichtung des Grosskapitals,* die *Vertreibung der Juden,* das waren die Schlagworte, mit welchen die Christlichsozialen ihre Siege erfochten haben. Zehn Jahre christlichsozialer Herrschaft in der Gemeinde haben aber zur Rettung des Kleingewerbes noch nichts vermocht. Die Kommune selbst ist Grossunternehmerin geworden. Durch den Bau der städtischen Gas- und Elektrizitätswerke, durch die Übernahme der Strassenbahn in städtische Regie ist die Gemeinde eine ganz bedeutende Arbeitgeberin geworden, die zahlreiche Arbeitskräfte beschäftigt. Mit dem Grosskapital hat Dr. Lueger, der oberste Führer der Partei, Frieden geschlossen, und zu seinen Geschäften ist ihm jüdisches Kapital gerade so lieb, wie christliches. Während der Mechaniker Schneider noch immer auf seine Ritualmärchen schwört und Schussgeld für Juden verlangt, hat Dr. Lueger auf dem Pressekongress den Bruderkuss mit dem ausgeprägtesten Vertreter der jüdisch-kapitalistischen Presse getauscht.

SO ist von dem Programm der christlichsozialen Partei nichts übrig geblieben als — Dr. Karl Lueger. Er, seine Person, ist das eigentliche Programm seiner Partei geworden. Dieser Mann, der so viele Wandlungen durchgemacht hat, dass man ihn das politische Chamäleon genannt hat, der einst zu den radikalsten Demokraten gehörte, der noch Anfang der neunziger Jahre die Eroberung Wiens, mit dem Mantel des christlichen Demokratismus angetan, unternommen hat, ist heute ein ausgesprochener Klerikaler. Er reist nach Rom zum Pantoffelkuss, er wallfahrtet in alle Gnadenorte, die Niederösterreich hat, er kehrt in Pfarrhöfen und Stiften als gern gesehener Gast ein. Und die anderen Parteiführer bleiben nicht zurück. Wenn es sie auch manchmal langweilen mag, die demutsvollen Christen zu mimen, sie tun mit, weil es Parteisache geworden ist.

UND die ganze Partei läuft natürlich mit. Dr. Gesmann, eines der widerwärtigsten Häupter der christlichsozialen Partei, hat sich mit Stolz gerühmt, dass seine Partei, die schon leer gestandenen Kirchen wieder gefüllt habe. Als Dr. Lueger 1895 das erste Mal zum Bürgermeister von Wien gewählt wurde, da gebärdete sich die Partei noch etwas *radikal-demokratisch,* soweit dies ihre christlichsoziale-antisemitische Gesinnung zuliess. Luegers Wahl zum Bürgermeister wurde vom Kaiser nicht bestätigt; da lehnten sie sich auf, sie demonstrierten und protestierten. Schon damals wiesen sie auf ihre *Kaisertreue,* auf ihre *schwarzgelbe* Gesinnung hin, für welche die Nichtbestätigung ihres hochverehrten Führers ein schlechter Dank war. Schliesslich wurde Lueger doch Bürgermeister, die goldene Ehrenkette zierte ihn ein Jahr später. Im grossen Festsaale des Rathauses hielt er seine Gelöbnisrede, und er gelobte, allen von den politischen Rechten Ausgeschlossenen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Er hat dieses Gelübde gebrochen, wie so manches andere.

DIE Wahlreform, welche die Christlichsozialen für die Gemeinde Wien machten, wurde von den Wiener Arbeitern als Wahlrechtsraub bezeichnet.

Sie ist ausgeklügelt und ausgetüftelt, den grössten Teil der Arbeiter um das Wahlrecht, das ihnen die Reform geben sollte, zu betrügen. Dreijährige Sesshaftigkeit und Personaleinkommensteuer sind Voraussetzungen des Gemeindewahlrechts. Ausserdem wurde eine Verschiebung und Vermischung der Wahlkörper vorgenommen, so dass der Wahlkörper der Intelligenz erdrückt wird vom antisemitischen Spiessertum. Durch diese schlaue Wahlgeometrie hat man es zuwege gebracht, dass in der City von Wien, in der inneren Stadt, am Sitze der Hochfinanz Hermann Bielohlawek, jener *berühmte Zeitgenosse*, der schon *genug* hat, wenn er ein *Büchel* sieht, und der Maxim Gorkij als einen »gewesenen Vagabunden, der die Feder zu führen versteht« schildert, zum Gemeinderat und Landtagsabgeordneten gewählt werden konnte. Luegers Wahl zum Bürgermeister brachte dem Gemeinderat auch eine neue Geschäftsordnung. Eine Geschäftsordnung, die vorschreibt, dass die Gemeinderäte zu schwören haben, den österreichischen Staatsgedanken hochzuhalten und dem Hause Habsburg-Lothringen Treue zu wahren. Es kann zwar kein Mensch den *österreichischen Staatsgedanken* definieren, denn wenn auch ein vor kurzem abgetretener österreichischer Staatsmann erklärt hat: »Österreich ist!«, so weiss doch jeder, der einigermassen in österreichische Verhältnisse eingeweiht ist, dass Österreich nicht ist, dass es die treibenden Kräfte immer mehr auseinandertreiben. Aber Dr. Lueger ist schwarzgelb und muss dies unentwegt zum Ausdruck bringen. Die Geschäftsordnung, die sich Herr Dr. Lueger gemacht hat, hat nicht diese einzige Schönheit. Sie gestattet auch keine Debatte bei Interpellationsbeanwortungen, der Bürgermeister kann den Gemeinderat, welchen er zweimal zur Ordnung gerufen hat, von der Sitzung und noch folgenden ausschliessen. Fügt sich ein Gemeinderat nicht, so kann sogar das Mandat aberkannt werden. Der Disziplinarausschuss, der von Herrn Lueger in allen solchen Fällen einberufen wird, weiss ja immer schon im vorhinein, was er zu beschliessen hat. Dass diese Partei ihre Macht nicht allein zur brutalen Handhabung einer brutalen Geschäftsordnung benutzt, versteht sich von selbst. Tatsächlich wurde ihre Macht bald auf allen Gebieten bemerkbar. Sie entzogen der *Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft* die Subvention, weil ihr jüdische Ärzte angehören, den *Volksbildungsverein* bestraften sie in der selben Weise. Sie kürzten die Summe, welche für Lehrmittel armer Kinder bestimmt war. Ja, als sie auch im Landtag von Niederösterreich Herren geworden waren, gingen sie sogar so weit, der allgemeinen Kranken- und Unterstützungskasse der Arbeiter die Summe zu entziehen, welche zur Unterstützung von Invaliden vom liberalen Landtag gegeben worden war. Diese Tat trug den Christlichsozialen die Bezeichnung *12 000 Gulden-Räuber* ein; sie wiederhallte in allen Volksversammlungen und gellten der arbeiterfeindlichen Partei so schrill in die Ohren, dass sie nach einem Vorwand zur Bemäntelung ihrer niedrigen Tat suchten. In eigener Regie wollten sie die Summe zur Verteilung bringen, um jede Bevorzugung von Sozialdemokraten zu verhüten, wie sie sagten.

SO, wie sie alle gemeinnützigen Institutionen um das ihnen Gebührende beraubten, gaben sie klerikalen Vereinen mit vollen Händen. Klerikale Privatschulen, Kindergärten, Klöster und Kirchen wurden subventioniert und protegiert. Für diese war das goldene Zeitalter gekommen. So geht es fort bis heute. Manchmal freilich wurde ihnen auch ein Strich durch die Rechnung

gemacht. Als sie 5 Millionen zum Bau von neuen Kirchen geben wollten, da wurde von liberaler Seite protestiert gegen diese Verwendung von Steuergeldern zu einseitig konfessionellen Zwecken. Der Protest wurde durchgeführt, und der Verwaltungsgerichtshof entschied gegen die Kommune.

LUEGER war berühmt geworden als Führer der Opposition im Gemeinderat, als noch die liberale Partei am Ruder war. Sein rücksichtsloses Vorgehen erwarb ihm die Sympathieen, die Anhänglichkeit des Kleinbürgertums. Er bekämpfte die schlechte Finanzwirtschaft, die Korruption, den Nepotismus. Er wendete sich in aggresivster Weise gegen die Institution der bezahlten Stadträte und nannte deren Remunerationen eine Verschwendung der Steuergelder. Die Christlichsozialen aber haben die Stadtratstellen vermehrt, so gross war der Andrang ihrer Parteigenossen zur Futterkrippe der Partei. Hunderte warteten auf die Belohnung für gute Agitations- und Wahldienste. Alle Stellen wurden mit christlichsozialen Parteimännern besetzt. An manche Stellen kamen die Unfähigsten, was am markantesten beim Avancement der Lehrer zum Ausdruck kam. Aber sie hatten den Erfolg für sich. Bei der ersten Wahl auf Grund der neuen Wahlordnung für den Reichsrat eroberten sie alle Mandate der fünften Kurie in Wien und Niederösterreich. Sie eroberten den Landtag und bekleideten einen ihrer brutalsten und protzigsten Parteimänner, Strobach, mit der Würde eines Landmarschallstellvertreters. Ausserdem war dieser Strobach erster Vizebürgermeister und auch sonst noch Inhaber gut dotierter Stellen. Als er kürzlich starb, wurden viele Posten frei und doch nicht genug, um allen, die danach haschten, zu genügen. Um besser auszukommen, schuf man noch eine — natürlich besoldete — dritte Vizebürgermeisterstelle. An den Posten Strobachs als Vizebürgermeister rückt der oben genannte Herr Bielohlawek: er, der in jedem Arbeitslosen einen Vagabunden sieht, der bei einer Ärztedebatte im Landtag von einem berühmten Operateur als *Ohrwascheldieb* sprach, wird mit der Aufsicht über Waisenhäuser, Irrenanstalten, Armenhäuser und Spitäler betraut!

EINZIG im Reichsrat, im Parlament, können die Christlichsozialen nicht zur Bedeutung gelangen, so feil, so servil und gemein sie sich auch benehmen. Sie sind immer dynastisch, sie schwelgen, wenn sie Kanonen bewilligen können, niemand aber nimmt sie ernst. Selbst Dr. Lueger, der Verherrlichte, Hochverehrte, verfällt dem Hohngelächter, wenn er in der Pose des Erretters Österreichs oder des Vernichters der Sozialdemokratie auftreten möchte.

UND Hass, wütender, sinnloser Hass gegen die Sozialdemokratie wird von ihnen bei allen Anlässen zum Ausdruck gebracht. Im Parlament nannten sie die Sozialdemokraten *Mörder*, im Gemeinderat *Lausbuben* und *Gesindel*, im Landtag *Lumpen*. Die Frauen, welche sich an sozialdemokratischen Demonstrationen beteiligen, sind *Dirnen*; Frauen, die für sozialdemokratische Abgeordnete agitieren, sind *Bordellbewohnerinnen*; Frauen, die ihre Männer zum Ausharren bei Lohnkämpfen auffordern, sind *Megären* und *Zuhälterinnen*. Das ist die öffentliche Meinung, welche die christlichsoziale Presse ihrem Lesepublikum vermittelt, das ist der Tenor christlichsozialer Versammlungsreden. Zu ihren Lügen benutzen sie gern die Immunität; der niederösterreichische Landtag hat künstlich seine Sessionen verlängert, nicht geschlossen, sondern nur vertagt, damit die Verleumder nicht gerichtlich belangt werden können.

DIE Christlichsozialen! Was lässt sich ihnen nicht alles an Verworfenheit nachweisen! Sie haben das öffentliche Leben vergiftet, die niedrigsten Instinkte haben sie wachgerufen. Die Entstehung christlichsozialer Macht fiel in eine Zeit allgemeiner Entwickelung: was an kommenden Werken geschaffen wurde, hätte auch unter einem anderen Bürgermeister geschehen müssen; die Christlichsozialen aber reklamieren alles zu ihrem Ruhm und bekleiden Dr. Karl Lueger mit dem Epitethon des *grossen Bürgermeisters.*

DAS schwärzste Kapitel in der Geschichte der christlichsozialen Partei ist ihr Verhalten zur Schule. Hier haben sie Sünde auf Sünde gehäuft. Alle städtischen und Landeslehranstalten haben sie mit christlichsozialen Parteimännern besetzt. Auf die Pädagogik wurde wenig gesehen, die Gesinnung war das Entscheidende. So konnte es kommen, dass ein Mann, der bei Gericht wegen im trunkenen Zustand begangener Strassenexzesse sich verantworten musste, als Lehrer an das städtische Pädagogium kam. Das Denunziantentum schoss üppig empor. Ein *Verein der Lehrer und Schulfreunde* wurde gegründet, den man nur den *Streberverein* nennt, da ihm jene christlichsozialen Lehrer angehören, die in Lueger ihren Herrn und Meister sehen und die Ideale einer freien Schule vollständig verleugnen. Wiederholt wurde einzelnen Mitgliedern dieses Vereins vor Gericht Denunziantentum, Verräterei und Gesinnungswechsel nachgewiesen. Diese Kategorie Lehrer hat Aussicht auf Avancement, andere werden übergangen, ob sie sich auch ein Jahrzehnt und länger im Schuldienst redlich geplagt haben. Müssen doch auch die Lehrer bei ihrer Anstellung in die Hand Luegers den Eid schwören, niemals Schönerianer (deutschnational) oder Sozialdemokrat zu werden. Die Christlichsozialen haben die Lesebücher auf den neuen Ton eingerichtet, für Volks- und Bürgerschule wurde der wöchentliche Kirchengang eingeführt. Die Teilnahme an Prozessionen wird immer mehr zum obligatorischen Gegenstand. Die Note in *Religion* ist entscheidend für das Fortkommen der Kinder in der Schule.

WIEDERHOLT misslang es den Christlichsozialen, die Schule durch reaktionäre Gesetze zu verschlechtern. Nun endlich, da sie auch im Landtag herrschen, glaubten sie die Zeit für gekommen, im eigenen Wirkungskreis die Schule nach ihrem Sinne zu reformieren. Dem Landtage wurde im Oktober vorigen Jahres ein Schulreformentwurf für Niederösterreich vorgelegt. Dr. Gesmann — auch dieser Name bedeutet ein System — ist der Vater des Entwurfes, und er kämpfte um ihn mit aller Leidenschaft. Genosse Seitz, der einzige Sozialdemokrat im Landtag, kämpfte mit bewunderswertem Mute gegen den reaktionären Entwurf. Seine fachmännische Kritik trieb Gesmann zu schäumender Wut; so oft Seitz das Wort ergriff, gab Lueger ein Zeichen, und alle bis auf Gesmann verliessen den Saal. In dieselbe Zeit fiel die durch die Tagespresse reichlich bekannte Geburtstagsaffäre des Dr. Lueger, und der Hass gegen die Sozialdemokratie steigerte sich bis zur Besinnungslosigkeit. Es kam so weit, dass Seitz im Landtag erklärte, er werde jeden, der Hand an ihn lege, mit dem Revolver niederschiessen.

DIE Aktion Seitz' im Landtag wurde unterstützt durch eine grossartige Bewegung der Arbeiterschaft. Alte Männer weinten vor Erbitterung, wenn ihnen in Versammlungen erzählt wurde, was die Christlichsozialen mit der Schule planen. Wie raffiniert war der ganze Entwurf ausgedacht! Bei der Knechtung, bei der geistigen Verkrüppelung der Lehrer sollte angefangen werden, um

die geistige Unterdrückung der Kinder um so sicherer durchführen zu können. Am empörendsten an der christlichsozialen Schulreform wirkte die Absicht, die Erziehung der Lehrer in klerikale Hände zu geben. Grossartige Subventionen für die klerikalen Lehrerbildungsanstalten waren vorgesehen. Katholische Schulbrüder und Jesuiten sollten die Lehrerbildner werden, wie sie es zum Teil ja schon jetzt sind. Alle Vorsorge war getroffen, um in einigen Jahren ganz Niederösterreich mit klerikalen Lehrern zu überschwemmen. Dazu kam der vorgesehene Einfluss der Ortspfarrer auf die Schule, überall die Unterordnung der Lehrer unter den katholischen Pfarrer. Die Arbeiterschaft demonstrierte und zog vor die Palais des Ministerpräsidenten und des Ministers des Innern mit der Forderung, die Schulgesetze nicht zu sanktionieren

DIE Arbeiter erreichten einen teilweisen Erfolg. Die Regierung sandte dem Landtag die Schulgesetze zurück und trug den Wünschen der Arbeiter in einigen Punkten Rechnung. In der nächsten Sitzung des Landtages wurde beschlossen, eine städtische Lehrerbildungsanstalt zu errichten. Dieser Kampf um die freie Schule hat eine andere Frage aufgerollt. Die Wiener Arbeiterschaft begann sich mit der Frage zu beschäftigen, ob man, angesichts der klerikalen Angriffe auf die Schule, die Religion noch als Privatsache betrachten dürfe. Die österreichischen Parteiblätter diskutieren gegenwärtig diese Frage. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Sicher ist, dass ein grosser Teil der Bevölkerung in der gewohnheitsmässigen Anhänglichkeit an die Kirche ein gut Teil erschüttert worden ist.

UND nun soll ich noch sagen, wie sich die Christlichsozialen zur Frauenfrage verhalten? In theoretischer Bedeutung verstehen sie nichts davon; sonst urteilen sie brutal, borniert und stupid, wie eben der richtige Philister urteilt. Die besprochenen Schulgesetze streiften ja auch ein Stück Frauenfrage. Das Zölibat der Lehrerinnen wurde dadurch eingeführt. Nach den neuen Gesetzen ist die Ehe der Lehrerin gleichbedeutend mit dem Verzicht auf ihren Breuf. Die Christlichsozialen vertreten die Ansicht, dass die verheiratete Frau zu ihrer Wirtschaft gehört, damit sie nicht einem Manne das Brot nimmt. Dass viele Lehrerinnen in Zukunft auf das Eheglück werden verzichten müssen, weil die Männer, die sie heiraten wollen, nicht in der Lage sind, Frauen zu ernähren, unterliegt wohl keinem Zweifel. Am besten wissen dies die Lehrerinnen selbst; sie haben in einer grossen Versammlung gegen ihre Verurteilung zur Ehelosigkeit protestiert. Allerdings ohne Erfolg. Und doch haben die Christlichsozialen eine Frauenbewegung, die sogar schon sehr viel von sich reden machte. Die christlichsozialen Frauen kämpfen aber um keine Ziele, sie haben keine Forderungen, ihr Programm ist wahrhaftig nur: Dr. Karl Lueger. Lueger ist der Schöpfer und Gründer des *Christlichen Frauenbundes*, der bei den Wahlen 1897 entstand. Er umfasst einige tausend Frauen, hat viele Ortsgruppen und entfaltet bei politischen Anlässen eine leidenschaftliche Tätigkeit. Die Frauen werden von der Partei sehr gehätschelt, in ihren Versammlungen sprechen fast immer einige hervorragende Führer der Partei. Nicht über Frauenfragen. Immer nur über das, was der Partei naheliegt. Die Verbreitung der christlichen Presse, das Einkaufen in christlichen Geschäften, die Erziehung zur religiösen Gesinnug etc. Die Frauen sind der Partei nur Mittel zum Zweck. Ihr Fanatis-

mus ist nützlich, man nennt sie die Stützen der Partei, man schmeichelt ihnen, und mehr bedarf es nicht. Wenn Dr. Lueger kommt, oder ein beliebter Kooperator, dann sind die Frauen enthusiasmiert und bereit, für die christlichsoziale Partei alles zu tun. Die Frauen sprechen immer nur an letzer Stelle, kurze Ansprachen, die gewöhnlich mit einem Hoch auf Dr. Lueger, *unseren hochverehrten Herrn Bürgermeister,* dann mit einem Hoch auf den Kaiser und eventuell noch mit einer Begrüssung an den Papst enden.

DAS Organ des *Christlichen Frauenbundes* ist ganz unbedeutend, eine Art religiös-patriotischen Familienblatts. Die Mitglieder des Bundes gehören dem Kleinbürgertum an. Beamtenfrauen, Geschäftsfrauen und Hausbesiterinnen. Die Frauenfrage ist den Christlichsozialen Umsturz und Anarchie. Im Landtag haben sie den Frauen das Wahlrecht, das sie zu dieser Körperschaft besessen hatten, entzogen, weil, wie Dr. Gesmann meinte, der Fall eintreten könnte, dass die Frau für einen anderen Kandidaten sein könnte, als der Mann. Solche Familiendifferenzen müssen aber vermieden werden. Dr. Lueger wieder sagte, er sei gegen das Frauenwahlrecht, weil es einige reiche Jüdinnen bekommen würden.

MEHR darüber zu reden, wie die Christlichsozialen zur Frauenfrage stehen, verlohnt sich wirklich nicht. Gegen die Ausbeutung der Frauen in der Industrie und im Kleingewerbe haben sie noch nie etwas eingewendet, die Arbeit der Proletarierinnen ist eben *Gottes Wille.*

WAS von Arbeitern christlichsozial ist, das sind Arbeiter, die sich in Abhängigkeit von der Gemeinde, also von der herrschenden Partei befinden. Die städtischen Arbeiter der Gaswerke, der Strassenbahn etc. Sie werden von den Christlichsozialen verraten, wie die Kleingewerbetreibenden verraten wurden. Die städtischen Arbeiter sind geknechtet und geknutet und werden als Stimmvieh kommandiert. Wehe, wenn sich einer aufzulehnen wagt! Dr. Lueger schwingt unerbittlich die Hungerpeitsche, er will *Herr in seinem Hause* sein, wie irgend ein anderer bornierter Grossunternehmer .... Dr. Lueger hat ja einen Trost bei allen Wortbrüchen und Verrätereien, die er und seine Partei begehen. Hat sich das Sündenmass angehäuft, dann zieht er nach Rom zum Pantoffelkuss; entsühnt und neu gestärkt zu christlichem Handeln kehrt er dann heim und überbringt dem christlichen Wien den päpstlichen Segen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JAMES KEIR HARDIE · UNTERSCHIEDE ZWISCHEN DER ENGLISCHEN UND DER KONTINENTALEN ARBEITERBEWEGUNG

DER langsame Fortschritt der sozialistischen Bewegung in England hat unseren Genossen auf dem Kontinent oft Anlass zu Betrachtungen gegeben. Ihnen scheint es unerklärlich, dass in einem Lande mit freiheitlichen politischen Institutionen, in dem die arbeitende Klasse eine überwältigende Macht durch das Stimmrecht ausübt, bis jetzt so wenig geschaffen ist, um eine wirkliche sozialistische Partei zu schaffen. Die Aufgabe dieses Artikels soll es sein, einige der Ursachen auf-

zudecken, die dahin gewirkt haben, den Fortschritt der sozialistischen Bewegung zu verzögern, und dann die gegenwärtige Situation darzustellen.

WENN es lange gedauert hat, bis unser Land einen Anfang gemacht hat, so hoffe ich, dass nun, wo dieser Anfang da ist, der Fortschritt umso gewaltiger sein wird.

VOR hundert Jahren war die arbeitende Klasse in Grossbritannien in einen heftigen Kampf um die politische Emanzipation verwickelt. Ein bedeutender Teil des Bürgertums, das gerade damals zu Ansehen gelangt war, nahm tätigen Anteil an der Agitation, und im Jahre 1832 wurde die erste Reformvorlage angenommen. Als Massnahme zur Befreiung der Arbeiter war das Gesetz wertlos; es war nur das erste sichtbare Zeichen, dass die Tage des Feudalismus in diesem Lande gezählt waren, und dass die Plutokratie ihren Anspruch auf Teilung der Herrschaft des Landes mit der Aristokratie erhoben hatte. Die Arbeiterklasse merkte bald, dass sie übergangen war, dass die Reform sie nicht mit einbegriff, und daraus entsprang eine neue Bewegung, der Geschichte unter dem Namen *Chartismus* bekannt, die sehr schnell grosse Dimensionen annahm. Sie erstrebte das allgemeine Wahlrecht für Männer und Diäten für die Abgeordneten, sowie andere Reformen, die zu einem echt demokratischen Regierungssystem gehören. Es war im grossen und ganzen eine klassenbewusste Bewegung, aber ihre Schwäche lag in der Tatsache, dass die meisten ihrer Wortführer den Mittelschichten entstammten. Im Zenith ihrer Macht und gerade, als sie den herrschenden Klassen gefährlich zu werden begann, setzte die Freihandelsbewegung ein — in Szene gesetzt, finanziert und geleitet von den eben politisch emanzipierten Fabrikanten — und lenkte die Aufmerksamkeit der Arbeiter vom Chartismus auf den Freihandel. Die Folge war, dass keine weitere freiheitliche Reform erlangt wurde, bis 1867, wo eine Vorlage durchging, die das Wahlrecht zum Parlament den Haushaltungsvorständen in den Städten verlieh; im Jahre 1884 wurde dieses Recht nach einer weiteren Agitationsperiode auch auf die Hausväter auf dem Lande ausgedehnt. Seitdem haben keine politischen Veränderungen mehr stattgefunden, und obgleich die Frauen vollständig vom Wahlrecht ausgeschlossen sind und unverheiratete Männer nur dann auf die Liste der Wähler gesetzt werden können, wenn sie über ein gewisses Einkommen verfügen, besitzen die Arbeiter jetzt doch sieben Zehntel der Wählermacht. Sie sind demnach die tatsächlichen Herren des Parlaments, das sie alle vier oder fünf Jahre wählen.

IN gleichem Schritt mit der politischen Agitation, die ich hier kurz skizziert habe, entwickelten sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse aufs rascheste. England war in Wirklichkeit die Werkstatt der Welt, und Napoléons verächtliche Bemerkung, wir seien eine Nation von Krämern, übertrieb nicht. Arbeit war im allgemeinen im Überfluss vorhanden, mit Ausnahme einer gelegentlichen Handelskrisis, und während der Arbeitstag verkürzt wurde, stiegen die Löhne — eine Tatsache, die die Arbeitsverhältnisse im allgemeinen kennzeichnete. Die Freihandelsdoktrin des *laisser faire* hatte einen solchen Einfluss auf die Gemüter der Arbeiter und speziell ihrer Führer gewonnen, dass jeder Gedanke an Staatsintervention verpönt war. Die Selbsthilfe war zu einem Fetisch geworden, und die Arbeiter glaubten fest, dass ihre einzige Hoffnung auf Rettung im Gewerkschaftswesen, im Genossenschaftswesen und in den *Friendly Societies*, den Vereinigungen zur Unterstützung bei Unfällen,

Krankheit, Todesfall und zur Auszahlung von Alterspensionen, lag. Alle diese Einrichtungen blühten in erstaunlichem Masse auf: gegenwärtig sind von den 14 Millionen Lohnarbeitern 2½ Millionen Mitglieder der Gewerkschaften, deren angesammelte Fonds nahezu an 100 Millionen Mark heranreichen, und deren jährliche Ausgaben für verschiedene Zwecke die Summe von 40 Millionen Mark übersteigen. In den Genossenschaften sind 2 103 264 Mitglieder organisiert, mit einem angesammelten Kapital von 824 Millionen Mark, einem jährlichen Umsatz von 386½ und einem Überschuss von 180 Millionen Mark, das unter die Mitglieder verteilt wird. Das Vermögen der Unterstützungsvereinigungen beträgt 860 Millionen Mark, und die Baugenossenschaften verfügen über einen Kredit von 1240 Millionen Mark. Die führenden Köpfe der Arbeiterbewegung hatten ihre ganze Energie in diesen Bewegungen zur Verbesserung ihrer Lage erschöpft, und wenn sie sich mit politischen Angelegenheiten befassten, so geschah es als Mitglieder einer der grossen überkommenen politischen Parteien. Sie trennten ihre politischen von ihren Arbeiterinteressen. In den Werkstätten waren sie Lohnempfänger; an der Wahlurne wiegten sie sich in der Illusion, Bürger zu sein, die für das Wohl ihres Landes stimmten. Von Zeit zu Zeit waren sie in der Lage, vom Parlament den Erlass einer kleinen fabrikgesetzlichen Bestimmung zum Schutze von Leib und Leben zu erzwingen, aber selbst ein so harmloser Vorschlag, wie die Förderung des Achtstundentages durch das Gesetz, wurde ihren Führern als ein Widerspruch gegen ihre manchesterlichen Prinzipien entgegengehalten. Stets war auch eine kleine Anzahl von Liberalen vorhanden, die sich in politischen Angelegenheiten radikal gaben, und die die Arbeiter nun einmal als ihre natürliche Vertretung im Parlament zu betrachten sich gewöhnt hatten. Nehmen wir zu all dem die Tatsache, dass ein grosser Teil der englischen Geistlichen sehr demokratisch, frei von staatlicher Beeinflussung und fast ganz auf die freiwilligen Beiträge ihrer Gemeindemitglieder angewiesen ist, so wird es uns klar werden, dass in diesem Lande Einflüsse am Werk gewesen sind, die auf dem Kontinent praktisch unbekannt sind, und die allesamt darauf hingewirkt haben, das Aufkommen des Gedankens an eine ausgesprochene Klassenpartei der Arbeiter im Volke zu verhindern.

VOR zwanzig Jahren nahm der Sozialismus in England zum erstenmal eine organisierte Form an, als die *Social Democratic Federation* gegründet wurde. Ihre Gründer machten indessen den Fehler — einen sehr natürlichen Fehler übrigens —, nicht nur den Sozialismus selbst aus dem Kontinent und speziell aus Deutschland importieren zu wollen, sondern auch die besonderen Dogmen, Doktrinen und Propagandamethoden, die den politischen Verhältnissen Deutschlands angemessen und in der Tat in diesem Lande unentbehrlich, die aber infolge der gänzlich verschiedenen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in England hier absolut unangebracht waren. Die Folge war, dass die Bewegung sehr wenig Fortschritte machte, bis im Jahre 1893 die *Independent Labour Party* gegründet wurde. Von Anfang an versuchte diese Partei, in engster Verbindung mit den Gewerkschaften zu arbeiten. Statt die Gewerkschafts-, die Genossenschafts- und die Temperenzbewegung herabzusetzen und zu verspotten, nahm sie ihnen gegenüber eine sympathische Stellung ein, dabei gleichwohl auf ihre Unzulänglichkeit als Methoden zur Lösung der sozialen Frage hinweisend. Ferner hat die *Independent Labour Party*,

wenngleich sie niemals ihren Sozialismus verheimlicht oder in den Hintergrund gestellt hat, doch stets anerkannt, dass eine Arbeiterpartei, auch wenn sie nicht rückhaltlos sozialistisch ist, wenn sie aber getrennt und unterschieden von den bestehenden politischen Parteien gebildet werden kann, schliesslich dahin führen wird, die Arbeiterbewegung in England in eine Linie mit der Bewegung auf dem Kontinent zu bringen. Die meisten von ihren führenden Mitgliedern waren auch hervorradende Gewerkschafter und blieben stets in enger Fühlung mit allen Arbeiterorganisationen. Die *Independent Labour Party* nahm nun sehr lebhaften Anteil an den Wahlen und entfaltete eine Propaganda, die Zehntausende erreichte, für die der Sozialismus bis dahin etwas Verdammenswertes gewesen war. Ihre Flugblätter und Streitschriften wurden zu Hunderttausenden jedes Jahr abgesetzt; als ihre Macht wuchs, suchten sich die führenden Politiker und Zeitungen der anderen Parteien ihre Führer heraus, um auf sie ihre speziellen Angriffe und Denunziationen loszulassen, was aber nur den Erfolg hatte, ihr die tätigen, kraftvollen Mitglieder der Gewerkschaften zuzuführen, und ihren Einfluss bei den Arbeitern steigerte. Die Redner und Schriftsteller der *Independent Labour Party* haben, während sie den Sozialismus immer in den Vordergrund stellten, dies doch stets in einfachen, dem Volke verständlichen Ausdrücken getan. Sie haben sich von jeder dogmatischen Darstellung frei gehalten, da sie der Ansicht waren, dass eine solche vielleicht in die Lehrsäle einer Universität, aber nicht in eine Volksversammlung gehöre. Mit einem Wort, die *Independent Labour Party* hat den Sozialismus dem politischen Leben und Denken Englands aufgepfropft, wie ein Gärtner eine Art Zweig auf einen anderen pfropft, und infolgedessen ist der Sozialismus nicht länger ein Begriff oder eine Abstraktion, sondern ein lebendes Prinzip, das die Tätigkeit der Gemeinderäte anspornt, in denen die *Independent Labour Party* Hunderte von gewählten Vertrteren sitzen hat, und das die Atmosphäre des Parlaments selbst durchdringt.

DAS Resultat dieser ganzen Arbeit ist, dass die sozialistische Resolution heute stets, ohne Widerspruch, auf den jährlichen Gewerkschaftskongressen angenommen wird, die praktisch die ganze Gewerkschaftsbewegung darstellen. Es liegt mir fern, zu behaupten, dass alle, die auf diesen Kongressen für den Sozialismus stimmen, Sozialisten sind. Bei einigen älteren Leuten ist ihr Votum der Ausdruck des Gefühles, dass es nicht gut sei, gegen das Schicksal zu kämpfen; während bei anderen das Votum mehr der Ausdruck eines frommen Wunsches, als einer politischen Überzeugung ist, die für sie ein führendes Prinzip in ihrem politischen Denken und Tun wäre. Wenn ich dies anstandslos zugebe, so ist doch die Tatsache, dass die Resolution für den Sozialismus überhaupt unwidersprochen durchgeht, ein Zeugnis für die Stärke und Bedeutung, die die sozialistische Bewegung heute erreicht hat. Die Genossenschaften und Unterstützungsvereinigungen sind noch nicht so weit vorgeschritten, wie die Gewerkschaften, aber sie bewegen sich auch auf den Sozialismus zu.

SEIT 1899 ist zwischen der *Indenpendent Labour Party* und den Gewerkschaften ein Bündnis zu politischen Zwecken abgeschlossen worden. Beide haben sich über die Notwendigkeit einer Arbeiterpartei geeinigt, die die Interessen der Lohnarbeiter wahrzunehmen hat, und die als eine besondere Partei im Parlament existieren muss. Mit sehr geringen Ausnahmen haben die Ge-

werkschaften ihre Zustimmung zu dieser Politik gegeben, und die Folge ist, dass Gewerkschafter und Sozialisten gegenseitig ihre Kandidaten bei den Wahlen unterstützen.

EIN grosser Anstoss wurde dieser Bewegung durch einige neuere Entscheidungen der Gerichtshöfe gegeben, durch die die Gesetzgebung, die dreisig Jahre vorher Streiks und Arbeiterverbindungen für zulässig erklärte, praktisch annulliert worden ist. Ferner sind die Fonds zu Entschädigungen an die Unternehmer herangezogen worden für erlittene Verluste infolge von Streitigkeiten mit den Arbeitern, und zwar in einem Gesamtbetrage von mehr als 5 Millionen Mark. Die Gewerkschafter sind daher gezwungen, der Tatsache ins Auge zu schauen, dass sie auf die Politik angewiesen sind, nicht allein, um neue Gesetze zum Schutze der Rechte ihrer Organisationen und deren Fonds zu erlangen, sondern auch, um Verbesserungen ihrer Arbeitsbedingungen durchzusetzen, in welcher Hinsicht sie sich früher allein auf ihre Verbände verliessen.

BEI den nächsten allgemeinen Wahlen werden 80 oder 85 Gewerkschafts- und sozialistische Kandidaten aufgestellt werden. Davon sind mehr als die Hälfte erklärte Sozialisten; die meisten sind Mitglieder der *Indenpendent Labour Party.* Ich fühle mich daher berechtigt, zu wiederholen, dass, obgleich es lange gedauert hat, bis der Sozialismus in Grossbritannien einen Anfang gemacht hat, er nicht lange brauchen wird, um die Bewegung in den Ländern des Kontinents einzuholen. Der konservative Einfluss, den die vorher genannten Organisationen auf die Gemüter einer grossen Zahl von Arbeitern ausübten, weicht dem neuen Licht, das die sozialistische Propaganda auf die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse wirft.

UNSERE Genossen in Deutschland und anderen Teilen des Kontinents haben von Anfang an praktisch die ganze Arbeiterbewegung unter ihrer Kontrolle gehabt. Sie sind es gewesen, die Gewerkschaften, Genossenschaften und Unterstützungseinrichtungen geschaffen haben, und sie haben daher nicht die Aufgabe gehabt, die selben erst zu sozialistischen Prinzipien zu bekehren. Sie haben dieser Tatsache vielleicht nicht genügend Rechnung getragen, wenn sie den zurückgebliebenen Stand der sozialistischen Bewegung in England beurteilten. Auf der anderen Seite hat unsere Situation den Vorteil, dass, wenn erst einmal die Gewerkschaften und andere Arbeiterorganisationen zum Sozialismus bekehrt sein werden, wir dann das ganze Ansehen für uns haben werden, das jene sich in langen Jahren erfolgreicher Anstrengungen erworben haben. Unser Fortschritt kann daher und wird wahrscheinlich schliesslich den jedes anderen Landes in Europa übertreffen. Hoffen wir es wenigstens!

IM Namen der *Indenpendent Labour Party* entbiete ich in diesen Spalten unseren deutschen Genossen unseren aufrichtigen Gruss und versichere sie, dass, wenn auch die Umstände in England einen Unterschied in der zu verfolgenden politischen Taktik und auch in der Terminologie, in der wir unsere sozialistischen Prinzipien darlegen, bedingen mögen, unser Sozialismus selbst doch ebenso vollwertig und unsere politische Bewegung ebenso entschlossen ist, wie die ihre. Unser Ziel ist eins mit dem ihrigen: nämlich die Schaffung einer sozialistischen Gesellschaft, und wir vereinigen uns mit ihnen in dem Ruf *Proletarier aller Länder vereinigt euch!*

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDMUND FISCHER · DIE FAMILIE

»GIBT es einen feststehenden sozialdemokratischen Standpunkt in der Frauenfrage? Oder ist nicht gerade auch in der sozialistischen Bewegung die Frauenfrage völlig ungeklärt?« So fragte ich in dieser Zeitschrift[1]), und die Antworten, die bisher von den verschiedensten Seiten darauf erfolgt sind, haben meine Behauptung vollständig bestätigt. Ja, ich bin geradezu überrascht darüber, w i e von berufenster Seite diese Frage behandelt wird: ohne jede Einheitlichkeit, ohne ein bestimmtes, erkennbares Ziel, ja, ohne eine andere Grundlage, als das persönliche Empfinden. Und ferner: Mit Ausnahme der Genossin I h r e r haben alle, die gegen meine Darlegungen polemisierten, mehr oder weniger den alten *marxistischen* Standpunkt preisgegeben oder haben ihn doch wenigstens nicht im geringsten zu verteidigen versucht. Am meisten scheint sich die Genossin Z e t k i n *gemausert* zu haben, wie wir gleich sehen werden.

FREILICH fällt es mir ziemlich schwer, den eigentlichen Standpunkt meiner Kritiker aus ihren Erwiderungen kennen zu lernen. Denn nur wenig klar und bestimmt fand ich ausgesprochen, was sie wollten. Mehr Gefühlsausbrüche und Aufwallungen, dass einem bange werden konnte. Aber an Tatsächlichem entnahm ich nicht viel aus alledem. Nur, dass ich ein *Philister,* ein *Spiessbürger,* ein *Reaktionär,* ein *Krähwinkeler* bin mit meinem »kleinbürgerlichen Vernarrtsein in eine Schneckenhauswelt«[2]) — das habe ich recht d e u t l i c h vernommen. Aber das habe ich ja auch gar nicht anders erwartet. Das Menschenmögliche in diesem Punkte geschieht von seiten der Genossin Zetkin in der *Gleichheit.* Auf die liebenswürdige Ausdrucksweise gehe ich nicht ein. Daran gewöhnt man sich. Und Genossin Zetkin wird sich in d i e s e r Hinsicht nicht ändern. Aber ihre Auffassung über die Frauenfrage hat sie einer ganz gewaltigen Revision unterworfen.

IN meinem Artikel über die Frauenfrage kam es mir lediglich darauf an, in kurzen, bestimmten Sätzen den Standpunkt festzustellen, der bisher in unserer Partei öffentlich von den massgebendsten Parteigenossen vertreten wurde, um dann zu zeigen, dass diese Auffassung heute nicht mehr haltbar sei. Und nun kommt die Genossin Zetkin und macht es mir zum Vorwurf, dass ich den a l t e n, von Kautsky, Bebel, Zetkin u. s. w. bisher vertretenen Standpunkt heranziehe und dagegen noch polemisiere:

»Wir schreiben 1905, und gerade in den letzten Jahren sind manche der tiefsten, innerlichsten Probleme der Frauenfrage erst aufgeworfen und geklärt worden. . . . Der scharfen sozialdemokratischen Kritik an der einseitigen bürgerlichen Frauenrechtelei . . . kommt zusammen mit den Schriften von Laura Marholm [!] und Ellen Key [!] das hauptsächlichste Verdienst daran zu. Ein leidlich aufmerksames Studium der frauenrechtlerischen Literatur lässt darüber keinen Zweifel.«

Entweder hat nun die Genossin Zetkin die Laura Marholm und die Ellen Key nicht gelesen, — was ich für ausgeschlossen erachte —, oder aber, sie hat sich von der Marholm und der Key bekehren lassen. Und dann wären wir ja einig. Mit dem f r ü h e r e n Standpunkt der Genossin Zetkin lässt sich dies aber

[1]) Vergl. meinen Artikel *Die Frauenfrage* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte,* pag. 258.
[2]) Vergl. den Artikel *Aus Krähwinkel* in der *Gleichheit,* 1905, No. 6.

keineswegs vereinbaren. In ihrer Abhandlung in der *Berliner Arbeiterbibliothek* schrieb die Genossin Zetkin unter anderm:

»Das vom häuslichen Herd umschlossene Wirken der Frau hatte bisher die Familie zusammengehalten, die in die Fabrik verlegte Tätigkeit der Frau vernichtete das übliche Familienleben, legte aber auch den ersten Grundstein zu der ökonomischen Unabhängigkeit, damit überhaupt zu der Emanzipation des weiblichen Geschlechts. ... Die Kindererziehung wird und muss aus der Familie in die Gesellschaft verlegt werden, sie wird und muss aus den Händen der Mutter in die von Pädagogen im weitesten Sinne des Wortes übergehen. Die Frau wird nicht nur als Hauswirtin, sie wird auch als Mutter frei zur Ausübung gesellschaftlicher Tätigkeit je nach ihrer individuellen Befähigung und Neigung und nach Massgabe der gesellschaftlichen Bedürfnisse — ihre Stellung wird auch hierin mehr und mehr der des Mannes ähnlich werden. ... Die Mutter dem Kinde bestimmte) Erzieherin und Pflegerin für das Säuglingsalter, die Stillungsperiode, nicht darüber hinaus.« Aufgabe der Gesellschaft ist die *natürliche* (das heisst durch die natürlichen Beziehungen zwischen sich und müsse es sein, für diese Periode dem Kinde die Mutter zu erhalten. Habe aber das Kind das Säuglingsalter überschritten, dann sei es für die weitere Entwickelung des Kindes gleichgültig, wer es pflege. Hier entscheiden nicht mehr *natürliche* unabänderliche Ursachen, sondern die wechselnden Verhältnisse der Gesellschaft.[3])

Dies ist allerdings der *alte* Standpunkt: Die Entwickelung treibt die Frauen der Berufsarbeit zu, löst die Familie auf. Die Gesellschaft übernimmt die bisher häuslichen Arbeiten, man wohnt in grossen Phalansterien, speist in Staatsküchen, die Kinder kommen nach dem Säuglingsalter in grosse Pflege- und Erziehungsanstalten. Dadurch wird die Frau *frei* und dem Manne gleichgestellt. Gegen diese gänzlich veraltete Anschauung habe ich polemisiert. Und da nach der Genossin Zetkin »ein leidlich aufmerksames Studium der frauenrechtlerischen Literatur ... darüber keinen Zweifel« lässt, dass erst in den letzten Jahren, seit 1899, »manche der tiefsten, innerlichsten Probleme der Frauenfrage ... aufgeworfen und geklärt worden« sind, so muss ich daraus schliessen, dass auch die Genossin Zetkin dieser Aufklärung zugänglich war und sie ihren alten Standpunkt preisgibt. Aus ihren beiden langen Artikeln in der *Gleichheit* kann man dies zwar nicht ersehen, denn da hebt der Nachsatz stets den Vordersatz auf, und ich kann mich mit dem besten Willen darin nicht zurechtfinden. Aber sie beruft sich auf die Marholm und Ellen Key und die Literatur der Frauenrechtlerinnen, die eine einzige Preisgabe und Widerlegung des früheren Standpunktes der Genossin Zetkin darstellen.

WIE sich Genossin Zetkin auf die Laura Marholm berufen kann, die in der Vorrede ihres *Buches der Frauen* den Satz *Des Weibes Inhalt ist der Mann* aufstellt, deren ganze Beweisführung darauf hinausläuft, dass der Beruf der Frau der sei, Gattin und Mutter zu sein, ist mir unbegreiflich. Und nun gar die Ellen Key! Diese verwirft sogar die politische Betätigung der Frauen! Das Wahlrecht will sie schliesslich ja den Frauen gegeben wissen. Aber sie glaubt, doch feststellen zu müssen, dass den Frauen ein Mangel an Mut eigen sei, in selbständiger Weise zu denken und zu handeln, auch ein Mangel an Einheitlichkeit und an Grossgesinntheit:

»Was aber das parlamentarische Leben selbst betrifft, so muss ich zugeben, dass, so wie es jetzt ist, es einen grossen Missbrauch der Frauenkraft, eine grosse Gefahr für die Persönlichkeit der Frau bedeuten würde, wenn sie in seine Interessen und

[3]) Vergl. Clara Zetkin: *Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart* (Berlin 1889), pag. 9 28 und 29.

Intriguen, seine Rücksichten und Rücksichtslosigkeiten gezogen würde. . . . Und gewisse Zeichen deuten darauf hin, dass, wenn die Frau zum Beispiel durch die pedantische und kritische Weisheit des Universitätsstudiums ihren natürlichen Instinkt abgestumpft hat, oder wenn sie als Staatsdienerin zu männlichem *Korpsgeist* diszipliniert wurde, sie gerade jene Eigenart verliert, die sie der Allgemeinheit als ihren Einsatz zu geben hatte. . . . Wenn einmal die Frau mitbeteiligt ist, hoffe ich weiter, dass es die kinderlose Frau oder Mutter zu der Zeit, wo die Kinder ihrer nicht mehr bedürfen, sein wird, die die Möglichkeit benutzen wird, der Gesellschaft ihre Gesichtspunkte und Erfahrungen zuzuführen. Die Mütter jedoch, die durch die Pflege und Erziehung ihrer Kinder in Anspruch genommen sind, werden vermutlich zu jener Zeit eine so hohe Auffassung von der Bedeutung der Erziehung als Gesellschaftsberuf haben, dass sie sich freiwillig auf diesen beschränken werden.«[4])

Wie man sieht, spricht Ellen Key von der Erziehung der eigenen Kinder durch die Mutter, und sie nennt diese Erziehung ihrer Kinder den Gesellschaftsberuf der Frauen, die sich, soweit sie Kinder haben, darauf beschränken sollten!

»Eine Mutter, die wirklich Erzieherin und dabei gewerblich oder öffentlich tätig sein will, wird nach jeder Seite hin nichts Ganzes leisten, sondern mit geteilter Seele wird sie schlechte Erziehung und Arbeit leisten. Die gleiche Erfahrung haben alle Mütter, die wirklich aufrichtig sind, auch gemacht, das heisst aufrichtig und auch mit einem hohen Ziele für die Arbeit und Erziehung. Sind sie in beider Hinsicht Dilettanten, dann geht es ja.«

Diese Äusserung der Ellen Key[5]), in Verbindung mit der zuvor mitgeteilten, lässt ihren Standpunkt doch klar erkennen, dass der Beruf der Mutter die Erziehung ihrer Kinder sei. Und Ellen Key ist sogar so *reaktionär*, dass sie der Frau die gleichen Fähigkeiten mit dem Manne abspricht. Der Einfachheit halber zitiere ich wieder ihren Artikel in den *Sozialistischen Monatsheften*:

»Vor einigen Jahren legte ich dar, dass, obgleich die Frau seit den Tagen der Antike für ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der Literatur, der Musik, der bildenden Kunst Freiheit besessen und Anerkennung errungen hat, sich doch die Zahl der bedeutenden Männer zu der der bedeutenden Frauen wie zehn zu eins verhält, ein Verhältnis, das, wie ich annahm, seinen Grund hauptsächlich darin hatte, dass die mütterlichen Funktionen physiologisch und psychologisch die Schaffenskraft absorbierten. Dieser Gedanke ist für alle sonnenklar, die irgend welche Einsicht in jene Lebensanschauung besitzen, für die der Einheitsgedanke grundlegend ist, denn die naturbestimmte Verschiedenheit zwischen Mann und Weib folgt aus der Einheit, die durch die moderne psychophysische Wissenschaft täglich neue Bestätigungen erhält.«

Ganz das selbe habe ich auch gesagt, wenn auch in anderen Worten.

SEHEN wir uns nun noch etwas weiter in der frauenrechtlerischen Literatur um, auf die mich Clara Zetkin verweist. Eines der besten und wertvollsten Bücher ist unzweifelhaft *Mutterschaft und geistige Arbeit* von Adele Gerhard und Helene Simon. Hier heisst es bereits in der Vorrede über das Verhältnis einzelner gewerblicher Arbeitsgebiete zur Mutterschaft:

»Es bedarf nicht mehr der Feststellung, dass es sich hier in zahlreichen Fällen um ein trostloses, das Volkswohl gefährdendes Missverhältnis handelt, wenn auch unzweifelhaft heute ein gänzlicher Ausschluss der jungen Mutter von der industriellen Tätigkeit bedauerlicherweise undenkbar ist.«

Ich lege das Schwergewicht auf das *bedauerlicherweise*, womit zum Ausdruck gebracht wird, dass die Verfasserinnen die allgemeine berufliche Tätigkeit der

[4]) Vergl. Ellen Key: *Die Frauen und das Wahlrecht* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1902, II. Bd., pag. 530.
[5]) Vergl. Adele Gerhard und Helene Simon: *Mutterschaft und geistige Arbeit* /Berlin 1901/, pag. 301.

Frauen verwerfen. Die Erziehung der Kinder soll in der Hauptsache Aufgabe der Mutter sein:

»Stellen wir uns nicht auf den Boden einer gänzlichen Ablösung der Mutter durch gesellschaftliche Institutionen, so muss anerkannt werden, dass nicht nur für die Gegenwart der Pflichtgehalt des Mutterberufes sich vergrössert hat, sondern dass wir auch für die Zukunft nur das gleiche erwarten können. Ein feineres Eindringen in das Seelenleben des Kindes, in den Zusammenhang zwischen den Eindrücken und Einflüssen der Kindheit und dem späteren Werdegang der Persönlichkeit, wird hier stetig neue Gebiete erschliessen und sicherlich zur Vertiefung und Erweiterung der mütterlichen Pflichten führen. . . . So segensreich, ja notwendig für die geistige und moralische Entwickelung das Einreihen in eine Gemeinschaft, das Zusammenleben mit anderen Kindern gleichen Alters ist, so muss doch als ergänzendes Element eine individualisierende Beschäftigung mit dem heranwachsenden Menschen hinzutreten. Diese Beachtung und Pflege der persönlichen Sonderheit ruht in der Hand der Mutter, die wie keine andere in das Innerste, Geheimste der Eigenart ihres Kindes dringen kann. »Auch bleibt für jeden Mann, der über Kindererziehung spricht, ein grosses Mysterium bestehen: die Mutterliebe. Vor ihrem geheimnisvollen Wirken muss der Verstand der Verständigen sich beugen, wie vor einem Wunder.« Mit den feinsten Fühlfäden weiss sie zu erspüren, zu erfassen, was selbst der gerechteste Erzieher nicht vermöchte. . . . Die mütterliche Tätigkeit muss also nicht nur als ein Zeit und Kräfte fordernder Beruf anerkannt werden, sondern auch die Notwendigkeit einer geeigneten Vorbereitung für sie tritt — gerade je mehr die Frau zur Persönlichkeit erwacht und die ihr gegebene Aufgabe selbsttätig zu beherrschen strebt — greifbarer zu Tage. Der oft gehörte Einwurf, dass gewisse Mütter sich gar nicht zur Erziehung der Kinder eignen, dass die letzteren weit besser bei Pflegerinnen u. s. w. aufgehoben seien, hat nur so lange Berechtigung, als eben der Heranbildung der Mutter keine Beachtung geschenkt wird.«

ICH habe der Genossin Zetkin nun den Gefallen getan, die »tiefsten, innerlichsten Probleme der Frauenfrage«, die in den letzten Jahren »erst aufgeworfen und geklärt worden« sind, nach der frauenrechtlerischen Literatur hier anzuführen, um ihr zu zeigen, dass mir das keineswegs »alles Luft« ist. Denn ich kann hinzufügen, dass ich dies alles unterschreibe. Und ferner: dass dies der ganzen Frauenwelt aus der Seele gesprochen ist. Denn — ich wiederhole, was ich in meinem Artikel sagte — »die Mutter will ihr Kind auch selbst pflegen, sie will sich ihm widmen, sie will es selbst versorgen. Sie zwingen wollen, ihr Kind einer Anstalt zu übergeben, um in einem Genossenschaftsbetrieb produktiv tätig sein zu können, wäre schlimmer, als die *Knechtschaft des Hauses.*«

MAN lese die Aussprüche beruflich tätiger Frauen in dem Buche *Mutterschaft und geistige Arbeit*, wie selbst grosse Künstlerinnen ihrem Berufe den Kindern zuliebe entsagen. Eine berühmte Schauspielerin erhält drei Monate nach der Geburt ihres Kindes ein vorzügliches Angebot. »Meine schauspielerische Karriere«, schreibt sie, »wäre unendlich gefördert worden, aber ich schwankte, ihn anzunehmen. Sollte ich mich von meinem Kinde trennen oder es der Gefahr einer langen Reise in strenger Winterskälte aussetzen? Der Arzt fand dies bei seiner schwächlichen Konstitution bedenklich, und so wies ich den Antrag zurück.« Die berühmte Schröder-Devrient findet den »Fluch ihres Standes in der Unmöglichkeit, zu gleicher Zeit ganz Mutter und ganz Künstlerin sein zu können«.

GENOSSIN Zetkin meint nun, die Erziehung des Kindes müsse das harmonisch zusammengestimmte Werk von Heim und gesellschaftlichen Einrichtungen, von Mutter und Vater sein. Dieser Meinung bin ich ja auch! Aber dann bleiben

die Kinder immer bei der Mutter, und in den ersten Lebensjahren werden sich die Mütter ihre Kinder auch nicht nehmen lassen. Das Tier schreit und wehrt sich, wenn man ihm das Junge nehmen will, und wenn die Mütter ihre Kinder nicht mehr selbst pflegen und erziehen dürften, würde keine Frau mehr Kinder gebären wollen. Nicht der Gesellschaft wegen und auch nicht der Kinder wegen — ihrer selbst wegen zeugen Mann und Frau Kinder: sie wollen in ihren Kindern fortleben, wollen ihre Kinder für sich haben und sie in ihrem Geiste erziehen. Und die Kinder sind so auch am besten aufgehoben. DIESER Meinung ist ja nun auch Genossin Oda Olberg. Sie meint, eine schlimmere Verkürzung und Verstümmelung des Weibes, als die Entziehung der Kinder, gebe es wohl kaum. Das Hegen und Pflegen der Kinder sei nicht nur eine objektive Notwendigkeit, es sei auch ein Lebensbedürfnis der Mutter.[6]) Genossin Ihrer glaubt, dem widersprechen zu müssen.[7]) Und sie ist allein konsequent. Denn bleiben die Kinder dem *Hegen und Pflegen* der Mutter überlassen, dann fällt damit die ganze Frauenemanzipation. Dass vielen Frauen neben dem Pflegen und Erziehen der Kinder noch eine berufliche Arbeit aufgebürdet wird, das ist ja gerade die *Brutalität*, die an den Frauen verübt wird. Oda Olberg glaubt, die berufliche Arbeit und die Pflege der Kinder dadurch verbinden zu können, dass elektrische Kraft in die Wohnungen geleitet wird, wodurch die Frauen im Hause arbeiten können. Und ein Zukunftsheim will sie mit einer halben Stunde Arbeit täglich in schönster Ordnung halten. Ich habe für solche naive Utopistereien keinen Sinn, muss es mir daher versagen, darauf einzugehen. Die Genossin Zetkin aber wird solche doppelte Arbeitslast den Frauen gewiss nicht aufbürden wollen. Sie schreibt:

›Ehe meine Kinder 7 beziehungsweise 5½ Jahre alt waren, habe ich sie nie, auch nur vorübergehend, Dritten überlassen. *Mens sana in corpore sano* sollte für meine Kinder gelten, und ich erachtete gerade die ersten Lebensjahre als von grundlegender Bedeutung für die Entwickelung in jeder Richtung. Der grösste Teil meiner Tagesstunden wurde von der Erziehung der Kinder in Anspruch genommen beziehungsweise von Arbeiten, die mit ihr im Zusammenhang standen. Für die schriftstellerischen Arbeiten blieb mir nur die Nacht. . . . Ich litt empfindlich unter den steten Konflikten der Pflichten gegen die Kinder, der Pflichten gegen meine Überzeugungen.‹[8])

Genossin Zetkin wird mir ohne weiteres zugeben, dass sie ihre Kinder, auch wenn sie alle Mittel dazu gehabt, nicht in fremde Hände gegeben hätte. Sie hielt sich für die beste Erzieherin ihrer Kinder. Dieser Meinung sind andere Mütter aber auch. Und Genossin Zetkin wird ferner zugeben, dass, wenn sie, statt für ihre Überzeugung zu schreiben, wobei doch die Arbeit zugleich ein Lebensgenuss ist, eine geisttötende Berufsarbeit hätte verrichten sollen, sie des Nachts geschlafen und Beruf hätte Beruf sein lassen, wenn sie keine Not dazu zwang. Und so machen es alle anderen Frauen auch. Bleiben also die Kinder bei der Mutter, so ist damit die allgemeine Berufstätigkeit der Frauen abgetan. Es bleibt die Familie in ihrer heutigen Grundform bestehen, und auch der *Schneckenhaushalt*. Die Berufstätigkeit bleibt auf die unverheirateten Frauen beschränkt, und es ist die Aufgabe der Gesellschaft, die Mutter von beruflicher Arbeit zu befreien.

[6]) Vergl. Oda Olberg: *Polemisches über Frauenfrage und Sozialismus* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 304.
[7]) Vergl. Emma Ihrer: *Die proletarische Frau und die Berufstätigkeit* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag 447.
[8]) Vergl. ihre Äusserungen in dem Buch *Mutterschaft und geistige Arbeit*, pag. 300-301.

WILL man dies nicht, so muss man zu dem alten Standpunkt zurückkehren: die Kinder der Mutter nach der Stillungsperiode wegnehmen und sie in Anstalten erziehen, in Kasernen beherbergen und in Dampfküchenanstalten speisen. Ein drittes gibt es nicht.

VON einer Seite wurde mir entgegengehalten, dass der Drang der Frauen nach einer beruflichen Tätigkeit, der ihnen einen Lebensinhalt verschaffe und sie von der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Manne befreie, zur allgemeinen Beruftätigkeit der Frau führen werde und müsse. Abgesehen davon, dass die Frauen selbst ihren *Beruf* darin erblicken und finden, Mutter und Erzieherin ihrer Kinder zu sein, ist es lächerlich, zu sagen, dass man in heutiger Zeit in der beruflichen Tätigkeit im allgemeinen eine Befriedigung, einen Lebensinhalt finden könne. Doch nur die qualifizierte Arbeit, wie etwa die des kunstgewerblichen Arbeiters, kann neben der künstlerischen oder wissenschaftlichen Betätigung oder der der sogenannten *liberalen Berufe* eine Befriedigung bieten. Neun Zehntel der beruflichen Arbeit — mindestens! — sind schwere, eintönige, geisttötende Arbeit, die auch unter den denkbar besten Arbeitsbedingungen als Last empfunden wird und nach der niemand Verlangen trägt. An diese Arbeit denken die Frauen auch gar nicht, wenn sie von Berufsarbeit reden. Auch die Genossin Zetkin nicht. Denn sie schreibt in der *Gleichheit*:

»Genosse Fischer . . . fordert für die Frau ›Entwickelungsmöglichkeit auf allen Gebieten‹. Allein er knickt seine Forderung in der Blüte, indem er dem Weibe grundsätzlich die Berufstätigkeit versagt und ihm dafür nur ein schlechtes Surrogat bietet: die Möglichkeit, sich ›neben dem häuslichen Leben‹ für das öffentliche Leben, für Kunst und Wissenschaft zu ›interessieren‹. Was in Krähwinkel als Zukunftsideal erscheint, das existiert schon heute in abstossender Gemeinschädlichkeit. Es ist die *höhere Tochter*, die *Weltdame*, die sich *nebenbei* für das öffentliche Leben, für Kunst und Wissenschaft, für alles und etliches mehr *interessiert*, die auf den mannigfaltigsten Gebieten weiblicher und menschlicher Betätigung mit der gleichen oberflächlichen Ausrüstung und der nämlichen skrupellosen Leichtfertigkeit herumstümpert. Kunst und Wissenschaft werden sich höflich dafür bedanken, auch in Zukunft nebenbei der Tummelplatz weiblichen Dilettantismus zu sein, davon abgesehen, dass heute die tiefste Natur der Frau — auch ohne den Zwang des Kampfes ums Dasein — nach jenem ernsten Lebensinhalt zu verlangen beginnt, den die Berufsarbeit gibt.«

Demnach sollen also alle Frauen berufsmässige Künsterlinnen, Gelehrte und Politiker abgeben? Wenn nicht, dann wird diese Tätigkeit ebenso für eine winzig kleine Minderzahl Damen reserviert sein, wie es bei den Männern auch der Fall ist, während der andere Teil sich nur dafür *interessieren* kann! Neun Zehntel der Frauen aber müssten eine Arbeit vollbringen, die viel weniger befriedigend, viel unangenehmer, als die Hausarbeit, ist. Und nach dieser Arbeit sehnt sich gewiss keine Frau — am allerwenigsten die emanzipierte Dame.

EBENSO ist es mit der Abhängigkeit vom Manne. Ich habe bisher noch nicht gefunden, dass die *emanzipierten* Frauen besser situierter Sozialisten, die weder wissenschaftlich, noch künstlerisch ausgebildet sind, also nur zu *gewöhnlicher* Arbeit als Berufsarbeit greifen könnten, letzteres getan hätten. Bewahre! Nicht ein einziger Fall ist mir bekannt. Das Gefühl der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Manne ist demnach doch weniger drückend, als wirkliche Arbeit! Und Sozialisten, die eine reiche Frau gefunden haben, fühlen sich bei dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit von der Frau auch keineswegs besonders unglücklich. Glaubt man aber denn, dass Arbeiterfrauen anders empfinden?

Weil dies aber nicht der Fall ist, können auch die Arbeiterfrauen, die Frauen der Bergarbeiter, Latrinenreiniger, Steinbruchsarbeiter, Fabrikarbeiter u. s. w. gar nicht auf den Gedanken kommen, ihre häusliche Arbeit mit einer weit unangenehmeren zu vertauschen.

ÄHNLICH steht es um die Preisgabe der eigenen Küche. Wie wenig durchdacht diese Frage behandelt wird, dafür nur ein Beispiel. In ihrer *Frauenfrage* fordert Genossin Lily Braun für die Dienstboten zunächst eine 11- bis 12stündige Arbeitszeit. Dann würden, meint sie, die Dienstboten freie Zeit haben und zur Organisation geführt werden.

›Die Hausfrauen andererseits würden schnell genug einsehen, dass sich der Kleinbetrieb [*sic!*] unter solchen Umständen nicht mehr lohnt. Alle neuen Errungenschaften der Chemie und der Technik, die heute infolge des bornierten Konservatismus der meisten Hausfrauen fast unbenutzt bleiben, würden ihrer arbeitssparenden Eigenschaften wegen in Anwendung gebracht werden. Da das aber für den Einzelhaushalt ebenso verschwenderisch wäre, als wenn man einen elektrischen Motor zum Antrieb eines einzigen Webstuhles anschaffte, so würde naturgemäss allmählich der genossenschaftliche Haushalt oder die zentralisierte Wirtschaftsführung die Funktionen der einzelnen Haushalte aufsaugen. Die Dienstboten aber würden sich in freie Arbeiter verwandeln, die ebenso, wie diese in die Fabrik, in die Zentralküche gingen.‹*)

Hier haben wir wieder die Damenfrage in ihrer reinsten Form! Die Hausfrauen haben selbstverständlich Dienstboten. Dass ausserhalb von Berlin W. auch noch Menschen wohnen, dass von den rund 12 Millionen Haushaltungen weit über 11 Millionen keine Dienstboten haben, das spielt keine Rolle. Würde die Argumentation der Genossin Braun richtig sein, so müssten sich die 11 Millionen Haushaltungen schon längst aufgelöst haben. Und wenn die *Hausfrauen* dann nicht selbst in die *Zentralküchen* arbeiten gingen — wer sollte die Arbeit für die Millionen von Menschen dann machen? In Amerika, wo die Dienstboten bereits nicht mehr, als 12 Stunden, in Australien, wo sie teilweise nur 8 Stunden arbeiten, hat sich deshalb der Einzelhaushalt doch nicht aufgelöst. Und für die Arbeiterfrauen besteht dazu auch gar keine Veranlassung. Denn viel lieber verrichten sie noch ihre eigene häusliche Arbeit, als die für Fremde.

AUS allen diesen und noch vielen anderen Gründen sehen wir auch nicht eine Spur einer Auflösung des Einzelhaushaltes, der Familie, und daher auch unter den Arbeiterfrauen nicht den leisesten Ansatz zu einer Emanzipationsbewegung. Die Entwickelung geht auch gar nicht dahin, die Frauen allgemein der (*produktiven*) Berufsarbeit zuzuführen — im Gegenteil! Früher waren die Frauen neben ihren häuslichen Arbeiten allgemein *produktiv* tätig — in der Landwirtschaft. Die Zahl der *produktiv* tätigen Frauen ist heute eine weit geringere, als früher. In dem Masse, wie es dem Manne gelingt, eine höhere wirtschaftliche Stufe zu erklimmen, gibt die Frau ihre gewohnte *produktive* Tätigkeit auf, um sich ganz ihrer natürlichen Berufstätigkeit zu widmen: der Pflege und Erziehung ihrer Kinder, der schöneren Gestaltung und Befestigung des Familienlebens. Während die sorgfältigere Pflege und Erziehung der Kinder mehr Zeit und Wissen erfordert, werden der Frau durch berufliche Erledigung einer ganzen Anzahl bisher häuslicher Arbeiten viele Lasten des Haushaltes abgenommen, und sie kann sich dann um so intensiver ihren Kindern und der Ausgestaltung des

*) Vergl. Lily Braun: *Die Frauenfrage* (Leipzig 1901), pag. 536.

Heims widmen. Ihr bleibt dann auch Zeit, sich ebenso, wie der Mann, neben der Berufsarbeit mit wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Fragen zu beschäftigen und ihre Persönlichkeit zu vervollkommnen.

ICH schreibe dies etwa nicht, weil es meinen reaktionären, philisterhaften Krähwinklerneigungen entspricht, sondern, weil ich diese und keine andere Entwickelung vor sich gehen sehe. Das ist die Wirklichkeit. Die allgemeine Berufstätigkeit der Frauen, und damit ihre völlige wirtschaftliche Selbständigkeit, ihre Emanzipation vom Manne, und infolgedessen die Übernahme der gesamten Pflege und Erziehung der Kinder durch die Gesellschaft und die Auflösung der Einzelhaushalte, der Familie, ist ein Traum — und keineswegs ein schöner! — aus den Kinderjahren der sozialistischen Bewegung. Wer dies bestreitet, der ziehe hinaus und predige den Massen die Auflösung der Familie, um damit die Entwickelung zu beschleunigen, wie es unsere Aufgabe ist und — er löse seine eigene Familie auf und lebe nach diesen *Grundsätzen*, die für alle mit einem Einkommen von über 3- bis 40000 Mark jährlich sicherlich heute schon durchführbar sind. Solange ich die Tat nicht sehe, erlaube ich mir über die Worte zu lächeln, solange die Schwärmer für den *Grossbetrieb* im Haushalt ihren *Schneckenhaushalt* selbst beibehalten, obwohl sie ihn mit Leichtigkeit aufgeben können, bin ich im Rechte, wenn ich zurückrufe: o, ihr Philister, ihr Spiessbürger, mit eurem *Vernarrtsein* in eure Villa *Schneckenhaushalt* in *Krähwinkel* . . . . !

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft

Kohlenstreik LEIDER hinkt die offizielle Statistik, sowohl für die Produktion, wie für die Ein- und Ausfuhr, in weitem Abstand hinter den wirklichen Geschehnissen her. Der Eindruck des letzten rheinisch-westfälischen Streiks war jedoch ein so tiefer, dass es sich verlohnt, auch auf die verspätete statistische Wiederspiegelung nochmals zurückzukommen. Manche wichtige Tatsache tritt erst dadurch in voller Schärfe und Greifbarkeit hervor.

DIE Streikereignisse spielten sich so gut wie ausnahmslos im Oberbergamtsbezirk Dortmund ab. Hierfür finden wir die Steinkohlenproduktion angegeben auf:

5 893 961	t im	Dezember	1904,
2 768 373	„ „	Januar	1905,
3 247 253	„ „	Februar	„
6 080 648	„ „	März	„

Am 17. Januar hatte der allgemeine Ausstand begonnen, nachdem die Woche vorher durch ein ziemlich regelloses, erst langsames, dann rasches Überspringen des Streiks von einer Zeche zur anderen gekennzeichnet war. Am 9. Februar beschloss die Delegiertenkonferenz der vier Verbände, die Arbeit am nächsten Tage wieder aufzunehmen: es währte jedoch abermals gut eine Woche, ehe wieder von einem normalen Betriebe die Rede sein konnte. Wie man sieht, kommt in der Tat die Unterbrechung in den Januar- und Februarziffern schlagend zum Ausdruck. Im März sucht man alsdann manches Versäumte nachzuholen: die Märzziffer steht merkbar über der Norm.

FASSEN wir nunmehr ganz Preussen ins Auge, so finden wir trotz der ausserordentlichen Kräfteanspannung Schlesiens während des ganzen I. Quartals 1905 eine beträchtliche Minderproduktion an Steinkohlen, für die nun einmal der Dortmunder Oberbergamtsbezirk weitaus in vorderster Reihe steht (1904 betrug die Steinkohlengesamtproduktion Preussens 112 808 409 t, davon Dortmund 67,47 Mill. t, Breslau 30,60 Mill. t, Bonn 13,84 Mill. t). Im Januar 1905

produzierte Preussen 6 879 931 t Steinkohlen gegen 9 288 065 t im gleichen Monat des Vorjahres 1904, der Ausfall stellt sich somit auf 2,4 Mill. t. Im Januar und Februar produziert man in ganz Preussen 13 987 958 t gegen 18 329 978 t im gleichen Zeitraum 1904. Der Ausfall ist also bis Ende Februar auf über 4⅓ Mill. t angeschwollen. Das ganze I. Quartal 1905 schliesst ab mit einer Gewinnung von 24 305 838 t Steinkohlen gegen 28 282 970 t im Vorjahre. Die Differenz ist also noch immer fast 4 Mill. t geblieben, trotz mancher Mehrleistung im März. Allzuviel wird auch später nicht nachzuholen sein; von April ab wird man ungefähr die Bahnen des Vorjahres eingehalten haben.

FÜR die in Preussen mindererbeuteten nahezu 4 Mill. t Steinkohlen haben die relativ unbedeutenden ausserpreussischen deutschen Steinkohlenreviere fast gar keinen Ersatz liefern können. In ganz Deutschland schliesst das I. Quartal 1905 mit einer Steinkohlenproduktion von 26,42 Mill. t gegen 30,33 Mill. t im Vorjahre. Es ist also noch lange nicht ½ Mill. t, mit der das deutsche Ausserpreussen hier einspringen konnte. Etwas reichlicher lieferten die Braunkohlenwerke, allerdings vorwiegend in Preussen selber. In ganz Deutschland stellte sich die Braunkohlenproduktion für das I. Quartal 1905 auf 13,15 Mill. t gegen 12,35 Mill t im Vorjahre. Das sind immerhin 800 000 t mehr. So bleibt immer noch eine Lücke von beinahe 3 Mill. t an deutschen Brennstoffen.

WEITER fällt ins Gewicht sowohl die Verminderung der Ausfuhr auf der einen Seite, wie auf der Gegenseite die Steigerung der Einfuhr. Januar und Februar zusammengenommen ergab sich

		Ausfuhr	Einfuhr
Steinkohlen	1905	2 443 179 t	1 806 831 t
	1904	2 936 825 t	738 473 t
Braunkohlen	1905	3 171 t	1 283 622 t
	1904	3 385 t	1 074 607 t
Koks	1905	366 103 t	138 838 t
	1904	417 286 t	85 206 t
Presskohlen	1905	138 686 t	56 213 t
	1904	155 683 t	16 905 t

Bei sämtlichen vier Kategorieen finden wir somit ein Herabgehen der Ausfuhr, bei den Steinkohlen allein um fast ½ Mill. t — ein Heraufgehen der Einfuhr, bei den Steinkohlen allein um weit über 1 Mill. t. Hier ist also der Hauptausgleich für den deutschen Bedarf erfolgt. Der März hat alsdann die Ausfuhrverminderung nicht mehr stark geändert, im ganzen hat er sie ein wenig abgeschwächt: man lieferte dem Ausland möglichst viel und rasch nach, hatte jedoch innerhalb der eigenen Grenzen alle Hände voll zu tun. Dagegen erlosch die stärkere Zufuhr vom Auslande noch nicht sofort. Nur die Braunkohleneinfuhr stand im März 1905 etwas niedriger, als im März 1904 (724 392 t gegen 779 270 t), sonst beobachten wir überall noch einen aussergewöhnlich starken Eingang fremder Brennstoffe. Es betrug die Einfuhr (in t):

	im März 1905	im März 1904
bei den Steinkohlen	723 686	490 737
„ „ Koks	54 106	47 879
„ „ Presskohlen	14 644	8 228

Damit dürften auch die abnormen internationalen Warenbewegungen ihr Ende gefunden haben — leider liegen Aprilziffern noch nicht vor. Das ganze Quartal schliesst also ab mit einer Zunahme der Einfuhr aller Brennstoffe um reichlich 1½ Mill. t, mit einer Abnahme der Ausfuhr um über 380 000 t. Wir folgten bei allen unseren Berechnungen den *Nachrichten* aus dem Reichsamt des Innern. Aber auch die *Monatlichen Nachweise über den auswärtigen Handel* (reichsstatistisches Amt), die nicht absolut gleich lauten, kommen zu praktisch genau dem gleichen Ergebnis; sie verzeichnen den Rückgang der Ausfuhr mit 381 000 t, die Zunahme der Einfuhr mit 1,56 Mill. t.

DIE letzten Nachrichten vom Ruhrkohlenmarkt lauten nunmehr seit geraumer Zeit sehr günstig. Der Versand, gerade über den rheinisch-westfälischen Industriebezirk hinaus, hat rasch zugenommen. Auch nach England und Amerika sollen grössere Abschlüsse gemacht sein. Der Ruhrhäfenverkehr nach Süddeutschland ist besonders lebhaft; bei günstigem Rheinwasserstand gehen grosse Mengen nach den Mainplätzen, nach Karlsruhe und Strassburg, dann weiter bis nach der Schweiz. Der Versand nach Bayern, vor allem von Koks, in Konkurrenz gegen Schlesiens Erzeugnis, ist gleichfalls äusssert rege. Dem Berliner Bezirk und den Kohlengebieten wird nach wie vor besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Emdener Brikettfabrik des Syndikats tritt demnächst in Tätigkeit, um besonders die Schiffskesselheizung zu versorgen.

× ×

Schiffahrt DIE Konkurrenzkriege grosser Reedereien scheinen zu einer ständigen Einrichtung zu werden. In England klagte man schon lange über die starken Frachtunterbietungen durch die *British Prince-Linie* im Verkehr mit Südafrika; als man endlich eine Art Friedenschluss zu erreichen glaubte, wurde die deutsche *Hansa*linie der *Konferenz* untreu und schwenkte zu den Aussenseitern ab, so dass der Konflikt sich verschärfte. Die selbe bremische Reederei hat im Indienhandel den Fehdehandschuh mit England aufgenommen. Ähnlich steht es im Verkehr zwischen Newyork und Australien. Auch in der Amerikafahrt scheinen zwischen den englischen und kontinentalen Gesellschaften neue, tiefgehende Differenzen sich zu entfalten.

× ×

Banknoten zu 50 und 20 M. NACH einem Gesetzentwurf vom 11. Mai soll die Reichsbank ermächtigt werden, Banknoten — die bisher auf Beträge unter 100 M. nicht ausgefertigt wurden — auf Beträge von 50 und 20 M. auszugeben. Bisher war der Verkehr hinsichtlich der Befriedigung des Bedarfs an kleineren Papierwertzeichen ausschliesslich auf die auf 120 Mill. M. sich belaufenden Reichskassenscheine (zu 5, 20 und 50 M.) angewiesen. Dies entspricht der Regelung durch das Gesetz vom 30. April 1874. Seitdem ist die Bevölkerung stetig gewachsen; damals rechnete man pro Kopf der Bevölkerung einen solchen Reichskassenscheinumlauf von etwas über 4 M., heute ergibt der Umlauf pro Kopf nur 2 M. Die Reichsbank beklagt sich daher, dass sie der Nachfrage nach kleineren Papierwertzeichen vielfach nicht nachzukommen vermöge. Die übrigen Privatnotenbanken sollen jedoch, um einen geregelten Geldumlauf zu sichern, von der vorgeschlagenen Befugnis ausgeschlossen bleiben. Weiter verdient aus den Motiven hervorgehoben zu werden: »Dass die für die Reichsbanknoten allgemein geltenden gesetzlichen Vorschriften in vollem Umfang auf die Fünfzig- und Zwanzigmarknoten Anwendung finden, bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung. Mithin werden diese neuen Noten auch in den in § 17 des Bankgesetzes bezeichneten Betrag der im Umlaufe befindlichen Banknoten eingerechnet, so dass die daselbst vorgesehene Deckung auf sie sich miterstreckt. Selbstverständlich bleibt der Betrag des der Reichsbank zugewiesenen steuerfreien Notenkontingents gleichfalls unverändert. Nach Verabschiedung des vorliegenden Gesetzentwurfs kann dem Bedürfnisse des Verkehrs an Wertzeichen von 50 und 20 M. durch die neugeschaffenen Reichsbanknoten voll entsprochen werden. Es ist deshalb in Aussicht genommen, das Gesetz, betreffend die Ausgabe von Reichskassenscheinen, vom 30. April 1874 dahin abzuändern, dass die auf Grund dieses Gesetzes zur Ausgabe gelangenden Reichskassenscheine in Abschnitten zu 5 und zu 10 M. ausgefertigt werden sollen.«

× ×

Kurze Chronik AN der Börse spielte das Gerücht von Kohlenbergwerksankäufen in Westfalen seitens der bayerischen Regierung Anfang Mai eine Rolle; die Nachrichten wurden nicht rundweg bestritten, wohl aber als verfrüht bezeichnet. × Der Plan, für den Stettiner *Vulkan* eine grosse Werft an der Nordsee als Zweigniederlassung zu errichten, führte zu recht erregten Auseinandersetzungen zwischen der Verwaltung, einzelnen Aktionären und Stettiner Lokalinteressenten; die Gegner befürchteten, der Bau grosser Schiffe in Stettin werde bei Verwirklichung des Projekts bald ganz aufhören.

MAX SCHIPPEL

Politik

Reichsfinanzreform IM Schosse der Regierung herrscht wegen der Ausgestaltung der Reichsfinanzen ein tiefer Gegensatz zwischen dem Reichsschatzsekretär von Stengel und dem preussischen Finanzminister von Rheinbaben. In dem Stengelschen Entwurfe ist eine Reichserbschaftssteuer vorgesehen, die der preussische Finanzminister unter keinen Umständen akzeptieren will. Er schlägt dafür eine Erhöhung der Bier- und Tabaksteuer vor. Der Gegensatz zwischen dem Reich und Preussen ist nun nach Äusserungen der Zentrumspresse nicht damit abgetan, dass im preussischen Staatsministerium der Stengelsche Entwurf abgelehnt wird; eine solche Ablehnung hätte vielmehr die Folge, dass ein Entwurf nach Rheinbabenschem Muster auf den Widerstand des Zentrums stossen würde. Auf eine solche Eventualität macht die *Cölnische Volkszeitung* in Ar-

tikeln aufmerksam, die den Reichskanzler vor einer inneren Krise bange machen und veranlassen sollen, den Widerstand der preussischen Finanzverwaltung gegen eine Reichserbschaftssteuer zu brechen. Der Gedankengang der erwähnten Artikel ist folgender: Dringt Rheinbaben mit der Bier- und Tabaksteuer durch, dann erhält die Reichsfinanzreform einen Inhalt, der vom Reichstag nicht angenommen werden kann. Das Zentrum darf keine Bier- und Tabaksteuer annehmen; es ist gegen diese Steuern festgelegt. Da aber die Regierung ihre neue Flottenvorlage nur durchbekommen kann, wenn für die erhöhten Ausgaben Deckung gefunden ist, so muss sie entweder sich dem Verlangen des Zentrums in Bezug auf die Reichsfinanzreform fügen oder aber auf eine Ablehnung von Flotten- und Finanzvorlage gefasst sein. Letzteres bedeutet aber die Reichstagsauflösung und Kampf gegen die ausschlaggebende Zentrumspartei. Unter einer Parole gegen das Zentrum werde der Wahlkampf geführt werden müssen. Indem so die Zentrumspresse auf die äussersten Konsequenzen der Rheinbabenschen Finanzpolitik hinweist, hofft sie, den Reichskanzler zu bestimmen, alles zu tun, um einem Konflikt mit dem Zentrum aus dem Wege zu gehen. Und der Reichskanzler wird denn auch nicht so unvernünftig sein, durch einen Wahlkampf gegen das Zentrum sich seine besten Freunde unbequem zu machen. Es fragt sich nur, wieviel die Regierung, wieviel das Zentrum nachgeben wird. Vielleicht steht Graf Bülow auf dem Standpunkt, dass die ausschlaggebende Partei für die Bier- und Tabaksteuer schliesslich doch zu haben sein wird. Denn anders wäre es gar nicht zu verstehen, wenn das preussische Ministerium den Stengelschen Entwurf zu Fall bringen sollte, der sich im Rahmen des § 8 des Flottengesetzes vom Jahre 1900 bewegt. Danach darf, soweit die Summe der fortdauernden und einmaligen Ausgaben der Marineverwaltung in einem Etatsjahr den Betrag von 117 525 494 M. übersteigt und die dem Reiche zufliessenden eigenen Einnahmen zur Deckung des Mehrbedarfs nicht ausreichen, der Mehrbetrag nicht d u r c h E r h ö h u n g o d e r V e r m e h r u n g d e r i n d i r e k t e n , d e n M a s s e n v e r b r a u c h b e l a s t e n d e n R e i c h s s t e u e r n gedeckt werden. Gewiss sollte diese Klausel auch eine Erhöhung und Vermehrung der Einnahmen aus der Bier- und Tabaksteuer verhindern, aber das Zentrum braucht sich nur der Auffassung des Grafen Posadowsky anschliessen, der den Tabak als reinen Luxusartikel betrachtet; es kann ebenso vom Gesichtspunkt einer Bekämpfung des Alkoholismus aus sich zu einer erhöhten Biersteuer herbeilassen und den Biergenuss gleichfalls als nicht zum Massenverbrauch gehörig kennzeichnen. Endlich kann das Zentrum auch noch einen anderen Weg einschlagen, um einen Umfall zu begründen. Bier- und Tabaksteuer können zu anderen, als zu Marinezwecken, sehr wohl bewilligt werden. Das Reich bekommt dafür dann andere Einnahmen für Marinezwecke frei, und das Zentrum redet sich damit heraus, dass gegen § 8 des Flottengesetzes nicht verstossen sei. Kurz, es gibt für das Zentrum Mittel und Wege genug, um unter äusserlicher Berücksichtigung des unbequemen § 8 des Flottengesetzes schliesslich doch klein beizugeben und Bier- und Tabaksteuer nach dem Willen des preussischen Finanzministers zu bewilligen. Sollte im preussischen Staatsministerium der Stengelsche Entwurf abgelehnt werden, so rechnet Graf Bülow deswegen noch keineswegs mit einer Reichstagsauflösung, sondern mit der Annahme, das Zentrum für Bier- und Tabaksteuer zu gewinnen.

× ×

Kurze Chronik DIE f r a n z ö s i s c h e Kammer nahm kurz vor Ostern den Artikel 4 der Vorlage über Trennung von Staat und Kirche, der von entscheidender Bedeutung ist, mit 500 gegen 44 Stimmen an. × Der Erlass des preussischen Kultusministers vom 16. März, der die S t u d e n t e n a u s s c h ü s s e unter staatliche Aufsicht stellen wollte, wurde vom Kultusminister in der Konferenz der Universitätsprofessoren, die vom 16. bis zum 19. Mai in Berlin stattfand, zurückgezogen.

× ×

Literatur DIE Frage der Einigung der liberalen Parteien wird nicht nur in der Tagespresse, sondern auch in zahlreichen Broschüren eifrig erörtert. Dr. T h e o d o r B a r t h sucht in der Schrift *Was ist Liberalismus? /Berlin,* Verlag der *Hilfe/* die politischen Ideen des Liberalismus zu revidieren und legt seine Grundprinzipien, das Fortschritts- und das Persön-

lichkeitsprinzip. in ihrer Tragweite klar. × Von Fr. Naumann werden im gleichen Verlag die Vorträge, die er im November 1904 in Heidelberg und im Januar 1905 in Hamburg gehalten hat, unter dem Titel *Die Politik der Gegenwart* veröffentlicht. Auch diese Vorträge laufen auf eine Revision des Liberalismus in dem bekannten Naumann-Barthschen Sinne hinaus. Ohne Besinnung und Vertiefung in das, was Liberalismus ist, gewinnen nach Naumann die liberalen Gruppen keine politische Elastizität und Kraft. × Direkte Vorschläge über den *Zusammenschluss der Liberalen* macht Landgerichtsrat W. Kulemann /Dresden, Böhmert/. Kulemann entwickelt ein Programm des Gesamtliberalismus, das die Vereinigungsfrage aus der Sphäre der theoretischen Erörterung dem Boden der praktischen Verwirklichung näher bringen will. × Für die Stellung der deutschen Volkspartei zur Einigungsfrage ist die Broschüre von Dr. Ludwig Haas *Die Einigung des Liberalismus und der Demokratie* /Frankfurt a. M., Sauerländer/ bemerkenswert. × Über das misslungene parteipolitische Experiment, zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus eine neue Zwischenform einzuführen, wie es die nationalsoziale Bewegung gewollt hat, unterrichtet *Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895 bis 1903* /Berlin, Verlag der *Hilfe*/ von Martin Wenck, dem früheren Sekretär des nationalsozialen Vereins. × Von anderen Neuerscheinungen nennen wir: *Was ist eine Verfassung? Eine Stimme aus der Demokratie* /Görlitz, Dülfer/, *Zur Reichsfinanzreform* von Dr. Eugen von Jagemann, Professor an der Universität Heidelberg /Heidelberg, Winter/, *Der Tyrannenmord nach der Lehre der katholischen Kirche* von Dr. R. Boehme /München, Birk/, *Das österreichische Problem* vom Abgeordneten Dr. Aurel von Onciul /Wien, Konegen/, *Deutschland und die Vorgänge im russischen Reich*, Vorträge von Professor von Reusner, Dr. Wiener, Dr. Breitscheid /Berlin, Verlag der *Hilfe*/.

RICHARD CALWER

Sozialpolitik

Soziale Zustände DIE *Lohn- und Arbeitsverhältnisse in den Siemens-Schuckert-Werken in Nürnberg, Berlin, Wien* /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/ betitelt sich eine sozialstatistische Arbeit von Dr. Adolf Braun. Sie befasst sich eingehend mit der Verschiedenartigkeit der Löhne und Arbeitszeiten in dem gleichen Unternehmen. Das Gesamtbild, das sich aus der Statistik ergibt, bezeichnet A. Braun als unerfreulich. »Die Verdienste sind zu niedrig, und die Stundenlöhne bleiben noch unverhältnismässig tief unter den tatsächlichen Verdiensten zurück. . . . . Die Stundenlöhne werden möglichst tief gehalten, so dass selbst manche hochqualifizierte Arbeiter, wenn sie im Zeitlohn tätig sind, den ortsüblichen Lohn gewöhnlicher ungelernter Arbeiter kaum überschreiten.«

DEN Einfluss grosser Streiks auf die gesundheitlichen Verhältnisse und die Bevölkerungsbewegung sucht Kreisassistenzarzt Dr. Karl Dohm im *Archiv für soziale Medizin und Hygiene* festzustellen. Aus der allerdings lückenhaften Statistik des Reichs über die Geburten, Eheschliessungen, Sterblichkeit, Todesursachen und die Streiks und Aussperrungen konstatiert Dr. Dohm in 17 Städten mit grossen Streiks: einen Rückgang der Eheschliessungen und Geburten, eine Zunahme der Selbstmorde und vielleicht auch einen Rückgang der Kindersterblichkeit im ersten Jahr. Die letztere Tatsache konstatierte übrigens Marx aus den Streiks englischer Industriestädte. Die Abwartung der Kinder durch die daheimbleibenden streikenden Männer ist eine grössere, als während der Tätigkeit derselben.

× ×

Bauarbeiterschutz IN Deutschland bestehen zur Zeit 203 *Lokalkommissionen für Bauarbeiterschutz*. Mit den Vertrauenspersonen veranstaltete im Winter 1903-1904 die *Zentralkommission für Bauarbeiterschutz* eine umfangreiche Enquête über die bei den Bauten zu Tage getretenen allgemeinen Missstände und Verfehlungen gegen die gesetzlichen Schutzbestimmungen. Über die sozial fruchtbare Tätigkeit der *Zentralkommission* liegt jetzt der *Bericht der Zentralkommission für Bauarbeiterschutz für 1903-1904* /Hamburg, Efftinge/ vor. In den Berichtsjahren wurden insgesamt bei 246 Werkplätzen und 7092 Bauten Erhebungen angestellt. Bei der Erhebung im Winter 1903 wurde unter anderm konstatiert, dass von 1218 Bauten 443, also 36.37%, gegen äussere Witterungseinflüsse nicht gedichtet waren. In 134 Bauten von 1218 kontrollierten Bauten

brannten offene Koksfeuer. Von 2711 Bauarbeitsplätzen wiesen 353 kein Trinkwasser (darunter 5 Werkplätze) auf. Die Abortverhältnisse zeigten sehr gröbliche Missstände. Es hatten 39,40% von den 2594 kontrollierten Aborten keine Türen. DIE Wünsche der Bauarbeiter in Bezug auf den gesetzlichen Bauarbeiterschutz sind niedergelegt in dem sozialdemokratischen Gesetzentwurf, den die Fraktion im Dezember 1903 einbrachte. Der Bericht der *Zentralkommission* verbreitet sich in dankenswerter Weise über die Partikulargesetzgebung und den Arbeiterschutz im Deutschen Reich.

×

Fürsorgeerziehung

ES ist sozialpolitisch ein erfreuliches Zeichen, dass sich die juristische und soziale Literatur Deutschlands und Österreichs der Fürsorgeerziehung im wachsenden Masse zuwendet. Im Jahre 1897 erschien das umfangreiche Quellenwerk Adalbert Bergers *Jugendschutz und Jugendbesserung*. 1900 brachte die *Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen* einen Sammelband: *Fürsorge für die schulentlassene Jugend* /Berlin, C. Heymann/ heraus. Einen ausführlichen Kommentar zum preussischen Gesetz über die Fürsorgeerziehung verfasste Dr. Oskar Wittich /Breslau, Marcus/. Der Sozialpädagoge J. Trüper in Jena widmete der Zwangserziehung Minderjähriger eine treffliche Arbeit *Zur Frage der Erziehung unserer sittlich gefährdeten Jugend* /Langensalza, Beyer/. In den von Dr. Marie Raschke herausgegebenen *Rechtsbüchern für das deutsche Volk* behandelte Professor von Liszt und Dr. Frieda Duensing die Zwangserziehung. Die strafgesetzliche Seite der Fürsorgefrage für Jugendliche beleuchtete Fräulein Dr. Duensing in ihrer Schrift *Verletzung der Fürsorgepflicht gegenüber Minderjährigen* /München, Schreiber/. Von dem bereits in voriger Rundschau zitierten umfangreichen Werke Dr. Heinrich Reichers *Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend* /Wien, Manz/ sind bisher der erste Teil *Die Zwangserziehung im Grossherzogtum Baden*, und der zweite, *Der Kinderschutz in England*, erschienen.

×

Kinderschutz

DAS Martyrium des Kindes in der modernen Gesellschaft tritt kaum so grell hervor, wie aus der erschreckenden Zahl der Misshandlungen und Vernachlässigungen, die in England die *Gesellschaft zur Vorbeugung der Grausamkeiten gegen Kinder* ermittelte. In England wurde die Kinderschutzgesetzgebung durch das Gesetz zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder im Jahre 1894 gekrönt. Schon vor diesem Gesetz im Jahre 1889 begründete sich dort eine Gesellschaft zur Verhütung der Grausamkeiten gegen Kinder. Diese Gesellschaft strengte in England, Wales und Irland von 1889 bis 1901 222 536 Erhebungen über Grausamkeiten gegen Kinder an. In 206 388 Fällen war die Intervention der Gesellschaft direkt benötigt; diese Fälle betrafen in ihrer Gesamtheit 573 325 Kinder und 285 636 Übeltäter. Von diesen wurden 28 023 gerichtlich verfolgt; davon wurden 26 649 verurteilt und 1374 freigesprochen. Wohin nur immer die Inspektoren dieser Gesellschaft ihren Fuss setzten, da entdeckten sie auch Grausamkeiten. »Innerhalb eines Distrikts«, so berichtet Dr. Heinrich Reicher in seiner Schrift *Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend*, »verteilen sich Grausamkeiten wie 4:1 zwischen Orten, wo der Inspektor immer und wo er nur gelegentlich gesehen wird. Die Anwesenheit des Inspektors in einem Distrikt ist für den Erfolg der Gesellschaft der entscheidende Faktor.«

×

Ungarn: Gewerbe-Inspektion

NACH dem Bericht über die Amtstätigkeit der ungarischen Gewerbeinspektoren im Jahre 1902 waren in diesem Jahre 49 Gewerbeaufsichtsbeamte angestellt. Es wurden besichtigt 6258 Betriebe mit 188 561 Arbeitern. In 13 209 Fällen musste die Gewerbeinspektion wegen der Behebung von Mängeln in den Betrieben und wegen der Verletzung von Schutzgesetzen und Verordnungen eingreifen. Die meisten Mängel und Zuwiderhandlungen wurden in den kleineren Mühlen, landwirtschaftlichen Spiritusbrennereien und in den Sägewerken festgestellt. Die Gewerbeinspektoren mussten vielfach die Entfernung der Schweineställe aus den Mühlenräumlichkeiten verfügen. In den Holzbearbeitungsbetrieben fehlten »meistens« die Schutzvorrichtungen. In den Ziegeleien des Gewerbeaufsichtsbezirks Arad entdeckte der Gewerbeinspektor wiederholt 8- bis 12jährige Kinder bei anstrengender Arbeit. In dem Bezirke Budapest spricht der Beamte von Bäckerlehrlingen, die 17 bis 18 Stunden täglich arbeiteten. Der Unfug der Kinderarbeit ist in die-

sem Bezirke sehr eingerissen. »Unglaubliche Zustände« herrschten nach den Worten des Gewerbeaufsichtsbeamten in den Arbeiterwohnungen der Ziegeleien des Bezirks Miskolcz. Der Gewerbebeamte von Budapest konstatiert mit Befriedigung, »dass die Arbeiterschaft immer mehr Vertrauen zum Gewerbeinspektor gewinnt«.

× ×

Invalidenversicherung SEIT dem 1. Januar 1891 sind bis einschliesslich 31. März 1905 nach der im Reichsversicherungsamt angefertigten Zusammenstellung 1 202 548 Invalidenrenten und 430 187 Altersrenten von den 31 Versicherungsanstalten und 9 Kasseneinrichtungen bewilligt worden. Es kamen in Wegfall infolge des Todes, der Auswanderung etc. der Berechtigten 454 120 Invalidenrenten, so dass am 1. April 1905 748 428 Invalidenrenten zur Auszahlung gelangten. Von den 430 187 Altersrenten, die seit dem 1. Januar 1891 bewilligt waren, liefen am 1. April 1905 nur noch 142 213 Renten, wegen der hohen Sterblichkeit der greisen Rentenempfänger.

TROTZ des langjährigen Bestandes des Invalidenversicherungsgesetzes ist dieses nach den treffenden Worten des Landesversicherungsbeamten Gustav Vogt für das grosse Publikum noch ein Buch mit sieben Siegeln. Herr Vogt ist soeben mit einer gründlichen, für den praktischen Gebrauch vorzüglich geeigneten Arbeit *Die Vorteile der Invalidenversicherung und ihr Einfluss auf die deutsche Volkswirtschaft* /Berlin, Troschel/ hervorgetreten. die wie geschaffen ist, in den Kreisen der Arbeitersekretäre und Arbeiterorganisationsleiter, die vor allem zur Unterweisung der Versicherten in der sozialen Gesetzgebung berufen sind, als Unterrichtsbuch zu dienen. Die übertriebene Wertschätzung der Invalidenversicherung durch den Verfasser und seine allgemeinen sozialpolitischen, mitunter gegen die Sozialdemokratie polemisierenden Anschauungen können den Wert des Buches als Lehrmittel kaum abschwächen. Das alphabetische Sachregister erleichtert sehr die Benutzung des Werkes als Informationsquelle. Herr Vogt schätzt bei der Begutachtung der Erwerbsfähigkeit invalid werdenden Arbeiten besonders das Urteil des behandelnden Arztes ein und verwirft ein allzu ausgebreitetes System der Vertrauensärzte.

VON den deutschen Landesversicherungsanstalten pflegt mit besonderer Sorgfalt die Landesversicherungsanstalt der Hansestädte die Statistik der Heilbehandlung. Soeben erschienen: *Die Handhabung des Heilverfahrens bei Versicherten durch die Landesversicherungsanstalt der Hansestädte im Jahre 1903* und die *Ergebnisse des von der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte eingeleiteten Heilverfahrens bei lungenkranken Versicherten bis Ende 1903*. Wichtig ist die Feststellung der Anstalt, dass die erbliche Belastung bei Tuberkulösen einen relativen geringen Einfluss nur auf den Erfolg oder Nichterfolg der Heilbehandlung hat.

× ×

Kurze Chronik DIE soziale Arbeit der Heilsarmee würdigt Leo Colze in einer bei Dietrich in Leipzig erschienenen Broschüre. × In den Geist der Carl Zeiss-Stiftung führt eine im gleichen Verlag erschienene Schrift L. Katschers gut ein. × Dr. Arnold Brandeis wertet in seinen *Beiträgen zur Erziehungshygiene* /Prag, Neugebauer/ die Bedeutung einer rationellen Ernährung der Schuljugend für die intellektuelle Entwickelung der selben und befürwortet die Errichtung von Volksernährungsstätten für die Schuljugend der Industriestädte.

× ×

Literatur IN seinen *Grundzügen der Sozialpolitik* /Leipzig, C. L. Hirschfeld/ verkrüppelt Dr. R. van der Borght geradezu den Begriff der *Sozialpolitik*, indem er sie im wesentlichen zu einem blossen Mittel der Erhaltung und Befestigung der Gesellschaftsordnung der Kulturstaaten herabsetzt. Die Sozialpolitik führt nämlich nach van der Borght »nicht zur Auflösung, sondern zur Verbesserung und Befestigung der Ordnung«, auf die sich die Verhältnisse der heutigen Kulturstaaten gründen. Mit Hilfe dieses, um seine eigentliche schöpferische Kraft gekommenen Begriffs der *Sozialpolitik* ist es ihm dann ein leichtes, die Unvereinbarkeit der Sozialpolitik und des Sozialismus nachzuweisen. Für die auf Erhaltung des Bestehenden lossteuernde Sozialpolitik van der Borghts ist es bezeichnend, dass sie sich zur Fürsprecherin selbst der Strafbestimmungen gegen die Dienstbotenkoalitionen macht. »Wenn man auch zugibt«, so schreibt er, »dass

an sich den Dienstboten das Recht, sich zu koalieren, nicht zu versagen sei, so ist doch das Koalitionsrecht für die Dienstboten lange nicht von so grosser praktischer Bedeutung, wie für die gewerblichen Arbeiter. Zunächst ist es bei der Vereinzelung, in der die Mehrzahl der Dienstboten arbeitet, überhaupt viel schwerer, ihr Zusammentreten zu gemeinsamen Massnahmen herbeizuführen. Auch der Missstand, dass die Dienstboten überwiegend weiblichen Geschlechts sind, erschwert an und für sich die Durchführung der Koalitionen.« Dass sie längere Zeit in grösserer Zahl ohne Arbeit und ohne eigene Wohnung in den Städten existieren könnten, sei ausgeschlossen »und würde schon aus sittenpolizeilichen Rücksichten nicht geduldet werden können«. Die Sittenpolizei scheint wirklich die richtige Instanz zur Lösung der Streikfrage der Dienstmädchen zu sein. Herr van der Borght hebt dann die geringen Vorteile der Streiks für die Dienstmädchen hervor. »Auch die Gewährung voller Koalitionsfreiheit«, fährt er dann weiter fort, »wird deshalb besondere praktische Bedeutung nicht haben. Gerade aus dieser Erwägung heraus würde aber auch ein Bedenken gegen die Aufhebung der Beschränkungen und Strafbestimmungen gegen die Dienstbotenkoalitionen nicht bestehen.« Das genügt zur Kennzeichnung des Geistes der Sozialpolitik des Herrn van der Borght. × Die Schrift Leopold Katschers *Mit, nicht gegen einander* /Dresden, Albanussche Buchdruckerei/ spricht für, nicht gegen die sozialpolitische Einsichtslosigkeit des Verfassers. Wir beherzigen das Motto seiner Schrift *Sich vertragen, nicht sich schlagen,* und schlagen uns mit ihm nicht weiter kritisch herum. Die Katschersche Schilderung der Arbeiterparadiese hat uns gar sehr friedlich gestimmt.

PAUL KAMPFFMEYER

Soziale Kommunalpolitik

Schulrecht DIE letzten Jahre sind reich an Konflikten zwischen der preussischen Schulverwaltung und den Kommunen gewesen. Insbesondere hat der Berliner Schulstreit, in dem es sich um das Verfügungsrecht über die Schulgebäude ausserhalb der Schulstunden handelte, und der Konflikt zwischen der Regierung zu Potsdam und der Charlottenburger Stadtverwaltung, in dem sich diese gegen die ihr angesonnene Aufnahme eines Geistlichen in die Schuldeputation wehrte, die allgemeine Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gezogen. Diese Kämpfe haben auch den Anlass gegeben, die Frage nach dem Verhältnis zwischen Staat und Gemeinde im preussischen Schulrecht einer Prüfung zu unterziehen. Schon in seinem 1902 erschienenen Buch *Das städtische Amtsrecht in Preussen* hatte sich Preuss mit dem preussischen sogenannten *Schulrecht — lucus a non lucendo* — beschäftigt. Einen Ausbau der dort kurz niedergelegten Ansichten bringt die vor kurzem erschienene Schrift des gleichen Verfassers *Das Recht der städtischen Schulverwaltung in Preussen* /Berlin, Prager/. Preuss geht von der Auffassung aus, dass durch die Städteordnung von 1808 die gesamten Schulsachen, also nicht nur die äusseren, sondern auch die inneren, und nicht nur die von der Stadt errichteten und unterhaltenen Schulen jeden Grades, sondern auch sämtliche Elementarschulen und Gelehrtenschulen ohne Unterschied des Patronats und ihres Grades, der städtischen Schuldeputation unterstellt sind. Er behauptet ferner, dass auf Grund dieses selben Gesetzes die Gemeindeschulen Gemeindeanstalten, die städtischen Lehrer Gemeindebeamte sind, und die Schulinspektion von der Stadtgemeinde als solcher durch ihre schultechnischen Organe unter Oberaufsicht des Staates geführt werde, schliesslich, dass die Schuldeputation eine städtische Verwaltungsdeputation sei, wie die anderen auch. Diese Auffassung ist vollständig von der der staatlichen Bureaukratie verschieden, die sich durch Interpretation der Städteordnung von 1808 und der zu ihr erlassenen Instruktion von 1811, sowie durch einen ganzen Haufen anderer Ministerialreskripte ein ihrem Herrschaftsbedürfnis mehr zusagendes Schulrecht rechtswidrig, wie Preuss behauptet, zusammendestilliert hat. Mit grossem Scharfsinne weist der Verfasser nach, wie sich Rechtswidrigkeit auf Rechtswidrigkeit aufbaut, wie Schritt für Schritt durch die rechtswidrigen Ministerialerlasse das Recht der Selbstverwaltung eingeschränkt wird, bis es schliesslich dem Kultusminister Studt vorbehalten blieb, durch eine unglaubliche Interpretation der Instruktion vom 23. Oktober 1817 die Entrechtung zu vollenden und die Verwaltung aller Schulangelegenheiten als Kompetenz des Staates in Anspruch zu nehmen. Damit war der Streit

zwischen Regierung und Gemeinde auf einen ganz anderen Boden gestellt. Bisher hatten die Ministerialreskripte und die von ihnen beeinflusste Praxis und Literatur an der Doktrin festgehalten, dass die äusseren Schulsachen zur Kompetenz des Staates gehörten, und dass die städtischen Schuldeputationen infolgedessen gemischte staatlich-kommunale Behörden seien, weil sie mit der Verwaltung der kommunalen äusseren Schulsachen die der staatlichen inneren verbänden. Der ganze Streit um die Rechtsstellung der städtischen Schuldeputationen und das Bestätigungsrecht gegenüber ihren Mitgliedern war von der Regierung und ihren Anhängern auf der Grundlage dieser Doktrin geführt worden. Kultusminister Studt wirft dieses ganze Prinzip nunmehr über den Haufen, indem er die unmittelbare Verwaltung auch der äusseren Schulangelegenheiten als staatliche Kompetenz festlegen will. Preuss hat ganz recht, wenn er hervorhebt, dass auch die Freunde der Selbstverwaltung Herrn Studt nur dankbar dafür sein können, dass er den verhüllenden Mantel der Doktrin von der Kompetenzscheidung habe fallen lassen und die Allmacht der staatlichen Bureaukratie auf dem Gebiete der Schulverwaltung in voller Nacktheit proklamiert habe. In der Tat hat ein grosser Teil dieser Freunde bisher in dem Wahne gelebt, als ob die Gemeinde auf dem Gebiete des Schulwesens eine Rechtssphäre für sich, eben die äusseren Schulangelegenheiten, hätte, während doch tatsächlich bei dem Mangel einer gesetzlichen Scheidung der äusseren und inneren Schulsachen und, bei der Unterordnung der ersteren unter die letzteren, die Verwaltungswillkür der Regierung unbegrenzt war. Nunmehr finden sie sich, um Preuss' Worte anzuführen, vor die unerbittliche, aber unzweifelhaft wahre Alternative gestellt, »entweder völlige Entrechtung der Selbstverwaltung auf dem Schulgebiet oder Durchsetzung des rechtlich begründeten Anspruches, den vor einem halben Jahrhundert die städtischen Behörden Berlins erhoben haben, den ein Mann, wie Gneist, vertreten hat: dass das städtische Schulwesen eine städtische Angelegenheit ist, welche die Kommune gleich ihren anderen Funktionen nach den Vorschriften der Städteordnung und auch den das Schulwesen betreffenden Staatsgesetzen zu verwalten hat, gleich allen anderen Verwaltungszweigen lediglich unter der Kommunalaufsicht des Staates«. Auch darin hat Preuss recht, dass die Bedeutung des Kampfes über das Gebiet der Schulverwaltung hinausreiche, und dass er in Wahrheit um die materielle Existenz der Selbstverwaltung überhaupt geführt werde. Die Regierung, mit anderen Worten die staatliche Bureaukratie, will für die Schulverwaltung den Zustand verwirklichen, der für die Polizeiverwaltung in Preussen tatsächlich besteht. Diese ist nicht den Gemeinden als Selbstverwaltungskörpern, sondern unmittelbar bestimmten Gemeindeorganen, in den Städten den Bürgermeistern, übertragen. Dadurch werden diese wieder zu mittelbaren, subordinierten Staatsbehörden im Sinne des alten Polizeistaates. Auf dem Gebiete der Polizeiverwaltung ist dieser Zustand durch die Städteordnungen und das Polizeiverwaltungsgesetz von 1850 festgelegt, auf dem der Schulverwaltung existiert jedoch keine positive Gesetzesbestimmung, durch die die Gemeindeorgane, die städtischen Schuldeputationen, zu subordinierten Staatsbehörden degradiert worden wären. Trotzdem hat die Staatsbureaukratie versucht, die Selbstverwaltung im Verwaltungswege zu beseitigen. Gelingt es ihr, auf dem Gebiete des Schulwesens ihr Ziel zu erreichen und ihre Vorherrschaft im Geiste des absoluten Polizeistaates aufzurichten, so sind auch andere Gebiete der Selbstverwaltung nicht vor gleichen Angriffen sicher. In dem Schulstreite wird also zugleich um die Existenz der Selbstverwaltung gekämpft. Es ist ein Verdienst der Preussschen Schrift, auf diesen Kernpunkt des ganzen Streites aufmerksam gemacht zu haben.

× ×

Sozialdemokratische Landeskonferenz AUF der Landesversammlung der sozialdemokratischen Partei Sachsens standen zwei Gegenstände zur Beratung, die in das Gebiet der Kommunalpolitik fallen, einmal die Steuergesetzgebung und ferner die Armengesetzgebung in Sachsen. Über das erste Thema referierte Goldstein-Zwickau, über die Armengesetzgebung Lange-Leipzig. Nur das letzte Referat gibt uns zu einigen Bemerkungen Anlass. Lange forderte die Übernahme der Armenlasten durch den Staat in Übereinstimmung mit dem sächsischen Landtagswahl- und Kommunalwahlprogramm. Er führte dazu, nach dem Bericht der *Leipziger Volkszeitung*, aus: »Man kann nicht darunter verstehen eine bureaukratische Verwaltung, wie es

das Justizwesen oder das Militärwesen darstellt. Ich halte das Schablonisieren auf diesem Gebiete vom Übel. Darum kann auch eine staatlich organisierte Armenpflege nicht ohne die freiwillige Mitwirkung von Pflegern durchgeführt werden . . . Wir fordern die Übernahme der Lasten des Armenwesens auf den Staat, damit ein grösserer Ausgleich, eine grössere Verteilung der Lasten stattfinden kann.« Wir heben aus der von dem Referenten vorgeschlagenen Resolution noch den folgenden Abschnitt heraus: »Die seitens des Staates erfolgte Abwälzung der Armenlasten auf die Gemeinden verhindert eine gerechte und zweckmässige Handhabe der Armenpflege und hemmt die Entwickelung der Gemeinden insofern, als sie diesen die Erfüllung ihrer eigensten Aufgaben durch die Belastung des Gemeindehaushalts erschwert. Deshalb fordert die sozialdemokratische Partei Sachsens Übernahme der Armenlasten durch den Staat, von den Gemeinden vorbeugende Massnahmen und ausreichende Unterstützung.« Gegenüber den Behauptungen dieser Resolution sei zunächst darauf hingewiesen, dass von einer Abwälzung der Armenlasten durch den Staat auf die Gemeinden gar keine Rede sein kann. Denn historisch ist die Armenpflege stets eine Aufgabe, und zwar eine der eigensten, primärsten Aufgaben, der Gemeinden gewesen, die sie zu erfüllen hatten und erfüllten, als noch kein Mensch an die Mehrzahl der Aufgaben dachte, die heute von den Gemeinden zu leisten sind. Aber auch materiell kann die Armenpflege nur eine Aufgabe der Gemeinde sein. Dem Staate, dem unsere Zentralisationsschwärmer die Armenpflege, wie das Schulwesen und was sonst noch immer, überweisen wollen, fehlt es überhaupt an den lokalen Organen, die die Verwaltung der Armenpflege übernehmen könnten. Es müsste also eine neue staatliche Bureaukratie für diesen Zweck geschaffen werden, und dass bei einem derartigen zentralisierten Behördenapparat der schrankenloseste Schematismus herrschen würde, ist nicht nur selbstverständlich, sondern notwendig. Jede Individualisierung, auf der sich die moderne Armenpflege überhaupt aufbaut, wäre unmöglich gemacht. Auch die Heranziehung von Pflegern, die Lange in seinem Referate erwähnt, würde daran nichts ändern. Denn die unbedingt notwendige Kontrolle über deren Tätigkeit müsste von den staatlichen Beamten nach *Schema F* geführt werden. Übrigens scheinen uns die Ausführungen des Genossen Lange nicht sonderlich klar zu sein. Eine bureaukratische Verwaltung will er nicht haben, spricht dann aber gleich von einer staatlich organisierten Armenpflege mit der freiwilligen Mitwirkung von Pflegern. Die staatliche Organisation der Armenpflege ist aber gar nicht anders, als auf dem Wege des Bureaukratismus, möglich.

IN der Diskussion wurde der Vorschlag gemacht, der Staat solle die Lasten des Armenwesens, die Gemeinde dagegen die Verteilung der Gelder übernehmen. Bei diesem Vorschlage wurde der Einwand erhoben, dass auf eine gerechte Verteilung auch seitens der Gemeinde nicht zu rechnen sei. Aus der Tatsache, dass die heutige Gemeindeverwaltung in den Händen der besitzenden Klassen ist, und dass namentlich in den ländlichen Gemeinden die Armenpflege sehr im argen liegt, kann durchaus noch nicht der Schluss gezogen werden, dass die Gemeinde nicht das allein geeignete Organ für die Verwaltung der Armenpflege sei. Erst wenn der Beweis geliefert wäre, dass auch eine fortschrittlich gesinnte, sozial denkende Gemeindeverwaltung die Armenpflege nicht in genügender Weise zu führen vermöchte, wäre der Beweis gegen die Gemeinde als Organ der Armenpflege geliefert. Das wird aber auch wohl kein Schwärmer für die staatliche Armenpflege behaupten wollen. Das einzige Hindernis würde eine solche Gemeindeverwaltung in der Beschränktheit ihrer Mittel finden. Nun kann ohne weiteres zugegeben werden, dass bei dem heutigen System die Armenlasten in einigen Gemeinden geradezu erdrückend geworden sind, und dass der Mangel an Mitteln eine zweckmässige, liberale Armenpflege verhindert. Die allein richtige Schlussfolgerung aber ist unseres Erachtens die, dass in diesen Fällen, ebenso wie auf anderen Gebieten, der Staat mit seinen reicheren Mitteln ergänzend und unterstützend eintreten müsse. Das wird und kann er natürlich nur tun, wenn ihm die Kontrolle über die Verwendung der von ihm gewährten Geldmittel zusteht. Die Forderung dagegen, dass der Staat die gesamten Armenlasten tragen und den Gemeinden die Verwendung der Gelder zustehen solle, ist verwaltungstechnisch und politisch eine Utopie. Der Staat müsste sich in diesem Fall — und das müsste jeder

Staat tun, nicht nur der heutige Klassenstaat — eine so weitgehende Kontrolle sichern, dass von einer selbständigen Verwaltung durch die Gemeinden überhaupt keine Rede mehr sein könnte. Das Wesen der kommunalen Selbstverwaltung würde dadurch vollständig aufgehoben werden. Denn dieses besteht doch gerade darin, dass die Verwaltungsgebiete von den Gemeinden nach den Gesetzen und unter der Aufsicht des Staates, aber in eigener Zuständigkeit, verwaltet werden.

× ×

Submissionswesen FÜR die Vergebung von Arbeiten und Lieferungen hat der Magistrat der Stadt München Vorschriften erlassen, die ein buntes, widersprechendes Gemisch von Forderungen der Mittelstandsretterei und der Sozialpolitik darstellen. So sollen bei Vergebung von Arbeiten und Lieferungen an Handwerker solche Bieter vorzugsweise berücksichtigt werden, die berechtigt sind, den Meistertitel zu führen. Neben dieser Bestimmung, die dem Zünftlertum eine seiner mit besonderer Inbrunst vorgetragenen Forderungen bewilligt, tritt eine andere, sozialpolitischen Anstriches. Danach sind von der Berücksichtigung die Unternehmer auszuschliessen, von denen bekannt ist, dass sie in ihren Betrieben eine über das übliche Mass hinausgehende Arbeitszeit eingeführt haben, oder dass sie ihren Arbeitern Löhne zahlen, die hinter dem orts- oder berufsüblichen Tagelohn zurückstehen, oder dass sie die zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer vereinbarten Tarife und Lohnfestsetzungen ihrer Branche nicht einhalten, dass sie sich wiederholt gegen die Bestimmungen des Kranken- und Invalidenversicherungsgesetzes verfehlt haben, dass sie Lehrlinge in unverhältnissmässiger Zahl bei Ausführung ihrer Arbeiten beschäftigen oder Gegenstände, deren Herstellung in Werkstätten üblich ist, in Heimarbeiten vergeben, oder dass sie ihre Arbeiten nicht selbst, sondern nur durch Weitervergebung an Unterakkordanten auszuführen in der Lage sind oder regelmässig ausführen, oder dass sie die ihnen übertragenen Arbeiten ganz oder teilweise in Strafanstalten herstellen lassen, oder dass sie endlich nicht in erster Reihe in München heimatberechtigte oder längere Zeit ansässige Arbeiter, soweit solche vorhanden sind, beschäftigen. So ausführlich diese Lohnklausel zum Schutze der Arbeitsbedingungen zu sein scheint, so wenig hält sie einer eingehenden Betrachtung stand. Was bedeutet zum Beispiel eine über das übliche Mass hinausgehende Arbeitszeit? Was sind Löhne, die hinter dem berufsüblichen Tagelohn zurückstehen? Wann werden Lehrlinge in unverhältnissmässiger Zahl gehalten? Welche Behörde entscheidet darüber, ob die vorgeschriebenen Bedingungen zutreffen, und nach welchen Grundsätzen entscheidet diese Behörde zum Beispiel, ob eine Arbeitszeit über das übliche Mass hinausgeht, ob die Löhne hinter dem berufsüblichen Tagelohn zurückbleiben, u. s. w.? Wie steht es ferner mit der Kontrolle darüber, ob die Vorschriften auch nach Erteilung des Zuschlages an die Bewerber beobachtet werden? Und wie steht es mit der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, die nicht Lehrlinge sind? Schon diese wenigen Fragen zeigen, wie lückenhaft die Vertragsbedingungen des Münchener Magistrates sind. Der Schutz der Arbeitsbedingungen in den Submissionsverträgen ist durchaus nicht so einfach, wie unsere Stadtverwaltungen anzunehmen scheinen, und lässt sich nicht in einer so allgemein lautenden Bestimmung, wie es die des Münchener Statuts trotz ihrer Länge ist, abmachen. Wir empfehlen ihnen die Lohnklauseln der holländischen Städte zum genaueren Studium; falls es ihnen ernst mit dem Arbeiterschutz ist, werden sie dort wertvolle Anregung finden.

× ×

Kurze Chronik IN den Etat für 1905 wurden von der Frankfurter Stadtverwaltung 138000 M. für die Aufbesserung der Arbeitslöhne und 46000 M. für Mietzuschüsse an die Arbeiter eingestellt. Ständige Arbeiter aller Klassen und Lohnstufen erhalten künftig, wenn sie 3 oder 4 Kinder zu ernähren haben, 5 M., wenn sie mehr Kinder zu ernähren haben, 10 M. monatlich Mietzuschuss. Die Zahlung solcher Mietzuschüsse ist eine beachtenswerte Form der Berücksichtigung des Bedarfsmomentes bei der Entlohnung der städtischen Arbeiterschaft. × Die Stadt Hannover hat für ihre Volksschulen 12 Schulärzte angestellt. × Der Bezirksausschuss hat die von der Cölner Stadtverordnetenversammlung beschlossene Wertzuwachssteuer nicht genehmigt. Er betrachtet die Wertzuwachssteuer als eine Umsatzsteuer, deren Höhe

nach einem Ministerialerlass in der Regel nicht über 1% hinausgehen solle. Die Überschreitung dieses Normalsatzes durch die Wertzuwachssteuer bewege sich nicht in mässigen Grenzen, und daher sei die Genehmigung zu versagen. × Die hessische Regierung hat die von der sozialdemokratischen Mehrheit der Stadtverwaltung Offenbachs beschlossene Aufhebung des Oktrois auf Schweinefleisch und Wurstwaren nicht genehmigt. Sie erklärte, nicht prinzipiell gegen die Aufhebung des Oktrois zu sein. Aber im gegenwärtigen Augenblick, wo man damit umgehe, für das Oktroi durch das neue Gemeindesteuergesetz andere Steuern zu schaffen, sei die Abschaffung nicht zu genehmigen. × Die Giessener Stadtverordneten lehnten eine Oktroierhöhung ab und beschlossen zur Balanzierung des Etats eine Erhöhung der direkten Steuern um 6% der Einkommensteuern. × Der städtische Finanzausschuss der Stadt Mainz hat beschlossen, den Kindern der Volksschulen, welche mit Rückgratverkrümmungen behaftet sind, auf städtische Kosten ohne Rücksicht auf die Vermögenslage der Eltern orthopädischen Turnunterricht zu erteilen.

× ×

Literatur VON Professor Wuttke herausgegeben, ist das die Ergebnisse der ersten deutschen Städteausstellung zu Dresden zusammenfassende Sammelwerk *Die deutschen Städte* /Leipzig, Brandstetter/ in zwei Bänden vor einiger Zeit erschienen. Bei dem grossen stofflichen Umfang des Werkes ist eine Besprechung an dieser Stelle nicht möglich. Wir müssen uns auf eine Erwähnung des selben beschränken, und behalten uns vor, gelegentlich auf einige Teile zurückzukommen. × Der Bericht über den 1. deutschen Wohnungskongress in Frankfurt a. M. ist bei Vandenhoeck & Rupprecht in Göttingen erschienen. Er bringt im Vorworte eine Darstellung der Vorgeschichte des Wohnungskongresses, insbesondere auch der Resolutionen, die in so schwächlicher Weise zu Beginn des Kongresses zurückgezogen wurden, und sucht festzustellen, was das Resultat des Kongresses gewesen ist. Auch der Vorstand gibt nunmehr zu, »dass in der Anlage des Kongresses manche Fehler gemacht worden sind«. Das ist immerhin schon ein wertvolles Zugeständniss, wenn man daraus den Schluss ziehen darf, dass die Herren, welche den Kongress einberufen und geleitet haben, aus dem Fiasko gelernt haben. Der Bericht enthält dann einen Abdruck der Vorberichte und der Verhandlungen, sowie der Vorträge in der öffentlichen Abendversammlung. In einem Anhange ist auch noch die Abhandlung von Dr. Ph. Stein *Wohnungsfrage, Wohnungsreform und die wirtschaftlichen Momente* abgedruckt worden, die eigentlich auf dem Kongress zum Vortrag hatte kommen sollen.

IM Verlage von Gustav Fischer in Jena erscheint, von A. Damaschke herausgegeben, ein *Jahrbuch der Bodenreform* in Vierteljahrsheften. Das 1. Heft, das zur Zeit vorliegt, gibt zunächst eine Abhandlung von H. Freese, *Wohnung und Einkommen*, worin der Verfasser die Resultate einer Aufnahme der Wohnungsverhältnisse seiner Angestellten bespricht. Er stellt bei seinen Berliner Arbeitern eine allgemeine Steigung der Mieten fest und ebenso auch ein Anwachsen des Prozentsatzes, den die Miete vom Einkommen erfordert. Erfreulich ist dagegen der Rückgang in der Zahl der Aftermieter und der Rückgang der Frauenarbeit bei den verheirateten Arbeiterinnen. Der Freeseschen Abhandlung folgen die sogenannten *Dokumente der Bodenreform*, die in dem vorliegenden 1. Hefte die Materialien für das städtische Hypothekenamt in Düsseldorf, die Ordnung zur Erhebung einer Zuwachssteuer für den Stadtbezirk Cöln, das ministerielle Muster einer Grundsteuerordnung nach dem gemeinen Werte, Materialien zum Erbbaurecht und die Landordnung von Kiautschu beibringen. Unter *Literatur* bespricht A. Pohlmann das von uns in einem Artikel (pag. 248 ff.) behandelte Buch Webers *Über Bodenrente und Bodenspekulation*. HUGO LINDEMANN

Sozialistische Bewegung

Parteitag für Sachsen WÄHREND der Osterfeiertage wurde in Leipzig die Landesversammlung der sächsischen Sozialdemokratie abgehalten. Im Anschluss an den Bericht des Zentralkomitees (vergl. pag. 461) wurde unter anderm der Antrag debattiert, der die Vertretung der Reichstagsfraktion auf dem Parteitag prozentual beschränkt wissen will. Der selbe wurde, nachdem Geyer und Pfannkuch dagegen gesprochen hatten, mit grosser Mehrheit abgelehnt. Den wichtigsten Verhandlungspunkt bildeten die Landtagswahlen. Es waren

wieder Stimmen gegen die Beteiligung an den im Herbst stattfindenden Landtagswahlen laut geworden. Der Referent Geyer brachte eine Resolution ein, deren grundlegender Satz lautet: »Die Sozialdemokratie Sachsens beteiligt sich gemäss dem Beschlusse des Parteitags der deutschen Sozialdemokratie zu Mainz im Jahre 1900 trotz des Dreiklassenwahlsystems an den sächsischen Landtagswahlen.« Es lagen noch Anträge vor: 1. von der Beteiligung abzusehen, 2. an den Jenaer Parteitag das Ersuchen zu richten, den Mainzer Beschluss aufzuheben. Dieser letzte Antrag wurde in namentlicher Abstimmung mit 41 gegen 30 Stimmen abgelehnt und sodann die Resolution Geyer mit 61 gegen 9 Stimmen angenommen. Nach einem Referat Langes über die Armengesetzgebung in Sachsen wurde einer Resolution zugestimmt, die die Übernahme der Armenlasten durch den Staat und von den Gemeinden vorbeugende Massnahmen und ausreichende Unterstützung fordert. Als Sitz des Zentralkomitees wurde wieder Dresden bestimmt; 1906 soll die Landesversammlung in Zwickau abgehalten werden.

× ×

Parteitag für Württemberg DER Landesparteitag der württembergischen Sozialdemokratie tagte am Ostersonntag in Stuttgart; 143 Organisationen waren durch etwa 30 Delegierte vertreten. Den Hauptgegenstand der Beratungen bildete die Landespolitik. Nach einem Referat des Genossen Keil fand eine Resolution gegen nur wenige Stimmen Annahme, in welcher es den in der Organisation tätigen Genossen und der Parteipresse zur Pflicht gemacht wird, »über den notwendigen Kampf gegen die unverhüllt reaktionären Parteien der Rechten nicht die Aufklärung des Volkes über die nur schlecht verhüllte Volksfeindlichkeit der bürgerlichen Pseudodemokratie zu unterlassen, vielmehr alles zu tun, um die Erkenntnis der von den Führern der Volkspartei getriebenen unehrlichen Demagogie in den weitesten Schichten des Volkes zu verbreiten. Die eventuelle Wahltaktik des *kleineren Übels* darf nicht dazu führen, die fundamentalen Gesetze zu verhüllen und zu vertuschen, die zwischen der Sozialdemokratie und allen bürgerlichen Parteien, auch den scheinbar radikalsten, bestehen.«

IN Württemberg gibt es jetzt 11 839 organisierte Parteigenossen, gegen 10 479 im vorigen Jahre. Die Zahl unserer Reichstagswahlstimmen 1903 betrug 99 743. Die Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen beliefen sich 1904 auf 11 505 M. In 95 Orten hat die Partei 108 Gemeinderäte und 176 Bürgerausschussmitglieder.

× ×

Provinzialparteitage, Konferenzen etc. AUF dem Parteitag für Hessen-Nassau wurde die Agitationskommission beauftragt, einen Führer durch die Landgemeindeordnung für die Provinz Hessen-Nassau herauszugeben und eine Konferenz der sozialdemokratischen Gemeindevertreter in der Provinz Hessen-Nassau einzuberufen. Nach einem Referat des Genossen Lehmann-Mannheim über die preussisch-süddeutsche Eisenbahngemeinschaft fand eine Resolution Annahme, in welcher die Überführung des bundesstaatlichen Eisenbahnwesens in die Verwaltung des Reiches, unter Beseitigung des preussischen Übergewichts im Reiche, gefordert wird. Dem Bericht des Agitationskomitees ist zu entnehmen, dass in dem Bezirk in 11 Vereinen 6672 organisierte Parteigenossen sind, wozu noch 838 Genossen kommen, die regelmässig die Beiträge zahlen, ohne einem Verein anzugehören. Am günstigsten steht die Zahl der Organisierten zur Zahl der Wähler mit etwa 15% im Wahlkreise Hanau-Gelnhausen.

EINE Konferenz sozialdemokratischer Gemeindevertreter für Elsass-Lothringen, die in Kolmar tagte, beschloss, durch Petitionen an den Landesausschuss für die Einführung einer Wertzuwachssteuer zu wirken. Es gibt gegenwärtig in Elsass-Lothringen 57 sozialdemokratische Gemeindevertreter.

× ×

Ungarn DER Parteitag der ungarischen Sozialdemokratie, der während der Osterfeiertage in Budapest abgehalten wurde, war von rund 300 Delegierten besucht; den ausschlaggebenden Teil bildeten die Deutschen und die Magyaren, während die Serben, Rumänen und Slowaken nur durch wenige Delegierte vertreten waren. Zum erstenmal erschienen auch einige sozialdemokratische Frauen als Delegierte. Das Hauptziel der Partei ist zunächst die Erringung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts. Nach einem Referat des Genossen Dr. Goldner wurde beschlossen, dass zur Erkämpfung des Wahlrechts eventuell die ge-

samte organisierte Arbeiterschaft zur Waffe des allgemeinen Streiks zu greifen habe. Die Zahl der organisierten Arbeiterinnen beträgt jetzt 3000. Seit dem 1. März erscheint unter dem Titel *Arbeiterin* ein Blatt, das den Interessen und der Aufklärung der Arbeiterinnen gewidmet ist. Für die jugendlichen Arbeiter wird ein Monatsblatt herausgegeben, welches die Auflage von 2000 Exemplaren erreicht hat. Der Kassenbericht ergibt folgendes Resultat: Die Gesamteinnahmen der Partei betragen im abgelaufenen Jahre 198028 K. gegen 137000 K. im Vorjahre. Die Einnahmen der Parteiblätter stiegen von 67000 auf 119000 K., die Einnahme der Buchhandlung von 36000 auf 42000 K., die für die Agitation von 28000 auf 32000 K. Unter den Ausgaben sind hervorzuheben die Unterstützungen für das rumänische und das serbische Parteiblatt.

DIE Frauenkonferenz, die anlässlich des Parteitages in Budapest abgehalten wurde, war von ungefähr 60 Delegiertinnen beschickt. Es gelangte ein Organisationsstatut zur Annahme, auf Grund dessen die Frauenbewegung im ganzen Lande einheitlich eingeleitet werden soll. Ferner wurde ein Landesorganisationskomitee gewählt, welches die Aufgabe haben wird, die Arbeiterinnenbewegung in Ungarn zu leiten.

AUCH eine Feldarbeiterkonferenz tagte während des Parteitages in Budapest; auf dieser waren Delegierte aus 40 Gemeinden vertreten. Die Konferenz fasste mehrere für die weitere Entwickelung der Feldarbeiterbewegung in Ungarn höchst wichtige Beschlüsse. Unter diesen ist in erster Reihe hervorzuheben die Schaffung eines Feldarbeiterverbandes, der berufen sein soll, die Bewegung der ungarischen Feldarbeiter auf eine ganz neue solidere Basis zu stellen. An Stelle des spontanen, disziplinlosen Losschlagens wird zielbewusstes Handeln treten. Ferner wurde die Gründung eines Feldarbeiterblattes beschlossen. Dieses Blatt soll die sozialdemokratischen Lehren in den Reihen der landwirtschaftlichen Arbeiter zu verbreiten und die wirtschaftlichen und politischen Interessen der Feldarbeiter zu unterstützen bestrebt sein.

× ×

Belgien

DER 20. Parteitag der belgischen Arbeiterpartei wurde zu Ostern in Brüssel abgehalten; vertreten waren 401 Gruppen durch 561 Delegierte. Anseele eröffnete die Tagung mit einer Sympathiekundgebung an die Kämpfer gegen das Zarentum. Die Berichte des Parteivorstandes und der Fraktion wurden einstimmig und fast ohne Diskussion angenommen, ebenfalls der Bericht des sozialistischen Genossenschaftsbundes. Hierauf begann die Debatte über den nächsten Wahlkampf, wobei besonders die Frage des Zusammengehens mit den liberalen Parteien verhandelt wurde. Vandervelde betonte die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Klerikalismus. Nach dem Sturz der Klerikalen seien die Liberalen nur dann regierungsfähig, wenn sie sich auf die Sozialisten stützen, und die Arbeiterpartei werde dann Konzessionen fordern. Die Arbeiterpartei verlange von den Liberalen weiter nichts, als die Durchführung des eigenen liberalen Programms: obligatorischen Schulunterricht, allgemeines, gleiches Wahlrecht und Militärreformen. Das Endresultat dieser Debatte war die einstimmige Annahme einer Resolution Vandervelde, in welcher es heisst, dass die Arbeiterklasse das grösste Interesse an dem Sturz der klerikalen Majorität habe, die das hauptsächlichste Hindernis bilde für die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts und anderer vom Proletariat geforderten Reformen. Das hauptsächlichste Bestreben aller Parteigenossen müsse aber sein die Propaganda und Aufklärungsarbeit, um die Arbeiter zum Sozialismus zu erziehen. Im übrigen wurde den Beschlüssen früherer Parteitage zugestimmt, wonach es den lokalen Gruppen überlassen bleibt, mit den Parteien, welche für das allgemeine, gleiche Wahlrecht eintreten, zeitweilige Bündnisse (Wahlbündnisse) einzugehen. Es folgte die Debatte über die Agitation auf dem Lande. Es wurde beschlossen, einen vlämischen, einen wallonischen und sodann einen allgemeinen Landarbeiterkongress einzuberufen. Hierauf wurde über die Gewerkschaftsbewegung verhandelt. Von allen Rednern wurde die ungenügende Organisation des belgischen Proletariats in gewerkschaftlichen Verbänden beklagt. Eine ziemlich erregte Debatte knüpfte sich an die Frage der Maifeier. Von einer Metallarbeitergruppe aus dem Industriegebiet von La Louvière war der Antrag gestellt, die Maifeier auf den ersten Sonntag im Mai zu verlegen. Dieser Antrag wurde nach langer Diskussion abgelehnt, man beschloss, die Feier, wie bisher, am 1. Mai zu begehen.

× ×

Frankreich: Einigungskongress

DER Pariser Einigungskongress, der während der Osterfeiertage abgehalten wurde, wird ein wichtiges Ereignis in der Geschichte des internationalen Sozialismus bleiben. Vor Eintritt in die Tagesordnung gelangten eine Anzahl Telegramme und Begrüssungsschreiben von den Bruderparteien anderer Länder zur Verlesung. Die Prinzipienerklärung der Einigungskommission wurde einstimmig angenommen. Hierauf wurde der vorliegende Entwurf eines Organisationsstatuts der geeinten Partei durchberaten und mit unwesentlichen Änderungen angenommen. Die Diskussion wurde in der sachlichsten und ruhigsten Weise geführt; das Bestreben, das Einigungswerk in keiner Weise zu stören und zu hemmen, machte sich bei allen Teilnehmern bemerkbar. Zu dem Abschnitt 7, der von der Kontrolle und den Schiedsgerichtsverfahren handelt, wurde unter anderem ein Zusatzantrag angenommen, in welchem es heisst, dass von der Partei niemand als Kandidat für das Parlament aufgestellt werden darf, der nicht mindestens 3 Jahre Mitglied ist. Ferner wurde beschlossen, dass der nächste Kongress Bestimmungen erlassen soll über die Wahlaffichen, welche die Kandidaten nach den in Frankreich üblichen Gebrauch an die Mauern u. s. w. anschlagen lassen und die häufig dem Parteiprogramm nicht vollauf entsprochen haben. Nach Artikel 59 wird bestimmt, dass die Parteiblätter verpflichtet sind, die offiziellen Kundgebungen der Partei an geeigneter Stelle zu veröffentlichen. Der *Socialiste*, das bisherige Organ der Guesdisten, wird Eigentum und Zentralorgan der Gesamtpartei. Der Genosse de Pressensé erklärte, dass sich die von ihm herausgegebene Zeitschrift *La Vie Socialiste* unter die Kontrolle der Partei stelle. Nachdem noch einige Wünsche und Anträge angenommen und dem Nationalrat überwiesen wurden, wurde beschlossen, den nächsten Kongress in Châlons-sur-Saône abzuhalten. Der Name der nunmehr geeinten Partei ist *Parti socialiste, section française de l'Internationale ouvrière.*

× ×

Internationales sozialistisches Bureau

DAS internationale Sekretariat in Brüssel hat anlässlich der Einigung der französischen Sozialisten den Sekretären und Delegierten der angeschlossenen Parteien ein Zirkular zugehen lassen. In diesem wird mitgeteilt, dass das internationale Bureau den Genossen Emile Vandervelde und den jetzigen Sekretär Camille Huysmans zum Einigungskongress entsandte. Den französischen Genossen wird für ihre Bereitwilligkeit, den Wünschen des Amsterdamer Kongresses nachzukommen, die Anerkennung des Bureaus zuteil. Wenn es trotz der grossen Kluft, die zwischen den beiden Flügeln bestand, zu einer Einigung gekommen sei, so lege dies Zeugnis ab für die grosse Selbstüberwindung und die brüderliche Gesinnung der beteiligten Genossen. Es heisst dann weiter, dass das Bureau sich verpflichtet erachtet, diejenigen Bruderparteien, welche noch nicht geeinigt seien, auf den Beschluss der französischen Genossen aufmerksam zu machen und sie aufzufordern, diesem Beispiel zu folgen.

× ×

Russland: Verständigungskonferenz

AUF Anregung des Genossen Gapon hat eine Konferenz der sozialistischen und revolutionären Parteien im russischen Reiche stattgefunden. Von den eingeladenen Parteien lehnte nur eine, die Plechanow-Partei, die Einladung ausdrücklich ab; die *Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauens* liess die Einladung unbeantwortet, wogegen die *Litauische sozialdemokratische Partei* brieflich mitteilte, dass sie zu ihrem Bedauern die Einladung zu spät erhalten habe, um noch einen Delegierten senden zu können. Beschickt haben die Konferenz folgende 11 Parteien: 1. die Lenin-Partei, 2. die russische Partei der *Sozialrevolutionäre*, 3. die *P. P. S.*, 4. der *Weissruthenische sozialistische Verband*, 5. die *Lettische sozialdemokratische Arbeiterpartei*, 6. der *Lettische sozialdemokratische Verband*, 7. der *Allgemeine jüdische Arbeiterbund*, 8. die *Georgische Partei der Sozialisten-Föderalisten-Revolutionäre*, 9. die *Armenische revolutionäre Föderation* (*Droschak*), 10. die *Armenische sozialdemokratische Organisation*, 11. die finnländische *Partei des aktiven Widerstandes*. Die Vertreter von vier Parteien: der Lenin-Partei, des jüdischen *Bundes*, der *Lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei*, sowie der numerisch völlig bedeutungslosen armenischen Organisation, nahmen jedoch von vornherein eine obstruktionslustige Haltung ein und zogen sich bald gänzlich zurück. Die übrigen 7 Parteien einigten sich zunächst auf eine detaillierte Programmerklärung staatsrechtlichen In-

halts, worin »ein völliger Umbau des gegenwärtigen russischen Reiches nach demokratisch-republikanischen Prinzipien auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts« gefordert wird, und als Mittel hierzu drei souveräne Konstituanten: eine für Russland und die mit ihm in engerem Verband verbleibenden Gebiete, eine für Polen, eine für Finnland, ferner eine vierte, autonome Konstituante für Kaukasien. Die Frage, ob nicht für Litauen eine fünfte Konstituante einzuberufen sei, wurde offen gelassen, da von den in Litauen tätigen sozialistischen Parteien zwei der wichtigsten (der jüdische *Bund* und die *Litauische sozialdemokratische Partei*) nicht vertreten waren. Sodann wurde eine zweite Deklaration ausgearbeitet, die im wesentlichen folgendes fordert: staatsrechtliche Sonderstellung auch für die im engeren russischen Reichsverband verbleibenden nichtrussischen Nationalitäten; Autonomie der Bezirke und der Gemeinden; direkte Volksgesetzgebung; Proportionalvertretung; Wählbarkeit und Verantwortlichkeit der Beamten; Gewissensfreiheit, Rede-, Press- und Versammlungsfreiheit, Freiheit der Arbeitervereine und Streikfreiheit; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz; Sicherung der Unantastbarkeit der Person und der Wohnung; Trennung der Kirche vom Staate und der Schule von der Kirche; obligatorischer weltlicher Unterricht, in der Muttersprache zu erteilen; Gleichberechtigung der Sprachen und Einführung der ortsüblichen Sprachen in Rechtspflege und Verwaltung — in gemischtsprachigen Gebieten ist jeder Nationalität ein ihrer Zahl entsprechender Anteil am Unterrichts- und Volksbildungsbudget zu sichern, sowie Selbstverwaltung bei der Verwendung dieser Gelder —; Umwandlung des stehenden Heeres in eine Volkswehr, welche den Dienst am Wohnort verrichtet; Achtstundentag; Minimallöhne; staatliche Unfall-, Alters-, Kranken- und Arbeitslosenversicherung auf Kosten des Staates und der Unternehmer, mit Selbstverwaltung der Versicherten; Arbeiterhygiene, Wahl der Fabrikinspektoren durch die Arbeiter; Gewerkschaftsorganisation mit steigendem Anteil an der Betriebsleitung; Arbeitsbörsen und Anteil der selben an der Arbeiterschutzgesetzgebung; Abschaffung der indirekten Steuern mit Ausnahme der Luxussteuern, progressive Einkommens- und Erbschaftssteuer, Steuerfreiheit der kleinsten Einkommen; Sozialisierung der mittels Lohnarbeit bewirtschafteten Landgüter; Ausdehnung der kommunalen Eigenbetriebe; Förderung des Genossenschaftswesens. Beschlossen wurde ferner die Gründung eines gemeinsamen Bureaus mit dem Sitze in Genf, das unter anderem die Sammlung von Geldmitteln zur Unterstützung der revolutionären Aktion im Zarenreich betreiben soll.

× ×

Totenliste AM 16. April starb in Nürnberg der Genosse H e i n r i c h O e h m e im Alter von 67 Jahren. Oehme war in Breslau geboren und lernte dort die Handschuhmacherei. Ende der sechziger Jahre trat er in Dresden der sozialdemokratischen Partei *Eisenacher Richtung* bei. Unter dem Sozialistengesetz war er nach einander in vielen Städten Deutschlands als Vertrauensmann der Partei, später als Expedient und auch Redakteur von Parteiblättern tätig, bis er schliesslich im Jahre 1889 nach Nürnberg übersiedelte, wo er die Redaktion der *Arbeiterchronik* führte. Nach Aufhebung dieses Blattes trat er in die Redaktion der *Fränkischen Tagespost* ein, in welcher Stellung er, solange seine Kräfte reichten, für die Partei tätig war. Ein alter Kommunekämpfer, D e l a u n a y, ist kürzlich in Merton in England gestorben. Delaunay war seinerzeit nach Neukaledonien verbannt worden; er machte drei Fluchtversuche, von denen der letzte glückte. Nach Europa heimgekehrt, liess er sich in England nieder, wo er eine zweite Heimat fand. In Lemberg starb eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des polnischen Sozialismus, der Architekt und Kunsthistoriker K a z i m i e r z M o k l o w s k i. Er gehörte der Partei seit 1890 an. 1893 redigierte er in Berlin die *Gazeta Robotnicza*, wurde aber nach einigen Monaten aus dem preussischen Staatsgebiet ausgewiesen. Seither war er in Lemberg tätig. Ehre seinem Andenken!

× ×

Kurze Chronik ES haben P a r t e i s e k r e t ä r e angestellt die vereinigten Reichstagswahlkreise Cöln-Land und Cöln-Stadt, sowie die Provinz Pommern. × Einen Sieg über die vereinigten bürgerlichen Parteien errangen die Genossen in K a r l s r u h e bei der Wahl der Vertreter der 3. Wählerklasse im Stadtverordneten-

kollegium. Die sozialdemokratische Liste drang mit rund 3400 gegen 2100 bürgerliche Stimmen durch. Es ziehen nunmehr 16 Sozialdemokraten in das Stadthaus ein. × Die Kommission, welche vom Bremer Parteitag eingesetzt wurde, um ein Organisationsstatut der sozialdemokratischen Partei Deutschlands auszuarbeiten, hat diesen Entwurf im *Vorwärts* vom 11. April veröffentlicht.

× ×

Literatur DIE Mailiteratur innerhalb der Partei des In- und Auslandes war in diesem Jahre eine äussert reichhaltige. In Deutschland hatten viele Parteiblätter, so auch der *Süddeutsche Postillon* und der *Wahre Jakob*, die Maifeier mit der Schillerehrung verbunden. Im Verlag des *Vorwärts* erschien, wie immer, eine besondere Maifestzeitung. Die ausländische Parteipresse erschien am 1. Mai zum grossen Teil in einem besonderen Gewande. × Die Buchhandlung *Vorwärts* hat auch eine Schiller-Märznummer herausgegeben, welche illustrativ, wie textlich, als eine voll gelungene bezeichnet werden kann. × *Politische Polizei und Spitzelwirtschaft.* Unter diesem Titel hat die sozialdemokratische Partei des Züricher Kantonsrats soeben im Verlag des *Schweizerischen Grütlivereins* den stenographischen Bericht über die Kantonsratsverhandlungen, betreffend die politische Polizei, als Broschüre erscheinen lassen. Die Broschüre ist 71 Seiten stark und enthält ausser einer Einleitung über die Geschichte der schweizerischen politischen Polizei sämtliche Reden, die bei den Kontonsratsverhandlungen gehalten wurden. × Paul Kampffmeyers *Wandlungen in der Theorie und Taktik der Sozialdemokratie* ist in holländischer Übersetzung /Rotterdam, Brusse/ erschienen. × Paul Louis untersucht in einem Buch *L'avenir du socialisme* /Paris, Fasquelle/ das Verhältnis zwischen den rein kommunistischen Doktrinen und den *reformistischen* Thesen, die Expansion der Gewerkschaftsbewegung, das Verhältnis des Sozialismus zu den demokratischen Parteien, die geistige Entwickelung der Arbeiterschaft Frankreichs und die Aktion der *Intellektuellen.* × *Le socialisme moderne* von J. B. Sévérac /Paris, Cornély/ behandelt in knapper Form die sozialen Probleme der Gegenwart, die Ideale und die Philosophie des Sozialismus, die verschiedenen Formen der proletarischen Bewegung (Genossenschaften, Gewerkschaften, Streiks) und den Wert der politischen Aktion. HUGO POETZSCH

Gewerkschaftsbewegung

Bilanz des Jahres 1904 DAS Jahr 1904 gehört, wie schon gesagt, für die deutsche Gewerkschaftsbewegung zu den erfolgreichsten, das lassen jetzt schon die nunmehr vollzählig vorliegenden Abrechnungen der Zentralverbände erkennen. Besonders gross ist wiederum die Mitgliederzunahme der Gewerkschaften, wenn sie gleich sowohl absolut, als auch relativ hinter der des Jahres 1903 zurückbleibt. Nach unseren Berechnungen musterten die deutschen modernen Gewerkschaften am Jahresschluss 1904 1 116 723 Mitglieder, gegen 941 269 am Jahresschluss 1903, sie hatten somit im Jahre 1904 einen Zuwachs von 175 454 Mitgliedern zu verzeichnen, gleich 18,5% (im Jahre 1903 belief sich die Zunahme auf 192 707 = 25,6%). Hiervon entfallen auf die drei grossen Verbände der Metallarbeiter, Maurer und Holzarbeiter allein 85 970 neue Mitglieder. Der Metallarbeiterverband stieg von 160 135 auf 198 964 (+ 38 829), der Maurerverband von 104 712 auf 130 129 (+ 25 417), der Holzarbeiterverband von 83 662 auf 105 386 (+ 21 724) Mitglieder. Starke Mitgliederzunahme hatten auch der Verband der Bauhilfsarbeiter mit 39 027 (+ 12 922), der Bergarbeiter mit 80 682 (+ 11 654), der Handels- und Transportarbeiter mit 40 405 (+ 10 723) und der Zimmerer mit 37 043 (+ 7045) Mitgliedern. Es hatten weiter Mitglieder am Schluss des Jahres 1904 der Verband der Fabrikarbeiter 50 781 (+ 5248), Maler 22 651 (+ 4909), Schmiede 13 806 (+ 4335), Bäcker 9706 (+3634), Tabakarbeiter 21 263 (+3452), Buchdrucker 40 580 (+ 3239), Gemeindearbeiter 13 726 (+ 3333), Gärtner 3500 (+ 2888), Schneider 24 252 (+ 2528), Buchbinder 16 608 (+ 2719), Brauer 19 259 (+ 2325), Stukkateure 5652 (+ 1999), Steinarbeiter 10 172 (+ 1608), Steinsetzer 6425 (+1390), Lithographen 10 912 (+ 1252), Tapezierer 5620 (+ 1004), Töpfer 10 353 (+ 1116), Maschinisten und Heizer 8650 (+ 1325), Barbiere 965 (+ 462), Bildhauer 4693 (+ 690), Blumenarbeiter 435 (+ 131), Böttcher 6450 (+ 205), Buchdrucker Elsass-Lothringen 875 (+33), Buchdruckereihilfsarbeiter 4598 (+ 102), Bureau-

angestellten 568 (+ 154), Dachdecker 3860 (+ 317), Formstecher 458 (+ 58), Gastwirtsgehilfen 3025 (+ 321), Glasarbeiter 6302 (+ 605), Glaser 3853 (+119), Graveure 2278 (+ 103), Hafenarbeiter 14 975 (+ 712), Handlungsgehilfen 3712 (+ 658), Hutmacher 4532 (+ 361), Konditoren 2415 (+700), Kupferschmiede 3371 (+ 342), Lagerhalter 1346 (+228), Lederarbeiter 5778 (+829), Portefeuiller 2507 (+ 56), Porzellanarbeiter 8592 (+ 610), Sattler 4640 (+ 953), Schiffszimmerer 2468 (+206), Vergolder 1743 (+ 108), Wäschearbeiter 975 (+266), Werftarbeiter 3840 (+401), Zigarrensortierer 1522 (+ 231), Zivilmusiker 729 (+ 6). Eine Mitglieder a b n a h m e hatten nur die Verbände der Fleischer mit 2964 (—229) Mitgliedern, Handschuhmacher 2964 (—76), Kürschner 1879 (— 38), Notenstecher 332 (— 10), Schuhmacher 23 555 (— 2741) und der Textilarbeiter mit 51 258 (— 8977) Mitgliedern. Die enorme Mitgliederabnahme im Textilarbeiterverband erklärt sich aus einer im Jahre 1904 durchgeführten Beitragserhöhung.

IM ganzen geben diese Zahlen ein recht erfreuliches Bild der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Günstiger aber, als die Mitgliederverhältnisse, haben sich im Jahre 1904 die K a s s e n v e r h ä l t n i s s e der deutschen Gewerkschaften entwickelt. Das beweist allein schon der Umstand, dass sich der Gesamtkassenbestand der an die *Generalkommission* angeschlossenen deutschen Gewerkschaften im Jahre 1904 von 12 973 726 auf 16 109 903 M. erhöht hat. Über die Kassenverhältnisse der Gewerkschaften mehr in nächster Rundschau.

× ×

Kongresse und Verbandstage DER 8. Verbandstag der B a u h i l f s a r b e i t e r fand in der Zeit vom 3. bis zum 8. April in Leipzig statt. Von einer Ausdehnung des Unterstützungswesens durch Einführung der Krankenunterstützung, wie geplant war, wurde diesmal noch abgesehen. Die Beschlüsse des internationalen Kongresses und des sozialdemokratischen Parteitages in der Frage der Maifeier wurden akzeptiert, jedoch bezeichnete es der Verbandstag als ausserhalb der Aufgabe des Verbands liegend, »die Arbeitsruhe unter allen Umständen und unter Aufwendung von Mitteln aus der Verbandskasse zu erzwingen«. Die Zahl der besoldeten Gauleiter, jetzt 7, soll um 3 vermehrt werden. Der Name des Verbandes soll künftig *Verband der baugewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands* lauten. Der Beitrag wird nach den 8 Lohnklassen verschieden bemessen. Der Einheitsbeitrag beträgt 25 Pf. (jetzt 20 Pf.), steigend in der höheren Lohnklasse um je 5 Pf., so dass der höchste zu erhebende Wochenbeitrag 60 Pf. beträgt. Das Streikreglement wurde modifiziert und für Gewährung von Rechtsschutz eine 26wöchentliche Beitragszahlung zur Bedingung gemacht.

EINEN grossen Schritt vorwärts machten die Z i m m e r e r auf ihrem Verbandstag, der vom 10. bis 15. April in Dresden stattfand. Sie beschlossen die Einführung der Arbeitslosenunterstützung, eines Unterstützungszweiges, der in den Bauberufsorganisationen bisher noch nicht Eingang gefunden hatte. Die Unterstützung beträgt nach einjähriger Beitragsleistung bei mehr als sechstägiger Arbeitslosigkeit in den zwei niedrigsten Lohnklassen pro Tag 75 Pf. und wird pro Jahr für 36 arbeitslose Tage gewährt, also insgesamt 27 M., in den drei höheren Lohnklassen 1 M. pro Tag 36 Tage lang im Höchstbetrage von 36 M. pro Jahr; nach zweijähriger Beitragsleistung werden Unterstützung gezahlt bei mehr als sechstägiger Arbeitslosigkeit 36 Tage lang in den zwei niedrigsten Beitragsklassen pro Tag 1 M. bis zu 36 M. pro Jahr, in den drei höheren Beitragsklassen 1.25 M. pro Jahr bis zu 45 M. pro Jahr. Der Beitrag für die Hauptkasse wurde je nach den Lohnklassen auf 25, 30, 40, 45 und 50 Pf. normiert und soll im nächsten Jahr in allen Klassen um 5 Pf. erhöht werden. Die Arbeitslosenunterstützung wird vom 2. Dezember 1905 ab gewährt.

DIE M a u r e r hielten ihren 8. Verbandstag vom 9. bis 15. Mai in Braunschweig ab. Alle Anträge auf Erhöhung und Erweiterung der Krankenunterstützung und Einführung der Erwerbslosen- und Umzugsunterstützung wurden abgelehnt. Der Verbandsbeitrag wurde insoweit erhöht, als nach dem Beschlusse des Verbandstages die niedrigste Beitragsklasse, 25 Pf. pro Woche, in Wegfall kommt. Der Winterbeitrag wird beseitigt. Das Verbandsorgan *Der Grundstein* soll vergrössert werden. Zur Frage der Maifeier wurde eine Resolution votiert, die sich dem Sinne nach mit der auf dem Bauhilfsarbeiterverbandstag angenommenen deckt. Von Wichtigkeit sind noch die Verhandlungen über den Punkt *Korporative Arbeitsverträge.*

DER Seemannsverband tagte vom 17. bis 20. April in Hamburg. Eine Erweiterung der Unterstützungseinrichtungen des Verbandes wurde nach langer Debatte mit 16 gegen 7 Stimmen abgelehnt. Ein mit den Verbänden der Eisenbahner, Hafenarbeiter, Transportarbeiter, Maschinisten und Heizer abgeschlossener Kartellvertrag, der eine lose Föderation der genannten Verbände vorsieht, wurde gutgeheissen.

DER 7. Verbandstag der Glasarbeiter fand in den Tagen vom 23. bis 27. April in Jena statt. Beschlossen wurde die Anstellung zweier Gaubeamten für Süd- und Norddeutschland. Das Streikreglement wurde wesentlichen Änderungen unterzogen. Die Erledigung des Antrages auf Übernahme des *Fachgenossen* in das Eigentum des Verbandes wurde bis zum nächsten Verbandstag vertagt. Die Bekämpfung der Sonntagsarbeit und des Zwischenmeistersystems wurde den Verbandsfunktionären zur besonderen Pflicht gemacht.

ZU berichten wäre weiter noch über den 12. Verbandstag der Lederarbeiter, der vom 24. bis 28. April in Dresden stattfand. Der selbe beschloss, die *Lederarbeiterzeitung* monatlich dreimal, anstatt zweimal, erscheinen zu lassen. Für Hessen und Rheinland soll ein Gauleiter angestellt werden. Der Name des Verbandes wurde geändert in *Verband aller in der Lederindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands.* Der Vorstand wurde beauftragt, mit den übrigen in der Lederindustrie bestehenden Organisationen zwecks Verschmelzung zu einem Industrieverbande in Verbindung zu treten. Die Unterstützungseinrichtungen wurden wesentlich verbessert, ebenfalls das Streik- und das Verwaltungsreglement. Die Stellungnahme zur Maifeier entspricht der der Maurer und Bauhilfsarbeiter, über die oben berichtet ist.

× ×

Internationale Organisation DIE *Internationale Transportarbeiterföderation* erstreckt sich über Österreich, Italien, Frankreich, Portugal, Nordamerika, Belgien, Holland, Deutschland, Schweden und Norwegen. England und Dänemark sind ausgeschieden. Die Führer der englischen Organisationen können es nicht verwinden, dass ihnen infolge ihrer Untätigkeit die Leitung der *I. T. F.* abgenommen wurde. Die Organisation der Seeleute Dänemarks zog sich zurück, weil sie sich infolge des Druckes der Reeder zu einer förmlichen Unterstützungsvereinigung umwandelte. Immerhin beträgt auch heute noch die Mitgliederzahl der *I. T. F.* 176 711, und in nächster Zeit werden die amerikanischen Seeleute (23 000 Mitglieder), die französischen Eisenbahner (45 000), die spanischen Seeleute (8000), die schwedischen Eisenbahner (5000) und die dänischen Eisenbahner (4500) über ihren Beitritt zur Föderation ihre Entscheidung fassen. Am 16. Juli findet zu Berlin auf Veranlassung des deutschen Buchbinderverbandes eine internationale Konferenz der Buchbinderverbände statt, deren Beschickung unter anderem von Dänemark, Schweden, Österreich und Ungarn zugesagt ist. Ein internationaler Bäckerkongress, der im Anschluss an den diesjährigen Bäckerverbandstag in Hamburg geplant war, ist auf Wunsch der ausländischen Organisationen nunmehr für das Jahr 1907 in Aussicht genommen. Der Verbandstag der Maler in Hamburg hat sich im Prinzip für Abhaltung eines internationalen Kongresses ausgesprochen. Der Vorstand wurde mit den Vorarbeiten betraut. Vom 26. Juni bis 1. Juli findet in Mailand der 6. internationale Textilarbeiterkongress statt. Die Gründung einer internationalen Vereinigung der Sattler und Berufsgenossen plant der deutsche Sattlerverband. Aufgabe der selben soll sein, Gegenseitigkeitsverträge abzuschliessen, ferner bei Lohnkämpfen eine gegenseitige Verständigung und Unterstützung herbeizuführen.

× ×

Italien: Eisenbahnerstreik DIE Eisenbahner Italiens waren Mitte April des Jahres wieder einmal gezwungen, einen hartnäckigen Kampf um ihr Koalitionsrecht zu führen. Bereits im Jahre 1902 kam es dieserhalb zu einem Streik, der mit einem vollen Erfolg der Eisenbahner endete. Ende Februar dieses Jahres waren die Eisenbahner zu einem neuen Abwehrkampf genötigt. Die Regierung wollte die Gelegenheit der Beratung eines Eisenbahnverstaatlichungsgesetzes benutzen zu einem entscheidenden Schlag gegen das Koalitions- und Streikrecht der Eisenbahner. Diesen sollte durch Verleihung der Beamtenqualität und andere schöne Bestimmungen jede Möglichkeit, mittels Streiks ihre Interessen wirksam zu vertreten, genommen werden. Die Eisenbahner wandten

in der Abwehr dieser Massregel ein originelles Mittel an: sie obstruierten, das heisst, sie befolgten aufs peinlichste ihre Dienstreglements, was einer vollständigen Stillegung des Verkehrs gleichkam, und das mit den gesetzlichsten Mitteln, die es je gegeben hat. Es folgte der Rücktritt des Ministeriums Giolitti, und das Gesetz fiel zunächst unter den Tisch. Die Eisenbahner sollten sich aber nicht lange freuen. Denn das neue Ministerium Fortis legte der Kammer schon am 12. April ein neues Gesetz vor, welches zwar die von den Eisenbahnern am meisten beanstandeten Artikel des früheren Gesetzentwurfs nicht enthielt, dagegen viel schwerere Strafbestimmungen gegen streikende Eisenbahner brachte. Die Eisenbahner proklamierten aufs neue am 17. April den Streik, doch machte sich ein Mangel in der Einheitlichkeit der Bewegung und grosse Uneinigkeit unter den beteiligten Organisationen bemerkbar, wodurch die Wucht des Gegenstosses der Arbeiter abgeschwächt wurde. Das geplante Eisenbahnerentrechtungsgesetz kam denn auch am 19. April mit erdrückender Mehrheit zu stande, worauf der Eisenbahnerstreik zusammenbrach. Der Ausgang des Kampfes dürfte sehr demoralisierend auf die Eisenbahnerorganisationen wirken, ob aber die Regierung ihre Absicht einer Knebelung der Eisenbahner mittels des neuen Gesetzes erreichen wird, dürfte doch wohl sehr die Frage sein.

× ×

Kurze Chronik IM Bäckerverband wurde nunmehr auch durch Urabstimmung dem auf dem letzten Verbandstag beschlossenen erhöhten Beiträgen mit grosser Mehrheit zugestimmt. × Die Verbände der Eisenbahner, Seeleute, Maschinisten und Heizer, Hafenarbeiter und Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter haben am 1. April einen Kartellvertrag zu gegenseitigem Schutze und zur Wahrung gemeinsamer Interessen der Mitglieder abgeschlossen. × Ein neuer Zentralverband der Schirmmacher ist ins Leben gerufen worden. Er hat in Düsseldorf seinen Sitz. Der Wochenbeitrag ist auf 25 Pf. festgesetzt worden. × Der deutsche Zeichnerverband, dem vorwiegend Muster- und Möbelzeichner angehören, beschloss auf seiner Generalversammlung in Leipzig, sich der *Generalkommission* anzuschliessen. Bisher hielt er sich der modernen Arbeiterbewegung fern. × Die erste Arbeitersekretärin wird jetzt als vierte Beamtin des Sekretariats Nürnberg angestellt. Sie soll vorwiegend die Agitation unter den Arbeiterinnen Nürnbergs betreiben. × Ein Streik von 600 Bauarbeitern in Jaroslaw (Galizien) wurde gewonnen. Die Forderungen waren: Verkürzung der Arbeitszeit von 10 auf 9½ Stunden, Lohnerhöhung. ERNST DEINHARDT

Genossenschaftsbewegung

Grosseinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine DAS abgelaufene Geschäftsjahr war ein Jahr erfreulicher Weiterentwickelung für unsere *G. E. G.* Es traten ihr 83 neue Konsumvereine bei, so dass sich die Zahl der ihr angehörenden Vereine auf 348 vermehrt hat. Im ganzen stand sie mit 1366 Vereinen in Geschäftsbeziehung. Der von der Gesellschaft erzielte Umsatz bezifferte sich diesmal auf 33929406 M. gegen 26445889 M. im Vorjahre, was einer Steigerung von 28,3% entspricht. Dieser Umsatz vollzog sich zum weitaus grössten Teile im Kolonialwarengeschäft; auf Kohlen entfielen 462 242 M., auf Manufaktur- und Schuhwaren 2 367 655 M. Der Geschäftsbericht warnt übrigens kapitalschwache, kleine und junge Vereine ausdrücklich davor, sich mit dem letztgenannten Geschäftszweig zu befassen.

NOCH günstiger hat sich das geschäftliche Resultat gestaltet. Der Reingewinn stieg von 115 816 M. in 1903 auf 200 344 M., also um 73%. Dieses Resultat ist vor allem einer Steigerung des Bruttowarengewinnes zu danken, der diesmal 2,7% des Umsatzes betrug gegen 2,3% im Vorjahre. Infolge ihres grösseren Umsatzes war die Gesellschaft in der Lage, günstigere Schlüsse zu machen und bei Kommissionsgeschäften eine Erhöhung ihres Provisionsnutzens durchzusetzen. Die ihr in immer grösserem Umfange anvertrauten zeitweilig müssigen Kassenbestände der Konsumvereine machten es ihr ausserdem möglich, bei fast all ihren Zahlungen einen Skontogewinn einzustreichen. Die Geschäftsunkosten haben sich, wenn auch nur um eine Kleinigkeit, prozentual ermässigt, nämlich von 1,9 auf 1,85% des Umsatzes. Doch ist wohl zu erwarten, dass mit dem wachsenden Umfange des Geschäftsbetriebes und einer grösseren Stabilität aller Verhältnisse eine weitere relative Senkung der Unkosten eintreten wird. Es würde sich in Hinsicht darauf empfehlen, die distri-

butiven und produktiven Unkosten späterhin in der Rechnung getrennt aufzuführen, da die letzteren natürlich relativ viel grössere und mit der zunehmenden Eigenproduktion der Gesellschaft ständig wachsende sind, also das Bild verschieben würden. Bis jetzt betreibt die *G. E. G.* nur eine eigene Kaffeerösterei, aus der im letzten Jahre 782 756 kg Röstkaffee hervorgingen, und die 47 Angestellte beschäftigt. Doch ist die Gesellschaft, wie den Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, soeben im Begriff, den ersten Schritt zur Eigenproduktion grossen Stiles zu machen durch Errichtung einer Seifenfabrik in Aken a. E. Der in dieser Beziehung mit der Akener Stadtverwaltung geführte Kampf wird auch im Geschäftsbericht kurz dargestellt. Die letzte Phase desselben bildet ein Bescheid des Kalber Kreisausschusses an die *G. E. G.*, eine erneute Eingabe zu machen, in der an Stelle der Ableitung der Abwässer in den Mühlgraben eine andere Art der Beseitigung vorgesehen ist. Die Verwaltung wird diesem Verlangen selbstverständlich sofort nachkommen. Wie gross das Interesse der deutschen Genossenschaften an diesem Fortschritt ist, beweist die Tatsache, dass die für die Seifenfabrik benötigte Anleihe von 300 000 M. in kürzester Frist überzeichnet worden ist. Bezüglich der Verteilung des Reingewinnes schlägt der Geschäftsbericht entsprechend den statutarischen Bestimmungen vor, den grösseren Teil zur Dotierung und Verzinsung der Fonds und zu 5prozentiger Verzinsung der Geschäftsanteile zu verwenden. 92 000 M. sollen zur Verteilung einer Dividtnde von 3‰ auf den Umsatz der angeschlossenen, von 1½‰ auf den der nicht angeschlossenen Vereine bezahlt werden.

DER innere Ausbau der *G. E. G.* ist durch die Errichtung des Lagers in Ilversgehofen-Erfurt, durch das nun auch die 6. und letzte der geographischen Abteilungen eine eigene Zentrale erhalten hat, zu einem vorläufigen Abschluss gebracht worden. Ebenso gross, wie die der Lager, ist die Zahl der reisenden Vertreter der Gesellschaft.

DIE *G. E. G.* hat auch diesmal bei ihren Warenbezügen, soweit dies möglich war, genossenschaftliche Quellen bevorzugt. Von deutschen Produktiv- und landwirtschaftlichen Genossenschaften bezog sie für 608 550 M. Waren, vom schweizerischen Konsumvereinsverband für 24 600 M., von der englischen *C. W. S.* für 6560 M. Dagegen lieferte sie an die dänische Grosseinkaufsgesellschaft für 10 600 M. Produkte.

DIE vorläufige Tagesordnung der für den 22. und 23. Juni nach Stuttgart einberufenen ordentlichen Generalversammlung weist ausser den durch die Gesetzgebung vorgeschriebenen keine besonderen interessanten Gegenstände auf. Das ganze Intersse des diesjährigen Genossenschaftskongresses wird sich daher auf die der Generalversammlung vorausgehende Tagung des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* konzentrieren, die neben einer Reihe sonstiger wichtiger Materien die Schaffung einer Unterstützungskasse für die in den Vereinen des *Zentralverbandes* angestellten Personen zu erledigen haben wird.

× ×

Mainz IN einer Zeit der versteckten und offenen Drangsalierungen der Konsumvereine durch Regierungen und Behörden ist es erfreulich, einmal ein Beispiel gerechter und freundlicher Würdigung der Verdienste einer Genossenschaft seitens einer Behörde registrieren zu können. Bei der Einweihung der ersten Genossenschaftsgebäude der jungen Mainzer Spar- und Konsum- und Produktionsgenossenschaft war es, wo auch die Spitzen der städtischen Behörden, der Oberbürgermeister und die beiden Bürgermeister, erschienen waren. Bei dieser Gelegenheit hielt Oberbürgermeister Dr. Gassner eine schwungvolle Rede, in der er, anknüpfend an das Sprichwort *Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur* der Genossenschaft zu ihrer schönen und raschen Entwickelung gratulierte und den Wunsch aussprach, dass das Unternemen, von Erfolgen zu Erfolgen schreitend, wachsen, blühen und gedeihen möge zum Wohle seiner Mitglieder und zu Nutz und Ehre der Stadt Mainz. Diese Stellungnahme des obersten Beamten der Stadt ist um so bedeutungsvoller, als auch in Mainz ein Rabattsparverein der Händler im Geiste Suchslands existiert, der das Übliche an gehässiger Beschimpfung und Bekämpfung des Genossenschaftsunternehmens leistet.

DER Mainzer Konsumverein wurde vor 5½ Jahren von einer kleinen Anzahl fortgeschrittener Arbeiter gegründet. Er

hatte es am Schlusse des letzten Geschäftsjahres auf 3294 Mitglieder, einen Jahresumsatz im eigenen und Lieferantengeschäft von 856 019 M. und einen Überschuss von 63 690 M. gebracht. Das an der Bahn gelegene Grundstück der Genossenschaft ist 42 m lang und 53 m tief. Das 5stöckige, mit den modernsten und zweckmässigsten Einrichtungen ausgestattete Lagerhaus nimmt eine Fläche von 25×12 qm ein. Ausserdem ist auch schon ein grosses 4stöckiges Wohnhaus mit Restaurant im Parterre errichtet. Platz für Erweiterungsbauten ist hinreichend vorhanden. Heute schon ist das eigene Geschäft der Mainzer Arbeiter das grösste Unternehmen der Branche am Orte.

× ×

Belgien DEM Verband der belgischen Arbeiterkonsumvereine gehörten Ende 1904 95 Konsumvereine an; im ganzen stand die Zentralstelle mit 169 Vereinen in Geschäftsbeziehungen. Ihr Umsatz betrug 1 633 000 fr., 171 000 fr. mehr, als im Vorjahre, der Überschuss 24 634 fr. Die eigene Kaffeerösterei verkaufte für 36 014 fr. Produkte, während der Umsatz der Genossenschaftsweberei in Gent sich auf 312 000 fr. belief. Auch die kleineren Produktivbetriebe ergaben befriedigende Resultate. Der Jahresbericht klagt leider über die grosse Gleichgültigkeit der Verbandsvereine, ohne die die Leistungen und Fortschritte des Verbandes und vor allem der Zentralstelle noch bei weitem günstigere hätten sein können.

× ×

Kurze Chronik DER anhaltische Landtag hat eine Gesetzesvorlage angenommen, durch die den Gemeinden die Erhebung einer progressiven Umsatzsteuer für Konsumvereine gestattet wird, die aber ½% des Umsatzes nicht übersteigen darf. × Die Hamburger *Produktion* hat sich auch im Geschäftsjahre 1904 gut weiterentwickelt. Mitgliederanzahl: 18 766, Umsatz: 2 971 610 M., Überschuss: 108 448 M., Rückvergütung: 3%. Der Verein hat jetzt 32 Verkaufsstellen, betreibt eigene Bäckerei und Schlächterei und beschäftigt 190 Angestellte. × In sächsischen Genossenschaftskreisen ist jetzt mehrfach eine bezirksweise Regelung und möglichste Herabsetzung der Rückvergütung angeregt worden, um damit der gegenseitigen Dividendentreiberei benachbarter Konsumvereine ein Ende zu machen. Ein sehr begrüssenswertes Vorhaben! × Die berühmte Glasgower Bäckereigenossenschaft, der nicht weniger als 143 Konsumvereine als Abnehmer angehören, hatte im II. Halbjahre 1904 einen Umsatz von 4 867 640 M. Die Genossenschaft beschäftigt 1184 Angestellte. × Am 1. Mai wurde auf dem Friedhof zu Oberwil das Grabdenkmal des unvergesslichen Stefan Gschwind, eine Bronzebüste auf einfachem Sockel, enthüllt. GERTRUD DAVID

Frauenbewegung

Internationaler Frauenkongress DER internationale Frauenkongress in Berlin, über den hier seinerzeit berichtet worden ist (vergl. *Sozialistische Monatshefte,* 1904, II. Bd., pag. 672 ff.), wird nach seinen wesentlichsten Darbietungen in dem Bericht zusammengefasst, der von der Bundesvorsitzenden, Frau Marie Stritt, im Auftrage des Bundesvorstandes herausgegeben worden ist /Berlin, Habel/. Diese ausgewählten Referate erweisen aufs neue, welch ein tüchtiges Stück Arbeit da in den Junitagen des vergangenen Jahres geleistet wurde. Gewiss sind die Rückständigkeiten und Fehler unvergessen, von denen jene Tagung begleitet war. Unvergessen soll aber auch sein, dass hier und wohl zum erstenmal in solchem Umfang und mit solcher Gründlichkeit gezeigt wurde, was Frauen leisten können, und in welch sachlicher und verständiger Weise sie an allen sie berührenden Fragen des flutenden Lebens teilzunehmen wissen. Dessen ist der vorliegende stattliche Band ein wertvolles Zeugnis, der mit viel Sorgfalt zusammengefasst und redigiert worden ist. Seinen reichen Inhalt an dieser Stelle im einzelnen zu würdigen, ist unmöglich. Jedenfalls wird er als Handbuch für jeden wichtig sein, der sich für den Stand der Frauenfrage interessiert.

DURCH eine ironische, aber auch des Humors nicht entbehrende kritische Schärfe zeichnet sich die Betrachtung *Warum Frauen in den Vereinigten Staaten nicht stimmen können!* aus. Und einen höchst erfreulichen Beweis für den unbedingten sachlichen und ideellen Wert des aktiven Frauenstimmrechts gibt die Darlegung der Berichterssatterin für Neuseeland über die Wirkungen des Frauenstimmrechts. Es hat die Wahlsitten verbessert, die Trunksucht erfolgreich bekämpft, die Befürchtung der her-

einbrechenden Pfaffenherrschaft durch die Tatsachen widerlegt, ebenso die Furcht, dass Frauen ihr Heim und ihre hausmütterlichen Pflichten vernachlässigen könnten, den Volkswohlstand vermehrt, eine echte Kameradschaftlichkeit zwischen den beiden Geschlechtern angebahnt und dadurch den moralischen Standard gehoben.

EIN in all seiner Knappheit erschütterndes Bild von der Lage der holländischen Arbeiterinnen entrollen die Schilderungen, die Henriette van der Mey von dem Leben, den fürchterlichen Lohn- und Arbeitsbedingungen der Ziegelei-, Land- und Zigarrenarbeiterinnen, den Zuständen innerhalb der Heimarbeit, den Wohnverhältnissen u. s. w. entwirft. Im allgemeinen ist ja die Arbeiterinnenfrage auf diesem Kongress zu kurz gekommen. Wir können der Leitung daraus keinen Vorwurf machen, da es nicht, oder wenigstens nicht allein, ihre Schuld war. Wohl aber hätte man dafür Sorge tragen müssen, dass das Wenige, was vorgebracht wurde, zumindest gleich den Ausführungen der holländischen Referentin, statt akademischer Auseinandersetzungen einen Überblick über tatsächliche Zustände innerhalb des Arbeiterinnendaseins gegeben hätte. Warm und eindringlich behandelte eine norwegische Delegierte die Frage des Mutterschutzes und des Schutzes der unehelichen Kinder. Besonders sympathisch berührt auch eine Besprechung der Prostitutionsfrage in Holland, die sich von jeder Übertreibung oder Selbstüberhebung, von jeder Phrase und Schönfärberei frei hält und mit nüchterner Sachlichkeit die so überaus schwierige Materie in ihrer Bedingtheit prüft und kennzeichnet.

ALS ein Mangel der Publikation ist das Fehlen der deutschen Übertragung bei den fremdsprachlichen Referaten anzusehen. Es geht nicht an, vorauszusetzen, dass das gesamte deutsche Lesepublikum, an das sich die Veröffentlichung doch vorwiegend wendet und dessen Interesse gewonnen werden soll, zweier fremder Sprachen so weit mächtig ist, um hier folgen zu können.

× ×

Geschlechtsprobleme ALLE Moral ist relativ, und Moral ist gesellschaftliche Übereinkunft. Geschlechtliche Unmoral und geschlechtliche Sklaverei aber kennt allein die Bestie Mensch, die einzige, die diesen Namen zu Recht trägt. Dies das Leitmotiv einer Abhandlung der *International Socialist Review*, in der Isador Ladoff, gestützt auf ein reiches Zahlen- und Tatsachenmaterial, Ausschnitte aus der ewig neuen und immer gleich fürchterlichen Prostitutionstragödie bringt, die sich im vorliegenden Falle hauptsächlich auf dem Boden New Yorks abspielt. Auch er ist der Ansicht, dass das Übel in seinen schlimmsten Formen erst mit einer gesünderen und vernünftigeren Wirtschaftsordnung an Stelle des heutigen kapitalistischen Systems schwinden wird.

ALS eine einschlägige Materie ist das Thema einer Schrift von Dr. Ernst Feder zu betrachten, die *Das Verwandtschaftsrecht einschliesslich des Rechtes der unehelichen Kinder* /Berlin, Verlag der *Frauenrundschau*/ betitelt ist. In klarer, übersichtlicher und fasslicher Weise wird das Rechtsgebiet umgrenzt und ausgeschöpft, die Mangelhaftigkeit des Bürgerlichen Gesetzbuches in diesem Punkte dargetan und zu gunsten eines erweiterten Rechts des unehelichen Kindes, sowie der Vormundschaftsrechte seiner Mutter Stellung genommen.

× ×

Arbeiterinnenverhältnisse DER *Bund deutscher Frauenvereine* hat dem Reichstag eine Petition um Neuordnung und Verbesserung der Rechts- und Schutzverhältnisse der häuslichen Dienstangestellten zugehen lassen, die unter anderm die Abschaffung der Gesindeordnung und Unterstellung unter die Gewerbeordnung, sowie Ausdehnung der Kranken- und Unfallversicherungspflicht auf die häuslichen Angestellten verlangt.

DIE Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen betrug nach der Rundfrage vom Jahre 1902 bei 46,7% der Arbeiterinnen noch mehr, als 10 Stunden. Dies beweist aber um so weniger gegen die Notwendigkeit und Durchführbarkeit des Zehnstundentages, als gerade im grossstädtischen Betrieb und in der qualifizierten Arbeit mit dem 9- bis 10stündigen Arbeitstag die besten Erfahrungen gemacht wurden, und es beweist erst recht nichts, wenn man bedenkt, dass die lange Arbeitszeit mit 65% innerhalb der durch lange Arbeitszeit und niedrige Entlohnung berüchtigten Textilindustrie anzutreffen ist. Von 84 Gutachtern haben sich 66 für den Zehnstundentag ausgesprochen.

× ×

Arbeiterinnen-bewegung AUCH in der Textilindustrie wird es aber allmählich Licht werden. Als erfreuliches Symptom in dieser Richtung ist anzuführen, dass, während die Zahl der männlichen Mitglieder des Textilarbeiterverbandes im IV. Quartal 1904 im Verhältnis zur Durchschnittsmitgliederzahl des Jahres 1903 um etwa 6500 gesunken, die der weiblichen um über 1000 gestiegen ist. Auch die weibliche Mitgliederzahl des Metallarbeiterverbandes hat um 1600 zugenommen und beträgt 7200. Ein gutes Omen für alle jene, die mit Recht das Heil der Arbeiterinnenorganisation nicht in Sonderbündelei, sondern im Eingehen in die allgemeine Gewerkschaftsorganisation sehen.

× ×

Kurze Chronik DER 2. Verbandstag des *Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen Deutschlands*, der Ende März in Berlin tagte, war von 43 Delegierten besucht. Auch die Regierung hatte Zeit gefunden, dem bürgerlichen Schosskind ihr Interesse durch Entsendung eines Vertreters zu bezeugen. × Eine Petition des *Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine* um Zulassung der weiblichen Postbeamten zu den höheren Stellen des Postdienstes ist durch das probate Mittel des — Übergangs zur Tagesordnung erledigt worden. × In Holland sollen kraft königlichen Erlasses alle verheirateten Frauen aus dem Reichspost- und Telegraphendienst entlassen werden. × Wie logisch es ist, die Ehe als Entlassungsgrund zu normieren, geht aus der von Wien mitgeteilten Tatsache hervor, dass im Schuljahr 1902-1903 von 497 verheirateten Lehrerinnen Wiens 8 aus Familienrücksichten auf einige Wochen beurlaubt werden mussten. Das sind 1,6%; und nun frage man einmal den Krankheitsurlauben der Lehrer nach!

× ×

Literatur DIE Frauenfrage behandelt Paul Lafargue in der *International Socialist Review*. Er zerpflückt die landläufige Bourgeoisauffassung und führt auf Grund einwandfreier historischer, sowie wissenschaftlicher Zeugnisse und statistischen Materials aus, dass die Frauen den Männern nicht nur gleich, sondern in manchen Stücken, zum Beispiel in der Vitalität, sogar überlegen seien. Auch seine Hypothese, dass durch die jahrhundertelange geistige und körperliche Benachteiligung und Unterdrückung des Weibes die Allgemeinentwickelung des Menschengeschlechts hintangehalten worden sei, ist nicht von der Hand zu weisen. Ebenso die sich daraus ergebende Schlussfolgerung, dass die Gleichheit und Freiheit des Weibes im Interesse der Artentwickelung zu fordern und zu fördern sei.

HENRIETTE FÜRTH

KUNST

Dichtkunst

Ricarda Huchs Menschen RICARDA Huch erzählt von einem Träumer, der im Urwald liegt. Über ihm ist das Zweiggeschlinge so fest und dicht verwachsen, dass jedes Fleckchen des Himmelblaus verborgen scheint. Da schiesst der Lichtsehnende mit einer Pistole das Dickicht entzwei, und ein knospengrosses Himmelsstücklein enthüllt sich. Von dem kann der Träumer alle übrigen unermesslichen Himmelsherrlichkeiten weiterspinnen. — Sie selber tut so. Es ist, als brauche sie nur ein einziges Fünklein, um die Phantasie zur lohenden Gestaltungskraft anzuschüren. Mühelos und spielend fabuliert sie. So brodelnd ist der innere Reichtum, dass es ihr versagt blieb, im Drama ihn zu bewältigen. Das Renaissancestück *Evoe* ergreift erst, wo zwei Liebende breit und lyrisch den Überfluss der Empfindungen hinströmen dürfen. Sich Erinnern, rückwärts Schauen, die Begebenheiten und Stimmungen, die ein Leben formten, behaglich Zerfasern, das ist der Hang dieser seltenen Erzählerin. Und deshalb legt sie gern einem Helden die Feder zur Hand, damit er im ungehemmten Selbstgespräch Schicksale berichte, auch bei kleinen Ereignissen beschaulich verweilend.

WIE kam Liebesweh in die Welt? Unirdische Schwärmer dachten, am Maientag auf einer Wiese alle sehnende Kreatur zu gesellen. Die Heilsbotschaft der freien, vom Sinnentrieb allein bewegten Liebe ward Gesetz für eine Frühlingsnacht. Aber merkwürdig und beklagenswert, die Besten grad, die von Hoheitsgefühlen am innigsten Erfüllten, schauerten vor solcher Fessellosigkeit. Sie nahmen und gaben sich und waren dennoch von Liebe leer, die nur ganz Flattrige sehr obenhin beglückte. Die Lehre des Märleins deutet Ricarda Huchs an den zu schnell Verbundenen, deswegen schmerzhaft Enttäuschten. Die können nichts, als bresthafte Pein, erwarten. Nur denen

kommt starkes, ewiges Liebesglück, die in zager Auslese ihre Seelen suchten, behutsam und andächtig eines das andere prüfend. Die Gestaltung dieses Problems ist der Dichterin besonders wert. Sie hat es zum Grundstoff ihrer drei grossen Romane gemacht.

ALTER Kulturboden trägt schöne, aber leis schon angemoderte Menschen. Ein Glied der Gruppe vereint sich mit einem fremden Wesen, das aus der Ferne kam. Es ist eine Frau mit gallischer Hurtigkeit, ein Prinz mit sagenhaften Kronen, der in exotischen Ländern des Daseins Unverständlichkeit zu betrauern anhub, dann ein gesundes, wärmendes Blut, das fähig ist, alle Borne der Fröhlichkeit und des Mutes zu erschliessen. Diese aufwühlenden, zersprengenden Elemente können aber nicht lange wirken. Sie tragen immer den Keim eines frühen Todes in sich, der sehr bald reift. Ist nun das Wohltätige, Erfrischende aus den Tagen der Beraubten geschaltet, so nistet eine stumpfe Wunschlosigkeit, die nur manchmal nach einstigem Goldenen bebt, sich ein. Im Grunde schaut die Poetin sehr ernsten Auges auf die Wirrnisse des Lebens. Wenn Geschicke heiter sich aufbauen, werden sie schnell beschattet. Aber Ricarda Huch weint nie selbst darum. Des eigenen Herzens Mitschwingen unterdrückt sie geflissentlich und ist in diesem Zuge verwandt den Körper gewordenen Unsterblichkeitsmächten ihrer Werke, die alles Blühen und Vergehen mit überlegenem Lächeln verfolgen, mit nie zu trübender Freudenhoffnung oder einer allgerechten Klugheit, die unantastbar ist.

DOCH sind diese Unsterblichkeitsmächte nur ein wonniger Trug, aus Irdischem gemacht und dem Siechtum bestimmt. Wenn sie verfallen, kranken die Kinder ihrer Hut erst recht. Sie zittern vor langwierigem, qualvollen Leiden; sie sind viel zu sehr an Vollkommenheit gewöhnt, in Gedanken mit den Möglichkeiten des Seligen vertraut, als dass sie im stande wären, Hässlichkeit und schmutzige Notdurft hinzuschleppen. Weil sie sich am Glück nicht sättigen können, fliehen sie das hereinbrechende Elend. Selbstmord ist ihr Ende. Mit mannigfaltiger Buntheit werden diese Selbstmorde geschildert. Meist erfolgen sie ohne Geräusch, in dunkler Verstohlenheit, und die Dichterin ist bemüht, die Spuren der Toten rasch zu verlöschen. Sie sieht etwas beinah Selbstverständliches und nicht durchaus Tragisches im freiwilligen Sterben der zu Schwachen, das in ihr weder Schrecken, noch Abscheu zündet.

DEN Menschen, die allezeit ungebeugt und jung bleiben, gilt ihre besondere Anhänglichkeit. Es ist für sie immer ein wehmütiger, betränter Augenblick, wenn einer das Alter herschleichen fühlt und das Absinken vom lerchenhohen Fluge. Dann hascht sie rührende Molltöne, das Gemüt pressend und bange Ahnungen weckend. Denn nicht der Tod ist ihre Furcht, sondern die Ohnmacht, zu sterben. Die Starken aber und Dauernden müssen durch leibliche Vollendung nach aussen künden, was sie an Stahl und Wucht im Innern hegen. Darum weiss sie Männerschönheit besonders zu preisen, solange sie noch strotzend ist. Deshalb glaubt sie, das Bild einer Frau eindringlicher zu malen, wenn sie ihm die Haltung einer Empiregestalt leiht. In geräumigen, mit breitspurigen Möbeln ausgestatteten Zimmern wohnen diese Lieblinge, schreiten durch wilde Felslandschaften und sind bestrebt, auf steinigem Grunde sich einzuwurzeln. Scheitert dies Trachten, dann sollen Müdigkeit und Erschlaffung nicht vorwalten. Die Lippen aufeinanderbeissen und sich hochstemmen, ist Pflicht. Wenn nur der Stachel nicht wäre, dass einmal spielende Kräfte die Sonne herniederzogen, jetzt aber aufgepeitschte nichts mehr entfachen können, als ein schwaches Friedensflimmern. Hierfür weiss Ricarda Huch keine Linderung, den Ausweg des Selbstmordes allein. Aber wenige besitzen so viel Mark des Entschlusses. Einmal zürnt sie derart solchem Schwächling, dass sie ihn vom eigenen Bruder in den Tod hetzen lässt.

DENNOCH kennt Ricarda Huch einen Schlag von Helden, die meist verachtet und übersehen werden, denen sie aber ihre ganze liebkosende Aufmerksamkeit zuwendet: es sind die Helden der Phantasie, des Traumes, die alle Paradiese durchwandern, obwohl sie am Kreuze bluten. Verkrüppelt sind diese Helden, verspottet, vom Hunger oft bedroht, von Krankheit und düsterster Alltagssorge zernagt. Sie türmen aber so sternenhoch eine Glückswelt um sich, dass ihre ätherische Pracht beinahe der echten Grösse ähnlich wird. Zärtlich haftet die Dichterin an den Geschöpfen ihrer Caritas und eröffnet den Kindern, die ja gleiche Neigung brauchen, ihre Seele

ebenso weit. Klug sind ihre Kinder und begehrlich nach Welten, die nur Begnadeten und Genussfähigen sich auftun. Grad sie nahen sich immer, um den Alternden des Welkens Beginn anzusagen. So schwere Nachricht aus so arglosem Munde schmeckt dann noch viel bitterer.

DIE Dichterin hat in zwei Bänden die Geschichte vom Blühen und Verfall der Romantik geschrieben. Hayms gedankenträchtiges Wissen steht ihr nicht zur Verfügung. Sie darf sich aber einer Gabe rühmen, die dem blossen Gelehrten versagt war: Wenn sie ein Bild des romantischen Menschen zeichnet, das persönliche Walten romantischer Poeten, Philosophen und Ärzte, so erblickt sie all die Gestalten in ausgeprägter Leibhaftigkeit vor Augen und weiss es mit treffender Sicherheit, ihre Eindrücke dem Leser ins Blut zu senken. Der schaffenden Künstlerin hat es beim wissenschaftlichen Arbeiten offenbar äusserst behagt, dem toten Buchstaben von ihrem reichen Leben einzuhauchen. Ein mystischer Drang zuckt dann in ihr, auf ein Klingen des starren Wortes zu lauschen, das nur den bevorzugtesten Ohren tönen mag. Überall, wo in Ricarda Huchs Erzählungen Gelehrte auftreten, ist die Neigung in ihnen, den schauenden Kunstgenuss mit dem wägenden der Wissenschaft zu einen. Künstler oder Gelehrte, die es nicht tun, sind nur minderwertig oder verdanken Namen und Ansehen zufälligen Äusserlichkeiten. Und die rechten Geistesarbeiter, die nur aus Trieb, nicht aus Not forschen, sind von ungewöhnlicher Lernbegier. Auch hier wieder achtet sie wirklich nur die Ernsten und Grossen, während sie für unfruchtbare Nichtstuer allein hämisches Mitleid äussert. Das Halbe und Brüchige in geistesarmen und gefühlsmatten Seelen erträgt sie nicht. Doch starke Vernunft scheint ihr immer versöhnt mit inbrünstiger Empfindungskraft. Diese beiden Mächte soll der Mensch im Leben bewähren. Fragt man die Dichterin aber, was ein wahres Menschensein darstelle, dann sagt ihre Antwort: ›Alles Leben ist ein Geschäft der Liebe, und was ist und geschieht, ist nichts, als fliegender Same der grossen Erdblume, die unsere liebetrunkenen Sinne entzünden soll, unsterbliche Schönheit hervorzubringen.‹

IN den vier grossen Romanen *Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren, Aus der Triumphgasse, Vita somnium breve, Von den Königen und der Krone* — von denen die beiden mittleren schon in besonderen Essays dieser Zeitschrift gewürdigt worden sind — hat Ricarda Huch ihr Reifstes gegeben. Die Mischung von Romantik und wirklichem Alltag ist in der letzten Geschichte von eigentümlich schöner Wirkung. Erst mag der Leser sich nicht gern in diese Zwitterwelt einspinnen lassen, aber schliesslich werden seine Sinne doch zur Andacht gefesselt. Die Lyrikerin ist immer da am erfreulichsten, wo sie des eigenen Wesens sich entäussern darf, um die Empfindungen und Stimmungen bevorzugter Gestalten zu malen. Die kleinen Erzählungen, die, wie das Drama der Dichterin, häufig im Renaissance-Italien spielen, oder zur Zeit des Hexen- und Geisterglaubens, sind nicht in der freien, vollendeten Art der klassischen Schweizer geschrieben, denen Ricarda Huch nacheifert.

× ×

Neuausgaben *DER Mondreigen von Schlaraffis* und andere Geschichten R i c a r d a H u c h s erscheinen in neuer Ausgabe bei H. Haessel in Leipzig. Von F r i e d r i c h T h e o d o r V i s c h e r s humoristischem Roman *Auch Einer* veranstaltet die *Deutsche Verlagsanstalt* in Stuttgart eine Volksausgabe. Die Reihe einer Sammlung *Erzieher zu deutscher Bildung* setzt der Verlag Diederichs zu gelegener Zeit mit S c h i l l e r fort, aus dessen kunsttheoretischen und pädagogischen Schriften ein angenehmes Büchlein zusammengestellt ist. Schillers Urenkel, Alexander von Gleichen-Russwurm, schrieb die Einführung.

× ×

Kurze Chronik DER Dichter C a r l S p i t t e l e r beging am 24. April seinen 60. Geburtstag. Über sein Hauptwerk, den *Olympischen Frühling*, soll nächstens hier gesprochen werden.

× ×

Literatur DES Nancyer Literaturprofessors H e n r i L i c h t e n b e r g e r Werk *Henri Heine penseur* übersetzte F. von Oppeln-Bronikowski ins Deutsche /Leipzig, Reissner/. × A. L. W o l y n s k i j s Studien über Dostojewskij, I. Teil, und des gleichen Autors Abhandlung *Der moderne Idealismus in Russland* hat Melnik deutsch herausgegeben /Frankfurt, Rütten & Loening/. MAX HOCHDORF

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION WILHELM STERNBAUER · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. · DRUCK VON MÖLLER & BOREL G. M. B. H. · SÄMTLICH IN BERLIN



